Neue
Auserleſene Schriften

der

Enkelin der Karſchin.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Herausgegeben

auf Unterzeichnung zur Unterſtützung verwundeter Vaterlandsvertheidiger.

Erſte Abtheilung.

Heidelberg 1817,

gedruckt und verlegt von Joſeph Engelmann.

Fragment.

An eines heil'gen Münsters offnen Hallen
Stand ich, gelehnt, und hielt ein altes Buch;
Da sah ich edle Frau'n vorüberwallen
In einem langen, ernsten, stillen Zug;
Im Duft der Schleyer, die zur Erde fallen,
Sah ich wie jede Salbenkrüge trug;
Und wo das Kreuz die offnen Thüren zeigten,
Verweilten alle, daß sie da sich neigten.

Wie dieſen ſtillen Segen ſie genommen,
Sah ich, wie ſanft der Zug ſich weiter [illegible]te;
Doch faſt war mir um ihn das Herz beklommen,
Denn um die fernen Berge blinkten Schwerte,
Der Donner ward im Wiederhall vernommen,
Es weinten Kinder, Mütter, Silberbärte,
Vor'm Thor der Stadt da woge' ein wild Gedränge,
Da hielten Seuch' und Noth ihr Todgepränge.

Und als die Kläng' im Dome ſich erhoben,
Da drang ihr mächtig Strömen durch mein Herz,
Hinnachzufolgen fühlt' ich mich gehoben,
Ich blickte auf den Zug wie himmelwärts,
In ſolchen Frauen läßt der Herr ſich loben,
Denn wie das Lächeln nahen ſie dem Schmerz,
Und wo es gilt zu lindern und zu pflegen,
Wird ihnen Chriſtus Kraft und Chriſtus Segen.

Die Armuth frohlockt, wenn die Engel nahen,
Es blickt das Elend von dem Krankenſtab,
Man ſieht die Schaar den frommen Zug umfahen,
Der Kleidung, Speiſe, Linderung ihr gab,

Der eine ſchön're Perlenkron' empfahen
Für jede Zierde, die er trug zu Grab,
Der mit der Zeit und den Betrübten leidet,
Wie ſich ein Weib vom kranken Kind nicht ſcheidet.

Das Mitleid, das ſich ſelber Wunden ſchlägt,
Hat ſeine Heimath in dem Mutterſinne;
Und wenn die Zeit nur Thränenurnen trägt,
So wird nur Balſamkrug ihr zum Gewinne;
Ihr helft ihr, wenn ihr ihrer Kranken pflegt,
Der Troſt der Zeit wohnt eurem Herzen inne,
Wenn ihre eine Hand nur Wunden ſchlägt,
Giebt's eine andre, die der Wunden pflegt.

So folgt' ich froh dem Zuge dieſer Frauen,
Als walleten ſie zum Grabe unſers Herrn,
Und würden in dem Grab den Engel ſchauen,
Sein Morgenwort verkünden, nah und fern;
Die Sonne ruhte mild im Himmelblauen,
Als wollte ſie den heil'gen Frieden gern,
Und — bis er wehte durch die ird'ſchen Thale —
Als wär't ihr Frauen ſeiner Botſchaft Strahle.

Als drauf im Zug die Frau'n zurücke kamen,
Da traten wir im dunkeln Münſter ein;
Es leuchteten die Bilder in den Rahmen
Der bunten Gläſer, ſelig war der Schein;
Der Orgel Tön' auf ihre Flügel nahmen
Die ſchwere Zeit und hoben ſie hinein,
Die Frauen aus des Zuges Reih' getreten
Sah ich als wie in blauen Nächten beten.

Es ſtand des Herren Prieſter am Altar,
Ich bog in glüh'nder Andacht meine Knice,
Und heiliger Geſichte nahm ich wahr,
Als wenn der Märt'rer Reihn dort auferblühe,
Der niederſah von Fenſtern düſter klar, —
Ganz abwärts ſank der Kleinmuth und die Mühe,
Die Blicke hoben ſich am alten Dom,
In Gottes Meer verſank der Zeitenſtrom.

Da war's als rauſcht' es kühl von Palmenzweigen,
Ein weißer Glanz umleuchtete die Frauen,
Und aus den Fenſterbildern niederſteigen
Sah ich viel Märt'rer, Heil'g', und ſel'ge Frauen,

Sah Kunegund', Eliſabeth im Reigen,
Und all' die Blumen unſrer lieben Frauen;
Sie ſprachen: wer den Herrn aufnimmt hienieden,
Soll ſchauen Gott und hat den ew'gen Frieden.

Dann löſ'ten ſich die würdigen Geſtalten
In Tönen auf und wallten her und nieder,
Und ſangen: Chriſtus wird den Sieg behalten,
Um euch ihr Kämpfer ſchweben ſel'ge Brüder,
Drum ſollt' ihr froh des Herrn Panier entfalten,
Um alle, die es tragen, leuchter's wieder;
Und bleibet Hand in Hand, ihr lieben Frauen!
Wer ſich beſiegt, der wird den Siegstag ſchauen.

Wie's alſo durch den ernſten Münſter tönte,
Sind mir die Frauen ſel'ger vorgekommen,
Daß ſelbſt der Greiſen Antlitz ſich verſchönte,
Ja, Schweſtern, Töchter ſchienen dieſe Frommen
Von Heil'gen, deren Bild ſich niederlehnte,
Kein leiſes Wort ward in dem Dom vernommen,
Mir war's als ſäh ich Bilder an mit Beben,
Doch blühten all' in Gottes friſchem Leben.

Nun hoben ſie ſich wieder von den Knieen,
Eintraten Kinder mit der Blumen-Spende,
Und ſahn die Mütter noch in Andacht glühen,
Die Mütter falteten der Kinder Hände,
Und ob den Jungfraun ſchien es zu erblühen
Als ob ein Engelchor den Brautkranz wände,
So zogen ſie, verklärt wie ſie gekommen,
Der Frühling hat ſie in Empfang genommen.

Geſchrieben im Frühling 1815.

D. H. Graf von Loeben.

Subſcribenten-Verzeichniß.

(Nach alphabetiſcher Ordnung der Länder.)

Herzogthum Anhalt-Deſſau.

Ihro H. D. Amalie, verwittwete Erbprinzeſſin zu Anhalt, geb. Prinzeſſin zu Heſſen-Homburg. 2 Exempl. 2 Friedrichsd'or.

Großherzogthum Baden.

Ihre K. H. die verwittwete Frau Markgräfin von Baden, geb. Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt. 10 Exempl. ſubſcribirt.

Königreich Baiern.

Ihro Majeſtät Caroline, Königin von Baiern, geb. Prinzeſſin von Baden -- -- -- -- 2 Dr. 2 Carolin.

Ihro Königl. Hoheit Thereſe, Kronprinzeſſin, geb. Prinzeſſin von Sachſen-Hildburghauſen -- 1 Dr. 9 Carolin.

Fürſtenthum Detmold.

Ihro H. D. die regierende Frau Fürſtin Pauline von der Lippe-Detmold, geborne Prinzeſſin zu Anhalt-Bernburg. 20 Dr. 4 Friedrichsd'or.

Grafſchaft Erbach-Erbach.

Ihro Erlaucht Frau Gräfin von Erbach-Erbach, geb. Gräfin von Wartenberg-Rothe. -- -- 3 Dr. ſubſcribirt.

Grafſchaft Erbach-Fürſtenau.

Ihro H. D. Frau Gräfin Erbach-Fürſtenau, geb. Prinzeſſin von Hohenlohe. -- -- -- 3 Dr. 1 Dukaten.

Ihro H. D. die verwittwete Frau Gräfin von Erbach-Fürſtenau. -- -- -- -- 3 Dr. 1 Dukaten.

Großbrittannien.

Ihro K. H. Frau Herzogin von York, geb. Königl. Prinzessin von Preußen. -- -- 1 Ex. 1 Friedrichsd'or.

Kurfürstenthum Heſſen.

Ihro K. H. Auguſte, Kurprinzeſſin, geb. Königl. Prinzeſſin von Preußen. -- -- -- 1 Ex. 2 Carolin.

Großherzogthum Heſſen.

Ihro K. H. die Frau Großherzogin Luiſe von Heſſen, geborne Prinzeſſin zu Heſſen -- -- 12 Ex. 8 Kronenthaler.

Ihro K. H. die Frau Erbgroßherzogin Wilhelmine von Heſſen, geb. Prinzeſſin zu Baden. -- 12 Ex. ſubſcribirt.

Fürſtenthum Leiningen.

Ihro H. D. die verwittwete Fürſtin Viktorie von Leiningen, geb. Prinzeſſin zu Sachſen-Coburg. 6 Ex. 6 Dukaten.

Fürſtenthum Löwenſtein-Wertheim.

Se. H. Durchlaucht Fürſt Johann Carl Ludwig zu Löwenſtein-Wertheim-Freudenberg. -- -- 2 Ex. 2 Thaler.

Se. Durchlaucht der Herr Erbprinz Georg zu Löwenſtein-Wertheim-Freudenberg. -- -- 4 Ex. 4 Thaler.

Ihro H. D. Frau Erbprinzeſſin Erneſtine zu Löwenſtein-Wertheim-Freudenberg. -- -- 4 Ex. 4 Thaler.

Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz.

Se. K. H. der regierende Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz. -- -- -- -- 4 Ex. 3 Dukaten.

Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin.

Ihro K. H. die Frau Erbgroßherzogin Caroline von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzeſſin zu Sachſen. 1 Ex. 2 Friedrichsd'or.

Fürſtenthum Naſſau-Uſingen.

Ihro H. D. die regierende Frau Fürſtin, geb. Prinzeſſin von Waldeck. -- -- -- 1 Ex. 5 Conventionsthaler.

Kaiserthum Oesterreich.

Ihro hochfürstliche Durchlaucht, die Fürstin Schwarzenberg eine unbestimmte Anzahl Exemplare.

Königreich Preußen.

Se. Majestät, der König. -- -- 1 Fr. subscribirt.

Ihro Königl. Hoheit die Prinzessin Mariane Wilhelm von Preußen, geb. Prinzessin zu Hessen-Homburg. 10 Fr. 20 Thlr.

Ihro Königl. Hoheit Luise, Fürstin Radzivil, geborne Königl. Prinzessin Ferdinand von Preußen. 10 Fr. subscribirt.

Se. hochfürstliche Durchlaucht Fürst Karl von Hardenberg. 1 Fr. subscribirt.

Se. hochfürstliche Durchlaucht Fürst Blücher von Wahlstatt. 1 Fr. 1 Napoleon.

Kaiserthum Rußland.

Ihro Kaiserl. Majestät Elisabeth Alexiewna, Kaiserin aller Reußen, geb. Prinzessin zu Baden. 40 Fr. 18 Dukaten.

Fürstbisthum Regensburg.

Se. hochfürstliche Durchlaucht Carl von Dalberg, Fürstbischof von Regensburg und Constanz † -- 1 Fr. 3 Thaler.

Großherzogthum Sachsen-Weimar.

Ihro Königl. Hoheit Luise, Großherzogin zu Sachsen-Weimar, geb. Prinzessin zu Hessen-Darmstadt. 1 Fr. 1 Augustd'or.

Ihro Kaiserl. Hoheit Maria Paulowna, Erbgroßherzogin zu Sachsen-Weimar, geb. Großfürstin zu Rußland. 10 Fr. 35 Florin.

Herzogthum Sachsen-Gotha.

Ihro H. D. die regierende Frau Herzogin. 5 Fr. 1 Friedrichsd'or.

Herzogthum Sachsen-Hildburghausen.

Ihro H. D. die regierende Frau Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. -- -- -- 12 Fr. 8 Kronenthaler.

Schweden.

Ihro Majeſtät, Friederike, ehemalige Königin von Schweden, geb. Prinzeſſin von Baden. -- 10 Er. ſubſcribirt.

Grafſchaft Degenfeld-Schönburg.

Ihro Erlaucht, Frau Gräfin Luiſe von Degenfeld-Schönburg. 1 Er. ſubſcribirt.

Ihro Erlaucht, Gräfin Helene v. Degenfeld. 1 Er. ſubſcribirt.

Grafſchaft Solms-Laubach.

Ihro Erlaucht, die regierende Frau Gräfin zu Solms-Laubach, geb. Gräfin von Degenfeld. -- 1 Er. 2 Thaler.

Ihro H. D. die verwittwete Fürſtin zu Solms-Laubach, geb. Prinzeſſin zu Iſenburg. -- -- 1 Er. 2 Thaler.

Ihro Erlaucht, Gräfin Ferdinandine zu Solms-Rödelheim. 1 Er. 2 Thaler.

Grafſchaft Stollberg-Wernigerode.

Ihro Erlaucht, Frau Gräfin Auguſte zu Stollberg-Wernigerode, geb. Gräfin zu Stollberg-Stollberg. 1 Er. 1 Thaler.

Frau Anna, Freifrau von Wylich, geb. Gräfin zu Stollberg-Wernigerode. -- -- -- 1 Er. 1 Thaler.

Louiſe von Schönberg, geborne Gräfin zu Stollberg-Wernigerode. -- -- -- -- -- 1 Er. 1 Thaler.

Eberhardine, Gräfin zu Stollberg-Wernigerode, geb. Freiin von der Reck. -- -- -- 1 Er. 1 Thaler.

Maria Agnes, Gräfin zu Stollberg-Wernigerode. 1 Exempl. 1 Thaler.

Friederike, Burggräfin und Gräfin zu Dohna, geb. Gräfin zu Stollberg-Wernigerode. -- -- 1 Er. 1 Thaler.

Erneſtine, Gräfin zu Stollberg-Wernigerode. 1 Er. 1 Thaler.

Luiſe, Gräfin zu Stollberg-Wernigerode, geb. Freiin von der Reck. -- -- -- -- 1 Er. 1 Thaler.

Aachen.

Hr. Oberbürgermeister Freiherr von Gualta.	6 Ex.	subscribirt.
— Hektor Lefils. -- -- --	1 —	--
— Bertendorf. -- -- --	1 —	--
— Banquier Günther. -- --	1 —	--
Frau Wittwe van Houtem. -- --	2 —	--
Hr. Carl Weiße. -- -- --	1 —	--

Aschaffenburg.

Die verwittwete Frau Baronin v. Dalberg, geb. Freiin von Greifenklau. --	1 —	2 Thaler.
Freiin Luise von Dalberg. -- --	1 —	2 --
Freifrau von Dalberg, geb. v. Sturmfeder.	1 —	2 --
Freiin Charlotte von Sturmfeder. --	1 —	2 --
Freiin Nanny von Sturmfeder. --	1 —	2 --
Freifrau Sophia von Sturmfeder, geborne Freiin Dalberg. -- -- --	1 —	2 --
Antoinette von Dalberg, Stiftsdame --	1 —	1 --
Se. Excellenz Herr Minister von Gruben.	1 —	subscribirt.
Frau Baronin Minna von Fechenbach. --	2 —	--

Bamberg.

Gesammelt von der Frau Hofräthin Haßler, geb. v. Brandt.

Frau Helena Oesterreicher, geb. Steiner.	1 Ex.	1 Thaler.
— Mariane Theodori. -- --	1 —	1 --
Elise Theodori. -- -- --	1 —	1 --
Frau Generalin von Busuk. -- --	1 —	1 --
— Präsidentin von Seckendorf. --	1 —	1 --
— Gräfin von Rotenhan, geb. Freiin von Lichtenstein. -- -- --	1 —	1 --
Hr. Freiherr von Kerpen. -- --	1 —	1 --
Frau Kreiskanzleydirektorin von Stupp, geb. von Edel. -- -- --	1 —	1 --
— Administratorin Keiserberg, geborne von Ullheimer. -- -- --	1 —	1 --
— Bauinspektor Täuber. -- --	1 —	1 --

Frau Hofräthin Errer, geb. Erebel --	1 Ex.	1 Thaler.	
Hr. Kaufmann Ribaudez -- --	1 —	1 --	
Kunegunde Keilholz -- -- --	1 —	1 --	
Frau Verwaltungsräthin Sippel --	1 —	1 --	
— Geheimerathin, Baroneſſe v. Stengel	1 —	1 --	
Helena Oeſterreicher, Tochter des verewigten Hofkammerrath Oeſterreicher --	1 —	1 --	
Frau Poſtmeiſterin Margaretha v. Grafenſtein	1 —	1 --	
— Etatsrathin Strüve -- --	1 —	1 --	
— Baronin von Redwitz, geb. Freiin von Dalwigk -- -- --	1 —	1 --	
— Hauptmann von Winther, geb. Freiin von Redwitz -- -- --	1 —	1 --	
— Hofräthin Heßler, geb. v. Brandt	1 —	1 --	
Eliſabeth Barbara Körner -- --	1 —	ſubſcribirt.	
Babet Burger -- -- -- --	1 —	--	
Catharina Paulino -- -- --	1 —	--	
Barbara Kramer -- -- --	1 —	--	
Nannette Bornberger -- -- --	1 —	--	
Thereſia Leiſt -- -- -- --	1 —	--	
Nannette Wierrer -- -- --	1 —	--	

Berlin.

Frau von Brand, geb. von Wedel --	1 —	1 Thaler.	
— von Heidebreck, geb. von Brand --	2 —	ſubſcribirt.	
— Caroline Heide, geb. von Hirſch	1 —	1 Thaler.	
— Obriſtin von Gleißenberg --	1 —	1 --	
— Obriſtin von Thadden, geb. Gräfin von Wartenberg -- -- --	1 —	1 --	
— Bocquet, geb. Jordan -- --	1 —	1 --	
Fräulein Philippine von Schribler --	1 —	ſubſcribirt.	
— Auguſte von Pape, Ritterin des Luiſenordens -- -- --	1 —	1 Thaler.	
Graf Friederich von Kalkreuth --	5 —	ſubſcribirt.	
Hr. Prediger Mehring -- --	1 —	--	

Fräulein Mine von Knebel -- --	1 Ex.	1 Thaler.
Hr. Professor Gubitz -- -- --	1 —	subscribirt.
Frau von Cölln, geb. von Pleß --	1 —	--
Hr. Doktor Vetter -- -- --	1 —	--
— Buchhändler Duncker -- --	1 —	--
— Buchhändler Humblot -- --	1 —	--
Frau Hoffmann, geb. Hondo -- --	1 —	1 Thaler.
Hr. Doktor und Professor Koreff --	10 —	subscribirt.
Fräulein Charlotte Piaste -- --	1 —	--
Hr. Criminalrath J. E. Hitzig --	1 —	--
— Doktor und Professor Emil Osann --	1 —	Beytrag in Materialien.
Frau Geheimeräthin Himly, geb. Arndt	1 Ex.	1 Thaler.
Hr. Generalmajor von Grollmann --	1 —	4 Thaler.
— Graf Paul von Haugwitz --	1 —	1 Kronenthlr.
— Architekt Gatel -- -- --	1 —	subscribirt.
— Weitsch, Königl. Direktor bey der Akademie -- -- -- --	1 —	--
Fräulein Antonie von Kamcke --	1 —	1 Thaler.
Frau von Jülow -- -- --	1 —	subscribirt.
Hr. August Karow -- -- --	1 —	--
— Adalbert von Chamisso -- --	1 —	--
— Wilhelm Müller -- -- --	1 —	--
Frau Hofräthin Gärtner, geb. von Hirsch	1 —	--
Hr. Friedrich v. Brand, Erbherr auf Wutzig in der Neumark -- --	1 —	--
— Lieferant Salinger -- --	1 —	1 Friedr.d'or
— Doktor Beresford -- --	1 —	1 Thaler.
— General Graf von Schlieffen, Chef des Invaliden-Departements --	1 —	5 --
— Regierungspräsident v. Heydebreck, Excell.	1 —	5 --
Ihre Excellenz Frau Generalin v. Winzigerode, Ritterin des Luisenordens --	2 —	2 --
Frau Hofräthin Schmitt, geb. Schlurpmann.	1 —	Beytrag in Materialien.

Frau Caroline Thielemann, geb. Hempel			1 Ex.	Beytr. in Mater.
Madame Cohen	--	--	1 Ex.	subscribirt.
Hr. Justizkommissarius Krause	--	1 —	1 Thaler.	
— Oberlandgerichtsrath Reigebaur	--	1 —	1 --	

Braunschweig.

Frau Campe, geb. Hiller	--	1 —	subscribirt.
— Lotte Vieweg, geb. Campe	--	1 —	--

Breslau.

— Generalin von Dobschütz 1 Ex. Beytrag in Materialien.

Bonn.

— Sophie Heidel, geb. Stief, Vorsteherin des edeln Frauenvereins in Bonn, Ritterin des Luisenordens	--	2 Ex.	subscribirt.

Bern.

Hr. Doktor Heldmann	--	1 —	--

Bremen.

— Doktor der Rechte Iken	--	2 —	2 Friedr.d'or

Bielefeld.

Die Herrn A. D. Willmanns Söhne für einige Frauen in Bielefeld und im Fürstenthum Lippe	--	12 —	2 Carolin.

Celle.

(gesammelt von Hrn. Prediger Goldmann)

Frau Landschaftsdirektorin von Lenthe		1 Ex.	subscribirt.
— Hofmedikus Köler	--	1 —	--
— Pastorin Polstorf	--	1 —	--
Hr. Rath Ebel	--	2 —	--
— Pastor Hornbostel	--	1 —	--

Carlsruhe.

Frau von Graimberg, geborne Freiin von Gudberg	--	3 —	3 Thaler.
— Geheime Hofräthin Pouna	--	1 —	1 --

Fräulein Niederstoßer -- --	1 Ex.	1 Thaler.
Frau Gesandtin Freifrau Reden v. Stade, geb. Freiin von Wurmb Excellenz	1 —	1 --
Freiin Henriette von Reden -- --	1 —	1 --
— Elise von Reden -- --	1 —	1 --
Hr. Hofrath Schreiber -- --	1 —	subscribirt.

Cassel.

(Gesammelt vom Hrn. Legationsrathe Freiherrn von der Malsburg)

Se. Excell. Hr. Minister von Hänlein, preuss. Gesandter -- --	1 Ex.	1 Thaler.
Frau von Studnitz in Gotha -- --	1 —	1 --
— von Baumbach, geborne von Zerbst	1 —	1 --
Friederike von Baumbach zu Cassel --	1 —	1 --
Friederike von Baumbach zu Nentershausen	1 —	1 --
Frau von Fischer, geb. von Eschwegen	1 —	1 --
Fräulein von Coninx -- -- --	1 —	1 --
Frau von Goddeus, geb. v. Hallesheim	1 —	1 --
— Hummel -- -- --	1 —	1 --
Fräulein Ries -- -- --	1 —	1 --
Hr. von Porbeck -- -- --	1 —	1 --
— von Schmerfeld -- -- --	1 —	1 --
Frau von Schmerfeld, geb. Wild --	1 —	1 --
— von Schmerfeld, geb. von Leonhardi	1 —	1 --
— Carvacchi -- -- --	1 —	1 --
— Generalin von Schönfeld --	1 —	1 --
— von Wille -- -- --	2 —	2 --
— Regierungsräthin Kraft --	1 —	1 --
— Justizräthin Grandidier --	1 —	1 --
— Regierungsräthin Bode -- --	1 —	1 --
— Ministerin von Schmerfeld --	1 —	1 --
— von Meier -- -- --	1 —	1 --
— Regierungsräthin Pfeifer --	1 —	1 --
Fräulein Philippine von Calenberg --	1 —	1 --

Hr. Legationsrath von Malsburg	--	4 Ex.	4 Thlr.
— Oberhofrath Huber -- -- --		2 —	2 --
Frau von Hesberg, geb. von Eschwege	--	1 —	subscr.
— von der Malsburg, geb. v. Baumbach		1 —	--
— von der Malsburg, geb. von Dubuy		1 —	--
— von Nordenflicht, geb. von Dalwigk	--	1 —	--
Freifrau Spiegel von Rothenburg	--	1 —	--
Fräulein von Schenk zu Schweinsberg	--	1 —	--
— von Engelbrunner d'Aubigny	--	1 —	--

Coblenz.

Freifrau von Schenkendorf, geb. Dieterich		2 —	2 Thlr.
Frau Direktorin Görres -- -- --		1 —	subscr.

Cöln.

— Gräfin von und zu Leerodt --	--	1 —	--
Hr. Rektor Fochem	1 Exemvl.	Beitrag in	Materialien.
— Canonikus Wallraff -- -- --		1 Ex.	subscr.

Copet, am Genfersee.

Frau Anna Luise Germaine von Stael-Holstein, geb. Necker † -- -- -- --		3 Ex.	1 Duk.

Cöthen.

Frau Geheimerathin Bertha von Beer, geborne Werner -- -- -- -- --		1 Ex.	subscr.

Darmstadt.

Freiherr Geheimerath v. Wallbrunn	1 Ex.	Beitr. in	Materialien.
Fr. Friederike von Wallbrunn	1 —	--	-- --
Frau Wilhelmine von Wallbrunn	1 —	--	-- --
Fräulein von Bode Excellenz --	--	2 Ex.	2 Thlr.
— von Rotenhan -- -- --		2 —	subscr.
Hr. Geheimesekretär Wilhelm Stumpf --		3 —	3 Thlr.
— Louis Cavalli -- -- -- --		1 —	subscr.
Frau Generalin Mariane von Stosch, geb. von Geismar -- -- -- --		1 —	1 Thlr.

J. H. D. Prinzeß Solms	-- --	1 Ex.	1 Thlr.
Herr Regierungsrath Ohrr	-- --	1 —	subscr.

Düsseldorf.

Frau General-Gouverneur Justus von Gruner Excellenz, 1815 daselbst anwesend	--	1 —	1 N.d'or.
Herr Doktor Bischof	-- -- --	1 —	subscr.
Frau Castanien	-- -- -- --	1 —	--

Detmold.

Herr Generalsuperintendent Werth	--	1 —	--
— Oberrichter Althoff	-- -- --	1 —	--

Deutz bey Cöln.

Frau Notarius Windeck	1 Ex.	Beitrag in Materialien.

Eisenach.

Ihro Excell. Frau Julie von Bechtolsheim	1 Ex.	1 Thlr.

Ehrenbreitstein.

Frau Anna Siegl	-- -- --	2 —	2 --

Eschau.

Sophia Negroth †	-- -- -- --	1 —	1 --
Luise Gerold	-- -- -- --	1 —	1 --

Elberfeld.

Herr Prediger Friedrich Strauß	-- --	1 —	subscr.

Frankfurt am Main.

Herr geheime Rath von Gerning	--	1 —	--

Filehne.

George Graf von Blankensee	-- --	9 —	--

Freiberg im sächsischen Erzgebirge.

Caroline, Gräfin von Hopfgarten, Mitglied des dasigen edlen Frauenvereins	1 Ex.	1 Kronenthaler und einige Materialien.

Gengenbach.

Fräulein Antonie von Schleuß in Offenburg	1 Gr.	1 Thlr.
— Antonie Scheffel -- --	1 —	1 --
Frau Thereſe Zimmermann, geb. Scheffel	1 —	1 --

Halle.

Herr Profeſſor Voß, Herausgeber der Zeiten	1 —	ſubſcr.

Heilbronn.

(geſammelt von Frau von Münch, Hrn. Auſtinus Kerner und Hr. Dr. Mayer)

Frau von Münch, geb. von Backhaus --	4 Gr.	4 Thlr.
— Gſell, geb. von Münch -- --	1 —	1Kr.thlr.
— Doktorin Gemming -- -- --	1 —	1 Thlr.
— Hofräthin Herzberg -- -- --	2 —	2 --
— Henriette Mayer -- -- --	1 —	1 --
— Auguſte Bruckmann -- -- --	1 —	1 --
Jungfer Friederike Preiß im Weltzheimer Wald	1 —	1 --
Frau Friederike Kerner -- -- --	1 —	1 --
— Lotte Merg -- -- -- --	1 —	1 --
— Sidonie Feierabend -- -- --	1 —	1 --
— Gottliebin von Linkersdorf -- --	1 —	1 --
Fräulein Emilie von Rauch -- --	1 —	1 --
— Henriette Madepohl von Conſtanz	1 —	1 --
Frau Auguſte Denzel -- -- --	1 —	1 --
— Friederike Orth -- -- --	1 —	1 --
— Wilhelmine Seiffer -- -- --	1 —	1 --
— Lutie Schmidt -- -- --	1 —	1 --

Hameln.

Freifrau Philippine von Reden, geb. Freiin Knigge -- -- -- -- --	1 —	ſubſcr.
Herr Prediger Goldmann -- -- --	1 —	--

Schloß Hämelſche Burg.

Eliſe, Freifrau Klenke, geb. Freiin Knigge	1 —	1Kr.thlr.

Hamm.

Die Freifrau von Bodelſchwing, Ritterin des Luiſenordens -- -- -- --	1 Er.	ſubſcr.

Heidelberg.

Frau von Monk -- -- -- --	3 —	--
— von König, geb. von Cotta -- --	2 —	2 Thlr.
— von Reitzenſtein Excellenz -- --	1 —	1 --
Die verwittwete Freifrau von W*, geborne Freiin von H* --	1 Er.	Materialien und 3 Florin.
Frau Hofräthin Dapping -- -- --	1 Er.	ſubſcr.
Herr Banquier Fries -- -- --	1 —	--
Frau Baroneſſe von Venningen, geb. Freiin Dalberg Excellenz -- -- --	2 —	2 Thlr.
— Eliſabeth Frau, geb. Hörburger --	1 —	ſubſcr.
— von Villers -- -- --	1 Er.	(Materialien)
— Gräfin Malchus von Marienrode	1 —	1 Kronenthaler.
Herr von Chabot -- -- --	1 —	1 Thaler.

Hildburghauſen.

Auf Anregung der Frau Herzogin geſammelt vom Herrn Freiherrn von Truchſeß und Herrn Geheimenrath Schmid, der gegenwärtig in Jena iſt.

Herr Freiherr Oberforſtmeiſter Dietrich von Truchſeß -- -- -- --	3 Er.	6 Thlr.
Fräulein Emilie von Baumbach -- --	1 —	1 --
Frau Hofjägermeiſterin von Seebach --	1 —	1 --
Herr Geheimerath Wagner -- --	1 —	1 --
Frau Regierungsdirektorin Hieronymi --	1 —	1 --
— Regierungsräthin Rückert -- --	1 —	1 --
— -- -- Habermann --	1 —	1 --
— -- -- v. Uttenhoven --	1 —	1 --
— -- -- Holz -- --	1 —	1 --
— Geheime Kirchenräthin Genßler --	1 —	1 --
Herr Landrath Schüler -- -- --	1 —	1 --
Frau Schulräthin Nonne -- -- --	1 —	1 --

Frau Regierungsräthin Bartenstein	--	1 Er.	1 Thlr.
-- Pfarrerin Müller -- --	--	1 —	1 --
-- Regierungs-Assessorin Wagner	--	1 —	1 --
Herr Stadtrichter Bartenstein --	--	1 —	1 --
-- Hofdiakonus Brehm -- --	--	1 —	1 --
-- Lieutenant Recknagel zu Eisfeld	--	1 —	1 --

Jena.

-- Geheimerath Schmid --	--	1 —	1 --

Konswinger

(auf der Insel Christiana in Norwegen)

-- Doktor Ferdinand Hannstein	--	1 —	1 --

Lemgo.

Frau Landräthin von Blomberg, geb. Freiin Schatt von Schattenstein	--	--	1° —	subscr.

Lippstadt.

-- Kruse, geb. Rübel -- --	--	--	1 —	Material.

Magdeburg.

-- Manecke, Dame des Luisenordens	--	1 —	--

Mannheim.

-- Baronesse von Wambeldt, geb. Freiin Gaugreben	--	--	--	1 —	subscr.
Herr Abbe Hubert --	--	--	--	1 —	--
-- Kreisrath Hartleben --	--	-	1 —	--

Schloß Mildenburg am Mayn.

Frau Konsistorialräthin Sophie Horstig, geb. von Engelbrunner d'Aubigny	--	1 —	1 Thlr.

Mühlheim am Rhein.

Herr Pfarrer Muhlinghausen	1 Er.	Beitrag in Materialien.

München.

Frau Generalin von Zastrow Excellenz	--	1 Er.	1 Thlr.
-- Meta von Liebeskind, geb. Freiin von Wedekind -- -- -- --		1 —	subscr.

Königl. Preuß. Legationssekretär Herr Carl von Raumer -- -- -- 1 Ex. subscr.

Mainz.

Herr Maler Müller, Professor 1 Ex. Beitr. in Materialien.
-- Anton Roder -- -- -- 1 Ex. subscr.
Freifrau Majorin von Harthausen -- 1 — Material.

Meisenheim.

(Gesammelt vom Herrn Notarius Geisweiler)

Frau Sophia von Fürstenwärther, geborne von Kalkreuth in Meisenheim -- -- 1 Ex. 1 Thlr.
-- Wilhelmina von Fürstenwärther, geborne v. Fürstenwärther -- -- -- 1 — 1 --
-- Catharina Geisweiler, geb. Nan -- 1 — 1 --
-- Luisa Hehl, geb. Rischmann -- 1 — 1 --
-- Elisabeth Hellermann, geb. Puricelli 1 — 1 --
-- Catharina Charles, geb. Wessenstein 1 — 1 --
-- Elisabeth Göbel, geb. Geib -- 1 — 1 --
-- Charlotte Simon, geb. Gastroph -- 1 — 1 --
-- Elisabeth Friedlieb, geborne Born, in Hundsbach -- -- -- -- 1 — 1 --
-- Christiane Frieckert, geborne Müller, in Schmitthachenbach -- -- -- 1 — 1 --
-- Charlotte Sauerbrunn, geb. Kühlenthal, in Becherbach -- -- -- 1 — 1 --
Jungfrau Juliane Rischmann, in Meisenheim 1 — 1 --
-- Caroline Schwed -- -- 1 — 1 --
-- Charlotte Linn -- -- -- 1 — 1 --
-- Sophie Bonnet -- -- -- 1 — 1 --
-- Charlotte Bonnet, in Becherbach 1 — 1 --

Potsdam.

Ihre Excellenz Frau Regierungspräsidentin Adelheid von Wassewitz, geborne von Gerlach -- -- -- -- 5 — 10 --

Ramholz in der Grafſchaft Degenfeld.

Frau Gräfin von Degenfeld -- --	1 Ex.	ſubſcr.
Gräfin Helena von Degenfeld -- --	1 —	--

Regensburg.

(Geſammelt vom ſel. Fürſtbiſchof Carl von Dalberg)

Die Prinzeſſin Sophie von Thurn, hochfürſtl. Durchlaucht -- -- --	1 Ex.	1 Thlr.
Frau von Eckart -- -- -- -- --	1 —	1 --
-- von Peralas -- -- -- --	1 —	1 --
-- von Spaur -- -- -- --	1 —	1 --
-- von Pappenheim -- -- --	1 —	1 --
-- von Schilz -- -- -- --	1 —	1 --

Rudolſtadt an der Saale.

-- von Wurmb, geb. von Taubenheim --	1 —	1 Carol.
Fräulein Henriette von Bünau -- --	1 —	1 --

Stettin.

(Geſammelt von der Frau General-Gouverneur Mariane von Sack, 1815, als dieſe würdige Dame in Aachen anweſend war)

Frau General-Gouverneur von Sack --	1 Ex.	ſubſcr.
-- Kopp in Aachen -- -- --	1 —	--
-- von Reimann -- -- --	1 —	--
-- von Völlina -- -- -- --	1 —	--
-- von Weichs -- -- -- --	1 —	--
-- von Bruckner -- -- --	1 —	--
Herr Mila -- -- -- -- --	1 —	--

Swinemünde an der Oſtſee.

Frau Hauptmann Lützow, geb. von der Mark 1 Exemplar.

Im Königreich Sachſen, beſonders in Dresden, haben Herr Graf Otto Heinrich von Loeben und Fräulein Thereſe von Winkel geſammelt:

Verwittwete Cabinets-Miniſterin Gräfin v. Loeben, Stiftshofmeiſterin zu Joachimsſtein in der königl. ſächſiſchen Oberlauſitz	--	1 Thlr.	2 Thlr.
Stiftsfräulein von Unruh daſelbſt	--	1 —	1 --
-- von Jeſchky daſelbſt	--	1 —	1 --
Fräulein Auguſte von Loeben	--	1 —	1 --
Frau von der Sahla in Herrnhuth	--	1 —	1 --
Fräulein von der Sahla auf Sahland	--	1 —	1 --
-- Henriette v. Burasdorf in Herrnhuth		1 —	1 --
Gräfin Wilhelmine von Breßler -- Johanna von Breßler -- zu Selms	--	3 Thlr.	5 Thlr. 8 gr.
Landesbeſtellter von Schiedel auf Schönbrunn		1 Thlr.	1 Thlr.
Stiftverweſer von Fehrentheil und Gruppenberg		2 —	2 --
Frau Landesälteſte von Gersdorf in Budiſſin		1 —	1 --
-- von Ziegler -- -- -- --		1 —	1 --
-- Gräfin zur Lippe, geb. von Thermo		1 —	1 --
-- von Metzradt, geb. von Reinhold	--	1 —	1 --
-- Kammerherrin von Thielen auf Wuriſchen		1 —	1 --
Gräfin von der Schulenburg, geborne Gräfin Bünau	-- -- -- --	1 —	1 --
Madame Bernauer in Budiſſin	-- --	2 —	2 --
Frau von Röder, geb. von Weltheim -- von Simſon, geb. von Weltheim Gräfin Johanna von Einſiedel		3 —	4 --
Frau Generalin von Carlowitz	-- --	1 —	1 --
-- Baronin von Leyſer	-- -	1 —	1 --
Fräulein Charlotte von Unruh	-- --	1 —	1 --
Frau Obriſtlieutenant von Winkel	--	1 —	1 --
-- H. B.	-- -- -- --	1 —	1 --
Madame Sophie Naterer	-- -- --	1 —	2 --
Fräulein von Goldacker	-- -- --	1 —	1 --

Gräfin Hohenthal, geb. Gräfin Schulenburg	1 Dr.	1 Thlr.
-- Schulenburg-Heßler, geb. v Warnsdorf	1 —	1 --
Fräulein Luiſe von Warnsdorf -- --	1 —	1 --
Frau Generalin von Thielemann --	1 —	1 --
-- Baronin von Klöſt -- --	2 —	2 --
-- von Piquet -- -- --	1 —	1 --
Fräulein Roſette von Seigneur } in Lauſanne	1 —	1 --
-- Charlotte von Seigneur } --	1 —	1 --
Frau Baronin von Mengerſen -- --	1 —	1 --

Udem bey Cleve, Canton Calcar.

Herr Doktor Medicinae Frowein --	1 —	1 --

Wetzlar.

(Geſammelt von Fräulein Nanette v. Werner)

Fräulein Albertine von Balemann --	1 —	1 --
-- von Buchholz -- -- --	1 —	1 --
-- Eiromann -- -- --	1 —	1 --
-- Nanette von Werner -- --	3 —	3 --
Herr Juſtizrath Kraus für Ungenannte --	6 —	6 --
Freifrau von Wenz -- -- --	2 —	2 --
Frau Generalin Freifrau von Steigentesch	2 —	2 --
-- Obriſtin von Heſſen -- -- --	1 —	1 --
-- Hofräthin Tilz -- -- --	1 —	1 --
-- -- Oehl -- -- --	1 —	1 --
-- -- Buff -- -- --	1 —	1 --
-- Majorin Veiz -- -- --	1 —	1 --
-- Hofräthin Schick -- -- --	1 —	1 --
-- Aſſeſſorin von Bittfurth -- --	1 —	1 --
-- Hofräthin Trech -- -- --	1 —	1 --
-- Aſſeſſorin von Autenried -- --	1 —	1 --
-- Hofräthin Gergens -- -- --	1 —	1 --
-- -- Diez -- -- --	2 —	2 --
-- -- Opiz -- -- --	1 —	1 --
-- von Mühlmann -- -- --	1 —	1 --
Fräulein von Mühlmann -- -- --	1 —	1 --

Fräulein von Siegel -- --	1 Ex.	1 Thlr.
-- Charlotte von Bostel --	1 —	1 --
-- von Hoffmann -- --	1 —	1 --
-- Franziska von Brandt --	1 —	1 --

Weimar.

Frau von Wolzogen -- --	1 —	subscr.
-- Geheimerathin Ludecus --	1 —	1 Thlr.

Wertheim.

(Gesammelt von Ihro Hochfürstl. Durchlaucht, der Frau Erbprinzessin von Löwenstein-Wertheim)

Der Großherzogl. Bad. Herr Staatsrath und Kreisdirektor Fischer -- --	1 Ex.	1 Thlr.
Frau Staatsräthin Fischer -- --	1 —	1 --
Herr Geheimerath Stephani --	1 —	1 --
Frau Geheimerathin Stephani --	1 —	1 --
-- Regierungsräthin Jagemann --	1 —	1 --
-- -- Eichhorn --	1 —	1 --
Fräulein Eichel -- -- --	1 —	1 --
-- Julie Bremser -- --	1 —	1 --
Herr Geheimerath von Städel --	1 —	1 --
-- Geheime Hofrath Zentgraf --	1 —	1 --
-- Hofrath Kohl -- --	1 —	1 --
-- Kreisrath Junghans -- --	1 —	1 --
-- -- von Müssig -- --	1 —	1 --
-- Oberamtmann von Berg --	1 —	1 --
-- Rath und Amtmann Kolb --	1 —	1 --
-- Dekan und erster Geistlicher Schmidt	1 —	1 --
-- Hofkammerrath Hörner --	1 —	1 --
-- Forstmeister v Rühle -- --	1 —	1 --
-- Physikus Dr. Steinich --	1 —	1 --
-- Hofkammerrath Stephani --	1 —	1 --
-- Doctor Medicinae Armann --	1 —	1 --
-- Hofkammerrath Reuter --	1 —	1 --
-- Amtmann Schlör -- --	1 —	1 --

Hr. Direktor des Gymnasii Professor Jolisch	1 Gr.	1 Thlr.
-- Spital-Prediger Schenk --	1 —	1 --
-- Dikasterial-Sekretar Engert --	1 —	1 --
-- Kreisregistrator Reiter --	1 —	1 --
-- Kreis-Assessor Molitor --	1 —	1 --
-- Amtsverweser Schattermann --	1 —	1 --
-- Doct. Med. Wenneis -- --	1 —	1 --
-- Lehrer am Gymnasio Schäffer --	1 —	1 --
Frau Oberburgermeisterin Schlundt --	1 —	1 --
Hr. Hofapotheker Reuder -- --	1 —	1 --
-- Forstmeister Schipper --	1 —	1 --
-- Hofkenditor Faber -- --	1 —	1 --
-- Kanzleiverwalter Eisenhaupt --	1 —	1 --
-- Hofkassier Zwanziger -- --	1 —	1 --
-- Ober-Heb- und Wund-Arzt F. Vogelmann	1 —	1 --
-- Senator Ph. J. Müller --	1 —	1 --
-- Senator Johann Peter Schmetzer --	1 —	1 --
-- Kammerdiener Klingenmayer --	1 —	1 --
-- Kreispraktikant Wallau --	1 —	1 --
-- Kreisrevisor Sartorius --	1 —	1 --
-- Expediteur Faber -- --	1 —	1 --
-- Senator G. M. Schlundt --	1 —	1 --
-- Apotheker Müller -- --	1 —	1 --
-- Lallemand -- -- --	1 —	1 --
-- Kreis-Assessor Eckart -- --	1 —	1 --
-- J. F. Neidhardt -- --	1 —	1 --
-- Kreissekretär Göbel -- --	1 —	1 --
-- Amtsrevisor Weber -- --	1 —	1 --
-- Rothgerber Christian Friedr. Platz	1 —	1 --
-- Kreisregistrator Kämmerer --	1 —	1 --
-- Kreis-Praktikant Sauer --	1 —	1 --
-- Kreis-Kanzlist Schenk --	1 —	1 --
-- Amtmann Keller -- --	1 —	1 --
-- Zollnachgeber Meier -- --	1 —	1 --
-- Dikasterial-Advokat -- --	1 —	1 --

Hr. J. J. Ganz, Büttnermeister	--	1 Ex.	1 Thlr.
-- Landbaumeister Streiter	--	1 —	1 --

Wien.

(Gesammelt von Frau Caroline Pichler, geb. v. Greiner und Hrn. Legationsrath Joseph von Hammer)

Die Gesellschaft adlicher Damen zur Beförderung des Guten und Nützlichen	18 Ex.	54 fl.	in Kaisergeld.
Therese Fing --	2 —	3 fl.	--
Frau Caroline Pichler --	4 —	9 fl.	--
Fräulein Nannette von Hammer --		1 Ex.	1 Thlr.
Herr von Hammer -- --		2 —	2 --
Frau Gräfin Rosalie Rzewuska, geb. Fürstin Lubomirska -- --		1 —	1 --
-- Gräfin Maria Potocka, geb. Gräfin von Rzewuska -- -- --		1 —	1 --
-- Gräfin Isabelle von Waldstein, geb. Gräfin von Rzewuska -- --		1 —	1 --
-- Gräfin Fries, geb. Fürstin Hohenlohe		1 —	1 --
-- Gräfin von Münster, geb. Gräfin von Schaumburg-Lippe -- --		1 —	1 --
-- Gräfin v. Purchstall, geb. Lady Cranestone		1 —	1 --
-- Gräfin Appony, geb. Gräfin Nogarolla		1 —	1 --
-- von Bruchmann -- --		1 —	1 --
-- von Eskeles, geb. Freiin Arnstein		1 —	1 --
-- von Pereira -- --		1 —	1 --
Freifrau von Arnstein -- --		1 —	1 --
Frau von Raab -- --		1 —	1 --
-- Maria Traugott -- --		1 —	1 --

Wiesbaden.

Fräulein Henriette Willet --		1 —	1 --

Worms.

Herr Director Schneidler --		1 —	subscr.

Ziebingen bei Frankfurt an der Oder.

(Geſammelt von Ludwig Tieck)

Frau von Bergsdorf, geb. Gräfin v. Finkenſtein		1 Er.	10 Thlr.
Henrietta Gräfin von Finkenſtein	--	1 —	6 --
Klara Varnima von Schütz	--	1 —	3 --
Herr Ludwig Tieck	-- 1 Er.	3 Thlr.	16 gr.
Frau Agnes Tieck	-- 1 --		
-- Prediger Kabach	-- --	1 Er.	1 Thlr.
-- Majorin von Roſtorff, geb. von Kameke in Balko bei Frankfurt a/O.	--	1 —	1 --
-- Majorin von Tauenzien, ebendaſelbſt		1 —	1 --
Fräulein Conſtanze von Arendt	--	1 —	1 --

Vorwort.

Nichts wäre leichter gewesen, als noch vor meiner Abreise nach den Lazarethen am Niederrhein eine Auswahl aus meinen Arbeiten in Druck zu geben, und so ein Wort zu lösen, dessen Erfüllung ich mit tiefem Schmerz von 1815 bis Frühling 1817 aufschieben müssen.

Eine ernste Rücksicht hielt mich ab davon. Ich wünschte in diesem Werk mein besseres Selbst niederzulegen, wünschte, es nicht blos mit vergänglichen Blumen, sondern mit Blüthen zu schmücken, die den Fruchtkeim in sich trügen. Dennoch hatt' ich Einige meiner früheren Arbeiten für dies Werk bestimmt.

Auf meiner Reise begleitete mich kein einziges meiner Papiere, einige Briefe ausgenommen. Noch heut hab' ich, durch ein unerhörtes Geschick, wie abgeschnitten von der Vergangenheit, keines meiner Papiere aus Heidelberg wieder gesehen. Bedrängt von Sorgen, das Herz erfüllt vom jammervollen Anblick unserer Verwundeten, und zerrissen von meiner Verfolger Bosheit, habe ich 1816—1817 in Cöln und Berlin dies Werk aus mir selbst hervorgerufen, Einiges aus

genommen, welches ich durch die Sorgfalt des Grafen von Loeben aus deſſen Beſitzthum zurück erhielt; von früher gedruckten Liedern konnt' ich der Liebe, welche ſie gefunden, nicht das Lerchenlied, Johannis-würmlein, noch die Legende der heiligen Dorothea, verſagen; dies ſind die einzigen ſchon bekannten meiner Gedichte in dieſer Sammlung.

So wenig dies Werk meinen innerſten Wünſchen entſpricht, ſo ſehr ich gewünſcht hätte, ihm Manches, das nicht mehr in meinem Beſitz iſt, beyzugeſellen, ſo wenig ich das erwünſchte Ziel erreichen konnte, das mir vorgeſchwebt, nach einem ſtreng abgeſchiedenen Nachdenken, mit ruhiger Seele, in ſchöner Muße meines innerſten Seyns zarteſten Duft in einen Blüthenkelch hier das Opfer zu bringen, ſo kann ich dennoch nicht ganz unzufrieden dies Zeichen des Danks und der Liebe den Edeln reichen, die mein Vorhaben ſo huldreich unterſtützten. Ich gab, was ich nur vermochte, und es ſind die mühſam gepflegten Blüthen der ſturmbewegteſten Zeit meines Lebens. Mögen ſie Troſt und Labung duften, wie ſie im Weh mein inneres Herz erquickt!

Berlin 1817.

Helmina v. Chezy,
geb. Freiin Klencke.

Ueber

Teutſchlands Zukunft,

hinſichtlich

auf Geiſt und Sinn der Frauenvereine.

1.

Ueberraſchend herrlich und ſegensreich iſt auf zweyfache Weiſe der Teutſchen Volksgeiſt erwacht, aus Zerſtörung, Schmach und Bedrückung, in der Männer Heldenmuth, und in der Frauen Tugend. Die nur den Frauen eigne Muttertreu hat ſich auf das Wohl des Ganzen ausgedehnt, Muttertreue pflegte der verwundeten Vaterlandsretter, ſorgte für ſein Heil, arbeitete, ſammelte, ſcheute nicht Tod noch Gefahr, und opferte ſich in jedem Sinn des Wortes. In des Mannes Gemüth liegt nicht dies Uebermaaß der reinſten Liebe, die wirkliche himmliſche Charitas, dem Mann hat Gott eine andre Bahn vorgezeichnet; er ſoll kämpfen, die Frau ſoll dulden, der Mann erbauet,

die Frau erhält, der Mann als liebevoller Vater umfaßt mit seiner Liebe das Große, Ganze, die Zukunft; die Frau erfüllt der Gegenwart stillen Kreis in häuslicher anhaltender Sorge, sie wirkt im Kleinen Großes, denn ohne ihre Pflege und Treue würde des Vaters Sorge um das Kind nichtig seyn, so wie das Kind ohne des Vaters Mitwirkung nicht glücklich seyn kann. Männer und Frauen sind in Zeiten des Dranges als Väter und Mütter des Staats zu betrachten. Sie haben sich in Teutschland als solche bethätigt. Der edle Wetteifer erwachte, um die Palme hat jedes edle teutsche Weib treu gerungen, und um wie manche Gruft weht diese Palme!

Soll ich berichten, was geschehn? Soll ich unvergängliche Namen hier aufzeichnen? Ich vermag es nicht, denn so vieles ist unbekannt geblieben, weil Gott die Tugend nicht immer auf Erden verherrlicht. Dank, Heil und Segen über die Grüfte der Märtyrinnen, über die Wohnstätten der Edlen, die in unsrer Mitte leben. Wie herbe der Kelch der Prüfungen sey, das Bewußtseyn: in dieser Zeit Gutes gethan zu haben, muß ihn zu Honig umwandeln!

Wenn nun die Stürme ruhn, und die Hoffnung bleibenden Friedens die Gemüther umfängt, so sind Teutschlands edle Frauenvereine nicht minder nothwendig, segensreich, und von unendlich wichtigen Folgen für Teutschlands Zukunft, als sie in den Zeiten des Krieges wohlthätig waren. Nicht minder bedrohend als die Franzosen-Schaaren, ja wohl noch mehr, sind die innerlichen Feinde: Rohheit, Sitten-

losigkeit, Noth, Entfremdung von Gott, in derjenigen Klasse des Volkes, das sich von Tag zu Tage forthilft, und die sich täglich anhäuft. Wie sollte aus so gewaltsamer Entrückung aus der gewohnten Bahn, aus dem Gewirr von Eindrücken des letztverflossnen Vierteljahrhunderts, und aus langer Kriege natürlicher Folge, der Noth, des Elends, nicht im Innern manches Uebel entstanden seyn, das nach und nach verderblich um sich greift? Hier vermag das Gesetz wenig, der Sinn wohlthätiger Frauen vermag Alles. Das mir zunächstliegende Beyspiel reiner beharrlicher Fürsorge für die Veredlung dieser Klasse des Volkes, und die Lindrung ihrer Noth sind die Wohlthätigkeitsvereine in Berlin. Noch bey weitem nicht so umfassend in ihren Mitteln, wie jeder Gutdenkende wünscht, bewirken diese Vereine mit stiller Beharrlichkeit Vieles, auch mit beschränkteren Hülfsquellen. Mitwirkerinnen dieser edeln Vereine darf ich hier nicht nennen, um die holde Demuth nicht zu verletzen, wohl aber die frühverklärte Johanna von Dewitz, welche sammelnd, spendend, pflegend, leitend, mit Muttertreue bis in den Tod am Bett gefährlicher Kranken, die Elenden erquickend, die Verirrten warnend, im Guten rastlos, ein Engel auf Erden war! Wie so ganz anders Ehrfurcht gebietend, Liebe und Segen erringend, erscheint ein so gottgefälliger Lebenslauf als die selbstische Sorge nur um den eignen nächsten Kreis! Nicht, daß nicht Frauen und Jungfrauen mit Recht gepriesen werden, welche blos ihre nächstliegenden Pflichten wacker und treu

erfüllen, denn dies ist schätzbar und wünschenswerth; allein in Zeiten, wie die unsrigen, ist es noch nicht das Rechte; es ist wenig vor Gott, wenn sich der Sorge für das Nächste und Eigne, nicht die für das Gemeinnützige anschließt! Auf wie manche Weise vermag selbst diejenige biedre thätige Hausfrau, welche für eine starke Familie zu sorgen hat, nicht noch, wenn auch nur Etwas für das Ganze zu thun! In unsern ernsten Zeiten muß dem gemeinen Nutzen Liebe und Sorge allseitig zugewendet werden, damit der mühsame Bau, um den unser Herzblut geflossen, nicht in sich selbst versinke. Kleinere oder größere Gaben, weibliche Arbeiten für Arme, weise Berechnung der häuslichen Bedürfnisse, um vom Ueberfluß, wenn auch nur einen Hausarmen zu erquicken, liegen immer in der Möglichkeit, wenn nur der Wille da ist! Einzelnen Frauen sey denn die individuelle Pflege und Aufsicht mehrerer Familien überlassen, aber keine teutsche redliche Frau schließe sich aus von der heiligen Pflicht, wenn auch nur eine Kleinigkeit zum Wohl des Ganzen, und vornämlich zur Unterstützung des gottgefälligen Wirkens der Wohlthätigkeitsvereine beyzutragen; aus der Gesammtzahl von Unterstützungen, die einzeln unbedeutend erscheinen, muß nothwendig (wenn Niemand sich davon ausschließt) ein großes Resultat hervorgehn.

Schon hat in den gebildeten Kreisen der ersten Städte Teutschlands (ich nenne nur Berlin, als den ersten Ort, in welchem ich mich seit dem Feldzug 1815 am längsten aufgehalten) ein ächter Gemeinsinn

Wurzel gefaßt. Nur noch wenige Jahre, ſo ſteht zu hoffen, daß keine rechtliche und chriſtliche teutſche Frau ſich von einem Antheil an der Fürſorge für das Wohl des Ganzen noch ausſchließen wird. Aus der allgemeinen Beſtrebung muß das allgemeine Wohl hervorgehen; in jeder teutſchen Stadt, wo Frauen im Sinn des Vereins der Generalin v. Boguslavsky handeln, wo ſolcher ehrwürdiger Frauen Jede eine beſtimmte Anzahl armer Familien und kranker Nothleidender pfleget, verſorgt, erquickt, ſtreng auf ihre Aufführung achtet, für der Kinder Unterricht ſorgt, und durch Beyſpiel, Lehre, Fürſorge auf ihr geiſtiges und zeitliches Wohl mächtig wirkt.

Möchte doch die Kraft ſo edler Beyſpiele auch auf eine gewiſſe ſogenannte gebildete Klaſſe von Frauen wirken, welche, wenn nicht geheimen Irrthümern, doch einzig und allein der Mode, dem Vergnügen, dem geſellſchaftlichen Tand, und ihrem über Alles geliebten Ich leben, und ſich recht ausgezeichnet und über Alles tugendhaft vorkommen! Eine allzunothwendige und wünſchenswerthe Veredlung dieſer Weſen dürfte mit der Zeit aus dem bleibenden Wirken der Beſſeren hervorgehen, denn wo man anfängt die ächte Tugend zu üben, und anzuerkennen, da wird ein edleres Streben auch in der Maſſe geweckt.

Die Quelle des Erbarmens, der aufopfernden Liebe ſchlummert tief im Menſchen, von oben herab wird ſie erweckt. Eh' ein Herz ſich erbarmt, muß es durch Schmerzen geläutert und erhoben ſeyn, den Seligkeiten und Sorgen des jungen Mutterherzens gehn

namenlose Schmerzen voraus, und oft muß die Mutter für des Kindes Leben bangen, um nur zu erfahren, wie sehr sie es liebt. Je tiefer der Schmerz, der Liebe Wurzel in das Herz reißt, je mächtiger strebt die Blüthenkrone mit süßen Früchten zu Gott empor. Unsre Zeit hat in Kriegessturm, in verheerenden Epidemien, im Bangen um Gatten, Väter, Freunde, Verlobte, schon so manches Gemüth, das der Liebe fähig, durch Leiden dazu gereifet. Möchte die Erinnerung der Stürme nicht so bald im Taumel geselliger und weltlicher Freuden untergehen! Gebietet dies die Liebe nicht, wohl, so gebiete es die Vernunft! Sind Gottes Rathschlüsse zu ergründen? Ist irgend etwas auf Erden beständig? Ist ein bleibender Frieden uns gesichert? Wir dürfen es hoffen, Gott sey Dank! Doch auch im Schoos der Ruhe denkt der Weise auf eine Zuflucht im Sturm. Die fünf thörichten Jungfrauen ließen das Oel in ihren Lampen ausgehen; wer in dieser Zeit seinem Vergnügen, seinem Putz, seiner Eitelkeit, seinem armseligen Ich lebt, der ist mit den Jungfrauen gemeint, von denen Christus sagt! Wer nur für sich lebt und wirkt, wo so viele schmachten, wer Ueberfluß um sich duldet, wo ganze Familien sich aus Verzweiflung morden, und obrigkeitliche Behörden um Lindrung der Noth das allgemeine Mitleid mit herzdurchbohrenden Worten bestürmen, den möge die innere Stimme richten, wir wollen nicht richten! —

Von so traurigen Erfahrungen hinweg wenden wir unsre Blicke auf das Erfreuliche, Beseligende, das

offenbar geworden in den Zeiten der Noth! Wir ſehen auf Teutſchlands Thronſitzen die königlichen, kaiſerlichen, fürſtlichen Landsmütter, und die vornehmſten Frauen Teutſchlands, emſig wirkend, ſtrebend, Anregerinnen, Häupter, Mitglieder der Wohlthätigkeits-Vereine. Zeit, Vergnügen, Gemächlichkeiten, Wünſche, Gewohnheiten opfernd, keine Beſchäftigung ſcheuend, um die Wohlfarth der Verwundeten, Kranken und Armen. Eine zarte Rückſicht feſſelt hier meine Feder, ſo hohe Tugend vereinbart ſich ſtets der Demuth, will nur in ihren Werken, nicht in der öffentlichen Huldigung glänzen, denn ſie geht aus dem ächten Sinn des Chriſtenthums hervor. Wie ſollte ein Bau untergehen, der auf Gott gegründet? Das beſtehende Gute trägt den Keim des Beſſern noch in ſich. Fromme Stiftungen, Klöſter, barmherziger Schweſtern Gemeinſchaften gingen unter, in der Verderbniß einer nicht längſt verfloſſenen Zeit, weil ſich ſo Viele von Gott abgewendet, um ſo gerührter erkennt ein unverdorbenes Herz Gottes Liebe, wie ohne äußerliche Begünſtigung dieſes Alles wieder, doch unter veränderter Geſtalt hervorgegangen. Erweckt vom reinſten Erbarmen, bewunderungswürdig ſchnell zur Thatkraft gereift, bewährt ſich rein und herrlich der Teutſchen Frauen Geſinnung; nicht Orden, nicht Gelübde verbinden die Guten, keine Tracht bezeichnet ſie, keine Satzung verpflichtet ſie, reiner Wille, frommes Mitleid, ſtille Seelengröße, das iſt ihr Schmuck, ihr Schwur, ihre Triebfeder, ihr Geſetz!

So erquickend und herrlich dieſe Ueberzeugung ſich

bewährt, so sehr wären doch bey zu hoffender Dauer des Friedens gewisse äußere Unterscheidungszeichen, feste Satzungen, so wie der Beytritt des Staates und einzelner stehender Wohlthaten den edeln Frauenvereinen zu wünschen. Einige längst gehegte Gedanken mögen hier als einzelne Saatkörner hingeworfen werden: doch der Segen kommt von oben!

Da der Zweck der Herausgabe dieser Sammlung mich des Glückes theilhaftig macht, daß viele der Erhabenen und Edeln Frauen, die ich zuvor gemeint, dies lesen, weil Sie das Werk der Milde huldreich befördert, so bitte ich Gott, in einer so ernsten und heiligen Angelegenheit, als die Darthuung des gemeinnützigen Wirkens der Frauenvereine auf Teutschlands Zukunft ist, meinen Geist zu erleuchten, und meinen Worten Kraft zu schenken! Mögen im beschränkten Raum dieser Sammlung die Andeutungen genügen, die ich hier geben kann, und mög' es mir mit denjenigen, welche keinen Antrieb zum gemeinnützigen Wirken empfinden, nicht gehn, wie unser Goethe sagt: (4ter Thl. Dichtung und Wahrheit)

„Denn man verdient wenig Dank von den Men„schen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, „ihnen eine große Idee von ihnen selbst geben, ihnen „das Herrliche eines wahren edlen Daseyns zum Ge„fühl bringen will. Aber wenn man sie belügt, „ihnen Mährchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen „forthelfend, sie verschlechtert, da ist man ihr „Mann!“

Die nie entweihte Feder, welche der Befriedigung eitler Wünſche, den Lüſten der Gemeinheit nie gefröhnt, darf ich einſt ruhig niederlegen, wenn die letzte Kraft der zitternden Hand gebricht. Wer nach der Wahrheit ringt, erreicht die Schönheit, wer nach dem Guten ſtrebt, erlangt das Glück. Beyde Güter ſind nur im Bewußtſeyn, nichts Aeußeres vermag ſie zu geben, wie nichts von Außen her ſie ſtören kann.

2.

Motto: Was Euch so fest und treu aceint
War mehr, als nur der Drang der Zeiten,
Die Sonne bleibt, die durch das Wetter scheint,
Das Wetter muß vorüberschreiten.
(Schreibers Cornelia.)

Betrachten wir die Frauenvereine aus den oben festgesetzten Gesichtspunkten: als einen Brennpunkt, auf den sich die edelsten weiblichen Kräfte zu einem heilsamen Zweck vereinen, so finden wir hiedurch einen bedeutenden Theil des öffentlichen Wohls den reinen frominen Mutterhänden anheim gestellt, welchen es, der Natur und dem Willen Gottes gemäß, anheimgestellt seyn soll.

Sehr beschränkt ist der weibliche Wirkungskreis in der gewöhnlichen Welt, und überall ist er nichtig, wo die Liebe nicht waltet. Die Ausdehnung des weiblichen Wirkens auf das öffentliche Wohl darf daher nur unter gewissen Bedingungen Statt finden, und muß sich stets anlehnen an den Schutz des Staates, und einzelner edler Männer, und sich begründen auf die allgemeine Achtung und Theilnahme.

Es wäre deshalb zu wünschen:

Erstlich. Daß der Staat den Frauenvereinen größere Pflichten auflegte, und den nothwendigen Schutz und Beystand in noch größerem Maaße, als schon geschehen, angedeihen ließe.

Zweitens. Daß die Ehre, den Frauenvereinen anzugehören, als Schmuck der Jungfrauen und Frauen betrachtet werde, und daß hingegen diese das thätige Anschließen an dieselben nicht als ein Verdienst, sondern als unauflösliche Pflicht betrachten, zu welcher sie nur Reinheit des Wandels und Milde des Herzens würdig machen kann.

In dieser Rücksicht wäre, wenigstens bey den Zusammenkünften der Vereine, ein äußeres Zeichen zu wünschen, und möchte dies lieber in der schönen teutschen Tracht, als in einem Ordensband bestehn.

Alle Einsetzungen, vorzüglich die religiösen, beruhten auf tiefen weisen Gründen. Das Nonnenkleid war nicht ein Zeichen, es war eine Nothwendigkeit. Das Beschäftigen mit unaufhörlichem Wechsel des Schnitts, der Farbe, der Verzierungen in der weltlichen Tracht, ist ertödtend für alles Bessere im weiblichen Gemüth. Unendlich ließe sich diese Wahrheit erweisen! Das Nonnenkleid schloß sogleich die Sorge um Schmuck und Tand aus dem Kreis des Denkens und Handelns aus. Die teutsche Tracht, modifizirt, wie wir sie in Kupferblättern 1813—1814 gesehn, und wie sie eine Zeitlang — Mode war! mit einem Wort, das schwarze oder dunkle, einfache, streng sittsame Kleid, mit weißer Halskrause, möchte

als anmuthig, gefällig, dauernd, würdevoll, dem Klima so sehr als dem Charakter teutscher Frauen angemessen, dem Frauenvereine denjenigen Nutzen stiften, den das Nonnenkleid in Klöstern. Kein Drang mehr in dreißig Magazinen nach etwas Neuem umher zu laufen, kein Bedürfniß mit dem Putz der Nachbarin zu wetteifern, kein Kleinlichkeitsgeist über zu lang oder zu kurz, zu sehr auf den Schultern oder zu tief, über Atlaßband oder Tafftband, kein Vorwand, daß Zeug und Schnitt aus der Mode sey, um Vater oder Gemahl zu quälen, wenn als Sitte Volkstracht eingeführt ist! Und warum sollten wir nicht, Männer sowohl als Frauen, wie in früherer Zeit, durch ein äußeres Zeichen uns auch zu unserm Volk bekennen? Hören wir nur was zu Karl IX. Zeit selbst ein Franzose von uns gesagt:

„Der Tugend gebührt die Ehre, und es sind die „Teutschen von Anbeginn berühmt, wegen der Rein„heit und Vortrefflichkeit ihrer Sitten, sowohl, als „wegen ihrer Tapferkeit und herrlichen Siege, vor „allen andern Nationen, und es würde dem noch so „seyn, wenn sie vereinigt, und unter sich eins wären, „so daß den Franzosen eine größere Ehre von denen „geschicht, die ihren Ursprung von diesem großen „Volke herleiten, als von den andern, die da sagen „sie stammen von den Trojanern her u. s. w.

Siehe Duillat Histoire des Rois de France jusqu'à François 1er.

In welche Kette von Unglücksfällen sind wir durch blinde Anbetung und Nachahmung des Ausländischen verwickelt worden! Voltaire und Consorten hatten die Gotteslästerung, Verspottung und Erkaltung nach Teutschland gebracht; aus dieser ging in Frankreich und Teutschland die allgemeine Sittenverderbniß hervor, die in Frankreich, zu des Regenten Orleans (Louis XV.) Zeiten doch nur bey Hofe im Schwang war. Die übrigen Folgen haben wir alle selbst erlebt; wenn jede Nation sich selbst ehrt, so strebt sie auch danach, sich immer mehr in ihren eignen Augen zu erheben, wenn ein äußeres Zeichen die teutsche Frau erkennbar macht, so wie den teutschen Mann, so entsteht schon daraus eine Verbindlichkeit mehr, die großen Tugenden und edlen Sitten nie zu verleugnen, die unsern Ruhm begründen, denn das Edle und Würdevolle der äußeren Erscheinung soll aus innerer Nothwendigkeit, und nicht aus Prunksucht hervorgehen.

Die ersten Christinnen trugen keinen Schmuck, wie Heidinnen und Jüdinnen; diese Sinnesstrenge ist nicht ganz auf unsre Zeiten anwendbar, doch möchte es rühmlich seyn, daß ernste edle teutsche Hausmütter und Jungfrauen hinfort dem Ernst unsrer Zeit entsprächen, und sämmtlich alles Schnitzwerk und allen Tand denjenigen überließen, welche glänzen müssen, es sey nun auf der Schaubühne der großen Welt, oder auf den Brettern der Bühne.

Drittens. Da keine rechtliche, gutdenkende Frau sich von den Pflichten der Frauenvereine völlig aus-

schließen möchte, so würde sich derselbe auf jede wohlhabende und geachtete Familie des Staates ausdehnen, wo denn diejenigen Frauen, die sich nicht zu individueller Sorge für Arme berufen fühlen, noch Zeit dazu besitzen, die edle Verpflichtung auf sich nähmen, den Verein mit Gaben, Handarbeiten, oder anderen Hülfsleistungen zu unterstützen. Dies geschah in Kriegszeiten, und thut noch immer Noth.

Viertens. Wäre zur Errichtung eines reichen Kapitals für den Frauenverein zu wünschen, daß der Staat einen Theil des Ertrags öffentlicher Vergnügungen jeder Art fortdauernd den Frauenvereinen zuwendete, und daß beym Absterben kinderloser Kapitalisten eine bestimmte Summe dem Fonds des Frauenvereins anheimfallen müßte, auch würden sich gewiß, wie in frühern Zeiten bey milden Stiftungen einzelne Wohlthäter finden, sobald der Wirkungskreis der Frauenvereine bleibend, vom Staate anerkannt und auf alle öffentliche Anstalten, als Waisenhäuser, Arbeitshäuser, Lazarethe ausgedehnt wäre.

Fünftens. Die individuell mitwirkenden Mitglieder der Frauenvereine, welche auf die Leitung und Aufrechthaltung armer Familien, auf die Pflege der Kranken, die Sorge für Wöchnerinnen ihre Thätigkeit hinwenden, würden dann mehrentheils aus Wittwen, kinderlosen Hausfrauen, oder aus Jungfrauen bestehn, ihre Anzahl müßte in jeder Stadt nach dem Bedürfniß der Mehrheit oder Minderzahl der Armen und Leidenden bestimmt werden, und diese würdigen Mitglieder könnten dann jedesmal auf eine bestimmte

Zeit ihre heilige Pflicht sich auferlegen, und wieder von andern Wohlthäterinnen abgelöst werden, oder auch Zeitlebens mitwirken.

Sechstens. Eine ausdauernde Oberaufsicht und Mitwirkung der weiblichen Wohlthätigkeits-Vereine wäre, wie schon berührt, allen öffentlichen gemeinnützigen Anstalten zu wünschen, und zwar in der Mitwirkung achtungswürdiger Männer, welche zugleich freywillig einen Theil dieser Beschäftigungen übernähmen; denn es ist immer eine Unvorsichtigkeit, wenn der Staat das Heil der Verwundeten, der Kranken, und verwaister Kinder denjenigen ganz überläßt, die um Besoldung dienen, und ihre Bedürfnisse an den Wenigstfodernden vergantet! Der weibliche Sinn der Sparsamkeit, Erhaltung und zweckmäßigen Verwendung würde hier die Stelle des wenigstfodernden Entrepreneurs auf eine Weise ersetzen, welche zu gleicher Zeit dem Staat heilsam, und dem Kranken, Bedürftigen, Verwundeten, oder dem verwaisten Kinde wohlthätig seyn würde.

Wäre nun auf diese Weise alles Leid Armer, Kranker, Wittwen, Waisen in die Mutterhand der edlen Vereine niedergelegt, wäre der Frauenverein ordensmäßig organisirt, gesetzlich ermächtigt zu Wohlthaten aller Art, bekäme er Unterstützung aus nie versiegenden, und nicht blos willkührlichen und bald erschöpften Quellen, so müßte in einiger Zeit eine bedeutende wohlthätige Veredlung der Volksmasse unter Gottes Segen aus diesen frommen Bemühungen hervorgehen,

nicht zu gedenken des wichtigen Einflusses, den die Beharrlichkeit in solchem frommen heilsamen Wirken auf Sitte, Bildung, Denkungsart der Frauen, ja auf den Werth ihrer ganzen Bestimmung haben würde. Lange Zeit sind wir Frauen von der Mehrzahl der Männer für nichts anders gehalten worden, als erschaffen zum Vergnügen ihrer Sinne, und zur Aufrechthaltung des Hauswesens. Aus dem Druck, in welchen diese Ansicht die Frauen versetzte, mußte Verderbniß hervorgehen. Das unbefriedigte Herz sann auf Schadloshaltung (ich spreche nicht im übelsten Sinn), die nicht durch erhebende Thätigkeit, sondern nur durch gleichförmige selbstische Regsamkeit ausgefüllte Existenz, fühlte die Lücken, und griff bey der allgemeinen Entartung nach den falschen Mitteln; die Stürme der Zeit kamen herbey von Gottes Hand, die Männer gingen in den heiligen Krieg, die Frauen ergriffen, wie durch einen Himmelsblitz schnell erleuchtet, den rechten Faden, der sie aus dem Labyrinth des Gewöhnlichen zu ihrer großen göttlichen Bestimmung leitet, der Impuls ist gegeben, nichts Aechtes kann untergehn! Jede Anregung, welche theils von Thronen herab, theils aus der Mitte der Gesellschaft auf die Gesammtheit teutscher Frauen wirken sollte, fand leichten willigen Eingang in den Gemüthern, und die Achtung, mit welcher der Frauen Hülfe von Seiten der höchsten Gewalt in ganz Teutschland anerkannt und unterstützt wurde, konnte ja nur aus der Wahrheit und Treue der Bewegungsgründe der Frauen hervorgehn! Darum sollen alle, die Gutes gethan, und noch zu thun ver-

mögen, nicht raſten in ihrem Streben; es iſt Pflicht gegen Gott, gegen die Monarchen, gegen ſich ſelbſt, und gegen das gute teutſche Volk, durch welches Gott ſo Großes vollbracht! Alle, die durch Bildung, Kraft, Stand, Vermögen höher ſtehen, müſſen durch die liebevollſte Sorge dem Volke für unſre Rettung dankbar ſeyn, den Schwachen erheben und erleuchten, dem Bedrängten Beyſtand leiſten, den Verirrten zurückleiten, und durch ein frommes Beyſpiel die Volksklaſſe immer mehr zur Erkenntniß alles Guten, zu alles Heiles Quelle, zu Gott und Jeſum Chriſtum hinleiten. Was hier keine Predigt, keine Polizey, keine Sittenlehre, kein Geſetz vermag, das vermögen edle Frauen, unter dem Schutz des Geſetzes, und im Einverſtand mit dem Geiſtlichen, dem Schriftſteller, und der machthabenden Gewalt.

Sehen wir nun den Umkreis der weiblichen Wirkung auf dieſe Weiſe, herrlich ausgedehnt auf des Ganzen Wohl, das Ziel der Beſtimmung des Weibes glänzender und beſeligender, ſo muß ſich hierauf zum Theil eine größere Veredlung der Männer zugleich begründen, welche, in eben dem Grad, in welchen Frauen ihnen mehr Achtung einflößen, ſich auch der Frauen Achtung immer würdiger zu machen ſtreben, und eifriger für ihr Glück ſorgen werden. Aus der Kleinlichkeit des dürftigen Alltagslebens, aus dem Streben nach den Eitelkeiten der Welt, aus der Einſeitigkeit aller Selbſtſucht, aus der Beſchränkung des Geiſtes geht mehr Streit, Störung, Elend und Weh hervor, als aus irgend Etwas ſonſt, was es ſey, und die:

ſelben edlen Kräfte, welche den Menſchen hindern, ſich an den Kreis der nächſten Pflichten zu feſſeln; dieſe ſind's, die mißgeleitet, die Quellen ſeines Verderbens werden, da ſie Quellen des Heils auf der rechten Bahn ſind. Darum ergreife jede teutſche Frau einen ernſten, wohlthätigen Zweck des Lebens, ſie verachte den Tand, und ſtrebe nach Wahrheit und Würde, denn des Irrthums Stunden ſind vorüber, der Morgen iſt angebrochen, und bey der Sonne Gluth werden nichtige Blumen hinbleichen, aber die Blüthen werden zu Keimen ſüßer Früchte gedeihen, und aus ihrem Schoos wird des Landes Erquickung, der Segen des Herrn hervorgehn.

Fromme Wünſche ſind Ahnungen der Zukunft, ſind nicht blos ſchöne Träume, und wenn nur das Gute gedeiht, was kann es den kümmern, der es wünſcht, unter welcher Geſtalt es gedeihe? Fließt denn hin, ihr Worte des wehmuthvollen und doch in Gott freudigen Herzens, in den Strom der Zeit! Seyd eine Gabe der Liebe, des Vertrauens, und werdet als ſolche empfangen! Seyd ihr vom Guten, ſo werdet ihr nicht vergehn!

Stimmen des Glaubens

in der Natur.

Jesum und das Moos.

In tiefster Schlucht in Waldesschoos,
Entsproßt' das grüne zarte Moos,
Ein Teppich, sammetweich.
Den Blicken zeigt es sich nur klein,
Doch schließt sein Bau ein Wunder ein
Von Wipfel, Laub und Zweig.

Zu Rosengluth und Waldesgrün
Schaut's niedre Moos, und seufzt: solch Blühn
Gab mir der Himmel nicht!
Viel Tritte rauschen über mir,
Und nicht ein Auge sieht mich hier,
Denn Alle lockt das Licht!

Und sieh! da kommt im Abendschein
Der Heiland wandelnd durch den Hain
Mit bleichem Angesicht.
Mit wundem Fuß er weiter muß,
Da fühlt er's weiche Moos mit Lust
Zu seinen Füßen dicht.

Er kam erſt durch die Wüſte her,
Da brannten Sand und Sonne ſehr,
Nun kühlt das ſanfte Moos.
Da ſpricht der Heiland: Vaters Hand
Hat ſolche Lieb' auf dich gewandt
In Zartheit ernſt und groß!

»Welch Auge mag ſo blöde ſeyn,
Erkennt nicht in der Kleinheit dein
Des Schöpfers Macht und Huld?
Du zierlich Kraut, ſo unbeacht't,
Dein hat der Vater auch gedacht,
Dein Loos trag' mit Geduld!

Dies Wort bracht' Jeſu kaum hervor,
Da ſprießt es aus dem Moos empor,
Ein Röslein, wundermild!
Moosröslein ward' es bald genannt,
Das blühet nun in jedem Land,
Der Demuth ſüßes Bild.

Des Heilands Erdenleid verſüßt
Hat es die Füß' ihm ſanft geküßt,
Deß ward' ihm ſolcher Lohn.
O Herz, bleib' immer treu und weich,
Biſt du bedrückt, dem Mooſe gleich,
Dann knospt die Roſe ſchon!

St. Johannes und das Würmlein.

1811.

Johannes ging am hellen Bach
Und sah dem Lauf der Wellen nach,
Er schritt durch Gras und Blümelein
Und schaute wohl mit Liebe drein,
Wie frisch das blüht, wie hold zu sehn,
O Gott! wie ist die Welt so schön,
Die Blümlein lächeln allzumal,
Und alles grünt und quillt im Thal.
Da ist kein Kraut, da ist kein Blatt,
Das nicht Gefühl vom Leben hat,
Des Seyns sich jedes Würmlein freut,
Und trüg' es noch so schlichtes Kleid,
Denn was nur Lebensfunken hegt,
Auch Gottes Liebe in sich trägt!

Wie nun Johannes liebend sinnt,
Ein Würmlein er am Boden find't,
War schlicht und grau, gar klein gestalt't,
Johannes hätt's zertreten bald.
Da hebt er's auf vom Boden fein,
Und setzt es auf ein Blümelein,

Und ſpricht: o lebe, lebe nur,
Dir blüht ja auch die Frühlingsflur!

Das Würmlein fühlt ſich kaum berührt,
Als es die Segenshand verſpürt,
Entbrannt von reiner Liebesgluth
Es plözlich lieblich leuchten thut,
Auch wuchſen bald ihm Schwingen an,
Die tragen's durch der Lüfte Bahn.
Durch Wipfel zieht's bey lauer Nacht,
Hell, wie ein blizender Smaragd,
Auf Blumen liegt es weit und breit
Wie lichte Sternlein ausgeſtreut.
So ruht es friedlich ſüß im Grün,
In Liebe wird es ſtill verglüh'n!

Maria und der Dornbusch.

Auf grünen Wiesen ging Marie,
Kein Blümchen leuchtend süß, wie sie,
Auch wollten alle Blümelein
Dem holden Kinde freundlich seyn.
Vergißmeinnicht sprach: pflückst mich nicht?
Bin doch wie deiner Augen Licht!
Und Goldblum' sprach: dein golden Haar
Und ich, wie leuchten wir so klar!
Und Veilchen sprach: wie süßen Duft
Ich hauchen mag in ferne Luft,
Doch will kein Duft so lieblich seyn
Als deine Demuth mild und rein.
Und Quelle sprach: wär' ich so klar
Wie deine Seele immerdar!
So freuten hold und inniglich
Die Blümlein und die Quellen sich.
Nur Dornbusch seufzt', und spricht: wie mag
Ich nur so freudlos stehn am Hag,
Was liebend auch mein Arm erfaßt,
Das schilt mich doch nur rauhen Gast,
Mich schmückt nicht Farbe, Thau noch Licht,
Du süßes Kind! mein denkst du nicht!
Ey sprach Marie, da sie's vernahm,
Was soll dir doch der heiße Gram?

Meynſt du, daß ich für ſchlecht dich halt,
Weil ernſt und ſchmucklos die Geſtalt?
O nein! wer weiß, was dir gewährt!
Manch dunkles Loos wird ſüß verklärt!
Und nun, mit kindiſch regem Sinn,
Neigt ſich Marie zur Quelle hin,
Und nimmt den Buſenſchleyer fein,
Und taucht ihn in die Perlen ein,
Und legt ihn flink auf's grüne Gras,
Wie freut der ſüßen Laſt ſich das!
Und wie nun ſinnend ruht das Kind,
Da hebet ſich ein Wirbelwind,
Der haſcht zum Spiel das Buſentuch,
Und trägt es fort im ſchnellen Flug,
Doch Dornbuſch ragt die Zweig behend,
Und faßt im Nu des Schleyers End,
Und hält es feſt, mit ſtarker Hand,
Daß es Maria wiederfand.
Da ſieht Marie den treuen Sinn,
Und blickt zum Dornbuſch freundlich hin,
Und von der Blicke Glanz berührt,
Im Dorn ſich Leben quillend rührt,
Und purpurn, goldig, ſprießt's und weht,
Der Dornbuſch voller Roſen ſteht.
Die leuchten, wie die Wangen klar,
Die duften, wie das goldne Haar,
Noch heut trägt er den Purpurſchein,
Das mußt Marienröslein ſeyn!

Der Ceres Grandiflora.

1814.

Kennſt du die Blum', ein Innbegriff der Wonnen?
Ein weißer Stern entſprießt aus goldner Sonnen,
Er neigt ſich ſelig liebend in die Lüfte,
Sein Buſen Gold, ſein Leben Himmelsdüfte,
Der Perlen Licht, rein, wie der May ſie weinet,
Durch ſeine zarten Strahlen leuchtend ſcheinet.
Im Strahl ruht noch ein ſüßrer Strahl verborgen,
Im Morgen blüht ein Stern vom ſchönern Morgen,
Im Duft ein ſelig Ahnen reinern Wehens,
Im Sehn ein Innbegriff beglücktern Sehens,
Und wie die zarten waſſergrünen Schlangen
Am Blumenlicht mit ſtiller Innbruſt hangen,
So thront ihr himmliſch Weſen unverſehrt
In ſüßer Unſchuld liebevoll verklärt,
Der Roſe Liebespracht, der Lilie Licht,
Hat dieſen Schimmer, dieſen Odem nicht,
Nur in der Nacht erſteht ihr ſelig Walten,
Wenn Sternenwelten ſich dem Blick entfalten,
Sie grüßt die Erde kurze ſüße Stunden,
Der Morgen kommt, dann iſt ihr Licht verſchwunden,
Der Kelch verſchließt ſich ſanft der Sehnſucht Blick,
Und nur ein Düften bleibt als Gruß zurück.

Der Blumen Blume, du jungfräulich Bildniß,
Du kamst vom Orient in Nordens Wildniß,
Wie grüß ich dich, du wie der Thau so rein,
Wie nenn' ich dich in deiner Glorie Schein?
Maria heiße, Himmelskönigin,
In Glorie die Schlangensiegerin,
Doch hat dein Fuß die Schlange nicht zertreten,
Hast Heil dem Irrthum ja von Gott erbeten,
Die Sünde sehnend will im Licht gesunden,
Des ist die Schlang' zu Füßen dir gewunden.
Maria, süße, liebevolle, klare,
Mit weißem Angesicht und goldnem Haare,
Maria, die den Mutterschmerz erduldet,
Die rein gebüßt, was einst das Weib verschuldet,
Erbarmerin, die jedes Weh erhört,
Erlöserin, die jeden Fluch zerstört,
Du Mutterherz, das mild auf Reue blicket,
Du Schöne, die zu heil'ger Lieb' entzücket,
O blick' auf all unschuld'ge Kindelein,
Umfange sie mit deiner Klarheit Schein,
Laß jedes Herz in Lieb' dein eigen seyn,
So kann die Sünde nimmermehr hinein!

Christi Auferstehung.

Ein Frühlingslied.

So mußt es denn zum Heil der Welt geschehen,
Daß Opfer ward das Lamm, der einz'ge Sohn
Am Kreuz verschied in Schmach und Todeswehen,
Die milde Stirn verletzt die Dornenkron,
Auch Schächer mußten ihm zur Seite stehen,
Am Kreuz erhaben, nah dem Gottessohn,
Dazu mußt' er herab sehn auf die Beyden
Johannes und Marie bey seinem Scheiden.

Wer mag den Schmerz, und wer die Liebe fassen,
Die trank den Kelch des Zornes bis zum Tode?
Für Sünder mußt' die ew'ge Lieb' erblassen,
Sie zu entziehn der Höll' und ew'gem Tode.
Die ganze Welt muß solche Lieb' umfassen,
Der süßes Leben sproßt aus bitterm Tode,
Da solches Wunder unergründter Tiefe
Lebloſe Dinge selbst zum Leben riefe.

Denn Jesu Todesstund' hüllt Dunkel ein,
Die Erde bebt, es schwankt des Tempels Stütze,
Sein heil'ger Vorhang muß zerrissen seyn,
Da braust das Meer, da leuchten tiefe Blitze,
Der Golgatha erschallt von dumpfen Schrey'n,
Der Boden berstet, steigend aus der Ritze
Erschienen, und besprachen sich die Todten,
Durch Jesu Tod zum Leben neu entboten.

Und wie er nun drey Tage und drey Nächte
In Grüften lag, dem Tode unterthan,
Da hub den Grabesstein die starke Rechte,
In's Leben ging der Heiland neu hinan,
Auf daß er neu der Welt das Leben brächte,
Beym Morgenroth im Frühling dies begann,
Die Wipfel neigten sich der Sonn' entgegen,
Und strömten ihr zum Opfer Blüthenregen.

Die Welt hat fröhlich sich entwandt dem Dunkeln
Und hält der Farben Reich nicht mehr verborgen,
Die grünen Auen leuchten wie Carfunkeln,
Die Vöglein grüßen mit Gesang den Morgen,
Die Wasser rauschen all mit goldnem Funkeln,
Und Alles fühlt des frischen Lebens Morgen,
Der nun durch Jesu für die Welt anbricht,
In Wort und That, in Liebe, Geist und Licht!

Der zerſplitterte Edelſtein.

Ein Diamant in lichtem Scheine,
Trug in ſich Stern- und Blumen-Luſt,
Er war ſo klar, ſo ätherreine,
Wie Thau, in ſüßer Roſe Bruſt,
Und bald, vom mütterlichen Herzen
Der frommen Erde hin zum Licht
Hervorgegangen, trübten Schmerzen
Die klaren frohen Blicke nicht.
Da ſank ein Schlag in Ungewittern
Von Himmelshöh' mit grauſer Macht,
Der ſchlug den Edelſtein in Splittern,
Dahin war ſeine ſüße Pracht.
Doch unverſehrt blieb noch geborgen
Des innern Herzens lichter Kern,
Der leuchtet wie der Liebesſtern,
Der uns verheißt den nahen Morgen.
Und wie der Edelſtein zertrümmert
In tauſend Funken liegt umher,
Daß wie von Thau die Wieſe flimmert,
Da ſeufzt er, wär' ich Stein nicht mehr!
Möcht' ich als Thau der Blume Düften

Erquicken, bey des Abends Gruß,
Vergehn im reinen Liebeskuß,
Mild aufgelöst in Frühlingslüften.
Kaum ist der fromme Wunsch entstanden,
Sinkt auch Erfüllung mild hinab,
Die sanft zerschmolznen Funken fanden
Im Blumenschoos ein duftend Grab,
Das inn're Herz nur ward gesenket
Zurück, in stiller Erde Brust,
Wo es nicht mehr des Sturms gedenket,
Nur in sich trägt des Glanzes Lust.

Im Tod erquickt.

Ein Blümlein ſtand in Duftes Wonne,
Am Quell, in grüner Schatten Nacht,
Sein hatte wohl die hohe Sonne
In jenen Thalen nie gedacht!
Und wie es trug im Kelch die Zähren
Vom Morgenthau, ſo ſtill und tief,
Wo aller Glanz noch träumend ſchlief,
Da ſeufzt's: mich will kein Strahl verklären!
Und wie das Blümlein ſinkend hauchet
Den milden Duft in's weite Thal,
Da, fern, vom Felſengipfel tauchet
Im Quelle ſich der Abendſtrahl,
Und aus dem Spiegel lichter Wellen,
Schaut Sonne mild das Blümlein an,
Und will es ſelig noch erhellen,
Daß es im Tod ſich freuen kann.

O zittre nicht, verkannt, vergeſſen,
In deiner Nacht, du trauernd Herz,
Der Qual und Unſchuld mag ermeſſen,
Verklärt in Licht den letzten Schmerz!

Die Feldblume.

Von Otto Heinrich Grafen von Loeben.

In ſüßer Kleinheit, ſchuldlos, wie die Kinder,
Stehn alle Blumen auf den heim'ſchen Triften,
Sie ſpielen mit der Erd' und mit den Lüften,
Sie geben ſich ſo gern dem ſinn'gen Finder.

Feldblumen nur, doch ſchön ſind ſie nicht minder,
Beſcheiden, was ſie wünſchen, was ſie düften,
Ein Liebeskranz den Quellen und den Klüften,
Sie nachzulocken rinnt der Bach geſchwinder.

Der Kinder Luſt, bey Thau, Schallmeyenſchalle,
Und Vogelſchlag, an Mutterbruſt erwachend,
Stets lächelnd, guten Morgen, guten Abend —

O Frühlingsſchimmer, mir ins Herze lachend,
Geſundheit, Zartheit, hier die Seele labend,
Vergißmeinnicht, ſo heißt ihr Blümlein alle!

Das Lied der Lerche.

1809.

Was tönt so süß aus hohem Blau
Hinunter in die Blumenau?
Es sind der Lerche Lieder!
Du Lerche, kleine Sängerin,
O deute mir des Liedes Sinn!
„Den Frühling grüß ich wieder!“
Ach! wäre noch mein Frühling da!
„Er ist dir nah, ist immer da!“

O täusche nicht das wunde Herz
Mit unerfüllter Hoffnung Schmerz,
Nichts kann mich noch beglücken.
Der Liebe süßer Stern entwich,
Der Jugend Rose auch erblich!
„Sie wird der Thau erquicken!“
Und wo ist Trost, wenn's Herz nun bricht?
„Blick' auf zum Licht, blick' auf zum Licht!“

Wie sanft du wogst im Aether hell,
Und tränkst dich an des Lichtes Quell,
Mit leichtem Schwung erhoben!
Wie strebt auf Flügeln reiner Luft

Hinan zu dir der Blumen Duft!
„Was Schön iſt, ſtrebt nach Oben!“
Ich aber ſeufze ſtets in Nacht —
„Laß Erdenpracht, denk Himmelspracht!“

Wie Freundesworte dein Geſang
Mit ſüßem Troſt mein Herz durchdrang,
Und ſtillt der Sehnſucht Triebe,
O ſprich, warum dein einfach Lied
Mit Ruhe meinen Sinn umzieht?
„Ich ſinge Gottes Liebe!“
Und kennt er, ſtillt er meine Pein?
„Er denket dein, biſt auch ja ſein!

Vermiſchte Gedichte.

An Prinzeß Wilhelm K. H.

Beym Anblick von Beckenkamps Kopie des Madonnenbilds zu Cöln in Ihrer Königl. Hoheit Zimmer.

28. Julius 1816.

Das Himmelsbild, das mir in Prüfungstagen
Oft zugeblickt in ernster Huld und Klarheit,
Die Jungfrau Mutter, Quell von Lieb' und Wahrheit,
Mildthronend, Tröstung schenkend allen Klagen.

Ich schaue sie nach schweren herben Klagen,
Hier, wo mir leuchtet Mariannens Klarheit,
Und wie ich lange litt um Recht und Wahrheit,
Nun beider Himmelsblicke Trost mir sagen.

O süße Strahlen! so vereint zu schauen!
Was ist's, das mehr ein banges Herz erhebe
Als Engelshuld der Lieblichsten der Frauen?

Getrost, mein Herz! und freudig, dulde, strebe,
Daß solche Sterne liebreich auf dich schauen,
Nie weicheud, daß ihr Licht dich stets umschwebe!

An Prinzeß Wilhelm von Preußen

Königl. Hoheit

bey Ihrer Abreise nach Homburg 1814.

Wann Sonne zieht mit lichtem Schein,
Singt Nachtigall: Ade!
So wollen wir auch stumm nicht seyn,
Und singen süßes Weh!
Denn südwärts hin den Morgen bringt,
Sie, die nun von uns weicht,
Wenn Nachtigall dort Grüße singt,
Wie wird ihr das so leicht!

„Ade! du sanfter holder Schein!“
Willkommen, süßer Strahl!
So klingt es bey des Scheidens Pein,
Beym Willkomm so zumal!
Wie rührt Willkommen und Ade
Gleich tief ein liebend Herz,
Da meynt man, lieblich sey das Weh,
Und Freude selbst sey Schmerz.

Ade dann, minnigliches Licht,
Bring fernhin, Deinen Schein,
Es blüh'n auf Deinen Pfaden dicht
Viel tauſend Blümelein,
Die ſagen Dir in Duft und Blick
Der frommen Wünſche viel.
O Herrin, kehre froh zurück,
Erreiche froh Dein Ziel!

Des Wiederſehens ſelig Bild
Schwebt Dir in Ahnung vor,
Du kehrſt zur Heimath ſüß und mild,
Die ſeufzend Dich verlor,
Zwey Knospen holdsan deiner Bruſt,
Du liliengleiche Frau!
Begrüßt dein Vater dann mit Luſt,
Mit Freudenthränenthau!

Ja, friſche Wonnen warten dein,
Viel hohe Luſt zu Haus,
Nie welkend Himmelsblümelein
Ein voller dichter Strauß!
Du kehrſt zurück, dann leuchtet Dir
Entgegen unſre Luſt,
Und friſche Blumen blühn auch hier,
Es iſt Dir wohl bewußt!

An Fürſt Blücher von Wahlſtadt.

November 1813.

Der Jahre Schnee iſt im Vulkan entſtiegen,
Ein Phönix aus der Aſche ging hervor,
Und ſchwang, in heil'gen Siegen,
Zu Sternen ſich empor.

Ein friſcher Kranz von Lorbeern iſt gewunden,
O Wunder! um ein Silberhaupt,
Er hat ein höher Ziel gefunden,
Den wir am Ziel geglaubt!

Du frommer Held! der Enkel Thränen blicken
Dir ſpät noch Segen, Liebe zu!
Der Freiheit reifſte Frucht laß dich erquicken,
Die Blüth' erkämpfteſt du!

An Fürſt Blücher von Wahlſtadt.

Aachen, 20. Nov. 1815.

Willkommen, friſche Winterzeit,
Willkommen, heller Schnee,
Du bringſt uns Freud', und gar kein Leid,.
Dich gern wie Blüthen ſeh!

Bringſt uns des Helden Blüchers Blick,
Der nun zum zweytenmal
Entſchieden hat der Welt Geſchick
Durch frommer Waffen Strahl.

Du Schneegefild' ſo klar und rein,
Sollſt mir in deiner Pracht
Ein Bild des Heldenalters ſeyn,
Das hell wie Frühling lacht.

Wie unter dir die Saat gehegt
Sich froh, nach Stürmen hebt,
Die Nachwelt keine Schmach mehr trägt,
Weil Blücher ſiegt und lebt!

Du frommer guter teutſcher Held,
Dich grüßt die teutſche Bruſt,
Dich grüßet die befreyte Welt
Mit namenloſer Luſt.

Wie groß und herrlich iſt dein Loos,
Dein Ruhm, wie ſchön, wie rein!
In Gott ſo ſtark, in Treu ſo groß,
Sollſt: Vater Blücher ſeyn!

An Fürſt Blücher von Wahlſtadt.

20. Nov. 1816.

Zur hohen Sonne hingeſchwungen
Blickt wohl der königliche Aar
Zurück, was ehmals ihm gelungen,
Als er noch jung im Thale war,
Schaut unter ſich die Felſenbogen,
Einſt rühmlich Ziel, jetzt unten fern,
Und ſieht vom Sternentanz umflogen
Auch noch der Erde Blumen gern.
So blick' auch du von deiner Höhe,
Vom Segensduft der Welt umſchwebt,
Zurück ins Thal, o Held, und ſehe
Dahin, was früh dein Muth erſtrebt,
Der Jugendtage Bild erneue
Sich dir im friſchen Blüthenlicht,
Wenn duftend ich die Roſe ſtreue
Auf Lorbeer, der dein Haupt umflicht.
Denn ſieh, o Fürſt, in jenen Jahren,
Wo du gen Frankreichs Fluren zogſt,
Und mit den teutſchen Bundesſchaaren
Die Bahn als Siegesblitz durchflogſt,
Da hallten Kaiſerslauterns Fluren

Von deinem Ruhm, von jener Schlacht,
Wo die Franzoſen es erfuhren,
Was Blücher ihnen zugedacht!
Es ſank die Schaar, die ſich vermeſſen
Zu ſiegen über Preußens Heer;
Sie hatten es ſeither vergeſſen,
Doch nun vergeſſen Sie's nicht mehr!
Sieh nun, o Held, mit jenen Schaaren
Da führte wohl dein ernſt Gebot
Die tapfern Blücherſchen Huſaren
Zu Siegen, oder Heldentod!
Auf deinen Wink, da flog der Haufen,
Und: Vorwärts! hieß das Loſungswort,
Franzoſen lernten es ſofort,
Doch brauchten ſie es nur zum Laufen!
Von dieſen Blücherſchen Huſaren
Bringt einer dir, o Fürſt, dies Blatt,
Der wacker in den tapfern Schaaren
Auch Vorwärts mit gedrungen hat,
Bey Mosbach ſtürzt er mit dem Roſſe,
(Den rechten Flügel hielteſt du)
Von dortan nicht mehr Kampfgenoſſe
Wankt' er mit Schmerz der Heimath zu.
Arm blieb er, wie ſtets Invaliden,
Bis Bonapart' von Elba ging,
Und wiederum die Welt den Frieden
Von deiner Retterhand empfing;
Da hat in fernen Niederlanden
Der wackre Blücherſche Huſar
Als Pfleger unſrer wunden Schaar

Mit seinem Weibe treu gestanden.
Nun, nach vollbrachtem Werk zurücke
Erschöpft und kränklich, arm und schlicht,
Verlassen ganz im Mißgeschicke
Erquickt ihn keiner Hoffnung Licht,
Er könnte wachen, könnte warten,
Haus oder Feld, Thor oder Garten,
Denn rein und treu ist er wie Gold;
Doch hat sich noch kein Platz gefunden,
Das Glück ist nicht zu allen Stunden,
Der Redlichkeit, der Treue hold!
Erhabner Fürst, lenk' deine Blicke
Auf jenen braven Kriegesmann,
Weißt du von seinem Mißgeschicke,
So langt er schon zum Hafen an;
Mit Gold läßt sich die Treu nicht lohnen,
Auch hülf' es nur auf kurze Zeit,
Vertraue seiner Redlichkeit,
Laß ihn in einem Hüttchen wohnen,
Gieb Arbeit ihm, er wird vollbringen,
Mit Lust, was ihm anheim gestellt,
Und freudiger werd' ich der Welt
Von: Vater Blücher Lieder singen!

An Pauline,

Fürſtin von der Lippe-Detmold.

Detmold, 2. März 1816.

Die Pilgrin eilt durch Wald und Thal
Zur fernen Heimath hin zumal,
Auf Stegen, wild und rauh,
Da blickt' ein Stern von Waldeshöh'n
So klar und ernſt, ſo mild und ſchön
Im reinen Aetherblau.

Und ſchauſt du, lichter ſüßer Stern
Wohl auch der Erde Blumen gern?
Dir weih ich einen Strauß,
Den hab' ich Herzen nah gehegt,
Bey Sturm und Wellen treu gepflegt,
Und trag' ihn nun nach Haus!

O ſenke du den ſüßen Strahl
Wohl auf die Blumen hin zum Thal,
Die treu und liebend blüh'n,
Du ſpendeſt Thau und Blicke licht,
Vergiß die ſtillen Blüthen nicht,
Die einſt zu Früchten glühn!

O wohl, du edler lichter Schein,
Vergißt nicht Blum', nicht Quellen rein,
Denn Blum' und Quellenschoos
Hegt prangend auch der Sterne Bild
Und auch in kleiner Sorg' erfüllt
Sich groß ein herrlich Loos!

Dem königl. brittiſchen Obriſten

Leopold Freyherrn von Klencke

auf Schloß Hämelſche Burg.

21. Februar 1817.

An dieſem Tag, den frohen, ſüßen,
Der deinem Blick zuerſt geglänzt,
Laß mich des Frühlings Hoffnung grüßen,
Der dämmernd ſchon die Fluren kränzt,
In Wolkenbildern weiß und golden,
In Keimen grün, in Veilchen blau,
In Düften von den Fluren holden,
In Morgenlicht und Abendthau!

—

Wo Pappeln ſanft die Hügel kränzen,
Der Väter Burg ſtrahlt hoch und kühn,
Wo friſche Quellen perlend glänzen,
Durch ſtolzer Tannen Immergrün,
Die Emmer um den Pfad ſich ſchlinget,
Den Bruderliebe ſich erkor,
Wo früh der Sonne es gelinget
Zu wecken junger Roſen Flor,
Wo deines Sinnens reges Walten,
Mit Schöpferkraft die Schönheit weckt,

Daß ſüßer Keime ſich entfalten,
Und zarter Schmelz die Gärten deckt,
Dort, wo Eliſens Blumenlaube
Des Rebenhügels Scheitel kränzt,
Vom Abendpurpur ſüß beglänzt
Die Düfte haucht, dem Weſt zum Raube,
Wo Alles ſpricht von deinem Herzen,
Von deinem treuen feſten Sinn,
Dem aus der Welt und ihren Schmerzen
Ward Ruh und Weisheit zum Gewinn,
Da wollen ſehnende Gedanken
Um dich, und deiner Lieben Bild,
Wie Epheu um die Säulen ranken
Der Väter Burg, ſo gaſtlich mild,
Und fromme Wünſche ahnend ſteigen
Zum Herrn, der jeden Herzenslaut
Vernimmt, ſelbſt wo die Lippen ſchweigen,
Und edelm Schmerze Labung thaut.
Der Herr, der mich noch nie vergeſſen,
Der mich erquickt im tiefſten Leid,
Er, deſſen Lieb' iſt unermeſſen,
Und reichet, mehr als Himmel weit,
Der ſtärke dich mit ſeinem Frieden,
Der halte dich mit ſeiner Kraft,
Daß tauſendfach dein Herz hienieden
Noch Gutes wirkt, und Segen ſchafft.
Er wolle deinem edeln Leben
Viel blüh'nde Dauer reichlich geben,
Und kräftiglich dein Herz erfreu'n,
Von frommer Tugend Gluth getrieben

Im frohen Kreiſe deiner Lieben,
Mit Blumen deine Pfade ſtreu'n.
Und wie von jenen hohen Warten
Dein Blick die ſüße Landſchaft ſchaut,
Sieh in die Zukunft, wie der Garten,
Der blüht, auf Brudertreu gebaut!
Viel Segen dem Geſchwiſterbunde,
Viel Segen deines Daſeyns Stunde,
So ruf' ich aus der Ferne zu,
Gern möcht ich ſüß're Töne weihen,
Gern ſchön're Blumen opfernd ſtreuen,
Doch freundlich ſiehſt den Willen du,
Und Zukunft muß ein ſchön Gelingen
Jedwedem reinen Willen bringen!

An Frau von P.

1816.

Von des Himmels goldnen Auen
Will in Herbſt und Mayenzeit
Ew'ger Liebe Segen thauen,
Und des Lichtes Heiterkeit,
Frühlingsblüthe, Herbſtesſüße,
Alles ſtrahlt in Glanz und Duft,
Daß es hold die Erde grüße,
Und den Blick zum Himmel ruft.

Liebe Freundin, du Beglückte,
Strahlend einſt im Jugendglanz,
Wo dich holde Tugend ſchmückte,
Nun umblüht vom friſchen Kranz
Süßer Kinder, fromm und milde,
Sey gegrüßt zu dieſer Stund',
Die in ſeiner Freuden Bilde
Mayenwonn' im Herbſt thut kund.

Blumen ſchmücken deine Bahnen,
Selbſt gehegt, in treuer Hut,
An den Himmel uns zu mahnen
Iſt auch Schmerz auf Erden gut,

Will das Leid zum Himmel ſchauen,
Glänzet milder Troſt hinab,
Schmerz und Luſt, wo Thränen thauen,
Spiegeln nur den Himmel ab.

Sey mir freundlich denn gegrüßet,
Holde liebe gute Frau!
Manche ſüße Lippe küſſet
Heute deiner Wangen Thau!
Was dir nahe, was dir ferne,
Alles ſey dir froh und licht,
In dir ſelbſt ſind deine Sterne
Und dein Frühling weichet nicht!

An Fräulein Auguſte von P.

bey Ueberſendung eines Liedes an J. K. H. Prinzeß Wilhelm

1816.

Indem ich jenes Lied geſungen,
Zwey Bilder mir vor Augen ſchwebten,
Die Lilie, ſüß emporgeſchwungen,
Die Roſ', in welcher Tropfen bebten
Von Perlenthaue, klar und milde,
Erkennſt du's Röslein wohl im Bilde?

Das holde Röslein, ſüß entfaltet,
Hat geſtern freundlich mich gegrüßet,
Hat lieblich über mich gewaltet,
Und manch ein Leid in Luſt verſüßet,
Und weil ich's ſo voll Demuth kenne,
Ich nimmermehr das Röslein nenne.

Wohl lieblich iſt's, erröthen ſehen
Der Roſe lichtes Ebenbild,
Wenn Zucht und Anmuth ſie umwehen
Und ſüße Rührung ſie erfüllt,
Doch müßt' es die Beſcheidne kränken,
So will ich nur den Namen denken!

Wohl manche Seele denkt im Stillen
Den holden Namen segensreich,
Und wo des Dankes Thränen quillen,
Da nennt ihr Engel sie sogleich,
Sie hört es nicht! doch hört es oben
Der Gott, den ihre Thaten loben.

An Friedrich, Grafen von Kalkreuth

(als er mit drey der Dichter der Bundesblüthen bey mir war)

3. May 1816.

Ein Vierblatt hab' ich gestern wohl gefunden,
Es stand im Abendthau im sel'gen Licht,
Ein Vierblatt soll ja hohes Glück bekunden,
Wer liebte wohl den frohen Glauben nicht?
Mir grünt' dies Blatt in schönen Lebensstunden,
Im Freundeskreis, im Heimath Friedenslicht,
Ihm säng' ich gern anmuthig süße Weisen,
Die seine Treu, sein frommes Streben preisen.

Du Herzverein, in teutscher Kraft und Schöne,
Sey mir gegrüßt, gesegnet, Blüthenbund!
Du that'st dein Herz im Einklang süßer Töne,
Im edlen Kampf auch deine Thatkraft kund.
Verbrüdert fünf des teutschen Landes Söhne,
Sinn, Herz und Mund in frommer Sitte Bund,
Was ihr der Zeit im ernsten Lied gesungen,
In jeder treuen Brust hat's angeklungen!

Ihr edeln Brüder habt der Schweſtern viele,
Die Muſen ſind's, die Eurer ſich erfreut,
In Lied und Kunſt, im holden Saitenſpiele,
Mit ew'gen Blumen euren Pfad geſtreut,
Ein holder Weg führt euch zum ſchönen Ziele,
Wollt ihr noch eine Schweſter zum Geleit?
Wohl hoff' ich das! ich will die Blüthen hegen,
Will dunkle Blätter zu den Roſen legen!

„Auch dunkle Blätter will der Kranz des Lebens,"
So ſteht's im lieblichſten der Blumenlieder,
Der edle Meiſter ſprach es nicht vergebens,
In teutſchen Herzen klingt es troſtreich wieder,
Viel dunkle Blätter, Opfer heil'gen Strebens,
Trägt feyernd nun der Kranz der teutſchen Lieder,
Doch du, o fünffach Herzblatt, lebend, blühend,
Entfalte dich aus Grün, als Roſe glühend!

Die Sänger der Bundesblüthen

an

Helmina v. Chezy.

Es gingen fünf Sänger im blumigen Thal,
Und sangen wohl Lieder des Herzens zumal.
Sie schweiften gar jugendlich frey in der Flur,
Und folgten so treu der Begeisterung Spur,
Doch plötzlich vernehmen sie reineren Klang,
Verstummend nun horchen sie holderem Sang.
Sie hören und staunen, o wunderbar!
Auf eigne Lieder die Antwort es war.
Da hebt sich höher die schwellende Brust
Im freudigen Drang unendlicher Lust.
Nun schlagen sie mächtig ins bebende Gold,
Da ihnen die schöneren Klänge so hold,
Und streben nach gleichem bezaubernden Ton,
Auf Schönes ist Schönes nur würdiger Lohn.

Friedrich, Graf Kalkreuth.

An Friedrich, Grafen von Kalkreuth.

Sonnet. 1816.

Es iſt ein innig himmliſch ſüß Vereinen,
Ein Bund, von Ewigkeit zu Ewigkeiten,
In Leiden Troſt, ein Licht im Drang der Zeiten,
Der Guten Bund, zu tröſten, die da weinen.

Heut wollte ſolch ein ſelig Licht mir ſcheinen,
Durch dich konnt' ich der Lindrung Kelch bereiten
Den Lechzenden, die ſchwer mit Sorgen ſtreiten,
Und Thränen ſüßen Dankes ſah ich weinen.

So lieblich ſtrahlt kein Licht auf jungen Roſen,
Als ſolcher Glanz von bleicher Wange leuchtet,
Vom Auge, das der Freude Thräne feuchtet.

O wenn du weilſt, wo Stern und Roſen prangen
Im Frühlingslicht, auf ſüßem Aug' und Wangen,
Laß noch ſolch Angedenken dich liebkoſen!

An Koreff.

In Knosp' und Blüthen will des Frühlings Walten
Für deinen Tag der Freude Kränze bringen,
Fern tönet ſchon der kleinen Vöglein Singen,
Und alle Keime dringen zum Entfalten.

Denn immer will Natur in Schönheit walten,
Und Milde noch der Stürme Nacht bezwingen,
Beym Widerſtand des Guten Sieg gelingen,
Aus Nächten ſtrahlen hoher Sterne Walten.

Nimm denn aus Dornenſtunden dieſe Roſen,
Die deinen Tag mit Farbenſpiele koſen,
Die Roſe ſprießet gern aus Dorn und Mooſen.

Die kleinen Blumen wollen Freude bringen,
Dein ſchaffend Denken liebevoll umſchlingen,
Vergißmeinnicht nur frohen Stunden ſingen!

Blumenranken

an F. v. B.

1817.

Da sind die schönen Tage, da kommt des Frühlings Lust!
Deß sind sich Keime, Blüthen und Blumen wohl bewußt,
Die grüßen halb verstohlen das neue süße Licht,
Erschließen seiner Liebe wohl Herz und Angesicht.

Zu dir auch wollen Blumen, der frisch der Welt entblüht,
Am treusten Mutterherzen von Dankgefühl durchglüht,
Zum Leben Blicke wendet, wie keine zum Frühlingslicht,
Denn Lebensfrühling blühet dir frisch im Angesicht.

So leg' denn sanfte Blumen an dein erquicktes Herz,
Waldröslein, ohne Dornen, die bringen keinen Schmerz,
Die kleinen Primeln sagen vom schönen Frühlingslicht,
Und alles, was dich liebet, das spricht: Vergißmeinnicht.

Zwar ist, was ich dir bringe, der Blumen Abbild nur,
Hat nicht den süßen Odem von Mutterlieb Natur,
Doch wisse, was auf Erden ein Herz mit Lust durchglüht,
Ist nur ein Bild der Wonne, die erst im Himmel blüht!

An meinen Bruder.

3. Julius 1816.

Der Rosenmond, der schöne, ist vergangen,
Doch schmückt' ihn nicht der Rosen heitre Pracht,
Sie zeigten nicht die vollen lichten Wangen,
Sie alle barg der Knospen grüne Nacht,
Die Wolken mußten schwer am Himmel hangen,
Nicht einmal strahlte volle Sonnenpracht,
Und nun erst, da die Hoffnung will verschweben,
Beginnt bey Sonnenlicht der Rosen Leben.

Und wie sich Jedes will zum Bild gestalten,
Was fromm ein Herz in stiller Innbrunst schaut,
So deut' ich jenes Monden trübes Walten
Als Sinnbild, drauf sich meine Hoffnung baut,
Die Rosen, jüngst in Knospen fest gehalten,
Und heute nun, süßblühend, hell berhaut,
Wie sie dein Fest in Licht und Anmuth schmücken,
Verheißen dir ein unverhofft Beglücken.

Laß dieser Hoffnung sanfte Strahlen sinken
In deine Brust, die redlich treu gestrebt,
Mit welchem Licht auch deine Tage winken,
Du hast mit voller Kraft dir selbst gelebt,

Im eignen Herzen deine Sterne blinken,
Und was dir ward, das haſt du ſchwer erſtrebt.
Genieße froh die Frucht von langen Mühen,
Nur ſüßer noch, je kürzer war ihr Blühen.

Ein mild Geſchick will heut uns froh vereinen,
Wie lebten wir ſo lange uns ſo fern!
Wie oft mußt' ich der Trennung Schmerz beweinen,
Nun lächelt mir der Heimath ſüßer Stern,
O könnt' ich freudiger noch heut erſcheinen,
Und wäre nicht der Wahrheit Sieg noch fern!
Doch nein! nicht Klage, Luſt nur walte heute,
Stets hoffe mehr, wen einmal Gott erfreute!

An Babet.

1817.

Schon manches Lied iſt mir gelungen,
Jetzt will ich ſingen deine Treu,
Was je der Welt ins Herz geklungen,
Das iſt nur Alt, doch ewig Neu!
Du ſtille, anſpruchloſe Seele,
Die ſtark und treu in Gott dem Herrn,
Was wär's, wenn ich der Welt erzähle,
Was nicht dem Thron des Höchſten fern?

Ein ſtilles Loos iſt dir beſchieden,
Der Armuth und der Dienſtbarkeit,
Doch glänzt dein Name ſchon hienieden,
Durch Edelmuth und Redlichkeit,
Du thuſt das Gute nur aus Treue,
Weißt nichts von Sucht nach eitelm Ruhm,
Du ſchlichtes teutſches Weib, erfreue
Dich an dein ſelig Eigenthum!

Wie hab' ich deiner mich erfreuet,
Als der Gefangnen wunde Schaar
Verlassen lag umher zerstreuet,
Und meine Babet hülfreich war, *)
Trugst ohne Rast die schwerste Bürde,
Und Mitternacht fand pflegend dich,
Sagt' ich, daß d'ich das tödten würde,
Sprachst du: Gott hilft mir! freudiglich.

Du ruhtest nie beym guten Werke,
Den Kranken gabst ein Mutterherz,
Ein Engel gab dir Licht und Stärke
Zu stillen Elend, Harm und Schmerz.
Manch Edler hoffnungslos erkrankte,
Und ward ein Opfer seiner Treu,
Doch deine Kraft, die nimmer wankte,
Erhielt zu frischem Werk sich neu!

Denn sieh, du folgtest mir, Getreue,
Noch gern in's ferne Niederland,
Und regtest mutherfüllt auf's Neue
Die mütterliche Segenshand,
Du stilltest unermeßne Schmerzen,
Und dachtest nicht an Ruhm noch Lohn,
Wie segnen dich der Armen Herzen,
Längst schon verklärt vor Gottes Thron!

*) In Darmstadt, nach der Schlacht von Hanau. Wir haben in Namur 1815 noch Brabanter aus diesen Gefangenen-Transporten begegnet, die uns erkannten und froh begrüßten.

Sey der verwaisten Krieger Segen,
Erquickt durch deine Sorgsamkeit,
Denn auf dein Herz ein Frühlingsregen,
Dich stärkend noch im Todesleid!
Du gutes Weib! dich zu vergleichen,
In Treu und Demuth, fromm und rein,
Sey mir das Veilchen freundlich Zeichen,
Gebückt schließt es den Himmel ein!

Die rechte Kunde des Zeichens des Wassermanns

und derer, so unter diesem Zeichen geboren.

22. Januar 1811.

An Paul, Grafen von Hauswiß.

Der Wassermann ist ein herrliches Zeichen,
Aus unsiegbarem Born ein Sternenregen,
Ein lichter Strom, mild, lauter und rein,
Das ist ein klarer voller Himmelssegen,
Vor dem die finstern Gewalten weichen,
Ist hohen lautern Wandels ächter Schein.

Der Blumen und Kräuter sind viele fein,
Auf Feld und Wald, auf Bergen und Auen,
Da giebt ihm das Röslein Morgenschein,
Da leuchten Vergißnichtmein, die blauen,
Ihm hauchet Duft der röthliche Klee,
Ihm strahlt die Lilie, ein keuscher Schnee,
Die Iris webt ihm Regenbogen,
Ihn grüßt der Nenufar aus den Wogen,
Der sich beym Licht der Sonne hebt,
Nur stets im Lichte blüht und lebt.

Wer nun in diesem Zeichen gebaren,
Der ist des Himmels und der Erde Lust,
Trägt Freud' und Frieden in der Brust,
Ist zu allem Guten erkoren.

Denn der Wassermann ist ein fröhliches Zeichen
Aus ew'gem Born ein Sternenregen,
Ein milder Strom lichthell und rein,
Das ist ein klarer voller Himmelssegen,
Vor dem die finstern Mächte weichen,
Ist hohen, lautern Wandels rechter Schein.

Lied.

Nach dem Perſiſchen des Hafis.

Sieh die Fluren dicht voll Roſen,
Stolz entblüht will Jede ſiegen,
Eine ſchon kann mir genügen,
Eine ſchon von allen Roſen.

Sieh den Himmel dicht voll Sterne,
Aetherwellen ſanft ſie wiegen,
Zwey von Allen mir genügen,
Nacht iſt Alles ſind ſie ferne.

Sieh die Quellen von den Klippen
Sich an Blumenlippen ſchmiegen,
Nur ein Tropfen kann genügen,
Einmal, einmal nur zu nippen!

Ach, ich trank einmal mit Beben,
Süß durchſchauert von Entzücken
Aus des Auges Flammenblicken
Leben, Liebe, Lieb' und Leben.

Jetzt bey rauhen Zweifels Stürmen
Schwankt und liſcht der Hoffnung Schimmer,
Nachtigall, ach! wird dich nimmer,
Nimmer deine Roſe ſchirmen?

Zum Geburtstage von Clara Hitzig.

1816.

Süßer Liebe holdes Kindlein,
Rosige Klare, sey gegrüßt,
Daß dein weiches Rosenmündlein
Mich zum Danke lieblich küßt,
Will nicht hell der Himmel blicken,
Strahlt er heut uns doch Entzücken,
Und wir müssen fröhlich seyn,
Heut bist du der Sonnen Schein!

Lichte Blüth' an Vaters Herzen,
Blühe duftend, immer rein,
Lächle Trost in seine Schmerzen,
Kann auch Trost so lieblich seyn?
Reich an Liebe, Glauben, Wonne,
Lächle dir die innre Sonne,
Laß es Außen stürmisch seyn,
Ist's nur Innen still und rein!

Auf ein Epheublatt geschrieben.

An Se. K. H. Carl von Dalberg.

1812.

Auf Marmor steht dein Name oft geschrieben,
Ich schreib' ihn kühn auf dieses schlichte Blatt,
Das trägt ihn nun, wie Herzen, die dich lieben,
Wo deine Huld ihn süß verewigt hat.

Mein edler Freund! dies kleine Blättchen soll
Ein Sinnbild dir von meinem Streben bringen,
Es will mein Dichten zart und liebevoll
Als Epheu deines Ruhmes Säul' umschlingen!

Die Legende der heiligen Dorothea.

1813.

Als erst noch Morgenstrahlen des Glaubens gaben Schein,
Da lebt im Griechenlande ein zartes Mägdelein,
In armer Hütt' geboren, an holder Schönheit reich,
Zur Zierde auserkoren für Gottes lichtes Reich.

Als Christin aufgeblühet zu Sitt' und Heiligkeit,
Als zartes Kind verwaiset lebt sie nur Gott geweiht,
Hin flossen ihre Tage in Frieden still und lind,
Gleich einer lautern Quelle, die frisch durch Blumen rinnt.

Wenn Hespers mildes Funkeln die Lerche weckt zum Sang,
Erhob sich Dorothea mit frommen Herzensdrang,
Sie eilt zum kleinen Garten, wo an der Felsenwand
Ein selig Bild, erhoben von Meisterhänden, stand.

Wie Lilien bleich im Mondlicht, im Antlitz Lieb' und Leiden,
Am schwarzen Kreuz erhoben, war Jesus im Verscheiden,
Durch seidner Locken Fülle die Dornenkron' gewunden,
Hinsterbend wohl in Liebe, doch nicht am Weh der Wunden.

Als einſt am frühen Morgen mit friſcher Roſen Fülle
Dem Bilde Dorothen ſich naht in heil'ger Stille,
Da ſtieg ein himmliſch Säuſeln von Palmenwipfeln nieder,
Hallt in der Jungfrau Seele in ſanften Worten wieder.

Du bringſt mir junge Roſen, du Blum' in Gottes Garten,
So will ich dir auch Roſen, die nicht verblühen, warten,
Dein harren jetzt zur Stunde viel Leiden, ſchwer zu tragen,
Es wird dir Todeswunde von theurer Hand geſchlagen.

Du wirſt in Schmerz und Qualen als Siegerin beſtehn,
Du wirſt durch Todesleiden zur höchſten Wonne gehn,
O zweifle nicht, du Reine, und traue dieſem Worte,
Mit Roſen harr' ich deiner an Paradieſes Pforte!

Und wie ein Traum verſchwebet das ſüße Himmelslicht,
Entzückt traut Dorothea noch ihren Sinnen nicht,
Da weckt ſie aus dem Taumel Geklirr und Waffenſchlag,
Die rufet mit Entſetzen ein banges Echo nach.

Und durch die Blüthenhecken, durch Roſenfelder eilt
Ein hoher finſtrer Krieger hin, wo die Jungfrau weilt,
Der ruft: Was ſuchſt am Kreuze? Dich bring' ich vor Gericht,
Du ſollſt ſie fürchten müſſen, liebſt du die Götter nicht!

Und Dorothea sinket, als wie vom Blitz erschlagen,
Vom Kriegsmann fortgerissen, vom Roß dahin getragen,
Durch unbekannte Fluren, wie rührend sie auch fleht,
Sie bald im finstern Kerker, umringt von Römern steht.

Was hab' ich denn verbrochen? seufzt sie, beging ich je,
Ich Arme doch kein Uebles, that keinem Vöglein weh,
Was legt ihr mich in Bande, reißt mich vom theuern Ort,
Von meiner Heimath blühend in dunkle Mauern fort?

O bringet mich zurücke, wo ihr mich betend fandet,
Entlaster mich der Fesseln, mit denen ihr mich bandet,
Der Blumen schönste Fülle will ich zum Dank euch geben,
Gewande, zart gewoben, verschont mein junges Leben!

Von meiner kleinen Heerde der schönsten Lämmlein zwey,
Nehmt alles, was ich habe, doch laßt mich wieder frey,
Das Vöglein, hoch in Lüften, hat nichts als Freiheit nur,
Doch was es braucht, das bietet ihm reichlich Wald und Flur!

So laßt mich denn zurücke! Doch Eurer Blicke Gluth
Will mir das Herz durchbohren, o Jesu, welche Wuth!
O mein Erlöser, rette mich aus der Tiger Klauen,
Nicht Menschen will ich anflehn, nur dir will ich vertrauen!

Den Tod erwarte Thörin! ruft ihr ein Krieger zu,
Zum Opfer auserkoren bist von den Göttern du,
Der Christen freche Schaaren sind alle nun in Ketten,
Die Götter zu versöhnen, kein Jesu wird sie retten.

Entsag' der neuen Lehre du auch auf immerdar,
Und bringe Hekatomben den ewigen Göttern dar,
Sonst sinket unterm Beile dein schönes junges Leben,
Wie sollte solche Blume nicht vor der Sichel beben?

Und fort die Krieger eilen, die schweren Riegel rasseln,
Hinab die Wendelstiegen die Eisentritte prasseln,
Und Dorothea, einsam, umringt von Todesschauern,
Hört nur ihr eignes Seufzen im Widerhall der Mauern.

Nacht war's, als Dorothea in heißen Thränen wacht,
Da fernher rauschen Tritte, da weicht der Riegel sacht,
Und blühend, wie der Frühling, mit sanftem Angesicht,
Steht bald vor ihr ein Jüngling bey duft'ger Fackeln Licht.

Das war des Landes Pfleger, der Christen arger Feind,
Der glüh'nden Haß im Busen, von außen lieblich scheint,
Für Dorotheens Schöne entflammt in wilder Brunst,
Wollt' er ihr Herz gewinnen durch sanfter Rede Kunst.

Du Lieblichste der Erden, spricht er mit milden Tönen,
Du Wonne aller Blicke, du Innbegriff des Schönen,
Ich komme dich zu retten, von Angst und Kerkerpein,
Ich löse deine Ketten, vertraue mir allein!

Dem Irrthum dich entreiſſen, kannſt du mir das verſagen?
Mit ſanfter Ueberredung will ich an's Werk mich wagen,
Im falſchen Wahn erzogen kennſt du das ſüße Licht
Des ſeligen Olympos, die Macht der Götter nicht!

Denn ſieh! auf Erd' und Fluthen, in Luft und Flammen ſchweben
Die himmliſchen Gewalten treu um der Menſchen Leben,
Sie lieben unſre Tage, ſie weben unſer Glück,
Auch ſie ſind unterworfen der Liebe, dem Geſchick.

Luna, die ewig Reine, in zarten Sehnens Bangen
Wollt' in der Nächte Stille Endymion umfangen,
Es küßte ſeine Lippen der Strahlen mildes Licht,
Im Traum nur Wonne ahnend, wußt' es der Jüngling nicht.

Die ſüße Aphrodite, ſie kannte Lieb' und Schmerz!
Des Todes herbſte Pfeile zerriſſen ihr das Herz,
Als ihr Adonis ſterbend vom Schwanenarm umwunden,
Das ſüße Leben hauchte aus blut'gen Todeswunden.

O du, die keuſch wie Luna, die hold wie Venus blüht,
Empfind' auch du die Flamme, die den Olymp durchglüht,
Die allgewalt'ge Flamme, die ſtets in friſcher Kraft
Der Schöpfung All durchſtrömend das Leben wieder ſchafft.

Der Liebe Wonnegluthen durchdringen alles Seyn,
Es trägt ja selbst den Funken in sich der Kieselstein,
Der kalte Demant glänzet im Schoos der dunkeln Nacht,
Dem nassen Thau der Wiesen entstrahlt des Aethers Pracht.

Es ruft zum heitern Leben der Götter Macht die Welt,
Will freundlich sie umschweben, und bleibt ihr zugesellt,
Zu steter Lebenswonne, zu ruhigem Genuß
Beut mütterlich den Busen Natur im Ueberfluß!

Er schweigt, und sinkt voll Anmuth zu Dorotheens Füßen,
Bedeckt Gewand und Hände mit tausend Flammenküssen,
Doch wie er die Betrübte mit kühnem Drang umschlingt,
Sie bebend und erschrocken sich seinem Arm entringt.

O Fremdling, dies Beginnen, ist's zart und sittevoll?
Nicht so um eine Christin ein Jüngling werben soll!
Aus diesen Mauern rette mich makellos und rein,
Laß sicher mich geleiten, wo fromme Christen seyn!

Ich lebe schon im Lichte, nur dich umfängt die Nacht,
Der Christ wird freudig siegen ob falscher Götter Macht,
Zog vom Olymp die Götter der Schönheit Macht hinab,
Sucht Jesum hier auf Erden das Leiden und das Grab.

Nicht kann ich armes Mägdlein in Worten mit dir streiten,
Doch will der Strahl von oben die Einfalt selber leiten,
Ich fühle Gottes Liebe in tiefster Seele mein,
Für mich soll nicht vergebens sein Blut geflossen seyn.

Wie könnt' ich auch verehren die streitenden Gewalten,
Die blinde Leidenschaften gleich uns in Banden halten?
Wohl wahr ist's, daß die Liebe der Wesen Reich durchbebt,
Im Tröpflein Thau's sich spiegelt, im kleinsten Würmlein lebt.

Doch ist's die reine Liebe der Gottheit, der Natur,
Es zeugt von Gottes Allmacht das Gräslein auf der Flur!
In tiefer Nacht verkündet sein Licht der Sterne Heer,
Von Gottes Lieb' entzündet, gestreut, wie Sand am Meer.

Wie sollt' ich für das Ew'ge Vergänglichs nicht verschmähen?
Es kann ja nichts auf Erden in Pracht und Lust bestehen,
Die Ros' hat eine Stunde, der Marmor trotzt der Zeit,
Doch kaum sind tausend Jahre Moment der Ewigkeit.

So trifft denn Ros' und Marmor auf Erden gleich Geschick,
Sein Prangen, ihre Blüthe, war nur ein Augenblick.
Laß auch mich junge Blume eh' sterben als verblühen,
Ich werd' in Edens Garten als Himmelsrose glühen!

Sie ſchweigt, doch feſt umwoben von ſchweren Irrthums Stricken
Saugt Theophil nur Gluthen aus ihren ſtrengen Blicken;
Die Einſamkeit, die Liebe, die Jugend das Verlangen
Stehn alle ihm zur Seite die Unſchuld zu befangen.

Doch Dorothea ſieget, ſchon dämmert Morgenlicht,
Und Teophil entweichet mit bräu'ndem Angeſicht,
Und einſam hingeſunken an feuchter Kerkerswand
Die Jungfrau ſüßen Frieden in ſtillen Thränen fand.

Wie träge gehn die Nächte der frommen Dulderin,
Des Frühlings mildes Leuchten dringt nicht zum Kerker hin,
Ihr blühet keine Blume, ſie keine Frucht erquickt,
Sie netzt ihr Brod mit Thränen, von Feſſeln ſchwer bedrückt.

Sechs Monden ſo vergingen in Kerkers Einſamkeit,
Da ſchlug der Prüfung Stunde, ihr Tod war nicht mehr weit,
Noch einmal führen Römer die Jungfrau zum Verhör,
Der Nord hub ſeine Schwingen, kein Gräslein keimte mehr.

Jetzt opfern oder ſterben! ruft ihr der Scherge zu,
Sie naht der Todesſtätte mit ſtiller Seelenruh,
Die jubelnd rohen Schaaren, die ihren Tod begehren,
Grüßt ſie mit ſtillen Blicken, die höher ſich verklären.

Und dicht am Blutgerüste gewahrt sie, welch ein Schmerz!
Ihn, den sie liebt im Stillen, und bange klopft ihr Herz,
Doch schauet sie gen Himmel, da ruft er frech ihr zu:
Dort oben, schöne Christin, sag' an, was siehest du?

Ich seh', spricht Dorothea, dort in der Sphären Glanz
Den Bräutigam der Seelen im ewig frischen Kranz;
Er harrt mit süßen Rosen an Edens Pforten mein,
Erquicket mich mit Aepfeln, nach langen Schmachtens Pein.

Und er, so Schmerz als Liebe mit Wuth und Hohn bekämpfend,
Im Eis des bittern Spottes der Sehnsucht Gluthen dämpfend,
Spricht: Rosen tief im Winter? Mein Lieb' ich bitte dich,
Nach Aepflein und nach Rosen von Eden lüstet's mich!

Und ernst, mit feuchtem Blicke reicht sie die Lilienhand:
Hier Jüngling, nimm die Rechte zum festen Unterpfand,
Ich sende dir die Rosen! Ade! auf Wiedersehn!
Kann Liebe dich erretten, sollst nicht verloren gehn!

So steigt sie auf die Stufen, bleich, mit entblößten Locken,
Sie beut den weißen Nacken dem Beile unerschrocken,
Und seufzerlos gen Himmel hinblickend im Gebet,
Stirbt sie, still, wie die Blumen, wenn scharf die Sichel geht.

Im selben Augenblicke geht aus dem Rosenthor
Des lichten Morgenscheines ein schöner Knab hervor,
Der kommt zum Jüngling sprechend: wohlauf, ermanne dich,
Dir sendet Dorothea die Rosen hier durch mich.

Der Knabe war verschwunden, und vor dem Jüngling steht
Die süße Himmelsgabe, die er im Hohn erfleht,
Der Aepflein, Rosen Fülle prangt hell im Thauesschein.
Wohl mochtens stille Thränen der sanften Unschuld seyn.

Da dringt der Strahl des Glaubens in sein bethörtes Herz,
Gesunken ist die Hülle, besiegt ist Wahn und Schmerz.
Er ruft: O ew'ge Liebe, o himmlisches Erbarmen,
Nimm hin mich, laß die Herzen an meinem Blut erwarmen!

Er steigt auf's Blutgerüste, sein Tod ist sanft und leicht,
Sein Opfer hat die Seelen der Römer schnell erweicht,
Viel tausend werden Christen, der falsche Wahn erliegt,
Hell strahlt der junge Morgen, die Liebe hat gesiegt!

Der Tannhäuser.

Volksſage.

Es weht ſo ſchaurig, ſo dumpf und kalt,
Der Tannhäuſer reitet im tiefſten Wald,
Wohl pfeifet der Nordwind, wohl rauſchet der Fluß,
Vom Felſen ſtürzet der ſchäumende Guß.

„O wär' ich doch ferne, im ſonnigen Land,
Auf grünem Anger im Purpurgewand,
Da funkeln die Blumen, da leuchtet der Klee,
Da liſpeln die Quellen vom ſeligſten Weh!“

Und ſiehe, im Felſen, da ſtrahlet ein Thor,
Da ſchwebet ein zartes Fräulein hervor,
Die funkelt wie Blumen im Silbergewand,
Die beut ihm mit Lächeln die ſchneeweiße Hand.

Willkommen, Tannhäuſer, ſo jung und ſo fein,
O gehe mit mir in die Felſenburg ein,
Mich hat die mächtigſte Fürſtin geſandt,
Ich ſoll dich geleiten ins ſonnige Land.

So laß ihn denn ferne den stürmischen Nord,
Und komm in die lieblichen Gauen mit fort,
Da küsset die Liebe, da leuchtet die Luft,
Da ist nur der Seele von Wonne bewußt!

Der Tannhäuser höret den lockenden Mund,
Im Busen wird heimliches Sehnen ihm kund,
Er schaut in der Augen süßblitzenden Stern,
Läßt trinken sein Leben vom Strahle so gern.

Und hin durch die Felsen da geht er den Gang,
Da murmelt ein Bächlein die Blumen entlang,
Das rauschet dem Lauscher gar traurige Weis:
Kehr' um du, kehr' um du, der Ritter Preis!

Doch Tannhäuser hört nicht die Stimme so mild,
Viel ahnendes Sehnen im Busen ihm quillt;
Und tief in der Felsschlucht da dämmert ein Glanz,
Da sucht er Frau Venus im funkelnden Kranz.

Die beut ihm zum Gruße den rosigen Mund,
Der Rosenmund lächelt zu jeder Stund'!
Und wie er gesogen sein Düften im Kuß,
Das Herz ihm im Busen stets lechzen muß.

Wohl schwinden die Monden, wohl Jahre vergehn,
Tannhäuser ist nirgend in Teutschland zu sehn.
Vergessen hat er den Kaiser im Land,
Von Mutter und Freunden ist ihm nichts bekannt.

Doch plötzlich, so strahlt in der sündigen Ruh
Des Gnadenlichts himmliſches Leuchten ihm zu,
Da iſt's ihm, wie Einem, der einſam zu Nacht
Im Kerker von lieblichen Träumen erwacht.

Er kommt zu ſich ſelber, er ſchaut um ſich her,
Er findet den Glanz und die Nonne nicht mehr,
Da ruft er: O weh mir, was that ich allhie?
Die Ehr' iſt verſcherzet, Unſel'ger, entflieh!

Da beut ihm Frau Venus der duftenden Mund:
Mein Roſenmund lächelt zu jeder Stund'!
Mein Auge ſtrahlt hell, wie der Morgenſtern,
Was willſt du beginnen, biſt du mir fern?

„O laß mich, wohl blitzt dein Auge ein Stern,
Doch blitzet aus ihm die Hölle von fern!
O laß mich, wohl lächelt dein Roſenmund,
Doch Flammen glühn roſig, und Schlangen ſind bunt!

O laß mich, denn hier wird mein Leben mir krank,
Mich dürſtet nach Buße, nach Pein iſt mir bang,
Maria, du Reine, vom himmliſchen Thron,
Hilf mir aus der Hölle um deinen Sohn!

Da ließ ihn Frau Venus, er fande den Steg,
Und nahm als ein Pilger nach Roma den Weg —
„O heiliger Vater, dich neige mit Huld,
Den reuigen Sünder entbinde der Schuld!

„Mein Sohn, iſt die Gnade wie Sand doch am Meer,
So ſprich nur, was bangſt du, was quält dich ſo ſehr?
„Ach, Vater! ich war in dem Berge manch Jahr,
Da waltet Frau Venus mit goldigem Haar!“

Und warſt bey Frau Venus, der Hölle Genoß,
So kannſt du von Lucifers Banden nicht los,
Dich rettet kein Ablaß, kein Büßen, kein Mühn,
Noch eh' wird der dürre Stecken hier grün!

„Und hätt' ich gelebt nur ein Jahr auf der Welt,
Und hätt' ich den Sinn nur auf Buße geſtellt,
Mit blutigen Thränen den Marmor erweicht,
Zu Gottes Erbarmen die Wege erreicht!“

So geht der Tannhäuſer vom päbſtlichen Thron,
Da lockt ihn die Hölle mit lieblichem Ton:
Kehr' wieder, du Holder, zum blumigen Plan,
Genuß iſt das Leben, und Buße ein Wahn!

So nimm mich auf ewig, du roſiger Mund,
Thu Leben und Liebe und Wonne mir kund,
Von Himmel und Erde verſtoßen zumal,
Bleibt mir nur die Hölle, und ſonſt keine Wahl.

Da öffnen die Felſen den gähnenden Schlund,
„Von nun an wird dir nicht Rückkehr mehr kund,“
Doch oben, der heilige Vater mit Schmerz
Ruft aus, o wie war doch ſo herbe mein Herz!

Kann ihm nicht die himmliſche Gnade verzeihn,
So muß ich wohl ſelber ein Sünder ihr ſeyn!
Da ſchaut er den Stecken in ſeiner Hand,
Und ſiehe, der hat ſich zum Blühen gewandt!

Ein Oelzweig iſt's, grünend, mit Blättern ſo licht,
O weh mir, Herr geh' nicht mit mir ins Gericht!
O könnt ich ihn finden, und büſen die Schuld,
Die Wunder ihm künden von Gottes Huld!

Da ſendet der Pabſt wohl in alle Land,
Vom Tannhäuſer wird ihm nirgend bekannt,
Der ſchmachtet ſo bange im Felſenſchoos,
Am Bächlein, das murmelt: „nun kannſt du nicht los!“

Erſt haſt du zu kühnlich dir ſelber vertraut,
Dann haſt du nicht treu auf die Gnade gebaut,
So weile nun hie bis zum jüngſten Gericht,
Bey Gott iſt Erbarmen, bey Menſchen nicht!

Zum Abſchied.

Wann hell im Thau die Roſen ſtehn,
All Blüthen ſind dahin,
Dann werd' ich dich nicht wiederſehn,
Dann wieder einſam bin.

Dann wandl' ich ſtill durch Felſenhöh'n,
Durch Düfte weinend hin,
Mir ſagt der Quell, das Waldgetön,
Daß ich nun einſam bin.

Wenn Perlen hell in Blumen ſtehn,
Denk: Liebe weint ſie hin,
Dir hauche zu der Lüfte Weh'n,
Daß ich nun einſam bin.

Vergiß mein nicht mit Blicken flehn
Zu dir, denk hin, denk hin!
Du wirſt den leiſen Ruf verſtehn,
Dann nicht mehr einſam bin!

Meine Blume.

An unſichtbarem Stengel
Ein weißes Blümlein ſchwebt,
Darin ein milder Engel
In Gruß und Liebe lebt.

Das Blümlein kann nicht wanken,
Ihm wohnt der Treue Sinn,
All ſehnende Gedanken,
Und Troſt in Thränen inn.

Entblüht aus innerm Herzen
Bey reinem Himmelsſchein,
Tilgt aller Trennung Schmerzen
Dies Eine ganz allein.

Und ſoll ich's Blümlein ſagen?
Nein, wer die Sehnſucht kennt,
Wird nicht mein Lied erſt fragen,
Sein Herz das Blümlein nennt!

Dem Abwesenden.

Du, den ich immer sehe,
So hold, so inniglich,
Fühlst du nicht meine Nähe?
Ich schweb' um dich, um dich!

Da blickt der Mond so trübe,
Und doch so mildiglich,
Auch so ist meine Liebe,
Mein selig Leid um dich!

Da hauchet Philomele
Ihr einsam Lied, wie ich,
Sie singt's in meiner Seele
Für dich, mit dir, um dich!

In Fluthen süß Gebilde,
In Wipfeln klang um mich,
Schwebt' ich in Tönen milde
In Licht und Duft um dich!

Das Grab bey deinem Bilde
Verklärt in Blüthen sich,
Dort, dort, im Lichtgefilde,
Da bin ich stets um dich!

Des Engels Liebesgruß.

Was ſchwebſt du duftend milde,
In Blüthen vor mir hin,
Du holdes Lichtgebilde,
So klar dem innern Sinn?

„Ich ſchwebe durch Gefilde,
Durch Düfte vor dir hin,
In Sternen mein Gebilde,
Zum Himmel nur mein Sinn.“

Was ſtrahlſt du, ſüßes Weſen,
Verklärſt die Thränen mein,
Bin einſam ſonſt geweſen,
Soll ich mit dir nun ſeyn?

„Biſt einſam nie geweſen,
In Wolken nur mein Schein,
Jetzt ſtrahlt dir hell mein Weſen,
Weil deine Thränen rein!“

Und willſt du nimmer ſcheiden?
Und ſcheucht dich nicht die Welt?
Und bleibſt in Lieb' und Leiden
Mir ewig zugeſellt?

Was Eins iſt, kann nicht ſcheiden,
In Stürmen feſter hält,
Blick auf, in Lieb' und Leiden,
Entblüht die Sternenwelt!

Lied.

Schönberg im August 1816.

Bey grünen Laubdachs Hut geborgen,
Schau ich den wilden Stürmen zu,
Für Sonne wird der Himmel sorgen,
Nichts stört Behagen mir und Ruh.
Quält Eines sich um Rang und Würden,
Ein Andres wohl um Glanz und Pracht,
Ich achte nicht so schwere Bürden,
Ein Blümlein schon mich fröhlich macht.

Die Welt mit ihrem ew'gen Treiben,
Faßt nicht mein Glück noch Mißgeschick,
Ihr mag ihr banges Trachten bleiben,
Bleibt mir doch auch mein stilles Glück:
Wer Eines hat in sich errungen,
Wer Eines litt, und Eines kennt,
Dem ist das Große still gelungen,
Sein Glück von ihm sich nimmer trennt.

Die süße Freud' an Himmelsblicke,
Sey's stürmisch oder sonnenhell,
Die stört mir nicht des Schicksals Tücke,
Denn ewig fließt ihr reiner Quell,

Auf grauen Duft malt Regenbogen
Das Licht vom kindlichen Gemüth,
Und wann im Glanz die Düfte wogen,
Des Herzens Blume süßer blüht.

So arm und ſchwankend ſcheint mein Leben,
Sieht es der blöde Weltling an,
Doch hat des Vaters Huld gegeben
Viel mehr, als ich nur ſagen kann.
Wie ſel'ge Thränen ſind gefloſſen,
Viellabend Blumen auf der Au,
Und hat ſie oft auch Schmerz vergoſſen,
Strahlt doch auch Thräne mild, wie Thau.

Und ich bin fern dem ſüßen Lande,
Wo Roſen früh bey Veilchen glühn,
So wollen hier auf dürrem Sande
Die Lieder wie am Neckar blühn.
Bey alter Eichenhaine Rauſchen
Hör' ich die holde Nachtigall,
Wo ich auch mag den Wohnſitz tauſchen,
Was mein iſt, folgt mir überall.

An die Nemesis.

Als in Aachen die Urkunden der Stadt, die Briefe der Kaiser, im Rathhaus dem Archiv der Stadt feyerlich zurückgegeben, und die Granitsäulen dem Dom wieder einverleibt wurden.

November 1815.

Glück auf, Frau Nemesis, sie hat
Nach Aachen was gebracht,
Sie war ganz nah schon unsrer Stadt
Mit Blücher, in der Schlacht,
Dann ging sie flink bis nach Paris,
Räumt aus den Louvresaal
So flink, als ob der Sturmwind blies,
Was der Franzose stahl.

Sie hatte dort noch sonst zu thun,
Mehr, als ich sagen kann,
Doch ließ sie es für diesmal ruhn,
Und kam zu Pinto an,
Da sandt' sie aus der Wolken Schoos
(Und hör' sie! das war brav!)
Auf Murats Herz die Kugel los,
Die einst Prinz Enghien traf!

Dann ſchaute ſie in's weite Meer,
Mit ihrem Adlerblick,
Sann her und hin, ſann hin und her,
Wohl auf ihr Meiſterſtück.
Doch meynte ſie, das will bedacht,
Und reif erwogen ſeyn,
Denn, was dem Spiel ein Ende macht,
Krönt einſt das Werk noch fein!

Und wie ſie nach der langen Hut,
Und nach dem Strafgericht,
Sich gern auch wieder gütlich thut,
Und wieder freundlich ſpricht,
So trat ſie, Roſen in der Hand,
Mit lichter Engel Schaar,
Heut freudig ein in dieſes Land,
Und kränzt' den Hochaltar.

Dann trat ſie in den Kaiſerſaal
Vor Friedrich Wilhelms Bild,
Beglänzt es mit dem heil'gen Strahl,
Der rein vom Himmel quillt,
Das Lebehoch!-den Herzensruf
Sprach die Vergelterin,
Trug aller Herzen Segensruf
Zum Throne Gottes hin.

Die Bosheit läßt sie nimmer ruhn,
Die stets nur Unheil träumt,
Die Nemesis hat viel zu thun,
Und doch noch nichts versäumt!
Der Arge meynt, sie sey ein Wahn,
Spricht ihr im Herzen Hohn,
Weil seine Augen sie nicht sahn,
Und sieh, da ist sie schon!

Was von der Willkühr frecher Hand,
So theuer jedem Ort,
Unwiederbringlich schieu entwandt,
Bringt sie nach West und Nord,
Es ist ihr keine schwere Last,
Sie holt es flink herbey,
Da merkt denn, wer verzweifelt fast,
Daß sie am Leben sey!

Urkunden, Lehnbrief, theures Pfand,
Bringt sie zum alten Platz,
Sie hat bewahrt mit starker Hand
Der Vorzeit heil'gen Schatz,
Sie bringt zu Carl des Großen Grab
Die Pfeiler auch zurück,
Denn sieh, des Helden Schatten gab
Ihr manchen düstern Blick.

„Du ſchläfſt, du ſchläfſt, Vergelterin!
Erwach aus langer Ruh!
Was ſtehſt ſo ſtill der Zeit Beginn
Und ihrem Unheil zu?
Beraubt iſt meine heil'ge Gruft,
Mein Perl' iſt mir entwandt!
Die herbe Schmach von Teutſchland ruft
Mich aus der Seel'gen Land!“

„Gemach! Gemach! du frommer Held!
Winkt ſie dem Kaiſer zu,
Die teutſche Kraft durchdringt die Welt,
Erwachend aus der Ruh.
Nicht zweifle, wer ein treues Herz
Im ſtarken Buſen trägt,
Wie Nebel ſchwinden Schmach und Schmerz,
So bald die Stunde ſchlägt.“

„Gott lebt, und die Vergelterin,
Die teutſche Treue lebt!
Du weißt, daß ich mit Jedem bin,
Der treulich ringt und ſtrebt.
Verzagtes Herz, ſchau himmelan,
Still reift des Guten Saat,
Iſt noch mein Werk nicht ganz gethan,
Ich halb noch gar nichts that!“

Nun, großen Dank, Frau Nemesis,
Für das, was sie gebracht!
Den Wolf *), der tief ins Herz uns biß,
Den hat sie zahm gemacht.
Er steht nun fest auf hohem Thurm,
Und schaut ins weite Meer,
Es nagt kein Wolf, es wühlt kein Wurm
In Teutschlands Herzen mehr!

---

*) Der Wolf und der Tannzapfen wurden am nämlichen Tage wieder aufgestellt; auch ihn hatten die Franzosen mitgenommen. Die vielen Sagen über diese Gebilde von Erz sind allbekannt.

Mayglöckchen.

Ein Liederſpiel

von

Helmina von Chezy und Georg Grafen von Blankenſee.

1816.

Prolog.

Mayglöckchen blüht auf der Haide,
Haucht Duft im Thaugeschmeide,
Doch hat's auch süßen Klang!
Kannst du es nicht verstehen?
Siehst du die Glöckchen wehen
Im West am Felsenhang?
Ihr leises zartes Läuten
Hat vieles zu bedeuten,
Es klingt in's tiefste Herz!
Zwey Glöcklein auf der Auen,
Die sich genüber schauen,
Sie klingen von Lieb' und Schmerz:
Horch auf!

1.

Dezinen.

Der Erſte May weckt alle ſüßen Lieder,
Dem Seufzer ſelbſt entathmen Melodieen,
Und alles Schöne grüßt die Fluren wieder,
Die Roſe kommt, da will das Veilchen fliehen,
Auch Nachtigall muß bald von Hinnen ziehen,
Drum haucht ſie ſüßern Klang am erſten May.
Ach! Alles Schöne hat nur kurzes Blühen,
Klang, Duft und Glanz folgt ödes Einerley,
So ruhe denn von alles Lebens Mühen,
Und ſing' als Nachtigall den Erſten May!

Am Erſten May, wenn ich dir Lieder bringe,
Sind's Seufzer, die zu Tönen ſich geſtalten,
Daß ich im Liede manches Leid bezwinge,
Und gern ergeb' ich mich ſo holdem Walten!
Wie leicht kann Lied in Leid ſich umgeſtalten,
Doch Leid zum Liede macht der Erſte May!
So laß der Dichtung Blüthen ſich entfalten,
Süß ſchwelgend in der Töne Melodey,
Des Wettſangs Gluthen müſſen nicht erkalten,
Daß ganz mir wird der May zum Erſten May!

2.

Dezinen.

Am Ersten May ward ich gar süß gewecket,
Zwey Nachtigallen hört' ich lieblich schlagen,
Als Schlummer noch die müden Glieder decket,
Ward schon der holde Laut zu mir getragen,
So muß ich jetzt in Lust und Schmerzen fragen,
Wär's immer doch, wie heut, am Ersten May!
Ach! später lausch ich, mag um Töne klagen,
Der Nachtigallen hör' ich nicht mehr zwey!
So laß mich kühnlich denn die Bitte wagen,
Sing immer du, wie heut, am Ersten May!

Am Ersten May will ich dir dann berichten,
Im künft'gen Jahr, du mußt mich recht verstehen,
Von süßem Schlag, von Lieb' und Liebespflichten,
Von Nachtigallen Lust und Pein und Wehen!
Ich denke dran! gewiß, du wirst es sehen!
Ich mahne dich, wie heut, am Ersten May!
Nicht ungerührt erhöre dann mein Flehen,
Nicht unbewegt geh an dem Lied vorbey,
Laß immer nur die Töne zu mir gehen,
Als Nachtigallenschlag am Ersten May!

1.

Rondel.

Ein holdes Wort giebt gern ein hold Gemüthe,
Doch will's vernommen seyn von feinem Sinne,
Vielfachen Sinn hat einfach Wort oft inne.
Es trägt die Frucht gereift schon in der Blüthe
Ein holdes Wort!

So dank ich Alles gern nur deiner Güte,
Weil mir von ihr so viel ward zum Gewinne,
Daß ich so stumm jüngst, nun auf Lieder sinne,
Und freue mich auf dieses Frühlings Blüthe,
Weil heut schon mir als Mayenrose glühte
Ein holdes Wort!

2.

Rondel.

Ein holdes Wort hab' ich auch heut vernommen,
Doch nicht das Erste, das du mir gegeben,
Vielfachen Lohn giebst du für einfach Streben,
Die Kunde hab' ich davon jetzt bekommen,
Als holdes Wort!

Und wär' in mir auch alle Glut verglommen,
Und wüßt' ich nicht ein würdig Lied zu weben,
Du hauchtest in die Töne mir das Leben,
So nimm sie denn — hier kann nur Nachsicht frommen,
Als holdes Wort!

1.

Rondel.

Am Neckarſtrom hört' ich im Wettgeſange
Von Blumenufern wohl zwey Nachtigallen,
Und immer lieblicher die Lieder ſchallen,
Da lauſcht' ich Nachts ſo ahnungsvoll und bange,
Bey Morgendämm'rung nur das Lied verklange
Am Neckarſtrom!

Fern bin ich nun dem ſüßen Wellenklange,
Dem Waldesrauſchen über Felſenhallen,
Ach! Allem, was das Liebſte mir vor Allen!
Doch wie dein Lied mich ruft zum Wiederklange,
Wähn' ich mich noch bey ſolchem Wettgeſange
Am Neckarſtrom!

2.

Rondel.

Vom Neckarſtrom hört ich ſchon Manches ſingen,
Manch lieblich Lied iſt auch hieher gedrungen,
Und hier erſt ſanft im Wiederhall verklungen,
Sag nun, ſind's Nachtigallen, die dort ſingen?
Sind's Sphärentöne, die ſo zu mir klingen
Vom Neckarſtrom?

Muß ich in mir die Sehnſucht gleich bezwingen,
Wenn wechſelnd Schmerz und Luſt in mir gerungen,
Ich gern auch mich als Lied emporgeſchwungen,
Fahr du nur fort ſo lieblich mir zu ſingen,
Da wird mir gleich, als hört' ich's wiederklingen
Vom Neckarſtrom!

Rondel.

2.

So fährst du fort, mich tiefer zu verpflichten
Mit holdem Wort und holdgehauchten Tönen?
Was sinnst du? Soll ich mich so glücklich wähnen,
Den Zauber könne nie die Zeit vernichten,
So fährst du fort!

Doch jede Sorge will ich schnell beschwichten,
Auch reizend ist's, sich nach Verlornem sehnen,
Und willst du stillen dann der Sehnsucht Thränen,
So reichst du mir Ersatz in holdem Dichten,
So fährst du fort!

Parabel.

1.

Den Phönix ſah manch irdiſch Auge fliegen,
Entzückt horcht Alles ſeinen Wonnetönen,
Und wie ſo viel ihn ſehn, den Heil'gen, Schönen
Im hehren Schwung auf blüh'nder Palm' ſich wiegen.
Da will Verlangen jede Bruſt beſiegen,
Vom Glanz kann ſich das Auge nicht entwöhnen,
Und jede Seele, von den Himmelstönen
Gerührt, läßt gern ſich auf den Wellen wiegen.
Ihn ſchaut die Jungfrau, ſenkt die Augen nieder,
Denn heller will ſein Licht im Innern beben,
Als ſelbſt ihn Blick und Strahlenglanz verkünden.
Ein Kind greift thöricht nach dem Glanzgefieder,
Ein farblos Blümlein ſtand in tiefen Gründen,
Das haucht ihm hin in Düften all ſein Leben!

Sonnet.

2.

Ein jedes Dichten iſt verborgnes Walten,
Ein tief Myſterium der eignen Seele,
Wenn ich dir nun, was Phönix ſey, verhehle,
Wird es ſich dir in eigner Bruſt entfalten.
Und zwiſchen Wunſch und Sorge noch geſpalten,
Befürchtend, daß den rechten Sinn ich fehle,
Frag' ich dich ſelbſt um das, was ich verhehle,
Und laſſe deinen Genius nur ſchalten.
Ein tiefer Sinn ſucht Ernſt im Scherz des Lebens,
Ein feiner Sinn fühlt auch im Spiel die Wahrheit,
Ein Blümlein mag wohl Bild ſeyn, eines Sternes.
Iſt Phönix gleich ein unabſehbar fernes
Verlornes Glück, ſo trank doch nie vergebens
Ein Blick der Liebe ſeines Aufſchwungs Klarheit.

Stanzen.

1.

Der Wettſang ruht, die holden Töne ſchweigen,
Und Sinnen folgt dem vielfach regen Walten,
Das darf nicht ſeyn! den Räthſeln iſt es eigen,
Daß ſie durch Nacht nur ihren Glanz erhalten;
Verlange drum nicht mehr, ich ſoll dir zeigen
Mit Namen ſolche liebliche Geſtalten,
Was kann ich nennen, der Natur zum Ruhme,
Das holder ſey, als Phönix, Jungfrau, Blume?

Nein, komm, das reiche Feld iſt noch offen.
Die Räthſel laß, und nimm die freye Klarheit,
Noch hat kein Wurf ein ſchwankend Ziel getroffen,
Was Dunkel iſt, beſteht aus Trug und Wahrheit,
Bald ſüß, bald herbe, wie der Seele Hoffen,
In Worten nicht, nur im Gefühl iſt Klarheit,
So laß uns eilen denn nach holdern Zielen
Nicht mehr mit Worten, wie mit Würfeln ſpielen!

Rondel, Sonnet und Triolett verkünden
Dezinen auch des Wettſangs raſchen Drang,
Laß Stanze, laß Canzone ſich verbünden,
Und all der holden Weiſen zarten Klang,

Durch jedes Blumenlabyrinth ſich winden
Den Genius, ſüßwaltend im Geſang,
Und daß der Kranz ſich reicher, ſchöner webe,
Manch lieblich Maas der eignen Bruſt entſchwebe.

So möge Kranz an Kranz ſich ſchnell vollenden,
Wie Blumenringe Eins in Eins verſchlungen,
Die Nachwelt nimmt ihn dann aus deinen Händen
Als Frühling lieblicher Begeiſterungen,
Und wirſt du herrlich einſt die Bahn vollenden,
Gedenkſt noch, wer dir Muth ins Herz geſungen,
Dann ſchweben deines Ruhmes Adlerflügel
Verweilend noch um meinen Blumenhügel!

Stanzen.

2.

Ich lese still und sinnend in den Worten,
Die nur ein reich Gemüth wie deines hegte,
Ich lese sie, verweilend hier und dorten,
Und fühle tief, und tiefer mich bewegt,
Ist das Gefühl nicht gleich sich aller Orten?
Nicht reizend, wie der Frauen Gunst es hegt?
Wie nun, daß ich bald hier, bald dort verweile,
Und nimmer doch des Liedes End' ereile? —

So muß aus Räthseln ich in Räthsel fallen,
Doch hellt sich hier die Dunkelheit schon mehr,
Klar ist's im Wort, in meinen Sinnen allen,
Ein Blumenbeet weht deine Dichtung her,
Von Blüthen muß ich zu den Blüthen wallen,
Und jede lockt mich an, so hold und sehr,
Das Räthsel weiß ich mir nun aufzuklären,
Und will mich doch des Zaubers nicht erwehren!

Der Formen Glanz, er mag sich drängend eilen,
Wie du beginnst, ich folge treu der Spur,
Nur Schönes werd' ich also mit dir theilen,
Den Frühlingsschmuck der lieblichsten Natur!

So laß uns ſtets in ſchönen Auen weilen,
An Scheidung nicht gedenken von der Flur,
Doch ſoll ein Maas der eignen Bruſt entſchweben,
Mußt du des Lebens Duft auch um ſie weben!

Dann werden hold ſich Kranz an Kranz verſchlingen,
Und ſie die Zeit als frommes Denkmal weihn,
Laß aufwärts uns nach Einem Ziele ringen,
Wer es erreiche, den Andern ſoll es freun,
Du ſchwebſt ihm nach auf Ruhmes goldnen Schwingen,
Im Leben will ſich dir die Zukunft weihn.
So mag dich leicht ein Blumengrab umſchließen,
Der überall die Blumen freundlich ſprießen!

Gloſſe.

Thema.

Süßer Lieder Kränze weben,
Reinen Daſeyns Düfte wehn,
In der Töne Fluth vergehn
Liebe, Frühling, Licht und Leben.

Was ſich hold und leicht geſtaltet,
Unverhofft von oben ſchwebet,
Und das Seligſte, das lebet
Friſch, als Himmelsblum' entfaltet,
Sieh, das iſt's, was hier gewaltet!
Laß uns ihm nicht widerſtreben
Und bey goldner Lyra beben,
Aus der Fülle ſchöner Träume
Für des Bundestempels Räume
Süßer Lieder Kränze weben!

Kränze von der Erde Fluren
Schmücken kurze Lebensſtunden,
Kaum gewunden, ſchon verſchwunden,
Welken Blätter ihre Spuren,
Aber Wechſel nicht erfuhren,
Solche, die wir lächelnd ſehn,

Schon in frischer Blüthe stehn,
In dem Lichtkelch Perlen tragen,
Und bey Nachtigallen klagen,
Reinen Daseyns Düfte wehn!

Nein, von dieser Flur zu scheiden
Müssen nimmer wir gedenken,
In des Liedes Wellen senken
Jede Lust und jedes Leiden,
Jedes wird sich dann von Beyden
Süßerfrischt im Spiegel sehn,
Wo die Sternenblüthen stehn,
Wo als Lilie blüht die Sonne,
Und zu schönern Daseyns Wonne
In der Töne Fluth vergehn.

Wohl, so nimm die zarten Lieder
Wie sie schnell zu dir sich schwingen,
Nie war mir so hold das Singen,
Schöner kehrt der Ton ja wieder,
Heitre Sonnen lächeln nieder
Auf des Wettkampfs freyes Streben,
Alle Nebel leicht entschweben,
Und aus blüh'nden Opferzweigen
Phönix aus den Flammen steigen,
Fruhling, Liebe, Licht und Leben!

Maygrün.

Maygrün, Maygrün, zartes Grün,
Wer dein Licht zuerſt empfunden,
Hat die Hoffnung grün umwunden,
Süßer als der Blumen Blühn!

Lichte Roſe purpurhelle
In des Thaues Perlenwelle
Duft und Glüthen, milder Schein,
Grün kann nun nicht Roſe ſeyn.

Alles kann nicht Roſe ſeyn,
Alles kann nicht Liebe geben,
Doch das grüne Waldesleben
Giebt den rechten Wonneſchein!

Hoffnung lebt wo Liebe glüht,
Hoffnung will die Liebe bringen,
Wie auf lichten Waldesſchwingen
Maygrün kündet Roſenblüth!

Gloſſe.

Im Liede ſüß iſt Leiden,
Ein Lied im Leid iſt ſüß!
Drum ſag' ich dieſen Beyden
Mein ſüßes Lieb mir grüß!

Was ſingt ihr, Nachtigallen,
Ohn' Ruh' beym Sternenſchein?
Wie klagt ihr noch allein?
Ruh war den Sängern allen!
Nur ihr habt Wohlgefallen,
Wollt nicht vom Sange ſcheiden,
Den Schmerz mit Klagen weiden,
Euch tiefer ſelbſt verwunden,
Ich hab' es auch empfunden,
Im Liede ſüß wird Leiden!

Der Freiheit ſelig Leben,
Wie liegt es euch ſo fern!
Doch mag der holde Stern
Auch durch den Kerker ſchweben!

O grüßt ſein Strahlen-Leben,
Das euch doch nie verließ,

Und hüllt ihn Wolkenſchleyer,
Begeht der Sehnſucht Feyer,
Ein Lied im Leid iſt ſüß!

Ihr fernen Wonnedüfte,
Der Freiheit Blumenreich,
Ihr Epheuranken weich,
Ihr ſanften Himmelslüfte,
Umkränzte Felſenklüfte,
Von Euch, da mußt' ich ſcheiden,
Wie Philomele leiden!
Wie Sehnen ſpricht zum Sehnen,
Und Thräne ſpricht zu Thränen,
So ſag' ich dieſen Beyden!

„Euch duftet nicht die Roſe,
Doch ſingt ihr Roſenluſt,
Daß, jedes Weh's bewußt,
Mein Weh ſolch Lied liebkoſe!
Bey meines Grabes Mooſe
Sing, Philomele, ſüß,
Da blüh' ein Paradies,
Von Tönen rings umfangen,
Und kommt ſie dort gegangen,
Mein ſüßes Lieb' mir grüß!

1.

Wildveilchen.

Das Mädchen.

Was willst du täuschend sagen,
Von Frühlings erstem Licht?
Du lockst, und ich muß klagen,
Du bist das Veilchen nicht!
Hast nicht das holde Düften,
Hast nicht das Tiefblau süß,
Blühst über Frühlingsgrüften,
Die Veilchen schon verließ.

Wildveilchen.

Und will ich täuschend sagen
Von Frühlings erstem Licht,
Wie darfst du dich beklagen,
Ist hold mein Wille nicht?
Und kann ich dir nicht düften,
Bring ich Erinn'rung süß,
Schon längst verhaucht' in Lüften
Was Veilchen selbst verhieß!

2.

Waldrose.

Abendlichter sind gesunken,
Tiefer glüht der Sterne Pracht,
Rose streut mit goldnen Funken
Liebesodem durch die Nacht,
Und vertraut dem Einen Bilde,
Dessen Licht nie von mir weicht,
Trinkt mein Herz des Rösleins Milde,
Das der süß'ten Rose gleicht!

Ach! des einen Rösleins Odem
Rufet her das Wonneland,
Wo um den smaragdnen Boden
Abendroth wob goldnen Rand,
Wo des Neckars selig Rauschen
Töne gab der tiefsten Lust,
Wo versankst in stilles Lauschen,
Herz, dein selbst nicht mehr bewußt!

Süßes Land, nimm meine Thränen,
Waldumblühtes Rosenthal!
Nimm mein heißes tiefes Sehnen,
Nimm mein ganzes Herz zumal,

Gieb ein Grab in deinem Schooße,
Gieb es meiner Treue gern,
Dort entblüht die ſüße Roſe,
Nie von dannen weicht mein Stern!

Lied.

Was ſchauſt ſo trüb in's weite Blau,
Sieh nur den grünen May!
Schon blühen rund auf duft'ger Au
Die Blumen mancherley!

„Wohl hab' ich einſt den May geſehn,
So ſeh ich ihn nicht mehr,
Wo Waldeshöhn am Neckar wehn,
Da thront er blüthenſchwer!“

Hörſt nicht die ſüße Nachtigall?
Singt hier, wie dort, in's Herz!
O hauch auch du in Tönen all
Melodiſch hin den Schmerz!

„Was frommt das Lied der Nachtigall,
Wenn Wald und Quell nicht rauſcht?
Was frommt des Sehnens Wonneſchall,
Wenn nicht die Liebe lauſcht?“

Wohin du gehſt, folgt Sehnſucht treu?
Warum verlangſt du Ruh?
Treu, Lieb' und Sehnſucht, das ſind drey,
Und nicht allein biſt du!

Wohl iſt der Treu die Sehnſucht treu,
Allein iſt nie der Schmerz.
Treu, Lieb' und Sehnſucht, das ſind drey,
Zuviel ja für ein Herz!

Die Jungfrau im Zaubergarten.

„Du ſchlanke Jungfrau, bleich und hold,
Was ſuchſt im tiefen Wald?“
Zur weiſen Zauberfrau ich wollt',
Wo iſt ihr Aufenthalt?

„Wohl nimmer ſucht die Zauberfrau,
Wer froh in Hütten lebt,
So ſprich, du mit den Aeuglein blau,
Was dir das Herz ſo bebt?“

Ich trag' im Herzen tiefes Weh,
Und bring' es her zu dir,
Es iſt ſo ſchwer, doch ach! ich fleh,
Nimm nicht mein Weh von mir!

Wohl ſtillen kann ich deine Pein,
Wohl lindern kann ich ſie,
Im Garten mein ſtehn Blümlein fein,
Dir alle nenn' ich hie!

Der Blümlein Eines such' dir aus;
Siehst du das grüne Laub?
Es sieht so still und düster aus,
Dein Weh wird bald sein Raub!

„Nicht will ich solch ein grünes Laub,
Nichts was das Weh mir stillt,
Viel lieber werd' ich selbst ein Raub
Vom allersüßten Bild!“

So pflück' ich dir die Blume du,
Die falsches Hoffen heißt,
Doch trage sie nicht allzunah,
Ihr Dorn dein Herz zerreißt!

„Die falsche Blume nehm' ich nicht,
Mir blieb sie immer fern,
Dort oben blüht mein Blümleins Licht,
Dort schaut herab mein Stern!“

So nimm die bunte frische hin,
Den heitern Wankelmuth —
„Nein, nicht nach dieser steht mein Sinn,
Im Tod ist Treu noch gut!“

„Hast du nur falsche Blumen hie,
Wo blüht die Rechte dann?
In deinem Garten sucht' ich sie,
Und keine steht mir an!“

So ſprich nur, ob du jene willt;
Da blüht ſie lilienweiß,
Wo hell der Bach in Perlen quillt,
Doch die iſt kalt wie Eis!

„Nicht nenn' ich ſie, doch kenn' ich ſie,
Schon längſt hegt' ſie mein Herz!“
Das Mägdlein ging und pflückte die,
Süß war der letzte Schmerz!

Frühlingsstimmen.

Thema.

Ich wohn' in süßen Düften,
Ich trinke Himmelsglanz,
Mir wölbt sich hoch in Lüften
Der Sterne Blüthenkranz.

Nachtigall.

Von tiefem Weh bezwungen,
Von Liebe nur beseelt,
Der Rose Duft vermählt,
Ist süß mein Lied erklungen,
Dem Weltgewirr entrungen
Flücht' ich zu Waldesklüften,
Fern von der Städte Grüften,
Will ich mein Leben sagen,
Süß tönen meine Klagen,
Ich wohn' in süßen Düften!

Lerche.

In freyen Muth geschwungen,
In weiten Aetherräumen,
Hab' ich in Ahnungsträumen
Den Frühling hergesungen.
Mein Lied, in's Herz geklungen,

Erweckt der Fluren Glanz,
Der Hirten ersten Tanz,
Kein Sehnen, alles Freude,
Auf blauer Himmelsweide
Ich trinke Himmelsglanz!

Kukuk.

Mein einsam sehnend Tönen
Sagt nur den einen Laut,
Dem Frühling anvertraut,
Will's Schmerz und Lust versöhnen!
O horcht nicht nur dem Schönen!
Mein Lied auch wohnt in Düften,
Es will auf Blüthengrüften
Bey Nachtigallen schlagen,
Von Ruh im Tode sagen,
Es schwebt auf Frühlingslüften!

Phönix.

Hast du mich nie verstanden?
Hast du mich nie gekannt?
Bin doch in jedem Land
Befreyt von Todesbanden,
Mit Frühling auferstanden,
Ich schweb' im Flammenglanz,
Im regen Wonnetanz,
Mich schaut kein Auge droben,
Doch mir nur ist gewoben
Der Sterne Blüthenkranz!

Die Liebe.

Ihr holden Frühlingstöne,
Ihr Blumen, Quellen mild,
Seyd nur der Liebe Bild,
Sagt nur von meiner Schöne!
Denn Schmerz und Luſt verſöhne
Sich nur in Liebe ganz!
Ich trinke Himmelsglanz,
Ich wohn' in ſüßen Düften,
Mir wölbt ſich hoch in Lüften
Der Blüthen Sternenkranz!

Vergißmeinnicht.

Du Blümlein lichte, Blümlein blau,
Was blühst auf ſchlichtem Dach
So freudig, wie auf grüner Au,
Wie trägſt ſolch Ungemach?

„Und blüh' ich auf bemoostem Dach,
Und nicht auf grüner Au,
So ſprich, wo iſt mein Ungemach,
Bey Sonne, Licht und Thau?“

Fernhin die bunten Schweſtern ſtehn,
Fernhin das weiche Gras,
Und mußt dich hier ſo einſam ſehn,
Macht dich nicht traurig das?

„Wohl ſeh ich bunte Schweſtern gern,
Wohl hell den Anger grün,
Und ſende lichte Blicke gern,
Giebt's denn kein einſam Blühn?

Wohl manche Blume ſieht mich hie
Auf ferner Höh' allein,
Und manche ſeufzt: möcht' ich wie ſie
In Sehnſucht ſelig ſeyn!

Seſtinen.

Und wollt' ich anders, nichts könnt' ich als dichten,
Zum Liede weckt des Frühlings Blüthenſchöne,
Und aller Dichtung Herz iſt ſüße Liebe,
Und aller Liebe Herz iſt ſüßes Leiden,
In Thränen ſpiegelt ſich die zarte Roſe,
Sie ſtrahlt verklärt bey Melodie'n am Quelle.

Der Perlen Perle iſt die reine Liebe,
Die ſüße Liebe iſt der Roſen Roſe,
Die Welt begrüßend mit des Himmels Schöne,
Die Gottheit ſelbſt bewährte Lieb' im Leide,
Ein tiefes Weh iſt ſüßen Thränen Quelle,
Und ſtilles Weinen wohl ein holdes Dichten.

Nicht Freuden mag, wen grüßt ſo ſelig Leiden,
Ein zarter Liebespfeil iſt Dorn der Roſe,
Auf Roſen-Thau der Thränen lichte Schöne,
Viel nichtig Weh zerrinnt im Liebesquelle,
Und wer erkannt das Weſen rechter Liebe
Verklärt mit Luſt ſein Leid im ſüßen Dichten.

Die Welt verhöhnet wohl ſolch einfach Dichten,
Was kümmert mich die Welt in eitler Schöne?
Ich lebe nur als Nachtigall der Liebe,

Empfing der Weihe Kuß vom höchſten Leide,
Tief in mein Herz drang jeder Dorn der Roſe,
Da ſchöpft' ich aus der Sehnſucht reinſtem Quelle!

In tauſendfachen Strahlen ſpiegelt Liebe
Sich in der Dichtung zartem Wunderquelle,
Und Wahrheit offenbart ſich nur im Dichten,
Bald Stern, bald Sonne, bald auch ſüße Roſe,
Nur Liebe ſagt, wie Wahrheit blüht in Schöne,
Die ſonſt ſo herbe, und wie ſüß iſt Leiden!

Ehebe dich, mein Lied, in deiner Schöne,
Unfange jede Bruſt, mein einſam Dichten,
Der Nachwelt dufte ſüß, verſchwiegne Roſe;
Sey Spiegel reiner Minne, zarte Quelle,
Denn Kunde gibt vom Himmel nur die Liebe,
Und reine Luſt entblühet nur dem Leide!

Der Knabe und die drey Schwäne.

Volkssage.

1.

Mit frischen Rosenwangen,
Mit goldnen Löckchen dicht,
Ein Knabe kam gegangen
Wohl zum Gewässer licht.

Es trieb ihn heimlich Bangen
Aus Dörfchens stillem Schoos,
Wollt' sehn in Fernen prangen
Auf Felsen Burgen groß.

Und schaut die goldne Ferne
Die Berge himmelblau,
Und lichte Blumensterne
Wohl auf der Frühlingsau.

Viel stille ruhn die Wellen,
Kein Lüftchen will noch wehn,
Im grünen Thal die hellen
Waldröslein duftend stehn.

Fern sind des Knaben Spiele,
Süß lockt ihn Einsamkeit,
Als sey er dort am Ziele,
Fühlt sich von Zwang befreyt.

Da ſchauen ihn die Finthen
Mit klarem Funkeln an,
Und ſieh, da hebt in Gluthen
Sich leuchtend Schwan an Schwan.

Der Knab' ſteht von den Schwänen
Sich freundlich angeblickt,
Und ihn ergreift ein Sehnen,
Wie jeder winkend nickt.

Da beut ſich ihm zur Brücke
Ein ſchwankend Brettlein dar,
Nicht ſcheut er Fluthen Tücke,
Iſt See doch ſtill und klar.

Gewiegt, wie von Kryſtallen,
Treibt's ihn zu jenen Drey'n,
Will Schlummer ihn befallen,
Bey Sang und Abendſchein.

Und wie nun wach der Kleine,
Sieht er nicht See noch Strand,
Ihm glänzt im Morgenſchein
Ein fremdes Blumenland.

Aus hohen Schloſſes Bogen
Drey zarte Jungfrau'n gehn,
Süß, wie in Dufteswogen,
Drey ſchlanke Lilien ſtehn.

Still ſenkt in ſanfte Minen
Sein durſt'ger Blick ſich ein,
Was jemals ihm erſchienen
Gab nie ſo lichten Schein.

„Gegrüßt, ihr Jungfrau'n holde!
Wie ſtrahlend Blick und Kleid!
Sagt nur, ob Sonnen golde,
Sagt, ob ihr Blumen ſeyd?"

„Denn Sonn' iſt nicht ſo milde,
Und Blume nicht ſo klar,
Was ſeyd ihr für Gebilde,
So zart und wunderbar?"

Gegrüßt, du Knäblein feine,
Wir ſind der Schweſtern drey,
Wir lieben dich ſo reine,
Sprich, ob dies auch ſo ſey?

Willſt nimmer uns verlaſſen,
Haſt gern ja her gewollt!
Wir wollen dich umfaſſen
In Liebe klar und hold!

Woll'n ſüße Blumen wecken,
Für dich, für dich allein!
Und Nachtigall verſtecken,
Im duft'gen Roſenſchein.

Soll alles dich umweben,
Was lieb und herzig ſey,
Doch willſt du mit uns leben
Steht Rückkehr nicht mehr frey.

Was irdiſch dich umfangen
Sinkt, morſche Feſſel ab,
Doch fühlſt nach dorthin Bangen
Kannſt nimmer mehr herab.

Das Eine mußt nun halten
Unwandelbar, in Treu,
Die Himmelsmächte walten,
Daß Eins nur Deine ſey.

Und was du willſt erfaſſen,
Das neigt ſich, und wird dein,
Doch willſt von Einem laſſen
Kannſt nie des Andern ſeyn!

Ihr ſel'ge Schweſtern dreye
Mit himmelſüßem Schein!
O laßt zu frommer Weihe
Mich immer um euch ſeyn!

In euren Blüthendüften
Iſt reine Himmelsluft,
Nie ward in jenen Lüften
Mir ſolch ein Glück bewußt.

Da wandelt nun durch Blüthen
Der Knabe mit den Drey'n,
Und Morgenlichter glühten
Bey sel'gen Melodey'n.

2.

So sprich, was du so traurig bist,
Was schaust so bleich und still?
„Ach, Schwestern, immerdar vergißt,
Nicht wer vergessen will!“

Was schaust so starr nach Westen hin,
Siehst wohl ein Luftgebild?
„Ach! daß ich nicht mit stillem Sinn
Längst ruhr' im Grabe mild!“

Dein blaues Auge glänzt nicht mehr,
Der Wange Ros' ist hin —
„Ach! daß ich nicht im weiten Meer
Die kleinste Welle bin.“

Und seufzend gehn die holden Drey
Zu bergen ihren Schmerz,
Und Knabe läßt sie wandeln frey,
Fast bricht in Gram sein Herz.

Da tönt es aus den Lüften her:
„Komm mit, dich bring ich gern,
„Weit über Berg und blaues Meer,
„Zum Heimathdörflein fern!“

Nein, nicht laß ich die holden Drey,
Und bräch' in Gram mein Herz,
Ich werde doch nicht wieder frey,
Vom Staub läßt nie der Schmerz!

Da lächeln wieder licht die Drey
Entgegen seinem Blick:
Du süßer Knabe geh, bist frey,
Kehr froh und gern zurück!

Und Schlummer deckt sein Augenlied,
Und wie der Knab' erwacht,
Die lichte Fluth er wieder sieht
Bey kühler Mondennacht.

Er ruht im weichen duft'gen Gras,
Wohl auf Vergißmeinnicht,
Die blühen all, von Thaue naß,
Dicht um sein Angesicht.

„Ade, Ade, Ade, fahr hin,
Aufs Leben nun, Ade!
Stand nach der Erde doch dein Sinn,
Nicht nach dem süßen Weh!“

Und auf die Wellen ſtill und hell
Drey Schwän ſind geneigt,
Ihr ſcheidend Licht blitzt ſternenhell,
In Nacht dann Alles ſchweigt.

Und Knabe wie betäubt erwacht
Aus langem bangem Traum,
Er kennt wohl in der Mondennacht
Noch Hütte, Thurm und Baum.

Und geht den Wieſenpfad hinab
Zum wohlbekannten Ort,
Und bricht die bunten Blumen ab,
Und wirft ſie wieder fort.

3.

Willkommen, lieber Knabe,
Willkommen, Bruder, Sohn,
O ſag', ob du dem Grabe,
Ob Räubern biſt entflohn?

„Weh mir, iſt das die Hütte?
Wie fremd ſchaut ſie mich an,
In eure Lieb' und Sitte
Mich nicht mehr finden kann!

„O laßt mich, laßt mich ferne,
Wo reine Lüfte wehn,
Ob ich die ſüßen Sterne
Nicht möge wieder ſehn!“

Und eilt zum See zurücke,
Und ſieht die Wellen an,
Ob er die ſüßen Blicke
Nicht mehr erſchauen kann.

Ihn wiegt des Graſes Fülle,
Ihn weinen Blumen an,
Doch ſtill iſt's, Todesſtille,
Auf Wellen wogt kein Schwan.

„Und mußt ich von Euch laſſen,
Und hab' es nie gewollt!
Wie könnt ihr ſo mich haſſen,
Und ſeyd ſo lieb und hold!“

Vergebens iſt ſein Flehen,
Kein Licht erſcheinet mehr,
Wohin die Blicke ſehen
Iſt alles wüſt und leer.

Allnächtlich geht der Knabe
Zum wunderſamen See,
Wo Thränen ſeine Labe,
Und einz'ge Koſt ſein Weh.

Er flieht mit bangem Herzen,
Was je wohl sonst ihm lieb
Und stets mit neuen Schmerzen
Es ihn zum Ufer trieb.

Drey Monde war'n vergangen,
Kein Hälmchen grünte mehr,
Der Knab', zum See gegangen,
Hob Blicke, Thränen schwer.

Da schaun so klar von oben
Die Liebesblicke licht,
In Sternenglanz gewoben,
Recht wie Vergißmeinnicht.

Und holde Töne singen:
Willkommen, treue Brust!
Kurz war der Erde Ringen,
Süß war die Todeslust!

Lied.

In jenen grünen Bergen
Im lichten Wonnemond,
Möcht' ich das Sehnen bergen,
Das mir im Herzen thront!

In jenen grünen Wellen,
Wo Blumen lauschend stehn,
Da möcht' ich in den hellen
Die lieben Sterne sehn.

Von jenen Nachtigallen
Möcht' ich des Sehnens Laut
Im Liede hören schallen,
Den ich dahin vertraut.

Berg, Welle, ros'ge Blüthe,
Und süße Nachtigall,
Was mir im Busen glühte,
Das wüßtet ihr denn all!

Und weil ich so mit Treuen
Euch stets geliebet hab',
Wollt tausend Wonnen streuen
Wohl um mein grünes Grab!

Dezinen.

1.

Am letzten May sey wieder süß gewecket
Von Nachtigallenschlag, bey Blüthendüften,
Vermeinend, rings in Wipfeln und in Lüften
Sey Sängerchor der Vöglein hold versteckket,
Und wenn der Wechselschlag bald kos't, bald necket,
Verstummen will er nicht am letzten May,
Auch Rosenmond noch Mayenglöcklein wecket,
Und selbst der Herbst bringt Lied und Duft herbey,
Zur Winterszeit, vom Treibhaus mild gedecket,
Blüht's unter Tönen, wie am Ersten May!

Am letzten May will um den Ersten klagen
Die Nachtigall im tiefern Wonnelaut,
Und, was sie mir in stiller Nacht vertraut,
Will ich dir gern im Liede wiedersagen,
Sie bangt zurück, nach jenen Knospentagen,
Doch bringt Verlornes nicht der letzte May,
Und was die vollentblühten Rosen sagen,
Der Sängerin wird bänger nur dabey,
O nein! nicht so, laß nicht dein Herz verzagen,
Vom Ersten May bleibt Pfand der letzte May!

Dezinen.

2.

Am letzten May wurd' ich aufs neu gegrüßet,
Doch nicht wie ſonſt von zweyen Nachtigallen,
Ach! um mich her will Alles ſtill verhallen,
Dein Lied nur iſt's, das heut den Schmerz verſüßet,
Und Balſam in das wunde Herz mir gießet,
Dank dir dafür, und Dank dem letzten May!
Wenn Lied und Klag' in Thränen überfließet,
Kommſt lindernd du mit Lied und Duft herbey,
Und wunderbar! als hätt' ich abgebüßet,
Weht's über mich, als ſey't am letzten May!

Am letzten May muß ich an Alles denken,
Was ſüß und gern am Erſten ich empfunden,
Wie Manches will Erinnerung mir bekunden,
Wie Manches mich in tiefre Rührung ſenken,
O dürft' ich des Vergangnen nicht gedenken,
Nicht denken, daß ſchon heut der letzte May —
Drum flehe Gott, er wolle jetzt mich lenken,
Mich ſegnen nun durch Lieb' und fromme Treu,
Im erſten May des Lebens Bild mir ſchenken,
Dann ſterb' ich einſt gewiß am letzten May!

Epilog.

Maygloͤcklein ſind nun abgebluͤht,
Der Sturm auf oͤder Haide zieht,
In Wolken alle Sterne,
Die Nachtigallen ferne —
O weh! wo blieb der ſuͤße Klang?
Erſtarret iſt der Quellen Drang,
Auf Veilchen, Roſ' und Lilien Grab
Sank Schnee als Leichentuch hinab.

O ſey nicht ſo verzagt, mein Sinn!
Das Leid nimmt nur die Stunden hin,
Das Herz bleibt ſtark und gluͤhend,
Die Treue feſt und bluͤhend,
Im Buſen wohnt ein ſuͤßer Klang,
Du armes Herz ſey nicht ſo bang,
Wie ſchmilzt bey Fruͤhlingshauch der Schnee
Zerſchmilzt in Wonne einſt dein Weh!

Ueber das Altarblatt von Danzig

als Rückblick auf alte Zeit und alte Kunst.

Mit wahrem Schmerz fand ich dies Gemälde unter dem übrigen Raub 1808 in Paris ausgestellt; wie froh hab' ich es hier in Berlin wiedergefunden, und erfahren, daß es nach seiner Heimath zurück soll! Das preußische Suum Cuique seh' ich immer am Liebsten durch die That bewährt, und Berlin ist reich an Kunstschätzen. Ein alter Reisebeschreiber erwähnt bey Gelegenheit Danzigs dieses Gemäldes, als von den beyden Brüdern van Eyk gemalt, und sagt, Ludwig XV. habe es mit einer ungeheuren Summe den Danzigern abkaufen wollen, allein die Stadt ließ es ihm nicht. Späterhin glaubten es die Franzosen umsonst zu haben, es war aber nur geliehen. Man will hier bezweifeln, daß dies Bild von van Eyk sey, wenn nun gleich sichtbarlich Hubertus mehr Antheil daran hat, als Johannes, ist es doch in der Anlage ganz vom Letztern, und von Hubertus ausgeführt. Von Johannes ist Boisserees Anbetung der h. d. Könige, er stand auf einer viel andern Stufe, als sein Bruder. Mit der himmlischen Klarheit und Süßigkeit des Dombildes

in Cöln, läßt sich dies Alles nicht vergleichen; es ist aber meine Art und Weise nicht, daß ich es litte, daß beym Anschauen eines Meisterwerks die Erinnerung eines Andern störend dazwischen schwebte.

Jeder, der schon Mehreres von van Eyk gesehen, wird die buchstäbliche Wiederholung seiner Lieblingsgestalten in diesem Gemälde erkennen. Van Eyk war ein ächter, tiefer und frommer Künstler, der das Individuelle rein in sich aufnahm, und treu und mühsam wieder hervor brachte. Im Idealischen ist er gleichförmig, im Individuellen unerschöpflich geblieben. Er muß der Erste gewesen seyn, der den Uebergang vom pyramidalen und symmetrischen Ordnen der Gruppen der byzantinisch niederrheinischen Schule in das Leben bewirkte. Wie reich ärndtete er auf dem noch unberührten Gebiet! Wie wurde die unendliche Fülle lebendiger Gruppen nun hinüber gezogen in das Reich der Kunst! Wie wurde nach van Eyk der Schritt noch fester und sichrer auf der neugebrochnen Bahn, und welche Fülle umgiebt uns, wenn wir Alles übersehen wollen! In diesem Bilde aber waltet ein andres Reich, als das des Lebens, Tod, Hölle, Entsetzen, Verzweiflung, andrerseits himmlische Beseligung. Nicht unwürdig des großen Gedankens, nicht bedingt von ängstlichen Rücksichten, gestaltet sich die kindlich kühne Ausführung. Hohe Wahrheit hat der Meister errungen, die auch den Unbefangensten rührt und ergreift.

Christus thront auf dem Regenbogen, der geöffnete Purpurmantel zeigt die Wunde in der Seite. Des Heilands Rechte ist segnend aufgehoben, die Linke

macht eine abwendende Bewegung, ſein Antlitz ruhig und verklärt iſt vollſtändiges en face. Zwölf Apoſtel um ihn knieend, und auf Wolken ſchwebend, in Entzückung verſunken, beym Anblick der Gottesherrlichkeit. Das Zeichen der Dreyeinigkeit ſchwebt über des Erlöſers Haupt. Im Nonnengewande, dunkelblau und weiß, nicht als blühende Jungfrau, ſondern mehr der Mutter Dolorosa gleich, knieend die heilige Jungfrau Maria. Ihr gegenüber Joſeph. Vier holde Engel in Roſenfarb, Himmelblau und Grün ſchweben herbey, mit den Paſſionswerkzeugen. Nicht bedeutungslos. Das irdiſche Leid iſt ein Strahl mehr in der himmliſchen Glorie. Vom Erlöſer aus geht zur Rechten die Lilie, zur Linken das flammende Schwert. In Geſtalt eines ſchimmernden Globus ſchwebt das Univerſum zu des Erlöſers Füßen. Alle Seligen ſchweben in einer goldnen Sonne hellen Schein, deren Centrum der Heiland iſt. Hier oben ſtrahlt die Herrlichkeit des Sieges und des beruhigten Lebens und Schauens in Gott. Unter des Heilands Thronſitz ſchweben Engel die Poſaune blaſend. Inmitten des Bildes ſteht Erzengel Michael, in voller goldner Rüſtung mit Edelſteinen, die weißen Fittige ſchließen ſich in Pfauenaugen, zierlich ſchwebt auf den geſcheitelten Goldlocken ein goldnes Kreuz mit Rubinen und Saphyren ausgeſchmückt. In des Erzengels Antlitz offenbart ſich Erbarmen und Wehmuth. Er hält in der Linken die Wage, in der Rechten das Schwert, mit Kreuzesgriff, über welchem eine Krone. | Der Erlöste in der Wage hebt mit Staunen die Hände gefalten in die Höhe,

den Verdammten ergreift ein phantaſtiſches Gemiſch von Raubvogel und Teufel beym Haar, der ſeines wegen von einer andern Beute nicht abläßt, die kopfüber mit dem Bein über ſeine Schulter hängt. Ringsum entfaltet ſich das ungeheure Schauſpiel des Auferſtehens vom Tode, des Entzückens, der Qual, in herrlicher Mannichfaltigkeit. Was möglich war, hat hier der Meiſter geleiſtet. Ein kleiner Raum entfaltet die unendliche Fülle von Anſchauungen, die ſinnverwirrend den Blick umfängt, und das Herz verwundet, während jenſeits der ſüße Frieden im Antlitz der Geretteten uns wieder erquickt. Ganz im Sinn des Chriſtenthums iſt der Seligen erſtaunungsvolle Freude; ihrem Gefühl nach iſt ihnen nicht Gerechtigkeit geworden, ſondern Huld. Die Wundergeſtaltung der Teufelchen und die Gier, mit welcher ſie ſich auf ihre Beute werfen, könnte man faſt ergötzlich nennen. Es iſt ein phantaſtiſches Nachtgeflügel, mit Fledermausfittigen, Schmetterlings- und Mottenflügeln, die theils auch an Gelenken der Arme und Beine ſichtbar ſind. Herzdurchbohrend iſt die Geberde des Winſelns und Angſtgeſchrey's der Verdammten, die innre Seele vernimmt den Schrey, eine Gruppe Verzweiflender wird furchtbar von einem Teufel bedrängt, bebend und aufſchreyend, mit vorgehaltnen Händen, der Leib vor der nahen Berührung der Ofengabel konvulſiviſch zuckend, weichen ſie zurück, und, entgehend dieſer Qual, gedenken ſie des hölliſchen Pfuhls nicht mehr, der ihrer nun harrt. Rührend iſt dagegen die Innigkeit und Theilnahme, mit welcher

die Erlösten zurückblicken auf das Weh um sie her. Dagegen geht aus der Erlösten Innigkeit und schmerzlichem Rückblick auf die Verlornen, ein Strahl der Beseligung auf die Beschauenden über. Viele der Neubelebten, den Grüften entsteigend, erwachen freudig zum Leben. Andere, im Bewußtseyn der Schuld, entsetzen sich vor dem Anblick des Lichts. Ein Engel mit dem Schwert ringt um einen Auferstandnen mit dem Teufel, indeß der, um welchen Himmel und Höl. kämpfen, in Angst vergehen möchte. Unter den Verdammten ist ein Mohr sichtbar, der aber nicht entsetzt wie die Andern, sondern verblüfft und fragend umher schaut. In der Seligen Schaar ist auch ein Mohr, dessen dunkle Gestalt, vom Strahl der Verklärung durchschimmert, wundersam rührt. Links schaut unfern all dem Grâus und Gewühl ein blühendes jungfräuliches Antlitz mit blondem Haar anmuthig nach dem Licht.

Vergebens möchte man sich bemühen, den linken Flügel, der Verdammniß Qualen, beschreiben zu wollen. Dennoch mag ein Versuch zur Anschaulichkeit nicht unwillkommen seyn. Ernst und tief betrübt ruft der in Wolken schwebende Engel mit der Posaune die Verdammten. Gräßlich und ungeheuer entfaltet sich das höllische Treiben, die Verlornen in die ewige Gluthen zu stürzen. Nie erschienen Wahnsinn und Entsetzen so furchtbar, als auf diesem Bilde. Durch jede Stufenleiter hindurch geführt ist der Jammer, und jede andere Vorstellung verschwindet vor dieser, der Gräßlichsten von Allen. Dies Ringen der Todes-

pein, dies troſtloſe Anklammern an nackte Felſen, des ſündigen Paares Jammer, das mit Stricken verkehrt gegen einander gebunden, vereint und doch geſchieden, vom Teufel in die Flammen geſtürzt wird, der Verzweiflung Krämpfe, das gellende Lachen des Wahnſinns, das die Seele vernimmt, die Todeskämpfe, denen kein Sterben folgt, der Elenden ohnmächtiges Ringen gegen die teufliſchen Gewalten, die rein ſinnlich erfaßte Darſtellung, welche doch die Seele erſchüttert, heiſchen Bewunderung, unabgeſehen auf die Kunſt, welche der Meiſter in den vortrefflichen Gruppen, der Zeichnung des Nackten, angewendet, und die Wahrheit in Geberde, Stellung, Farbe, und die herrliche Ausführung aller Beſtandtheile und Nebenwerke, die nicht fleißiger noch vortrefflicher gemalt ſeyn könnten. Aus unermeßner Höhe ſtürzen die Verdammten in die bodenloſe Tiefe, dies iſt auf dem beſchränkten Raum dem Auge fühlbar, und eine Ueberfülle von Vorſtellungen entfaltet ſich im klein gezogenen Kreiſe.

Beruhigend winkt auf dem rechten Flügel die Gold- und Blumenpracht des Himmels, mit muſizirenden Engeln auf der heiligen Stadt Zinne, welche als weiße Domhalle in der ewigen Glorie hervorragen, geſchmückt mit hundertfältigen frommen Darſtellungen. Roſen und Lilien regnen auf die Seligen aus den Händlein ſüßlächelnder Engel herab. Die an den Thürmen öfters wiederholte Zierrath iſt die Lilie, und die Form des vierfachen Kleeblatts. Sinnreich und ſchön ſind die Abbildungen über der Pforte, die Spitze des

Portals trägt ein Basrelief, Gott Vater, der Evam aus der Rippe bildet. Unten ziehen im Wonneschein die Seligen in die leuchtende Halle, Engel bekleiden und schmücken sie herrlich, ihrem Schritt entsprießen schöne Blumen. Das Licht von oben bricht sich in bunten Strahlen auf die Fülle der Edelsteine und Perlen zwischen den Felsstücken, auch durch die kristallnen Stufen schimmern Korallen, Saphyre, Amethyst und Rubin, schlanke Blumenstauden schießen empor. Mit treuherzigem Handschlag begrüßt St. Petrus die Ankömmlinge. Der Verklärten blühende Wangen, wallendes Haar, die hellen Blicke, die Anmuth und Sittigkeit der Geberde, das Keusche im Nackten, des ganzen Anschauens selige Heiterkeit, versöhnt mit dem Grausen der Hölle gegenüber.

Beym Ueberblick des Ganzen leuchtet des Künstlers Weisheit sowohl als die Frömmigkeit seines Gemüths uns entgegen. Jede Abstufung der Gefühle, so weit die Vorstellung reicht, ist wenigstens angedeutet. Oben thront das Göttliche, Ewige, Ursprünglich-Reine im Heiland und Weltenrichter. Hier offenbart sich die ewige Liebe als ewige Gerechtigkeit. Maria ist die vermittelnde Milde, die herrlichen Apostel schauen fromm ergeben in des Erlösers Angesicht wie solche, die ihr Werk vollendet, und den Preis errungen. In dieser Abstufung geht der Meister weiter, vom Bewußten zum Kindlichen, vom Entzücken zum Weh; überall groß, vortrefflich, wahr und eigenthümlich. Mag nun auch der Italiener des 16ten Jahrhunderts einer solchen Darstellung Geist gewalti-

ger, kühner, reicher erfassen, so treu und wahr erfaßt er ihn nicht als der teutsche Meister, und nicht so groß im Kindlichen, Demuthvollen, wenn gleich die Sinne durch italienische Kunst mehr angezogen werden. Ein Kunstwerk soll das Auge entzücken, aber doch noch mehr zur Seele sprechen; die höheren Forderungen sind und bleiben die Ersten. Die Harmonie der Massen in den italienischen Compositionen, die größere Ruhe der Ausführung, die mildere Verschmelzung der Farben, die Zartheit, mit welcher die Grenzlinie gezogen, wo Vieles, hier im Bild grell Ausgesprochene kaum angedeutet seyn würde; dieß Alles, sage ich, mag dem Auge mehr schmeicheln, allein immer lieber ist mir die treuherzige Buchstäblichkeit der teutschen Darstellung, als das allzuleichte Ausarten der Bestrebungen der Italiener seit Raphaels Zeit. Im teutschen Kunstwerk vergißt sich der Meister über den Gegenstand, der Italiener hingegen scheint den Gegenstand nur zu brauchen, um seine Virtuosität zu beleuchten. Wenn der Genius seine Bestrebungen nicht hebt, so geht das Höhere darüber verloren. Ueberhaupt hat wohl ein guter Künstler, der von Herzen nach Wahrheit und Seelenwerth seines Kunstwerks ringt, nichts angelegentlichers zu thun, als Alles zu vergessen, was er gesehen, indem er sich selbst der Wonne hingiebt, das innwohnende Bild aus der Seele auf die Leinwand hinzubringen. Unbefangenheit, Fleiß, Treue, Freude an der Natur, ein reiner Blick in das Leben, Aufmerksamkeit auf die seltnere Blüthe des geistig und unschuldig Schönen,

ein frommes, kindlich zuverſichtiges Herz, daß macht den Künſtler, das macht den altteutſchen Meiſter. Freylich war jene Zeit günſtiger; der Frack, den Lakay und Herr von gleichem Schnitt tragen, war noch nicht Welttracht geworden, jede Nation ließ ſich gern durch äußere Zeichen erkennen. Nicht wie jetzt, achtlos und grauſam, wurde ein Kunſtwerk auf Leinwand hingepinſelt, und jedem Zufall preis gegeben; im Anfang des 16ten Jahrhunderts noch wurde ſelten auf bloßer Leinwand gemalt, ſondern ſchöne erprüfte Tafeln von Holz wurden künſtlich, ſorgfältig bereitet, auch wohl zuletzt noch mit einer Leinwand überzogen, welche mit einer vortrefflich bereiteten Maſſe grundirt wurde, und dann erſt gemalt. Die ſchützenden Klüſgeldecken bewahrten das Gemälde vor Staub, Sonne, Luft. Von außen waren ſie freundlich mit Griſaillen und dem Wappen des Beſitzers gemalt. War das Bild zu, ſo gewährte es immer noch einen anmuthigen Anblick, und nur in Stunden der Feyer des Anſchauens wurde es geöffnet; es behielt dadurch noch immer einen Reiz der Neuheit bey. Das Gemälde gab auch dem Menſchen eine zarte Lehre, nicht immer ſein Inneres zur Schau zu tragen, wie die jetzige Zeit nur allzugern thut. Noch minder waren jene Bilder alle, wie ihre ſchöne Erhaltung, ihre friſche Blüthe ausweiſet, mit ächten, theuern Farben gemalt, welche man jetzt kaum dem Namen nach kennt, und zu deren Zubereitung der Maler tiefe wiſſenſchaftliche Kenntniß oder Recepte von weiſen Meiſtern haben mußte, denn nichts übertrifft die himmliſche Zartheit und Milde,

hoch die tiefe Gluth und Kraft der Farben der alten Brabanter, der Niederländer, Altteutſchen, und der älteren Italiener, von Giotto bis kurz nach Raphaels Tode. Damals gab es Schulen der Kunſt, nicht ärmlichen Unterricht, es gab einen Brennpunkt des Lichtes, eine Seele der Kunſt, und ſie wurde geehrt, ermuntert, gehoben, blieb nicht an der Scholle kleben. Aus der größern Tüchtigkeit einer Zeit, wo Worte noch ſo wenig galten (wie jetzt wieder, wo ſie eben durch ihr Steigen nichts mehr gelten), wo aber das kleinſte Hausgeräth zierlich und dauerhaft, und von ächtem Stoff ſeyn mußte, ging in der Kunſt die größere Tüchtigkeit hervor, denn nur aus dem Leben kann dieſe in die Kunſt hinübergehen, wir möchten ſie gern durch die Kunſt zum Schein in das Leben bringen. Da bleibt ſie denn aus Beyden weg. Unſrer Zeit iſt der Augenblick Alles. Wir ſind kindiſche Kinder geworden, die ſich am ewigen Wechſel der Form ergötzen, und denen Alles zum Ekel wird, was uns eine Zeitlang erfreut. Die gute alte Zeit arbeitete auf die Dauer, auf das Seyn, nicht auf den Schein, der Menſchen Herz war friſcher, denn es war gottesfürchtiger, die Erſcheinung galt nur durch den Gehalt, der Gehalt iſt uns Nebenſache geworden. Wir erjagen das Neue, weil wir die dem menſchlichen Herzen innwohnende, nie zu ſtillende Sehnſucht ganz mißverſtehen, und ſie für befriedigt halten, ſo bald ſie auf den Augenblick geſtillt iſt. Aber ſie iſt ein verzogenes Kind, das gleich wieder zu ſchreyen anfängt. Wir dürfen dies Sehnen, unſer Heil, nur von Nichtigkeiten ab,

und zu Gott hinwenden, so haben wir den Frieden, den die Welt nicht giebt. Das Sehnen, welches aller Erde Schätze und Lust nur dürstiger und brennender nach kurzer Befriedigung machen, ist sogleich erquickt, und wird zum Glück der Seele, wenn es vom Land abgewendet, sich nach dem Himmel richtet, die Kräfte, die uns verliehen, haben gleich ihr Ziel, wenn wir sie nur zu edlen Zwecken verwenden, und uns dem, was wir eben gestalten, mit ganzer Seele hingeben. Des Lebens Druck wird dann unfühlbar, wenn wir in dem Leben, was wir schaffen, und es dauerhaft schön gestalten, sey es, was es sey. „Mir ist Alles „werth, sagt Goethe in einem Brief an die Karschin, „was treu und stark aus dem Herzen kommt, sehe es „übrigens aus wie ein Igel, oder wie ein Amor.“ Da nun nach desselben Meisters Ausspruche nur aus vollendeter Kraft die Anmuth hervorblüht, so fühlen wir, warum Goethe denn allein Goethe ist, und erkennen es klar, daß wir ihm das Meiste von Allem schuldig sind, was zu einer schöneren Zeit der Kunst theils Hoffnung giebt, theils von ihr schon Verheißung ist.

Der Dichtung Wahrheit

von Otto Heinrich Grafen von Loeben.

Die Welt liebt nur, was ihren Sinnen ſchmeichelt,
Und daß, wer zu ihr ſpricht, ihr buhl'riſch heuchelt,
Und weil ſie denn Bewundrung, Lob ihr zollt,
Wird leicht, wer zu ihr ſpricht, der Lüge hold.
Und es verwandeln ſich der Dichtung wahre Züge
In eine weltliche und vielverworrne Lüge,
O lerne ſolcher Täuſchung Netz durchbrechen,
Und hör' die wahre Dichterſtimme ſprechen,
Fern von der Welt, in tiefem ſtillen Herzen
Bricht ſie hervor in Wonnen und in Schmerzen,
Wenn der Natur verborgner Sinn uns tagt,
Der Glaube kindlich nach dem Höchſten fragt,
Wenn ſich der Eigenliebe Netz geſpalten,
Dann wird ſich dir erſt manch ein Bild entfalten,
Erfunden nicht, gefunden wird die Welt,
Erſt ſey vom eignen Wahnſinn hergeſtellt,
Denn, bey dem Glaubenslicht der ew'gen Wahrheit,
Tagt den Gebilden kryſtallin'ſche Klarheit,
Und wer der Liebe Heimath wieder fand,
Der wohnet in der Dichtung Vaterland.

Das ist der teutschen Maler hoher Werth,
Daß hier nichts schmeichlerisch den Sinn bethört,
Sie zeigen uns der Welt Gebrechlichkeit,
Der jene Welt des Friedens Glorie leiht,
Wenn sie sich kämpfend, siegend, richtet,
Wohin zu seinem Arzt der Kranke flüchtet,
Sie leben auf in seinem Sonnenschein.
Die Farben auch sind tausend Spezerey'n,
Die auf des Lebens tiefe Wunde fließen,
Und sie mit Frühlingssüßigkeit begießen.
Nicht Täuschung ist in dieser teutschen Kunst,
Dem Hochmuth spricht sie lieblich nicht nach Gunst,
Sie ist ein Lächeln auf die Welt, die leidend ist,
Sie ist ein Kindesblick zum heil'gen Christ,
Der, was gebrechlich, ringend und betrübt
Mit seines süßen Lichtes Glanz umgibt,
Drum fließt auch solche Liebeskraft hindurch,
Sieh nur den Ritter, und die hohe Burg,
Den grünen Wald, das abendrothe Meer,
Der Heil'gen glorreich heldenfrohes Heer,
Die Freude dann, wo diese arme Welt
Auf ihren Schoos den Weltenschöpfer hält —
Ja, teutsche Kunst ist, voll von Lust und Schmerz,
Ein von der Gotteskraft durchsonntes Herz,
Die Sidkunst hat die Bilder jener Welt,
Die schönen Aetherkörper dargestellt,
Als Religion dies Leben wollte malen,
Da tauchte sie in stille Glorienstrahlen,
Und in dem schlichten Kirchlein teutscher Welt

Hat teutsche Kunst das Höchste aufgestellt.
In Niedrigkeit, und doch in Glorienfülle,
In Ritterkraft, und doch in sel'ger Stille,
So keusch, so süß, so demuthvoll, so treu,
Und doch die Lebenslust so ganz dabey.
Es will sich nicht der schönern Kunst vergleichen,
Doch will es bis zum tiefsten Herzen reichen,
Die teutsche Kunst sagt: Himmel strahlt der Erde,
Wenn Gott, verklärt die irdische Geberde,
Hier ist nicht Hoffarth und nicht Augenlust,
Hier ist der Mensch sich seiner Schuld bewußt,
Und zu dem Herzen, das sich kindlich beuget,
Des Heilands süße Liebe niedersteiget,
Da wird das Herz ein spielender Rubin,
Wodurch der Lust und Wehmuth Lichter ziehn,
Da wird die Welt von stiller Sonn' erfüllt,
Das ist so recht ein altes teutsches Bild.

Und drüber wölbt sich dann des Münsters Bau,
Wie die Koralle nach des Meeres Blau
Steigt es empor zum Himmel — nein, er hebt
Es selbst, das in sich selbst voll Ehrfurcht bebt,
Wie es in seine Wunder sich vertieft,
Und er den Bau mit Saphyr-Augen prüft,
Ob er dem Grundriß unsers Meisters treu
Und eine Wohnung seines Geistes sey.
Ja, teutsche Kunst, du bist das teutsche Herz,
Schaust ernst zur Erd' und kindlich himmelwärts,

Und wer ſich ſehnt in's alte Vaterland,
Dem reichſt du chriſtlich deine Pilgerhand,
O breite deinen Frühling um mich aus,
Bis ich heimkomme in des Vaters Haus!

Dies Gedicht, welches ſich in der Gedankenfolge der vorhergehenden Abhandlung anſchließt, dank' ich meines Freundes Güte, ſo wie zahlreiche Beyträge aus dem Königreich Sachſen, der Verwendung des Grafen von Loeben und der Fräulein Thereſe von Winkel.

Aus meinem innern Leben.

1814 — 1817.

Nach einem jeden Weh ist einem zu Muth, wie wenn man einen hohen Berg erklommen: wieder ist ein Gipfel des Lebens erreicht.

Das Schöne ist das Seltne, das auf Erden vergängliche Andeuten des Ewig-Schönen, der Blitz aus des Lebens Wolken, der von der ewigen Flamme Zeugniß giebt.

Es ist wunderbar mit den Mutterfreuden, jedes Blüthchen hat seine Schmerzenswurzel, auch ist in den glücklichsten Ehen die Mutter meist einsam mit ihrem Leid, wie Maria abgebildet wird, einsam mit dem Jesuskind. Jedes Mutterherz ahnet von Simeons Spruch: es wird ein Schwerdt durch deine Seele gehen!

Lieb' und Lust verblühen bald, wenn sie nicht aus Leid blühen, der Himmel hat der Erde süßeste Lust in die Erquickung gelegt. Das Leben, dem Tode entrungen, das Herz, dem Irrthum entfesselt, alles strahlt in Erquickung verklärt. Auch die Landschaft ist herrlicher, in dem Augenblick, wo die Sonne siegend durch Wolken hervorbricht. Dies, der Kampf,

Nacht und Licht, Ruh aus Sturm, ist wohl das Geheimniß und die Losung auf Erden, auf welche das der Erlösung beruht. Im Himmel muß Frieden seyn, den wir hier nicht finden, und oft in uns selbst zerstören. Doch kann die Seele hienieden dieses Friedens Süßigkeit oft empfinden, und dies ist der Frommen Streben. Gemeinheit, und Kaltsinn der Weltleute kann ich nicht mehr fassen, sondern nur beweinen; und doch hoff' ich von der allumfassenden, alldurchströmenden ewigen Liebe Gottes, es wird keines seiner Geschöpfe verloren gehn! Wer aber so begünstigt ist, früh zu erkennen, wem des Vaters Hand nach kurzem Kampf die Krone reicht, der kann sein Glück nicht kindlich genug preisen. Wie hohe Geistesgaben den Menschen eitel machen, statt das Licht der Demuth in ihm zu entzünden, ist mir ganz unbegreiflich! Die Erkenntniß, das Eindringen in der Schöpfung Geheimniß, in den Einklang, die Verkettung der Geisterwelt, ich möchte sagen in des Weltalls Blumengewinde, ist etwas so selig Ueberraschendes, daß ich nicht begreife, wie nicht die Seele in kindlicher Demuth vor Gott vergehen möchte, indem sie seine Liebe fühlt.

Das ist's, was die altteutschen Meister, was in Italien Bellin, Perugino ausdrücken wollten, in ihren Heiligen, Jungfrauen, Engelsbildern, die rein von Allem, was ein frommes Herz stören kann, als beseelte Blumen erscheinen. Das Eine unaussprechliche, in Gott verklärte, beruhigte, selig überraschte, das die Beschauung bis zum Schmerz rührt, habe ich nur

bey Bellin, Perugino, Francesko Francia, und im Dombild zu Cöln gefunden; einen Hauch davon noch im Altarblatt zu Danzig, in den Seligen, welche in das Paradies eingehen. Raphaels Jugendbilder athmen auch noch diesen Geist. Dann aber hat er sich dem Irdischen mehr zugewendet; die alten Meister, wenn sie das Eine errungen, gaben gern das Andere dahin. Täuschend darzustellen, was die Natur doch immer noch schöner giebt, daran lag ihnen minder, als an dem Einen, dem Himmlischen, das von oben kommt, und die Seele wieder nach oben hinaufschwingt. Raphael wäre stets Raphael geblieben, wenn er die Kapelle Sixtina nie gesehn — des Lebens Blüthe ist der Tod.

Alle Bosheit ist ein schwerer Irrthum.

Irdische Klugheit ist eine Laterne, die ewige Sonne ist der Glauben.

Was bedürfen wir der Vernunft, da wir die Offenbarung haben? Wozu der Zweifel, da der Glaube so beglückt? Wo menschliche Klugheit das Leben als ein Labyrinth anschaut, und der Dünkel den Faden zu haben vermeint, da sieht der Glauben den Weg plan und hell zu Gott, und als treue Gefährtin die Demuth.

Daß doch die Menschen immer so kurzsichtig denken, daß sie für kurze Lebensdauer etwas Sicheres gewaltsam begründen wollen! Gott waltet so herrlich, gern laß ich ihn walten, und besorge still und heiter die nächste Pflicht. Bedenkt man noch diese Zeit, und ihre namenlose Leiden, so läßt sich die Bitterkeit

eines Tropfens im Meer, dem unser Daseyn zu vergleichen, noch freudiger einsangen.

Was frägt nach Verdienst des Vaters unendliche Gnade? Sie thaut ihren Segen hin, und erfreut sich unsrer Freude! Es ist so selig, mit Thränen des Entzückens, und mit dem Gefühl eines Glücks, das die Welt nicht fassen kann, in der ewigen Liebe Schoos sich bergen, und dem Vater zu danken. Wo Schmerz oder Lust das Herz bestürmen, muß Gott unsre Zuflucht seyn.

Da man selten, oder nie weiß, was man wünschen soll, ist die mildeste und heilsamste unsrer Empfindungen, Ergebung in Gott.

Je mehr man sterben sieht, je mehr befreundet man sich mit dem Tode.

Was liebevolle Aeltern dem Kinde, das ist Gott Vater, und „Mutterlieb Natur!“ Das Kind bedarf nur den Willen des Vaters und der Mutter Liebe zu wissen, nicht: Warum, und wie? Darum sind ja die Kinder so glücklich, darum drückt keine Sorge ihr Herz. Wir könnten es auch seyn, wenn wir das Glück nur in uns, nicht außer uns suchten. Wissen ist dem Menschen nicht von Nöthen, sondern der Glaube allein.

Ist des Menschen Seele gesund, so wird es sein ganzes Leben seyn.

Heil allen, welche Armuth, Verfolgung, Krankheit, oder sonst ein Glück, das auf Erden Unglück heißt, gewaltsam von der Welt ablöset, und zu Gott hinwendet!

Das rechte Kennzeichen eines herrlichen Kunstwerks, oder eines guten Buches ist, daß man es verlassen, oder weglegen muß, um im Evangelium zu lesen — die Bächlein wecken die Sehnsucht nach dem Urquell, dem sie wieder zuströmen.

Die Welt liebt das Prangende, Ergötzliche, das den Sinnen schmeichelnde, das Betäubende, worüber der Mensch sich selbst vergessen kann. Ein gottergebenes Herz will aus der Welt Zerstreuungen auf sich selbst zurückgeführt seyn, um sich dann freyer zu Gott zu erheben. Wohl hat der Schöpfer uns reichlich mit unschuldigen Freuden für die Sinne umgeben, aber der Weltling, der die nie schweigende Sehnsucht des Lebens nicht versteht, meynt sie auf Erden stillen zu können, und nichts Einfaches genügt ihm mehr. Des Weltlings Gemüth ist das Faß der Danaiden. Das fromme Herz ist die Blume, die nur des Thautropfens bedarf, in dem sich das Licht spiegelt.

Wenige gelangen dahin, wohin die Blicke reiner Sehnsucht streben. Gleichgültigkeit gegen das Höchste verschließt ihnen das Heiligthum, man könnte ihnen zurufen:

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt —

Die Liebe ist der Schlüssel, sie haben der Liebe nicht.

Wer der Zeit opfert, der schlachtet sein besseres Selbst.

Wie schaal und gehaltlos sind die meisten gesellschaftlichen Vereinigungen! Wohl haben Viele mehr

in sich, als sie ausgeben, allein sie verschmähen es, oder versäumen es, oder schämen sich gar dafür. Freylich wird selten erkannt, was man dem Menschen von seinem innern Selbst darreicht. Der Saame fällt auf den Fels, oder gar in den Schlamm.

Das nur ist Liebe, Austauschen des innern Selbsts.

Der Heuchler ist eine Pfütze, in der sich auch die Sonne spiegelt; glänzend aus der Ferne, abscheulich in der Nähe.

Wie schmerzt und empört mich, daß — ist es möglich, daß die Menschen unsrer Zeit ernste Lehre und Deutung nicht gefaßt haben? Doch gemach! Gott weiß alles auszugleichen! Was auch geschieht liegt in der Nothwendigkeit seiner Beschlüsse, und der Unschuld Glück geht selig aus des Unglücks Schoos hervor. Wie nichtig irdisches Hoffen, wie trügerisch des Ruhmes Schein, wie siegend das Unheil hienieden, das alles bringt uns Gott nur näher.

Die Welt ist schon wieder recht nüchtern und erbärmlich geworden, seit dem letzten Freudenrausch. Doch keimt unter dem Wuste das Gute still und siegreich der göttlichen Vollendung entgegen, und durch die Wolken bricht der ewig heitern Sterne Licht. Nur jeder Einzelne stehe in seiner Kraft, und jede Flamme durchglühe ihren Kreis, und jedes Herz labe sich an Gottes Liebe, so wird das große Werk still und gewaltig zum Ziele schreiten.

Wir dürfen um so fester hoffen, daß Alles, was ein gutes Herz verletzt, einmal von der Erde getilgt seyn werde, und der Krieg in das Schachspiel (Novalis),

die Sünde in das Mährchen verbannt werden müsse, da Alles, was gegen Recht, Sitte und Menschlichkeit geschieht, alle Guten so wehmüthig und zuletzt die Bösen selbst so unglücklich macht. Könnte der schwerste menschlicher Irrthümer, die Selbstsucht, ausgerottet werden, so würde alles Schlechte mit untergehen.

Kohlrauschs 6 Reden haben mich unendlich erfreut; sie gehen, wie alles Bessernde, der Zeit voraus, und werden in Erfüllung kommen. Jetzt aber laßt uns nicht auf die Form denken, sondern auf Läuterung des Stoffes. Seit 25 Jahren ist hie und da unsauberer Stoff im Volk, der muß ausgähren. Andrerseits hat sich wiederum das Volk so groß und edel gezeigt. Eh' sich große Gedanken der Art ausführen lassen, wie die zu solchen Volksfesten, müßte Teutschland wieder ein Volk seyn. Roberts Gedicht an die Königin fälle mir wieder ein:

Was Preußen, Würtemberg und Sachsen?
Was Franken, Bayern, Oesterreich?
Wir sind aus einem Stamm gewachsen,
Sind Brüder nur von einem Zweig! —

Wie mager brennen hie und da schon des achtzehnten Oktobers Jubelflammen, andrerseits wird gar das Holz gespart! Das Christenthum wurde erst in der Armen und Gemeinen Herzen begründet, eh' Tempel und Altäre erstanden, und haben wir noch ein solches, als dazumal? — Beschränkte sich nur ein jeder Einzelne, der recht wahrhaft das Gute will auf das, was in seinem nächsten Umkreis liegt, so würde jede ein-

seine Bemühung für das Ganze, ein Bild der großen Aerndte seyn, die nur darum so vollständig ist, weil Jeder seinen Acker angebaut. Volksanstalten können nicht aus der Einzelnen guten Willen, sie müssen aus dem Sinn des Ganzen hervorgehen.

Nicht seine Religion verändern ist rechtgläubiger, als sie verändern. Wie kann der Katholik ein besserer Christ seyn, als der Protestant, und so umgekehrt, da beyde das Evangelium und Christum haben! Können wir das als Irrthum wieder abschwören wollen, was wir in der Jugend als Wahrheit empfangen, und mit den Herzenszähren der Unschuld benetzt und eingeweiht? Zum Erstenmal ist das Herz in seinen Tiefen erschüttert, zum Erstenmal fühlt es den Ernst des Lebens, bey der Einweihung zum Christenthum. Wie kann uns jene Rührung späterhin als Irrthum und Sünde erscheinen? Wie können wir glauben, daß Gott das allein Beseligende in eine von Menschenhand gebildete Form, und nicht in den Glauben und in das neue Testament ganz allein gelegt? Ist eines Menschen innere Kraft zu schwach, um zu Gott zu gelangen, so ist es ein Irrthum, daß er nach äußeren Stützen greift; sie werden ihn nicht weiter bringen. — Liebe ist Heiligung. —

Die Welt hat lockende süße Bande, doch sind es bunte Schlangen, deren Stich das bessere Selbst tödtet. Wen die Welt nicht äußerlich unglücklich macht, den macht sie doch innerlich unfähig zum Christenthum.

Auf der Schierlingswurzel kann nicht die Ananas

blühen, so kann aus unreinen Herzenstrieben auch nicht ein reines Glück des Daseyns hervorgehn.

Sorget nicht für den andern Morgen, sagt der Erlöser. Sehet die Lilien auf dem Felde! Der Spruch des Heilands ist oft mißverstanden worden, er meynt damit nur die nichtige Sorge, welche das ganze Daseyn umfassen will, und über den Zweck in der Wahl der Mittel unzart, auch unredlich zu Werk geht. Ich habe den Schmerz empfunden, oft in meiner Nähe dies lieblose eigensüchtige Treiben und Sorgen für die Zukunft zu sehen, welche das Herz gegen alle Regungen des Mitleids für Unglückliche abstumpft, und nur an ein Aufspeichern denkt. Der erste Zufall kann solch ein mühseliges, hartherziges, nur auf sich selbst bedachtes Werk zerstören. Ein Gewitterschlag, eine Feuersbrunst, ein Einbruch, eine Uebertretung des Wassers reißt die Höhle des Hamsters in Menschengestalt auf, und die Elemente oder des Räubers Hände führen das fort, wovon in Zeiten der Noth dem Lechzenden ein Tropfen der Erquickung versagt wurde! Geben ist seliger denn Nehmen, sagt Christus. Wie mögen das die Liebloſen nicht einmal fühlen!

Wer von Ersparnissen reich wird, und nie den Leidenden erquickt, oder gar das von mitleidigen Seelen dem Armen Bestimmte für sich anwendet, dem müsse der Wein höllisches Feuer, die Speise ein Stein im Magen werden, die Genüsse der Welt müssen ihm zur Folter werden, und seine Strafe finde er noch auf Erden, denn nur für diesen kann es eine Ewigkeit der Hölle geben!

„Ihr ſollt nicht Schätze ſammeln auf Erden, da ſie Motten und Roſt freſſen, und da die Diebe nachgraben und ſtehlen.“

„Sammelt euch aber Schätze im Himmel — denn wo Euer Schatz iſt, da iſt auch Euer Herz!“

Wüßten die Menſchen nur, wie ſüß das Verſenken in fromme Gedanken, wie beruhigend die Einſicht der Nichtigkeit dieſes Lebens, wie erquickend Wahrheit, wie beſeligend Liebe ſey, ſie würden ſich nach nichts Anderm mehr ſehnen.

In Chriſti Lehren iſt alle Süßigkeit des Himmels enthalten.

Wenn man den Glauben mit der Vernunft anſchaut, ſo findet ſich wiederum Alles auch in ihr bewährt. Wohlthat wecket Liebe, Verzeihen tödtet Zwieſpalt und Rache, Demuth bringt den Neid zur Ruhe, Geduld verſüßt die Pein, das ſagt ſchon die Vernunft, ſeliger aber ſind, die da glauben, als die aus der Vernunft zum Glauben gelangen. Das iſt, was der Herr zu Thomas ſagt: Selig ſind, die da glauben, und nicht ſehen!

So ihr nicht werdet wie dieſe, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, ſagt der Heiland. Das heißt ja wohl, ſo ihr nicht Gott liebt, und vertraut, wie das Kind dem Vater?

Die Vaterhand züchtigt hienieden, um dort oben zu ſchonen. Kindlein, liebet euch unter einander! ſagt Johannes. Wie die Sonne im Thautropfen, ſpiegelt ſich Chriſti Lehre in dieſem Spruch.

Lied.

Glaub' dich nicht verlassen,
Wenn dich Menschen hassen,
Lassen von dir los,
Lieb' will nicht durch Freuden,
Liebe will durch Leiden
In des Vaters Schoos.

Laß dich's nicht betrüben,
Wüßt du Gutes üben,
Und es nicht gelingt,
Alle Erdenwehen
Schwinden und vergehen,
Gott ohn' dich vollbringt!

Laß dein Herz nicht zagen,
Mußt du dich verklagen
Frühen Irrthums Schuld.
Gott liebt dich nicht minder,
Sünder werden Kinder
Durch des Vaters Huld!

Der letzte Brief Sr. fürstbischöflichen Gnaden

Carl,

Erzbischof zu Constanz, Fürstbischof zu Regensburg,

an mich. (buchstäblich)

Ew. Hochwohlgeboren

einer so zärtlichen guten Mutter wünsch ich von Herzen zu Wiederherstellung der Gesundheit ihrer schönen lieben Kinder.

Der versprochnen Mittheilung ihres neuen Gedichtes seh ich mit Verlangen entgegen: die Gesänge Ihrer Muse stehn in harmonischem Einklang mit allen guten schönen Seelen, auch bey verirrten, im Grund doch guten Seelen: Kann ihr so schönes Wort sich bewähren: aus Sünder werden Kinder.

Der Allmächtige segne Ihren wohlthätigen Wirkungskreis. Ich kenne dessen Endzweck nicht: die Kenntniß Ihres edeln schönen Gemüths überzeugt mich, daß ihr Endzweck edel und gut ist.

Auch ich wirke heiter und wohlwollend in meinem bischöflichen Beruf! Vielleicht giebt mir der Allmächtige die Gnade, daß der letzte Theil meiner Lebensbahn annoch in Verbreitung guter Absichten wirksam werde.

Ich bin mit besonderer Hochschätzung

Ihr aufrichtig ergebener
Carl.

Regensburg, den letzten Aug. 1816.

Todtenopfer

Sr. Hoheit, Carl, Fürstbischof zu Regensburg.

21. Februar 1817.

O Grab, dich scheu ich fürder nicht,
Wirft meines Freundes Anaesicht.
O Tod! wie lächelst du so süß,
Seitdem mein Freund die Welt verließ!

Wo süße Sterne funkeln,
Schau nieder, sel'ger Geist!
Ich bin noch hier im Dunkeln,
So traurig und verwaist,
Ich sehne mich so bange
Zum Schoos des Friedens hin,
Ach! daß ich nun noch lange
Betrübt und einsam bin!

Sieh diese Thränen fließen
In tiefer Einsamkeit,
Als Bächlein sich ergießen
Zum Quell von Lieb' und Leid.

Hör meine Seufzer dringen
Durch süßer Engel Chor,
Denn reine Schmerzen schwingen
Sich nur zu Gott empor.

O du! der mich geliebet
So treu und väterlich,
Der nie mein Herz betrübet,
Wie preis ich segnend dich?
Du hast im frommen Muthe
In dieser Erdennacht
Ja stets gewollt das Gute,
Hast oft es schön vollbracht.

Bey Gott ist das Vollbringen,
Steht nicht in Menschenhand,
Gott braucht nicht das Gelingen
Hat er dein Herz erkannt.
Hast du mit Kraft gerungen,
So hatrt die Krone dein,
Was wirklich ist gelungen,
Hüllt noch die Zukunft ein.

Viel heiße Thränen regnen
Wohl auf dein frühes Grab,
Viel tausend Herzen segnen
Dich, der nur Liebe gab.
Wie manche süße Blume
Bey deiner Milde Glanz
Erschloß sich, Gott zum Ruhme,
Und schmückt nun deinen Kranz.

Dich hielt der Herr hienieden
Im Sturm der Prüfungszeit,
Nun ſchmeckſt du Gottes Frieden,
Schauſt Gottes Herrlichkeit!
In Gott die Ruh gefunden
Hatt'ſt du auf Erden ſchon, *)
Nun heilen deine Wunden
Bey Vater, Geiſt und Sohn.

An deinem Grabe weinen
Möcht' ich die Thränen reich,
Da wollt' ich ſanfter weinen,
Bey deiner theuern Leich'!
O ſchau mein tiefſtes Herze,
Der du in Frieden biſt!
Ich fühl' in meinem Schmerze
Wie nah mein Freund mir iſt.

---

*) Der Verklärte ſagte mir einmal im Sommer 1811: „Ich habe meine Ruhe in Gott gefunden."

Anhang.

Kurzer Ueberblick meiner Reise und gehabten Unkosten bis Berlin 1817, so wie der Verwendung der mir als Pränumeration von edlen Menschenfreunden bisher eingehändigten Gelder.

Meine durch zufällige Umstände veranlaßte Beschäftigung mit einigen tausend verwundeten und gefangenen Rheinländern, Holländern, Belgiern, Italienern und Franzosen von der Hanauer Schlacht, die hülflos im Monat November 1813 in verschiedenen Transporten in Darmstadt ankamen, und die Straßen mit Leichen anfüllten, ist in Darmstadt von den edeln Bewohnern daselbst, die mir ungeachtet der fortwährenden Durchmärsche und der starken Einquartierung treulich beistanden, wohl noch nicht ganz vergessen, so wenig, als ich je der Aufopferung, Liebe und des Erbarmens vergessen kann, die von Darmstadts Bewohnern so ganz christlich an jenen Unglücklichen ausgeübt wurde.

Der Eindruck jenes unbeschreiblichen, ja unermeßlichen Jammers, war noch lebendig in mir, als die

Nachricht von Napoleons Landung ankam. Alsbald entschloß ich mich, mehrere rechtliche Frauen zu einem Verein aufzufordern, und zugleich mit den Armeekorps nach den Niederlanden zu reisen, wo wahrscheinlicher Weise der Angriff statt finden müßte, um, wo irgend möglich, unmittelbar nach einer Schlacht zu Hülfe zu eilen. Deshalb sorgte ich vom Monat März an für Verbandstücke aller Art, die der Hr. Prosektor Winter in Heidelberg mir bereiten half, für Charpie, Hemden, Leintücher und dergleichen Nothwendigkeiten. Mehrere edeldenkende Frauen in Heidelberg suchten mir Leinwand zu verschaffen, und arme Kinder und Wittwen fanden einen kleinen Erwerb durch das Umnähen der Verbandstücke und die Zubereitung der Charpie.

Da ich indeß fühlte, daß mit der bloßen Leinwand nicht geholfen sey, sann ich hin und her, wie ich Geld herbeyschaffen könnte, welches aus eignen Mitteln zu thun außer meinen Kräften lag. Zuerst schrieb ich am 9ten April meinem Landesherrn und König, ihm meine Dienste anzubieten, und adressirte den Brief nach Wien. Sodann sann ich stets noch auf Mittel, meinem Plan größere Unterstützung zu verschaffen, jedoch vergebens, bis ich verschiedene dichterische Arbeiten, die ich bisher, ohne ihnen eine besondere Bestimmung zu geben, für mich im Winter vollbracht hatte, am 14. April 1815 zufällig durchsah, und mir beyfiel, ob ich diese Arbeiten nicht auf Pränumeration zum Besten meines Plans herausgeben könnte? Von diesem Gedanken ergriffen schrieb ich sogleich meinen

allgemein bekannten Aufruf an deutsche Frauen und Jungfrauen nieder, den H. Engelmann auf der Stelle abdruckte, und den ich sofort an den Herausgeber des rheinischen Merkurs u. a. öffentliche Blätter beförderte, und zugleich alle meine Kräfte anstrengte, um meine Angelegenheit in 247 Briefen allen denjenigen, deren Name mir durch den Ruf des Edelmuths und der vaterländischen Gesinnung, oder durch Freundschaft bekannt war, zu schreiben.

Von diesen Briefen sind hundert beantwortet worden, viele sind retour gekommen, indem sie die Post nicht zu befördern wußte, weil die Personen verreis't waren, viele Antworten müssen mich verfehlt haben, während ich in Belgien war. Was ich empfangen, kann aus dem Register der Post in Heidelberg, aus H. Boisserée's, Banquier in Cöln, Rechnungsbüchern erwiesen werden, der meine Briefe zu empfangen die Güte hatte, so wie aus dem Buch meiner gütigen Freunde, der H. Mohr und Winter in Heidelberg, die alles Empfangne pünktlich an mich besorgten. Sollten noch andere der ausgezeichneten Personen, an welche ich mich wandte, mir geantwortet haben, als die, welche auf dem Verzeichniß stehen, und sollten diese Zeilen dieselben zufällig zu Gesicht kommen, so bitt' ich inständigst um Nachricht, an H. Joseph Engelmann in Heidelberg zu adreßiren, und das um so mehr, als ich schon von mehrern Briefen an mich, die verloren gegangen sind, indeß ich in Namur war, bestimmte Gewißheit habe.

Das Schreiben der Briefe und Zubereiten der

Leinwandstücke hielt mich bis zur Zeit hin, wo Kirschen, Himbeeren und Johannisbeeren reiften, die ich sogleich in ganzen Körben zu meinem Zweck einkaufte, und mit Hülfe der Unteroffizier-Wittwe Babet Gerlach, die mir schon in Darmstadt treulich beygestanden hatte, bereitete; alle die dabey gehabten Unkosten berechne ich am Schluß dieses Berichts.

So wie ich von Sr. Majestät dem König in den huldreichsten Ausdrücken die Genehmigung meines Anerbietens empfing, wollte ich abreisen, da wurde mein jüngstes Kind gefährlich krank, und dieser Umstand verzögerte meine Abreise bis zum 14. Julius. Da fuhr ich mit drey hohen Kisten voll Spital-Vorräthen, mit meinen zwey Söhnen, der Frau Babet Gerlach und einem badenschen Invaliden, Namens Bachmann, der für das Gepäck sorgen sollte, von Heidelberg nach Mainz, wo selbst mir der Kommandant eine Marschroute nach den Niederlanden ausstellte; am 13. Juli kam ich zu Wasser in Cöln an, am 20. nach Düsseldorf, wo H. Geheimerath Gräfe mir Weisung gab, das Hospital zu Deutz zu übernehmen. H. Oberstabsarzt Richter aber änderte diese Weisung auf meine Bitte ab, und gab mir das Lazareth zu den Dominikanern. Am 24. August reis'te ich auf H. Geheimerath Gräfes Ruf nach Namur, wo ich bis den 1. October blieb, und dann zurück nach Cöln mußte, um mich daselbst gegen unwürdige Angriffe, die angeblich von Seiten der Spital-Verwaltungen gegen mich statt gefunden haben sollten, zu vertheidigen. Ich bekam aber von diesen Angriffen

keine nähere Nachricht, und dieſe Sache ruht noch in Coblenz, ungeachtet meiner Bemühungen, ſie an das Licht zu ziehn. Am 24. Februar 1816 reiſ'te ich, wie bekannt, nach Berlin, wo meine Rechtsſache, zu welcher anliegender Brief *) an den General Grafen von Gneiſenau Veranlaſſung gab, am 30. Juni 1817 zu meiner gründlichſten Rechtfertigung von einem hohen K. Kammergericht entſchieden iſt. **)

Gegenwärtiges Werk bietet mir keinen Raum dar, den Zuſtand, in welchem ich die mir bekannten zwölf Provinzial-Lazarethe am Rhein fand, zu ſchildern, das Gute zu preiſen, welches ich in den Beſtrebungen wackerer Aerzte erkannt, und das Schlechte und Mangelhafte zu rügen. Dies giebt zu einem eignen Werk Stoff, zu welchem die Materialien, von mir geſammelt, theils aus Aktenſtücken beſtehend, in meinem Beſitz ſind. Gott hat mir Kraft verliehen, halbe Nächte am Schreibtiſch zuzubringen, nachdem ich die Stunden des Tages in den Lazarethen zubrachte, und als ich von Namur zurückkam, um eine Unterſuchung in Cöln zu betreiben, hatte ich Zeit, meine Erfahrungen nieder zu ſchreiben. Sollten die hohen und edlen Theilnehmerinnen und Theilnehmer an meinem Werk jenes Zweite zu befördern geneigt ſeyn, und zu leſen wünſchen, ſo bitte ich um Nachricht, weil ich den

*) Er folgt S. 198.

**) Das Erkenntniß des H. K. Kammergerichts, welches meine Unſchuld und das Verfahren meiner Gegner in das heuſte Licht ſtellt, iſt im ſiebenten Heft der Zeiten, mit einem kräftigen Vorwort des würdigen Herausgebers, abgedruckt.

Ertrag deſſelben wiederum einem wohlthätigen Zweck beſtimme. Der Subſcriptionspreis iſt der nämliche, als für dieſes gegenwärtige Werk, der Titel:

Meine Erfahrungen in den Königl. Preußiſchen Militär-Lazarethen in Belgien und am Niederrhein, 1815—1816, von Helmine von Chezy. Treu, klar zur Ehre der Wahrheit niedergeſchrieben, nebſt Belegen.

Aus meiner nachfolgenden Berechnung erſehen die Leſer, daß ich viel mehr ausgegeben habe, als ich einbekommen. Es war unumgänglich nothwendig, und gern habe ich meinen Kräften nach mein Opfer zu dem ſo vieler Edler niedergelegt, ſeufzend, daß es nicht hinreichend war, der großen Noth unſerer armen Invaliden abzuhelfen.

Ich war ſo eifrig darauf bedacht, recht viel Geld für die Verwundeten mitzunehmen, daß ich ſogar viele bey Hrn. Peter Trau in Heidelberg für dieſelben ausgenommene Artikel ſtehen ließ, da ich bald wieder zu kommen, und ſie mit friſchen Beiträgen zu tilgen gedachte. Meine fortdauernde Beſchäftigung und die Unterſuchungs-Angelegenheit in den Lazareth-Sachen hielt mich jedoch in den Niederlanden zurück, und ich tilgte dieſe Schuld erſt im October 1816 von Berlin aus.

Aus dieſen notoriſchen Umſtänden geht es hervor, daß ich das Werk nicht früher zum Druck befördern, und daß ich an die Verwundeten mehr Geld wen-

den konnte, als ich für sie empfangen hatte; ich lebte höchst einfach, putzte mich nicht, nahm an keiner einzigen öffentlichen Lustbarkeit Theil, und hatte von Mainz aus (mit Ausnahme einiger unumgänglichen Unkosten von Trinkgeldern, Gepäck Besorgnissen u. s. w.) freye Reise und Station, und in Cöln frey Quartier und Kost vom 19. Juli bis 16. August. Von da an habe ich Alles bezahlt. Bey meiner Rückreise habe ich in Cöln zwar auch auf meine Kosten gelebt, aber so ganz einfach und sparsam, daß es mir dadurch möglich wurde, von meinen eigenen Einkünften etwas für unsere armen Invaliden zu thun.

Dies zur Nachricht, zur Befriedigung der edeln Theilnehmenden, und zur Beschämung solcher, die sich um die Verwendung jener Gaben nicht zu bekümmern hatten, und nicht wußten, wie hoch sich meine Sammlung belief, jedoch sich Anmerkungen erlaubten, von denen ich durch edle Männer gehört habe, die darüber empört waren. Diese Unwürdigkeit hat mich nicht geschmerzt; ich kannte die Quelle jener giftigen, im Verborgnen schleichenden Verläumdung, und überlasse meine Verfolger einstweilen ihrem eigenen strafenden Gewissen.

Mit Freudigkeit blick' ich auf die Verwendung der mir anvertrauten Gaben zurück, und danke dem Himmel für die Kraft, die mir zu Theil ward, muthigen Schritts meinen Weg zu verfolgen. Die Bahn ist gebrochen, und es wird von nun an Wichtigeres für das Wohl unserer unglücklichen Vaterlandsretter be-

wirkt werden. Gerne habe ich um ſolchen Preis gelitten, und bin ſtets bereit, meine Kräfte dem Vaterlande wieder darzubringen, wenn es von neuem nöthig ſeyn ſollte.

Berlin, im September 1817.

Wilhelmine von Chezy,
geb. Freun Klencke.

Erkenntniß

des

Kriminalsenats des K. P. Kammergerichts

in

der Untersuchungssache wider die verehligte von Ehezy, geborne Freiin Klencke.

(Aus der Monatsschrift: Die Zeiten, von Dr. Christian Daniel Voß. Juin 1817.)

Vorwort des Herausgebers.

Frau von Ehezy hat uns, in Folge ihrer, neulich mitgetheilten, vorläufigen Anzeige, das Erkenntniß des Kammergerichts, in Ihrer den Lesern aus frühern Anzeigen im Allgemeinen bekannten Rechtssache mitgetheilt; und es folgt hier in extenso. Wir haben diese Angelegenheit bisher unter die historischen Personalitäten rubricirt; und wenn sie nichts anders als die Persönlichkeit der Frau v. Ehezy beträfe, würde sie ferner dahin gehören. Aber sie erhält durch diesen Urtheilsspruch ein doppeltes, höheres und allgemeineres Interesse; zunächst, in sofern dasselbe als ein

Beytrag zur Geſchichte und Charakteriſtik der Gerechtigkeitspflege in den preußiſchen Staaten zu betrachten iſt; ſodann, in ſofern es auf den Gegenſtand, weßhalb Frau von Chezy gerichtlich in Anſpruch genommen worden, Beziehung hat.

Nach dem franzöſiſchen Recht und von einem Gerichtshofe, welcher im Geiſte deſſelben verfuhr, wurde Frau v. Chezy für ſchuldig erkannt, und zur Strafe kondemnirt; nach dem preußiſchen Recht, und von einem, im Geiſte dieſes verfahrenden Gerichtes wird ſie freygeſprochen; freylich die einzige Genugthuung, die derſelbe der Gekränkten, Mißhandelten zu gewähren vermochte. — Es verdient öffentlich anerkannt und laut ausgeſprochen zu werden: das Kammergericht in Berlin hat ſeinen alten, ſtets behaupteten Ruhm einer unerſchütterlichen Rechtsſtütze auch hier wieder bewährt. —

Den Zuſammenhang der Sache erkennt man klar aus der dem Urtheil beygefügten, aktenmäßigen Geſchichtserzählung. Wer mag an dem reinen, ja heiligen Eifer zweifeln, der die Frau v. Chezy in der in Frage ſtehenden Angelegenheit leitete; wer die Motive derer verkennen, welche ſie als eine Calumniantin behandelten, und ſtatt Lohn, Schmach über ſie zu bringen trachteten? Jene iſt nun von der ihr gemachten Beſchuldigung freygeſprochen; aber ſind denn dieſe wegen ihres Verfahrens gegen ſie zur Verantwortung gezogen? War es genug, das Urtheil des Kölner Gerichtshofs zu kaſſiren? Sollte nicht eine Unterſuchung verhängt werden, wie es dazu kam, daſſelbe

zu fällen? Soll für den Zweck der edlen Frau nichts geschehn? Und es ohne gründliche Untersuchung bleiben: ob der Invalidenkommission denn wirklich nichts von dem zu Lasten komme, was sie als Fürsprecherin der unglücklichen Opfer des Vaterlandes in ihrer Beschwerdeschrift an den General Grafen v. Gneisenau angezeigt hätte?

Das Erkenntniß selbst enthält darüber sehr bedeutsame Winke; sollen diese unbeachtet bleiben? Hat nicht Anzeigerin, haben nicht auch jene unglücklichen Opfer ein Recht, zu fordern, daß sie beachtet werden? Und gesetzt, daß sich auswiese: die Kommission habe völlig vorschriftmäßig gehandelt, wären denn nicht die untersuchend zu berücksichtigen, welche diese Vorschriften zunächst ertheilt hatten? Bedürfen nicht diese Reglements selbst einer Revision, um für die Zukunft zu verhüten, daß in Folge derselben nicht Aehnliches wieder geschehe? —

Man hat es Napoleon oft vorgeworfen, und ihm mit vollem Grunde als einen Hauptbeweis seiner Herzenshärtigkeit angerechnet, daß er die verwundeten und invalide gewordenen Krieger als unbrauchbar gewordene Werkzeuge betrachtete und behandelte, die man wegwirft und ihrem Schicksale überläßt. Wie die Nacht von dem Tage verschieden ist, so ist diese Denkungsart verschieden von der unsers frommen, gerechten und menschenfreundlichen Königs. Wie kann es nun in seinem Geiste und nach seinem Willen gehandelt seyn, wenn man so verfährt, als in dem Schreiben der Frau von Chezy angezeigt ist? Und

ſelbſt, wenn es aus Gründen geſchah, wie die, welche in den Urtheilsmotiven vorausgeſetzt werden? Können Befehle zu ſolchen Knickereyen bey der letzten Ausſtattung der invalide gewordenen Krieger wie die: daß ihnen nur die Oberröcke gegeben werden ſollten, welche für die im Dienſt befindlichen Soldaten nicht mehr brauchbar befunden worden — von dieſen abgetragen ſind; — daß ihnen an ihrem Reiſegelde abgezogen werden ſolle, was ein freyer, unabhängiger, wohlthätiger Verein ihnen verehrte; — von dem Könige ausgegangen, oder gebilligt worden ſeyn? — Wie ſehr verkannte man ſeine Denkungsart, und ſeinen Willen, wenn und indem man ſolche Vorſchriften ertheilte?

Gewiß waren ſie dem würdigen, hochverehrten Feldherrn eben ſo fremd, an den die Frau v. Chezy ihr Beſchwerdeſchreiben richtete. Das beweiſen die darin von ihm unterſtrichnen Stellen; es bedarf aber auch dieſes Beweiſes nicht für jeden, der dieſen mit Recht hochverehrten Helden kennt. Auch geſchah es wohl gewiß nicht mit ſeinem Willen und nach ſeiner Anweiſung, daß die Unterſuchung wegen jener Anzeige ſo oberflächlich geführt, und daß ihr die Wendung gegeben wurde, die Anzeigerin als eine Verläumderin vor Gericht zu belangen, und kondemniren zu laſſen. Von ihm darf dagegen nun wohl erwartet werden, da ihre Unſchuld klar und ſein Antheil an dieſer Sache zur öffentlichen Kunde gebracht worden, daß er eine gründliche Unterſuchung veranlaſſe. Denn wenn es auch für ihn der Rechtfertigung nicht bedarf,

warum er dieſe ſo hochwichtige Sache damals ſcheinbar außer weitere Acht gelaſſen; ſo bedarf es für Frau v. Chezy der Genugthuung, ſo bedarf es für die verkrüppelten, für die ſiechgewordenen Krieger beſſerer Unterſtützung, und für die Zukunft für ähnliche Fälle vorkehrende Einrichtungen und Verfügungen; und dies erwarten dieſe Krieger, und die Nation, die ſie kräftig und geſund hergab, und ungeſund und verſtümmelt wieder erhielt, und der ſie nun, anſtatt ihr nützlich zu werden, zur Laſt fallen, hauptſächlich von ihm, und können in ſeinem Geiſte und ſeinem Herzen, ſo wie in ſeinem damaligen und jetzigen Wirkungskreiſe allerdings wohl Berechtigung zu dieſem Anſpruche zu finden erachten.

Welche Sorge kann dem Staate heiliger ſeyn, als die Pflege der kranken und verwundeten Krieger, und die Verſorgung der invalide gewordenen; der Staat macht es jedem Bürger zur erſten unnachläßigſten Pflicht, Kriegsdienſte zu leiſten; ſoll er es nicht als ſeine erſte unnachläßigſte Pflicht anerkennen, für ihn angemeſſene Sorge zu tragen, wenn er ein Opfer jener Pflichterfüllung geworden iſt? Dies fordert nicht blos die Gerechtigkeit und die Humanität es fordert es auch die Politik; denn es hängt daran der Erfolg der kriegeriſchen Unternehmungen und ſonach die Sicherheit des Staates. Wie mag man erwarten, daß ein Krieger willig und freudig ins Treffen gehe, wenn er befürchten muß, in den Lazarethen, wie Dr. Frohwein geſchildert, und aus denſelben

verkrüppelt und siechend entlassen, wie Frau von Chezy angezeigt, behandelt zu werden!

Der gemißhandelten und gerechtfertigten Krankenverpflegerin und Invalidenvertreterin möge das nachstehende Erkenntniß zur Aufmunterung gereichen, in ihrem Eifer für Vaterland und Menschheit nicht zu ermüden. Sie wird gewiß überall, wo es für sie Werth haben kann, auch noch Anerkennung erhalten; und, da sie gewiß nie um äußern Lohn wirkte, so wird sie sich durch den innern vollständig befriedigt finden: daß — wir vertrauen, es wird gewiß noch geschehn — die gute Sache vollständig siegt.

Erkenntniß des Kammergerichts.

Copia Vidimata.

Auf die von dem Kammergerichtsrath Hoffmann wider die verehelichte von Chezy, geb. v. Klenke, geführte Unterſuchung

Erkennt der Kriminal-Senat des königlichen Kammergerichts, vermöge beſondern Auftrags, den Akten gemäß für Recht:

Daß

Denunciatin, Wilhelmine Chriſtiane, verehelichte v. Chezy, geb. v. Klenke, von dem Vorwurfe, die Invaliden-Prüfungs-Kommiſſion zu Cöln beleidigt zu haben, völlig frey zu ſprechen, und die Koſten der Unterſuchung niederzuſchlagen.

Von Rechts Wegen.

Schreiben an Se. Excellenz, den Herrn General der Infanterie, Grafen von Gneisenau, unter dem 10. Januar 1816.

Von herber Sorge um die tapfern Krieger, die bei Ligny und Wavre sanken, ganz niedergebeugt, ruft mir ein Genius Ihren Namen zu, vaterländischer Held und Retter, und ich hoffe wieder! Von den zu Gott emporrufenden Ungerechtigkeiten *), welche hier gegen diese wackern Soldaten, jetzt, da sie invalide abgehen, begangen worden, ist hier in Cöln keine Hüfe zu hoffen, ich rufe zu Ihnen, der sie in Tod und Sieg geführt, Sie werden mich hören.

Eine mir selbst dem Namen nach unbekannte Commission untersucht die zerschossenen, wenigstens brustkranken Reconvalescenten, welche derselben von den Dirigenten der Lazarethe als halbe oder ganze Invaliden angezeigt werden. Alsdann befragt man sie,

*) Alle in diesem Brief unterstrichene Stellen hatten der Graf v. Gneisenau Excellenz selbst unterstrichen, um auf diese Punkte die Aufmerksamkeit der Untersuchungs-Kommission zu lenken. W. v. E.

ob sie sich ernähren können? Bey der verneinenden Antwort wird ihnen gedroht, man wolle sie nach Jülich schicken. Diesem Ungemach ziehen die Meisten den Bettelstab vor, und entsagen den zwölf Thalern Gnadengehalt. So gehen sie trostlos, mit sechs oder drey Thalern Reisegeld aus der Lazarethkasse, dem gewissen Elende entgegen, das ihrer wartet. Ihr Körper ist siech und entkräftet, irgend eines ihrer Glieder hat durch den Schuß seine Thätigkeit verloren, sie sind ausgeplündert und nur nothdürftig bekleidet, man giebt ihnen abgetragene, knappe Mäntel, Leinwandhosen, und sie gehen hin mit dem herben Gefühl, daß sie Alles für das Vaterland hingegeben, und nicht einmal Dank dafür erhalten, und dies ist schmerzlicher, als das Elend selbst, das ihrer wartet. Zehn Thaler bekommt ein Verstümmelter, sechs Thaler und drey Thaler ein Krüppel; Verstümmelten ist der Gnadenthaler noch nicht versagt worden, wohl aber vielen Verkrüppelten.

Von einem Transport von 150 Mann habe ich die Ehre, Ew. Excellenz diejenigen Namen beizulegen, die ich in Erfahrung gebracht, die alle, theils verkrüppelt, theils brustverletzt sind, und Alle ganz Invalide, und denen der Gnadenthaler versagt worden ist, weil sie nicht nach Jülich wollten. Da hat die Kommission denn aufgeschrieben: sie könnten sich selbst ernähren, und verlangten ihn nicht; aber diese Unglücklichen sind trostlos hingegangen, am 7. Januar. Noch über 50 Invaliden

waren bey diesem Transport in demselben Fall; allein die Zeit drang, und ich konnte ihre Namen nicht mehr aufnehmen. Alle diese Menschen sind siech, entkräftet und arm, viele haben Frau und Kinder!!! Die Transporte geschehen im nassen Wetter auf Karren, die nicht einmal mit Leinwand bedeckt sind; viele dieser Menschen sind leicht bekleidet, viele müssen unterwegens in Spitäler liegen bleiben. Viele Wunden müssen wieder aufbrechen. Von solchen Transporten Rekonvalescirter aus Namur, die mit Sorglosigkeit bestellt gewesen, liegen jetzt viele revidif in den Spitälern zu Cöln, und Einige sind gestorben.

Vor 14 Tagen wurden aus dem Lazareth zu Deutz 35 Rekonvalescenten entlassen, welche vom edeln Frauenverein zu Mühlheim eigenhändig mit etlichen sechszig Reichsthalern beschenkt worden. Der Dirigent zu Deutz machte von diesem Geschenk Erwähnung, welche zugleich mit dem Transport nach Cöln an die Kommission gelangte. Zwey Pommern vom Regiment Colberg, Martin Wilke und Joachim Tiede, Ersterer amputirt am rechten Arm, wollten mit der Sprache wegen des Geschenkes nicht heraus, als die Kommission sie befragte; sogleich ließ der Obristlieutnant die Beiden in Arrest werfen, den übrigen 33 wurde, bey Heller und Pfennig, von den ihnen zukommenden 6 oder 3 Thalern das abgezogen, was der Frauenverein schon gegeben hatte. Der Musquetier Tiede kam aus dem 24stündigen Arrest nach Deutz, und erzählte den dortigen Einwohnern,

die sich an ihm gütig bezeigt, die an ihm und dem Wilke verübte Elendigkeit. Er setzte hinzu, daß sein Kamerad, über die unwürdige Behandlung empört, und als Amputirter immer noch reizbar, eine Entzündung am abgenommenen Arm bekommen habe, und nun im Hospital Cäcilienkloster liege, an den Folgen des Arrests. Dem Joachim Tiede war gleichfalls von seinem Reisegelde abgezogen worden, was der Frauenverein gegeben hatte. Scharnhorst's edle Tochter, Frau Gräfin von Dohna, hatte mir den Wilke ganz besonders empfohlen, und die vereinte Sorgfalt des Stabsarztes Lehmann (vom Hauptfeldlazareth Nro. 1) und des Wohlthätigkeitsvereins hatten ihn, der in Gefahr war, gerettet. Wie sehr es empört, wenn die Frucht langer Sorge, Pflege und Aufopferung, durch solche Mißhandlungen zerstört wird, werden Ew. Excellenz leicht ermessen. Der H. Pfarrer Mühlinghausen in Mühlheim und ich, wir haben uns überzeugt, daß der gute Mensch wieder auf das Krankenlager zurückgeworfen ist. Sie werden auch wissen, ob es dem Kriegsrecht gemäß ist, einen braven, verstümmelten Krieger von unbescholtnem Ruf um eine Kleinigkeit, wie diese Verhelung war, in Arrest thun zu dürfen! Mir ist das Kriegsrecht unbekannt; aber die Rechte der Menschheit erkenne ich klar, und dies giebt mir den Muth, sie da zu vertreten, wo Hülfe zu hoffen ist. In trostlosem Jammer gehn in ihre Hütten die Schmerzensopfer, nach siebenmonatlichen Leiden, mit ihren kaum vernarbten Wunden, hinausgestoßen in

das sorgenvolle Leben wie ungerathne Kinder, nachdem sie Alles aufgeopfert haben. Das will unser grosser König nicht, das wollen die edlen Führer der Heere nicht. — Doch ist nicht jedes Wort überflüssig, nachdem ich diese Angelegenheit in Ew. Excellenz Hand gelegt?

Ausgaben auf meiner Reise nach den Niederlanden und nach Berlin, und Verwendung der Pränumerationsgelder zu meinem Werke, von 1815 bis 1817.

	Thlr.	Gr.
Druckkosten des Aufrufs an deutsche Frauen und Jungfrauen	3	22
247 Briefe geschrieben, von denen ich viele frankiren mußte	12	—
Porto für eingelaufene Briefe und Gelder	40	—
Schreibmaterialien	20	—
5 Dutzend Hemden, Leinewand und Façon	60	—
6 Paar Leinewandhosen	6	—
Façon für Verbandstücke, Charpie u. s. f.	4	—
Gedörrte süße Kirschen	6	—
Himbeeren	4	—
Johannesbeeren und Kirschen	4	6
Zucker, Gewürz, Essig und Reifen zum Einmachen	25	—
Töpfe, Krüge und Holzkisten	3	—
Lindenblüthe	1	—
Einem kranken Oesterreicher Wein	—	12
Mehreren maroden Durchmarschirenden	3	—
Einer armen Soldaten-Wittwe	1	—
	197	16

	Thlr.	Gr.
Transport:	197	16
Dem Fuhrmann, der mich nach Mainz brachte	15	—
Trinkgeld an den Fuhrmann	1	—
Essen und Nachtlager in Oppenheim 14. Julius	3	—
Rechnung in den drei Kronen in Mainz	3	—
Mittagessen in Bingen 16. Julius	1	—
Auf- und Abladekosten auf dem Schiffe bis Cöln	1	—
Unkosten in Cöln bei der Gastwirthin, Wittwe Schmitz, vom 16ten bis zum 21. August	44 *)	—
Nebenkosten auf der Reise nach Düsseldorf und zurück	2	—
Nebenkosten auf der Reise nach Aachen	5	—
Dem Invaliden Bachmann zur Rückreise nach Heidelberg	9	—
In den Spitälern zu Aachen am 25. August an verschiedene Schwerblessirte, auf Bitte des Herrn General-Major Rödlich ausgetheilt	20	—
Einem armen, freiwilligen, invaliden Jäger bei der Generalin von Dobschütz gegeben	1	6
Nebenausgaben auf der Reise nach Herwe und Lüttich	1	—
Im Spital zu Lüttich Hrn. Oberarzt Fischer, im Beysein des Herrn Commandanten Hauptmann Müller (1 Louisd'or)	6	—
Ferner demselben (ein 5 Frankenstück)	1	6
	311	4

*) Der Ueberschlag des Ganzen am Schluß dieser Berechnung wird darthun, daß ich alle Reisekosten, die ich hier in Anschlag bringe, aus eigener Kasse und nicht aus der Masse der Pränumerationsgelder bestritten habe; denn ich habe mehrere hundert Thaler mehr ausgegeben als eingenommen, und auch die Druckkosten meines Werks fallen beynah gänzlich auf mich.

	Thlr.	Gr.
Transport:	311	4
Ferner für den Wagen nach dem Hospital Belle alliance -- -- -- -- --	1	6
An Julich 2 Blessirten, die, mit Blessuren am Kopfe, ohne Mütze reisen mußten, im Beysein des dasigen Commandantur-Sekretärs 2 Tuchmützen -- -- -- --	2	—
Für die Spitaler zu Cöln, einzeln theils eigenhändig, theils durch die Herrn Chirurgen ausgetheilt: 4 Duzend Leinewandhosen --	48	—
2 Duzend Paar Schuhe -- -- --	18	—
6 Duzend Socken und Strümpfe -- --	25	—
12 Schnupftücher für Kranke -- -- --	3	—
12 Halstücher für dieselben -- -- --	3	—
Unterlagskissen unter frakturirte Glieder einiger Evakuirten vom Transport von Aachen am 15. August -- -- -- --	3	—
4 Handtücher für Augenkranke -- -- --	1	—
2 Leintücher für dieselben -- -- --	4	—
Feine Leintücher zu Compressen und Augenverbändtücher für Augenkranke im Lazarethe Cäcilien und im Lazareth zu den Dominikanern --	15	—
2 Nachtkamisöler -- -- -- --	3	—
Nachmittags Kaffee mit Weißbrod den Kranken im Lazareth zu den Dominikanern zu mehreren Malen -- -- -- --	25	—
Dem Ublanen Lukas, der eine Kugel in der Lunge hatte, zu verschiedenen Malen gegeben --	5	—
Im Spital zur Carthause an Schwerverwundete ausgetheilt im Juli 1815 -- -- --	14	--
Dem edlen Frauenverein für ein Ballbillet zum dritten August 1815 -- -- --	5	12
Wein zur besonderen Erquikung für Kranke --	5	—
	491	22

	Thlr.	Gr.
Transport:	491	22
Braten und andere Erquickungen für die Kranken	5	—
Kandiszucker für Brustkranke -- -- --	1	—
Tabak für einige Kranke -- -- --	—	12
Am 21. August 1815. Abends an mehrere Schwerblessirte im Dominikanerkloster bey meiner Abreise nach Namur ausgetheilt -- --	10	—

Den von Heidelberg mitgenommenen Himbeersaft, Johannisbeersaft und die eingemachten Kirschen habe ich in Deutz in dem Kloster Caecilien und im Lazareth zu den Dominikanern theils in Töpfen an die Inspektionen geschickt, theils im Dominikanerlazareth täglich eigenhändig nach Bedürfniß und Vorschrift ausgetheilt, an Nervenfieberkranke, Augenkranke, und an Schwerblessirte, noch besonders vom Transport von Aachen, und noch in Lüttich dem H. Oberarzt Fischer mehrere Krüge gegeben.

Die Hemden sind ebenfalls nach Bedürfniß unter abgehende Rekonvalescenten vertheilt, und in Lüttich Herrn Oberarzt Fischer die letzten sechs Stück für das Spital übergeben.

6 Schnupftücher, vom Herrn Doktor Aken in Cöln, im Dominikanerkloster ausgetheilt.

Ausgaben in Namur.

Bey meiner Ankunft in Namur, den 29. August, dem Unteroffizier Mainwald, der mit einem Commando von 6 Mann durchpassirte, diese wie er, ohne Hemden waren, in Vertretung des Commandanten, Major von Platen, zu Hemden gegeben -- -- 3 —

513 10

	Thlr.	Gr.
Transport:	513	10
Kaffee für die Lazarethkranken jeden Morgen bis Ende September 1815	30	—
Im Spital dem Oberarzt Bergemann eine Kiste voll Verbandstücke und Charpie von der Frau Generalin von Dobschütz gegeben.		
Alter Muskatellier für schwache Kranke im Lazareth, während 25 Tage	31	6
Burgunder, 6 Flaschen	4	—
Weißer Burgunder, 6 Flaschen	4	—
Chokolade, täglich ½ ℔.	16	—
Eier zum Weichsieden und an Suppen	5	—
Frische Butter zu Braten	5	—
Kalbskeulen	20	—
Wein für den kranken Lieutenant B.	6	—
Gewürz an Weinsuppen für Kranke	1	—
Citronen und Zucker zu Weinsuppen und Obstkompotten	6	—
Kandis zum Lindenblüthen-Abtrank für alle Verwundeten und Fieberkranke im ganzen Spitale jeden Abend und oft des Morgens, so wie zu Wärmbier, zusammen	25	—
Vitriolsäure und Braunstein zu mineralischen Räucherungen beim Verbinden	3	—
Eau de Cologne in Köln gekauft und dort und in Namur an die Aerzte und an schwere Kranke vertheilt, 6 Flaschen	12	—
Dem verwundeten Unteroffizier Schmidt zu Beinkleidern	1	6
Einem Soldaten zu Tuchbeinkleidern	4	—
Einem Soldaten einen Rock zu wenden, und zu neuen Paremens	2	12
Weißbier für Verwundete	2	—
	691	10

	Thlr.	Gr.
Transport:	691	10
Reiß zu Reißschleim mit Zimmt	10	—
Zum Abschied an kranke Schwerverwundete ..	5	—

Auf meiner Rückreise von Namur nach Köln.

In Julich einem Transporte kranker, aus Namur kommender Soldaten ausgetheilt	12	—

In Köln.

Der Krankenwärterin, verehelichten Müller, vom Dominikaner-Lazareth den Winter 1815 hindurch tägliches Mittagessen und außerdem an baarem Gelde zu verschiedenen Malen ..	5	—
Tuchhosen für einige Invaliden	6	—
An zwey Kranke zwey neue Jacken, vom H. Rektor Jochem geschenkt bekommen, im Weidenbach ausgetheilt.		

Im Dominikanerhof zu Aachen.

(Im November 1815)

15 Unterlagkissen für Arme und Beine schwerverwundeter Soldaten vom Evakuationstransport aus Lüttich	15	—
Ein chirurgisches Instrument für den stationirten Chirurgen Hassel	2	12
Demselben zu verschiedenen Ingredienzien zum Verbinden	1	—
Mallaga für Kranke, sehr Schwache	3	—
Burgunder item	5	—
Geflügel item	3	—
Leder zu zwey Schienen	1	—
Dem schwerverwundeten Unteroffizier David Beling	2	8
Schwerverwundeten, bey meiner Rückreise nach Köln, ausgetheilt	12	12
	775	18

In Köln.

	Thlr	Sr.
Transport:	775	18
Ein Kaffee für sämmtliche Kranken im Lazareth Weidenbach -- -- -- --	3	—
Daselbst an schwerverwundete Soldaten gegeben	2	—
Kaffee im Dominikanerkloster am ersten Weihnachtsfeyertage, mit Milch, Zucker und Weißbrod -- -- -- -- --	4	—
Warmbier, Braten und Wein in den folgenden Tagen an einige Kranke -- -- --	2	—
Johannisbeer-Jaley für den Soldaten Lukas --	1	—
Demselben geschenkt -- -- -- --	1	12
Einigen Schwerblessirten -- -- --	3	—
Einigen Blessirten im Spital zu Deutz --	1	12
In Deutz Kaffee am Neujahrstage -- --	4	—
Ebendaselbst späterhin Kaffee -- -- --	2	12
6 Paar Schuhe für abgehende Invaliden --	9	—
3 Paar Strümpfe an Invaliden -- --	3	—
2 Jacken -- -- -- -- --	3	—
Der Madame Windeck zu Deutz die 2 Friedrichsd'or Pränumeration des Hrn. Dr. Jcken für die Verwundeten zu Deutz -- -- --	11	—

An Invalide.

Dem Amputirten Bode vom ersten Pommerschen Regiment -- -- -- -- --	3	—
Dem Amputirten Müller vom 26. Lin. Regim.	1	12
Dem Franz Schwarz vom schles. Schützen-Bat.	1	12
Dem Amputirten J. D. Stange vom 2ten schles. Landw. Regiment -- -- -- --	1	20
Dem Gottfried Haufmann vom nämlichen Regt.	1	12
Dem freywilligen Jäger F. Kerber vom 25. Lin. Regiment -- -- -- -- --	1	—
	836	1½

	Thlr.	Gr.
Transport:	836	14
Dem Peter Brenda vom 25. Lin. Regim., dem der linke Oberarm durchschossen, und dennoch der Gnadenthaler versagt war -- --	1	12
Dem freywilligen Jäger Thomas vom 31. Lin. Regiment -- -- -- -- --	1	12
Dem Fr. Grenzow vom königl. Leibreg. Mußquetier	1	12
Dem Büllmeister vom 27. Lin. Regiment --	1	6
Heinrich Fischer von der Artilleriekolonne No. 2.	1	6
August Peters vom 4ten kurmärkischen Landwehr-Regiment -- -- -- -- --	1	6
August Krause vom 5ten Pommerschen Regim.	1	12
Wilhelm Batschkowsky in Lutze an der russischen Grenze -- -- -- -- --	1	12
Dem Johann Krüger vom 4ten Ostpreußischen Landwehr-Regiment -- -- --	1	6
Dem Friedrich Krieb vom Regim. Königin Dragoner, der bey Fleurus einen Schuß in den Leib, zwey Hiebe in den Kopf und 6 Stiche in die Seite empfangen -- -- --	3	—
Franz Miller vom 1sten Pommerschen Lin. Reg.	1	6
Karl Becker von der Schles. Kavallerie --	1	12
Dem Invaliden Schulz aus dem Spital zu Deutz	—	18
Dem Johann Thorscheid von der 3ten Schwadron Bergischer Husaren -- -- --	1	12
Dem Lutringhausen vom 29sten Lin. Reg. --	1	12
Dem Gottfried Meldenhauer vom 15ten Lin. Reg.	1	12
Chermiwsky vom 2ten Ostpreußischen Lin. Reg.	1	16
Christoph Weber vom 2ten Ostpreuß. Regiment	1	12
Lorenz Seba vom 15ten Lin. Regiment --	1	12
Dem Karl Wolf vom 1sten Schles. Landwehr-Regiment -- -- -- -- --	1	12
Christian Schneider vom 2ten kurmärk. Landw. Reg.	1	12
	867	18

	Thlr.	Gr.
Transport:	847	18
Friedrich Reinecke vom 1ſten Pommerſchen Infanterie-Regiment	2	—
Dem Amputirten Schulz vom 1ſten Pomm. Reg.	2	12
Unteroffizier Barowske vom 15ten Lin. Inf. Reg.	1	6
Gottlieb Schirmer vom 2ten Weſtphäl. Regim.	1	12
Den Invaliden Meier und Joſeph Fiſcher (Regiment?)	2	12
Dem Amputirten Martin Wilke vom Regiment Colberg	2	—
Dem Amputirten Martin Wolf vom 26. Lin. Reg.	1	12
Chriſtian Kohl von demſelben Regiment	1	—
Dem (verſtorbenen) Andreas Schmidt vom 2ten Weſtpreußiſchen Regiment	2	—
Dem Wilhelm Neumann vom 1ſten Schleſiſchen Landwehr-Regiment	1	12
Dem Heinrich Wittig vom 2ten Bataillon der Lützowſchen Jäger	1	12
7 Invaliden aus Namur	1	12
Carl Blume vom 18ten Lin. Regim.	1	6
Bartholomäus Jochler (Regiment?)	1	12
Steinberg vom erſten Pomm. Landw. Regim.	1	6
Gottlieb Amſel vom 19ten Lin. Regim.	1	—
Treppin vom Regiment Colberg	1	—
Gottfried Lück vom Regim. Colberg	1	—
Friedrich Bergholz vom 24ſten Lin. Regim.	1	—
Carl Scheelſchmidt vom erſten Weſtphäl. Regim.	1	12
Michel Feuerſtacke vom 2ten Weſtpreuß. Uhlanen-Regiment	—	12
Friedrich Priſpel vom 31ſten Lin. Regim.	1	—
Chriſtian Mehring vom 24ſten ditto	—	12
Gottfried Hever vom 3ten niederrheiniſchen Landwehr-Regiment	1	6
	901	6

	Thlr.	Gr.
Transport:	901	6
Gottlieb Binzol vom ersten Lin. Regim. --	1	6
Christian Geißler vom ersten ditto -- --	1	6
Joseph Bedemitt vom 18ten Garnisonbataillon	1	6
Johann Pesler vom 20sten Lin Regim. blind	1	12
Denitz vom ersten Elbkavallerie-Regiment --	1	—
Slominsky von den Trainsoldaten -- --	1	12
Baumkampf von der Münsterschen Landwehr --	1	12
Johann Christian Busch, Unteroffizier vom 5ten kurmärk. Landwehr-Regiment -- --	1	12
Hustedt im Spital zu Braunschweig -- --	1	—
Reich vom 4ten Berliner Landwehr-Regiment	1	—
Heinrich Labein vom 6ten kurm. Landw. Regim.	1	12
Gottfried Graber von der Rheinischen Landwehr	3	—
Einem Schlesier mit dem eisernen Kreuz (Reg.?)	—	12

In Berlin.

Dem Martin Wilke	--	--	--	--	—	12
Demselben Reisegeld	--	--	--	--	2	—
Dem Paul Retz vom Regiment Colberg	--				1	—
item Reisegeld	--	--	--		4	—
Dem Wiedenhöft vom Regim. Colberg, Reisegeld					3	—
Dem freiwilligen Jäger Karber	--	--			—	12
Dem Amputirten Griechen vom ersten Pommerischen Regiment	--	--	--	--	1	—
Dem Christian Schneider von der kurm. Landw.					—	8
Dem Krankenwärter Kuhlert, Invaliden von den Blücherschen Husaren, zur Unterstützung, vom April 1816 bis zum September 1817					5	—
Demselben hat, auf meine Verwendung, Ihre K. H. die Prinzeß Wilhelm 5 Thlr. und des Fürsten Blücher Durchl. ein Friedrichsd'or gegeben.						
					936	8

	Thlr.	Gr.
Transport:	936	8
Dem Krankenwärter Zimmermann zu verschiedenen Malen -- -- -- --	1	—
Dem Unteroffizier Sillier zu verschiedenen Malen	2	—
Demselben Pränumerationsgeld von Madame Hoffmann -- -- -- -- --	1	—
Dem Maurer Wilke Pränumerationsgeld vom General v. Großmann -- -- --	2	—
Dem Krankenwärter Schefler zur Unterstützung im Winter 1814 -- -- -- --	5	—
Dem Krankenwärter Schuckardt Pränumerationsgeld vom Hrn. General Grafen v. Schlieffen	5	—
Demselben -- -- -- -- --	2	—
Dem Krankenwärter Richter -- -- --	—	8
Revier-Inspektor Kunow -- -- --	1	16
Revier-Inspektor Grassau, Pränumerationsgeld vom General von Großmann -- --	2	—
Dem Amputirten Schulz -- -- --	3	—
Krankenwärter Houbruch -- -- --	1	—
Dem verabschiedeten unpensionirten schwerblessirten Landwehrlieutenant E.... Pränumerationsgeld von Ihro Königl. Hoheit Prinzeß Wilhelm, zur Reise nach Amerika --	20	—
Demselben Pränumerationsgeld von Sr. Excellenz dem Herrn Regierungspräsidenten von Heidebreck -- -- -- -- --	5	—
Verschiedenen Invaliden Pränumerationsgeld durch Frau Regierungspräsidentin v. Bassewitz Excell.	10	—
Totalsumme:	997	2
Reisekosten nach Berlin -- -- --	150	—
Zu der Beförderung meiner Reise von J. H. D. die Fürstin Pauline von der Lippe-Detmold empfangen 6 Friedr.d'or. März 1814 in Detmold.		
	1174	2

	Thlr.	Gr.
Transport:	1147	2
Davon ab von der Fürstin Pauline von der Lippe-Detmold --	30	—
Rest:	1117	2
Unkosten auf der Reise nach Aachen, wo ich den Hrn. General-Chirurgus Dr. Görcke aufsuchte am 19. Nov. 1815 -- -- --	10	—
Gratificationen für Invaliden, die mich aufsuchten, zusammen -- -- -- -- --	6	—
Druckkosten meines Werks -- -- --	393	—
Total der Ausgaben:	1526	2

NB. Wobey die Porto-, Einbaare-, Versendungskosten noch nicht mit begriffen sind.

Inhalt des Werks.

Erster Theil.

	Seite
Weihe des Werks von O. H. Grafen von Loeben	III
Verzeichniß der Allerhöchsten und hohen Theilnehmenden	IX
Vorwort, 1817	XXXI
Abhandlung über Geist und Sinn der teutschen Frauenvereine, im Hinblick auf Teutschlands Zukunft, 1816	1

Gedichte.

Stimmen des Glaubens in der Natur	19
1) Jesum und das Moos, 1817	21
2) St. Johannes und das Würmlein, 1811	23
3) Maria und der Dornbusch, 1816	25
4) Der Cerus Grandiflora, 1814	27
5) Christi Auferstehung, ein Frühlingsbild, 1804	29
6) Der zersplitterte Edelstein, 1816	31
7) Im Tod erquickt, 1816	33
8) Feldblumen von O. H. Grafen von Loeben	34
9) Das Lied der Lerche, 1809	35

Vermischte Gedichte.

	Seite
An Prinzeß Wilhelm von Preußen K. H., 1816	39
Bey der Abreise derselben, 1816	40
An Fürst Blücher von Wahlstatt, 20. Nov. 1813	42
An denselben, 20. Nov. 1815. Aachen	43
An denselben, 20. Nov. 1816. Berlin	45
An J. H. D. Pauline, Fürstin v. d. Lippe-Detmold, 1816	48
An den k. Preuß. Obristen Freyherrn Leopold v. Klencke, 1817	50
An Frau v. P., 1816	53
An Fräulein A. v. P., 1816	55
An Friedrich Grafen von Kalkreuth, 1816	57
Antwort, von demselben, 1816	59
An Friedrich Grafen von Kalkreuth, 1816	60
An Goreß, 1817	61
Blumenranken an F. v. B., 1817	62
An meinen Bruder, 1816	63
An Babet, 1817	65
Die rechte Kunde des Zeichens des Wassermanns und derer, so unter diesem Zeichen gebohren, 22. Januar 1811	68
Lied	70
An klara Hipia, 1816	72
Auf ein Geburtsblatt, an Carl von Dalberg, K. H., 1812	73
Die Legende der h. Dorothea, 1813	74
Die Sage vom Tannhäuser, 1816	84
Vier Lieder, 1814	89
Lied. Schonberg 1816	94
An die Nemesis, 1815. Aachen	96

Seite

Mayglöckchen, ein Liederspiel, von Helmina v. Chezy und Georg Grafen von Blankensee -- -- -- 101

1) Prolog -- -- -- -- -- -- -- -- 103

2) Der Erste May. Dezinen -- -- -- -- -- 104

3) Antwort -- -- -- -- -- -- -- -- 105

4) Rondel -- -- -- -- -- -- -- -- 106

5) Antwort -- -- -- -- -- -- -- -- 107

6) Rondel -- -- -- -- -- -- -- -- 108

7) Antwort -- -- -- -- -- -- -- -- 109

8) Rondel -- -- -- -- -- -- -- -- 110

9) Parabel -- -- -- -- -- -- -- -- 111

10) Sonnet -- -- -- -- -- -- -- -- 112

11) Stanzen -- -- -- -- -- -- -- -- 113

12) Antwort -- -- -- -- -- -- -- -- 115

13) Glosse -- -- -- -- -- -- -- -- 117

14) Maygrün, Lied -- -- -- -- -- -- -- 119

15) Glosse -- -- -- -- -- -- -- -- 120

16) Wildveilchen -- -- -- -- -- -- -- 122

17) Waldrose -- -- -- -- -- -- -- -- 123

18) Lied -- -- -- -- -- -- -- -- -- 125

19) Romanze -- -- -- -- -- -- -- -- 127

20) Frühlingsstimmen -- -- -- -- -- -- 129

21) Vergißmeinnicht -- -- -- -- -- -- 133

22) Sestinen -- -- -- -- -- -- -- -- 134

23) Der Knabe und die Schwäne, Volkssage -- -- 136

24) Lied -- -- -- -- -- -- -- -- -- 145

25) Der letzte May. Dezinen -- -- -- -- -- 146

Seite

26) Antwort 147

27) Epilog 148

Abhandlung über das Altarblatt zu Danzig, als Rückblick auf alte Zeit und alte Kunst, 1817 159

Der Dichtung Wahrheit von H. H. Grafen von Loeben 160

Aus meinem innern Leben, 1811—1817 161

Lied 174

Der letzte Brief C. J. H. des Fürstbischofs Carl von Dalberg an mich 175

Todtenopfer, an Carl von Dalberg 177

Anhang.

Ueberblick meiner Reise, meiner Rechtssache, und Rechenschaft von der Anwendung der liebreichen Gaben, mir anvertraut 183

Zweyter Theil.

Emma, eine Geschichte.

Nachträge von Subscribenten.

1) Hr. Oberlandgerichtsrath Reigebaur, der unter der Rubrik Berlin steht, kommt unter die Rubrik Cleve.

2) In eine einzuschaltende Rubrik Hamburg kommt Fräulein Fanny Tarnow. 1 Ex. subscribirt.

3) In die Rubrik Berlin, oder vielmehr Dalwitz bey Berlin, kommt Frau von Zülow, geb. von Zülow.

Gleichfalls Rubrik Berlin Frau Caroline Thielmann, geb. Hempel. (Lindenstraße No. 59. pränumerirt.)

Verlagsartikel
von
Joseph Engelmann in Heidelberg,
welche
in allen soliden Buchhandlungen zu haben sind.

Cornelia. Taschenbuch für Teutsche Frauen auf das Jahr 1818. Herausgegeben von A. Schreiber, Großherzogl. Bad. Hofrathe und Historiographen. Dritter Jahrgang. Mit Kupfern u. Musik. 2 fl. 42 kr.

An äußerer Eleganz übertrifft dieser neue Jahrgang seine Vorgänger.

Er enthält als Titelkupfer das sehr ähnliche Bildniß Ihrer Majestät der Kaiserin von Oestreich, und außerdem 6 niedliche Kupfer von Portmann, nach Zeichnungen von Heideloff gestochen, die zum Inhalte gehören. Auch der zierliche Umschlag, die altdeutschen Göttinnen, Gefiona und Wara vorstellend, ist von Heideloff gezeichnet und geistvoll radirt.

Für den Werth der Aufsätze bürgen die Namen der Verfasser. Sechs Erzählungen haben Helmina von Chezy, Anna Reinbeck und Schreiber beygetragen, und 50 Gedichte empfehlen sich durch die Namen Conz, v. Chezy, v. Holzing, Rückert, Schenkendorf, Schreiber, J. H. Voß, H. Voß, und mehrere Andre. Die Musik ist von dem geistreichen Dänen Kuhlau. Ueberhaupt wird dieser neue Jahrgang des Cornelia in jedem Vergleiche mit hoher Ehre bestehen können.

Sämmtlich dramatische Werke von Dr. Georg Reinbeck, Königl. Würtemberg. Hofrathe und Professor. Nebst Beyträgen zur deutschen Schauspieldichtung und zur Kenntniß des gegenwärtigen Standpunktes der deutschen Bühne. Erster und zweyter Band. Fein Druckpelin, broch. beyde Bände 3 fl.

Außer den Früchten eines ernsten Kunststrebens im Dramatischen, ein hoffentlich bey der gegenwärtigen Dürre in der dramatischen Literatur nicht unwillkommnes Geschenk, findet der Leser hier auch manches gerade und frey ausgesprochenes Wort über den Standpunkt und die Lage unserer gegenwärtigen Bühne mit manchen interessanten Zeitansichten: vielleicht ein Wort zur Zeit, um dem Unfuge, welcher der Deutschen Bühne den Untergang droht, zu steuern.

Der erste Band enthält nebst der Vorrede: Des Verfassers dramatischen Lebenslauf; Graf Rasowsky, oder: Nicht alles ist falsch, was glänzt, ein Russisches Charaktergemälde in vier Abtheilungen; Der Missgünstige, Lustspiel in drey Abtheilungen. Der zweyte Band enthält: Ueber den Werth der Schaubühne, Abhandlung; Die Doppelwette, oder: Er muß sich wählen lassen, Lustspiel in fünf Abtheil. Lisinka, oder: Der Triumph der Dankbarkeit, Schauspiel in fünf Abtheilungen. Jedem Stücke folgt eine Notiz über dessen Schicksale bey den Theater-Directionen und auf der Bühne.

Emma. Eine Geschichte. Herausgeg von Helmina v. Chezy, geb. Freyin von Klenck. br. 1 fl. 24 kr.

Geschichten des Alten und neuen Testaments für Knaben und Mädchen erzählt von Albert Ludewig Grimm. 2 Bände.

792 Seiten 8. mit circa 120 Holzschnitten.

Beyde Bände auf Druckpap. 4 fl. Velinpap. 5 fl. 15 kr.
Geb. in geflech. allegor. Umschlag 5 fl. — 6 fl. 21 kr.

Handbuch für Reisende am Rhein von Schafhausen bis Holland, in die schönsten anliegenden Gegenden und an die dortigen Heilquellen. Von Aloys Schreiber, Großherzogl. Bad. Hofrathe und Historiographen. Mit einer Karte. br. 4 fl. 30 kr.

Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, dem Odenwalde und dem Neckarthale. Wegweiser für Reisende und Freunde dieser Gegenden. Herausgegeben von Helmina von Chezy, geborne v. Klenck. Mit einer Karte. Broch. 2 fl. 45 kr. Mit 2 Ansichten von Neckarsteinach ꝛc. 3 fl. 12 kr.

Malerische Ansichten zu den beyden Werken:

Handbuch für Reisende am Rhein von Schafhausen bis Holland, in die schönsten anliegenden Gegenden und an die dortigen Heilquellen. Von Herrn Hofrath A. Schreiber.

Und:

Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, dem Odenwalde und dem Neckarthale. Wegweiser für Reisende und Freunde dieser Gegenden. Von der Frau von Chezy.

Nach der Natur gezeichnet und radirt von J. Rour. Mit einem kurzen verbindenden Texte von Herrn Hofrath A. Schreiber.

Reisende, welche die herrlichen Rheinufer und die anliegenden, nicht minder schönen Thäler des Neckars, der Nah, Mosel ꝛc. kennen lernten, haben oft den Wunsch nach mahlerischen Darstellungen aus diesen Gegenden geäußert, die, bey mäßigem Preise, auch die Anforderungen der Kunst befriedigten. Der Unterzeichnete sieht sich im Stande, diesem Wunsche auf eine erfreuliche Weise zu begegnen, da er mit einem Künstler in Verbindung steht, welcher die schönsten und bedeutendsten Parthien des Rheinthals ꝛc. nach der Natur gezeichnet hat, und gegenwärtig beschäftigt ist, sie in einer eben so gefälligen als geistvollen und dem landschaftlichen Character angemessenen Manier zu stechen. Herr Rour, schon durch mehrere schöne Blätter rühmlich bekannt, ist mit seiner Arbeit bereits so weit vorgerückt, daß das Werk dem Publikum auf Subscription angekündigt werden kann.

Vom Rhein erscheinen 12 Hefte. I. Heft: Das Haardtgebürge und der Donnersberg. II. Heft: Von Worms bis Mainz. III. IV. Heft: Das Rheingau bis Bingen, Nahthal und Kreuznach. V. VI. Heft: Von Bingen bis Coblenz. VII. VIII. Heft: Von Coblenz bis Bonn. IX. X. Heft: Die Mosel. XI. Heft: Die Bäder von Ems bis Wiesbaden. XII. Heft: Cöln, Düsseldorf, Holland.

Der Subscriptionspreis auf alle 12 Hefte ist: Vor der Schrift 54 fl. Mit der Schrift 36 fl.

* * *

Die Mahlerischen Ansichten von Heidelberg bestehn aus 7 Heften. I. II. Heft: Heidelberg und das Schloß. III. Heft: Mannheim und Schwetzingen. IV. Heft: Heidelbergs nähere Umgebung. V. Heft: Das Neckarthal. VI. Heft: Der Odenwald. VII. Heft: Die Bergstraße.

Der Subscriptionspreis auf alle 7 Hefte ist: Vor der Schrift 38 fl. 16 kr. Mit der Schrift 25 fl. 26 kr.

* * *

Der Subscriptionspreis wird beym Empfang der Hefte in der Art entrichtet, daß bey Ablieferung des I. Hefts auch das II. bezahlt wird u. s. w.

Mehrere Hefte von beyden Werken sind bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Poetisches Taschenbuch für Reisende. Zugabe zu den beyden Schriften für Reisende: Handbuch für Reisende am Rhein ꝛc. und: Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, dem Odenwalde ꝛc.

Broch. Auf Franz. Druckvelin 1 fl. 30 kr.
Auf weiß Druckpapier 1 fl. 12 kr.

Anschauungslehre der Sprachformen und Sprachverhältnisse. Ein Lesebuch für Kinder, ein Lehrbuch für Eltern und Lehrer von Betty Gleim.

Druckpap. 1 fl. Franz. Druckpapier 1 fl. 12 kr.

Germaniae et Germanorum Laus. In usum juventutis Germanae literarum studiosae scripsit Godofredus Christianus Lauter, Theologiae Doctor Gymnasiique Heidelberg. Professor.

Preis 48 kr.

Neuestes Englisches Kochbuch. Aus dem Englischen übersetzt. 320 Seiten gr. 8. Preis 2 fl.

Neue Sammlung der besten Teutschen Gesellschaftslieder.

15 Bogen auf schönes weißes Papier, br. 1 fl. 12 kr.

Odmar. Ein dramatisches Gedicht. Von Franz Wilhelm Jung. gr. 8. broch. 2 fl. 30 kr.

Die Sage vom Wolfsbrunnen. Mährchen. Von Amolie von Helwig, geb. v. Imhoff, Verfasserin der Schwestern von Lesbos. 8. Broch. 1 fl. 24 kr.

Nachbildungen und Uebersetzungen aus dem Deutschen in das Französische, zur belehrenden Unterhaltung für Gebildete, welche den wechselseitigen Geist und Character beyder Sprachen mittelst Vergleichung in gegebenen Beyspielen erforschen und kennen lernen wollen. Von Dr. Michaelis, ordentl. Professor der deutschen u. französischen Litteratur in Tübingen. In 2 Bänden. 8. Broch. 3 fl. 15 kr.

Auserlesene poetische Schriften von Friedr. Raßmann. 16. Broch. 2 fl.

Deutsche Gedichte von Freimund Raimar. gr. 8. Broch. 40 kr.

Merkwürdige Criminalfälle mit besonderer Rücksicht auf die Untersuchungsführung dargestellt von Dr. Pfister, Stadtdirector zu Heidelberg.

Complett in 3 Bänden 14 fl. 30 kr.

Rechtsfälle für die Proceß-Praxis. Nebst Inhalts-Register. Von J. C. Gensler, Hofrath und Prof. der praktischen Rechtswissenschaft zu Heidelberg. gr. 8. 4 fl. 24 kr.

Grandisson oder Großjean der berüchtigte Postwagendieb und Betrüger. Eine criminalistische Novelle. Mit Carl Grandissons Porträt. gr. 8. broch. 2 fl.

Neue
Auserlesene Schriften
der
Enkelin der Karschin.

Herausgegeben
auf Unterzeichnung zur Unterstützung verwundeter Vaterlandsvertheidiger.

Zweyte Abtheilung.

Heidelberg 1817,
gedruckt und verlegt von Joseph Engelmann.

Emma.

Eine Geſchichte.

Die Welt iſt ein großer Garten im Norden, wo wenig reif wird.

Lebensläufe in aufſteigender Linie.

Vorwort.

Nimm, holde Leſerin! dieſen feuchten friſchen Kranz, und forſche nicht, ob Thau oder Thräne auf den Blumen funkelt. Die Blumen ſind nicht von Gärtners Hand, Natur hat ſie auf die Wieſe hervorgerufen, und in einſamen Schatten Himmelsluft ſie entfaltet. Natur allein hat die wahre Kunſt inne, das wiſſen ſelbſt die, welche gern künſteln, und es ſchöner machen möchten, als ſie. Nachtigall hat immerdar nur das Eine Lied, Roſe will jeden Frühling nur dieſelbe ſeyn, und auch das Herz, von beyden entzückt, kann beyden ſonſt nichts zum Anklang geben, als Liebe. Dies Büchlein iſt nicht Roſe, nicht Nachtigall, aber aus Liebe ging es hervor, und will die Liebe grüßen, wo es ſie findet, von den zwey ſüßen Engeln, Lieb

und Leid, die stets beysammen seyn müssen, und mögen es auch in deinem Gemüth seyn, holde Leserin, denn diese Zeit hat jedes liebe reine Herz mit beyden inniger befreundet.

Geschrieben Berlin im Rosenmond 1816.

Helmine.

Erſtes Buch.

Dämmerung.

Vom Dom klang Sonntagsläuten durch die tiefblaue Luft, es war hoch am Mittag. Sehnſüchtig drangen Sonnenlichter durch die breiten Blätter der Weinranke, die zum Fenſter hineinbog. Es war das ſchöne blühende St. Johannisfeſt; Vater Johannes feyerte heut ſeinen achtzigſten Namenstag in Andacht und Gebet mit der treuen Hausfrau. Weithin aus dem Erkerſtübchen lag der lichtgrüne Rhein ſichtbar, in vielfachen Silberarmen durch immergrüne Auen geſchlungen, und in den Veilchenkranz der Gebirge eingefaßt. Süße Stille ringsum ließ der Lerchen Lied von den Fluren im gewölbten dunkeln Zimmer vernehmen. Einzelne Glockentöne wehten aus den umliegenden Dörfern hinüber. Im Helldunkel des Fenſters lehnte Emma, die roſige Enkelin, im weißen Sonntagskleid; die dämmernden goldigen Locken von Sonnenlicht durchzittert, woben einen lichten Schein um das liebe Kindesgeſicht. Die feyernde Seligkeit

des duftenden Morgens hatte die drey Herzen wunderſam umfangen, und mit der faſt unruhigen Fülle von Lebensluſt geſtärkt, die in zarten Gemüthern allemal einem Sturm vorausgeht, den das Geſchick bereitet, und zu den Gottes Liebe mit Kraft ausrüſten will.

Alles im ſtillen Zimmer war glatt und ebenmäßig geordnet, wer es vor funfzig Jahren beſucht, fand es heut noch ganz wie dazumal wieder. Zierlich geſchnitzte Schränke, Becher mit Dukaten beſchlagen, hohe Seſſel, mit Tempeln und Burgen verziert, blickten wie grüßend von alter Zeit in die neue. Des Kanapees und der Polſter bunter Schmuck war das Werk Eliſabeths. Noch prangten in hellen Farben die Blumengewinde auf dem weißen Grund. Als die bräutliche Jungfrau dieſe Gebilde mit Fleiß und Geduld auf die rohe Leinwand ſtickte, waren Blumen und Knospen, die ſie zum Muſter nahm, nicht ſüßer noch friſcher als ſie. Jetzt ſprach nur noch ihrer Hände Werk anmuthig von jenen Mayentagen, aber in Eliſabeths Seele war es Frühling geblieben.

Vater Johannes las den Frauen aus der Bibel vor, die das einzige Buch im Hauſe war, ausgenommen einige alte Handſchriften auf Pergament, mit ſchönen kleinen Bildern ausgeſchmückt. Ein raſcher muthiger Klang aus der Ferne unterbrach die ſanfte Stille der Sonntagsfeyer, Küraßreiter vom verbündeten Heer begrüßten die Städte beym Einzug mit Muſik. Es wimmelte auf der Schiffsbrücke, hoch in Lüften flammte die Glorie um das Doppelhaupt des

teutſchen Adlers auf den wehenden Fahnen; die ſtolzen Roſſe tanzten nur den Pfad hinunter. Luft und Sonne trieben unmuthig Spiel mit Reigerbüſchen und Panzern, und ein friſches Leben haucht, aus den Klängen, und durchzuckte mit unwiderſtehlicher Gewalt die Gemüther, ſie dem Leben entrückend, die tiefſte Sehnſucht hervorrufend zu ſüßer Qual.

Johannes ſchloß der Bibel ſilberne Griffe, zu Sonnenblumen und Röslein geſtaltet; legte achtſam das Buch in eine duftende Lade, die er verſchloß, und ging dann langſam an das Fenſter, wo er noch den Nachtrab des Zuges erblickte. Singend und geſchmückt kamen ſchlanke Soldatenfrauen auf Pferden herbey, die Hüte voll Bänder, Blumen am grünen Latz, fröhlich, als ging es zum Tanze. Dann kam das ſchwere Geſchütz nachgezogen, der Tod dem Leben.

Das zieht und zieht, ſagte Vater Johannes, und reißt die Zeit unwiderſtehlich mit ſich fort im Zuge. Wer ſieht das Ende? Unſre teutſchen Schaaren gehn verbündet nach Frankreich, und wollen das gottvergeßne Volk zur Vernunft bringen. Viel junges Blut wird auf fremder Erde verdampfen! Ein furchtbarer Wechſel iſt über die Erde gekommen, uralte Geſtaltung ſinkt zerſplittert nieder, und das Neue will ſich nicht zum Ganzen bilden. Wem ahnte das wohl in unſrer Zeit? Wir glaubten feſt nach dem ſiebenjährigen Krieg an den ewigen Frieden. Wie war mir mein Haus und Oppenheim die Welt! Jetzt kommt die Zeit und greift zerſtörend ins Herz, alle Einheit des Wünſchens und Wirkens iſt hin; was dem Menſchen lieb und

heilig liegt bald zersplittert in verschiedenen Richtungen umher, und nach allen Punkten hin muß die Sorge sich wenden. Schon erzeugt der Wechsel der Dinge ein unruhiges Treiben in den Gemüthern. Ein elektrischer Schlag zuckt durch die Masse, entfremdet Alles der Lust an Eintracht und Ruh, das Neue, Unerhörte wird erjagt, und was sonst wie ein Mährchen klang, tritt grausig als Wahrheit in das Leben.

Jetzt klang die Schelle, und im Nu stürmt' es die Wendeltreppe herauf; Carl, Johannes Enkel, im knappen Frack, mit gestutztem Haar und bleichen Wangen, trat ein mit gemeßner Zierlichkeit. Er hatte in einer großen Handelsstadt die Weltluft eingesogen, und seine blühende Jugendkraft in den Tausch gegeben. Aus Sehnsucht nach der Uniform hatte er sich in einem Ländchen zum Offizier machen lassen, welches nicht übel Lust zu haben schien, sein Kontingent nach geschlossenem Frieden zu stellen. Carl war auf Urlaub herüber gekommen, und überreichte dem Vater zierliche Geburtstagsgaben. Er kündigte zugleich an, daß er Gäste mitbringe, da sie an diesem Tag doch Einquartierung haben müßten, diesmal sey es ein Commandeur mit seiner schönen Gemahlin, welche er unterwegens in einem Gasthof getroffen, und sich sogleich auserlesen. Störend war dem einsamen Alten an diesem Tage die Gegenwart Fremder, und um so mehr als uns damals die Zeit in solche Gastlichkeit viel minder eingeübt hatte, als nun; kaum waren noch einige Abreden und Einrichtungen getroffen, als Silberglöckchen schwirrend rasselten, und vier Grauschim-

mel mit einem leichten engliſchen Wagen vor dem Hauſe hielten. Von Goldborten ganz eingenetzt ſchwangen ſich Jokey und Jäger hinunter, und eine ſtrahlende Schönheit wehte vom Wagen herab, wie eine funkelnde Blume in des Jägers Arm, im Nu war auch ein junger Offizier vom Roß, an der Dame Hand und oben.

Jugend und Schönheit ſind überall willkommen, und ohne Waffen beſiegt des Kriegers Erſcheinen die Gemüther, wo er im Schmuck der Jugend, der Anmuth und Sitte naht. Die Unterhaltung gewann bald eine freundliche Wärme, und je minder die Gäſte ſich in dieſem Häuschen an ihrem Platz meynten, je mehr ſuchten ſie durch Herablaſſung ein Gleichgewicht herzuſtellen. Dennoch fand zum erſtenmal Mutter Eliſabeth ihr geliebtes Erkerſtübchen nicht friſch und geräumig genug; der alte Pudel Treu, der ſich in den Beſuch nun gar nicht finden konnte, wurde aus ſeiner Reſidenz verwieſen, und mußte in den Holzſtall. Emma ſelbſt dünkte ihr weißes Kleid nicht fein, noch von zierlichem Schnitt, gegen die Silbergewölke leichter Fittiche, welche die Fremde umwoben, und mehr enthüllten als bedeckten. Eine andre Lebensluft wehte im friedlichen Gemach, der Weltgeiſt in ſeinem Prunk war eingezogen, bang und ſcheu zog ſich der Genius der Unſchuld in ſtilles Dunkel zurück.

Beym erſten Glaſe ſprang Carl auf, und ging an das Fenſter, eine köſtliche Muſik brachte den Tuſch, und: Vater Johannes ſoll leben! ſcholl's von der Gäſte Lippen. Dann fuhr die Muſik fort, abwechſelnd

in holden Weiſen, unten verſammelte ſich das Volk, und halb unwillig überraſcht fühlten ſich die zwey Alten. Alles Auffallende giebt einen Riß in ein einförmiges Daſeyn. Als der Fremde dies Mißfallen bemerkte, winkte er ſelbſt die Muſik weg, und nach einem leiſen Flüſtern ſprang Carl auf, und ging hinaus, während Emma wechſelsweis erröthete und erblich. Carl kam wieder, und reichte ſeiner Schweſter eine Laute an himmelblauem Bande. Nach einem kurzen gefühlvollen Vorſpiel ſang Emma, ſich begleitend:

Den ſeligen Morgen
Begrüßet auf's neue
Mit zärtlichen Sorgen
Die Liebe, die Treue!

Sie möchte der Roſen
In Fülle ihm bringen,
Und heiter liebkoſen
Und Lieder ihm ſingen.

Nimm Vater die Süßen,
Wir bringen dir dreye!
Die Alten ſie hießen:
Lieb', Glauben und Treue!

Sie blühen noch immer
In himmliſcher Fülle,
Und göttlichen Schimmer
In irdiſcher Hülle!

Laß wandeln die Zeiten,
Sie bleiben hienieden,
Laß kämpfen und ſtreiten,
In Liebe wohnt Frieden!

Emma, vom eignen Liede gerührt, lehnte ſich erſchöpft an Johannes Bruſt, der ſegnend ihre Stirn küßte. Der ſchöne Fremdling fühlte ſich tiefer als jemals ergriffen, und hatte mit einmal keine zierliche Wortform bey der Hand, wie ſonſt wohl, ſeine Bewunderung darin auszugießen. Amalia gähnte, denn hier war nichts zu erobern, und ganz ohne Noth war ſie heut ſo ſchön. Während des Schweigens umher ſann ſie über die Worte nach, welche ſie im Kreis ihrer Verehrer über den Rhein ausſprechen wollte, der ſie gar nicht entzückt hatte; beyläufig konnte ſie denn auch dieſe Szene mit zarten Farben ausmalen, von der ſie nichts empfand, und ſo wand ſie ſich glücklich durch die Langeweile des Augenblickes.

Aber Emma, fing Mutter Eliſabeth an, wer hat dich denn das ſchöne Lied gelehrt? Es klingt ja ganz herzig von deinen Lippen. Ich habe das Lied ſelbſt gedichtet, antwortete Emma, und die Weiſe lernt ich bey der ſchönen Italienerin, zu der mich vor einiger Zeit mein Bruder führte, damit ich Sie, liebe Eltern, durch Geſang überraſchen ſollte. Mein Sohn, ſagte Johannes freundlich, dir wohnt viel Liebes und Gutes inne, bewahr es treu, und nimms in Acht, denn auf die ſüßeſten Blumen lauern am angelegentlichſten Tod und Sünde. Carl wurde roth, theils aus beſſerm Gefühl, theils aus Empfindlichkeit; Amalie, des Jünglings Verlegenheit bemerkend, lenkte Johannes Aufmerkſamkeit auf der Laute zierlich geſticktes Band, auf welchem in Perlenzügen ein L mit einem F verſchlungen ſtand. Der Gefährte Amaliens ſah dies

Band und erröthete, doch ehe noch die lauschende Amalie ihren Forschblick ernster auf ihn heftete, faßte er schon einen Faden, der aus diesem Labyrinth leiten konnte, und sagte: der Tag ist himmlisch, was machen wir heut, Amalie?

Gnädige Frau, sagte Elisabeth, Sie müssen das St. Catharinenstift sehen — bey hohem Tageslicht, unterbrach Johannes, dort ist's dann hell und kühle. Abends liegt mein großer Wingert am Rhein so herrlich. Wir haben heut Vollmondschein, und die Reben blühn zugleich mit den Rosen, da sollen Sie's einmal inne werden, das Duften und Funkeln am alten Rhein! O, herrlich, göttlich! rief der Fremde, der eine zarte Gluth aus Emmas Lied und stillen Thränen in sich gesogen, und nun als rechtes Chamäleon gern idyllisches Colorit annehmen mochte. Carl ließ nun auf des Großvaters Wink einige Flaschen seines köstlichsten Weins heraufbringen, der auf der Väter Weinberg gewachsen, eingelegt von Johannes erstem Lebensjahre, nur mit den edelsten Arten aufgefüllt war. Die grünen Römer, mit Rosenknospen umwunden, füllten sich schäumend, und der Wein überduftete die Rosen. Zarte Bande der Geselligkeit umstrickten die Gemüther, und wie gerufen von Opferdüften und holden Blicken stieg Freude in den kleinen Kreis herab.

Die Freiheit lebe hoch! rief plötzlich Imogen, und Johannes setzte das Glas von den Lippen erbleichend nieder. Wie, sagte er, Sie gehn in den frommen Kampf gegen die wüthenden Horden, und die Freiheit

ſoll leben? Ich zieh ins Feld, ſprach Imogen, weil der teutſche Kaiſer mich ruft, und jede Zeit kann von meinem Volksſtamm Rede ſtehn, wo es gilt, ſich zu ſchlagen, es ſterben die blutigen Aufwiegler, die Königsmörder, aber die ſüße Göttin ſoll leben. Freiheit iſt das Endziel, nach welchem die Zeit ringt, aus des Hergebrachten Trümmern wird ihr Tempel ſich heben.

Zürnend ſchauten Johannes und ſeine Hausfrau auf Imogen. Beyfallächelnd ſah Amalie umher. Emma hatte von dem Allem nichts verſtanden. Vater Johannes winkte zum Aufbruch, und entſchuldigte ſich, daß er der Ruhe bedürfe; jetzt ſchlug Carl den Gang nach dem Dom vor, Amalie bat um Emma's Begleitung, und die zwey Alten blieben allein. Vater Johannes ſah die muntern blühenden Paare nach St. Catharinenſtift wallen, Imogen führte Emma, und ſuchte mit zarter Sorge jedes Steinchen auf dem ungleichen Wege zu vermeiden. Im Zimmer ſtand bald wieder Alles auf dem alten Platz, aber weg war das vorige Behagen. Eliſabeth ſtillte zuerſt ihr Herz durch weibliche Geſchäftigkeit; das Zimmer, welches ſie den Gäſten beſtimmte, mußte bereitet werden. Die gute alte Sitte hielt in glücklichern Tagen ein Gaſtzimmer in jedem Hauſe, dazumal als jede kleine Familie noch einen eignen Heerd beſaß. Das Gaſtzimmer war das Prunkgemach. Eliſabeth ging hinab, lüftete, ſäuberte mit zitternder Hand; hier ſah man die Bilder der Vorfahren, nicht wie jetzt in lüſterner Nacktheit oder in bedeutungsloſer anmaßungsvoller Stellung, ſondern in frommer Andacht und beſcheidner Sitte, betend,

oder arbeitend, oder ihren Schutzheiligen zur Seite. Elisabeth enthüllte des Zimmers lieblichsten Schmuck, eine Votivtafel, ein Familienbild aus frommer Vorzeit von Johannes van Eyk. Die zwey schützenden Flügeldecken sprangen auf, und der reiche Farbenschmelz entfaltete sich heiter vor Elisabeths Blicken; ihr Gemüth beruhigte sich, wie der Geist der Liebe und Wehmuth aus dem Bild in ihre Seele drang. Bald aber sich der Betrachtung entreissend, ließ sie den Schenktisch mit Wein und Obst besetzen, füllte die schweren Krystallgläser mit Blumen, überfuhr noch mit dem Seidentuch das reichvergoldete Becken und die strahlende Kanne, wählte der schöngeblümten Handtücher blendendste zum Gebrauch der Gäste, und schaute dann, die Kerzen auf den gediegenen Nachtleuchtern befestigend, und um das Kruzifix einen vollen Blumenkranz legend, den heut Emma geflechten, zufrieden in den Vollmond, dessen erwachendes Licht die Fluren begrüßte, und der Rebenhügel köstlichste Düfte zur nächtlichen Feyer weckte.

Indeß besahen die jungen Paare das St. Catharinenstift, welches eine fromme Rittertochter zu Carl des Großen Zeiten erbauen lassen, die auch hier ihr Leben als Jungfrau beschloß. Amalie, völlig uneingeweiht in den Geist der Kunst, wurde dennoch vom Odem jener Zeit wunderbar durchdrungen, in diesen stillen, süßbeleuchteten Hallen, wo das Sonnenlicht so bedeutsam durch die bunten Glasscheiben der hohen Fensterbogen drang. Das eine Fenster, minder als die andern beschädigt, prangte mit einer Rose von

der ſinnreichſten und wirkſamſten Erfindung. Hier offenbarte ſich der Farbe ganzes zauberreiches Geheimniß, wie glühende Sehnſucht durchdrang und verklärte ſie das Licht, ein blumenvolles thaufunkelndes Lenzgefilde, in ſüßen Gluthen des jungen Morgens getränkt, erſchloß ſich den Blicken. Gewand und Antlitz heiliger Geſtalten wollten als friſcher Blumenflor erſcheinen, wie denn ſo gern das Höchſte ſich in Anmuth kleidet, und ſelbſt der Reigen der Sternenwelt als Blüthenkranz die Stirne der Nacht umfängt.

Imogen war in Italien geweſen, und drückte ſich, den veralteten, halb verwitterten Bau mit verwerfenden Blicken betrachtend, mit Behaglichkeit über den Geiſt aus, der in Italiens Gebilden lebt. Er iſt, ſagte er, ein milderer Hauch der Anmuth, ein höheres Walten des Geſchmacks, eine lichtere Anſicht der Welt und des Himmels, als in dieſen Schnörkeln und Knäufen. Wer von Majeſtät und Pracht ſagen will, darf nur Roms Ruinen nennen, und wer von Raphael ſpricht, hat ſchon die Anmuth genannt. Was ſoll der ſonſt noch bewundern, der dies gekannt? Iſt mir's doch, als ſollt' ich aus dem Frühling in den Januar, denn hier iſt kein Verſchmelzen des Hohen mit dem Lieblichen, gebietend, und ewig ernſt und freudlos ſtrebt das dunkle zackige Gebäu in die Lüfte hinauf, ſtatt in ſanfter Ründung und ruhigen heitern Ebenmaßen die Blicke zu erfreun.

Ein Alter, mit großen himmelblauen Augen, langen Silberlocken und bleichen doch mildlächelnden Lippen, deſſen dunkles Kleid und weißer Halskragen

an die altteutſche Tracht erinnerten, ſtand plötzlich, wie ein farbiges bewegliches Gebild unter der Fülle von Steingebilden umher, vor Imogen. Laſſen Sie, junger Kriegsmann, ſagt' er ernſt und freundlich, jedem Lande, und jeder Zeit, was Beiden eigen. Das herrliche teutſche Land hat ſich keiner geringern Schönheit und Pracht erfreut, als das ſchöne Italien. Jetzt iſt beyden Beydes dahin. Sie ſprachen von Raphael, wiſſen Sie auch, daß Albrecht Dürer, Holbein, Van Eyk, Hemmelink, nicht minder groß und göttlich ſind? Was iſt es, ob ein Raphael der Fülle der Natur näher kam, konnte er doch nichts Göttlicheres erſchaffen als Perupino, Bellini und unſre altteutſchen Meiſter gethan! Könnte man doch unſre frühſten teutſchen Bilder mit altitalieniſchen verwechſeln; in ihrem entknospenden Mayenglanz iſt die Kunſt ſich überall gleich geweſen, man kann ihr zwar jetzt daſſelbe nachſagen. Ich möchte der Kunſt erſte Entfaltung dem Waldröslein vergleichen, dem einfachen ſüßeſten Kinde des Frühlings. Raphael ließ ſie als volle geſchloßne herrliche Gartenroſe erblühn, nun aber kamen die Abarten, an welchen ſich die Blicke, müde des Schönen, ergötzten, die geſtreiften, purpurnen üppigen Erzeugniſſe der Künſteley, auch wohl gar die gelben Roſen. Jetzt werden die Franzoſen bewundert: Watteaux, Vanloo, Coypel, Greuze, Boucher, Lebrun; die ganze Kunſt iſt moderne Fratze, verzuckertes Zerrbild unſrer Tugenden und Laſter, und wird es bleiben bis einmal einer kommt, und antikiſirt ſie zu einem Zerrbild, in andrer Form ſie geſtaltend. Die armen

Künſtler, mit welchen Augen ſehen ſie nur in Gottes Welt hinein, und welche Geſichter mag ihnen die Natur ſchneiden, daß ſie ſie uns ſo darſtellen!

Doch jetzt ſind wir ja vom Hauch des Geiſtes der Vorzeit umweht in dieſen heiligen Mauern! Wie waren vor tauſend Jahren und früher die Väter bedacht, in der Nachkommen Angedenken zu leben! Wir thun das nicht mehr, der Egoismus hat einen Nebelſchleyer vor unſern Blicken gezogen, daß wir über den Augenblick Alles vergeſſen. Wer vermöchte noch ſolch einen Bau zu erheben? Wer eine Scheibe nur mit dem Schmelz jener Farben zu tränken? Rubin, Smaragd und Sapphyr würden dieſen Glanz nicht beſiegen; mildernd der Sonne Licht, und doch das Auge überſättigend mit Pracht und Lieblichkeit, heben ſich die bedeutſamen Geſtalten, inmitten der Armſeligkeit, Vergänglichkeit und Laſt des Irdiſchen, verkündend Gottes Größe, und den heiligen Zweck des Lebens. Und ſo war Alles, was die Väter ſchufen, bedeutungsvoll, köſtlich, zweckmäßig, dauernd, herrlich und groß. Nicht minder ſtrebte der Künſtler in ſeinem Werk fromm und herzlich zu Gottes Ehre zu wirken. Des Herzens Demuth verleiht den altteutſchen Kunſtgebilden bey der Kraft und Ausdauer der Beſtrebungen einen wahrhaft rührenden Reiz. Aber zertrümmert iſt die Pracht der Tempel und Altäre, in kahlen weißgetünchten Kirchen wird Weltweisheit ſtatt Chriſti Lehre gepredigt. | Die Klöſter ſind aufgehoben, ihre Bewohner hülflos umhergeſtreut, die Zuflucht der Bedrängten ſollte ein heimlicher Sitz des Laſters und

Müſſiggangs ſeyn, die heilige Stätte, aus der einſt herrliches Licht in Wiſſenſchaft und Fleiß hervorging! Wahrt euch, verblendete Zeitgenoſſen, die ihr alles in die flache Gegenwart und Gewöhnlichkeit hinabreiſſen wollt, damit keine Schranke mehr euren Begierden entgegenſtehe, wahrt euch, daß nicht bald die von frommen Schmuck entblößten Kloſtermauern wiederhallen vom Angſtgeſchrey eurer Brüder, eurer Söhne, die hier mit zerſchmetterten Gebeinen, anheimgeſtellt der Willkühr gewiſſenloſer Pfleger, endloſer Kriege Opfer, fern vom Auge der Liebe den Fluch ausbüßen, den eure Frevel auf die Menſchheit geladen!

Erſchöpft lehnte der Alte ſich an eine Säule, ſeine Augen ſchwammen in Thränen, wie betäubt ſahen die jungen Leute einander an, als ſie wieder nach der Säule blickten, war Niemand mehr dort.

Das war der Vater Urbanus aus dem Jägerthal, ſagte Emma, ich habe ihn nie ſo ernſt und traurig geſehn. Er ſpricht nur ſelten, und ſeine Worte werden für Weiſſagungen gehalten.

Ja, hier im Städtchen, fiel Carl ein, bring einmal ſolch einen Glauben nach einer Reſidenz! Er ſprach, unterbrach Imogen, auf ſeine Weiſe nicht übel über die Kunſt, aber das wird niemals eingreifen, wenn es auch durch Zufall einige Zeit Mode werden ſollte, die Meiſten werden ſich doch nur ſo anſtellen, denn in unſrer Zeit iſt ſich jeder der Nächſte, und warum ſollten wir denn dem Augenblick ſein Recht nicht geben! Laß unſre Nachkommen daſſelbe thun,

und für alle iſt geſorgt. Was iſt es nun mit dem Ueberſinnlichen? Die Blüthe des Baums ſucht den Himmel, die Wurzel ſaugt ſich in die Erde ein, nun haut einmal die zarte duftende Blüthe vom Stamm, und ſeht, ob ſie Frucht werden kann?

Als ein wunderſames Spiel der Natur zeigte der Führer der Fremden, Imogen eine Bildſäule, aus Stein gehauen, und bunt gefärbt, und fragte ihn, ob er nicht in dieſem Denkmal eines der frühſten Ahnherrn des Dalbergiſchen Hauſes die Züge des liebenswürdigen Coadjutors von Mainz erkenne? Täuſchend war die Aehnlichkeit; das nebenſtehende Wappen vereinigte ein Ammonshorn, ſechs Lilien, acht Federn und drey Sterne; von dieſem Punkt aus lenkte ſich die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf die vielfachen uralten Bildſäulen, die aus der Zerſtörung heraus noch durch die Säulenmaſſen hindurch ſchauen. Ein ſchlankes zartes Gebilde, hoch und ſüß entſproſſen, mit geſcheiteltem wallenden Haar, im griechiſch gefalteten Kleide, blickte ſo hold und friſch aus der Mauer, als ſey heitres Leben im Steine, ihr zur Seite trug das Wappen ſechs Lilien, und zu Füßen der ſchönen Jungfrau ruhte dieſelbe Geſtalt auf dem Leichenſtein, hervorſchauend wie ein Spiegelbild aus des Todes Fluthen. Der Führer nannte dies holde Fräulein eine Dalberg. Unweit davon bezeichnen die drey Roſen der Knebel altritterliches Geſchlecht. Die Wappen der Häuſer Sickingen, Gemmingen, Sphonegg (Sponeck) mit Namen und Jahrszahlen bezeichnet, machten viel andre Geſtaltungen als Ahnherren

dieſer edlen Stämme erkennbar. Sinnbildlich waren Thiere den Geſtalten als überwunden und demüthig zugeſellt, doch wohl ohne Zweifel des Ritters Pflicht bezeichnend, das Unedle fromm zu bekämpfen. Ein Löwe unterliegt den Dalbergen, der Greiff windet ſich zu den Füßen der Greiffenklau. Imogen konnte ſich nicht ſatt an all den bedeutungsvollen Gebilden ſchauen, um ihre Beziehungen zu errathen. Er fand, wie noch am heutigen Tag, die Wappen der drey ſo innig verzweigten Familien: Dalberg, Sturmfeder, Greiffenklau, auf ſchönen Denkmalen aus uralter Zeit als vermählt bezeichnet. Es rührte ihn wie die Vorzeit uns ſo freundlich in Bildern von dieſer Freundestreue ſagt, die jetzt noch friſch blüht, wie ſie jemals that, da ihre Wurzel ſo tief in die Nacht der Zeit verſunken. Unter den Schritten der Wandelnden zogen vielfache halb verwitterte, zum Theil ausgeſtorbene Wappen die Blicke an ſich, viel halb Zertrümmertes, Unerklärbares in alter Schrift reizte die Neugier ohne ſie zu befriedigen. Dieſe Alle hatten einſt geglänzt, gekämpft, geſiegt, denn der Dom faßte nichts Unbedeutendes in ſich. Nicht der rauſchende Prunk der Gegenwart, ſondern der Tod verkündigte hier die Größe des teutſchen ritterlichen Lebens. Imogen wurde nachdenklich über das Dahingegangne, unwiederbringlich Verlorne, das aus dem Seyn in Schein übergegangen, und ſuchte in ſeinem Innern die Frage zu löſen, welche die Zeit nur löſen kann, ob Teutſchland mit dieſem Tauſch gewonnen oder verloren?

Ein Fremdling trat in den Dom. Ehe er noch

den Mund aufthat, und den Oberrock aufriß, mehr Kreuze und Bänder aufzeigend, als man vor vier und zwanzig Jahren leicht auf einmal beyſammen ſah, hatten die Anweſenden es weg, daß er ein Franzoſe ſey. Er konnte ſich über die: Superbe gothique nicht genug verwundern, wenn er gleich erklärte, ſie ſey nichts gegen die Abtey St. Denis, denn ſelbſt zu Dagoberts und Pipins barbariſchen Zeiten, habe der goût ſchon in Frankreich geglänzt. Imogen konnte ſich nicht enthalten, ihm zu ſagen, daß wohl keine Epoche Frankreichs barbariſcher ſey, als die der Revolution, wo doch kurz vor ihrem Ausbruch der ſogenannte goût auf dem Gipfel geſtanden. Der Emigrant erklärte die franzöſiſche Revolution für die leicht zu ſtillende Effervescenz einiger mauvaises têtes, und wenig hätte gefehlt, ſo kam es dahin, daß der Gemißhandelte, Entflohene ſich für ſeines Landes Ehre mit demſelben Teutſchen geſchlagen, der ja auch für ſeine Sache mit in den Streit zog. Emma, in ihrem klaren Sinn das Wahre erfaſſend, begütigte Imogen. Sie ſagte ihm: die Vaterlandsliebe ſey das Edelſte im Menſchen, und hier um ſo rührender, wo der junge Franzoſe mit gekränktem Herzen noch die Treue bewahre. Imogen, überraſcht von des Mädchens klarem und zarten Sinn, fand bald Mittel zur Ausgleichung, die alte Courtoiſie trat in ihre Rechte; es dauerte nicht lang, ſo war der in Teutſchlands Schoos mühſelig zum Franzoſen gedrechſelte Imogen in vollem Einverſtande mit dem Fremden; die gegenſeitigen, ziemlich gleich ſtehenden Verhältniſſe, von Rang und

Geburt, als deren allverständliche Hieroglyphen schon die vielen Orden sich zeigten, waren bald enthüllt, und das Band war geknüpft.

Graf Guy, befangen in allen Eitelkeiten des Weltlebens, in jenen Kreisen der Hauptstadt, aus denen der Geist verhaucht war, jede Anmaßung aber als Bodensatz zurück geblieben, war von der Natur mit dem reinsten und liebevollsten Herzen begabt. Seine strahlende Schönheit, die Vorzüge seiner Geburt, die Anbetung seiner Aeltern, und manches bis zu einem Grad von Virtuosität ausgebildete Talent, machten ihn eitel, das Weltleben begann ihn auszutrocknen und zu übersättigen. Die Revolution brach noch zu rechter Zeit aus, ihn zu retten; er hielt sie für ein Unglück. Der Menschen wahres Glück nimmt immer äußerlich die Gestalt des Unglücks an, denn es giebt kein Mißgeschick sonst als die Schuld. Hof und Adel, und die in Frankreich größtentheils nicht minder verderbte Geistlichkeit verabscheuten die Revolution, die Mißgeburt ihrer eignen Laster und Gebrechen, der eignen Aussaat unheilvolle Erndte. Des unglücklichen Guy Aeltern wurden ermordet, ein treuer Pfleger seiner Kindheit rettete den lieben Jüngling, und zahlte diese Rettung mit dem Leben. Wie späterhin in Teutschland, entfalteten Unglück und Trauer auch in Frankreichs Volk manchen herrlichen Keim der Tugend, der wohl im Glück nicht erst aus dem Schlummer geweckt worden wäre. Alles äußern Andrangs ungeachtet übertäubte Guy nicht in seiner Brust die innere Stimme, die ihn warnte, nicht gegen sein

Vaterland zu kämpfen; er hatte beſchloſſen, in der reizenden Rheingegend mit weiſer Sparſamkeit die Ereigniſſe in der Stille abzuwarten, und zu Muſik und Malerey ſeine Zuflucht zu nehmen. Dieſe Entſchließungen waren eines unverdorbenen Herzens würdig, und wären ſie von Dauer geweſen, ſo würden ſie zugleich für die Reife des Gemüthes gezeugt haben, das ſie faſſen konnte; allein bald fiel des Mißgeſchicks unzeitige Treibfrucht vom Stengel, und andre Eindrücke behielten die Uebermacht.

Der Führer öffnete ein Thor, und die Geſellſchaft trat in einen kleinen Hof, in welchem Neſſeln neben wilden Roſen und Hollunder wucherten, und Trümmer alter Denkſteine und Rittergebilde umherlagen. Hier wartete ihrer eine ſüße Anſchauung, das alte Portal des Doms, ruhend auf ſchlanken anmuthigen Säulen mit Laubwerk verziert, hob ſich in den ſinnvollſten Verhältniſſen, und zeigte auf den beyden Seitenfeldern, welche die ſpitz zuſammenlaufende Mündung frey läßt, die holdeſten Geſtaltungen altteutſcher Kunſt mit der Jahrszahl 1317. Links kniet der verkündende Engel, ganz Entzücken und Staunen über die Holdſeligkeiten des Himmels und der Erde, vereint in der ſeligen Jungfrau, knieend vor dem Betaltar, neben ihr die ſchlanke Lilie im Kelch, vor ihr das aufgeſchlagene Buch. Maria legt kreuzweis die zarten Hände über den Buſen, ihr knappes Gewand umfließt ihre ſchlanke Geſtalt in anmuthigen Wellen, das Haar wallt geſcheitelt herab, Alles iſt ſüße, blühende, heilige Schönheit, Styl und Anordnung griechiſch,

Raphaels Anmuthshauch duftete aus dem Bilde. Oben, über des Portals Spitze, ſchwebt Gott Vater in Wolken, auf Strahlen ſenkte ſich die Taube, und hinter ihr ſchwebt das Kind herab, wie eine Blume um das Kreuz geſchlungen.

Graf Guy warf Blicke des Erſtaunens auf die Gruppe und abwechſelnd auf Emma. Die überraſchendſte Aehnlichkeit mit der Maria wurde ſichtbar. Carl ſagte, er wüßte noch wohl, wie ihn vor Emmas Geburt die Mutter mit ihrer Arbeit oft in den Hof genommen, wo er geſpielt mit den ſteinernen Waffen der Rittergebilde, indeß die Mutter ſich am Anblick der unermeßlichen Landſchaft erquickt, durch der Mauer Oeffnungen ſichtbar. Carl hatte noch nicht vergeſſen, wie ihm oft die Mutter geſagt, Himmel und Seligkeit ſchauten auch nur ſo ahnend und von fern her in das Leben, wie hier das unermeßliche ſüße Thal in den engen Hof, und man ſolle darum ſie nie aus den Augen laſſen. In der Stunde, wo Emma das Licht erblickte, war ihre Mutter geſtorben, frühe Todesahnung hatte ſchon ihre Kindheit umwölkt.

Guy hatte nicht viel Achtung auf das gegeben, was Carl geſagt. Er war nur bedacht, ſeine Bemerkung in ihr volles Licht zu ſetzen. Er ging auf Emma zu, ordnete ihr Haar zu beyden Seiten, faltete ihre Händchen, und lud ſie auf das anmuthigſte ein, nur einen Augenblick nieder zu knieen. Das überraſchte Mädchen that es, Schaam und Verwirrung glühten auf in ihr, und ſenkten ihre Blicke. Eben warf die Sonne ſcheidende Purpurroſen durch die Oeffnung der

Mauer, das Marienbild ſchien, verklärt in den ſüßeſten Farben, ins Leben getreten zu ſeyn, und die Ueberraſchung des holden Anblicks brach nach einem kurzen ſtummen Erſtaunen in ungemeßne Bewunderung aus. Aber bald regte ſich in Emmas Seele eine zürnende Stimme, ſie hielt für Entweihung, was geſchah, und ſie ſprang auf, indem helle Thränen unaufhaltſam über ihre Wangen floßen. Im ſelbigen Augenblick trat Vater Johannes in den Hof. Der Vollmond, in jenen Gegenden ſo unausſprechlich ſüß und herrlich, erhob ſich golden im tiefen Blau. Der Greis, von Glanz umfloſſen, und verklärt von innern Entzückungen der nahen Vollendung, neben Emma tretend, und ihre Hand innig erfaſſend, ſchien ihr Schutzgeiſt zu ſeyn. Er ſah ihre Thränen, und Carl erklärte ihm, was geſchehn. Liebe Emma, ſagte Johannes, längſt kannt' ich dieſe Aehnlichkeit, und freute mich, daß du ſie ſelbſt nicht entdeckt. Vor dieſem Bilde hat deine ſelige Mutter oft gebetet und geweint, kein Wunder, daß es ſich ihrer reinen Seele eingeprägt. Nicht bedeutungslos erſcheint mir dieſe Aehnlichkeit; ich halte dafür, daß du dem Schutz der himmliſchen Mutter anheimgeſtellt, und ich ſage dir, du darfſt dich ihr anvertrauen! Emma ſchaute ſüßlächelnd und dankbar zum Bilde, Amalie konnte einen ſtillen Hohn, der auf ihren Lippen ſchwebte, nicht ſo raſch unterdrücken, daß ihn der Greis nicht bemerkt hätte. Unſelige ſogenannte Aufklärung, ſagte er ſtreng, die alle lieblichen Stufen der Himmelsleiter zu Gott empor, die Ehrfurcht für heilige Märtyrer, und den

Glauben an ihre Verwendung mit frevelnder Hand abgeknickt, und in den Staub getreten!

Zum letztenmal, so ahnt es mir, fuhr Johannes fort, zum letztenmal begrüß ich heut die gebenedeite Jungfrau in irdischer Bildung, hervorgebracht durch die fromme Erhebung des schöpferisch strebenden Menschengemüthes, das ja wohl den Himmel selbst auf die Erde herabzurufen vermag. Gern hätte ich selbst in der Jugend dem künstlerischen Drange gefolgt, der bey Anschauung dieser Gebilde in mir erwachte, aber die Eltern wollten es nicht haben, und späterhin hielt mich die Erkaltung der Mitgenossen ab. Sehn Sie den herrlichen Bau zum Magazin herabgewürdigt, die Denkmale mit Füßen getreten, die köstlichen Säulen beschädigt, die Fenster zersplittert, und wie die Nesseln hier den Hof füllen, als müsse der Weg zur Kunst über Dornen gehn. Kalt und stumm schaut die Menge auf das rührend liebliche Gebilde, und auf die Hoheit und Schönheit des ganzen Baues, und betrachtet doch nur, was sich Neues erhebt! Was soll mir das Glatte, Flache, Ebenmäßige, Gehaltlose? O, kämst du wieder, fromme bessere Zeit, wo der Mensch noch emsig in Demuth strebte, und sein geistiges Selbst mühsam in das Werk seiner Hände niederlegte, im Kampf und Ringen nach himmlischer Schöne den widerstrebenden Stoff bezwang!

Alles lauschte den Worten des begeisterten Alten, der im Mondlicht bleich, mit den langen weißen Locken, als der mahnende Geist der Vorzeit erschien. Guy, der in frühster Jugend Teutsch gelernt, um

Etwas vor ſeinen Freunden voraus zu haben, welche behaupteten, das ſey eine reine Unmöglichkeit, ſchob ſogleich eine pariſiſche Weltanſicht in die Rührung hinein, und erklärte das Zeitalter Louis quatorze für den Wendepunkt der geiſtigen Welt in alle Ewigkeit hinaus. Amalie griff die Anſicht ſogleich auf, und fand den Einfluß des architektoniſchen Styls jener Zeit beſonders groß und rührend auf die Kommoden von Nußbaumholz, die wiederum, wie man in großen Städten ſehen könne, auf die Architektur zurückgewirkt. Johannes verſtand heut gar keinen Scherz, und maß den Franzoſen mit nicht ganz günſtigen Blicken. Imogen ergriff Guy beym Arm, und bat ihn wenigſtens dieſen Abend um ſeine Geſellſchaft. Guy, ſchon von Emmas Schönheit und anmuthiger Sitte gerührt, war entzückt über dieſen Vorſchlag. Ueber die Weinberge und Trümmer des alten Schloſſes, an der Spanier und Schweden aufgehäuften Schädeln vorüber, ging ein Weg nach dem blühenden Wingert, der ſich ſodann ſanft nach Vater Johannes Wohnhaus hinabſenkte. Hier drang die Schönheit der Luft und Gegend durch alle Seelen, wie durch Waldung und fruchtreiche Thale in kühner zarter Schwingung der herrliche Rhein ſich windet, und Düfte der Blumen und Rebenhügel bey der Nachtigall Schlag die Lüfte durchwogen. Aus der hohen Wölbung einer Weinlaube, deren Eingang Jasmin und Roſenbüſche ſchmückten, klang die Laute, und eine Melodie, mehr Seufzer als Lied. Dorthin wendeten ſich die jungen Leute, und trafen die Sängerin Lilla,

Blumen am Buſen, friſch und bunt, einen vollen Kranz von Immergrün und Purpurnelken auf den quillenden ſchwarzen Locken, das weiße Gewand leicht und geſchmackvoll um den blendenden Nacken, in den weißen Armen ruhte die Laute, vor ihr ſtand ein Tiſch mit Blumen und Obſt, in kryſtallnen Flaſchen funkelten Rubinen eines köſtlichen Weines. Man ſah wohl ehe von Caravaggio ſolch heitres Bild, in Nacht und Licht harmoniſch getauchet. Lillas blitzende dunkle Augen ſchweiften unruhig umher, als ſie Imogen erkannte, wollte ſie ihn begrüßen, doch ein behutſamer Wink deutete ihr ſeinen Wunſch, unerkannt zu bleiben, und ſie ſchwieg. Bald feſſelte Guy die Aufmerkſamkeit der ſchönen Sängerin; er konnte dem Anſehn nach für einen Teutſchen gelten, denn die lichtblauen großen Augen, die reinen quillenden Goldlocken, das ſchimmernde Weiß, die roſigen Wangen ſind noch immer das Erbtheil der Kinder der Normandie, und Natur hatte nicht leicht in ſüßerer Fülle dieſe Blumengaben ausgeſtreut, als auf Guys Geſtalt. Auch ſeinem Weſen wohnte das Feine, Gewandte und Ruhige inne, das Bildung und Welt kaum zu geben vermögen, wo die Natur nicht ſchon den Keim gelegt, und das als reine Naturgabe oft in geringern Ständen erfreut, und von Innen heraus ſchmückt, ſtatt von Außen angebildet zu ſeyn.

Die Geſellſchaft, der Johannes ſchon gute Nacht geſagt, ſetzte ſich nun in einen Kreis, und nachdem Lilla mit ſchönen Liedern die Freude herbeygerufen, ſchlug Imogen vor, ein jeder ſolle Etwas Anziehendes

erzählen, und da der Vorſchlag nicht gleich eingriff, wollte er ſelbſt den Anfang machen, um die Andern zu ermuntern. Amalie zog vom Zeigefinger einen Saphyr, und beſtimmte ihn zum Preis für die ſchönſte Erzählung; Emma, die nichts erzählen wollte, wurde zur Richterin erwählt. Imogen, nur darauf bedacht, ſich Emmas Aufmerkſamkeit zu gewinnen, hütete ſich, einen Gegenſtand zu wählen, der ihr nicht zuſagte, und begann:

Sollte ich von kürzlich geſchehenen Dingen ſagen, ſo müßte das Geſchick den Schluß machen, denn wer nicht ausgelebt, von dem iſt nichts auszuerzählen, ſo will ich denn lieber berichten, was ich in einer alten Chronik geleſen.

Es lebte einſt eine holde Königstochter im Orient, die ein Gelübde gethan, Niemanden zum Gemahl zu nehmen, als denjenigen, den ſie angeſehen haben würde, und welche, zu Folge dieſes Gelübdes, ſtets mit ſtrenger Scheu die hellen Augen niederſenkte, ſo daß noch kein Jüngling wußte, von welcher Farbe der Himmel, der darin enthalten.

Von allen Reichen kamen herrliche und mächtige Königsſöhne um die Hand der ſchönen Prinzeſſin zu werben, doch zogen ſie alle hoffnungslos von dannen, das Herz verwundet von Sehnſucht nach dem Anblick der ſüßen Augen, welche ſtets geſenkt, und vom Silbergewölk eines zarten Hauptſchleyers umwoben, in dieſer Verhüllung mehr Gewalt über die Seelen ausübten, als jemals Augen gethan, welche offen umherblickten.

Unter dem vielfachen Freyern der Königstochter befand ſich ein Prinz, der nicht wie die Andern von dannen zog, ſondern ein Gelübde gethan, im ſtets verhüllten Licht dieſer Augenſterne zu leben, und ſich ihm wie die Sonnenblume zuzuwenden, bis in den Tod.

Doch ob er ſchon manches Jahr an dieſem Hof gelebt, und immer trunkner und ſehnſüchtiger, die entknospenden Reize der herrlichen Jungfrau ſich entfalten ſah, konnte er ihr nicht einen Blick abgewinnen, und ſeine Leiden, gefeiert in vielfachen Liedern der Meiſterſänger an des Königs Hof, und im ganzen Lande wie von Nachtigallen von Flur zu Flur getragen, rührten nicht das ſtolze Herz.

Da begab es ſich einmal, daß die Prinzeſſin auf der Jagd von einem Tiger angefallen wurde, der ſchon ihr muthiges Roß darnieder geriſſen, Niemand als der Liebende war in ihrer Nähe; er ſtürzt herbey, kämpft mit dem Tiger, erlegt ihn, und wird verwundet nach Hauſe getragen, ohne daß die Prinzeſſin, die unverwandt auf den Knieen inbrünſtig betend lag, ihn nur mit einem Blick angeſchaut hätte.

Als nun der Prinz von ſchweren Wunden genas, und die blühende Jugend den Tod, der ihn bedrohte, überwunden, erklärte er, wie er nicht fernerhin ein ſo liebloſes Herz zu rühren verſuchen wolle, ſondern zurück in ſein Land, ſich vermählen, und die Geliebte vergeſſen.

Der König aber, erzürnt über ſeine Tochter, gebot ihr, mit dem Prinzen in deſſen Land zu ziehen,

und dort zu sehen, wie glücklich er leben würde, ohne daß sie ihm die Hand reichte. Die Prinzessin aber sagte mit gesenktem Blick, sie wolle ihrem Vater gehorchen, und eilte, sich zur Reise anzuschicken, welche mit der größten Pracht von Statten ging. Angekommen in ihres Freundes Staaten empfing die Königin Mutter die Prinzessin gar liebreich und achtungsvoll; sie machte ihr keinen Vorwurf darüber, daß sie des Sohnes Liebe nicht erkannt, und zeigte ihr das holdselige fürstliche Fräulein, welches, annoch sehr zart und jung, zur Braut des Prinzen bestimmt war. Dieses Fräulein bezeigte sich ungemein zärtlich gegen die Prinzessin, so daß sie ihr gar nicht widerstehen konnte, und sie unendlich lieb gewann.

In wenigen Tagen ging die hohe Vermählung vor sich; der Jubel des Volkes war namenlos, denn alle hatten ihren Königssohn schon für verloren geachtet. Wie eine strahlende Blume schlank und frisch, mit Augen, deren Glanz die Pracht der Juwelen beschämte, welche sie schmückten, und die goldnen Locken sich ringelnd bis an den Fußboden, ging die junge Braut zum Altare, während die Prinzessin neben der Königin Mutter unweit der heiligen Stätte mit tief gesenkten Blicken auf den Knieen lag, so daß kein Odemzug ihrer Brust hörbar war. Wie nun der Priester die Braut befragte, und sie das Ja gesprochen, und der Prinz gleichfalls eben das Jawort geben sollte, da öffnete sich der Himmel der Blicke der Prinzessin, und sie schaute ihn an, der für sie verloren war; er aber trat vom Altar zurück, und sank, in seligen Thränen

zerfließend, zu den Füßen der Geliebten nieder, indeß die Braut sie mit tausend Küssen in die Arme schloß, und das eindringende Volk Heil und Segen rief, denn seht, der Königssohn, wohl im Herzen die Allmacht und Unendlichkeit seiner Liebe fühlend, und wissend, daß sie vom Himmel sey, hatte nur seine Schwester als Braut dargestellt, um zu sehen, ob seine Untreue mehr über dies stolze Herz vermöchte, als selbst seine Todesgefahr gekonnt. Die wahrhafte Braut ging nun freudig zum Altare, und die seligen Sterne ihres Blickes feyerten hinfort das Glück treuer und lang bekämpfter und verborgener Liebe, deren Triumph aus dem Weh nur schöner entblühte.

Die alten Geschichten haben doch gar keinen Menschenverstand, sagte Amalie, und wenn man auf den Grund geht, so sind sie unwahrscheinlich. Ich finde das selbst, erwiederte Imogen, jedoch hat mich dies Mährchen, welches ich als Knabe in einem alten Buche fand, immer erfreut, so daß ich es nie vergessen. Du hältst uns also für Kinder, daß du meynst, wir müßten Mährchen haben? Nein, so war die Wette nicht gemeynt, aus seinem Leben muß ein Jeder etwas erzählen, und zwar das bedeutendste, sagte Amalie, und forderte nun Guy auf, etwas zu berichten. Das bedeutendste meines Lebens ist zu traurig, sagte Guy, um diesen schönen Abend damit zu trüben, und überhaupt hab' ich noch nichts als Schmerzliches erlebt, doch da Sie etwas aus meinem Leben verlangen, so will ich Ihnen eine Begebenheit meiner ersten Jugend erzählen, die ich nimmer vergessen kann.

In den anmuthigen Thalen meines väterlichen Landgutes hatte ich mich vor mehrern Jahren auf der Jagd verirrt. Es wurde Nacht, und immer tiefer kam ich in den duftenden Wald; unwiſſend, ob die ferne Dämmerung eines ſchwankenden Lichtſcheins etwas beſſers als ein Irrlicht ſey, ſteuert' ich dennoch mit dem todtmüden Pferde darauf zu, und gelangte durch Dorn und Dickicht endlich dahin. Vor einem hölzernen Marienbild, von vielen friſchen Kränzen umweht, flackerte eine Lampe, und das hellſte Licht ergoß ſich auf eine hochſchlanke kindliche Geſtalt, im himmelblauen Kleide, knieend, die ſchwarzen Locken reich um ſich her ergoſſen. An eine Magdalena hätt' ich denken können, denn die Liebliche weinte, aber für eine Büſſende war ſie zu blühend, und wiederum beynah allzubetrübt für eine Unſchuldige. Da ringsumher tiefe Stille herrſchte, und keine Hütte ſichtbar war, mußt' ich dennoch an Erſcheinungen glauben; wie angewurzelt ſtand ich, den Odem anhaltend, und lauſchend, ob ſich die Nymphe, Dryas oder Magdalena erheben würde? Es geſchah, und nun gewahrte ſie mich, und mochte nicht minder an eine Erſcheinung glauben, denn ſie blieb erſt unbeweglich, wie ein Marmorbild, bleich und leblos ſtehn, dann rief ſie laut aus: heilige Mutter Gottes, er iſt's! und kam mir entgegen, winkend, ich möchte ihr folgen. Ich ſtieg vom Roß und ergriff die Schwanenhand, die ſie mir darbot, mit der Linken mein Roß am Zügel leitend. Ein gewundener Weg führte uns durch den Wald. Seltſamlich war mir das Rauſchen ferner

Gewässer, das Blitzen der Sterne durch die Waldeswipfel, wobey die stumm und eilig wandelnde Gestalt der Jungfrau bald hell, bald dunkel vor mir her ging. Wir gelangten endlich an eine freundliche Hütte, die am Abhang des Waldgebirgs auf der andern Seite in eine weite Landschaft hinaus sah, unten murmelten und brausten die Räder der Wassermühle, zur Hütte gehörig. Wir traten ein. Beym Schimmer einer Alabaster-Lampe bemerkte ich eine schöne Frau, weiß gekleidet, nicht mehr in der ersten Jugend, bleich und ernst vor sich hin schauend im ländlichen Zimmer. Sie spann an einer himmelblau umwundnen Spindel, Nachtglocken bogen zum offnen Fenster hinein, und in einem Glase auf dem Tisch stand ein voller Busch der Sinnblüthe. Ich sah die Frau bey meinem Eintreten erzittern und erbleichen; siehst du, da ist er ja! sagte die Jungfrau. Ja, ganz unverkennbar, rief die Frau aus, welche ich leicht für die Mutter meiner Führerin, an der Gleichheit der Züge erkannte. Schon wollt' ich sprechen, allein die zwey Frauen geboten mir Schweigen mit ängstlich feyerlichen Mienen, und lange verbarg meine Führerin ihr Angesicht an der Mutter Brust. Dann besetzten beyde eine kleine Tafel, für mich allein, und ich nahm die stumme Einladung an. Während ich aß, wie ein verirrter abgematteter Jüngling von achtzehn Jahren nur essen kann, waren meine anmuthigen Wirthinnen verschwunden, und eine alte Frau kam, mich in mein Zimmer zu führen, welches sie hinter mir abschloß. Das Kämmerlein lag östlich. Der aufgegangene Mond war meine einzige

Leuchte, ich erkannte das blendendweiße friſche kleine Bett, die Sauberkeit und Anmuth des ganzen Zellchens, die Heiterkeit der Einrichtung. Nicht minder als drüben blühte hier ein Strauß der Sinnblüthe, deſſen tiefes Himmelblau meine Blicke an ſich zog, ſo daß ich bald hinter dem Glaſe ein kleines Bildniß an der Wand entdeckte. Ich nahm es an das Fenſter, und erkannte meine eignen Züge in dieſem Bilde. Wallendes Haar, ein Spitzenkragen über einem blauen Kleide ſah ich; es war die Tracht, in welcher meine Mutter mich am liebſten geſehn, doch war das Angeſicht, wenn gleich mein Abbild, milder, ernſter, lieblicher, verklärter als eines Menſchen Antlitz zu ſeyn pflegt. Wunderbar ergriffen, hört ich wie betäubt das Rauſchen des Waſſerfalls. Die Waldnacht duftete friſch und herrlich, Johanniswürmlein zogen durch die Wipfel, Nachtigallen ſchlugen tiefathmend. Lange hielten mich Entzücken und Staunen wach, endlich ſchlief ich ein.

Am Morgen war mein Zimmer geöffnet, das Haus, welches ich ſogleich durchſuchte, war leer, ich fand ein köſtliches Frühſtück in ſilbernen Schalen für einen Einſamen bereitet, und ließ mir das Irdiſche beym Ueberſinnlichen gar wohl behagen. Dann ging ich in die Gegend umher, und bewunderte die ſchöne Waldesherrlichkeit. Endlich gelangt' ich wieder zum Marienbilde. Ich fand es ganz blau umblüht, wie eingetaucht in Vergißmeinnicht. Bald kam auch an der Mutter Hand das liebliche Räthſel in Jungfrauengeſtalt. Verweint und überwacht ſchaueten mich die

holden Blicke an. Beyde Damen grüßten mich freundlich, und fragten mich, wie ich die Nacht zugebracht, und ob ich mich erholt habe? Nach dieſem verlangte die Mutter zu wiſſen, wer ihr Gaſt ſey? Als ich das väterliche Schloß nannte ſeufzte ſie tief, und die Tochter konnte die ſtrömenden Thränen nicht bergen. Sey ruhig, Emma, ſprach die Mutter. Emma? unterbrach Emma ſelbſt, hocherröthend, doch bat ſie den Grafen ſogleich, fortzuſprechen. Er that es. Die Mutter bat mich jetzt feyerlich, ſie zu verlaſſen, und ohne ihre Einwilligung nicht wieder zu kommen, auch nicht zu forſchen, bey wem ich geweſen. Ich war zu überraſcht und hingenommen, um nicht Alles zu verſprechen. Doch nicht ohne Schmerz leiſtete ich den Schwur, den die Mutter von mir heiſchte, Emma weinte unaufhaltſam, doch die Mutter zeigte nach dem Himmel. Ich ſelbſt weinte auf Emmas zarte Hand, und ging dann mit betrübtem Herzen.

Der Jubel meiner Aeltern bey meiner Wiederkehr und die Zerſtreuungen der Welt ſchwächten den Eindruck dieſer Begebenheit; ſie kam mir zuletzt nur wie ein Traum vor. Nach einem Jahre, an eben dem Tag — es war, wie mich dünket, am 24. Junius — Wie, unterbrach Emma wieder, das iſt ja heut! Ja wohl, erwiederte Guy, und fuhr fort: Nach einem Jahre kam ein feiner Müllersgeſell auf das Schloß geritten, der nach dem jungen Grafen fragte. Er wurde zu mir geführt, und lud mich ein, mit ihm nach der Mühle zu reiten, er war ſchweigend und traurig, mich aber durchzuckte die ganze Wonne der

Erinnerung. Ich folgte raſch, und ließ zu Hauſe die Weiſung zurück, daß ich erſt andern Tages wieder kommen würde. Mit klopfendem Herzen gelangte ich an die wohlbekannte Stelle, an dem Marienbilde vorüberreitend, ſah ich eine junge Thränenweide daran emporgeſproßt, umher flatterten Kränze von weißen Roſen und Cypreſſenzweigen. In das Kämmerchen wurd' ich geführt, wo ich übernachtet hatte. Hier lag, ſchon im Todeskampf, Emma. Sie reichte mir ſtill die weiße kalte Hand und ſah gen Himmel. Weinend kam die Mutter mir entgegen. Ueberwältigt, entſetzt, ſank ich vor Emma nieder, und lange noch konnt' ich meine Beſinnung nicht wieder finden. Als ich mich geſammelt hatte, nahm Emmas Mutter meine Hand, führte mich zu einem Sitz, und ſagte mir:

Ein wunderbares Verhängniß hat über mir gewaltet. Mein Loos iſt nicht erhaben, aber anſtändig. Frühe verlor ich meinen Vater. In einer ſchweren Krankheit hatte meine Mutter das Gelübde gethan, mich zur Braut Chriſti zu weihen, wenn ſie geneſen würde. Schon im Begriff, in wenigen Monden den Schleyer zu nehmen, änderte ein Augenblick meine Entſchließungen, und die Gewalt meiner Leidenſchaft bewog auch meine Mutter, den Pabſt um Löſung des Gelübdes anzuflehen, und mich einem Jüngling zu vermählen, der geſchworen hatte, nicht länger zu leben, wenn ich nicht die Seinige würde. Unſer geiſtlicher Vater und Freund, mild und fromm, wie einer der erſten Chriſten, hatte ſich dem leidenſchaftlichen Treiben dieſer ganzen Begebenheit nicht widerſetzt,

doch sagt' er wehmüthig, es könne aus dem Meineid kein Glück hervorgehn, und nur mit Thränen segnet er unsern Bund.

Eine tiefe Schwermuth hatte sich meiner Mutter bemächtigt; sie schwand dahin, wie ein Schatten, und lös'te sich still, wie ein welkes Blumenblatt vom Leben. Ich fand sie eines Morgens todt, mit gefalteten Händen, ihre Augen waren noch offen, ein Volksglauben sagt, daß alsdann bald Jemand aus der Familie nachstürbe. Ich drückte die sanften Augen zu, die noch der Tod nicht verdunkelt hatte, und bangte nach dem letzten Segen, den ich nicht empfangen. Meine Seele war gebeugt, meine Gesundheit schwankte, ich verfiel in ein dumpfes Hinbrüten, in einen betäubten Zustand, aus welchem mich selbst meines Mannes Liebe nicht zu retten vermochte. Meine Niederkunft war nicht mehr weit. Je näher diesem Zeitpunkt, je trostloser und bedenklicher wurde mein Zustand, war es Gewissensvorwurf, war's Ahnung gewesen? Eh' noch der gefürchtete Zeitpunkt kam, war mein Gemahl spurlos verschwunden.

Von Schmerz zerrüttet, und mit dem Tode ringend, genas ich zweyer Töchter, die ich Angelika und Emma nannte, und in Gedanken zu Bräuten des Himmels einweihte. Beyde geboren und erzogen in Einsamkeit und Weh, mußten sich zu Gott wenden, wie Blumen, von dumpfen Mauern umringt, welche nie ein Lichtstrahl durchdrungen, dennoch das Angesicht nach der Sonnenseite richten. Angelika war ganz das Abbild ihres Namens. Doch ein früher Tod entriß sie mir.

Im Sterben ermahnte sie ihre Schwester Emma, sich nie der Welt zu ergeben, sondern das Gelübde zu erfüllen, und weinend verhieß es ihr diese. Emmas junges Herz schloß sich mit Innigkeit an die ruhige Einsamkeit, an die Vorstellungen des Uebersinnlichen, Heiligen. Sie malte alle Legenden, welche sie las, und eine Menge Marienbilder, und schmückte damit ihr Gemach, welches sie ganz zur Capelle umschuf, und mit eigner Hand des Altars immer frische Blumenstauden pflegte.

Eines Tages rief uns der Tod einer Anverwandtin in ein Kloster, das einige Meilen von unserm Wohnort liegt. In der Kirche fanden wir ein altes Gemälde auf goldnem Grunde, die Opferung Isaks vorstellend. Rührend und süß war des Kindes Ergebung, der Patriarch schaute zu Gott, das Messer in Händen, eine freundliche Landschaft erhob sich rings um. Vor allem aber war jede Lieblichkeit auf den sanften Engel ausgegossen, der die Hand nach Abraham ausstreckend, wie abwendend den Todesstreich, vordeutend das Lamm zeigt. Symbolisch war die Selbstopferung des Erlösers mit jener Darstellung verwebt. Wie nun das Engelsbild auf dem maylich blühenden Grund von Sinnblüthe und Primeln hervorleuchtete, würde ein Jeder, der Sie, Graf Guy, gesehn, eine große Aehnlichkeit mit Ihnen darin erkannt haben. Emma war nicht von dem Bilde zu trennen, und auf ihr unabläßiges Bitten wurde es ihr zum Kopiren mitgegeben.

Tage lang nur mit dem geliebten Bilde beschäftigt, wandte Emma doch vornämlich ihren Fleiß auf die

Vollendung des schönen Engels, der aus ihrer Hand Ihnen noch viel ähnlicher als jenes Urbild hervorging. Bey Vollmondschein vollendete Emma diese liebliche Arbeit, und warf sich dann ermüdet auf ein Ruhbett hin, ohne sich auszukleiden. Sie kam am Morgen darauf nicht zu mir, und ich ging, sie aufzusuchen. Ich fand sie, in Thränen vergehend. Sie sank zu meinen Füßen nieder, und beschwor mich, sie nicht zu zwingen, in ein Kloster zu gehn. Nicht ferner könne sie dem Heiland ein von irdischer Sehnsucht und Liebe unentweihtes Herz darbringen, denn sie wisse, daß das Engelsbild lebe, und wo sie ihn finden werde, und dies mit unaussprechlichem Entzücken von ihr erkannte Bildniß sey die deutliche Erscheinung ihrer Ahnungen, ihrer Kindheitsträume, wo sich das liebe Bild immer zu ihr gesellt, und mit ihr sich gen Himmel geschwungen. In dieser Nacht habe sie Gewißheit empfangen, daß sein Urbild auf Erden sey; Herz und Seele gehörten diesem, und nicht dem Himmel, so könne sie auch des Himmels nicht seyn. Lange bekämpfte der Geistliche, vereint mit mir, Emmas Entschluß, nur dem Bilde ihrer Sehnsucht zu leben. Der Geistliche, den sein höheres Alter und Kränklichkeit schroffer und strenger machten, als er es zu der Zeit meiner Verbindung gewesen, marterte mein armes Kind mit den grausamsten Vorstellungen ewiger Pein. In sich selbst verschloß Emma ihre Qualen, doch als sie das Uebermaß nicht mehr zu tragen vermochte, so erwachte in ihrer Seele ein gewaltsamer Entschluß. Sie war eines Morgens verschwunden. Eine helle

Eingebung mütterlicher Liebe beweg mich, nicht durch Bekanntmachung dieſer Flucht mein einziges Kind dem Urtheil der Welt preis zu geben, und nach einem heißen Gebet zu Gott und der Jungfrau, nahm ich Alles, was ich von Geld und Koſtbarkeiten beſaß, und reiſ'te im Stillen fort, den Himmel flehend, mich auf die rechte Spur zu leiten. Nicht lange ſchweifte ich fruchtlos ſuchend umher. Die Anmuth dieſer Waldung bewog mich an einem ſchönen Frühlingsmorgen aus dem Wagen zu ſteigen, und die Gänge aufzuſuchen, die ich bey Landfahrten ſo oft mit meinem Gemahl, und dann mit Emma durchwandelte. Weinend das grüne duftreiche Irrgewinde der Waldeshöh' durcheilend, fand ich mein armes Kind, an jener Stelle, vor dem hölzernen Marienbild. Als wär' es ihr bewußt geweſen, daß ich kommen ſollte, reichte mir Emma die Hand, und blieb ruhig bey meinen Entzückungen und Vorwürfen, welche ſie abwechſelnd beſtürmten. Sie ſagte, ich würde doch nun auch hier bleiben, denn hier ſey es ihr erſt wieder wohl geworden. Sie führte mich in dieſe Hütte, das Beſitzthum einer kranken Wittwe, welche kinderlos war, und deren Pflege Emma übernommen. Dieſe wackre Frau ſtarb in unſern Armen, und wir wurden bald mit ihren Verwandten über den Ankauf der Mühle einig. Emma malte nun das kleine Bild, welches Sie kennen, und harrte täglich in Thränen, daß ſein Urbild erſcheine, denn jene Stelle am Marienbilde, ihr ſtets ſo theuer, hatte der Traum ihr gezeigt. Mehrere Frühlinge vergingen in dieſer ſüßen Waldes-Einſamkeit. Hier waren wir

den Nachforſchungen der Welt entgegen, die immer das nur zu verurtheilen geneigt iſt, was ſie nicht verſteht. Die Hoffnung meines Kindes, je auf Erden das Urbild ihrer Seelenliebe zu finden, ſchien mir ein Wahn; um ſo ſorgloſer und ſichrer überließ ich ſie ihrer Stimmung, oft jedoch mit heißen Thränen beweinend, daß Emma auf dieſe Weiſe weder Gott noch der Welt angehöre, noch jemals gehören könne. Nun erſchien mir die irdiſche Liebe, welche meine Sinnen gefeſſelt, und mich dem Kloſter entriſſen hatte, ein Irrthum. Mein Vergehn war die Quelle, aus der meines Kindes Sinnesverwirrung entſprungen, und ich beweint' es mit unverſiegbaren Thränen. So hinlebend traf uns, gleich einem Blitzſtrahl, Ihr Erſcheinen, Graf Guy, die Ahnungen und Träume des unſchuldigen Herzens waren verwirklicht, war es zu verwundern, wenn ich an jenem unvergeßlichen Johannisabend, von Schaudern ergriffen, nicht zu reden wagte? Meine Seele erlag unter dem Andrang des Wunderbaren, Geheimnißvollen, und übermenſchlich erſchien mir Ihr Anblick, ja, das ganze Ereigniß dünkte mich ein wacher Traum. Am Morgen, nachdem wir die Nacht hindurch gebetet hatten, zerſtörte Ihres Namens Enthüllung jede Hoffnung auf eine Löſung auf Erden der wildverſchlungenen Schickſalsbande. Ihr Stand, Ihre mir wohlbekannte Familie, alles vereinigte ſich, Emmas Geſchick auf ewig von dem Ihrigen zu trennen. Bis dahin zu ſchwach und ſchwankend, gab der Gedanke an die gräßlichſte Gefahr mir Kraft, nun ſelbſtſtändig zu handeln. Ich

entfernte Sie, denn meines Kindes Seele, Ihnen ganz eigen, durfte nicht verloren gehn. Emma hat seit Ihrem Scheiden sich verzehrt in Buße, Gebet und Thränen, ihr Kampf war lang und schwer. Sie hat sich nunmehr zu Gott gewendet, und was hier auch gewaltet habe, der Himmel hat gesiegt.

Welch eine Enthüllung am Sterbebett der Holden! Stilleidend lag sie mit den gefalteten Lilienhänden während der Mutter Erzählung, und je nachdem ein Wort ihr Herz tiefer rührte, träufelten sanfte Thränen auf die mondhelle Wange. Es war Nacht geworden, nichts hörbar als die Annäherung des Todes, in der gemarterten Bruſt. Emma reichte der Mutter die Hand, und sagte: Bald ist's vorüber, bald geh' ich ein zu Gott! O mein Kind, rief die Mutter, ich habe dich oft betrübt, und nun nimmt Gott dich mir fort! Mutter, sagte Emma, du hast mir ja immer gesagt, nichts geschieht ohne Gott, und wenn er uns nun trennt, so ist's ja auch aus Liebe. Ich zerfloß in Thränen, und rang heftig mit einem Schmerz, dessen Gewalt noch dem Anblick des Engelsbildes unterliegen mußte. Jeder Minute dieser Leidensstunden bin ich mir aber bewußt, ob ich gleich zwischen Bewußtseyn und Ohnmacht, zwischen Himmel und Erde schwankte. Bis Mitternacht hörten wir die Leidende mit den Todesschmerzen ringen. Aus tiefer Stille heraus schlug plötzlich die Uhr des Tages letzte Stunde, im nämlichen Augenblick trat der Mond aus Wolken, ein hohes Rauschen flog durch Wipfel und Waldbach, die Nachtigall schlug, und der Kukuk rief, süße Düfte zogen

ins offne Fenster hinein, und das volle Mondenlicht verklärte das Antlitz der Jungfrau mit himmlischer Anmuth. Ruhend von fürchterlichen Schmerzen des Todeskampfes sog Emma noch einen Augenblick die irdischen Entzückungen in ihre Brust, und wie ich sie so sahe, schon verklärt, ganz Liebe, Leid und Aufschwung zum Himmel, da durchströmt' es mich mit unendlichem Sehnen, und ich sank auf die Knie vor ihr Lager hin, und bedeckte ihre Hände mit Küssen und Thränen. Ich fühlte einen leisen Druck der Hand, dann hört' ich einen tiefen Seufzer, ein seliges Lächeln, wie ein Licht, flog über Emmas Angesicht, ihr Auge zu mir gewendet, goß alle süßesten Strahlen der Liebe auf mich hin, und senkte sich dann sanft und anmuthig wie zum Schlummer nieder — Sie war dahin!

Himmel und Erde umfassen kein süßeres Bild, als diese jungfräuliche Leiche war. Frieden der Unschuld thronte auf den nie berührten Lippen, und die Wonne der Vollendung ging, wie ein lichter Mondenstrahl, von ihrem Antlitz aus, und drang lindernd in meine Seele. Hier die sternenhelle Nacht hindurch knieen, mich ewig ihr zum Eigenthum weihen, ihre Liebe über dem Grabe vergelten, das unsichtbare Band über den Sternen hin festknüpfen, das waren die Regungen der noch kindischen Seele, welche seitdem das Leben furchtbar gestört hat, und nie wieder ist mir so wohl geworden, als es mir in jenen Schmerzen war.

Amalie wollte nach der allgemein tiefathmenden Stille schon den Mund öffnen, als Emma mit glühenden Thränen zu ihr sagte: O, Gott! nur kein Wort

mehr über das eben Erzählte. Es ist nicht gut über das zu sprechen, was so gewaltig rührt und erschüttert. Ich wünsche auch nicht zu erfahren, was aus der Mutter noch geworden, zerfließt denn nicht alles Irdische wie eine Täuschung im himmlischen Licht? Emma stand bey diesen Worten auf, und eilte in ihr Zimmer, um das, was in ihrem Innern gewaltsam aufgeregt war, im heißen Gebet zu stillen, und zu verklären. Beruhigt kam sie nach einiger Zeit in den fröhlichen Kreis zurück.

Carl wurde nun gebeten, seinen Beytrag zur Unterhaltung des Abends zu geben, allein so wichtig ihm auch sein bisheriges Leben und Treiben in reichen Banquiershäusern erschienen war, starb ihm doch hier seine ganze Vergangenheit ab, wie eine farblose Leiche, und er bat, man möchte ihn entschuldigen. Lilla, welche Gründe hatte, nichts von Allem auszusprechen, was ihr jemals wichtig gewesen, entschuldigte sich gleichfalls, und bot dagegen Gesang an; der Vorschlag wurde mit Dank angenommen, und Lillas Lied ging an diesem Abend aus innerer Wehmuth hervor:

Du herrlich teutsches Land,
Du Rhein, du Neckarstrand,
Wohl mag dich würdig preisen
Des tiefsten Sehnens Lied,
O, möchten Liebesweisen
Von dir verstanden werden,
Du schönster Sitz der Erden,
Von jedem Reiz umblüht!

Ihr Felsen, waldumlaubt,
Ihr Wipfel, deren Haupt
Die Sterne liebend grüßen,
Du Epheu ernst und traut,
Den frische Rosen küssen!
Ihr goldnen Lichtgebilde,
Womit der Himmel milde
Sußspielend niederschaut!

Ihr Quellen silberrein
Rauscht zu den Liedern mein,
Des Waldes Nachtigallen
Verstehn der Sehnsucht Ton,
O, Schmerzen süß vor Allen,
Im Liede wird euch Leben,
Wollt Alles wieder geben
Was langst, ach! langst entflohn.

Von lieber Heimath fern
Weilt hier mein bleicher Stern,
In diese Blumenauen
Senkt sich das wunde Herz,
Dort Alles zu vertrauen,
Was Menschen nicht verstehen,
Natur neigt meinem Flehen
Das volle Bluthenherz.

Als Lilla ihren Gesang vollendet hatte, reichte ihr Emma den Ring, und erkannte ihr den Preis zu, denn ein ganzes Leben des Sehnens und der Wonne sey in den süßen Tönen enthalten. Lilla nahm den Ring mit sichtbarer Freude, und schmückte ihren Finger damit, so daß die weiße vielberingte Hand aus einem alten Gemälde hervorzustrahlen schien. Jetzt wechselten heitre Scherze bey der Abendmahlzeit, und Lilla sang in die Wette mit zwey Nachtigallen, die von der

Waldung jenseits des Rheins die Eine, die Andre aus dem Weinberg im Wechselschall einander antworteten. Da wandelte eine weiße Gestalt langsam die Stiegen hinauf, zur Anhöhe, wo die duftende Laube mit Tönen und Blüthen prangend auf die weite Gegend hinaussah. Das ist Urbanus, rief Emma, und eilte ihm entgegen. Kindlich drückte sie seine dargebotne Rechte an ihre Lippen.

Der St. Johannis-Abend ist heut, ihr Kinder, sagte Urbanus, seht wie ringsum die Feuer vor den Hütten funkeln, die Glühwürmlein durch die lauen Lüfte wogen. Ein solcher Odem der Luft, wie diesen Abend an so schöner Stelle weht, ist wundersam einwirkend auf das Gemüth. Alle Sterne rufen nach Oben, und die irrenden Glühkäfer auf dem Boden sind die wilden Begierden, welche die Blicke vom Himmel abwenden. Hier blüht schöne Jugend mit den Rosen dieses Frühlings um die Wette; öffnet die Herzen, und sagt mir, wessen wollt ihr seyn, den Sternen dort Oben, oder den falschen Lichtern hienieden, Gott, oder der Sünde?

Höchst überrascht schwieg Alles, Urbanus sprach weiter: Ihr lieben schönen Kinder, glaubt mir, der ich nun bald hoffe in die Heimath zu gehn, ich sah viel süße Blumen, angehaucht vom Gifthauch der Sünde, in Gram hingesunken. Ein zartes Herz muß brechen unter der Last der Schuld, und so frech, und von Gott entfremdet ist keine Seele, daß nicht zuweilen der Schlangenbiß der Reue sie durchbohrte, damit sie nicht ganz verloren gehe. Unbeachtet verhallt

oft die Warnung vor dem Fall, wenn auch nicht unvernommen, und wie ein Echo, das nach langer Pauſe von Fern zurückkehrt, weckt ſie noch dann die Seele zur Buße und Wiederkehr, denn Gottes Liebe iſt unermeſſen.

Urbanus ſchwieg, und ein tiefes Staunen hielt die Zungen in Feſſeln. Vergebens wollte Lilla mit der geübten Hand ſüße Töne aus der Laute hervorlocken, ſie zerrannen in Mißklang, und ein eiskalter Schauder goß ſich durch die Seelen. Freundlich nahm nun Urbanus die Laute, und ſang, ſich mit milden und tiefen Accorden begleitend:

Geht ein zur Ruh, aut Nacht,
Zum Schlaf die Sterne winken,
Die nicht zum Wachen blinken
In ſolcher ſußen Pracht.

Was dort geſchrieben ſteht
In klaren Wunderzugen
Erſcheint euch nur als Lügen,
Weil ihr es nicht verſteht.

In Kindes Schlaf hinein
Da ſchauen ſüße Sterne,
Der Unſchuld webend gerne
Viel Träum' im Blüthenſchein.

Und wo die finſtre Macht
Im finſtern Herzen waltet,
Da ſchaun, die nie veraltet,
Wie Bosheit ſinnend wacht.

Und die der Unſchuld hold
Dem Boſen zurnend ſcheinen,
Er ſiehet blutig weinen
Der Sternenblicke Gold.

Geht ein zur Ruh, gut Nacht!
Zum Schlaf die Sterne winken,
Ihr seht vereinst sie blinken
In reiner Morgenpracht!

Es lag etwas sanft gebietendes in Urbanus Blick und Geberde, ihm widerstand Niemand. Anständig und freundlich entfernte sich Alles, und eine tiefe innerliche Scheu war über die jungen Gemüther gekommen. Kurz war der Nachtgruß und Jedes verfügte sich nach seiner Wohnung. Graf Guy wurde noch von Imogen zum nächsten Morgen eingeladen, eh' er Abschied nahm.

Ein Ausruf der Bewunderung glitt von Imogens und Amaliens Lippen, als sie ihr Zimmer erblickten. Nett und heiter lag der Vollmondschein auf dem köstlichen Fußteppich, und der Kerzen Glanz durchschimmerte die Blumen, und verklärte die Gestalten auf der altteutschen Vottotafel. Außen rauschte der wogende Rhein im frischen Nachtwind, und würziger drangen des Waldes und der Reben Düfte zu den offnen Fenstern hinein. Ein kleiner gothischer Altar winkte den regen Gästen, beyde ergötzten sich noch lange an dem für sie ganz neuen Reiz einer südlichen Rosenmondnacht. Prinz Imogen sang noch zur Laute ein helles Lied in die frische Nachtluft hinein, dann ging er zur Ruh, vom Feenglanz des Monden auf den alterthümlichen Kunstgebilden und frischen Rosen wunderbar ergötzt.

Das ist hier ein eignes Leben, sagte Amalie, früh erwachend, ich habe nun niegeahnte Dinge gesehn,

und ſeltſame Regungen ſind in mir erwacht. Es gibt alſo etwas Anders, etwas Beſſers vielleicht, als das, was in unſerm Kreiſe das Ziel unſers Denkens und Strebens ausmacht? Viel ſolche Tage möcht' ich leben, wie geſtern, wenn gleich die Erinnerungen wie zerfloßne Traumbilder mir verſchweben.

Wir können hier drey Tage zubringen, ſagte Imogen, in der Zeit kommt deine Geſellſchafterin, und du gehſt zurück, denn weiter kann ich dich nun nicht mitnehmen. Du haſt Recht, es iſt hier ein wunderlich eignes Weſen, der Rhein mag wohl ſeine beſondre Luft haben, und der Einfluß der alten Denkmale kann auch dazu beitragen. Unſre Wohnſitze nördlich ſind ſo friſch und glatt, man lebt, wie ſeit geſtern, und wie für Morgen. Der flache Sandboden und die kahle Ferne können das Gemüth nicht bewegen, und die Spieltiſche geben uns vollends den Reſt. Aber es geht doch kein Leben über unſer Leben, wenn wir ſo recht flott ſind, und ich ſage nur immer wie der Knabe im Fauſt:

Und wär' ich bey Geld,
So wär' ich bey Sinnen!

Nein, das rechte Champagnerſchäumen des Lebens, davon ahnt man nichts in dieſen beſchränkten durſtigen Wohnſitzen. Hier iſt der Sommerpallaſt der Natur, aber die Nachtigall hört auf zu ſchlagen, und wer mag neun Monat lang gähnen und ſchmachten, um dann drey Monat in Entzückungen hinzuſchmelzen? Doch komm, Amalie, wir wollen in der Laube

frühſtücken, aus der uns geſtern der alte Stöhrefried hinausgewieſen.

Beym Herabſteigen wurde das fremde Paar von Carl und Emma begrüßt, welche ſie zur Roſenlaube geleiteten. Emma, in knapper leichter himmelblauer Morgenkleidung mit ſchwarzem Schurz und Mieder; ein paaar wilde Roſen am Buſen, die Haare regellos aufgeflochten, und wieder in quillenden Locken auf die Schläfen ausgegoſſen, war unendlich ſchön. Glanz und Düfte der Gegend ſchienen nur von ihr auszugehen. Imogen ſtand in ihrem Anblick verſunken. Was er je Anmuthiges und Schönes erblickt, zerfloß wie ein Hauch vor der Erſcheinung dieſes geiſtigen beſeelten Weſens, und des Weltlings Gemüth, durchkältet und durchzuckert, wie die zu Eis getriebene Frucht, welche die Tafeln der Großen ſchmückt, begann von dem Hauch der ſüßen Natur zu ſchmelzen, die ihn hier zum Erſtenmal in ihrer Herrlichkeit grüßte. Die Gegenwart ſeiner Gefährtin, die Nähe Lillas waren ihm keine Hinderniſſe. Imogen, der ſeinen Triumph darein ſetzte, jeden Willen dem ſeinigen unterzuordnen, fühlte ſich zum Herrſchen über die Gemüther erkoren, und verhieß nicht einmal die Treue, die er nicht zu halten geſonnen war.

Um ein Geſpräch mit Emma anzuknüpfen, verlangte Prinz Imogen Auskunft von ihr über den Alten. Sie erwiederte ſchon, daß von ſeiner Lebensgeſchichte wunderliche Sagen umhergingen, als die Ankunft Graf Guys ihr Angeſicht mit dem höchſten Purpur überzog. Guy kam, einen Strauß wilder

Rosen in Händen, und da er dieselbe Blume an Emma's Busen sahe, fragte er sie, ob sie mehr Freude an dieser hätte, als an der Gartenrose? oder ob sie die armen Blumen nur aus Hohn trüge, um ihren Glanz zu beschämen? Emma erklärte, ihr Duft sey frischer und habe etwas würzigers, als der Duft der Gartenrose, und überhaupt möge sie das Künstliche nicht. Imogen unterbrach dies Gespräch, indem er sich zu Johannes wandte. Wie anmuthig, sagte er, ist es hier in Ihrem kleinen Hause, und wie herrlich Luft und Gegend hier am Rhein! Das Alte steht hier so groß und reich, in so schönem Ernst gegen das lächelnde Angesicht des Himmels und der grünen Rebenhügel. Wo ich je wieder hingelange, wird dies Bild vor mir stehn, und mein Sehnen wecken. Sie gehen dem prachtvollen Paris, sagte Johannes, gehen dem Ruhme entgegen. Dem Tode, sagte Imogen. Wenn ich dahin bin, werden Sie Ihrer Gäste nicht mehr gedenken. Viel lieber hoff' ich Sie bey siegreicher Wiederkehr froh willkommen zu heißen, antwortete Johannes, wer wird solche Ahnungen hegen? Geben Sie, bey so blühender Jugend, solchen Gedanken nicht Raum. Sie gehn in einen guten Krieg für die gute Sache. So werden Sie denn diesen ernsten Zug mit festem Herzen und freudiger Zuversicht beginnen, und der Kugel eine unbefleckte Brust darbieten, sie treffe nun, oder sie fehle. So denkt der Soldat nicht, unterbrach Imogen, Niemand als er hat ein gleiches Recht, die Blüthe des Augenblicks zu pflücken. Wir kennen keinen Rückblick, immer voran,

keine Schranken, alles iſt unbedingt, Luſt und Weh, und der Tod iſt willkommen! Doch lieber Vater Johannes, wie wär's, wenn wir heut den Frankenſtein beſuchten? Laſſen Sie mich Ihnen die Kinder entführen, jeder Sorge um uns ſind Sie enthoben, ich lade Emma und Carl auf der Ruine zu Gaſt und bringe ſie Ihnen wohlbehalten bey Vollmondlicht zurück. Auch Graf Guy und die ſchöne Sängerin lad ich ein, auch Mutter Eliſabeth, und Sie, wenn es Sie erfreuen kann. Laſſen Sie uns Alte nur, lächelte Johannes, Jugend will der Jugend ſeyn, und wir haben in unſerm Gemüthe genug Anhöhen zu erklimmen, als daß wir es noch auf Erden verſuchen wollten.

Prinz Imogen ging jetzt Befehle zu geben, und nach dem Frühſtück begann die muntre Fahrt. Carl und Graf Guy ſetzten ſich zu Pferde, Lilla beſtieg Amaliens arabiſches Handpferd, Imogen lenkte die Zügel des Wagens, in welchem Amalie neben Emma ſaß. Vorreiter, Jokey, Jäger, Doggen und Windſpiele umlärmten den Zug, und ein Beywagen, mit Eßwaaren beladen, obenein noch mit Köchen, Kellermeiſter und Küchenjungen, verkündete, daß auf dem Frankenſtein ein Feſt wie zu Gamachos Hochzeit bereitet werden ſollte. Wirklich ſahen die Gäſte bey der Ankunft auf dem Schloßberge den Koch ſinnend und kopfſchüttelnd umhergehn, endlich mit Jubel einen ungeheuren Kamin entdecken, und dort ſeine Verfügungen treffen, dahingegen der Kellermeiſter den Vorrath edler Weine in dem ſteinernen uralten Brun-

nenbecken der Felsquellen abkühlen ließ. Von ausgestochnen Grasstücken und Steinen wurde ein Heerd errichtet, ein lustiges Feuer loderte drauf, und die bunten Rheinforellen, herbeygebracht von Landleuten, fanden hier ihren Tod. Es sah sich diesen Anstalten ganz behaglich zu; Imogen ließ sich's nicht nehmen, sie zu leiten, er konnte sich weder bey seiner Tänzerin Amalie, noch bey der Sängerin Raths erholen, Emma wurde dann befragt, und selbst Graf Guy hatte während der Emigration manches gelernt, und sogar den Werther gelesen, dies war Ursache, daß er verlangte, die Schoten dürften durchaus nicht durch ungeweihte Hände gehn, sie müßten von der Gesellschaft ausgeschält werden. Der Vorschlag fand rauschenden Beyfall. Alles schaffte sich Platz um einen runden steinernen Tisch, im dichtesten Schatten, und Imogen, stets hoffend, von Emma mehr zu erfahren, begehrte, während die grünen Kerne flink durch die Alabasterhände rollten, auch von ihr die Erzählung einer Begebenheit, da sie sich gestern Abend entfernt habe, ohne ihren Zoll zu entrichten. Graf Guy drang nicht minder in Emma, und sie begann mit Erröthen:

Mein einfach stilles Leben ist dem der Blumen im Thale nicht ungleich, fast immer froh, ungekannt, ungestört; den Tod einer Jugendfreundin ausgenommen, habe ich noch nichts erlebt, die ganze Welt ist mir neu. Nur aus meiner Kindheit weht mir oft die Erinnerung einer Begegniß wieder zu, so einfach sie ist, reizvoll für mich. Es war ein frischer Maytag, ich stand im St. Catharinenstift, und schaute

die Rose des herrlichen Fensterbogens an. Urbanus, den ich zuvor oft gesehn, und der mir Früchte gereicht, aber nie mit mir geredet, nahm mich bey der Hand, sah mir ins Auge, und sagte: Komm mit! Wohin? sagt' ich. Komm, da du solche Freude an Bildern hast, ich will dir liebe Engel zeigen. Er führte mich zum Thor hinaus, zu einem kleinen Korbwagen, und wir kamen nach wenigen Stunden in ein tiefes, grünes, süßduftendes Thal, voll rieselnder Quellen. Die Felsenhöhen prangten mit köstlichen Eichen, und hoch oben thronte diese Burg. Es war das Jägerthal. Ich konnte den Blumen nicht so vorüber, ich wollte zum Wagen hinaus und pflücken, aber ein ernstes Wort versagte es mir. Brich die Schwestern nicht vom Mutterherzen, sagte Urbanus, sie schmücken die Erde wie du! Bald kamen wir an ein Häuschen, es stand so lieb im tiefen kühlen Grund, von lauter süßem Sang und hellem Rieseln der Bäche umwoben, und die Quellen perlten über die zahllosen Vergißmeinnicht hin. Siehst du, mein Kind, sprach Urbanus, wie die Blümlein zum Himmel hin ängeln? Sie stehn in Thränen, aber selig sind die Thränen der Unschuld. — Nun gingen wir hinein. Wundervoll umfing es mich da mit blumenhellen Blicken und Minen, auf reinem Gold schwebten selige Gestalten, wehmüthig, und dennoch entzückt sahen sie hin auf mich. Frühlingsschimmer im Morgenglanz waren die reinen Lichtgewande, die Blumenblicke der heiligen Frauen. Ich stand, und schaute in die süßen Minen, meine Hände waren gefalten, ich sank in die Knie.

Der Goldglanz zitterte in meinen Thränen, mir war als regten sich die himmliſchen Flügel, und wollten mit meiner Seele hinſchweben. Oben herab ſchaute die heilige M[illegible]er tief in mein Herz hinein, als wüßte ſie ſchon [illegible]as ich meinte. Ich gedachte, wie mir die Mutter geſtorben war, ungekannt, und das ergriff mich nun heißer und banger, ſo daß ich in Thränen zerfließend dahin ſank. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, war ich ſchon im Wagen, der nach Oppenheim rollte, durch das liebliche Thal, und meine ſchönſte Sehnſucht blieb bey jenen Wunderbildern zurück.

Wie war es denn mit jenen Wunderbildern? fragte Guy. Vermuthlich, ſagte Imogen, der in Italien welche geſehen, ſtanden ſie auf goldnem Grund gemahlt, es war eine antike Unbehülflichkeit, nachher wurde man klüger und ſinnreicher. Ich ſollte das nicht meinen, erwiederte Lilla, ich halte vielmehr dies Abſondern der Heiligen und Märtyrer auf dem klaren Goldgrund für etwas ſehr Schönes und Sinnvolles, ich habe in Rom teutſche Dichter darüber allerhand ſprechen hören, was mir damals auch recht zu Herzen ging. Die Worte weiß ich nicht mehr, aber der Sinn war, wie mich dünkt, daß nur kindliche Ehrfurcht die Heiligkeit jener Geſtalten ſo klar und köſtlich umgeben, und ſie in die goldne ſonnige Region verſetzt habe, während Blumen aller Art zu ihren Füßen aufſproßten. Ja die teutſchen Dichter, rief Imogen, die werden am Ende noch ganz kindiſch. Harte Nüſſe werden ſie aufzubeißen haben, eh' nur einer ſo klaſſiſch

iſt wie Racine oder Boileau. Der Wieland wird dem Voltaire verglichen, du mein Himmel, welch ein Abſtand! Wieland ſoll mir nur eine Seite wie die Pucelle ſchreiben. Ich weiß nicht, ſagte Guy, ich finde nun, daß man es dulden kann, wenn ſo ein ſinnig Gemüth in allem eine liebliche Beziehung auffindet. Die teutſche Poeſie iſt wie Epheu, ſie erfaßt alles und rankt ſich daran hinauf. Den Geſchmack werden ſie doch endlich einmal wegbringen, wenn ſie die großen Muſter aus den Zeiten Louis XIV ſtudieren, und die Einwirkung dieſes Zeitpunkts die franzöſiſche Sprache über den Erdball ausbreitet, wie zu hoffen ſtehet. Viel eher, ſagte Amalie, (die mit den neuerwachenden Geiſtern jener Zeit einigemal zum Thee vereinigt geweſen war) möchten die Franzoſen unverſehens ein Stück Teutſchheit abbringen, und wer weiß, ſteht nicht noch mancher Geiſt aus ihrer Mitte auf, und predigt ihnen teutſche Poeſie? Das hieße wie St. Antonius den Fiſchen predigen, rief Lilla, aber ſeht doch, die Schoten ſind fertig, und wir gerathen ſeit geſtern immer in die Aeſthetik hinein. Zaubern Sie uns aus den Geſprächen über das Schöne in die Wirklichkeit, ſagte Imogen, und ergriff die Laute, indem er die ſeinige ſich auch geben ließ, und beyde nun nach einem kurzen leiſen Geſpräch ein liebliches Duo begannen. Nachdem zerſtreute ſich der muntre Kreis in den Trümmern; wenn auch Amalie und Lilla eigentlich leer ausgingen, da Alles, was Imogen und Guy erſannen, ſich nur auf Emma bezog, ſo verfloſſen jedoch die Stunden ſehr angenehm bis

zur Mahlzeit, die in einem der glänzendſten Palläſte nicht ausgeſuchter hätte ſeyn können, und deren Pracht Imogens Stand verrathen haben würde, wenn Emma und Carl nicht zu unbekannt mit der Welt geweſen wären, um einen Prinzen in jenem dem Anſchein nach, ſo anſpruchloſen Fremdling zu ahnen.

Sinnreich wuſte Lilla beym Umhergehn nach Tiſch die Paare ſo zu ordnen, daß Imogen, deſſen Wünſche ſie verrieth, Emma's Führer wurde. Gern hätte ſie ſich durch des freundlichen Guy Unterhaltung entſchädigt, aber ſie fühlte, daß dann Amalie Störung machen würde, und nahm Carls Führung an. Guy, der keine Ahnung davon hatte, daß Amalie nicht Imogens Gemahlin ſey, begegnete ihr mit der höchſten Auszeichnung, und das war Amalien neu, bisher war ihrer Schönheit allein gehuldigt worden. Guy huldigte dem Stand, den er in ihr vorausſetzte, und Amalie ließ ihn, ſo viel ſie vermochte, keinen Mißgriff fühlen. Lange gieng Alles vortrefflich, bis das Geſpräch ſich auf die Vergnügungen der großen Welt, und von da natürlich auf die Ballette hinwandte. Da brach der mühſam gebannte Geiſt aus ſeinem Kreiſe, und Guy, ganz namenlos überraſcht, ließ Amaliens Arm fahren, ohne doch noch die volle Wahrheit zu faſſen. Er hielt Amalien für einen Emporkömmling, für Imogens rechtmäßige Gemahlin. Dieſer Irrthum behagte Amalien nicht, ſie fand ſich vernachläßigt, und wünſchte ein neues Band zu knüpfen. Nichts ſchien ihr romantiſcher, als die Schätze, welche ſie Eduards Großmuth dankte, mit dem ſchönen Emigran-

ten zu theilen, und zum Dank ſeine Hand zu empfangen. Sie löſ'te ihm das Räthſel, und bat ihn, ihrem Schmerz über Eduards Unbeſtand die Theilnahme eines Freundes zu ſchenken, da Imogen jetzt ſichtlich von Emma's Schönheit hingeriſſen ſey. Kaum hatte Amalie dies Wort ausgeſprochen, als der bis dahin ganz unbefangene Guy urplötzlich die Schlinge erblickend, die Emma's Unſchuld gelegt war, Amalien in dem blühenden Rund von wilden Roſenſtauden am Felshang, wohin ſie ihn zum Ausruhn geführt, ſitzen ließ, und mit unaufhaltſamer Eil durch das Gehölz irrte, Emma aufzuſuchen. Die Tänzerin, die dieſen Ausgang des Geſprächs nicht geahnet, ſah Guy mit ſtummen Erſtaunen nach, und nahm dann langſam den Weg nach der Ruine, einen Blumenſtrauß zerpflückend, der ſich ihrem gereizten Gemüthe als willkommenes Opfer darbot.

An einer nicht minder einſamen und verſchatteten Stelle, als die, wo Amalie mit ihm verweilt hatte fand Guy mit Imogen Emma im Geſpräch. Zu tief war ſein ganzes Gefühl angeregt, um nicht zu lauſchen. Er vernahm Imogens Worte: Sie kennen nun mein ganzes Unglück, meine Leiden, Sie werden mir Theilnahme gewähren, und mir vergönnen, nach dem Himmelsglück Ihres Herzens zu ſtreben! Bravo, dachte Guy, das iſt ja das rechte Gegenſtück zu Amalien! und er horchte weiter. Emma unterbrach den Prinzen. Ich weiß wenig vom Leben, und noch minder von der Liebe, ich kann keine Anſicht von Ihrer Lebensgeſchichte faſſen, und Ihnen über mich

nichts Anders ſagen, als daß mir Alles, was Sie betrifft, völlig fremd geblieben! Imogen erblaßte. Verzeihen Sie meiner Freymüthigkeit, ſagte Emma; alle Wahrheit iſt liebevoll, Wahrheit hat herbe Schaale, aber ſüßen Kern, und ſo wenig ich je von Liebe erfahren, halte ich es doch für ein Verbrechen, irgend ein Herz über ſein Gefühl zu täuſchen. Emma ſtand auf, und Imogen vermochte nicht, ſie zurückzuhalten. Guy entfernte ſich, ganz unbemerkt, und im Herzen ſelig froh. Er hoffte, zu ihm würde Emma ſo nicht ſprechen, er glaubte, vorausſetzen zu dürfen, ſie würde nicht ſo ſtreng geſprochen haben, wenn ihr Herz nicht ſchon eingenommen geweſen wäre, und eine leiſe Ahnung ſagte ihm, daß er Eindruck auf ſie gemacht. Wie von Ohngefähr fand ſich die Geſellſchaft wieder bey der Ruine zuſammen, doch wie erſtaunt würde ein unbefangner Beobachter geweſen ſeyn, der nun dieſelben Geſichter wieder geſehn hätte, aus denen alle Freude gewichen war! Carl, von Lilla ganz eingenommen, ſah nun nichts mehr als ſie, und wenn er ſchon Lilla nicht ſehr gefiel, ſo war er ihr immer doch etwas mehr werth, als gar Niemand, und ſie duldete ſeine Aufmerkſamkeiten.

Amalie winkte zum Aufbruch, und raſch flogen die Wagen durch die Waldung zurück. Emma ſprach kein Wort zu Amalien, denn ſie wußte nun ungefähr, wer ſie war. Amalie hingegen, die nicht vermeinte, daß Imogen irgend etwas unterlaſſen haben würde, was ſeinen Bemerkungen mehr Gewicht geben könnte, ergriff das Wort, und nannte, von Imogen ſprechend,

ihn bey seinem vollen Namen. Emma erblaßte, und beschwor sie, ihr die Wahrheit zu sagen. Amalie betheuerte, daß dies Wahrheit sey, und bezeigte Emma Unglauben daran, daß sie dies nicht wisse. Mehr vom innern Gefühl des Bewußtseyns und der Zartheit, als von klaren Vorstellungen gewarnt, und empört über Amaliens Betragen, warf Emma einen Blick auf sie, der wie ein Blitz ihr Inneres durchbohrte. Mit hohem Herzklopfen und Erröthen sprach Emma: Mein erster Blick in die Welt ist heut geschehen, aber wie trostlos öffnet sie sich mir! Welche Verworrenheit, welche Marter! Wie froh will ich wieder in meiner Einsamkeit seyn! Wie unendlich jammert mich jedes weibliche Wesen, das nicht aus dem Weltgewirre wieder in sich selbst zurückflüchten darf, um Ruh und Freude zu finden! Der Wagen war jetzt angelangt, und Emma trennte sich sogleich von den Gästen, und eilte an das Herz der Mutter Elisabeth, um dort ihren ganzen Schmerz auszuweinen. Einige Stunden waren beyde im Gespräch, dann ging Emma zur Ruh, diesmal in Elisabeths Zimmer. Sanft war ihr Schlummer, wie ein Licht lächelte ein himmelblaues Auge in ihre Träume. Carl war in derselben Nacht noch nach der Stadt hingeritten, wo sein Fach ihn hinrief.

Frühmorgens, als die Lerche kaum ihr erstes Lied vollendet, ging Emma an Elisabeths Hand durch die duftende Fahrstraße nach D* zu, wo die biedre Wirthin des ersten Gasthauses, Elisabeths Muhme, in reger Thätigkeit, im Kreise blühender Kinder lebte. Musik und Bücher fehlten nicht in diesem frohen und

geſegneten Hauſe, das der Reiſende noch immer preiſt, wenn irgend ein Zufall ihn veranlaßt, in dieſem Städtchen zu verweilen, und er im freundlichen Zimmer unſrer teutſchen Dichter ſinnigſte Lieder mit Kunſt und Liebe zur Laute vortragen hört, und an geiſtvollen Geſprächen Antheil nimmt.

Innig freute ſich Frau Johanne des Beſuchs der zwey lieben Ankömmlinge, eilig wurden ihnen das beſte Zimmer bereitet, und wie groß war der Jubel im ganzen Hauſe, als Eliſabeth äußerte, ſie würde einige Wochen mit Emma hier bleiben. Die Freude überräubte die Verwunderung über dieſen ganz ungewöhnlichen Entſchluß, denn Eliſabeth zu bewegen, die kleine Stunde zu gehn, die zwiſchen Oppenheim und D* liegt, das hätten ſonſt beſtürmende Bitten nicht vermocht. Eliſabeth gehörte zu den lieben Hausmüttern, die, gleich der Schnecke, ihr Haus immer auf ſich ruhen haben, und nicht heraus können; diesmal aber fühlte ſie die Nothwendigkeit einer Entfernung ihrer Emma von einem ſo unternehmenden und anmuthigen Verführer, als Prinz Imogen, und da ſie ſich eben ſo wenig entſchließen konnte, Emma einer fremden Obhut zu vertrauen, war ſie, mit Gott, wie ſie ſagte, mit ihr gegangen, und Vater Johannes hatte ſeinen Segen mit auf den Weg gegeben.

Als am Morgen, nach dem Erwachen der Fremden das Mädchen herauf kam, und ſie fragte, wo ſie frühſtücken wollten, rief Imogen: In der Roſenlaube! Zu Befehl, ſagte das Mädchen, verſchwand, und kam bald zurück, verkundend, daß Alles bereit ſey.

Der Prinz ging mit Amalien hinunter, schon ahnend, es sey nicht Alles, wie vorher. Ein schönes Frühstück für zwey Personen stand bereit, Niemand ließ sich sehen. Ganz bekommen, ganz einsylbig blieben beyde einander gegenüber; nach einer Stunde kam das Mädchen wieder, und bat um die Stunde und den Ort, wo sie zu essen beföhlen? Ganz erstaunt vermochte Imogen kaum eine Frage nach dem Herrn des Hauses herauszustammeln. Alles ist verreis't, sagte das Mädchen, der Herr und die Frau lassen sich entschuldigen, und Sie bitten, in ihrer Abwesenheit dies Haus als das Ihrige zu betrachten. Imogen erblaßte und erröthete wechselsweise, bebend stand er da. Endlich rief er ungestüm nach seinen Leuten, befahl vorzufahren, warf dem Mädchen eine volle Börse hin; im Flug enteilten die muntern Rosse, und Eduard und Amalie hatten bald Oppenheim fern hinter sich, ohne sich doch von Schaam und Ingrimm trennen zu können, die sie peinigend durchzuckten. In der Ueberraschung hatte Imogen sogar Lillas ganz vergessen, unaufhaltsam ließ er weiter fahren. Schon hoffte Amalie, daß sie ihn wieder gewonnen habe, doch in der nächsten Stadt erkannte sie ihren Irrthum. Kalt und stumm nahm der Prinz Abschied, überreichte ihr eine Anweisung auf ein Jahrgehalt, empfahl ihr: gescheit und redlich zu werden, und ließ ihr keine Zeit zu den Vorwürfen, die er schon auf ihren Lippen schweben sah. Und als nun sechs rasche Pferde mit dem leichten Wagen Amalien ihren schönen Traum immer weiter aus ihren Augen führten, und sie ge-

dankenvoll dem Zuge nachſchaute, da that ſie doch noch einen Blick in ihr Inneres, und ſeufzte: ich habe es wohl verdient!

Indeß war Graf Guy durch die Weinberge gegangen, ſeine Augen nicht abwendend von dem Hauſe, wo er Emma noch anweſend glaubte, und ſie nicht erblickend. Auf dieſen Tag hatte ihn Eduard nicht geladen, und er wagte nicht, ungebeten zu kommen. Träumend durchirrte Guy die reizenden Windungen der Gänge, durch die Hügel voll Reben und Blumenſtauden, und gerieth endlich in ein volldufendes Roſengärtchen, deſſen Anblick von Sorgſamkeit und Wohlſtand des Beſitzers zeugte. Er entſann ſich nicht in dieſer Gegend ſchon geweſen zu ſeyn, und konnte ſich nicht gleich von dem reizenden Ort losreiſſen. Ein Kreis von hohen blühenden Lilien ſtand um eine kleine Laube, Guy ging hinein, Schatten zu ſuchen, aber das Licht ſeiner Seele funkelte dort. Emma ſaß in der Laube, eine zierliche Arbeit in Händen. Entſetzt, und vermeinend ſeine Augen täuſchen ihn, ſtand Guy wie ein Marmorbild im Eingang der Laube, Emma'n durch ſeinen Anblick nicht minder überraſchend, als er es ſelbſt war. Beyde glaubten nur das Traumbild ihrer Seele zu ſchauen, und ſahen ſich lange ſtumm und bewegungslos in die Augen. Der Wechſel von Lilien und Roſen auf Emma's Angeſicht, das Klopfen ihres Herzens ſagten Guy, daß ſie es ſelbſt ſey, und nun plötzlich ſein Bewußtſeyn zurückrufend, nahte er ſich ihr mit der Ehrerbietung, die ihre Sittſamkeit ihm eingeflößt hatte. Guy erzählte dem holden Mädchen

wie zufällig er in dieſen Garten gelangt ſey, und fragte ſie, wie es komme, daß er ſie hier finde? Erröthend erwiederte Emma, Mutter Eliſabeth wolle hier einige Wochen zubringen. Bey dieſen Worten ſtand ſie auf, ſich zu entfernen, und Guy wagte nicht, ſie zurückzuhalten, er nahm Abſchied von ihr, und ſank dann auf die Stelle nieder, wo er Emma angetroffen, die Blüthenzweige küſſend, die ihre Goldlocken im Reigen berührt, eine Epheuranke neigte ſich dort vom Stamm hernieder, Guy pflückte ſie, um ſie zum Angedenken dieſer Stunde zu bewahren. Da ſtand auf einem Epheublatt mit der Nadel ein G geſchrieben, ganz friſch. Wie ſollt' es nicht Guy's Namenszug ſeyn? War doch die Melodie in Emma's Stimme ſüßtönender, wenn ſie mit ihm ſprach, leuchtete doch in ihren Blicken ein zarter Glanz, wenn er ihr ins Auge ſah. Von nie empfundner Seligkeit durchdrungen ging Guy nach Oppenheim zurück, ſo heiter und wonnig in ſeine Zukunft blickend, wie in die blühenden Hügel, die der Rhein liebkoſend in ſeinem Spiegel verklärt.

Bald rief des Johannes beruhigendes Wort ſeines Lebens Freude, die ſchwer vermißte Eliſabeth, und die geliebte Enkelin nach Oppenheim zurück. In beyder Abweſenheit hatte ſich Guy dem Alten genähert, und ſich mit ihm befreundet. Manchesmal waren Beyde das ſchöne Jägerthal entlang gegangen, der einſame Urbanus, der Vater Johannes ſtets viel Liebe bezeigte, war ihnen begegnet, und hatte ſich angeſchloſſen. Urbanus ging auch wohl auf Johannes Bitte nach

Oppenheim mit hinauf, und beym Weinbecher in der Laube ging die halbe warme Sommernacht in ahnungsvollen Gesprächen hin. Guy fand, daß Urbanus ein: „Original“ sey, aber das behagte ihm eben. Gutdenkende Franzosen aus der großen Welt suchen aus Modeton nur vor sich selbst ihren bessern Sinn zu verläugnen, und wenn sie sich innerlich bewegt und hingerissen fühlen, spiegeln sie sich vor, daß sie sich nur belustigen, denn zur Evidenz darf kein zartes Gefühl bey einem Franzosen kommen, weil viele schlechter sind, als sie scheinen, aber noch mehrere besser, die sich aber vor Jenem, und vor Allem vor dem Donnerwort: ridicule fürchten.

Eines Abends, als die drey in der Laube saßen, und das süße neue Mondlicht ahnend im Duft des Abendhimmels schwamm, brachte Johannes das alte Erbstück, das Buch mit Legenden und Sagen aus der Vorzeit, voll schöner Abbildungen, herbey. Er sagte zu Urbanus: Sie lieben ja alle diese alten Sachen, und sammeln sie; dies Büchlein hat schon meine Kindheit erheitert, und als Greis freue ich mich noch sein; es steht manches Gute darin. Die Lesewelt soll aber jetzt nichts anders genießbar finden, als moderne Romane, in welchen schon die Kinder Liebeley treiben, ich kann das Zeugs nicht lesen, ein frommes schlichtes Blatt hier aus dem Buche ist mir lieber. Freund Urbanus, Ihre Augen sind frischer noch als meine, lesen Sie uns doch Etwas. Johannes schlug das Buch auf, Guy sah ein Bild darin an und fragte: Was will denn das wunderwinzige Männlein

da, vor der alten Burgtrümmer mit dem schönen Jüngling, und warum ist er denn so betrübt, der junge Gesell? Wir wollen es gleich sehen, sagte Urbanus, nahm das Buch, und las:

Die Wunderblume.

Sage.

Aus Sittdorf in der goldnen Au
Ein Hirt zur Weide ging,
Der trocknet wohl die Aeuglein blau,
Drin manche Thräne hing.

Denn arm und hilflos war der Knab,
Sein Lieb' ein' Waise hold,
Und hatten nur den Hirtenstab
Und weder Gut noch Gold.

Und wie der Knabe schaut umher
Von des Kolbauers Hof'n,
Da seufzt er, wenn doch meine wär'
Ein Hüttchen, hier zu sein.

Und an der Hütt' ein Gärtchen klein,
Und drin das süße Herz,
Und wären diese Schafe mein,
Was wollt' ich da vom Schmerz?

Und sieh: da funkelt's süß und hold
Am Bergeneck wunderbar,
Wie durch die Blumen Mondesgold,
Rubin und Saphir klar.

Und wie der Knab dem Scheine naht,
Da ist's ein Blümlein hell,
Das steht so fern vom Bergespfad,
Und schaut sich frisch im Quell.

„Schön Blümlein du, von Farben bunt,
Schön Blümlein, duftereich,
So roſig, wie der Liebſten Mund,
So lacheind auch zugleich.

Nie ſah ich ſolch ein ſüßes Licht,
Solch Wunderblumelein'
Die Erd' hat ihres Gleichen nicht,
Muß wohl vom Himmel ſeyn!

Der Knabe pflückt ſie wohlgemuth,
Will bringen ſie der Braut,
Und ſteckt die Blume an den Huth,
Und ſingt ein Liedlein laut.

Vergeſſen iſt ſein bittrer Schmerz
Und was ihn je bedrückt,
Denn ſieh, die Blume hat ſein Herz
Mit ſüßem Duft erquickt.

Vorüber geht's der alten Burg,
Von Epheu ganz umſtrickt,
Die wohl durch Wald und Felß hindurch
Als Gruß der Vorzeit blickt.

Da ſchaut der Hirt die Wölbung dicht
An ſchroffer Felſenwand,
Die ſichtbar ſonſt den Blicken nicht
Den Morgen offen ſtand.

Der Knabe klimmt die Wand hinauf,
Walzt manchen Stein noch fort,
Und findet nach mühſamen Lauf
Ein'n wundervollen Ort.

Die Wände geben lichten Schein
Uralter Heldenpracht,
Und vollgestreut sind Edelstein
Auf schwarzen Bodens Nacht.

Der Knabe bückt sich hoch erfreut,
Rafft auf die Steine licht,
Doch eine dumpfe Stimme schreit:
„Vergiß das Beste nicht!“

Mein, was mag wohl das Beste seyn,
In dieser Wölbung dicht,
Wo nicht die bunten Edelstein
Davon die Nacht wird licht?

So eilt er wieder froh hinaus,
Und sieh! da schlägt im Nu
Die kleine Pforte mit Gebraus
Dicht hinter ihm sich zu.

Doch bleibt der Hirte wohlgemuth,
Und eilt zur Liebsten fein,
Will bringen ihr ganz voll den Hut
Der schönsten Edelstein.

Da sieht er seine Blume nicht,
Und vor ihm steht ein Zwerg,
Der spricht: „wo hast die Blume licht,
„Die du gepflückt am Berg?“

Verloren! sagt der Knab mit Schmerz —
„O weh! und sie war dein!
„Wie täuschte thöricht doch dein Herz
„Um Tand das Beste ein!“

Der Zwerg verſchwand, der Knabe ging,
Sein Herz ward nicht mehr froh —
Wie Manchem, der die Blum' empfing,
Wie Manchem ging es ſo!

Wie Manchem ging es ſo! wiederholte ſeufzend Urbanus, Erinnerungen zogen Wolken um ſein blaues leuchtendes Auge. Guy gedachte unwillkührlich der verklärten Emma, und dann ſehnender noch der Lebenden — da rauſcht' es ſanft im Jelängerjelieber, und Emma lag in Johannes Armen; ihr folgte Eliſabeth. Erröthend erwiederte Emma den Gruß des Grafen, deſſen Gegenwart ſie freudiger überraſchte, als ſie es ſelbſt ſich geſtand. Nun wurde die Abendfeyer erſt ſchön! Ein biedrer Freund aus der Nachbarſchaft, Herr Gottfried, der von einer Geſchäftsreiſe eben zurückgekommen, in ſeinem angrenzenden Garten wandelnd, hörte, wie froh es von der Roſenlaube her ſchallte, bog die Reben weg, die ſein Beſitzthum von dem des Vater Johannes trennten. Er trat hinein, und wurde herzlich von den Anweſenden bewillkommt. Emma ſah ihn gern, denn ſein lebensfroher liebender Blick hatte ihre erſte Kindheit gegrüßt, als Jüngling hatte Gottfried das ſüße Kind auf den Armen getragen, ſeine Braut war ihre Muhme, ſie ſtarb im erſten Wochenbett in Emma's Armen, welche ſie pflegte; das Kind, ſeine ganze Hoffnung und Luſt, welkte der Mutter nach. Nun wandte ſich Heern Gottfrieds ganzer Sinn auf die liebliche Emma, er hatte ihre Schönheit ungerührt geſehn, ſo lange ſein gutes liebenswürdiges Weib ihn beglückte, und

hatte ſich damals nie von der innigen Theilnahme an Emma eine ſtrenge Rechenſchaft abgelegt, denn ſein Herz war ſo rein, wie ſein Sinn fromm und ſchlicht. Jetzt war er allein, fühlte ſich einſamer als vor der Verbindung mit ſeiner Frau, und es ging klar in ihm auf, daß nur die zarte, liebevolle und ſanfte Emma ſein Herz beglücken könne, doch noch lag ihm ſein Schmerz zu nah, um ſich Hoffnung auf ihren Beſitz zu geſtatten; Herr Gottfried war ein noch blühender Mann vom alten Schlag, ſtark und feſt, ein Wort, ein Mann. Er war zu ſchlicht, als daß er die keimende Liebe zwiſchen Guy und Emma beobachtet hätte nicht im Traum wäre ihm eingefallen, daß der ſchöne junge Graf aus der Fremde nach der teutſchen Bürgerstochter blicke, und Guys Weltton und Gewandtheit verhüllte ſeine Liebe unter dem Schleyer der Artigkeit. Gottfried konnte nicht wiſſen, welchen neuen Blick in das Leben Emma ſeit wenigen Wochen gethan, denn er war in Geſchäften zu Coblenz geweſen, und hatte keine Ahnung von dem Wechſel der Dinge um Emma her. Unbefangen, wenn gleich im Stillen über eine Art Veränderung in Emma's Weſen erſtaunt, brachte er den Abend fröhlich im Kreiſe der Freunde zu, und nahm wahren Antheil an der Lage des Grafen Guy. Er haßte von ganzer Seele die franzöſiſche Revolution, und er pflegte oft zu ſagen, daß die Enthuſiaſten bey Staatsumwälzungen jederzeit die Rolle der Katzen ſpielten, welche den Affen die Kaſtanien aus der Aſche ziehen, und daß Dulden oftmals noch eine höhere Kraft erfordere, als Handeln. Wenn die Menſchen

könnten, meynte Herr Gottfried, würden sie vor Allen sich gegen den lieben Gott empören, denn ein Jeder brauche andere Witterung; und überhaupt sey alles Nothwendige gut und heilsam, und alle Willkühr eine Quelle des Unglücks. So wie der Mensch selbst Hand an sein Schicksal legt, verdirbt er etwas daran, des Mannes schönste Kraft ist im Unglück groß und gut seyn, und dem Herrn zu vertrauen. So schlicht und rein, wie Gottfrieds Gesinnung, war sein ganzes Benehmen, sein Wesen weckte Vertrauen und gebot Achtung, und die ganze Gegend liebte ihn. Seine Felder, seine Weinberge, seine Waldstücke waren die blühendsten, seine Heerden erfüllten die Thale, Segen ruhte auf dem vererbten rechtlich erworbenen Gut, dessen Schätze sich in dem Maaße häuften, als des Besitzers Großmuth die Armen Antheil nehmen ließ. Die Liebe seiner Leute überhob Herrn Gottfried vieler kleinlicher Sorgen, die frohe, wohl eingetheilte, glückliche Dienerschaft trieb jedes Geschäft mit Lust, wie ein Uhrwerk griff alles in einander. Die Hoffnung, den blühenden Wohnplatz mit Kindern erfüllt zu sehen, die Lust der Mittheilung aller sanften Gefühle eines rein glücklichen Daseyns mit einem geliebten Weibe, war Gottfried durch den Tod entrissen, aber sie erstand von Neuem bey dem Gedanken an Emma. Ihre Regsamkeit, ihre Heiterkeit, die Anmuth, von der alles umstrahlt wurde, was sie betrieb, erfüllten Gottfried mit ungekannten Empfindungen, er wußte wohl, daß seine Frau nicht eine Emma gewesen, und ahnend erschrack er oft vor ihrem Reiz

und ihrer seelenvollen Huld, als gehörten beyde der Erde nicht. Doch wankte er nie in seiner Liebe, denn diese war so ächt und treu, daß sie mehr ein Bedürfniß war, Emma zu beglücken, als ein Wunsch, sie zu besitzen.

Emma ahnte nichts von Gottfrieds stiller Liebe, von ganzer Seele gern mochte sie ihn froh sehn, und um ihn seyn, und sie hatte es gefühlt, daß nur sie seinen Schmerz über den Verlust seiner Frau zu mildern vermochte; sie dachte nicht darüber nach, sondern fand es ganz natürlich, da sie auch die Verstorbne, ihre Gespielin, so herzlich geliebt, so daß ihr keine Andre je so vertraut und nahe gewesen. Nur wer einen Schmerz recht versteht, vermag Trost dafür zu reichen. Auch Emma hatte viel verloren, und würde diesen Verlust schmerzlicher empfunden haben, wenn nicht ihrer Muhme Heirath sie schon vor ihrem Tode von Emma entfernt hätte; es war das jungfräuliche kindliche Beysammenseyn nicht mehr gewesen, denn der Hausfrau Ernst hatte Dorotheens Gemüth ergriffen.

Wenn Herr Gottfried in Guy keinen Mitbewerber sah, so war seinerseits der Graf eben so wenig auf Gottfried eifersüchtig, dessen Wesen, freymüthig und verschlossen zugleich, nicht das Innere enthüllte, sondern das Zarteste still bewahrte. Beyde verschiedene Naturen, sympathetisch durch die Liebe zu Emma zu einander hingezogen, befreundeten sich, und im Zeitraum einiger Wochen gestaltete sich auf eine anmuthige Weise das tägliche Beysammenseyn der

Freunde. Urbanus ſchien in Emma's Geſellſchaft Erheiterung zu finden, und ſuchte freundlich auf ihren Geiſt zu wirken. Herr Gottfried wußte kleine Ergötzlichkeiten auf ſeinem Weinberg zu veranſtalten, deren Seele Guy war, der zu der Harfe italieniſch ſang, wobey Emma ſagte, es wundre ſie nicht, daß man noch lieber italieniſch als teutſch, überhaupt in fremder Sprache gern ſingen hörte, weil auch die Nachtigall nur Töne giebt, nicht Worte, und die Seele den Klang noch beſſer verſteht, als das Wort. Wie ſollte auch Emma nicht der Liebe Ton verſtanden haben? Sie bedurfte des Worts nicht; wo zwey Herzen lieben, da iſt das eigne Herz des Andern Verſtändniß, und es bedarf kaum eines Blicks, denn die Liebe iſt da! Nun erſt iſt Frühling der Frühling, nun hat das innre Sehnen ſein Licht gefunden, die Natur eine Seele, nun erſt verſteht man das Leben. Und der ganze ſüße blühende Mayenflor fällt oft zu Boden, vom Sturm dahingeriſſen. —

An einem ſchönen Sommerabend kam ein wandernder Knabe vor dem Wingert vorbey, eine leichte Laute in Händen. Die Freunde ſaßen beym Weintrauben- und Aprikoſenſchmaus in der Laube. Der niedliche ſchwarzgelockte Knabe ſchaute aus den dunkeln blitzenden Augen hinauf, und ſchlug dabey einige Accorde an. Der muſikliebende Guy ließ Aprikoſen auf den Knaben herabregnen, der das auch gar nicht übel nahm, ſondern ſich anſchickte, ſeine Bewirthung mit einem Liede zu vergelten. Er präludirte, und begann:

Liebe, Liebe,
Süße Liebe!
O, wie bliebe
Süß die Liebe,
Wenn die Liebe
Liebe bliebe!

Ein wunderlicher Junge, sagte Herr Gottfried, ganz sicher bleibt die Liebe Liebe! Sag einmal, Junge, wo hast du das Lied her? Ich kann nicht sagen, mein lieber Herr, sagte der Knabe, ich weiß deren gar zu viel, die Singvögel sind nichts Seltnes mehr. Und wo gehst du nun hin? fragte Guy. Ich reise auf meine Kunst, lieber junger Herr! die Welt geräth in das Wandern hinein, der Hunger treibt von Nord nach Süd, aber die Kunst hat von allem, was zieht, die schlechtesten Etappenplätze. Du hast keine Aeltern? fragte Mutter Elisabeth. O ja, sagte der Knabe, und die haben die rechte Erziehungskunst aus dem Grund kne, sie prügelten mich, bis ich davon lief. Wo wohnen deine Aeltern? Ach! tief im Norden, da sind die Menschen schwer geplagt, in Sand und Steppen, sie verkürzen sich das Leben mit Sorge ums Leben, sie frieren und hungern, und können's in Sturm und Sand nicht inne werden, wie lieb der Himmel die Menschen hat. Wenn mir der selige Oheim nicht noch die Lieder gelehrt, und mir nicht gesagt, es gäbe einen mildern Himmel, ein leichteres Leben, ein heitres Volk, ich wäre auch solch ein Stöhrelust geworden. Jetzt bin ich im heitern Lande der Reben und Rosen, und will immer weiter gehn, bis

mir ein Freund die Hütte öffnet, und sagt: Da, Eugen! da singe dir dein Grab! Nun, Gott befohlen, schöne junge Leute! Wie ein Pfeil war die Gestalt um die Ecke verschwunden, noch von fern trug der Wind zarte Töne zur Laube. Das war sicher ein Mädchen! sagte Guy, denn ein Knabe in dem Alter singt von Liebe nicht, und weiß nicht so toll Zeug durcheinander zu schwatzen.

Am andern Morgen lös'te sich das Räthsel durch einer Schauspielergesellschaft Ankündigung; es fand sich auf dem Zettel, daß der niedliche Sänger ein Mädchen war, welche die naiven Rollen spielte. Emma konnte nun gar nicht begreifen, wie ein Mädchen so allein als Knabe umherstreifen könnte, sie ließ sich nur mühsam bereden in das Schauspiel zu gehen. Unglücklicher Weise saß sie ganz nah, und konnte in die Coulissen sehn. Die Indianer in England wurden aufgeführt; was von fern auf den Effekt berechnet war, erschien gräßlich in der Nähe, Emma faßte einen Abscheu vor theatralischen Vorstellungen, und konnte Gurly's Natur gar nicht natürlich finden. Sie war so fromm und sittsam erzogen und umgeben, daß sie nicht verstehen konnte, was sie hörte und sah; die blitzenden Augen der Gurly und das Lockenköpfchen voll Eigensinn und eingelernter Anmuth waren ihr eine anziehende Erscheinung; die Männer kamen ihr dagegen wie Maschinen vor, besonders da sie sich mit Aschgrau und Ziegelroth wie die Fetische bemalt hatten. Es wurde Emma überraschend wohl, als sie aus dem Lampendampf und Gewühl wieder in das Freye hinaus

kam, und den Mond im Frieden grüſſer Hügel ſchaute. Herr Gottfried führte Emma und fragte ſie, ob ſie Morgen in die zweyte Vorſtellung wieder gehen wollte? Sie ſchlug es aus, doch Mutter Eliſabeth wünſchte es, denn ſie hatte im Hintergrund geſeſſen, wenig vom Stück verſtanden, und die Neuheit reizte ſie. Es wurden alſo für den folgenden Tag die ſchönſten Plätze beſtellt; Eliſabeth, Emma, Guy und Gottfried gingen miteinander hin, und aus dieſem Geſichtspunkt gefiel es Emma beſſer, um ſo mehr, da es heut eine muſikaliſche Aufführung war, und es ſich auswieß, daß die Geſellſchaft aus recht guten Sängern und Sängerinnen beſtand. Durch den Mangel an Dekorationen und Putz kam erſt die rechte Romantik in die Oper, denn in der Eil waren hohe blühende Lauben von goldnem Ginſter und purpurnen Haideblumen errichtet, von den Felswänden der Epheu geriſſen und zu Feſtons benutzt, und die Sängerinnen waren in weißen Muſſelin mit friſchen Kränzen und Ranken geſchmückt, ſo daß es vom Theater her die Lampen überduftete, und ſich ſehr anmuthig ausnahm. Die kleine Oper hieß Eſtelle, nach Compoſitionen von Reichard mit teutſchem Text, mit einem geiſtvollen Dialog durchwebt. Dies gefiel Emma ganz ungemein, und gab ihr manchen Lichtblick in ihr eignes Herz. Sie ſah nicht Nemourin, ſie ſah nur Guy. Sein Auge wich nicht von ihrem beſeelten Blick. Dies wonnige, noch unſchuldige Glück des Beyſammenſeyns der erſten Liebe in unverdorbnen Herzen iſt des Lebens Mayenhauch. Gottfried ſah in Eſtelle nur Emma,

doch seine hohe Zartheit vermied jeden Blick; er war so versunken in seine Liebe, daß er durch sein eignes Gefühl schon in ahnender Hoffnung beseligt war.

So wandelten nach der Vorstellung des lieblichen Schäferspiels die Liebenden, ein Jedes still im Herzen beglückt, zurück nach Emma's Wohnung; der Vollmond verklärte den Weg, aus den Weinbergen glänzten der Winzer lustige Rebenfeuer, und im Herbstwind rauschten des Rheines Wogen, der dustende Erdboden und die fernen Purpurlichter in Westen, die frischen Lieder aus den Weinbergen, wo spät noch gearbeitet wurde, denn es war eine reiche frühe Weinlese, vor Allem aber der glühenden Herzen Stimmung schmückte diesen Abend mit überseligen Reizen. — Arme junge Herzen! wie muß es euch im Winter seyn, wenn die süßen Lichter hinabgesunken, die Felder leer und still, und der Nord mit scharfem Hauch über eure Blüthen geht! O Liebe, du höchstes Glück, du höchster Schmerz, wer hat dein Walten ergründet, wer hat dein Wesen erkannt?

Zweites Buch.

Imogens Brief an Emma.

Morgen liefern wir die erste Schlacht. Darf Ihnen, sanfte Emma, der ferne Fremdling noch einen Gruß senden? Ja, ich halte die kurze Minute fest, die zwischen mir und dem Tode liegt, und will Ihnen noch einmal sagen, wie wahr und treu ich Sie lieben werde, bis in den Tod. Holdes liebliches Wesen, warum mußten Ihre Strahlen sinken in die verworrne nächtliche Wildniß voll Trümmer, in mein zerstücktes dunkles Gemüth, nur um seine Zerstörung schrecklicher zu beleuchten! warum gingst du mir, süßes Licht, so nah vor meinem Untergang auf? So vieles gewann ich dem Leben ab, und nun erst muß mir das Köstlichste klar werden, die finstern Mächte rächen sich an mir, die mein Wahn einst verhöhnt. Vor meinen Blicken liegt das selige Blumenparadies, und der Cherubim mit dem flammenden Schwert wehrt mir den Eingang! Einst glaubte ich, daß mein Kreis keine Schranken habe, auf Feuerschwingen hoben mich Jugend und Glück. Meine Blicke gaben die Losung zu

Luſt oder Schmerzen, die Gemüther waren mein, und immerdar mein eigen Werk vernichten und wieder beginnen, war meine frevelhafte Luſt. Alles iſt anders geworden. Unerreichbar wie die Sterne, jedem Wunſch und jeder Sehnſucht ſchwebt Ihr Bild vor mir, und ich möchte ſterben, daß Sie nur um mich weinten! Emma, ich fühle tief und klar was in mir untergeht! Warum habe ich Sie nicht gekannt, eh' der Gifthauch der Schuld in meine Bruſt drang? Sie wären mein Schutzgeiſt geweſen, ich würde Ihr eigen geworden ſeyn! Aber auch jetzt noch konnt' ich mich Ihnen weihen, Sie konnten das herrlichſte Werk an mir vollbringen: an liebender Hand ein gutes verirrtes Weſen auf die rechte Bahn zurückführen — Sie wollten nicht! — Kam. Ihr harter Ausſpruch aus einem freyen Herzen? Doch ich will Sie nicht kränken, ſanfter Engel, Sie ſind ja doch himmliſch gut, und ich gehe in den Tod. Willkommen du Ahnung ewiger Ruh! Ja, Ruhe erwartet mich, was iſt ſüßer als Ruh? Sie wieder finden? Sollt' es eine Fortdauer, ein Wiederſehn geben? Ich kann es nicht glauben, ich kann es nicht wünſchen, auch dort oben iſt nichts, was mich beglücken kann, wenn Ihre Seele nicht mein eigen! Gute Nacht, Emma! Geben Sie mir eine ſüße Thräne, ich wünſche mir den Tod, ich will ſterben! Leben und Himmel ſind leere Schaalen ohne Kern, mir fehlt das Eine, Sie! Gute Nacht! Vergeſſen Sie nicht Imogen! Nehmen Sie meinen Ring zum Angedenken, er wich ſonſt nie von mir. Der Glanz meines Lebens iſt abgeblaßt, was ſoll mir

noch ſein Licht? Liebe Emma, ich bin weich geworden, wie ein Kind; je tiefer ich in Ihres Bildes Licht hineinſchaue, je mehr fühl' ich mich ergeben in die Rathſchlüſſe der ewigen Vorſehung. Am Rande des Grabes dämmert mir ein ſanfter Morgen auf, ich werde nicht verloren gehen! Alle Hoffnungen des ſchönen Lebens liegen weit hinter mir, aus tauſend Feuerſchlünden winkt mir der Tod. Willkommen! Um mich werden Thränen fließen, um mein frühes Grab wird der Ruhm ſchweben — doch Eine Krone des Lebens errungen — O lebe wohl, Emma, Schöne, Selige, Reine, nimm mich in dein Gebet!

Imogen.

Nach einer entſcheidenden Schlacht, wo die Tapferkeit dem Glück unterlag, empfing Emma dieſen Brief Imogens, und mit ihm Haarlocke und Ring, die ihr beſtimmt waren. Tief rührte ſie dies Vermächtniß, und ſie weinte ſchmerzlich um Imogens Tod. Der Ring war ihr zu ſtrahlend und reich, und doch wünſchte ſie ihn immer zu tragen. Sie beſann ſich nicht lange. Sie ließ den mittelſten Stein herausnehmen, und an ſeiner Statt die Haarlocke einfaſſen, dieſe trug ſie fromm und gern. Den Werth des Steins ließ ſie an Unglückliche vertheilen, die bey der Belagerung von Oppenheim Haus und Habe verloren. Auch waren alle Häuſer mit Verwundeten angefüllt, welche von der Milde der Einwohner lebten. Emma, durch den Ertrag des Edelſteins bereichert, konnte ſich mehrerer dieſer Unglücklichen annehmen,

die sie im Hause verpflegen ließ. Nicht mir danket, den Geber segnet, den tapfern Prinzen, der für die gute Sache fiel, sagte Emma, als, ihr zu Füßen, die Erquickten, Getrösteten, Dank und Segen auf ihr Haupt herabriefen.

Johannes Haus hatte bey der Belagerung nicht gelitten. Wohl aber seine Gesundheit, und die der frommen Elisabeth. Carl war in den Krieg gegangen, und Lilla verschwunden. Guy, von Gefahren umringt, hatte oft Zuflucht in Emma's Hause gefunden. In der Gefahr war er bey ihr gewesen, ihre Sorge um Johannes und Elisabeth hatte er liebreich getheilt, mit ihr gewacht, gebetet, geweint, ihr ganzes Wesen hatte sich ihm erschlossen. Doch nur durch Blicke sagten sie sich, was sie einander waren. Guy, so innig er Emma liebte, konnte sich eben so wenig entschließen, ihr Rang und den Schatten ferner Aussichten aufzuopfern, als er fähig war, ihrer Unschuld Schlingen zu legen. Elisabeth, die sich der nahen Todesstunde freute, wollte zuvor ihr Kind noch versorgt sehen in dieser stürmischen Zeit. Längst gefielen ihr die Bewerbungen des biedern Herrn Gottfrieds. Jetzt, da ihr und Johannes höchst entkräftet und lebensmüde der Tod so nahe stand, eilten sie, diese Angelegenheit zu beendigen, damit nichts Zeitliches mehr zu bedenken bliebe. So macht sich der Mensch Sorge, wähnend der Sorge zu entgehn. Gottfrieds Ehrerbietung hatte ihm nie verstattet, Emma'n ein Wort von seiner Liebe zu sagen. Emma hingegen sah in ihm den Freund, der sie als Kind auf den

Armen getragen, und vertraute ihm herzlich. Elisabeth hielt ihre Freundlichkeit für diejenige Anhänglichkeit, durch die eine Ehe glücklich würde.

Es war am St. Johannistage, ein Jahr nach Guys Erscheinen, als Vater Johannes, mühsam zur Rosenlaube geleitet, allda sich zwischen Gottfried und Emma niedersetzte. Guy war noch nicht gekommen, Elisabeth zauderte mit dem Einschenken des duftenden Kaffees, weil sie ihren Liebling noch erwartete. Von Carl war gar keine Nachricht zu haben, auch Freund Urbanus war nicht zu sehen, die ganze Gegend litt schwer an des Krieges Folgen. Noch lag so holdselig wie sonst der sanftäugelnde Himmel über jene gesegneten Gefilde; so verheert sie waren, blühte doch neue Hoffnung des Wohlstandes auf diesem Boden, der so wenige Pflege so reichlich lohnt. Düfte, Glanz und Nachtigallen wetteiferten noch wie dazumal an Lieblichkeit, doch in den Gemüthern war's anders geworden, und nur in Guy's und Emma's Herzen duftete stille wehmuthvolle Seligkeit der Liebe.

Eben schlug es drey Uhr. Guy erschien, eine Rosenknospe in der Hand. Er verneigte sich, und flüsterte Emma zu, ihr die Knospe reichend: Heut im vorigen Jahr, um diese Stunde — als Vater Johannes und Elisabeth zugleich aufstehend Emma und Herrn Gottfried bey der Hand nahmen. Sie haben uns noch gefehlt, mein lieber Sohn, sagte Johannes zu Guy, damit ich das Glück dieser Stunde ganz empfände. Mein letztes liebstes Angebind zu meinem letzten Namenstag ist dein Glück, meine

Emma! Dieſer wackre Mann wirbt um deine Hand, ich habe dich ihm verſprochen, und weihe dich zu feierlicher Verlobung mit deinem Bräutigam, mit meines Herzens Segen, Angeſichts Gottes des Vaters, des Sohnes und heiligen Geiſtes, Amen! Wechſelt die Ringe, meine Kinder, und Sie, lieber Guy, laſſen Sie als Freund dies Paar auch Ihres Segens theilhaftig werden. In dieſen Zeiten verlaßt ihn nicht, meine Kinder! Er iſt heimathlos, ein Waiſe, ihr müßt ihn tröſten, denn Gott hat ihn uns nah geführt! Seyd glücklich, weicht nie von Gottes Wegen! Mein Ende iſt nahe, aber freudig will ich heimgehen, o du mein Kind, denn meine Augen haben dein Glück geſehn.

Erſtarrt zur Leiche ſtand Guy, indeß Emma, in unaufhaltſamen Thränen hinſchwimmend, ihr Haupt an Mutter Eliſabeths Buſen barg. Herr Gottfried hielt ihren Schmerz für Rührung, und wagte jedoch nicht ſie zu umarmen. Er küßte Emma's Hand, und ſagte ihr: Ich hoffe, Sie recht glücklich zu machen! Emma bat Mutter Eliſabeth, ſie in ihr Zimmer gehn zu laſſen, weil ſie beten wolle. Geh, mein Kind, erwiederte Eliſabeth, in Freud und Schmerz iſt Gott die beſte Zuflucht, denn ohne ihn können wir beyde nicht tragen. Emma entfernte ſich, und Herr Gottfried ging aus der Laube einen einſamen Weg entlang, nachdem er den blaſſen ſtummen Guy nicht ohne Befremden lang angeſehn. Mit den beyden Alten blieb Guy allein. Ihr Glückwunſch fehlt uns noch, lieber Guy, ſagte Johannes. Ich kann ihn nicht geben,

erwiederte Guy, ſehn Sie nicht, wie unglücklich Sie Ihre Emma machen? O Herr mein Gott! riefen beyde erblaſſend. So hat ſie aus Schmerz geweint! rief Mutter Eliſabeth. Johannes faltete die Hände, verbarg ſein Haupt lange Zeit in ihnen, und einige Silbertropfen ſchweren Leids entquollen ſeinem Herzen. Ich habe, ſagte er, ſich ermannend, den Segen geſprochen, Gott hat ihn vernommen, Gott wird ihn erhören. Ich rufe mein Wort und meinen Segen nicht zurück, denn es waren keine leeren Worte. Wo aus des Herzens Fülle, ſo nah am Grabesrand, ein Segen erklingt, da iſt auch Gott! Emma betet, ſagte Eliſabeth, das iſt ja der rechte Weg, wir können freudig ſeyn. Ja wohl, erwiederte Johannes, bittet, ſo wird euch gegeben, wir wollen Gott bitten, nicht um Erfüllung unſrer Wünſche, ſondern um kindliche Ergebung in ſeinen Willen. Guy war mit einemmal zu Muth wie einem Verbrecher. Ihm wurde bang, er konnte nicht beten noch weinen. Lange blieben alle ſo in verſchieden ſchmerzlich bewegten Gedanken, als mit einmal Emma zurückkam, und Herr Gottfried mit ihr zugleich in die Laube trat. Eine ſüße Ruh ſchwebte, wie ein Glanz, auf Emma's Angeſicht.

Vater und Mutter, ſagte Emma, ich habe lange zu Gott gefleht, mich zu erleuchten, und wie ich nach ſchwerem Ringen mich tief erquickt fühle, pocht es an meiner Thür, und die Wärterin unſrer Verwundeten kommt und ſagte mir, dieſe würden auf höhern Befehl nach der Gegend von Mainz gebracht, wo viel tauſend Unglückliche im jammervollſten Zuſtand lie-

gen, die aus der Champagne verwundet dahin zurückgesendet werden. Liebe Aeltern, wie könnten wir ruhig genieſſen, was Gott uns erhalten, ſo lange noch ſolch ein Jammer auf Erden iſt? Nein, ich ſchäme mich, daß ich noch ſo wenig Gutes gethan! Ob ich Herrn Gottfried die Hand reichen ſoll und werde, das ſteht bey Gott, doch iſt es Ihr Wunſch und Wille, und mir ziemt Gehorſam! Doch ſey mein künftiges Glück nun welches es wolle, ob als Frau eines ehrenwerthen theuern Freundes, oder als Genoſſin eines heiligen Kloſters, laſſen Sie mich durch raſtloſes Streben für das Gute künftiger Ruhe würdig machen. Ringsumher auf Dörfern und Höfen liegen Verſchmachtende, laſſen Sie mich dorthin, ich will ſie tröſten ſie pflegen, erquicken, denn Chriſtus ſagt: was ihr dieſem Einen gethan, das habt ihr mir gethan!

Die Ueberraſchung ließ keinen der Anweſenden zu Wort kommen; Emma ſtand da, als hinge ihr Leben an Vater Johannes Lippen. In dieſem Augenblick trat Urbanus in die Laube, und als wäre alles nun mit einmal gut, ſtürzten ihm Alle froh entgegen, um ſeinen Segen bittend. Welche ſchmerzliche Bewegungen find' ich hier, ihr Kinder! ſagte Urbanus. Johannes erzählte ihm, was eben vorgegangen. Urbanus bat Alle, ſich um ihn zu verſammeln, nahm die mittelſte Stelle ein, und ſprach ein inbrünſtiges Gebet, dann, nach einer langen Pauſe, wandte er mit hellglänzenden Augen ſich zu den Alten, und ſprach:

Laut rufen Gott und die Zeit! weh Allen, die den Ruf nicht vernehmen, und die vermeinen, ſie

müſſen das Ameiſenleben, die ewigrege Sorge um eignes Glück ſo fortreiben. Meynt ihr wohl, daß Ihr am Ziel der Noth ſeyd? Nein: dies iſt der Anfang! Verheerend rollt die ungeheure Lawine durch die Felder, Ströme von Blut und Flammen bezeichnen ihre Bahn, Gott will die Welt reinigen, und die Menſchen zu ſich rufen! O horcht den Ruf! Wahrlich dies iſt kein Augenblick zu ſorgen und zu ſtreben um das Zeitliche; kein Augenblick, die Ruhe zu ſuchen, und das Eigenthum gemächlich und heiter zu ordnen und zu verwalten. Glaubt mir, dies liebe Kind hier hat im ſchlichten Sinn des Schmerzes und der Ergebung das Rechte erfaßt. O laßt ſie gehn! Sie iſt auf Gottes Bahnen, der wird ſie ſchützen, und Vater Urbanus will mit ihr gehn, denn ſeht, ich komme her von den Unglücklichen, Aechzenden und Todtwunden, ich komme, Geld und Kleidungen für ſie zu holen, denn meine Kräfte ſind erſchöpft. Ihr, Herr Gottfried, könnt helfen, denn euer Eigenthum iſt verſchont geblieben, ihr Vater Johannes lebt auch geſegnet, und manche fromme Seele in Oppenheim ſoll beyſtehn. Oeffnet die Wölbungen des Hauſes. Herbey den köſtlichen Wein, den ihr der Plündrung entriſſen, er ſoll die Sterbenden erquicken! Eilig kommt, und rafft die Rettungsmittel zuſammen, denn hier iſt jeder Augenblick koſtbar.

Guy war nah zu Urbanus getreten, und fragte ihn, ob er auch ſeine Handreichung, ſeine Gaben nicht verſchmähen wollte? Urbanus bat ihn, ſeine Verhältniſſe zu bedenken, und ſich den Franzoſen nicht

in die Hände zu liefern. Guy ſchlug Verkleidung vor, doch Urbanus meynte, zu ſolch einem frommen Werke dürfe auch nichts verſtellt ſeyn, ſondern Alles müſſe wahr ſeyn und rein, vor Menſchen wie vor Gott.

Eliſabeth und Johannes, welche den frommen Urbanus ſeit ihrer Kindheit nur unter dieſer Benennung kannten, und ihn nie altern geſehn, konnten ſeinem Wunſche nicht widerſtehen. In ſeiner Obhut wußten ſie Emma ſicher, und ſie übergaben ſie ihm mit den heißeſten Segenswünſchen. Gottfried, der ſchon ahnete, daß dies Band nicht durch Emma's Liebe beglückt werden könnte, gab ein ſchmerzliches Ja, und eilte in ſein Haus, um die Geliebte zur frommen Pilgrimſchaft auszuſtatten. Guy erbot ſich, indeß Emma abweſend ſeyn würde, ihre Aeltern kindlich zu pflegen, und Emma baute auf dies Verſprechen. Vor der Thür hielt Urbanus Wagen, Eliſabeth, Johannes und Gottfried beluden reichlich das leichte Fuhrwerk, und in wenigen Stunden war Emma zur Abfahrt bereit, und lag heißweinend an der Aeltern Bruſt. Der Herr ſegne dich und behüte dich, rief Johannes, der Herr laſſe leuchten ſein Angeſicht über dich und ſey dir gnädig, der Herr erhebe ſein Antlitz auf dich, und gebe dir — er konnte nicht mehr ſprechen, ſeine Stimme brach, ſein Auge ſchloß ſich, er ſank mit dem Haupt an Eliſabeths Bruſt, dieſe ſtand von Guy unterſtützt, der in Thränen hinſchmelzen wollte. O Gott! ſtärke mich! rief Emma laut, umfaßte noch einmal der Aeltern Knie, und ſchwang ſich, von Gottfried geleitet, auf den Wagen, der ſie bald

den winkenden Segnungen entzog, die ihr nach-eilten.

Emma, in die neue Welt der Schmerzen versetzt, half mit frommem treuen Herzen so kräftig und reichlich, daß sie ihr eignes Daseyn, und ihr stilles Herzensleid wie einen Tropfen in diesem Meer des Jammers zerfließen sah. Jede Lindrung, die sie reichte, wirkte auf sie zurück. Urbanus stand ihr zur Seite, rathend und schützend, Guy schrieb ihr oft, doch nie von seiner Liebe; Gottfried, stets im Namen der leidenden Aeltern, welche die Gemüthsbewegung des St. Johannisabends, und die Trennung von Emma zu stark ergriffen hatte.

Bey dem immer neuen Andrang unglückseliger Opfer häuften sich diese segensreichen Beschäftigungen immer mehr. Emma bewohnte die Lazarethe, sie bereis'te die Dörfer, und kam oft nach Mainz, rastlos war ihr Wirken und Helfen. Alle Entzückungen des Sommers waren nicht vermögend, sie von den Schmerzensbetten zu entfernen, und wenn der Himmel mit dem seligsten Blau und die lockende Sonne hineinblickte auf die seufzenden Kranken, so war es Emma's einziger Schmerz, daß diese auf hartem Stroh in den dumpfen Zimmern liegen mußten, an sich dachte sie nicht einmal. Urbanus wich nie von den Sterbenden. So schmerzlich stets die langen Wundfieber gewesen, so milde nahm der Tod, wenn er nahte, die wackern Krieger in seinen Arm. Sie lagen alle mit heiterm Angesicht da, verklärte Märtyrer für die

gute Sache, nicht zu gedenken des Marterthums in den Lazarethen. An vielen dieſer Opfer wurden Verſuche angeſtellt, bey der traurigen Ausſicht auf die Zukunft beſeufzten ſelbſt die Meiſten der Geneſenen, daß ſie die Kugel nicht beſſer getroffen.

Ein ſchleichend Fieber wirkte ſeit einigen Wochen in Emma's Körper zerſtöhrend fort, eh' ſie nur Krankheit ahnte. Schmerz und Unwillen über die Feindſeligkeit derjenigen, denen das Heil der Kranken anvertraut war, hatten ſie mehr angegriffen, als ihre raſtloſen Bemühungen. Emma unterlag zuletzt der Gewalt des hitzigen Fiebers. Erſt hoffnungslos war ihr Zuſtand, doch ſie hatte aufgehört Schmerzen zu empfinden, als ihre Krankheit auf dem Gipfel war. Ein Wechſel lieblicher Träume umfing ſie nun mit goldnen blumenduftenden Schwingen, ſie wußte vom Leben nichts mehr, ſie ſchwebte mit leichtem Gemüth im Reich der holdeſten Erinnerung. Ihre ſchöne Kindheit, ihre Blumen, ihre Bäche und Bäume, das Marienbild und die Roſe im St. Catharinenſtift, alles verſchmolz zum ſüßen Einklang mit dem Bilde des Geliebten, das eben ſo roſig und golden und himmelblau in die farbigen Wonnen hineinbog, als die ſüßeſte Blume in dieſem Kranz. Emma genas, und wie bang und dürftig wurde nun das Leben! Ihre Beſinnung war zurückgekommen, und ſie ſelbſt ſo entkräftet, daß ſie ſelbſt zur Sehnſucht nach ihren Träumen keine Kraft hatte. Kaum noch wagte ſie's an Guy zu denken, nach ihren Aeltern zu fragen. Auch wurde ihr immer Schweigen geboten; der Arzt wollte

ſie vor Gemüthsbewegung beſchützen, als wenn nicht Ungewißheit über das Schickſal der Geliebten die ſchmerzlichſte Gemüthsbewegung wäre!

Eines Tages im Spätherbſt fühlte ſich Emma ſo froh und ſtark, daß der Arzt ihr geſtattete, das Zimmer zu verlaſſen. Sie verweilte damals im anmuthigen Ingelheim. Ein leichter Nachen trug ſie auf die blühende Rheinau, vom breiten Spiegel der Gewäſſer wie von einem unendlichen klaren Himmel umfangen liegt die walddufende Inſel mit ihren Hütten im Grün. Freund Urbanus war in Mainz, Emma allein, mit den Briefen von Guy; ſie ſaß vor einer der Hütten in einer Laube, und ſchaute in die Fluthen, die in lichtem Grün die Landſchaft tief dunkler wieder zurückſpiegelten. Alle Süßigkeiten der Natur in Blumenodem und Wellendüften, das Rauſchen der leisbewegten Wipfel, der einzelne Liebesruf der Vöglein im Walde, drangen an Emma's Bruſt mit wehmüthiger Gewalt, ſo daß ſie nur in Thränen Lindrung fand. Die goldnen Rebenhügel erfüllte das heitre Gewühl ſingender Winzer und Landmädchen, fern umher, an den zwey Ufern des Rheins, ein leiſer Wind trug einzelne Töne hinüber zu Emma's einſamen Sitz. Die Wonnen der wilden reizſchönen Natur hoben Emma's Gemüth wie auf Engelsſchwingen, eine Sehnſucht, nicht nach irgend einem geliebten Gegenſtand, ſondern nur unbeſtimmt bewegte ihre Seele mit ſüßer Gewalt. Sie hätte zerfließen mögen in Gluth und Düften, und den Tönen um ſie her. Die neugeſtärkte Lebenskraft erhob alle ihre Empfindungen,

und wie ſie nun ſich tiefer und tiefer ergriffen fühlte von der unbekannten Gewalt, da nahm ſie Zuflucht zum Gebet, und brachte Gott ſich und ihr ganzes irdiſches Hoffen zum Opfer dar. Der lichte Mondglanz ſchien in ihre rinnenden Thränen, eh' ſie noch wußte, daß es ſchon Abend war. Sie fühlte die tiefern Düfte der Fluren und Gewäſſer, und die ſüßeſte Erinnerung umfing ſie aufs Neue. Sie ging in die Waldesſchatten, zu einer tiefdunklen Stelle, wo kaum ein Mondblick durch die Bäume drang, und nur Glühwürmlein, wie vom Monde grüßend, hindurchzogen. Da war's ihr, als flöge ein Rauſchen durch die Wipfel, als brauste der Rhein, und als erfüllte ein helles Licht die Waldung. Roſig und lächelnd, mit Wonne leuchtenden himmelblauen Augen ſah ſie deutlich Hand in Hand Johannes und Elisabeth an ihr vorübergehen. Sie ſchienen ſie nicht zu ſehn, und verſchwanden in die Nacht. Nun erfaßte Emma ein Schauder, ſie eilte an das Licht, zur Hütte zurück, da trat ein andres befreundetes Bild ihr entgegen, der redliche Gottfried. Ich komme, Sie auf das ſchnellſte nach Oppenheim zu holen, liebe Emma, ſagte Gottfried, wir reiſen die Nacht hindurch; ihre Aeltern, dem Tode nah, verlangen nach Ihnen. O Gott! rief Emma, und zog ihn ſelbſt vor die Hüttenthür hin, wo der Wagen ſtand. Händeringend ſaß ſie im Wagen, und bat ſtets auf das peinlichſte um Eil. Wie entſetzlich, wenn ihre Aeltern todt wären, eh' ſie nach Haus gelangte, und warum mußte ſie ſie ſo verlaſſen haben! Von Reue ganz durchbohrt kam ſie in Oppenheim an,

es war tiefe Nacht, das Haus ſtand offen, im Erkerſtübchen brannte eine ſchwache Lampe. Schwankend und zitternd ging Emma, von Gottfried geleitet, die gewohnten, wohlbekannten Wendelſtiegen hinauf. Leiſe öffnete ſie das Zimmer, da lag im Lehnſtuhl in himmliſcher Ruhe Vater Johannes, die blaſſen Lippen lächelten, noch waren die blauen Augen offen. Guy kniete vor ihm hin, die ſtarre Hand noch in der ſeinigen, Eliſabeth lag mit gefalteten Händen auf dem Bette, ihr zu Häupten ſtand der Geiſtliche mit dem Bilde des Erlöſers. Selig ſind, die betrübten Herzens ſind, ſprach der Geiſtliche, denn ſie ſollen getröſtet werden. Gute Mutter, den Troſt, den Gott verheißt, kann uns die Welt nicht rauben!" Da ſank Emma weinend neben Guy auf die Knie vor Vater Johannes nieder. Guy, der ſie vorher nicht bemerkt hatte, ließ erſchrocken die Hand des Seligen fahren, und dieſe ſenkte ſich zugleich auf das Haupt beyder Knieenden, und blieb drauf ruhn. Gottfried bemerkte dies, und ſagte: Sehn Sie, liebe Emma, das iſt der Segen des Verklärten über Sie beyde; noch ſind ſeine Augen nicht geſchloſſen, liebe Kinder! Ihre Hand ſoll ſie ihm zudrücken! Der tiefgerührte Guy, wie er die bleiche Emma ſah, wie eine Lilie in ſeinen Arm hinſinkend, vergaß Alles, was ihn bis jetzt abgehalten hatte, dieſes Band zu ſchließen. Er führte Emma zu einem Sitz, umfaßte ihre Knie und ſagte: Meine Geliebte, meine Emma, Sie ſehen, daß unſerem Glück nichts entgegen ſteht, und noch lebt die fromme Mutter, den Bund zu ſegnen! Da Sie es

doch wiſſen, ſagte Emma, wie ſollt' ich's nicht ſagen. Ich liebe Sie! Guy führte Emma zu Mutter Eliſabeths Lager, und bat um den Segen. Eliſabeth lächelte ſchmerzlich, und bewegte verneinend das Haupt. Herr Gottfried trat an ihr Lager. Meine liebe Mutter, ſagte er, Unrecht wär's, die zwey jungen Herzen zu ſcheiden, ſie haben ſich gefunden! Ich wußte es gleich im vorigen Jahr, und habe es oft Vater Johannes geſagt. Ich nehme gern meinen Wunſch zurück, und gebe den herzlichen Segen eines Freundes zu dieſem Bunde. Wollen Sie, ſagte Eliſabeth, ſich mühſam zu Guy hinwendend, Ihre Braut glücklich machen, ſie ſchützen, ſanft behandeln, und zärtlich lieben? Ich will es, ſagte Guy. Soll ſie nie ſchmerzlich fühlen, daß ſie Ihnen weder Stand noch groſſes Vermögen zubringt? fragte Eliſabeth weiter. Nie! rief Guy mit feſter Stimme. Kniet nieder, meine Kinder, ſprach Eliſabeth. Emma ſank weinend auf die Knie, neben ihr Guy. Der Geiſtliche half Eliſabeth ſich aufrichten. Sie legte die Hände auf beyder Haupt und begann: Im Namen Gottes — da ſank ſie vom Schlage getroffen urplötzlich zurück. Nie ſprach ſie wieder, wenn ſie gleich noch einige Stunden hindurch mit dem Tode rang. Mit bleicher zitternder Hand drückte Emma Vater Johannes und Eliſabeths Augen zu, dann eilte ſie, ganz erſchöpft, in ihr Zimmer, wo ſie in Weinen und Gebet die Nacht zubrachte. Dazumal war Oppenheim noch in teutſchen Händen, nichts hinderte alſo am andern Tag die fromme kirchliche Beſtattung beider Leichen zum Grabe.

Die ganze blühende Jugend der Stadt vereinigte ſich bey der Leichenfeyer der zwey Gerechten: alle Glocken klangen, und Gärten und Wieſen wurden ihres blühenden Herbſt-Schmuckes beraubt, um ihren Sarg zu kränzen. Wie viel Verborgnes zog hier der Tod an das Licht! Welche Segnungen, welche Thränen um dies eine Grab! Der Geiſtliche hielt eine Rede über die Worte: Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen! Die Gemeine wurde herzlich erquickt bey des Geiſtlichen einfachem Liebestroſt. Emma ſtand neben Guy, der ihre Hand nicht aus der Seinigen ließ. Das Grab wurde bedeckt, der friſche Hügel mit Raſen belegt, und Gottfried brachte alsdann zwey hohe Myrthenbäume, die er Guy und Emma reichte, und ſie bat, auf die Gruft zu pflanzen. Beyde errichteten mit Thränen dies fromme Geſchäft. Von dieſen Bäumen ſoll Ihre Brautkrone geſchnitten werden, liebe Emma, ſagte Gottfried; vielleicht mein Todtenkranz, erwiederte Emma, und erſchrack vor ihren eignen Worten. Nicht immer, ſagte der Geiſtliche, iſt unſere Gruft eben da, wo unſere Wiege war. Wohl denen, die in der Heimath ſterben! Es iſt jetzt keine Zeit danach; Niemand weiß ſeit dieſen ſchweren Jahren, wo das Schickſal uns den Tod bereitet. Heimath, Braut, Geſchick, Amt, Sarg, Alles das, was wir ſonſt auf einem Punkte fanden, erwartet uns nun hie und da zerſtreut. Sie, liebe Emma, werden nun keine teutſche Frau. Wenn auch keines Teutſchen Frau, doch ewig eine Teutſche! ſagte Emma. Wie das? fragte Guy, ich denke Sie in

mein ſchönes Vaterland heimzuführen, wenn alles ruhig ſeyn wird. Ruhig? fragte Emma, das wird es nun nicht mehr. Sie haben den König erſchlagen, die Königin ermordet, den frommen kleinen Engel zu todt gemartert, heller Zorn ruht auf dieſem Volk, ſie können nie wieder groß und frey werden, ſie bleiben den hölliſchen Mächten geweiht. Emma! rief Guy hoch aufglühend, wiſſen Sie auch, daß mir mein Vaterland theurer iſt, als alles auf der Welt? Guy, erwiederte Emma, ich ſchwöre Ihnen bey dieſer heiligen Gruft, nie werde ich teutſchen Boden verlaſſen, nie eine Franzöſin werden; Sie ſind frey von unſrer Verbindung, wenn Sie dies von mir verlangen, wenn Ihnen das Land, das Sie gaſtlich aufgenommen, wo Sie Religion, Sitte, Treue und Herzlichkeit finden, nicht theurer iſt, als die Mordhöhle, der Sie entgangen ſind! Meine Kinder, ſagte der erſchrockne Geiſtliche, eure Seelen ſind zu ſchmerzlich bewegt, als daß ihr euch jetzt eurer Gefühle deutlich bewußt ſeyn könntet! Sie haben vergeſſen, Emma, daß das Weib ſoll Alles verlaſſen, und ihrem Manne nachfolgen! Und er ſoll dein Herr ſeyn, ſpricht Gott! Tief beſchämt, aber doch heiß gekränkt reichte Emma ihrem Verlobten die Hand, und beyde wandelten über die duftenden Triften nach dem väterlichen, ach! nun ſo verödeten Hauſe! Guy hatte den Geiſtlichen erſucht, ihn bey ſich aufzunehmen, bis Emma's Trauerzeit vorüber ſey, und er ſie zum Altar führen könne; an der Thür boten ſich beyde, heut zum erſtenmale in ihren tiefſten Empfindungen verletzt, ſchweigend

die Hand, und ſchieden. Das ſüße Lächeln, womit ihrer Liebe Bild ſonſt ihre Träume beglänzte, war entwichen, und beyder Nacht war ſchmerzlich und angſtbewegt.

Die Gewalt der Liebe ſtillte dieſen erſten Sturm, und es wurde wieder Licht in Guy's und Emma's Seele. Schnell waren die Trauermonde verfloſſen, der neue Frühling lächelte auf die Erde, jeder Tag hatte Emma's Seele neue Lindrung und ſchönere Gewißheit der Liebe ihres Verlobten gebracht. Guy war unter einem fremden Namen in Oppenheim; nur vertraute Freunde wußten es, daß er ein Franzoſe ſey, denn er ſprach geläufig Teutſch; die Scheidewand der Vorurtheile war geſunken, hier, wo kein Prunk, keine Anmaßung den Grafen an ſeinen Stand erinnerte. Alles pries ihn glücklich, daß er den Stolz und die ſchönſte Zierde des Städtchens, Emma, errungen habe. Schon war der Tag der Vermählung feſtgeſetzt. Herr Gottfried wollte Brautführer ſeyn. Feſtlich geſchmückt war das Häuschen, Alles blühte und knospte im Wingert, die Aprikoſenblüthe lächelte auf die Thränen des Weinſtocks hernieder, und ſank roſig auf den ſmaragdnen Boden, die Primeln und Veilchen zu küſſen. Der ſüße Frühling durchdrang die Herzen der Liebenden mit all ſeinen Seligkeiten. Emma ſaß in der duftenden Laube mit einigen Jugendgeſpielinnen, beſchäftigt mit dem Brautſchmuck für den folgenden Tag; fern her ſtieg der Vollmond über die Berge, getragen vom tief blauen Fittich der herannahenden Frühlingsnacht. Guy ſaß in Mitten des

heitern Kreiſes, überſelig in Emma's Blick verſunken; die holde Arbeit war beendigt, und nun ſollte das Kleid verſucht werden. Ueber Emma's knappes ſchlichtes Hauskleid wurde der ſchimmernde Brautſchmuck, ein Geſchenk des Herrn Gottfried, geworfen, und ſüßglühend vor Scheu und Liebe ſtand Emma ſtrahlend im Kreis der Geſpielinnen. Die Nähe ſeines Glückes berauſchte Guy er wünſchte mit Emma allein zu ſeyn, und die Freundinnen entfernten ſich bald, indeß er gegen ſeine Gewohnheit zurückblieb. Die Stunden entflogen im holden Geſpräch, tiefer wurden Einſamkeit und Stille, ahnungsvoller ſchaute der Mond durch die Blüthen, und die Nachtigall hauchte die ſeligſten Geheimniſſe der Liebe und Sehnſucht in Tönen aus. Nur die reinſte Zuverſicht der Liebe wohnte in Emma's Herzen, die ganze Welt lag verſunken und vergeſſen, ein einziges unendliches Gefühl von Glück und Sehnſucht umwob ſie mit den ſüßeſten Bezauberungen. Der zarten Unſchuld ahnte keine Gefahr, kein Engel warnte ſie. Im frommen Brautſchmuck ward ſie ein Opfer der dunkeln Mächte, die lauernd das Gewebe ihres Schickſals verwirrten. Der roſige Morgen, früh erwachend, fand ſie, erglühend in Schaam und Schmerz, den Geliebten durch heiße Thränen ſtrafend, die er von ihren Wangen küßte. Holdes Weib, flüſterte ihr der Jüngling zu, in wenigen Stunden iſt unſre Schuld geſühnt, und wir ſtehn vor dem Altar! Iſt doch der Aeltern Segen über uns geſprochen, iſt doch der heiligſte Bund das Band der Herzen, nie werd' ich dich verlaſſen! Emma bald

glühend, bald leichenbleich, konnte nicht sprechen; sie fühlte nur Unwillen gegen Guy, und heiße Schaam gegen sich selbst. So sollte sie nicht mit heitrer Zuversicht vor dem Altare stehn! Jeder würde ihre Schuld in ihren Blicken lesen; ihr ganzes Glück sey dahin, dies war die dunkle Qual ihrer innersten Gedanken. Da leuchtete plötzlich ein Schimmer tiefer als der des Morgenrothes, westlich; Schüsse und Geschrey erschollen, dumpfes Geräusch füllte die Gassen, Guy eilte nach dem Hause zu, und ließ die ohnmächtig hinsinkende Emma in der Laube. Die Franzosen waren in einem Theil der Stadt schon eingedrungen; als ihr Anführer wurde der Schändliche genannt, der Guy's Aeltern dem Todesbeil überliefert hatte. Hier war keine Zeit zu verlieren. Guy eilte zu Emma's Zimmer, ergriff ein Kästchen mit Geld und Kostbarkeiten, und eilte in die Laube zurück, wo Emma die Hände ringend im Gebet lag. Emma, rief er, wenn du mich liebst, so laß uns fliehn, mein Leben ist in Gefahr, der Mörder meines Vaters naht diesen Mauern. Die Franzosen dringen von allen Seiten ein, komm durch die Weinberge, der Augenblick drängt furchtbar, wir sind verloren, wenn du zauderst. Ich bin nun dein, sagte Emma, schalte mit deinem Eigenthume. Sie ließ sich halb bewußtlos durch die schmalen Gänge führen, und pflückte nur am letzten Gränzstein ihres Wingerts noch eine Epheuranke, die sich in ihr Haar geschlungen hatte; sie steckte sie in den Busen, der nun unter der Last der Schuld schwer seufzte. Der Schmuck von bunter Stickerey um ihres weißen Ge-

wandes Saum, der zarte Stoff erlosch und verdarb im Thau und in den Gehägen. Angst und Gefahr beflügelten Guy's und Emma's Schritte. Sie kamen indeß ungestört nach Dienheim, in den Gasthof. Auch hier wurde mit jedem Augenblick das Einrücken der Franzosen befurchtet, und Emma's biedre Muhme wagte nicht, sie im Hause zu behalten. Eine Bäuerinnentracht hüllte Emma's schlanke Gestalt ein, Guy mußte das blaue Hemd der französischen Kärrner anziehn, und die Nationalkokarde aufstecken, auf einem leichten Frachtwagen, zum Schein beladen mit Waaren, gelangten beyde glücklich nach der Nähe von Coblenz, wo sie ihre Verkleidung gegen standesmäßige Anzüge umtauschten, und in einem Gasthof abstiegen.

Hier, wo sich noch eine Menge Emigranten aufhielten, war Guy bald umringt von Unglücksgefährten, die noch immer bey den siegreichen Fortschritten der Republikaner weder von den eingewurzelten Hoffnungen, noch von den eingeübten Thorheiten lassen konnten, und die vermeinten, hinter den Wolken der Zeit glänze ihr Eldorado sichrer, und reicher als je. Nicht eine Täuschung war von ihnen gewichen, nicht eine Anmaßung, von keiner Ueppigkeit des Lebens vermochten sie sich freywillig loszusagen, und alles sehnte sich zurück nach dem bunten Sündenpfuhl Paris, in welchem der höheren Klasse Laster das allgemeine Verderben ausgebrütet hatten. Die gutdenkenden Familien hatten sich längst nach nördlichen Gegenden und nach England zurückgezogen, und ihre Lage durch Benutzung ihrer Talente und Kenntnisse verbessert;

hier in der Rheingegend war, mit Ausnahme mehrerer rechtlicher und ruhliebender Emigranten, die seufzend nur dem Tode sich durch Flucht entzogen hatten, und die mäßig vom geretteten Gute in jener heitern Gegend lebten, nur der Bodensatz zurück geblieben, Unsitte, gepaart mit Eleganz der Manieren, Verderbniß und Kriecherey, mit Dünkel und Hochmuth, Gemeinheit, mit Anstrich von Beleſenheit und Bildung, alle Laſter mit ſtrenger Ausübung religiöſer Gebräuche. Es war das Gegenſtück zu den Laſtern der Revolutionsſtifter, nur im vollendetſten Gegenſatz in der Form; in der Oeffentlichkeit gemäßigter, wenn es nicht ein größerer Frevel iſt, die Zügelloſigkeit des Herzens durch die äußere Sitte verbergen, als ſelbſt ſie offen an den Tag legen! Dies war die unſelige Umgebung Guy's und Emma's. Da beyde zuſammen angelangt waren, hielt eine gewiſſe Scheu beyde ab, ihren Bund hier ſegnen zu laſſen, bey Guy war es ein geheimes Grauſen für den Augenblick, wo er vor den Ducs und Marquis Emma's bürgerlichen Stand entdecken ſolle; doch er geſtand ſich das ſelbſt nicht, und hingeriſſen von der Gewalt des Augenblicks, ließ er in Emma ſeine Gemahlin, und ein teutſches Fräulein aus hohem Hauſe ahnen, die er entführt habe. Unter dieſer Firma wurde die ſchöne Teutſche mit großer Ehrfurcht behandelt. Der Adel ihres Gemüths und ihrer Sitten galt bey den Emigranten, welche oft von teutſcher Reinheit, Zucht und Strenge gehört hatten, für ein unfehlbares Zeichen ihres hohen Standes, und Guy's Schwäche, die keinem Schmeichler

Unterſtützung verſagte in keiner thörichten Feſtlichkeit, keinem Prunk ſeinen Landsgenoſſen nachſtehn wollte, erſchöpfte bald das Gerettete. Die Bankzettel, die Guy ſtets bey ſich zu tragen pflegte, alſo auch auf der Flucht nicht vermißte, flogen nur dahin. Sie waren der Grund, auf den er ſeine Exiſtenz in der Fremde mit Rechtlichkeit gründen wollte, eh' dieſer Einfluß der verderbten Geſellſchaft Gewalt über ihn ausgeübt. Noch war Emma's Chatoulle unberührt geblieben; Emma erſeufzte unter der Laſt feſtlicher Kleider, unter dem Gewühl und Treiben der verblendeten Menge; ſie erſeufzte tiefer noch bey der Ungewißheit, wann ihr Geſchick ſich aufklären würde. Zu rein und fromm, ein ſtrafbares Verhältniß fortzuſetzen, bewohnte ſie andre Zimmer als Guy, und hatte ihm den Entſchluß, ihm nicht eher als vor dem Altar anzugehören, mit einer Hoheit und Feſtigkeit erklärt, die ihn ganz in ſeine Schranken zurückwieß. So leidenſchaftlich indeß Guy erklärte, er würde nicht wieder froh werden, eh' er im Stand ſey, ſein Wort zu löſen, und Emma zu beſitzen, ſo wenig eilte er dieſen Ort zu verlaſſen, wo dies unmöglich war. Ein neues Band nach dem andern verſtrickte ihn, und ſchon hatte Emma entdeckt, daß Guy in Schulden befangen war, und ihm Alles aufgedrungen, was in ihrer Macht ſtand, ihn zu retten, als ſie mit Entſetzen fand, daß kaum noch zur weitern Fortſetzung der Reiſe eine kleine Summe übrig ſey, und dann keine Ausſicht zur Hülfe mehr. Emma, zu liebevoll die Heiterkeit Guy's zu ſtören, die immer mehr zunahm, je

mehr ſein Verderben ſich nahte, wollte ihn nicht aus dem Traum reiſſen; ſie verhelte ihren Kummer, ihre nagende Sorgen, doch ſie zog ſich nun faſt gewaltſam aus den Kreiſen der Emigranten zurück, und konnte mit bewunderungswürdiger Kraft jede Entbehrung im Stillen tragen, von der Guy nichts ahnte.

Eine holde Erſcheinung gewährte Emma Kraft und Troſt; die Tochter eines würdigen emigrirten Grafen aus dem Elſaß, Annette von R. Dieſes frommen lieblichen Fräuleins Vater war ſehr alt und krank, der Muth und die Geiſtesgegenwart ſeiner edlen Tochter, waren die ſchützenden Engel ſeiner Flucht geweſen. Eine nicht ganz unbedeutende Summe Goldes, einige Edelſteine, hatte Annette zu retten gewußt, und ſelbſt die eigentlichen Urſachen ſeiner Flucht hatte ſie dem Greiſe verhehlen müſſen. Zu Füßen der Bauern hatte das holde Mädchen gelegen, und ſie beſchworen, den alten Vater mild zu behandeln. Von dem ſchon beſtürmten Schloſſe war der wilde Haufen mit Pechkränzen und Piken zurückgewichen, ſo lange, bis Annette den Vater und einen alten treuen Diener durch eine Hinterthür an den Rhein geführt, wo ſich ein guter Fiſchersmann willig fand, ſie zu retten. Wilde Menſchenhorden erbarmten ſich Annettens, wie hätte der Himmel ſich nicht erbarmen ſollen? Während Annette im ſchmalen Nachen ſaß, ſtürmte es auf dem wogenden Rhein, ſchwarze Nacht umzog den Himmel, und des brennenden Schloſſes heller Schein färbte die Fluthen. Annette ſtill betend barg in ihren Händen des weinenden Vaters Silberhaupt, und entzog ihm

den Anblick ſeiner Beſitzung, in welcher die Flammen des Aufruhrs heftiger wütheten, als das losgezügelte Element. Ein mildes Geſchick ließ ſelbſt dieſe Zerſtörung ihrer Flucht günſtig werden; durch Klippen und Untiefen das ſchwache Fahrzeug leitend, fand der Fiſcher den Weg beym Schein der Flammen. In Coblenz angelangt, wußte Annette mit frommer Liſt den Vater zu täuſchen, als käme er bald zurück zu der Ahnen Sitz. Eine heitre Wohnung, abgelegen und ländlich, wurde gemiethet, hier in Eil alles Geſchirr angeſchafft, wie es in glücklichen Tagen auf des Vaters Tiſch in ſeinem Wohnzimmer geglänzt. Annette lag auf Stroh in einer Dachkammer, ſie kochte und bereitete ſeines Backwerk, der Tiſch wurde ſtets mit drey Gängen und einem Nachtiſch beſetzt, doch nur für den Greis waren die Speiſen, weil unter allerhand Vorwänden Annette nur den Vater bediente, nicht aß, und mit Albert, dem alten Getreuen, ſich mit abgeſottnen Kartoffeln begnügte. Wie würzte ſolche ungewohnte Entbehrung der himmliſche Balſam des Bewußtſeyns, und der Liebe! Wie erfinderiſch und ſinnreich machte dieſe Liebe das unſchuldige Mädchen, jeden unangenehmen Eindruck vom Vater zu entfernen! Himmliſche Botin der Unſterblichkeit, gottgeliebte Tugend, das Unglück, überwunden durch deine Macht, iſt nur die Sklavin, die deinen Sieg verherrlicht!

Auf einem einſamen Spaziergang auf der Karthauſe hatte Emma, welche mit einer Arbeit dort verweilte, Annette getroffen. Sie las ihrem Vater aus einem Erbauungsbuch vor; lieblich nahm ſich die hell-

blonde roſige hohe Jungfrau, mit Veilchenaugen und wehmüthiglichten Blicken neben dem bleichen Greiſe aus, der mit vielen Ordensbändern geſchmückt, in einem portativen Lehnſtuhl ſaß, hinter welchem ehrerbietig Albert ſtand. Emma wollte zurückweichen, doch Annette hatte ſie ſchon geſehn, und getroffen vom Licht ihrer ſüßen und ſittigen Geſtalt, war ſie unwillkührlich aufgeſtanden, ſie zu begrüßen. Ein anziehendes Geſpräch knüpfte ſich an, und man verſprach gegenſeitig ſich wieder aufzuſuchen. Emma entdeckte mit ſüßer Rührung Annettens ſtille hohe Tugend, nur wohlthätiger wirkte auf ſie dieſe Erſcheinung, je tiefer ſie von Aller Verderbniß um ſie her verletzt war. Die Begriffe und Vorurtheile des Vaters fromm ehrend, ſprach Annette von R. nur immer mit ihm von Hoffnungen, die er ſelbſt hegte, doch wußte ſie ſein Gemüth allmählich in beſtimmterer Richtung nach Gott hin zu leiten, damit, wenn alle Hülfsmittel erſchöpft wären, und die Täuſchung nicht mehr dauern könne, der Uebergang nicht zu ſchmerzlich ſey. Früh am Morgen, wenn der Vater noch ſchlief, fand Emma ſchon ihre einſame Freundin Annette am Kiſſen, wo ſie zierliche Spitzen klöppelte, zum Verkauf; denn zur zehnten Stunde beſorgte ſie die Chokolade, und die Klöpplerin war Köchin, die ſich zur Eſſenszeit, anſtändig gekleidet, wieder in die Gräfin verwandelte. Der Muth und die Regſamkeit Annettens wehten Emma mit Erquickung an, ſie fühlte ſich gegen Entbehrung gewaffnet, zu Leiden geſtärkt, und vor allem ſüß beſeligt durch Annettens Freundſchaft. Doch von

ihrem entſetzlichen Geſchick vermochte ſie der Freundin nichts zu entdecken. Tiefe Schaam feſſelte ihre Zunge, und wie eine Verbrecherin kam ſie ſich gegen die reine, kindliche, ſtandhafte Annette vor. Auch genoß ſie dieſer holden Geſellſchaft nicht lange. Ein Schlagfluß machte dem Leben des Greiſes ein Ende, und entriß ihn wohlthätig der nahen Enttäuſchung über ſeine Lage. Annette beweinte ihn faſt troſtlos, und ging dann zu einer vornehmen Verwandtin über den Rhein, deren Anerbietung ſie ſtandhaft ausgeſchlagen, ſo lange der Vater lebte, und ihrer bedurfte. Dieſer Abſchied zerriß Emma's Herz, in wilder Ahnung bewegten ſich Schreckgeſtalten der Zukunft vor ihrer Seele, und ſie war nur gewaltſam Annettens Armen zu entreiſſen. Ach! in dem ſanften Licht dieſer Blicke hatte Emma's einziger Troſt geblüht! Guy war ihr entfremdet, ſie war allein, ſorgenvoll lag die Zukunft vor ihrem Blick, ihre ſchmerzlichſte Sorge wagte ſie kaum ſich ſelbſt zu geſtehn. Am Abend nach Annettens Abreiſe bat Guy Emma ſo angelegentlich in das Schauſpiel zu kommen, daß ſie diesmal nicht widerſtand. Oedip wurde gegeben, Antigone war eine ſüße Erinnerung an Annette! Wie ſo ganz anders wirkt das Schöne in der Dichtung durch Beziehung auf ſchöne Wahrheit! Emma's Augen, geſchwächt durch langes Weinen, und noch verdunkelt durch friſche Thränen der Rührung unterſchieden keine Geſtalt auf der Bühne, doch klang ihr in Antigonens Stimme etwas Bekanntes zu. Sie vergaß dieſen Anblick wieder über den Geſang ſelbſt. Nach dem Schauſpiel führte Guy Emma zu einem

Wagen; ſie war von ihrem Schmerz zu ſehr hinge-nommen, um darauf zu achten, daß der Wagen nicht die gewohnte Richtung nach ihrem Gaſthof nahm. Der Marquis v. Senanges ſaß mit Guy auf dem Rückſitz, und Emma wollte am Geſpräch ihrer beyden Begleiter keinen Antheil nehmen. Sie ſtiegen aus, Guy führte Emma in einen hellerleuchteten Saal, der von Blumen und Moſchus duftete, und in welchem ſich eine prächtig gekleidete Geſellſchaft bewegte. Emma war im einfachſten Gewande, und erſchrack. Sie wollte zurück. Guy, deſſen Eitelkeit frohlockte, weil er mit einem Blick ſah, wie Emma im weißen Kleide, den weißen Spitzenſchleyer über die wallenden Gold-locken, und die blumenhellen Farben und Lichter auf dem roſigen Antlitz die anmaßungsvollen gelblichen, ſchwarzäugigen, mit Flitterſtaat behangenen Frauen überſtrahlte, beſchwor ſie zu bleiben. Nie war er ehrerbietiger, ſehnſuchtvoller und zärtlicher geweſen. Man erwartete in dieſer feyerlichen Geſellſchaft die ſchöne Sängerin, welche die Antigone geſpielt. Es war der Namenstag eines Duc, die Fremde ſollte Couplets ſingen, die der Marquis Hipolite de Se-nanges gedichtet. Jedermann, und der Duc nicht minder, mußten um die Ueberraſchung wiſſen, damit ſie mit Anſtand vor ſich gehen könne. Die Geſell-ſchaft ſetzte ſich in einen Kreis, Emma oben an, neben dem Helden des Feſtes, der die ihm von den vielen Baaſen gereichten Bouquets aus Anſtand behalten mußte, und ſo gravitätiſch als geduldig Hände und Knopflöcher voll Blumen in der Mitte ſaß; ſeine

Ueberraſchung erwartend. Die Flügelthüren rauſchten auf, und an der Hand eines Jünglings in Hofkleidung von Ludwigs XVI. Zeiten, trat eine ſchöne Frau herein, als Sappho gekleidet, die Laute in den Armen, die diesmal für eine Lyra gelten ſollte, den Lorbeerkranz in den ſchwarzen Locken, das ſcharlachrothe zipflichte goldgeſtickte Gewand über der ſchwer geſtickten weißen Tunika drappirt, und während des Singens des Couplets unaufhörlich anders werfend, ſo daß man nicht wußte, ob ſie da ſtand um zu ſingen, oder um ſich vielfach zu drappiren. Endlich kam ſie herbey, nahm zierlich den Lorbeerkranz von den Locken, und reichte ihn nun dem Duc, der ihn nicht auf der Friſur haben wollte, und doch auch in die vollen Hände nicht nehmen konnte, alſo in namenloſer Verlegenheit da ſtand, bis er endlich den Blick auf Emma im Spitzenſchleyer werfend mit einmal die Blumen auf den Stuhl legte, den Kranz auf Emma's Stirn drückte, und der Geſellſchaft zurief: Sie haben Antigone, haben Sappho eben geſehn, jetzt bewundern Sie ein rührendes Bild der Iphigenie in Graf Guy's verehrter Gemahlin! Bey dieſem Namen wendeten ſich die Sappho und ihr Phaon in Verſailler Hoftracht zu Emma'n, und letzterer rief: Liebe Schweſter, find' ich dich endlich! Dieſer Ausruf trat wie eine Schleuſe vor dem Strom der Bewunderung, der von den Lippen der Geſellſchaft fluthen wollte. Eine Aehnlichkeit täuſcht Sie, rief der erbleichende Duc, der ja neben der lieben Schweſter des herum reiſenden künſtleriſchen Paars geſeſſen, und ſie mit Artigkeit

überschüttet hatte. Nein, sagte Emma ruhig, es ist mein Bruder Carl. Und dies ist meine Frau! unterbrach Carl die Schwester, auf die Sappho zeigend, in der nun mit einmal Emma Lilla erkannte, welche sie mit der größten Zärtlichkeit in ihre Arme schließen wollte. Emma, schon ahnend, wie dieser Vorfall auf Guy wirken mußte, und plötzlich ihre ganze Würde zu Hülfe rufend, sagte mit Fassung der Gesellschaft: Sie werden Alle verzeihen, wenn ich heut, da ich auf unerwartete Weise Verwandte wieder finde, mich zurückziehe, und nach Hause eile. Keine Widerrede hemmte diesen Entschluß. Sie reichte dem todtbleichen Guy die Hand, und winkte ihrem Bruder und Lilla, ihr zu folgen. Beyde thaten es, der Wagen wurde gerufen. Alle stiegen ein. Guy sprach kein einziges Wort, Emma litt schwer und still. An ihres Zimmers Thür sagte Emma Guy gute Nacht, sie hoffte im Herzen, er würde darauf dringen, sich nicht von ihr entfernen zu dürfen, doch er erwiederte das Lebewohl, empfahl sich stumm Lilla'n und Carl'n, und ging in sein Gemach. Emma ließ das Nachtessen bringen, und überwand ihren heißen Kummer. Lilla mußte ihr erzählen, wie sie Carl'n gefunden und sich ihm vereinigt. Carls Minen und Geberden konnten als Commentar zu der [illegible]enden Erzählung Lilla's dienen, bald sie beglaubigend, bald sie verneinend. Emma sollte für Lilla gewonnen werden, doch ihr Gefühl warnte sie. Spät erst schied das umherirrende Paar, ohne den Schlüssel zu Emma's Geschick gefunzu haben, die kalt und einsylbig blieb.

Welche Nacht! Einſam ſtand Emma am Fenſter, und ließ die kalte Nachtluft über die glühenden Wangen wehn. Sie war noch ſo jung und ſchon enttäuſcht, ſie fühlte noch ſo rein und zart, und hatte ſchon gefehlt, noch ſo unerfahren war ſie und ſollte nun ſelbſt ihr Geſchick lenken! Da ſtand ſie, und hörte das Brauſen des Rheins, das Rauſchen der Wipfel, denen der Spätherbſt den letzten Schmuck entriß. Da lag auf dem Tiſch Lilla's wohlbekannte Laute, die ſie dort vergeſſen. Ach! aus den unberührten Saiten klang alle Seligkeit jener Johannisnacht! Nun fand Emma Thränen, ſie nahm die Laute, und entlockte ihr ſanfte Töne. Die Stürme legten ſich, der Himmel entwölkte ſich, die Fluthen wurden ſtiller, und öſtlich hob ſich der Morgenſtern in holdſeligem Glanz, wie eine himmliſche Beruhigung drang dies Licht in Emma's Gemüth. Sie ſang ihre Schmerzen im Liede, wie die Nachtigall. Indeß ſie noch ſang, rauſchte es ſanft an ihrer Thür, und Guy's Stimme bat ſie zu öffnen. Emma widerſtand nicht den geliebten Tönen. Guy ſank weinend zu ihren Füßen nieder; ſie drückte ſeine Hände an ihre Bruſt, lehnte ihr Haupt auf das ſeine, ihre Herzensthränen vermiſchten ſich. Guy wollte ſprechen. Nur kein Wort, um Gottes willen, rief Emma, mir müßte das Herz brechen! Guy ſchwieg, heißer flutheten die Thränen, Küſſe tranken ſie wieder, eine reine Wehmuth ſüßer Liebe glühte in beyden, und wurde zur freudigen Sonne, vor welcher die Dunſtgeſtalt der Welt zu zerrinnen ſchien. Ach! nur mit erneuter Gewalt kehrte die tückiſche

Macht mit all ihren Schrecken wieder! Guy, der Emma beruhigt glaubte, sprach nun dennoch, sein Bewußtseyn, seine Erinnerungen mühsam auf einem Punkt zusammen rufend: Meine Emma, du weißt, was gestern vorfiel. O Gott! rief Emma schmerzlich, denn sie hatte dies neue Verletzen ihrer tiefsten Gefühle nicht geahnt, sie glaubte, Guy wollte ihr beystehn, alles zu vergessen, was geschehn, und sich mit ihr der unwürdigsten Mißstimmung der Umgebungen entreissen. Guy fuhr fort: Die Welt, meine Emma, fordert unser ganzes Selbst zum Opfer, wir müssen es ihr geben, denn wir leben in der Welt. Die Welt vergißt nie, verzeiht nie, doch sie fordert nur den Schein, und läßt uns im Stillen den Genuß, den wir ersehnen. Mein Geschick, liebe Emma, ist an die Menschen gebunden, aus deren Kreise du dich gestern entferntest. Sie sind an mich durch nicht gewöhnliche Verbindlichkeiten gefesselt, sie werden mir dankbar seyn, Herz und Seele eines Jeden stehn mir zu Gebot, nicht aber ist es möglich, sie mit dem Vorgang von gestern zu versöhnen; der Duc ist aufgebracht, die Ducheſſinen und Marquiſinnen sind compromittirt, ganz Coblenz ist erfüllt, wir dürfen hier nicht länger bleiben, und können nicht gehn! Sage mir selbst was zu thun ist? Meine Gegenwart macht dich unglücklich? fragte tiefathmend Emma. Mein Leben ist nichts ohne dich, erwiederte Guy. Nicht so, o Gott, nicht so, sprach Emma, vollende, sprich nur was geschehen soll. Das ist das Entsetzliche, rief Guy, daß ich das nicht weiß. Du weißt es nicht?

sprach Emma mit namenlosem Erstaunen. Nein, sagte Guy langsam. So weiß ich nichts, als daß ich sterben möchte, erwiederte Emma, und Guy konnte sie nicht bewegen, ihm nur noch ein Wort zu sagen. Lange blieben so beyde. Der Morgen dämmerte höher hinauf, sein Licht erfüllte bald mit Rosenglanz das Zimmer, und ergoß sich auf Emma's süße Leidensgestalt. Emma's Thränen flossen still, in reizender Verwirrung wogten die goldnen Locken herab, Gewand und Haar war naß von Thränen. Mit voller Zärtlichkeit ruhten auf ihr die Blicke des Geliebten. Sie entzog ihm nicht ihre Hand, die er lange stumm an seine Lippen schloß. Sie hielt seine Rührung für eine Wiederkehr. Dem Schmerze mühsam Worte abgewinnend sagte sie: Noch bleibt uns genug, eine Hütte mit Weingeländer und Krautgarten in dem fruchtbaren Neckarthale, wir einander ganz eigen — keine Arbeit will ich scheun, jede Stunde der Noth will ich segnen, nur den Tod an deiner Brust — ach, bald! Guy schaute ihr wehmüthig bedauernd ins Auge. Laß uns nicht mit schönen Worten einander täuschen, sagte er, ich darf dir selbst zu Liebe dich nicht unglücklicher machen, als du schon bist. Bey diesen Worten sank Emma in eine tiefe Ohnmacht nieder. Guy entsetzt rief die Hausleute, welche sie entkleideten, auf ein Sopha brachten, und mit geistigen Gerüchen nach langen vergeblichen Versuchen in das Leben riefen. Was weckt ihr mich, sagte Emma, es war mir so wohl, ich schlief so fest! Nun brach sie wieder aus in unaufhaltsame Thränen, und verlangte allein zu

ſeyn. Ein Geheimniß, das auf ihrer Bruſt laſtete, wollte ſie ſagen, ſo oft Guy ihr liebevoll ſchien, aber ein Krampf preßte ihr Herz, wenn ſie einen Blick in die Verwirrung ſeiner Seele that. Guy wollte ſie nicht allein laſſen, ſie willigte ein, daß er blieb, doch ſie konnte nicht ſprechen.

So blieben ſie noch eine Zeitlang, als der junge Marquis von Senanges ungemeldet in das Zimmer trat; er hatte ſich Guy's Freundſchaft zu erwerben gewußt, und den Zuſammenhang mit Emma ſo ziemlich errathen. Ohne den eigentlichen Grund ihres Zuſtands erörtern zu wollen, bedauerte er mit ſcheinbarer Herzlichkeit ihr Uebelbefinden, erwähnte mit keiner Sylbe des Vorgangs von geſtern, und ſagte blos dem Grafen Guy: Bruder, ich bringe gute Neuigkeiten! Und welche? fragte Guy. Ein Engliſches Corps von Emigranten wird gebildet, wir vereinigen uns mit dem wackern Charrette, und den Vendeern, und helfen dort die Republikaner beſiegen. Jeder Offizier wird equipirt, montirt, und hoch beſoldet, wir Alle, die wir unſre Kräfte nach fruchtloſer Erwartung erſchöpft ſehn, können nun uns erholen. Guy ſaß eine Weile nachdenklich, und ſagte dann: Eigentlich iſt's für die Franzoſen ſtreiten, wenn man jetzt den guten Franzoſen zu Hülfe kommt. Das wußt' ich, wackrer Junge, daß du mit uns gingſt, rief Senanges, und umarmte Guy, komm jetzt, noch heut muß Alles in Ordnung ſeyn! Ich habe ja das nicht geſagt, erwiederte Guy; aber gedacht haſt du's! rief Senanges, bey einem Biedermann folgt die That

dem Gedanken; komm, ich sehe, du bist entschlossen, und nur die Furcht, diese schöne Dame zu kränken, hält dich zurück. Guy sah Senanges mit einem ängstlich bittenden Blick an, und dieser sagte: Frau Gräfin, nicht wahr, Sie billigen es, daß Ihr Gemahl für seinen König ins Feld zieht? Er thue, was seine Pflicht ist! und das möge Gott ihm eingeben, sagte Emma. Ach, die Frau Gräfin ist devot, rief Senanges. Bravo! das steht in so zarter Jugend sehr reizend, und wenn man erst alt ist, wiederum; in der mittleren Zeit nur ist es Ziererey, und wird auch dafür angesehen. Senanges sah selbstzufrieden umher. Er hat Verstand wie ein Engel, flüsterte Guy, wehmüthig blickte Emma zum Himmel. Senanges unterbrach die allgemeine Stille. Es ist ernstlich jetzt Zeit, sich zu entschließen — komm, Guy, und halblaut setzte er hinzu: Für dich ist ohnehin nichts sonst übrig. Guy warf einen fragenden Blick auf Emma. Ich habe schon gesagt, wie ich's meine, erwiederte sie, und drehte ihr bleiches Antlitz nach der Wand. Guy ergriff ihre Hand, küßte sie, und verließ mit Senanges das Zimmer.

Wie eine geknickte Blume, leblos und freudlos lag Emma auf dem Ruhebette. Kaum hatte sie noch die Kraft für heut, Jedermann den Zutritt versagen zu lassen. Diese Vorsicht war gegen Lilla und Carl'n überflüssig, denn eine Hoffnung großen Gewinns hatte diese schon nach Frankfurt gerufen; sie hatten in aller Hast ihr Zelt abgeschlagen, und waren schon Unterwegens, während Emma so schwer und tief ihrer

Erſcheinung wegen litt. Zur Mittagszeit kam Guy zurück. Er bat Emma wo möglich Morgen reiſefertig zu ſeyn. Ich werde keine andre Reiſe mehr machen, erwiederte dieſe, als nach meinem Grabe. Nein, ſagte Guy, wir können bis nach Belgien zuſammen gehn, uns dort einſegnen laſſen, und ich gehe dann in den Krieg. Ich reiſe mit, ſagte Emma, ſo weit ich kommen kann, gleichviel wo mein Grab ſey. Kränke mich nicht, liebe Emma, ſprach Guy, ich bin redlich, ſo — hart es mir ankommt, mocht' er hinzuſetzen wollen, jedoch er ſchwieg. Am andern Morgen ging die Reiſe vor ſich. Emma ſchaute mit tiefem Weh in die Rheinfluthen, in die Rebenhügel, auf die Felſenhöhen. In jeder verwaisten Trümmer ſah ſie ein Bild der Trümmer ihres Glückes. Im Wagen ſaß Senanges, unzertrennlich von Guy, und dem Ausbruch jedes ſanften Gefühls, wie ein Wall entgegenſtehend. So kamen ſie nach Luxemburg und Verviers, wo eine Menge Emigranten kantonnirten. Hier herrſchte ſchon ein edlerer Geiſt als bey den Emigranten in Coblenz, unter den wackern Soldaten, die Zuverſicht belebte ſie, für eine gute Sache zu ſtreiten, und im Aufſtand der Welt gegen das Unrecht nicht müßig zu ſtehen. Sie glaubten nicht ihrem Vaterlande, ſondern nur den Revolutionsheeren entgegen zu kämpfen, deſſen Führer wie Pilze das Werk einer Nacht aus dem gemeinen Haufen zu den höchſten Graden hervorwuchſen.

In Verviers angelangt, benutzte Guy die erſte freye Stunde in die Kirche zu gehn, und des Prieſters

Segen über Emma's Bündniß mit ihm aussprechen zu lassen. Dieser Schritt beruhigte Emma so sehr, daß sie schon ganz Zuversicht und Liebe an sein Herz sank, und ihm gestehn wollte, warum sie so sehr gezittert; dies würde nicht geschehn; allein sie sah, daß Guy nach dieser Einsegnung einer beynah feindseligen Regung gegen sie kaum zu widerstehn vermochte, und sie versank in trostlosem Jammer; der Abend kam, ohne daß Emma Beruhigung empfing.

Es war noch ein milder Tag, trotz des heranna-henden Winters. Emma fuhr durch den halbstündigen Flecken voll Dampf und Dunst, und gelangte nach einer Wiese, Crott genannt, an ein Gewässer, das vermuthlich ein Fluß geworden wäre, wenn seine vielfachen zuströmenden Quellen in den Bezirken der Fabrik-Eigenthümer nicht aufgefangen worden, und ihn einsam gelassen. Ein frischer großer Rasenplatz von waldbekleideten Hügeln umfangen, mit Obstbäumen besetzt, erheiterte Emma's Auge beym Licht der sinkenden Sonne. Pferde wurden getummelt, die muntern Brabanter Bauern warfen Stäbe nach einem hölzernen Schinken; alles Leben und Weben um Emma erschien ihr hier fremder, liebloser als je. Durch die Straßen hatte sie die Bettler schleichen sehn, Bilder hagern scheuslichen Elends, kaum umgeben von schmutzigen Lumpen, Almosen erstürmend von den Vorübergehenden, dahingegen aus den offnen Fenstern hoher schöner Gebäude Pracht und Reichthum hervorstrahlten, und alle Ueppigkeiten der Erde wetteifernd die Wohnungen der reichen Fabrikanten zu schmücken strebten.

Neben den ſchönſten Häuſern hatte Emma die furchtbarſten faſt ſchwankenden Gebäude wahrgenommen, und überhaupt den ſchrecklichſten Gegenſatz des tiefſten Elends zur üppigſten Pracht. Die daherwankenden ſchmutzigen Leidensgeſtalten der kränklichen Arbeiter, denen es geht wie Allem, was Invalid geworden, ſchienen Emma die Stufen zu ſeyn, auf welchen jene Gebieter des Glücks, die Werkzeuge zermalmend, zur Höhe des Standes gelangt waren, wo ſie jetzt ſchwelgend ſaßen. Emma überließ ſich ihren trüben Betrachtungen, als Guy mit Senanges auf die Wieſe geritten kam. Jetzt gilt es Muth, ſchöne Dame! rief Senanges. Wir müſſen zu dieſer Stunde zur Armee. Und ich? fragte Emma bebend. Du bleibſt hier, liebe Frau, ſagte Guy; hier biſt du vor den Franzoſen ſicher. Treu hält dies Land an den teutſchen Kaiſer, an die benachbarten Britten. Guy ſah, daß Emma wieder einer Ohnmacht nahe war, er führte ſie nach dem Wagen. Sie gelangten nach dem Poſthauſe, wo ſich Emma außer Faſſung auf ein Sopha warf. Guy umfaßte ihre Knie, er ſagte ihr anmuthige liebende Worte, doch ſie vermißte den einen Laut, der ſie tröſten konnte; ſie empfand deutlich in ihrem Schmerz, daß es Worte waren, daß das allbeſeligende Leben dieſer Liebe ertödtet ſey. Schon hielt auf dem Platz Martyre die muntre Schaar, ſchön berittten, funkelnd von Gold und heitern Farben, muſizirend, als ging es zum Tanz. Senanges rief Guy zu, es ſey die höchſte Zeit. In dieſem Augenblicke kehrte ein wahres herzliches Gefühl in Guy's Buſen zurück, und drängte die böſen

Gewalten weg. Er fühlte, daß er mit Emma vom Leben ſeines Lebens ſcheide. Er konnte nicht aus ihren Armen, er wollte in Thränen an ihrer Bruſt vergehn. Dieſe Stunde goß lindernde Labung in Emma's Wunden; ſie war verſöhnt mit all ihrem Weh und konnte es wieder in Gottes Hand legen. Alle ihre Kraft zuſammen rufend, gebot ſie ihm nun ſelbſt zu ſcheiden, reichte ihm die erbleichten Lippen zum letzten Kuß, winkte ihm noch vom Fenſter mit dem weißen Tuche vielfach nach, und wie der letzte Schimmer ſeines Gewandes ihren Augen entſchwand, da verließ Emma die mühſam geſammelte Kraft, und eine wohlthätige Ohnmacht umfing ſie in todesähnlichen Schatten. Leben und Tod rangen hier mit Emma's blühender Jugend, doch das Leben gewann die Ueberhand, denn noch zu größern Prüfungen war Emma aufbewahrt.

Drittes Buch.

Der Regenbogen.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf hartem Lager weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden!

Diese Stelle schlug Emma in einem Buche auf, welches ein Durchreisender auf seinem Zimmer vergessen haben mußte; mehreres sonst stand in dem Buche geschrieben, Emma las nichts mehr. Sie lauschte mit unendlichem Jammer dem neuerwachenden Leben unter ihrem Herzen, ach! von welchem Guy keine Ahnung hatte! Nie hatte sie vermocht, es ihm zu sagen, so mächtig die innre Stimme sie gemahnt. Jetzt war es darum geschehen. Vielleicht ging Guy in den Tod, und sein Kind war verwaist. — „Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!" wiederholte sie, und ihre Thränen floßen unaufhaltsam. O meine süße stille blumenhelle Kindheit, rief Emma, o mein Land, Ge-

ſpielinnen meiner Jugend, ewig heitre Wonnen der unſchuldvollen Seele, wo ſoll ich euch wieder finden? Wie lächelnd ſtand das Leben vor meinen Blicken, wie holdſelig jeder nächſte Tag, über den mein Denken nie hinaus ging! Wie milde umfing mich der Odem der Liebe! Wie mir ſo nahe war Gott, wie liebt ich ihn in Blumen und Quellen, im Brauſen der Wipfel und im Blick der Aeltern, wenn ihr Auge mit Liebe auf mich ſah! Abgeſchloſſen in den Rheingebirgen ſchien mir die Welt, ich träumte von keinem Sehnen, keinem Jenſeits, ſtill befriedigt wie das Kind ſchlief ich am Mutterbuſen der ſüßen milden Natur, jeden Tag erwachend zu friſcher Luſt. Wo ſeyd ihr hin, heitre Feſte des Jahres, wo ſich auch Winter und Herbſt mit Roſen kränzten, Weinleſe auf den beſonnten Hügeln bey Geſang und Tanz, indeß noch einmal die wilden Roſen aufblühten, Wallfahrten nach dem Muttergottesbilde, der ſingende Zug blühender Jungfrau'n unter Blumen! Hohe Lilien trugen wir, Zweige, die uns Kühlung wehten, aus den Waldungen ſang die Nachtigall Salve Regina in wortloſen Melodieen verſchmelzend in unſern Geſang. Um mich her war nichts als blühender Wohlſtand, ſanfter Frieden, und gab es ein Leid, ſo gedieh es mir zur Luſt, denn ich vermocht es zu ſtillen. O Gott Vater! Hab' ich denn ſo ſchwer geſündigt? Iſt Vater Johannes in Schmerzen über mich dahin geſchieden? Vermochte Eliſabeth dieſen Bund nicht zu ſegnen, weil er Gott nicht wohlgefällig war? O Gott! ich ging und verließ die frommen Aeltern, ich lud mir Pflichten auf, die Gott nicht

auf meine Bahn gezeichnet hatte, ich täuschte mich selbst über meinen Beruf, für frommen Drang hielt ich den Ausweg, durch welchen ich dem schmerzhaften Bunde entging, und wußt ich nicht im innersten Gemüth, daß es anders sey? Doch ich ging, ich verließ die, deren Augenlicht ich gewesen, die ich pflegen und lieben sollte bis in den Tod! Johannes brechende Augen haben mich gesucht und nicht gefunden. Kein andres Herz verstand so seine Wünsche, seine Winke, wie Manches wird er vermißt haben, wie unruhig über mich gestorben seyn. Nicht gab er mir seinen letzten Segen, er schied in Schmerz und Sorge, und sein schwankend Gemüth zwischen Liebe und Zorn warf mich hinaus in die stürmische Bahn, ohne Schutz und Halt. — Ach! und aus dem lieben Vaterhause ist mir dann nichts geblieben? Bey diesen Worten ging Emma wie durch eine Eingebung angeregt zu dem Tisch, auf welchem das Kistchen stand, das Guy noch gerettet. Sie öffnete es, noch lagen einige Juwelen darin, einige Familienpapiere, und unter diesen ein kleines silbernes Cruzifix, das Emma seit der Flucht noch nie bemerkt; bey diesem Anblick fühlte Emma Trost und Zuversicht. Ein rührend frommer Glaube in jenen Landen sagt, daß überall uns Frieden und Schutz beschieden, wohin wir mit dem Bilde des Erlösers ziehn, und dies Cruzifix war seit Jahrhunderten in der Familie. Emma druckte es an das Herz, und indem ihre Thränen milder floßen, vermochte sie ihr Weh in den Born der ewigen Liebe zu tauchen, die für uns gelitten, uns zu sühnen. Es war tiefe Nacht

geworden, alles ſtill, die Kerzen brannten, im alt-fränkiſchen Zimmer glänzten die goldgerahmten Spiegel, die Leiſten um die ſeidnen Tapeten, die Kronenleuchter, das Thronbett; unheimlich ſchienen Emma dieſe Umgebungen, ihr ſo fremd, doch ſie fühlte ſich ſchon geſtärkt, und nicht mehr ſo allein, ſie fühlte Gottes Nähe, ein frommes Gemüth im Unglück fühlt ſie immer klar. Keine Abrede hatte ſie mit Guy genommen, wegen ihres Aufenthalts, oder ſeiner Adreſſe, doch ruhig war ſie unter dem Schutz der höher leitenden Hand, und wie ein Kind, das die Verſöhnung des Vaters nach der Strafe fühlt, ſchlief ſie ermattet, doch erquickt im Herzen, ein.

Morgens darauf erfuhr Emma die Ankunft eines Oheims ihres Gemahls, der eben durch Coblenz hieher gekommen. Wie bebte ihr Herz bey dieſer Nachricht! Sie bat ihn in einigen Zeilen, ſie zu beſuchen. Der Oheim kam auf die Einladung einer Gräfin Guy, und fand die einſame prunkloſe Emma, deren Lieblichkeit und Beſcheidenheit Eindruck auf ihn machten, ohne ihn doch für ſie zu gewinnen. Er fragte nach den Ehepakten, dem Trauſchein; Emma hatte nichts von dieſem Allem. Mit Achſelzucken erklärte er die ganze Verbindung für einen Jünglingsſtreich, welchen die Verwandtſchaft nicht anerkennen würde, und gab Emma den Rath, einen andern Namen zu führen, um Verfolgungen zu entgehen. Erröthend vor Schmerz und Unwillen ſagte Emma: wir haben mit Gefahr des Lebens Graf Guy gerettet und verborgen, ich bin das Opfer ſeiner unbegränzten Leidenſchaft; ich würde noch

jetzt mein Leben für ſeine Zufriedenheit hingeben, ich ſtehe in Gottes Schutz, der Name meines Gemahls iſt mein heiliges unentreißbares Eigenthum. Das iſt alles ganz vortrefflich geſagt, antwortete der Graf, allein die Welt! Was iſt denn die Welt, fragte Emma, iſt ſie die Losſprecherin von allen heiligen Pflichten, die Vernichterin und Mörderin aller Wahrheit und Liebe? Ach Gott! rief der Graf, mit den überſpannten teutſchen Gemüthern iſt gar nichts anzufangen; ſie können gar keine Anſicht mit der Vernunft faſſen. Halten Sie den Erbadel für eine Eingebung der Vernunft, Herr Graf? fragte Emma, und was iſt vernunftmäßiger, die Forderungen eines reinen Herzens an die Menſchheit, oder der Vertrag der Uebereinkunft von Vorurtheilen zu des Einzelnen Vortheil und Nachgiebigkeit der Menge? Vielleicht, antwortete der Graf einlenkend, denke ich wie Sie über dieſen Punkt, aber was iſt zu machen? Aus ſolcher erhitzten Gemüther Beginnen ſind die Gräuel der Revolution entſprungen, Rechte der Menſchheit, Gleichheit der Seelen und durch dieſe der Stände, das iſt die Urſache all dieſes Wehes. Hierüber wäre mehr zu ſagen, Herr Graf, erwiederte Emma, nur aus dem Widerſtand des Unedlen gegen die heiligſten Anſprüche des bedrückten Volks iſt die blutige Staatsumwälzung entſtanden, nicht aus der Forderung ſelbſt. Alles iſt ſo, wie es iſt, Sie und ich werden es nicht ändern, fiel der Graf ein, und als Freund rathe ich Ihnen, unter einem fremden Namen zu leben, oder den Ihrer Familie wieder anzunehmen, zu ſchweigen, und ſich zu

entfernen. Wenn mein Vetter aus dem Kriege wieder kommt, wird sich Alles ausweisen; glauben Sie mir, auf Ihr bloßes Wort würden wir keine Prinzessin als Gräfin Guy anerkennen; alles fehlt dieser Verbindung, was sie sanktioniren könnte, und sollte mein Vetter so heimlich und feindselig gegen seine Familie gehandelt haben, so war es eine Uebereilung, die er auf irgend eine Weise wissen wird, wieder gut zu machen. Ohne Emma's Erbleichen bemerken zu wollen, nahm der Graf Abschied, und verließ sie, gedemüthigt, wenn gleich innerlich erhoben über die Welt, welche sie beugen wollte.

Das Benehmen der Leute im Hause belehrte Emma, daß sie hier keine angenehme Freystatt finden werde; sie empfand die geheime Einwirkung einer schon beginnenden Verfolgung. Sie eilte, den ungastlichen, traurigen Ort zu verlassen, und die Tilgung der Zehrungskosten erschöpfte fast den Ueberrest ihrer Baarschaft. Ein leichter Wagen führte Emma nach Lüttich, und von da die reizenden blühenden Ufer der Maas entlang nach Huy und Namur. Es ist ein sonderbares Gefühl, das trauliche Umfangen einer süßen Gegend, im Gegensatz mit dem Abstoßen der Menschen, die sie bewohnen. Der schwarze Kohlen- und Schwefelboden von Lüttich, die berauchte dampfende Stadt, das wilde Drängen der Menge, alle in einander eingreifend, und jeder für sich nur strebend, das unbekümmerte, rasche und träge Wesen zugleich der Brabanter Bauern, machten einen unangenehmen Eindruck auf die Durchreisende; sie fühlte sich so unbe-

haglich umgeben, alles war ſo anders, wie in ihrer ſchönen Kindheit an des Rheins friedlichen Ufern, wo alles Leben und Treiben ſich zum heitern Einklang geſtaltet, und nur da zu ſeyn ſcheint, um ein ergötzliches Schauſpiel zu bilden. Verſöhnend glänzten jedoch Emma's Blicken allſeitig in der kunſttreibenden Stadt, von Fenſtern und Laden die Erzeugniſſe des Brabantiſchen Fleißes entgegen, zierlich, farbenreich, mit Sinn und Geſchmack geordnet; und über dem ſchwarzen Boden der Straßen ſchritt ungefährdet in ſeiner buntſeidnen Hülle der leichte Fuß der ſchlanken Bewohnerinnen, die mit Blumen und Spitzen, geſchmackvoll, reich und heiter, wie zum Feſt geſchmückt, doch nur zum Morgenbeſuch gingen. Die üppige Fülle der Früchte ſchien das Erzeugniß eines andern Welttheils zu ſeyn; auch bey ihrer Anordnung zwiſchen duftenden Blumengaben des Spätherbſts waltete Sinn und Zierde vor; Lüttich heißt: Der Garten von Brabant, ſein wundervoller Boden raſtet nicht im Hervorbringen der köſtlich gewürzten Früchte, und der farbenreichſten Blumen, wie denn Brabant in Blumen und Kunſterzeugniſſen der Thronſitz der Farbe iſt. Nichts von Allem, was Emma ſah, war fähig, ſie zu erheitern, der Menſchen bedurfte ſie, ach! eines einzigen Herzens! und alles um ſie her war öde, ſie war verwaist, und ſchmerzlicher allein im rauſchenden Weltgewühle. Es wurde ihr unausſprechlich wohl, als weit hinter ihr die Stadt lag, die ſich verfolgend noch lange dem Reiſenden nachzuranken ſcheint, und nun die herrlichen Waldgebirge, um-

ſchlungen von der Maas, in ihrem duftenden Schoos ſie aufnahmen. Hie und da die einſamen Landſchlöſſer, die kleinen Hütten, angelehnt am Gebirg, umwoben von ſmaragdnen Matten, die weißlockigten vollwangigten Kindlein am Waſſer, unter den andern Blumen des Ufers wie hingeſtreut, und über die Hütten her uralte Wipfel der Eichen. Ach, nur eine ſolche Hütte, in Frieden und Verborgenheit, ſeufzte Emma, und blickte wie fragend in jede hinein, ob hier nicht eine Zuflucht ſey gegen ihren Schmerz? Immer ländlicher und milder wurden die Ufer der Maas bis Namur; auch erſchien dieſe Stadt der Pilgerin einladender und heitrer als Lüttich, da ſie ſchon ſtiller und in ſchönern Verhältniſſen gebaut, ihren Blicken entgegen ſah. Gern würde Emma hier verweilt haben, allein die Nachrichten von den Fortſchritten des Revolutionsheers ſchienen Bedrohendes für dieſe Stadt zu enthalten, und ein ſchneller Entſchluß reifte in der Ermüdeten, ihre übrigen Koſtbarkeiten zu verkaufen, und ſich in einem Dörfchen, im tiefſten traurigſten Steppen- und Haidenland des Ardennenwaldes anzuſiedeln.

Hier war ſie nun, in jedem Sinn erſchöpft, unter Bauern, deren Sprache rauh und unverſtändlich, deren Weſen wild und ſtarr ſie feindlich zu bedrohen ſchien. Im Schoos der Steppen hausten ſcharfe Nordwinde, dürftige Halme blickten hie und da aus dem Sand, alles Leben ſchien entwichen von dieſem freudenloſen Boden, heiſer und wehklagend nur tropften die Quellen aus den Felsſtücken, als ſeyen es

die Thränen der verwaisten Natur; doch ſtand am Ende des Dörfleins unter zwey Linden ein Kreuz mit des Erlöſers Bilde, dem wohl ein freundlich Kind noch eine mühſam aufgezogne Blume brachte, und in der kleinen dunkeln Kirche flimmerte das bunt und ſeltſam behangne ſchwarze Muttergottesbild aus den Kerzen heraus, umwunden von Gehängen ſeidner Blumen, aus Blättern von grünem Papier hervorſchauend. Emma, freudenloſer als die öde Haide um ſie her, wurde doch zu Thränen gerührt, die nicht ohne Süßigkeit waren, wenn eine arme, kranke, abgezehrte Geſtalt vor das Bild hinſchlich, und ihre Schmerzen in die göttliche Hand legte, oder eine Mutter mit dem ſterbenden Kind auf den Armen in die immer offne Kirche trat, und eine geweihte Kerze vor dem Bilde anzündete, um, ſo lange ſie brannte, die Schmerzen des Kindes gelindert zu ſehen. Was fehlt dem Menſchen in ſeinem Leid, der Gott und den Glauben noch hat? fragte ſich Emma dann, und blickte, ſich ſelbſt ſtrafend, in ihr Innerſtes hinein. Sie erkannte die väterliche Hand, die jetzt ſchwer züchtigend auf ihr ruhte, und ſang aus einem alten Liede:

Herr! ſtraf' hier fort,
Nur ſchone dort!

Keine Nachricht kam, die Einſame zu erquicken; in einer Bauernhütte bewohnte ſie ein kleines Zimmer, das bey jedem Nordwind rauchte; vor ihr lag das ſchneebedeckte unabſehbare Feld, fernhin dämmerten Berge. Ein ärmlich Lager, ein Stuhl, ein Tiſch,

ein Schrank war Emma's Hausgeräth. Doch wenn ſie nun im erwärmten Zimmer bey einer Arbeit für das Erwartete emſig ſaß, und bey Windſtille die Sonne auf die weißen Wände ſchaute, und dem kleinen Kruzifix Strahlen gab, indeß umher das tiefſte Schweigen waltete, ſo wurde der Verlaſſenen wohl im heißen Weh, auf ihre Arbeit ſanken ſtille Thränen, in die ſich der Sonnenſtrahl farbig tauchte, der blaue Himmel ſah verheißend nieder, wie ein Blick der ewigen Liebe, und wie verſunken in flüchtigen Wellen lag Angſt und Schmerz des Lebens. Wenn ſchon in ſparſamer Anordnung, doch ſauber und anmuthig, weiß, blau und roth, lächelten Emma die Kleidungsſtücke ihres Kindes entgegen, in ihrer Kleinheit ſo freundlich, wie ſchon die Vorſtellung die zierlichen Glieder dazu ſchuf, denen ſie zur Hülle dienen ſollten. So verging ein Theil des Winters, und die Feyer der Weihnachtstage. Am Neujahrsmorgen lag als roſige Gabe des jungen Jahres, nach Todeskämpfen, Guy's holdſeliges Abbild, ein Mägdlein, in Emma's Schoos, die ſogleich in heiliger Taufe den Namen Maria empfing.

Eine trunkene Freude über das ſüßblickende Kind durchſtrömte Emma's Gemüth: in dieſen Wellen ſpiegelten ſich verklärt alle Schmerzen ihres Lebens, wie ſeliger Thau hingen ihre Thränen an dieſer Blume. Die geringelten Goldlöckchen um die helle Stirn, das roſige Knöspiein des Mundes, die Augen, das Licht ſchon mit frohen Blicken grüßend, ſchon ſpiegelnd in Emma's Augen, die Fülle reiner Anmuth ausgegoſſen über

den ganzen Bau der Glieder, jede Bewegung Reiz und Lieblichkeit, Alles umfing das Mutterherz mit unendlicher Luft; die dürren Steppen und der Schnee darauf waren Heimath, Frühling und Paradies. Wie ſollte auch nicht ein Paradies blühen, wo Engel lächeln? Der ſüße Engel Unſchuld waltete über die Lieblichkeit des Kindes. Gern und fromm trug Emma nun jede Mühe, jede Beſchwerde, ihr Schmerz war zu Dank geworden, ſie glaubte nur vor Luſt zu weinen, wenn ſie ſich ſelbſt in Thränen fand.

Ein milderes Licht des Himmels beglänzte die Arbennen, Veilchen und Primeln ſproßten aus dem Boden, das friſche Grün keimte empor, die Stürme ruhten, und von den letzten Gipfeln ſchwand der Schnee. In ſeiner ſeligſten Schönheit glänzte Frühlingszauber auf Mariens Wänglein, und Stern und Blume lächelten nicht ſo hold, als ihr Auge und Mund. Dem Sonnenblick eines ſchönen Tages des Aprils vertrauend, nahm Emma ihr liebliches Kind auf den Arm, und ging auf eine dichte Waldung zu, deren Spitzen ſie aus der Ferne dämmern ſahe, über welche hinaus noch ein einſames goldnes Kreuz blitzte. Emma gelangte auf Wegen dahin, die angenehmer wurden, je näher ſie der Waldung kam. Das friſch entknospte Grün der alten Wipfel umfing ein hohes Münſter, aus welchem Orgelklang zwiſchen jungfräulich hellen Geſangestönen wogte. Ein Springbrunn rieſelte im Hof des Münſters, von einem vollen Kranz ſchön geordneter Urnen mit Blumen und duftender Stauden umzogen, auf Terraſſen umher ſtanden

Zitronen, Orangen, Granaten und Myrthenbäume, schon in Blüthe; die feuchten Strahlen des munter gaukelnden Wassers grüßten die Blumen mit Kühlung und Glanz. Erschöpft legte Emma ihre lächelnde Maria in den rosigen Klee, und das frohe Kind fühlte die Anmuth des duftenden Farbenreiches, der grünen Wipfel und tiefblauen Lüfte. Es jauchzte und lallte Wonnelaute in die feyerlichen Klänge aus der gothischen Kirche und in die Lerchentöne, die jede Pause füllten, schwebend über die lichtgrünen Saatfelder um das Kloster. Fernher dämmerten blaue Gebirge zwischem dem Grün. Unaussprechlich süß umfing Emma dieser Frieden, diese Frühlingsfeyer. Sie blieb wie träumend und verzaubert an dieser Stelle. Längst schon hatte die Orgel aufgehört zu spielen, nur der Nachhall der Hymnen klang noch in Emma's Seele wieder. Vor sich hinblickend und inniger die entschlummerte Maria einwiegend, sah Emma eine liebliche Gestalt heran schweben, deren Blicke wie süße Strahlen aus der Nacht der schwarzen Augen hervordrangen, deren Wunderlocken wie ein Gewölk um das Mondlicht der Stirn sich woben. Bleich, aber unendlich lieblich, mit schmerzlich lächelnden Purpurlippen, jungfräulich schlank, und kindlich hold in Stimme und Gestalt, war das süße Bild, das nun vor Emma hintrat, und sie mit den Frühlingstönen des Wohlwollens in französischer Sprache fragte, wie sie mit dem Kinde in diese entlegne Einsamkeit gekommen? Emma empfand kein andres Bedürfniß, als dem anmuthigen Wesen recht viel von sich selbst

zu ſagen, und mußte ſich ſelbſt zwingen, nur das Nothwendigſte im Allgemeinen zu beantworten, doch Eugenia (ſo hieß die Liebliche) nahm Emma mit freundlicher Gewalt bey der Hand, führte ſie in ein Zimmer, das auf den Garten des Kloſters hinausging, und die Pracht frommer Verzierungen, heiliger Bilder und Bücher mit der Lieblichkeit hoher Blumenſtauden verband. Eine Harfe ſtand hier, umwunden von einem Kranz von wilden Roſen und Sinnblüthe. Dieſe Blumen weckten eine Fülle von Erinnerungen in Emma's Seele, deren Andrang zu mächtig war, um ihm zu widerſtehn. Ein Strom von ſchmerzlichen Thränen quoll hervor, und bald erfuhr Eugenia Emma's ganze Geſchichte.

Der mondhelle Abend ſchwebte über die Waldung, als Emma, erquickt, und durch die Süßigkeit der Mittheilung auch im Herzen geſtärkt, ihre Geſchichte vollendet hatte. Sie konnte Eugenia's dringenden Bitten nicht widerſtehn, ihr Zimmer mit ihr zu theilen, und einige Zeit mit ihr zu leben. Ein Diener wurde geſandt, Emma's Hausleute zu beruhigen, und ihre Sachen zu holen. Nach der Zurückkunft des Dieners, als Emma's Gepäck geordnet zu ihrem Gebrauch lag, und das Kruzifix auf einer Bettbank ſtand, Maria aber heiter lächelnd, auf der Mutter Schoos die lieblichen Freundinnen ergötzte, begann Eugenia ihre Lebensgeſchichte zu erzählen:

Die ſchöne Loire, der klare Spiegel ſchlanker Mandelbäume und fruchtreicher Hügel, war das erſte Entzücken meiner Blicke, an ihren Ufern bin ich ge-

boren. Meine Kindheit glich einem Maientage, in ungetrübtem Frieden, Liebe umgab mich von allen Seiten, und keine Sorge trübte die reine Luft meines Daſeyns.

Meine Geburt koſtete meiner Mutter das Leben; mich erzog meine Muhme, eine fromme Jungfrau. Ein reicher Oheim, mit mühſam erworbenen Schätzen aus Amerika zurückkehrend, gewann mich lieb, und beſtimmte mich ſeinem einzigen Sohne. Der Pabſt ertheilte die Erlaubniß, nothwendig wegen der nahen Verwandtſchaft, und die Verlobung wurde gefeyert, während mein Bräutigam noch in Amerika war. Mein ganzes Gemüth war kindlich und unbefangen, der Glanz, der über mich mit vollen Händen ausgegoſſen wurde, ſtrahlte wie eine Sonne in mein ſonſt einfaches Daſeyn, und der mir beſtimmte Gemahl ſchien mir nur eine Perlenſchnur mehr zu ſeyn, die ich noch bekommen ſollte; im Oheim war der Sohn mir ſchon werth, ja, ich ſah ihn im Geiſt unter keiner andern Geſtalt, und dachte nur an ihn, wie an einen Führer zu friſchen Ergötzlichkeiten.

Nach einem Jahre kam mein Vetter, ein lieber, ſanfter, ſtiller Jüngling; ſein Anblick erhöhte mein Vertrauen, und die vorgefaßte ruhige ſchweſterliche Neigung. Wenige Zeit nach ſeiner Ankunft wurde unſer Vermählungsfeſt gefeyert; mein Oheim, überfüllt von Luſt und Glück, wurde beim Feſte ſehr bedenklich krank, eh' noch der letzte muntre Tanz begann; das Feſt war geſtört, und mein Vermählter blieb bey ſeinem kränklichen Vater, indeß ich, unbekümmert

um alles, was halblaut über dies ganze Benehmen um mich her geäußert wurde, meine Angſt um den lieben Oheim mit kindlicher Zuverſicht ſtillend, das Schlafgemach betrat, und unter köſtlicher mondgleicher Beleuchtung und zarten Düften bey dem fernen Klang einer Harmonika auf das ſüßeſte entſchlummerte.

In der Nacht war es mir, als ob ich erwachte, und alles um mich her ſähe, wie am Abend; doch vor mir ſtand mein Oheim, der mir: Lebewohl! ſagte, mich küßte und verſchwand. Im nämlichen Augenblick hört ich deutlich die Uhr drey ſchlagen, und ein ſanftes Lied flöten. Ich war munter, und voll Erſtaunen blieb ich wach. Die Nachfolge Chriſti lag auf dem Tiſch neben meinem Lager, wie es immer meine Gewohnheit war. Doch hatte ich ſeit der Wiederkunft des Oheims, von tauſend Vergnügungen zerſtreut und angeregt, wenig und ohne Andacht darin geleſen. Ich ergriff nun das Buch, und traf Stellen, die wohl im tiefſten Schmerz zu erquicken vermögen, mich aber jetzt im Glück und Wohlleben ſchmerzlich anregten. Der Morgen kam, die Kryſtall-Lampen erloſchen, ich ſtand auf und kleidete mich an; meine Fenſter gingen auf den Garten hinaus, eine Wendeltreppe mit Blumen beſetzt führte da hinunter, der Maymorgen glänzte warm und ſüß auf den beblümten Raſen und Millionen Vöglein ſangen hell; ich ging in den Garten hinab.

Wie ſehr erſtaunte ich, als ich in einem der Gänge meinen Gemahl auf einer Raſenbank in Thränen, faſt bewußtlos fand. Ich rief ihm zu, voll Angſt und

Beſorgniß. Meine Eugenia! ſagte Amadäus, meine Hand erfaſſend. Lieblicher Engel, helfen Sie mir, retten Sie mich! Was iſt Ihnen? fragte ich entſetzt, er aber ſagte: Freundliches Kind, wirſt du es tragen können? Der uns ſo innig geliebt, unſer Vater und und Freund iſt hinübergegangen dieſen Morgen in ein beſſeres Daſeyn! Jetzt gedacht ich der Erſcheinung dieſer Nacht, und eine Ohnmacht umfing mich wohlthätig, meinem Schmerz mit meiner Lebenskraft zugleich die Gewalt über meine Sinnen raubend.

Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, befand ich mich in meinem Schlafgemach; es war tiefe Nacht, ein kleines Lämpchen brannte; die Stille umher wurde nur durch den Gang der Uhr unterbrochen, neben mir ſaß Amadäus in Trauer gekleidet. Liebliche Eugenia, ſagte er, muß ich Sie noch tröſten, da ich ſo ſehr des Troſtes bedarf! Ich weinte ſtill an ſeinem Herzen. Als ich mich erholt hatte, und beruhigt fühlte, ſagte Amadäus zu mir folgende Worte:

Mein Vater war der liebſte und ehrwürdigſte Gegenſtand meiner Neigungen; nie hab' ich einen andern Willen gekannt und gewußt als den ſeinigen; doch ſchon in der zarteſten Kindheit hatte ſich mein Gemüth mit ſtiller Liebe zu der ſchönſten und ſittſamſten Creolin, zu meiner Nachbarin Virginie hingewendet, und ihre Blicke ſagten mir, daß ſie mich wieder liebe. Doch Virginie war dem Sohn eines der mächtigſten Statthalter beſtimmt, und hier galt keine Neigung, ſie durfte ſich nicht einmal äußern. Virginie wurde

vermählt, reiſte mit ihrem Gemahl nach dem Ort ihrer Beſtimmung, und nie ſah ich ſie wieder.

Mein Vater hatte mich Ihnen beſtimmt, liebe Eugenia, ſeit er Sie gekannt und geſehn; ich liebte ihn zu ehrfurchtvoll, um einen Widerſpruch zu wagen, aber ich kam im Vertrauen auf Ihre Unſchuld und Gemüthsreinheit. Nicht meine unendliche Liebe zu Virginien allein ſteht zwiſchen uns beyden, wenn ſchon Herz und Seele ihr eigen ſind, ſo ſehr, daß kein andrer Reiz mich jemals rühren kann, mehr als dies iſt die Nähe unſrer Verwandtſchaft. Kann der Pabſt löſen, was Gott gebunden? Kann er vereinen, was Gott getrennt? Nein! dieſe Ehe würde mir eine Ehe zwiſchen Bruder und Schweſter ſeyn, vor deren Vorſtellung ich bebe. Darum, meine Eugenia, laſſen Sie uns Geſchwiſter ſeyn, und unſre Herzen ewiger Keuſchheit weihen; Sie ſind mein, und ich nehme Sie an, um Sie unter dem Namen meiner Gemahlin zur Braut meines Erlöſers einzuſegnen. Wir wollen uns in ſeliger Eintracht einander angehören!

Was Amadäus mir ſagte, klang mir räthſelhaft; ich ſelbſt hatte nie eine andre Vorſtellung von unſerm Bunde gehabt. Nie hatte ich von meiner Muhme, die nur in Gott gelebt, und nach vollbrachtem Tagewerk meiner Erziehung in ein Kloſter gegangen war, deutliche Begriffe von der Welt empfangen. Warum nun empfahl Amadäus mir ſo feyerlich, was ich für unſre Beſtimmung hielt? Eine dunkle Scheu hielt mich ab, mein Erſtaunen zu äuſſern; ich ſah meinem Gemahl freundlich hell in die Augen, und ſagte ihm,

das ſey ja auch ganz meines Herzens Meynung. Amadäus umarmte mich, und bat mich, in dieſer Stimmung mit ihm den Schwur ewiger Reinheit und Schweſtertreue vor Gott abzulegen. Von Herz und Lippe flog der Eid zur ſelben Stunde, ſo feyerlich, daß meine Seele bebte, und meine Augen in Thränen glänzten. Amadäus führte mich dann zu der zur Leichenfeyer vereinigten Geſellſchaft, die unſrer wartete. Wer weiß, ob nicht unſer ganzes Daſeyn froh und kindlich ſich geſtaltet hätte, wenn nicht Scherze und Einwirkungen fremder Menſchen Störung in dies holde Verhältniß gebracht? — Amadäus, mir immer nahe, und immer vernehmend, wie ſein Glück und dieſe vergängliche Reize geprieſen wurden, blieb im Herzen nicht mehr mein Bruder, wie ich erſt ſpät erkannt, damals aber nicht ahnen konnte. Eine glühende tiefe Sehnſucht zog ihn zu mir; Gewiſſen und Eidſchwur riſſen ihn von meiner Seite, ich konnte ihn nicht errathen, in meiner Seele blieb es Frieden, meine Ruhe vermehrte noch ſeinen Schmerz, und dennoch war ſie ihm heilig. Dieſes Hinſchmachten, die Zweifel, ob denn ſein Eid ihn auch binde? und ob unſer Bündniß nicht Gott angenehm ſeyn könne? mußte die Leidenſchaft in ihm erwecken, eben ſo wie bey unſrer Verbindung die Liebe zur verlornen Virginie ihn verblendet hatte, unſern Bund für ſündlich zu halten. In leidenſchaftlichen Gemüthern geſtaltet ſich jede Anſicht nach der Seele innerſter Sehnſucht; das iſt die Selbſttäuſchung, die gefährlichſte Klippe gutgeſinnter Menſchen, an welcher zuletzt die Tugend,

oder das Leben ſcheitert. Amadäus erkrankte ſchwer und hoffnungslos. Nur zu meiner Beruhigung und Erheiterung willigte er in den dringenden Wunſch des Arztes, der ihm die Bäder und Quellen von Spaa anbefahl. Wir verließen unſre milde ſüß blühende Heimath, um ſie nie wieder zu ſehen!

Spaa war der erſte Badort, den ich beſuchte. Ich hatte nie einen Begriff von einem ſolchen Andrang von Menſchen zu einem Punkt hin gehabt, wie ich hier fand. Jeder war nur für ſich ſelbſt da, und ſchien für Alle da zu ſeyn. Die Engländer beym Biribi traurig, den Tag und die Nacht aus ihrem Leben wegſcheuchend; Andre beym Farao, alles an der Zeit ſchüttelnd, wie an einer drückenden Bürde, und jeder nur bedacht, dieſe Bürde noch recht mit Glanz zu behängen, und mit Anſtand und mannichfaltiger Einförmigkeit daran zu ſchütteln; das Gemiſch von feilen Schönheiten, Gauklern, Bankhaltern, Groupiers und Schauſpielern, jede neue Erſcheinung als Beute beängſtend, und mit Schlingen umwebend, flößte mir Abſcheu ein; ich konnte es nicht faſſen, wie der Menſch die Quellen des Heiles zu Quellen der Sünde umgeſchaffen, durch alle Anlockungen, welche umher ihren Thronſitz und ihr Centrum gefunden.

Faſt poſſierlich würde mir in einer andern Stimmung die hohe Wichtigkeit geweſen ſeyn, mit welcher ſich mehrere der glänzendſten Badegäſte, und beſonders ältliche Frauen über die Umſtändlichkeiten der Kur vernehmen ließen. Ihr Gemüth war eingekerbt von den Anordnungen der Aerzte, und der Beobach-

tung der Wirkung, man hätte vermeynt, ſie lebten nur um zu baden, und dächten nur, um zu berechnen. Wie öde und widrig mir der ganze Ort war, wie ſtörend Alles, was mir erſchien, läßt ſich nicht ausdrücken. Mein Leben und Weben war auf den Hügeln, im Freyen, an den Quellen, in den Thalen. Sah ich den blauen Himmel und das friſche Grün, ſo wurde alles Ruhe und Einklang in mir, und was mich ſtörte kam mir wie Marionetten vor.

Eine geiſtreiche Frau, welche wohl nur zum Scherz Spaawaſſer trank, und deren Blick und Rede wie ein elektriſcher Schlag durch die Maſſe der Gäſte zuckten, war ſeit einigen Tagen angekommen. Sie ſprach ein Franzöſiſch, das wie Muſik klang, und alles, was ſie ſagte, ging von einem höhern Standpunkt aus, zu dem ihr liebreiches Weſen uns hinaufhob. Das Element ihres Weſens war Freiheit; alles Bedingende ihr unbegreiflich und verhaßt. Ueberall war ſie, unvermuthet und willkommen. Man vermeynte ſie im Saale, wenn ſie ſchon über den Hügel Annettens und Labins hin, und wenn ihr die Gérostes verordnet war, ging ſie die Sauvenière trinken, und ſagte dem Arzte, der Spaziergang dahin ſey ihr angenehmer, und ihr Verdruß über die Umgebungen der Gérostes machte das Waſſer unwirkſam. Doch wie möchte ich all die tauſendfachen Eigenheiten hier nennen, die nur durch den Augenblick, und durch ihr eigenthümliches Weſen dabey Reiz erhielten. Dieſe ſeltſame Frau ſah mich im Schauſpiel und zog mich an ſich. Meine Sorge für Amadäus und dabey meine

unverwüſtliche Heiterkeit ſchienen ſie zu erfreuen. Ihre Tochter, ein liebliches Weſen, der Mutter vollenderſter Gegenſatz, ſchloß ſich auch ſehr innig an mich. Dieſe Kleine lebte in ſchüchterner Unſchuld, in himmliſcher Demuth fort, wie eine bewegliche Blume, die ſich doch am liebſten dem Lichte zuwendet. Sie liebte ganz unendlich ihre Mutter; ſo ungleich ſich beyde waren, ſtörten ſie einander nie, denn die glühende Aloyſia erquickte ſich an den thauhellen Blicken, und der Zartheit ihrer Tochter, und Amanda fühlte ſich ganz glücklich in der Mutter Liebe. Aloyſia ſchien der Welt zu gehören, Liebreiz und Genius erweckten ihr Liebe und Anbetung, doch ſie lebte nur für Amanden. Wir blieben ſeit dem erſten Augenblick unſres Findens unzertrennlich beyſammen, ſelbſt mein Vetter fand einige Erholung im glänzenden Kreis, den Aloyſia um ſich her gezaubert hatte. Mich hatte noch nie ein holderes Glück umfangen, als die Gegenwart dieſer Freundin; ihre Liebe, ihre Wehmuth, die ſich bey dem Lichte ihres Geiſtes in tauſendfachen Farben abſpiegelte. Sie hatte bald mein ganzes Weſen ſich gewonnen, und mein ganzes Vertrauen wurde ihr zu Theil. So wenig ich mich glücklich fühlte, ſo wenig konnt' ich ahnen, warum meine Geſchichte ſie ſo ſchwermüthig mache? Kaum anders noch als mit feuchtem Auge ſahe ſie auf mich, und Amadäus wurde von ihr minder liebreich behandelt als zuvor. Auch wurde er täglich verſchloßner, bleicher, ſchmerzlich bewegter. Seine Gegenwart war mir drückend geworden, denn keine

Sorgfalt war fähig, ihn zu erheitern, oder nur zu befriedigen.

Eines Tages war ein kleiner Kreis am Fuße des Hügels von Annette und Labin mit Aloyſia verſammelt. Amadäus hatte durchaus nicht dabey ſeyn wollen, und eigenſinnig darauf beſtanden, ich müſſe dahin. Der Fußſteig zum Hügel hinan war beſchädigt worden, und wir ſchauten alle mit dem Wunſche hinauf, oben die Ausſicht zu genießen, da der Himmel im Abendgold ſchwamm. Im heiterſten Muth wagt ich mich allein auf des Hügels Spitze; beym Erklimmen deſſelben verlor ich unerwartet einen köſtlichen Ring, den zu meiner Verlobung mein Oheim mir geſchenkt. Als ich oben triumphirend umher ſah, ſanken die abgebrochenen Stufen, auf denen ich mich heraufgeſchwungen, ganz ein, und ich fing an, vor dem Herunterkommen bang zu werden. Ich rief nun der Geſellſchaft zu: Jetzt muß ich oben bleiben, und in dem Augenblick ſah ich, daß mein Ring mir fehlte. Dies machte mich unausſprechlich traurig, und ich weinte, indeß Aloyſia meine Trauer für Scherz haltend herauf rief: Der Berg könne von nun an recht gut Eugeniens Hügel heißen, es ſey Zeit, daß er eine friſche Gottheit bekomme, und eine zartere, als die des ländlichen Paares, und ich würde mich dort allerliebſt ausnehmen, wenn ich zur Bildſäule würde; Aloyſiens Lebhaftigkeit riß aus ihr noch den Scherz hervor, bis ein Pygmalion käme, und mir neues Leben gäbe. Der Wind trug dieſe wunderlichen Worte getreulich zu mir hinauf, die mich ſonderbar bewegten;

um nicht zu antworten, fing ich an meinen Ring zu ſuchen, und irrte eine ganze Zeit auf dem Hügel umher, meine Schritte ſo viel möglich wieder ſuchend. Da lag, unweit vom Abhang, im Graſe eine Schlange geringelt und ſpielend. Ich nahm das glänzende Thier ohne Entſetzen wahr, und ſchaute ihren Bewegungen zu, doch ſie bemerkte mich, und entfloh, und jetzt ſah ich an der Stelle, wo ſie geweſen, meinen Ring ſchimmern. Indem ich ihn aufhob, hörte ich eine liebliche Stimme mir ſagen: Ich komme, Sie herunter zu geleiten! Ich ſah mich um, und vor mir ſtand ein hoher Jüngling, von deſſen wunderbarer Schönheit dies Bild Sie, liebe Emma, überzeugen wird.

Julietta zog einen Vorhang von einem Bilde, und zeigte es Emma, die ſogleich erblaſſend ausrief: Prinz Imogen! Nein, Prinz Otto! ſagte Juliette, ſein Bruder, die Aehnlichkeit iſt täuſchend. Otto führte mich, vor Ueberraſchung ſprachlos, hinab; der Ring, die Schlange, die neue Erſcheinung, der unvermuthete Führer, den ich zuvor nie geſehen, alles bewegte mich wunderbar; auch Otto ſagte kein Wort, aber die Innigkeit ſeiner Sorgfalt, die tiefe Gluth ſeiner Blicke redeten zu meinem Herzen, und erweckten darin Gefühle, die ſtets nur geſchlummert hatten. Wir kamen ſehr langſam hinab, und mußten tauſendfältige Scherze erleiden, die wie angenehme Stacheln mich verletzten und erquickten; der Mond kam über die Höhen, der Abend war duftend, Muſik hatte Aloyſia beſtellt, Spiele und Scherze wechſelten mit Erquickungen ab,

es war Mitternacht eh' wir an Trennung dachten. Vor allen beſchäftigte die Anweſenden die Geſchichte mit der Schlange; Einige hielten ſie für eine ſcherzhafte Erfindung, doch Amanda nahm ſich meiner an. Meine Eugenia kann auch im Scherz nicht lügen, ſagte ſie, und warum ſollte die feindſelige Schlange nicht, vom Glanz angezogen, an ihm ſich nicht ergötzt haben? Die Schlange iſt vom Böſen, und alles Sündliche iſt dem Gold und den Juwelen zugethan. Die erſten Chriſtinnen durften keinen Schmuck tragen. Jetzt hat ſich alles geändert, wir Alle tragen Juwelen, ſetzte Amande hinzu, denn ſie ſah, daß ihre Bemerkung mich verletzte, da ich immer und gern mich mit meinem vielfachen Schmuck umgab, und nicht leicht eine Gelegenheit vorüber gehen ließ, Neuen zu kaufen. Otto ſagte hingegen, die Schlange ſey ja ein Sinnbild des Ewigen, und dies beym Ringe zu finden ſey ein ſchönes Zeichen. Des Ewigen! wiederholte ich, und zum Erſtenmal fiel mir die Ewigkeit des Eides auf das Herz, der mich und Amadäus ewig trennte, uns ewig vereinend. Ich erblaßte und bebte, denn in meinem ganzen Weſen war es mir klar geworden, daß eine neue ſüße unwiderſtehliche Gewalt nun über mich gebiete, und daß mein Gemüth mit meinem Geſchick nun auf ewig in Zwieſpalt ſey. Thränen quollen aus meinen Augen. Aloyſien entging meine Rührung ſo wenig, als meine Verwirrung ihr entgangen war. Sie näherte ſich mir, und ſuchte mich aufzuheitern. Es gelang nicht; Otto's Blick belauſchen, und mich ihm entziehen, war mein wechſelnd

Streben. Aloysia begleitete mich nach Haus, ich ging in mein Zimmer, und sah noch durch die Glasthüre im Nebenzimmer meinen brüderlichen Gemahl im Gebet. Dieser Anblick entriß mich heilsam den gefährlichen Eindrücken jenes Abends, und rief mich zurück zur Heiligkeit unsrer ersten süßen Gefühle. Ich trat in das Zimmer, und sagte zu Amadäus: Laß uns mit einander beten! Amadäus stand auf, in seinen Blicken glänzte Frieden: meine Eugenia, sagt' er, ich habe für dich gebetet, daß Gott deiner Seele Frieden dir erhalte! Bete du, daß ich ihn wiederfinde. Zum erstenmale verstand ich Amadäus Schmerz. Weinend lehnt ich mich an sein Herz, seine Lippen berührten meine Stirn wie segnend, ich schaute liebend in seinen sanften Blick. Wie undankbar ist der Mensch gegen Gott, sagte Amadäus, dies holde Wesen ist mein, ich durchschaue sie ganz, sie wird nie eines Andern seyn, wir werden ein lichtes Engelspaar einst am Throne stehen, und uns der kurzen Prüfungszeit erfreuen, und ich härme mich so schwer! Eugenia! deine Rührung, deine Weichheit beseligt mich heut, mein Leid wird süß, so wie ich dich mein eigen fühle! Wie ein Pfeil traf mich dieses Wort verletzend, denn Otto's Blick und Lächeln schwebten mir vor, und erfüllten mich, und Amadäus, ahnend, daß ich ein andres Wesen geworden, vermeinte, ich habe mich ihm zugewandt. Ich konnte nicht falsch seyn, allein wie hätt' ich sprechen können? Amadäus führte mich zu einem Sitz, und sagte mir Alles, was er empfunden; er bat mich mit ihm zu Gott um Kraft zu flehen, bald

vergoß er ſchmerzliche Thränen, bald pries er ſein Leid ſelig und ſüß. Je mehr Amadäus mir ſein Herz erſchloß, je tiefer ich ſeine unendliche Liebe fühlte, je ferner wich das Bild des Fremdlings, der ſo überraſchenden Eindruck auf mich gemacht, zurück, und ich ſah es ein, wie ſehr ich ſelbſt einſt beſeligt ſeyn würde, wenn ich nur für Amadäus gelebt. Der Morgenſtern ging über die grünen Waldhügel auf, als wir Hand in Hand Thränen vergoßen, in denen viel Süßigkeit war. Wir trennten uns, und gingen zur Ruh; am andern Morgen war Amadäus ſichtlich kränker, und es erfreute ihn innig, daß ich nicht von ſeiner Seite wich.

Laſſen Sie mich ſchweigen, wie ich Otto wieder ſah, wie des innern Herzens fromme Entſchlüſſe ſchwankten, dann wieder neue Feſtigkeit gewannen, wenn ich zum Himmel meine Zuflucht nahm; wie Aloyſia mich beſtürmte, das nie nach menſchlicher Weiſe geſchloßne Ehband zu löſen, und den Fürſtenſitz anzunehmen, den Otto's Liebe mir in Ehrfurcht und Anbetung mit ſeiner Hand bot, wie dann, wenn ich Otto's Qual und die Marter meiner eignen Seele erwog, und ſchon geneigt war, nachzugeben, ein einziger Blick des leidenden Amadäus hinreichend war, mich vom Abgrund zurückzuhalten. Otto wollte ſterben vor meinen Augen, um ſich an mir zu rächen, ſagte er, ich rief ihn mächtig zurück zu ſeinen Pflichten, als Sohn, als Sproſſe eines hohen Stammes. Emma! wär' er meines Gleichen geweſen, ich hätte den Kampf nur durch meinen Tod ausgeglichen, denn ich liebte ihn!

Amadäus durchschaute zuletzt mein Herz, doch nie sprach er mit mir über meine Liebe. Nur einmal, da er im Fieber schwer litt, sagte er mir: Ich freue mich, daß ich bald eingehe in Gottes Reich, als Schutzgeist werd' ich dich umschweben, und deine Seele stärken mit dem Frieden, den die Welt nicht giebt. Ich sah ihm nur ins Auge, und preßte seine Hand an mein Herz, mehr bedurft' es nicht, er lächelte, süß erquickt; wenige Tage darauf endete sein Leben.

Nachdem der erste Schmerz über Amadäus Verlust gestillt war, ergoß sich eine selige Ruh' durch mein ganzes Wesen. Ich wußte nicht mehr von Leid. Aloysia ehrte meine Standhaftigkeit, und übernahm es, Otto von seinem Wahn zu heilen, als könne ich je die Seinige werden. Die Revolution war ausgebrochen, welche mir die Rückkehr nach Frankreich unmöglich machte; treue Freunde wußten mir den Besitz meines Vermögens zu sichern. Auf einer Spazierfahrt fand ich dies Gebäude, dessen Lage mir gefiel; ich kauft' es, und gab es seiner ersten frommen Bestimmung zurück. Es ist ein Zufluchtort für Frauen geworden, welche dem Druck der Welt entfliehen, und Gott zu finden streben. Verwaiste Mädchen werden hier unterrichtet, gekleidet und ausgestattet, doch meine liebste Gehülfin, den Engel, der meine Einsamkeit am süßesten erheitert, sehen Sie, liebste Emma, erst Morgen; denn sie kommt alsdann von einer Reise zurück.

Emma dachte nicht daran, nach dem Namen dieser Freundin zu fragen; auch Eugenia bedurfte der

Ruhe. Eine Dienerin in klöſterlicher Tracht führte Emma in ein kleines ſchneeweißes Zimmer, nur vom Monde erhellt, wo ſchon ihr Cruzifix ihrem Bett gegenüber leuchtete, und eine niedliche Wiege für Maria bereit ſtand. Wie im Traum, aber ſanft von Dank und Luſt durchglüht, beſtieg Emma das weiße Bett, und wurde noch oftmals in der Nacht vom Mondſchein wunderbar angeregt zu Empfindungen, die wohl der Seele eigenſtes Glück in ſich faſſen müſſen; da ſie ſogar nichts von der Außenwelt, nur der einſamen hellen Nacht bedürfen, um wie Blumen Labung durch das Herz zu duften, und es zu Gott zu erheben.

Viertes Buch.

Nacht, und Träume.

Das Morgenroth färbte die weiße Wand von Emma's Zelle, als ſie erwachte. Des Fenſterleins bunte Scheiben ſpielten an der Wölbung, außen ſangen die Lerchen das Morgenlied der Natur. Emma, erwachend, wußte nicht was geſtern geſchehn war; Maria ſchlief ſanft. Endlich beſann ſich Emma, daß ſie in einer milden Freyſtatt lebe, eine Freundin gefunden, und von hier aus erfahren könne, ob ihr Gemahl am Leben ſey. Jetzt entſann ſie ſich auch, daß eben geſtern ihre letzte Hülfsquelle verſiegt war, und daß ſie nur um die ſchwere Sorge zu übertäuben hinaus in das Feld gegangen. Sie erkannte es, weinend vor Freude, wie Gottes Hand ſie geleitet, und glaubte in dieſem erſten Sonnenblick des Schickſals das Verſöhnen der unſichtbaren Macht mit ihrem Fehltritt zu erkennen. Ueberraſcht von Gottes Vaterhuld, vergeſſend alles Leids, oder vielmehr mit dieſem die Süßigkeit des neuen Friedens noch würzend, fühlte ſie ſich unwürdig der Liebe und Fürſorge des Himmels, deſſen Milde

noch immer mehr zu beseligen weiß, als seine Strenge schmerzt.

Indem noch Emma in gerührtem Dank ihr geläutertes Herz zu Gott erhob, öffnete sich ihrer Zelle Thür, und mit Eugenien blickte ihr Annettens liebreiche Gestalt entgegen. Wie süß war dies Wiederfinden! Annette war die Gehülfin, von welcher Eugenia gestern sagte; aller Schmerz und Trost jener Zeit bestürmte auf einmal Emma's Herz, indem sie sie wieder erblickte. Auf wunderbaren Wegen war Annette von ihrer reichen übermüthigen Verwandtin fort, in diese Freystatt der Tugend geleitet worden; mit herzlicher Liebe umfing sie Emma, welche, von Trost und Freude taumelnd kaum noch gedachte, daß Guy ihr fern, und ihres Lebens süßeste Hoffnungen geknickt seyn. Mariens Erwachen gab diesen Empfindungen eine andere Richtung; sie gedachte nun schmerzlich, daß vielleicht dies lächelnde Kind schon eine Waise sey. Mit heißen Thränen legte sie es an die Brust. Die Freundinnen errieten Emma's Schmerz, und suchten sie zu zerstreuen; doch es gelang nicht, und die sorgsame Annette verhieß nun, selbst nach England zu schreiben, um Nachrichten aus der Vendee von diesem Punkt aus zu bekommen, da alle andre Möglichkeit des Briefwechsels abgeschnitten war.

Durch liebreiche Tröstungen in etwas beruhigt, und nach und nach eingeweiht in der Freundinnen wohlthätigen Beschäftigungen verlebte Emma den ganzen Sommer erquickt in dieser Freystatt, ihr Herz vom Irdischen immer mehr zu Gott hinwendend.

Im Herbſt kam ein Brief aus England; er gab Annetten Nachricht von der entſcheidenden Schlacht bey Quiberon, wo Hoche Sieger blieb, wo die Blüthe der adelichen Jugend Frankreichs fiel. Weder vom Tode noch vom Leben Guy's war etwas zu erfahren, wohl aber ſprach aus dem Brief eine völlige Hoffnungsloſigkeit für die Sache der Königlich-Geſinnten. Emma hatte in Verviers und Lüttich, doch ganz vergebens, Erkundigungen nach Guy ausgehen laſſen, auch nach Oppenheim hatte ſie an den Geiſtlichen und an Urbanus geſchrieben; alles war ſtumm, und Emma, im Schoos der Freundſchaft und Einigkeit, durch Maria ſüß beglückt, und ihr Herz im Wirken für Unglückliche ſelbſt erquickend, waffnete ſich mit Faſſung und kindlicher Ergebung in Gott. Doch hatte ſich eine Farbloſigkeit und Wehmuth über ihr ganzes Weſen ausgebreitet, die ſie nicht zu überwinden vermochte. Es war ein ſchöner Herbſt, fruchtbar und heiter. Mit dem Grün der Wipfel erfriſcht ſich auch menſchliches Hoffen. Es war ein wunderlicher Morgen, als Emma zur Guitarre im Hof des Münſters ein Lied ſang, indeß Maria im Graſe ſpielte:

Im Grün erwacht der friſche Muth,
Wenn blau der Himmel blickt,
Im Grünen, da wird Alles gut,
Was je das Herz bedrückt!

Die Vöglein ſingen minnig hold,
Die Brünnlein perlen hell,
Auf Blumen ſpielt der Sonne Gold,
O wunderſüße Stell'!

Ein frischer Odem weht mir zu,
Wie fern aus Kindheitluft,
Bin mir nur Freud' und sanfter Ruh,
Und sonst nichts mehr bewußt.

Was suchst nur in der Mauern Raum,
Du thoricht Menschenkind,
Komm, fühl' hier unterm grünen Baum,
Wie süß die Lüfte sind!

Wie holde Kindlein spielt um dich
Ihr Odem wunderlieb,
Und nimmt all deinen Gram mit sich,
Du weißt nicht, wo er blieb!

Kaum hatte Emma das Lied vollendet, als sie das Rasseln eines leichten Wagens hörte, der am Thor hielt, und in dem daraus steigenden Mann eine befreundete Gestalt, den Herrn Gottfried erkannte, der auch sogleich auf sie zugehend sie in den Arm schloß, und einen herzlichen Kuß auf ihre Stirn drückte. Hab' ich Sie endlich gefunden, böses Kind! sagte Herr Gottfried, und warum sind Sie nicht gleich beym Eindrang der Franzosen in mein Haus gekommen? Welch falscher Schreck hat Sie zur Flucht bewogen? Und noch jetzt haben Sie Allen geschrieben, nur nicht Ihrem Bruder, Ihrem besten Freund! Doch keine Vorwürfe mehr, nun ich endlich so glücklich bin, Sie wiederzufinden, und Ihnen Nachrichten von Allem, was Sie betrifft, geben zu können. Von meinem Manne? sagte Emma. Hier ist ein Brief, sprach Gottfried, und zog den Brief aus dem Busen. Kaum vermochte Emma die Züge der geliebten Hand vor tiefer Bewegung zu lesen.

Verdun, den ••

Meine Emma! wenn ich hier auf dem Krankenlager, in der fremden Umgebung, noch an den Rosentraum der Tage unſrer Liebe gedenke, ſo ſchneidet der Schmerz meiner Wunden tiefer, und ich möchte die Vorſehung anklagen, die mich vom Wipfel der Seligkeiten in einen Abgrund geſtürzt. Ich bin ſchwer verwundet und gefangen, liebes Weib, mein innerſtes Gefühl wird täglich verletzt, meine ſchönſten Hoffnungen ſind in den Staub getreten; ich bin nur noch der Schatten des Guy, den du geliebt. Dieſe Zeilen, die mir vergönnt ſind, dir zu ſenden, richte ich nach Oppenheim, an unſern redlichen Freund, und beſchwöre ihn, dich ſelbſt aufzuſuchen, wo du ſeyn mögeſt, arme Verlaſſene, Waiſe und — Wittwe — liebe Emma; mein Leichnam, deſſen Seele ſchon in der Befreyung iſt, kann dir noch von mir ſagen, Guy iſt dahin, was von ihm noch lebt, das hat kein Leben mehr, es iſt ein ſchmachtendes Pflanzendaſeyn, das ſich bald auflöſen wird, und ſehnlich harre ich dieſes Augenblickes. Gern möcht' ich dich noch vor meinem Tode ſehn, liebe Emma, es iſt ſo einſam und düſter um mich her, und deine Blicke, ich fühl' es noch, welch einen Frieden ſie in das Herz ſtrahlen. Hienieden wird das nicht mehr ſeyn! Das Leben iſt nun ſtill in meinem Vaterlande, du ſelbſt biſt franzöſiſche Unterthanin; willſt du es darauf wagen, nur meinen Leichnam noch zu finden, ſo komm, vielleicht löſ't dein Anblick die Bitterkeit meiner Seele, vielleicht giebſt du mir von dem Kindesfrieden, der ja

doch nie von dir gewichen. Nun lebe wohl, mein Engel, mein Weib! Gott sey mit dir auf allen Wegen; vergiß den nie, dem du vergeben haſt, und liebſt; wir werden uns wieder ſehen!

Ewig

dein Guy.

So ſinkt aus heitrer Luft ein zerſchmetternder Strahl wie dieſe Worte auf Emma's ruhig hoffendes Herz. Zu ihm wollte ſie, ach! zum zweitenmal ſollte ſie an Gottfrieds Hand zu einem Sterbebett gehen! Sie flehte ihn um Schutz und Beyſtand. Alles iſt bereit, ſagte Herr Gottfried, es iſt recht, daß Sie entſchloſſen ſind. Von Neuem empfand Emma in dieſes Freundes Treue Gottes Vaterhuld, und ihre gerührte Seele öffnete ſich wieder ſanfteren Gefühlen. Sie eilte zu den Freundinnen, um dieſen ihre Leiden zu ſagen, und ſchnellen Abſchied zu nehmen, denn ihr Herz verſtattete keinen Augenblick Raſt. Nie hatte ſie es ſo klar empfunden, daß ihr ganzes Leben an ihrem Mann hing. Der Freundinnen Theilnahme erleichterte ihr jede kleine Sorge, und jedes Geſchäfte, das bis zur Abreiſe noch nothwendig war, und am mondhellen Herbſtabend dieſes Leidenstages ſtieg Emma in den Wagen, und verließ die Freyſtatt, wo ſie noch des Frühlings Süßigkeiten rein genoſſen, wo ſie noch hoffte, und von Liebe umgeben war. Jetzt war es ihr, als ginge ſie zu Grabe, und wenig Eindruck machte auf ſie die Nachricht, daß Herr Gottfried vermocht hatte, ihr väterliches Erbe zu retten,

und daß ſie von nun an die Früchte dieſer Sorgfalt genießen könne. Auch für die Hoffnung, welche Gottfried ihr machen wollte, daß Guy's junges Leben wohl noch zu retten ſey, und daß ſie dann in Oppenheim recht ſchöne Tage zubringen würden, war Emma's erſchüttertes Herz unempfänglich. Kein Segen hat auf dieſer Ehe geruht, ſagte Emma, in der ganzen Lage der Dinge iſt nichts als Unglück vorauszuſehen, ſelbſt wenn er geneſen ſollte, denn wir werden nie ungeſtört von fremden Eindrücken, noch von ſeinem eignen Gemüth leben. Tiefer, als ihm bewußt, liegt in ihm, was mit ihm geboren, unüberſteiglich iſt die unſichtbare Schranke zwiſchen uns, denn keine Anſicht der Lebensverhältniſſe auf Erden iſt rein menſchlich geblieben, vom Vorurtheil iſt Alles verblendet. Daß der ſchlichte Landmann in Gottes Herrlichkeit eingehn wird leichter und ſtrahlender als der König auf dem Thron, das will Niemand ſich denken, der dem Throne nah, und daß der edle Freyherr, der aus der Schlacht mit geſunden Gliedern, die Bruſt voll Orden hervorgeht, nicht mehr, wenn nicht minder werth ſey, als der Gemeine, der als Krüppel die öffentliche Milde in Anſpruch nimmt, vermeinen die nicht, die den geſunden Helden zum Gott erheben, und den Krüppel mit Gottes Hülfe vertröſten. Alles, was wir vom Leben erfahren, ruft uns zu Gott; die Täuſchungen der Jugend halten nicht Farbe, und nur in den Stunden leben wir, wo wir uns ganz in Gott's Hand geben. Arme Emma, ſagte Herr Gottfried, ich bin ſo viel älter als Sie, und meine Anſicht des Lebens

iſt noch viel heitrer und freudiger. Ich trete gern recht gerüſtet in den Kampf, und freue mich, wenn das Gute ſiegt. Gott kann für uns nicht handeln, wir ſollen für ihn arbeiten; ich kenne keine ſo gefährliche Täuſchung als das Einlullen in den frommen Takt, das tändelnde Anſchmiegen an Gott Vater, der uns nicht ärndten laſſen kann, wo wir nicht geſäet haben. So meyn' ich es auch nicht, ſagte Emma. Sie ſind aber auf dem Wege ſo zu meynen, erwiederte Herr Gottfried; hüten Sie ſich!

Der helle Mond leuchtete die ganze Nacht zu der ſteilen Fahrt durch die Ardennen. Am Morgen, da einige Stunden Raſt gemacht wurde, bemerkte Emma, daß Maria ungewöhnlich bleich ſey; indeß ging die Reiſe noch einige Tage ungeſtört weiter. Das Kind war erſt kürzlich entwöhnt, und hatte von ſchnell eingetretner Kälte unterwegens gelitten; es erkrankte zuſehends, und wie ſehr auch Emma ihre Reiſe beſchleunigte, um ihren Gemahl noch am Leben zu finden, wurde doch dieſer raſche Drang durch Mariens ernſte Krankheit gehemmt. In einem Landſtädtchen mußte Emma mit dem leidenden Kinde bleiben, doch nahm Gottfried Poſt nach Verdun, um Guy die Nachricht ihrer nahen Ankunft zu bringen, und Emma von ſeinem Zuſtand zu berichten. Alſo ſollte Guy von Mariens Leben nur erfahren, um ihren Tod zu beweinen! Emma blieb allein mit dem langſam ſterbenden Kinde, das ohne Hoffnung lag, und doch wie durch eine unbekannte Macht an das Leben feſtgehalten ſchien. Nicht minder als des Kindes Leiden, zerriſſen Emma's

Herz die Reden der theilnehmenden Landleute: das Kind kann nicht sterben, sagten sie, wenn sein Vater hier wäre, und könnte es segnen, so würde es sanft sterben! Das Mutterherz wurde auf einer schwebenden Folter gehalten. Jedes Röcheln stieß einen Dolch in Emma's Brust, indem zugleich ihre Angst um Guy mit jedem Augenblick stieg. Das blühende Frühlingsbild war nun so bleich und dahingeschwunden, die Krämpfe verzerrten das holde Angesicht, sie genoß nichts mehr. Um die Mitternacht des siebenten Tages schloßen sich die sanften blauen Augen, so ganz das Abbild Guy's, und Emma war, als würde sie nun auch ihren Gemahl nie wieder sehen. Doch am Morgen nach dem Tode war das Kind wunderbar wie von Verklärung überduftet; jede Leidensspur entwichen, und eine Schönheit auf den bleichen Zügen, wie sie die Erde nicht hat. Da sang Emma der frühvollendeten Blüthe ein Lied, das wir in ihren Papieren gefunden:

Wie hold du blühst mit Lilienwangen!
So milde lächelt nicht der Tod,
Dich hat ein Engel sanft umfangen,
Und frey gemacht von aller Noth!

Du reine Perle, auserkoren
Zu niegetrübter Seligkeit,
Ich habe dich mit Schmerz verloren,
Nicht ahnend deine Herrlichkeit.

Von dir ist Unschuld nie gewichen,
Und Liebe hat dich treu gehegt,
Bist unbewußt des Weh's erblichen,
Das hier selbst der Gerechte trägt.

Noch rinnen heiß dir meine Thränen,
Spricht gleich Vernunft und Frommigkeit,
Doch ruft des Mutterherzens Sehnen
Dich noch zurück zu Luſt und Leid!

O rinnet heißer, bange Zähren,
Bis meines Lebens Gluth erliſcht,
Und möchte mich der Schmerz verzehren,
Den allzubald die Zeit verwiſcht.

Rinnt Thränen, waſcht von allen Schulden
Das leichtbethörte ſchwache Herz,
Und zwiſchen Sehnen und Gedulden,
Sey jeder Tag ein neuer Schmerz!

Auf fremden Boden war Mariens Gruft; Emma pflanzte eine Thränenweide darauf, und ſagte: ſie bringt dir meine Thränen, denn mein Herz bleibt bey dieſem Grabe.

Am Morgen nach Ausübung dieſer frommen Pflicht war Emma im Begriff, in den Wagen zu ſteigen, um zu ihrem Gemahl zu reiſen, als der Poſtbote noch einen Brief an ſie abgab, den ſie am Stempel ſogleich für einen aus Verdun erkannte; die Schriftzüge waren ihr fremd. Emma war mit einiger Beruhigung reiſefertig geweſen, jetzt ſchlug dieſer Brief, noch ehe ſie ihn öffnete, ihren ganzen Muth nieder. Todtenbleich und zitternd ging ſie in das Gaſtzimmer, den Brief in der Hand, Niemand war dort anweſend, als eine Durchreiſende, welche in dem Augenblick, wo Emma's bleiche Leidensgeſtalt hinein ſchwankte, aufſprang, und ſie zu einem Lehnſtuhl führte. Halb bewußtlos legte Emma den Brief auf den Tiſch, auf welchen unwillkührlich die Reiſende hinſchaute, und

mit Befremden laut die Aufſchrift las: An die Bürgerin Emma Guy. Sie heißen Emma? fragte die Fremde. Emma bejahte es. O Gott, und Guy? fragte jene wieder, und ſetzte hinzu: Der Name iſt mir ſehr werth; iſt es vielleicht ein Guy von der Normandie? Der iſt es ſelbſt, der Sohn des gemordeten Grafen, antwortete Emma. Wenn das iſt, ſagte die Fremde mit ſtrömenden Thränen, ſo legen Sie getroſt Ihre Leiden an mein Herz, denn eine Emma, und die Gattin dieſes theuern Jünglings ſeh ich als meine eigne Tochter an. Eine dunkle Erinnerung erwachte in Emma, und ſie fragte ſchnell: Sollten Sie der ſeligen Emma Mutter ſeyn? Und Sie wiſſen von mir? fragte die Fremde. Alles, ſprach Emma, und nun vermiſchten ſich die Thränen beyder Frauen, und die ſchmerzensſelige Stunde der Mittheilungen ſank wieder vom Himmel herab. Lina, ſo hieß der verklärten Emma Mutter, bat nun Emma, den Brief zu leſen, vor dem ſie ſo bebte, und Emma erbrach ihn, und las:

Unfähig ſelbſt zu ſchreiben, aber erquickt durch die Nachricht Ihrer Nähe, grüßt Sie Ihr Gemahl, liebe Emma, und bittet Sie, Ihre Reiſe wo irgend möglich zu beſchleunigen. Gott ſtärke Sie, Liebe, verlieren Sie keinen Augenblick!

Ihr Freund Gottfried.

Lina mußte durch Verdun, um nach der Normandie zurück zu gelangen, weil ſie während der Schreckenszeit abweſend geweſen, und nun, als Frankreich be-

ruhigt war, zurück an das Grab ihres Kindes eilte. Sie blieb daher auf dem Wege nach Verdun Emma's Gefährtin, und wußte die Hoffnungslose mit ſanftem Troſt zu erquicken. Vor allem pries ſie die verklärte Maria ſelig. Nach den jetzigen Einrichtungen der Lebensverhältniſſe, ſagte Lina, iſt die weibliche Beſtimmung ſelten eine glückliche. Die Frauen kommen zu viel in die Geſellſchaft der Männer, und ſo umgekehrt. Das geſellige Leben hat zu loſe Standpunkte, und zugleich zu viel Künſtlichkeiten und Kleinlichkeiten; über die Beobachtung des Aeußern geht das Innere zu Grunde; heilſamer war's, als die Jünglinge die Jungfrauen nur aus der Ferne beobachten konnten, als ſich nicht in Worten und geſellſchaftlichem Prunk von Talenten, ſondern in zarten äußern Zeichen, nur dem feinſten Beobachtungsſinn erkennbar, das Weſen eines Mädchens nur, wie die Blume in Duft und Farbe offenbarte. Der Sinn der Männer iſt hierin auch ſo richtig, daß ſie ganz unwillkührlich dem ſtillen einfachen anſpruchloſen einer weiblichen Natur den Vorzug geben, und daß Scheu und Zartheit ſie in eben dem Maaß anziehen, als das Gegentheil ſie entfernt. Der Mann ſucht Anregung ſeiner Geiſteskräfte bey den Männern, Erquickung nur bey den Frauen; das Zeitalter aber will jetzt alles in den Frauen vereint wiſſen, und macht aus ihnen ein Unding von Wiſſen und Einfalt, von Zudringlichkeit und Scheu, von Coquetterie und Unſchuld, das ſich nicht beyſammen finden kann. Wir Franzoſen hatten vor der Revolution in dem Einen noch das Rechte gethan,

daß wir die Jungfrauen in Kloſterzucht hielten, und ſie ſtill und fleißig ihrer ehelichen Beſtimmung entgegen brachten; was aber das Eine gut machen ſollte, das verdarb das Andre, daß nämlich der Frauen Freiheit ſo unbegränzt, ihr Eingreifen in das öffentliche Leben ſo thätig iſt, als zuvor als Mädchen ihr Kreis ſtreng gezogen war, ſo daß die frühe ſtrenge Erziehung bey dieſer Aenderung nur ein Unglück mehr iſt.

Emma kannte die Welt zu wenig, um dieſe Anſicht zu theilen; in ihr einfaches Daſeyn war die Liebe wie ein ſüßer Blitz aus des Himmels Höhen geſunken, und ihr ganzes Leid war von innerem Licht verklärt, weil ihre Liebe ſo ganz ausſchließlich und wahr in ihr lebte. Mit der ſchmerzlichſten Ungeduld zählte ſie die Meilen, und raſtete nur ſo lange als es die ermatteten Pferde bedurften. Es waren noch dieſelben, es war derſelbe Wagen noch, der Emma von Ingelheim zu ihren ſterbenden Großältern geholt!

Das Geraſſel der Ketten und Brücken an den Thoren der Feſtung beklemmte unausſprechlich Emma's Herz, als ſie um Mitternacht in Verdun angelangte, und ihr war als führe ſie in eine Gruft, und als würde hinter ihr die Hoffnung ausgeſchloſſen. Ein Lohnlakey geleitete Emma ſogleich vom Wirthshauſe aus nach dem Gebäude, wo Guy gefangen lag. Lina hatte nur noch von ihm erfahren wollen, und mußte dann weiter reiſen; Emma verſprach ihr ſogleich Nachricht zu ſenden. Das Haus hatte ein düſtres unheimliches Anſehn beym Schein der Laterne; Emma wußte nicht, welche der vielen ſchwachen Ampeln, die

durch die Gitter blickten, die Leiden ihres Guy beſcheine. Herr Gottfried eilte ihr entgegen. Bereiten Sie Ihr Herz vor, ſagte der Getreue, Ihr Gemahl liegt bewußtlos. Bebend trat Emma ein. Ihr erſter Blick auf den bleichen Jüngling ſagte ihr, daß keine Hoffnung ſey. Emma bat Gottfried, zu Lina zu eilen, und ihr ein Lebewohl von ihr zu bringen; ſie aber ſetzte ſich zu Häupten des Lagers, und ſchaute unbeweglich in das geliebte Angeſicht. Die blonden Haare lagen ſchlicht auf der lilienbleichen Stirn, die leuchtenden Blicke waren umgeben von des Todes Schatten, der Mund lechzend und Veilchenfarb, noch ein zarter Schimmer der Liebe ſchwebte über der verſunkenen Geſtalt, um die entblößte Bruſt waren die Verbande geſchlungen. Emma ſchloß die ſtarren Hände an ihre Lippen, und ein Strom von Thränen quoll herab. Der Arzt kam, und brachte mit vieler Mühe den Bewußtloſen in das Leben zurück. Guy's erſter Blick fiel auf Emma, und es blühte wieder auf in ihm, wie Leben. Mein gutes treues Weib, ſagte er matt, aber beſeligt. Es iſt noch Hoffnung da, ſprach der Arzt. Dies Wort wirkte faſt tödtlich auf Emma, denn ſie war ſchon durch ſo ſchwere Kämpfe gegangen. Der Arzt wollte ſie entfernen, doch Guy flehte ſie zu bleiben, und ſie faßte ihr Herz, um ihn pflegen zu können. Die oftgeübten Kräfte in ſolchem Geſchäfte bewährten ſich diesmal ſegensreich. Guy, umgeben von der Liebe ſeines Weibes und der Sorgfalt des redlichſten Freundes fing an langſam zu geneſen, und der Winter verging während ſeiner Beſſerung; die

ſchöne Frühlingsluft brachte Kraft und Stärkung, und die endlich erfolgte Befreyung von der Gefangenſchaft erquickte ihn noch mehr, wenn ſchon das Gefühl, ſo ganz vergebens für die Sache ſeines Königs ſein Leben dargebracht zu haben, ihn verletzte, und der Freiheitsſchwindel der Thoren ihn empörte.

Erſt im Junius verſtattete der Arzt Guy nach Oppenheim zu reiſen. In einem heitern Gaſthofe vor Verduns Thoren erwarteten die Freunde noch den Johannistag mit bewegtem, aber nach ſo ſchwerem Leid dankbarem Herzen. Guy's durchſchoſſene Bruſt war nun vernarbt, und ein leiſer Schimmer des Wiederaufblühens röthete die eingeſunkenen Wangen. Emma lebte in ſtillem Entzücken über die unverhoffte Rettung, zu der ihre Sorgfalt beygetragen; doch Guy wollte nie an die Dauer ſeiner Geſundheit Glauben faſſen; das tiefe Leid in ihm hatte ſeinem Leben die Blüthe abgeknickt, und er liebte ſeine Frau mehr anerkennend als mit dem Herzen, ſo daß ſie nicht fähig war, bleibend glücklich auf ihn zu wirken. Sehr überraſcht war Guy, als Emma ihm vom Begegnen Lina's ſagte. Wenn man ſolch eine Begegnung in Büchern lieſt, ſagte Guy, ſo hält man es für erfunden, und Bücher ſind doch nie ſo wunderbar wie das Leben. Dieſe Nachricht weckte in ihm das Andenken ſeiner verklärten Schweſter mit neuer Gewalt, und Emma belauſchte einſt den Ausdruck: Ich hätte der Weihe jenes Schmerzes verbleiben ſollen, mich

hat der Tod mit der Erſten Liebe begrüßt, und Lieb' und Glück in das Grab genommen!

Am Morgen des St. Johannistages hatte Emma in der Jelängerjelieber-Laube des Gärtchens das Frühſtück bereiten laſſen, und den Tiſch mit Blumen belegt. Ach! es war kein Oppenheim, nur eine eintönige Landſchaft, kein Rheinſtrom, kein Blumengewürzter Lufthauch, keine lachende Ausſicht in die Ferne, und aus den Herzen der jugendliche Muth, und der Unſchuld Freude! Gottfried war noch nicht gekommen, Emma allein mit Guy; er war ſehr bleich, und lächelte ſchmerzlich. Da Emma ihn zärtlich befragte, ſagte er ihr: ich hatte dieſe Nacht einen Traum, der noch meine ganze Seele füllt. Ich ſtand mit dir in einem Garten, wo ich nichts ſah als den blauen Himmel, den grünen Plan, und hohe Lilien drauf. Wir reichten uns die Hand, wie zur Trennung, und ich ging unaufhaltſam durch die Lilien weiter nach einer fernen Laube von Sinnblüthe. Da ſtand Emma, meine Schweſter, und mir war's als ſeyſt du es zugleich. Wir grüßten uns, und mir wurde unausſprechlich wohl. Da ſagt' ich ihr: welche Emma biſt du denn, meine Emma dort oben, oder meine Emma hienieden? Beydes bin ich, ſprach Emma, denn was liebt, iſt Eins. Emma fand dieſen Traum ſehr lieblich, und bedeutſam. Sie reichte ihm eine Lilie, eine Roſe und eine Sinnblüthe, und erweckte in Guy das Angedenken des Johannistages in Oppenheim, wie es in ihrer Seele lebte. Die ſüße Vergangenheit ging

ahnungsvoll an Beyden vorüber, und erſchloß ſich ihren Herzen wie duftende Roſenknospen.

Eine hohe Geſtalt trat in die Laube, und Emma entfärbte ſich, als ſie Guy's ſtolzen Oheim erkannte. Ich komme dir zu ſagen, ſprach der alte Graf, daß wir alle wünſchten, die Kugel bey Quiberon hätte dich beſſer getroffen! Ein freundlicher Wunſch, ſagte Guy erbleichend, und wiederum hoch erröthend; fahren Sie nur ſo fort, Herr Oheim, Sie können der Kugel leicht nachhelfen, denn mir ahnet ſchon, was Sie meynen. Du ſiehſt, ſprach der alte Graf, daß dein Gewiſſen mir die Mühe erſpart, dir Vorwürfe zu machen. Vortrefflich! erwiederte Guy, ein Nichtswürdiger könnt ich ſeyn, wenn ich nur eurem Stolz Genüge geleiſtet! Seht, ich habe meine Verbindlichkeit gelöſ't, die ich bey der Geburt empfing. Nur noch leiſe vernarbt iſt dieſe Todeswunde, noch warm das Blut meiner Landsleute, das ich für eure Sache vergoſſen; ich bin als Feind in das Herz meines Landes gedrungen, und habe es zerfleiſchen helfen, was wollt ihr mehr? Euer Wahn hat mich treulos an einer meiner heiligſten Pflichten gemacht, ſoll ich es noch an der zweyten werden? Du biſt exaltirt, mein Neffe, ſagte der Graf, du haſt ſo wenig Vernunft, wie die junge Dame da neben dir; wäre unſer Recht, unſer Stolz ein Schein ohne Weſen, ſo hätt' es können vernichtet werden, aber es wird beſtehen, allen Schwindlern zum Trotz. Der Adel hat ſeinen Urſprung in dem Ruhm und in der Herrlichkeit unſrer Väter, in der Dankbarkeit des Monarchen und der Nation. Aus

dem nämlichen Grunde iſt er geſunken, ſprach Guy, Volk und König hatten ihm nichts mehr zu danken. Wären die Abſtammenden der Ahnen würdig geblieben, ſie würden beſtanden ſeyn, nur in ſich ſelbſt verſinkt alles, was ſeiner wahren Grundveſten beraubt iſt. Um des Himmelswillen erzürne mich nicht, ſprach der Graf, ich komme, dir die Verzeihung der Familie anzubieten, wenn du das Vergangene gut machen willſt, und das ſteht in deiner Gewalt. O ja, ſagte Guy, es betrifft eine Kleinigkeit, einen Ehebruch, einen Meineid, ſonſt nichts! Der Adel geht Allem vor, nicht ſo? Emma ſah Guy immer krampfhafter erbleichen, und winkte verſtohlen mit aufgehobenen Händen dem Grafen. Mich beſtechen Sie nicht, Sirene, mit den Magdalenenblicken, ſagte der Oheim, Ihre Zauberkünſte ſind hier vergebens! Gehn Sie in ſich, geben Sie einer troſtloſen Familie ihre theuerſte Hoffnung zurück. Kein ſolches Wort mehr, Herr Graf! rief Guy, und fuhr mit der Hand nach der rechten Seite, als wenn er bewaffnet wäre. Bitter lächelte der Graf, und ſetzte ſich nieder, den Kopf in die Hand geſtützt. Da war es Guy als ſähe er ſeinen Vater, der wohl oft dieſe Stellung angenommen, und deſſen Wuchs und Weſen viel Aehnliches mit dem Oheim hatte. Dieſe Erinnerung entwaffnete ſeinen Zorn. Alle ſchwiegen. Endlich ſtand der Graf auf, und ſagte: dein Paroxismus wird ſich legen, durch dein geknicktes Daſeyn hindurch wird deiner Schmach Gefühl dich begleiten. Deine Söhne werden unächt ſeyn, nicht ruhen werden wir, bis ſich die Welt für

unſre Sache noch einmal waffnet, bis wir zurück errungen, was verloren. Eine groſse ernſte Hoffnung war auf dich gebaut. Du zertrümmerſt ſie, gut, ich überlaſſe dich deinem Gewiſſen! Der alte Graf entfernte ſich mit äuſserlicher Faſſung, und tiefen Grimm im Herzen. Wie wird mir! rief Guy, und ein Strahl von Blut quoll über die Roſe an ſeiner Bruſt; er ſank ohnmächtig nieder, und hatte ſich verblutet, eh' Hülfe geleiſtet werden konnte; an Emma's Herzen erloſch ſein Leben.

An Allem, was ich liebe, muſs ich zur Mörderin werden, ſagte Emma zu Gottfried, der ſie knieend vor des Jünglings Leiche fand. Alles, was ich liebte, liegt nun im Grabe, ſagte ſie ferner. Doch nicht Alles, was Sie liebt, ſprach Gottfried; wenden Sie Ihre Herzensliebe auf die Menſchheit, ſo werden Sie Troſt finden! Emma ſchüttelte das Haupt, nahm die blutige Roſe von Guy's erſtarrtem Herzen, und drückte ſie mit ihren Dornen an ihre Bruſt. Dies iſt fortan mein Kleinod, ſagte ſie, und weinte darauf hin. Auch eine Locke nahm ſie vom theuern Haupt, und barg ſie in ihren Buſen. Mit einer Art von Wonne ſog ſie ſich tiefer in ihr Weh hinein, neben der Leiche, nichts genieſsend während dreyer Tage, als Waſſer, ihren Fieberdurſt zu löſchen.

Vor den Feſtungswerken hatte Gottfried einen Platz zum Begräbniſs Guy's erkauft. Keine Glocke klang, kein Prieſter ſollte den Leichnam weihen. Emma und Gottfried beteten am Sarge. Weinen Sie nicht, Bürgerin, ſagte der taumelnde Todtengräber, nach

Freiheit und Gleichheit ſtreben alle gute Franzoſen, und die rechte Gleichheit iſt hier unter der Erde. Emma fühlte ſich von Unwillen ergriffen, da ſah ſie den alten Grafen langſam und weinend an das Grab treten. Vergönnen Sie mir, Madame, ſagte er, auf meines Neffen Sarg die Erſte Schaufel Erde zu werfen. Er war mir theuer, und ich habe meine Pflicht gethan. Beſſer ſo als anders. Ein ſchneller Tod beſſer als ein langſames Gift; das Gefühl ſeines Unrechts hatte ihn in Coblenz von Ihrer Seite getrieben, dorthin, wo die Ehre ihn rief, wo der Tod ſeiner harrte. Nach ſeiner Geneſung, ein in jedem Sinn gelähmtes Daſeyn mit ſich fortſchleppend, würde dies wiedererwachende Gefühl ihn gemartert haben, denn was iſt, das kann nicht untergehn. Von einem Wahn konnten die Grundveſten ſeines Lebens nicht tödtlich erſchüttert werden. Wir ſind mit ihm verſöhnt, er hat gebüßt; der Himmel erleuchte Sie, Madame! Der Graf entfernte ſich, und Emma rief ihm noch nach: Ich gebe Ihnen dieſen Wunſch zurück. Doch mit dieſen Worten verließ ſie alle Faſſung, und ſie ſank bewußtlos in Gottfrieds Arm.

Auf Guy's Hügel wurden Blumenſtauden gepflanzt, kein Kreuz durfte ihn ſchmücken. Die große Nation wollte damals noch von keinem Erlöſer mehr wiſſen, und trieb Abgötterey mit den Bildſäulen der Freyheit und den Feſten der Vernunft. Mühſam riß ſich Emma von ihres Mannes Gruft, und ſchrieb ſeinen Tod der unglücklichen Lina, deren Leben nicht minder als das ihrige durch denſelben Schlag des Schickſals verletzt

worden, einem Wahn zu Liebe; denn es iſt jede Form ein Wahn, für welche ſich Menſchen aufopfern, der Adel nicht minder als die Freyheit, der rechte Adel iſt im edlen Herzen, da iſt auch die rechte Freyheit, denn nur der Redliche und Groſſe iſt frey, und bleibt es in den drückendſten Banden. Der Menſch aber, der mit dem Höchſten und Heiligſten Mißbrauch treibt, und es zum Werkzeug ſeiner Abſichten herabwürdigt, will mit der Form prunken, ohne den Gehalt, und die Verblendung der Menge nährt noch der Einzelnen Wahn, und ſucht Alles, was thörichten Anmaſſungen an ächter Grundſtütze abgeht, in die äuſſere Erſcheinung nur glänzender hineinzulegen.

Fünftes Buch.

Der junge Morgen.

Willkommen, du liebes Kind! rief Urbanus der wiederkehrenden Emma zu, die an Herrn Gottfrieds Hand in das Eckerklübchen trat, wo der Alte auf Johannes Lehnſtuhl vor dem Büchlein mit Sagen und bunten Schildereyen ſaß. So war doch noch Etwas aus der Vorigen Zeit vorhanden! Wie Vaters Segen glänzt' es Emma aus Urbanus leuchtenden Augen ins Herz. Im ſelben Augenblick klangen die Sonntagsglocken fernher vom jenſeitigen Ufer, das noch teutſches Beſitzthum geblieben, denn auf franzöſiſchem Boden tönte keine Glocke mehr. Emma ſchaute nach der Schiffbrücke, als müßte ſich wieder ein Kriegsheer darauf heran bewegen; alles blieb einſam, fernher klang der Marſeiller Hymnus, den eine Schildwacht ſang. Emma weinte ſehr innig, minder um eignes Leid, als um den Gang der Begebenheiten, um das Blut, das vergebens gefloſſen. Sie ſagte das Urbanus, der ihr antwortete: Tröſte dich, Emma, auch des Heilands Blut ſcheint für ſo viele vergebens

geflossen zu seyn; hier auf Erden ringe nicht nach dem Gelingen, sondern blos zu thun was recht sey; hast du mit voller Kraft gerungen, so ist das Gute schon gelungen! Urbanus und H. Gottfried führten nun Emma durch das ganze Haus; alles war noch beym Alten, alles hatte sorgsame Treue vor der Zerstörung zu bewahren gewußt. Urbanus verhieß Emma bey ihr zu bleiben bis in den Tod, denn das Häuschen im Jägerthal war zerstört, und von den Bildern nichts mehr zu sehen.

Wohl manchen schönen Abend las Urbanus, Emma zu erheitern, aus dem alten Minnesänger-Büchlein in das Neuteutsche vor. Einsmals fanden die Freunde folgende Geschichte, mit den zartesten Darstellungen auf den Pergament-Blättern sinnreich verwebt:

Der junge Sachsenheld Heinrich von Loeben, verwaist, und dürstend nach dem Ruhme hoher Thaten, war mit dem Kreuzesbanner gezogen in das heilige Land, um Christi Grab von der Schmach der Heiden zu befreyen. In einem Gefecht bey Palästina mit einem Trupp persischer Krieger war er schwer verwundet unter den Todten liegen geblieben, und die Ueberwinder zogen den Gebliebenen die goldbedeckten Rüstungen aus, und nahmen ihre Kostbarkeiten.

Es begab sich aber, daß die Königstochter aus Persien, welche dem türkischen Sultan zum Gemahl bestimmt war, mit reichem Gefolge auf ihrem weißen Elephanten desselben Weges daherzog, und daß ihr edles Thier beym Anblick der Todten still stand, und nicht weiter zu bringen war. Der eine Kriegsmann,

der eben dem Ritter Heinrich ein Kleinod vom Halse abgelöst, und von seinem köstlichen Fund ganz erfreut war, hob seinen Raub jauchzend in die Höhe, so daß die bunten Steine im Abendstrahl einen gar herrlichen Schein von sich gaben, worauf die Königstochter aufmerksam wurde. Diese wollte das zierliche fremde Kleinod näher betrachten, und gab Befehl, daß es ihr gereicht würde, welches der Perser, in Hoffnung eines reichen Geschenks freudig that. Da sahe denn die Prinzessin ein wundersüßes Frauenbild in einer goldnen Glorie, um sie her blühten Lilien und Purpurängelein in Fülle, ein Springbrunn spielte lustig daneben im Grün, doch auf der Frauen Schoos ruhte ein süßer Knabe im Strahlenscheine, der, ein Kreuz in Händen, es ganz ernst und gedankenvoll beschaute, indeß aus den Wolken viel holde Köpfchen aus Regenbogenflügeln schauten, und einen vollen Kranz um Mutter und Kind schlossen. Die Prinzessin konnte sich nicht satt an der köstlichen kleinen Tafel sehen; es war eine Anmuth und ein Leben darin, davon sie noch nie gewußt, denn Frau und Kind, und die Flügelköpfchen hatten all einen süßen Blumenglanz, und doch hätte die Prinzessin weinen mögen, wenn sie in die wehmüthigen Blicke schaute; alles war ganz wunderlieblich klein auf dem Pergament, doch stand es lebendig da. Wie nun die Prinzessin den Kriegsmann fragen ließ, ob er das seltsame Kleinod ihr lassen wollte? da sagte der Kriegsmann, das Kleinod, so wie sein Leben, läge zu den Füßen ihrer Hoheit. Die erfreute Prinzessin ließ ihm nun einen köstlichen Leibrock,

zwey Armſpangen vom feinſten Gold und eine Summe Goldes zum Dank überſenden, da war der Kriegsmann ſo froh über ſein Glück, daß er ſich eines zarten Erbarmens gegen die bleiche goldgelockte Leiche nicht erwehren konnte, der er den Schmuck geraubt. Es war ihm nämlich, als hätte er eine leiſe Regung des Herzens empfunden, indem er dem Erblichenen die Tafel von der Bruſt gelöſ't. So fort zog er einen wollenen Mantel aus ſeinem Gepäck, ſchlang den Leichnam hinein, und legt' ihn in einen Palankin des Gefolges der Prinzeſſin, ſomit zog der ganze Zug fürbaß nach Jeruſalem, wo das Beylager gefeyert werden ſollte.

Da begab es ſich, daß eine Botſchaft von Jeruſalem der Prinzeſſin entgegen kam, ihr anzuſagen, der Sultan ſey ſchwer erkrankt, und die Stadt ein unſichrer Aufenthalt, da die Heere der Kreuzesritter ſie ſchon bedrohten. Somit kehrte die Prinzeſſin um, und beſchloß eilig, nach Perſien zurückzuziehen.

Der Kriegsmann aber benutzte die kurze Raſt unter Palmenbäumen, welche die Prinzeſſin zu Nacht hielt, um nach ſeinem Chriſten zu ſehen, denn er meynte, das gäbe einmal einen feinen Diener an des Schachs Hofe, der die goldlockigen ſchlanken Jünglinge gern ſah, auch wollt' er dem Sachſen dankbar ſeyn. Er hob ihn ſanft aus dem Palankin, legt' ihn auf den grünen Raſen, an eines blumenduftenden Quelles Rande, zündete ein Feuer an, und wuſch des Chriſten Wunden mit warmem Wein, verband ſie dann mit dem Saft von heilenden Kräutern, den er bey ſich

trug, dann hieb er mit seinem Säbel viel von dem jungen Grase ab, so daß er eine weiche Garbe daraus binden konnte, legte sanft das bleiche Haupt des Jünglings darauf, und flößte ihm heißen Wein in den Mund: er spürte wohl Athem und Leben und wiederkehrende Wärme, und freute sich dessen, denn der Mond schien voll, und eines sanften christlichen Herzens Frieden sprach aus den bleichen Zügen, und verklärte die reine Stirn, doch hatte der Jüngling sein Bewußtseyn noch nicht wieder.

Der Perser genoß erschöpft einiger Ruh, da traf es sich, daß die Königstochter mit Suleyma, ihrer liebsten Jungfrau, vom Palankin stieg, um sich in der Mondnacht an des Quelles Rand zu ergehen. Sie hatte das Bildchen am Halse hängen, und besahe es lustwandelnd, und sich der Schönheit desselben erfreuend. Da sah sie den Sachsenritter unbeweglich und lilienbleich in den Blumen liegen, so mild und süß in dem Goldschein der zarten Locken, daß die Königstochter vermeynte, es sey eines der Engelein aus der Tafel, das so bleich und still da schlummere. Sie konnte nicht aufhören, den Jüngling zu betrachten; der Morgenstern ging auf, und der Mond sank hinter die Felsen, ohne daß die Königstochter von ihrer Stelle gewichen wäre. Die Dämmerung ergraute, und des Morgens Purpurlichter spielten und glühten auf des Jünglings Wange und Lippen. Da schlug er die blauen Augen auf, und sahe sogleich an der schönen Prinzessin Hals seine Tafel hängen. Er konnte nur hinzeigen, da sank er wieder in Ohnmacht. Der

Perſer ſprang auf, und kam dem Jüngling zu Hülfe, und als von ihm die Prinzeſſin erfuhr, daß dies liebliche Bild ein Chriſtenritter ſey, den er unter den Todten gefunden, lobte ſie des Perſers Milde, und reichte ihm einen köſtlichen Ring, indem ſie ihm anempfahl, des Gefangenen zu pflegen, und ihn, wenn er geneſen ſeyn würde, dem Gärtner zur Arbeit auf des Schloſſes Terraſſen zu bringen.

Wie nun die Prinzeſſin zurück in Perſien war, kam die Nachricht, daß der Sultan geneſen ſey, doch erbittert über ihren Rückzug, den Heirathsvertrag gebrochen habe. Sie erfreute ſich, daß ſie nicht vermählt werden ſolle, und ſpielte in tauſend ſanften Träumen mit ihrem Bilde, ſo daß ihr oft des Nachts ſchien, als ſenke ſich aus Wolken die milde Frau mit dem Kinde, und küſſe ihre Stirn; dann ſah ſie wieder das Kreuz im Morgenglanz, und dann wieder den bleichen Ritter, und alle dieſe Gedanken wichen nicht von ihr.

Indeß genaß bald in der warmen Luft und bey guter Pflege der junge Sachſenheld, der immer in ſeinen Fieberträumen ausrief, er bekäme ſein Gnadenbild wieder, denn er habe es am Buſen ſeiner Braut erblickt! Weil er nun teutſch ſprach, verſtand ihn Niemand, doch lernte der junge Ritter bald perſiſch ſprechen, weil das freundliche Weib des Kriegsmanns ſich große Mühe gab, ihrem Pflegling verſtändlich zu werden.

Da er geneſen war, beſtimmte ihn ſein Beſchützer, der Prinzeſſin Weiſung gemäß, zur Arbeit auf den

ſchimmernden Blumenterraſſen des Palaſtes. Mit Standhaftigkeit trug Heinrich von Loeben ſein Mißgeſchick, und erquickte ſich tauſendfach an dem Anblick des unermeßlichen Meeresſpiegels, der ſmaragdgrünen Berge, der Palmenwälder, und ihn ergötzte das blühende Leben der hohen Wunderblumen des Orients, ihm zur Pflege befohlen. Wenn er ſie ſo ſahe, die Blumen, wie ſie immer den Kelch dem Lichte zuwenden, bis ſie, wie von Sehnſucht durchglüht, ſich entblättern, da meynte er, die Blumen wären gefangene ſchöne Vögelein, die ſich gern zum Licht ſchwingen möchten, und nur vor Sehnſucht nach der Freiheit welkten. Wenn nun Ritter Heinrich ſeine liebliche Arbeit vollbracht, nahm er eine Cither, welche ſeine Wirthin ihm geſchenkt, und ſang ein ſüßes teutſches Lied.

Von ihren vergitterten Fenſtern vernahm die Königstochter das Lied der neuen Nachtigall, die ihre Roſen liebkoste, und lauſchte Tag und Nacht, bis ihr Herz, vom Netz der Töne umfangen, nicht mehr ihr eigen war. Denn golden wehten im Nachtweſt beym tiefen Glanz des Monden des Ritters volle Locken, und ein zartes Purpurlicht färbte die Wangen, indeß der blaue Himmel aus den ſüßen feuchten Augen ſchöner wiederſtrahlte, und die Töne von den Rubinenlippen mit den Düften der Sommernacht wogten.

Eines Morgens ließ die Königstochter ihr Frühſtück unter den Blumenſtauden bereiten, und ſetzte ſich mit Suleyma, der Jungfrau, die ſie mehr denn die andern liebte, auf den perlengeſtickten Teppich

nieder. Auf Kiſſen ſaßen in einiger Entfernung die künſtleriſchen Jungfrauen, deren anmuthiges Geſchäft es war, die Prinzeſſin durch Geſang und Tanz zu erheitern. Doch die Prinzeſſin liebte ſonſt keine Töne, als die des Gefangenen, und befahl, er ſolle ihr vorgeführt werden, und ſie mit Geſang und Saitenſpiel ergötzen, wobey ſie nebſt ihrer Suleyma nach morgenländiſcher Sitte ihren Schleyer ſenkte; das liebe Bild, das nicht von ihrem Herzen kann, glänzte unenthüllt, und wie nun Heinrich von Loeben, nachdem er mit geſenkten Blicken ein traurig Lied geſungen, die Augen hob, da ſah er auf den Lilien des ſchönſten Buſens ſeines lieben Bildes Strahlen, und ſank inbrünſtig auf die Knie, als wäre er ſchon gerettet und daheim.

Wie nun die Prinzeſſin erfuhr, daß dies Gemählde dem Gefangenen gehöre, löſ'te ſie's mit zarten Fingern, und ließ es ihm überreichen, weil es ihr nicht zieme, fremdes Eigenthum zu beſitzen. Der Ritter aber, der ſie bey Mondenglanz ohne den Schleyer geſehn, und ſie nicht vergeſſen hatte, ließ der Prinzeſſin das Bild wieder überreichen, und ſie anflehen, es fernerhin als ihr Eigenthum zu betrachten; doch hatte er dem Bilde zuvor noch einen herzlich ſüßen Abſchiedskuß gegeben. Die Königstochter ſah dies Alles ſehr wohl, und wie ſie merkte, daß der Jüngling nicht minder verſtändig und zart, als ſchön und lieblich ſey, bat ſie ihn, noch fernerhin zu ſpielen, damit ſie ihn nur noch länger ſehen könne, und indem ſie den ſchönen Hals wieder mit dem Kleinod ſchmückte,

ließ sie ein Schachspiel bringen, um ihre Verwirrung zu verbergen.

Sie wählte die Puppen von weißen Diamanten, welche ein Wunder von Reichthum und zierlicher Kunst waren, ihre Jungfrau aber bekam die von schwarzen Korallen, nicht minder zierlich und künstlich als jene. Unbekannt war Heinrich von Loeben das herrliche Spiel, und es nahm seine ganze Aufmerksamkeit hin. Er schaute, wie die blitzenden Rosse der Prinzessin die schwarze Königin einengten und schlugen, wie die schweren Thürme drohend anrückten gegen die feindliche Macht, und dann die Gewalt der Gewandtheit wieder weichen mußte. Er vertiefte sich dergestalt in des Spieles Sinn, daß er des Singens vergaß, und die Prinzessin, nun nicht minder hingenommen, ihren Sieg verfolgte, bis Suleyma, deren König keine Rettung mehr sah, sich für überwunden erklärte, und ausrief: immer siegen die weißen Puppen!

Deute mir einmal den Sinn dieses Spieles, Christ! sagte die Prinzessin, und mit feiner Sitte ließ sich der Jüngling auf ein Knie nieder. Schöne Königstochter, sagt' er, ich glaube diesen Sinn wohl zu fassen. Der König, der nur einen Schritt zu thun vermag, und verloren ist, wenn ihn die Andern nicht schützen, ist der blos sinnliche Mensch, entblößt von den edlern Kräften seines Geistes und Herzens. Die Königin, seine Gefährtin, thronend zu seiner Rechten, ist Sophia die Weisheit, ihr jede Bahn offen, und keine Gränze hemmt ihren Lauf, die schweren

Thürme ſind Kraft und Gewalt, die Roſſe Scharfſinn und Gewandheit, die Läufer ſchnelle Thatkraft, alles Gehülfen, und Kräfte der Weisheit, und wenig vermögend, wo ihr höheres Walten fehlt. Die Bauern ſind die untergeordneten Mittel zu jedem Zweck, die man nach Gutdünken aufopfert, oder zu erhalten ſtrebt. Ein einiger Zug verdirbt das ganze Spiel, ſo vermag im Leben eine That das ganze Leben zu trüben. Daß aber den weißen Geſtalten Schwarze gegenüber ſtehen, das, ſchöne Fürſtin, bedeutet die zwey Menſchen im Menſchen, den Sinn des Lichtes, und den Sinn der Finſterniß; es bedeutet die zwey ewigen Gewalten: Nacht und Tag, die um den Sieg ringen, es bedeutet die himmliſche Sophia, und die teufliſche Liſt, und ſo freut es mich ſehr, was jene ſchöne Jungfrau ſagt, daß doch immer die Weißen ſiegen.

Da lächelte die Prinzeſſin, und ſagte: Wie ſinnreich doch ihr Chriſten ſeyd, und treffet dennoch fehl! Das Spiel ſoll erfunden ſeyn, um die Kriege der Schwarzen gegen die Weißen zu bedeuten. Die Bauern ſind das Volk, zur Schutzwehr und Selbſtopferung ſtets bereit, die Thürme Feſtungen, die Laufer Fußvolk, die Springer Reiterey, der König iſt der Schach, und die Königin — ja, das weiß ich ſelbſt nicht gleich, darin magſt du doch wohl Recht haben, daß es die allenkende Klugheit ſey, der die andern Kräfte unterliegen und dienen müſſen; doch, da du ſonſt das Spiel gut gefaßt, ſage mir, ob du dich wohl erkühneſt, es zu ſpielen? Mit Freuden! ſagte der Ritter. Komm, und ſpiele, ſprach die Fürſtin, ich ſelbſt will gegen dich

ziehen, und wenn du gewinnſt, ſoll der Preis deine Freiheit ſeyn.

Das iſt wohl ein holder Preis, ſagte der Ritter, doch was vermag ich dagegen zu ſetzen? Ich will mir, ſagte die Königstochter, wenn ich gewinnen ſollte, ſchon ſelbſt einen Preis ausbedingen. Somit wurden die Puppen von Suleyma wieder aufgeſtellt, und das Spiel begann. Während des Spielens aber mußte Ritter Heinrich der ſchönen Prinzeſſin erklären, was das für blumige Kindlein auf dem Bilde wären, und was die hohe Frau mit dem Kinde bedeute? Wie nun Heinrich mit ſeliger Freude von der heiligen Jungfrau und dem Chriſtkindlein, von des Heilands Liebe, und dem Wunder der Erlöſung ſprach, da wurde die Prinzeſſin ſo gerührt, und ſo nachdenklich, daß ſie nicht mehr wußte, was ſie ſprach, noch zog, und daß Ritter Heinrich ihre Königin ſchlug, und das Spiel gewann.

Du biſt frey, Ritter! ſagte die ſchöne Prinzeſſin leiſe, aber du nimmſt zwey Gefangene mit dir fort, mein Herz und meine Seele! Heinrich wurde purpurroth, ſenkte die Augen, bebte und weinte. Erſt war ich frey, ſagt' er ſtammelnd, nun bin ich erſt gefangen! Die Prinzeſſin winkte allen Sklavinnen ſich zu entfernen, und behielt nur ihre liebe Suleyma, dann reichte ſie Heinreich die weiße Hand, duftend und zart wie die Lilie, und mit der andern Hand zog ſie den Schleyer vom blühenden Angeſicht, das nun den Glanz der Liebe im Thau der Blicke, in der Wangen Roſen offenbarte, umfloſſen von den Hiazinthenlocken voll

Duft. Da ſank Heinrich auf die Knie, zog der Geliebten Hände an ſein Herz, und ſprach: Du holdſeligſtes Bild, willſt du denn glauben und lieben? Ich glaube und liebe! und werde ewig dein ſeyn, ſprach die Prinzeſſin, und der ſelige Bund war geſchloſſen. Die treue Suleyma, und der hülfreiche perſiſche Kriegsmann bereiteten Alles zur Flucht, und mit unermeßlichen Schätzen flog ein leichtes Schiff bey günſtigem Wind auf die Wellen hin, und gelangte nach Damiette, wo viel der Chriſtenritter nach des heiligen Grabes Eroberung weilten. Dort wurde die Prinzeſſin noch im Glauben unterrichtet, empfing dann in heiliger Taufe den Namen Maria, und nach der Taufe des Geliebten Hand. Dann gingen beyde in das Sachſenland, wo Maria als gottſelige Hausfrau Ritter Heinrichs lebte, viel Schlöſſer und Münſter baute, und blühende Söhne gebar.

Der Kaiſer erhub die Ritter von Loeben zu Grafen, und es erzählt ihr Wappen von der Liebe Heinrichs und Mariens, wie hier auch zeiget auf der Schilderey des Schachbretts, die ſchlanke hohe Jungfrau mit wehenden Schleyern, und drüber hin die Krone. Nicht minder ruht auf den Sprößlingen der Jungfrau vom Orient, und des teutſchen Ritters der Segen ſüßer Lieder und frommer Minne!

Mit dieſen und ähnlichen Geſchichten und Liedern ergötzte Urbanus, welcher die alte Sprache ſehr wohl verſtand, die trauernde Emma, und den biedern Freund, der ſo anſpruchlos treu und herzlich in ihrer

Nähe blieb. Gern und wehmuthvoll senkte sich der Blick der Freunde auf die alte bessere Zeit, wo Alles noch so fleißig, ächt und kräftig betrieben wurde, daß die Trümmer und Ueberbleibsel jener Bestrebungen und Werke wie redende Zeugen jenes edleren Daseyns zurückgeblieben, an welchen das Neuere vorübergehend zerstiebt wie Kinderspiel. Schon des alten Buches reine zierliche Schriftzüge erheiterten das Auge, wie vielmehr noch umher die zarten Blumengewinde, die sinnreichen Ranken, die hellen ruhigen Farbentöne. Dazumal gab es weder in der Malerey noch in der Musik halbe Töne. Es war ein Frühlingsblühen in der Kunst, wie im Geiste des Volkes. Sollte des Lebens May auch im teutschen Herzen: einmal blühn und nicht wieder? Kann es nicht ein Erwachen, ein Erwarmen, ein Wiederaufblühen geben? Goethe hatte zur Zeit, von der wir schreiben, schon vieles geredet, durch seine Schriften; eine Sehnsucht war in den Besseren schon rege geworden. Goethe ist die erste Nachtigall von Teutschlands neuem Frühling, wenn auch nicht Alles schon im Einklang steht, was wir ersehnen, und wenn die Form schon Manchem genug thut, ein Riesenschritt ist geschehn, in That, Lied und Kunst, und die Zeit bleibt nicht stehen. — Kehren wir zu unsrer betrübten Emma zurück, und möchte sie denen lieb geworden seyn, die ihre Geschichte lesen!

So erquickend im wohlerhaltnen Häuschen die Erinnerung Emma's Herz umfing, so störend war alles

von Außen her; ſie mußte ſich in der von franzöſiſcher Manier und revolutionärer Gottloſigkeit ſchon verpeſteten Umgebung auf die tiefſte Einſamkeit beſchränken, und hatte nicht den Troſt an Johannes und Eliſabeths Gruft weinen zu können. Emma war des Wirkens für Unglückliche ſchon ſo gewohnt worden, daß ſie es nun ſchmerzlich entbehrte, wo ihr Alles entfremdet war, und ſie machte ſich Vorwürfe darüber, daß ſie jetzt nur für ſich lebe und wirke, als wenn es ihre Schuld geweſen. Tröſte dich, Emma, ſagte Urbanus dann, es wird anders kommen, der Stillſtand, den du ſiehſt, liegt nur auf der Oberfläche, die mich wie eine Eisrinde gemahnt, welche ein kräftiger Tritt ſprengen kann. Unter ihr gährt es, kreiſet und ziſcht. Wir ſind dem Ende nicht nah, und unſre Nachkommen werden es auch noch nicht ſeyn. Mit der Empörung in Frankreich iſt das Loos geworfen; es wird fortan nicht mehr Ruhe auf Erden. Die ſogenannte Aufklärung hat dies namenloſe Weh gebracht, eh' ſich die Menſchen nicht wieder zum Glauben und zu Gott wenden, kann es nicht beſſer werden, doch ſucht nicht Gott die Welt heim, die Menſchen ſelbſt bereiten ſich ihr Weh, und dann klagen ſie recht herzbrechend, als käme es von oben herab, von oben kommt nur Troſt und Freude. Lieber Vater, ſagte Emma, wir kennen uns nun ſchon ſo lange, und noch haben Sie mir nie ein Näheres geſagt von Ihren Schickſalen, und von ſich. Dein Herz iſt jetzt ſo reif, liebe Emma, ſagte Urbanus, daß ich dir jetzt Alles ſagen kann. Vernimm es denn, und erfahre, auf

welchen wunderbaren Wegen Gott die Seinigen zu ſich ruft, wie fern ſie auch ſind.

In dem Augenblick kam Herr Gottfried zum Beſuch, den er keinen Abend verſäumte; es war tief im Herbſt, im Kamine loderte die Flamme, neben Spätroſen ſtand der duftende Weinkrug auf dem runden Tiſch. Urbanus ſetzte ſich zwiſchen Herrn Gottfried und Emma, welche jeder ſeine Hände in die ihrigen nahmen, und begann:

Man ſagt von einem Abgrund, in deſſen Schlund ein Pilger ſtürzte, der Tod lauerte im Schlunde, aber ein weißer Roſenſtrauch war am Geſtein entſproßt, der Pilger umfing ihn, nicht achtend der Dornen, und war gerettet. Der Abgrund, lieben Kinder, iſt die Welt, der weiße Roſenſtrauch iſt das Gewiſſen.

Ich bin der letzte Sproß eines edeln hochbegüterten Hauſes, und habe ſchon ein hohes Alter erreicht. Ich wurde auf dem väterlichen Landſitze einen geboren, lang erſehnt, zur unausſprechlichen Freude der Aeltern. Noch in der Wiege wurden mir Hofmeiſter und franzöſiſche Mamſell gegeben, das Wickelmädchen war eine Engländerin, und als ich lallen konnte, lallt ich in vier verſchiedenen Sprachen.

So, wie ich, war mein Vater des Hauſes einziger Sohn, und da er in Irrthümern und Hochmuth geboren und erzogen war, erklärte er auch meiner ſanften jungen Mutter, ſie ſolle hinfort kein Kind mehr haben, denn es wäre Schade, wenn der Glanz des Hauſes durch Theilung und Spaltung geſchwächt würde; dieſem Entſchluß gemäß brach er jede Gemein-

meinſchaft mit der liebenswürdigen Frau ab, und ſchweifte umher nach wilden Genüſſen; der Gram nagte an meiner Mutter Herzen, doch Niemand achtete darauf. Eine auszehrende Krankheit führte ſie allmählig in das Grab, ehe ſie nur auf meine Erziehung wirken konnte.

Als ich der Kindheit entwachſen, ſendete mich mein Vater auf Reiſen, wiewohl er ſelbſt nicht das Geringſte zu thun hatte, mußte mich ein Hofmeiſter begleiten. Dieſem wurde nichts anders empfohlen, als mich mit Glanz und Anſtand in fremden Landen zu zeigen; ein Aufwand und eine Pracht wurden bey dieſer Reiſe auf mich und meine Umgebung gehäuft, daß es viel minder ſchien, ich reiſ'te, die Lande zu ſehen, als mich den Landen ſehn zu laſſen.

Mein erſtes Ziel war Paris; es war die Zeit der Regentſchaft unter Ludwig XV. Minderjährigkeit, die ſich ihrem Ende zuneigte. Ich mag dein Herz, liebe Emma, nicht mit den bunten Gräueln jenes Aufenthalts bekannt machen. Aus dem Druck der Bigotterie unter Ludwig XIV. letzten Lebensjahren, und der Maintenon, hatten ſich Hof und Stadt in den Strudel zügelloſer Frechheit und Laſter geſtürzt, und die Gottesläugner ſtreuten ihr tödtliches Gift in die Seelen.

Mein Vater hatte mich mit Briefen an die erſten Häuſer gewieſen; es waren unter dieſen Männer und Frauen fromm und edel, deren Ernſt und Milde auf mich zwar augenblicklichen Eindruck machte, aber mich nicht anzuziehen vermochte. Mit vollen Zügen be-

rauſcht ich mich in dem Becher der Welt- und Sinnenluſt; doch bald ging es mir wie dem Fauſt:

Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde,

denn bald ſo war mir die ganze bunte Fülle eintönig und abgeblaßt. Von Allem, was ſich dem Willen leicht darbot, oder mit unermeßlichen Summen zu erringen war, gefiel mir nichts mehr; das Unerreichbare allein zog mich an, um mich deſto tiefer zu verletzen. Sobald der Gegenſtand meiner Wünſche mein war, hatte er jeden Reiz für mich verloren, und die Zerſtreuungen der Welt, die Feſte, die Künſte, nichts gefiel mir mehr, da mir doch auch Einſamkeit und Natur noch minder behagten. In dieſer Stimmung wurd' ich gefährlich krank; ich genoß der ausgezeichnetſten Behandlung, das wüthende Fieber wich, und ich war gerettet, langſam genas die Kraft der Jugend zur gewohnten Fülle, doch die Krankheit hatte mir wohl gethan, Zwang und Leiden mein Empfindungsvermögen erhöhet, und der Welt wieder Reiz gegeben; in dieſer Stimmung mußt ich Paris verlaſſen, um meine angegriffne Bruſt in Italien auszuheilen.

Wir kamen nach Florenz, die Schöne genannt; hier war ich von einer andern Sphäre umgeben. Der Franzoſe nimmt alles ſinnlich, der Italiener kettet die geiſtige Welt mit Blumen an die Welt der Sinne; der Franzoſe berechnet Alles, der Italiener bringt nur die Freude in Anſchlag. Luft und fruchtreicher Boden, der ſüße Wein und die Blumenfülle heben das Volk über das Bedürfniß, und von einem freundlichen

Standpunkt aus geht es in das Leben, beym Sonnenblick einer heitern reichen Natur. Die Neuheit dieſes Lebens berauſchte mich; ich kam aus tiefem Norden her, und wenn mich ſchon in Frankreich Himmel und Erde leuchtender angeblickt, ſo mußte der ſüße tiefblaue Himmelsbogen, der üppige Blumenſchmelz der Gefilde, das heitre Rauſchen der Flüſſe und Quellen, das ſingende Leben in Wipfeln und Lüften in Italien noch viel entzückender auf meine Sinne eindringen. Auch in der Kunſt that ſich mir eine neue Welt auf; in mein verirrtes doch unverdorbenes Herz ſank ein leuchtender Himmelsſtrahl aus Raphaels Gebilden, der eine ſüße Sehnſucht mir im Buſen entflammte, und bey dieſem neuen Licht, das ich einem Monde in meiner innern Welt vergleichen möchte, gewann mein Weſen eine veränderte Geſtalt; ich lenkte die Fülle der ſchweifenden Wünſche dürſtend nach einem Ziele hin, nach der Beſchauung im reichen Gebiete der Kunſt. Noch waren mir Venus und Madonne Eins, denn ich verſtand ſie beyde nicht, doch ich ſchwelgte mit niegeahntem Entzücken in dieſer unermeßlichen Fülle, mich reizte es die vielfachen großen Meiſter in ihrer Eigenthümlichkeit zu belauſchen, jedem gleichſam nachzufolgen auf den Standpunkt hin, von welchem ſie die Welt, ein Jeglicher anders erblickt. Der Künſtler ſchien mir den Gedanken einer ſchönern, höher vollendeten Natur den Göttern entwendet, und auf ſeine Sphäre übertragen zu haben, denn was man Ideal nennt, das iſt doch wohl der Menſch, wie Gott ihn gedacht?

Auch in der Muſik, im Geſang ging eine neue Welt mir auf, und mein Entzücken ſagte mir, daß ich noch nie gekannt, was ſich mir hier erſchloß Noch im erſten Taumel der Luſt muſte ich ſchon, dem vorgeſteckten Plane gemäß, Florenz verlaſſen, und nach Neapel gehn, wo die Fülle der Gewäſſer zwiſchen ſüſsgrünen Auen in ihrer unermeßlichen Fläche den Himmel auf die Erde herabziehn will, wo Himmelslichter und Gebirg wie ein friſcher Blumenkranz in einander verſchmelzen. Noch leuchtender ſtrahlte hier das Reich der Töne, doch hier auch waltete minder die bildende Kunſt, und mehr das ſinnliche Leben, was in Florenz in mir erblüht, das ſank in Neapel wieder, und wenn mich auch eine reichere Pracht der Natur hier überraſchte, ſo war es doch mein liebes blumenvolles Florenz nicht mehr, und auch nicht mehr das heitre rege Leben in der Volksmaſſe. Auch das Klima behagte mir minder, und meine dringenden Bitten bewogen meinen Vater, mich nach Florenz zurückgehn zu laſſen.

Es war ein ſchöner Abend im März, als ich nach Florenz zurückkam. Ich ſtieg an Santa Maria Maggiore aus, um dort Eſſenzen zu kaufen. Ich wurde in einen Saal geführt, durch deſſen Säulenfenſter das Abendroth über grüne Hügel hinein ſchaute. Die dunkeln Wölbungen der Wände waren ſeltſam beleuchtet, gleichſam als ſey ein ſüßerer Glanz darinnen, als der von Außen hineindrang. Es war dem auch ſo, denn an einem reichverzierten Tiſch, vollgeſtreut mit duftenden Phiolen, ſaß eine hohe Frau ſinnig

und wählend. Hätte ſie mich früher gewahrt, und die geſenkten Augen aufgeſchlagen, ſo wäre mir nicht die Beſinnung geblieben, ſie anzuſchaun, wie ich that. Ein Federhut voll Juwelen wiegte ſich auf dem Haupt, die reine lichte Stirn war umfloſſen von den goldnen Wellen des Haars, und den ſchneeweißen jungfräulichen Buſen hielt ein Gewebe von bunten Edelſteinen wie ein leichtes Netz in Feſſeln. Ein knappes dunkelrothes Sammetkleid mit blauer Einfaſſung mit Roſen beſtreut, die Aermel mit Brillanten aufgefaßt, umſchloß ſie, als wollte es ſie verhüllen: aus der Purpurnacht des Gewandes blickten die zarten Hände wie Lilien aus einem Beete von Amaranthen. Ich hielt den Athem an, ſie zu betrachten; Raphael und Petrarka wehten mir aus dieſem Inbegriff aller Schönheit entgegen, aber vor dieſer Fülle holdſeligen Lebens und Blühens erbleichte die Kunſt, und ich fühlt es klar, daß der Künſtler, ſelbſt der herrlichſte, ein Neuling auf den Pfaden der Natur umhertappt, und ſtatt ſich über ſie zu erheben, ſie nicht einmal zu erreichen vermag. Indem ich noch ſo ſtand, in Beſchauung verſunken, regte ſich das himmliſche Weib, und ſchlug die Augen auf, deren Glanz verzehrend in meinen Buſen drang.

Was ich ihr geſagt? Was ſie mir? Ich weiß es nicht; ſie war die Gemahlin eines erhabenen teutſchen Mannes, ſchon bejahrt, doch ſehr liebenswürdig, der ſie auf ſeiner Reiſe nach Italien hier geheirathet; ich fand Zutritt in ihrem Pallaſt, ich glühte mein Weſen hin in der ſehnenden hoffnungsloſen Liebe, welche

Angelina nicht einmal zu ahnen schien. Und hätte Angelina meine Leidenschaft gekannt und erwiedert, so lag zwischen meiner Sehnsucht und der Erfüllung eine unüberwindliche Schranke, so wähnt ich dazumal, meine Ehrfurcht und Liebe für den hohen Greis, der sein göttliches Weib mit unendlicher Zartheit und Anmuth zu behandeln wußte, und der mich selbst väterlich liebte. Er war ein Jugendfreund meines Oheims, von mütterlicher Seite. Angelina stammte aus einem hohen Hause; ihren Brüdern fiel das unermeßliche Vermögen zu; Angelinens kleines Erbtheil hätte zur Ausstattung für ein Stift genügt; ihr war die Wahl gelassen worden zwischen der Hand des * und dem Kloster: die Lust an der Welt siegte, und die Liebe ihres Mannes bewahrte das noch unschuldige Herz einige Zeit vor Irrthümern.

Angelina spielte die Laute, sie sang wie die süßeste Nachtigall, ihrer Hand entblühten Blumen und liebliche Bilder, ihre Schriftzüge selbst hatten zarte Anmuth, ihr Herz war weich und leicht empfänglich. Und noch vor sechs Monden war dieser Engel frey gewesen, und ich hatte sie nicht gekannt! Sehnsucht und Schmerz nagten an meinem Leben, von neuem verfiel ich in eine tödtliche Krankheit, in welcher mir alle Besinnung schwand. Als ich genas, erfuhr ich, daß ich in der Villa des * sey, und nach dem ersten Taumel der Wonne, daß ich ihr so nahe war, sah ich sie selbst, die in mein Zimmer trat.

Auf ihren Wink schwand Alles, was mich umgab, Angelina setzte sich zu mir. Die Wonne ihres An-

ſchauens raubte mir die Sprache, und auf ihrem Antlitz wechſelten Roſen mit Schnee. Antonio, ſagte ſie mir, und reichte mir eine glühende Hand. Mir war, als ſey ich noch im Fieber, wo mich wohl oft in Träumen gleiches Entzücken durchbebt. Ich nahm dieſe Hand und bedeckte ſie mit glühenden Küſſen, Angelina ließ es geſchehen, ihr Antlitz neigte ſich dem Meinigen entgegen, unſre Küſſe verſchmolzen in einander, wie unſre Seelen, was mir die Phantaſie im ſchmerzlichſten und ſüßeſten Weh des Sehnens nur ahnend verheißen, das drang nun als Erfüllung auf mich ein; Angelina war mein, eh' ich es ſelbſt wußte, und mich umfing eine Fülle der Luſt, die mir die Sinnen raubte. Angelina war verſchwunden, als ich zu mir ſelbſt kam; eine Wärterin ſaß zu meinen Häupten, an derſelben Stelle, wo ſie geweſen; ich war empört darüber, und wies ſie weg von dort. Ich kann es Ihnen zu Gefallen thun, ſagte die häßliche Alte mit ſchwacher zitternder Stimme, denn Sie ſind noch ſehr krank; doch haben Sie lange recht feſt geſchlafen, fügte ſie lächelnd hinzu.

Nun vermeynt ich im Traum, oder wahnſinnig zu ſeyn. Bin ich nicht in der Villa des *, fragt' ich bleich. Ja wohl, ſagte die Alte, und er wird gleich ſelbſt bey Ihnen ſeyn, denn er hat befohlen, es ihm zu melden, wenn Sie Ihre Beſinnung wieder erlangt. Und mein Hofmeiſter? fragt' ich. Der iſt als Staffette zu Ihrem tiefbekümmerten Herrn Vater, um ihm zu melden, daß Sie auſſer Gefahr ſind. Und die * Angelina? Sie iſt auf einer andern Villa, ſagte

die Alte, aber, mein gnädiger junger Herr, hüten Sie sich, daß Sie nicht wieder die Besinnung verlieren, wenn der * dabey ist, der Name Angelina auf Ihren Lippen möchte einen seltsamen Verdacht in dem zärtlichen Gemahl erwecken! O Gott! rief ich aus, so ist es nur ein Traum gewesen? Was denn? fragte die Alte. Mein Glück! sagt' ich. Glück ist immer ein Traum, versetzte sie, wohl dem, der beym Erwachen mit sich selbst zufrieden ist.

Jetzt trat der * ein, und bezeigte mir eine so herzliche Freude über meine Genesung, sprach so beseelt von der Art, wie wir nun alles Schöne miteinander genießen wollten, was Florenz in sich faßt, daß ich reuig und zitternd wünschte und bangte, ich möchte nur geträumt haben. Jedes seiner Worte, sein sanfter Blick, drang wie Stacheln in mein Herz, denn Traum oder nicht, der geträumte Frevel galt mir für einen begangenen, da ihn ja mein Herz begangen. Spät in der Nacht verließ mich der edle Freund, der mich in sein Haus aufgenommen, während ich ohne Hoffnung lag, und wie ein Vater für mich gesorgt. Ich verbrachte die übrigen Stunden der Nacht in heißen Thränen; gegen Morgen kam die Alte wieder an mein Bett, sie sahe mich weinen, und blieb stumm und zitternd vor mir stehen. Befremdet sah ich auf sie hin. Endlich verschloß sie alle Thüren, und wie mit sich selbst kämpfend auf und nieder gehend, streifte sie rasch Gewand und Kopfhülle ab; eine Larve fiel, und ich sah Angelinens seliges Licht vor mir scheinen. Antonio, sagte sie schnell, ich ahne was in dir vorgeht,

nicht minder heiß als du hab' ich mit mir ſelbſt gerungen, ſeit du in Fieberträumen deiner Seele Zuſtand ſo enthüllt, daß er mir klar geworden, und ich es mir ſelbſt geworden bin. Unter der Verkleidung, die du ſiehſt, bin ich deine Wärterin geweſen, oder vielmehr habe ich die Rolle mit ihr, die allein um das Geheimniß weiß, gewechſelt. Wir ſind beyde ſehr unglücklich, doch unzertrennlich, nun wir einander angehören; laß uns den Wahn des Greiſes ehren, der mich liebt, und glücklich ſeyn, dem Schickſal zum Trotz, das uns trennen wollte.

Dieſe frevelhaften Worte betäubten mich damals; die Sünde hielt mich in unauflöslichen Banden verſtrickt, mein ganzes Weſen genas, da meine Sehnſucht geſtillt war, und meine Reue durch alle Süßigkeiten des Beſitzes der göttlichen Schönheit geſchwichtigt wurde. Das rührende Vertrauen des Freundes machte uns kühner und zügelloſer, da es uns hätte zur Tugend zurückführen ſollen. Ein Leben aller Luſt ging uns auf; was die Erde an Freuden hat, mußte uns blühen, Jagd, Muſik, Kunſt, Tänze, Feſte, Stunde an Stunde löſte ſich bekränzt und lächelnd ab.

Doch nicht ungetrübt blieb unſre Luſt. Marzelina die Italienerin, welche mich in der Krankheit gewartet, und um alle unſre Geheimniſſe gewußt, wurde von Tag zu Tag zudringlicher und habſüchtiger in dem Maaße, das Angelinens und meine Freygebigkeit wuchſen, ſchien ihre Gewinnſucht ſich zu vermehren, und ihr Betragen wurde unleidlicher; ſie war es ſelbſt geweſen, die Angelinen die Worte meines Wahnſinns

hinterbracht, und ſie verleitet hatte, mich zu berauſchen. An einem Morgen, nachdem Angelina der Frechheit der Alten müde, ſie bedroht hatte, ging dieſe zürnend fort, und unſre Unruhe über ihr Ausbleiben verlor ſich wieder, im Taumel unſrer Liebe und unſrer Feſte.

Angelina's Kabinett ging nur nach einem Gärtchen hinaus, welches auch keinen andern Zugang hatte, als durch dies Kabinett. Hier durft' ich Nachts ſie ſehen. Auch dieſe Nacht hatt' ich dahin zu gelangen gewußt; es war Vollmondſchein, und wir wollten kein andres Licht. Die Schattladen waren offen, im Kamine flackerte eine leichte Flamme; es war Winterzeit. Wir waren ganz verſunken in unſre Liebe, und achteten kaum darauf, daß um Mitternacht ſich ein Sturm hob, der Wolken über den Mond jagte. Wir ſahen uns von unſerm Sitz am Feuer nach dem Fenſter um, und erkannten auf des Fußbodens hell vom Mond beleuchteter Stelle ganz deutlich den Schatten einer Mannsgeſtalt, die wir uns mit ſtummen Entſetzen einander kaum zeigten, als ſie ſchon verſchwunden war. Jetzt ergriff uns ein heftiges Bangen, wir gedachten der Spannung mit Marzelline, und hielten uns für verrathen. Ich beſchwor Angelina noch dieſe Nacht mit mir zu fliehen; ich hätte ſie überreden können, allein die bekannte Ordnung des Hauſes hätte uns dies unmöglich gemacht, wenn wir es auch verſucht, und überdem waren wir ja ſchon verrathen! Mit unausſprechlichem Schmerz gab ich Angelinens heißen Bitten nach, in mein Zimmer zu gehen, und

wir trennten uns, nachdem wir uns Verſchwiegenheit und Treue angelobt.

Das ganze Haus am andern Morgen war ſtill und ruhig; als mein Bedienter kam, mich anzukleiden, erfuhr ich von ihm, der * ſey gegen Morgen ſehr krank geworden. Wäre ich ſchuldlos geweſen, wie hätt' ich nun vergelten können, was der Freund an mir gethan, wie wäre ich hingeeilt zu ſeinem Lager! Nun ſtand ich angefeſſelt, im Herzen nagt' es, wie Schlangen. In unermeßlichen Qualen ſchlichen die Stunden, kein Wink, keine Kunde von Angelinen, keine Einladung vom Freunde, den ich ſo ſchwer betrogen! Der Abend kam, und in mein Zimmer trat der Hausarzt, der mir mit trübem Geſicht ſagte, eben verläßt der Geiſtliche den kranken *, er hat den Leib des Erlöſers genoſſen, und den Frieden gefunden; gehn Sie zu ihm, junger Mann, der Tod iſt lehrreicher als das Leben.

Zitternd folgt' ich dem Arzt zum Bette des Sterbenden, mit einem verklärten Blick reicht' er mir die Hand. Ich habe Sie noch ſehen wollen, Antonio, ſagt' er zu mir, damit Sie es wiſſen, daß ich in Liebe ſcheide. Vergeſſen Sie mich nicht, ich leſe Ihre Seele in Ihren Blicken, mein letzter Seufzer iſt ein Gebet für Angelina und Sie!

Wie tief war ich erſchüttert, wie heiß ſtrömten meine Thränen auf die bleiche kalte Hand! Gott gebe, rief der Sterbende aus, daß dies nicht unfruchtbare Reue ſey! O Gott! laß dieſe Seele nicht verloren gehen!

Still betend lag jetzt der Freund mit geſenktem Augenlied, der Arzt nahm mich bey der Hand, und führte mich halb bewußtlos in mein Zimmer zurück. Dort blieb ich verſchloſſen, weinend; ich nahm während einiger Tage nicht Speiſe noch Trank zu mir, am dritten Tag kam der Arzt in mein Zimmer; er brachte mir meines Freundes Segen. Ich ging zur theuern Leiche, und war nur mühſam fortzureiſſen, dann verließ ich dies Haus des Jammers, und eilte nach Rom.

Lange nachher erfuhr ich, daß die gekränkte Marzelline ſpät in jener Nacht Zutritt zum Greiſe gefunden, und ihn auf ihr bekannten Gängen in den Garten geführt; von Angelina vernahm ich lange Zeit nichts; ich erfuhr durch Zufall, daß ſie in Begleitung der Verrätherin nach P. gereiſ't. Dies empörte mich, ich ſah, daß ſie verloren war, und durch mich mußte ſie es ſeyn, denn ſie war rein geweſen, eh' ſie mich gekannt! Ich fühlte dies Weh in ſeiner ganzen Kraft, denn mein Herz war unverdorben, und durch meines Freundes Tod heilſam gerührt.

Meine Reiſezeit war um, mein Vater verlangte mich zurück; ich ging auf unſre Güter, heimkehrend mit erſchöpften Kräften, tiefverwundetem Herzen, ſchon müde des Lebens, eh' ich es beginnen ſollte, ſchon erſchlafft in allen Triebfedern meines Seyns, eh' ich noch eine gute That vollbracht.

Mein Vater gebot mir eine glänzende Verbindung zu ſchließen, und ich gab meine Hand hin, unbekümmert darum, wer ſie erhielte. Meine Braut ſchien

die Leerheit meines Daseyns, oder vielmehr die Abwesenheit meines beſſern Selbſt zu empfinden, und betrug ſich gegen mich kalt und ruhig; dies reizte meine Eitelkeit, den alten Trieb nach dem Unerreichbaren. Sie war unausſprechlich ſchön, wie hätt' ich für ſie glühen müſſen, wenn ihr Beſitz mir nicht zugeſagt worden, noch eh' ich ſie geſehen! Jetzt aber entflammte mich die kühle Stille ihres Blickes; ich glaubte ſie nun zu lieben, ich rang um ihr Herz, und gewann es nun; der Trauung Stunde ſchlug, Cäcilie war mein, geraume Zeit war ſie mein Glück, mein einziger Gedanke, doch welch ein Herzensglück kann im Dunſt der Weltluft ſein Leben geſund erhalten? Cäcilia war mir bald nichts mehr als ein Weib, und mein unruhiges Herz ſchweifte nach einem neuen Gegenſtand umher.

Selbſt mein Vater empfand es, wie erdrückend und ertödtend das müßige Leben eines überreichen Jünglings ſey; er wünſchte mich angeſtellt zu wiſſen, und ich ward es; als Geſandter ging ich mit meiner Gemahlin nach Paris; was mir an Kenntniſſen fehlte, beſaß mein alter dürftiger Legationsrath in reichem Maaße, und wiederum hatte mich das Geſchick zu einer Laufbahn erkoren, in welcher nichts zu wirken war.

In Paris fand ich Angelina, glänzend umgeben, als die Schönſte gerühmt; ich ſahe ſie wieder! Mein Auge, das ſtets noch mit Luſt auf die milden, klaren, durchſichtigen Züge meiner reinen Frau ruhte, und ſo gern den Wechſel des Erröthens und der Freude mit

Schmerzen auf ihrem holden Angeſicht belauſchte, ſahe nun, was es heiße, wenn Schönheit himmliſch oder ſinnlich iſt, und mit Schrecken erkannt' ich aus Angelinens Verwandlung, wie entſtellend die Zügelloſigkeit auf die Schönheit wirkt. Wenn ich in der königlichen Bildergallerie vor Raphaels Madonna Giardiniera ſtand, die der Himmliſche in der Jugend für Franz den Erſten gemahlt, ſo ſchwebte auf dem geſenkten Augenlied, auf der Lilienſtirn, auf dem kaum entknospten Munde Cäciliens ſüßes Licht, indeß ich in Boucher's fratzenhafter Anmuth und buhleriſcher Nacktheit Angelinen wieder fand. Ich vermied die gräßliche Begegnung an öffentlichen Orten ſo viel als möglich, und traf ich ſie irgendwo, ſo ſagte mir die Kühnheit ihrer Blicke, die Lebhaftigkeit und Munterkeit ihres Weſens, daß ſie ganz verloren ſey. Auch erfuhr ich dies nach und nach von meinen Bekannten, und nicht ohne Schmerz, denn wenn ich gleich ſelbſt noch weder rein dachte noch lebte, mußte mich das gänzliche Verſinken dieſer Roſe im Schlamm entſetzen und kränken. Ich rief mir die ſüßen Täuſchungen unſrer Liebe zurück, wo ich ſie dem Herzen nach für unſchuldig hielt, nur gerührt und gefeſſelt von meinem unermeßlichen Leid; ich dachte, wie ſie oft an meiner Bruſt geweint, und dort zu ſterben gewünſcht; ihr Bild beſchäftigte mich unaufhörlich, und wenn ich ihre friſchen, ſtets wachſenden Verirrungen und Frevel erfuhr, ſo zuckt es wie ein Stich durch mein Herz, und heiße Wehmuth ergriff mich ganz.

Fünf Jahre hatte Angelina in den Stricken der Sünde wie eine ſchwer umwobene Beute in des Jägers Netz umher geflattert, da war ſie mit einmal aus Paris verſchwunden. Ihre Vergehungen waren ſo gränzenlos, daß ſelbſt in dieſer verderbten Stadt Mütter und Frauen, die von ihr gewußt, ſich ihrer Abweſenheit freuten. Ein Jahr lang erfuhr ich nichts von ihr, ohne ſie jedoch vergeſſen zu können. Da kam ein Brief an mich, er war aus Rom, und von Angelina; ſie ſchrieb mir ohngefähr folgende Worte:

Die Zierde der goldnen Locken, die einſt deine Wonne waren, Antonio! iſt gefallen; die Blume meines Weltlebens iſt abgeblüht, ich bin frey von Satans Netzen; mein beſſeres Seyn iſt erſtanden aus den Trümmern. Iſt es dir nicht, Antonio, wenn du etwan eine bunte Raupe erblickſt, die des Wanderers Fuß zertreten, als ſey dies das Bild des Daſeyns eines ſündigen Weſens, welches unterging in ſeiner Schmach? Auch ich ſchlich als giftige Raupe beſleckend auf den Blüthenauen der ſchönen Welt umher, aber ich bin nicht zertreten worden; aus dem Kerker wird der Schmetterling, die befreyte Seele ſich zu Gott ſchwingen. Ich habe ſchwer gebüßt, und bin verſöhnt mit mir, Zuflucht für mein irdiſches Daſeyn gewährt mit ein Kloſter, öffentliche Buße that ich in Rom, und wurde dann vom heiligen Vater eingeſegnet. Viel tauſend Thränen ſind bey meinem Anblick gefloſſen, viel tauſend Herzen haben ſich mit mir als Opferdüfte zu Gott erhoben. Ich traure nicht mehr über das Vergangene, denn mir iſt der Schoos der erbarmenden

Allliebe offen, und ich genese an meines Heilands Wunden. Wie das Alles gekommen, weiß ich dir kaum zu sagen, Antonio; der sündigen Marzeline Tod und dein Anblick mögen wohl viel heilsame Gefühle in mir erweckt haben, deren ich mir Anfangs selbst nicht klar bewußt war, denn ich rang noch zügelloser als je nach den Freuden der Sinne, und fühlte mich doch nie gestillt. In diesem Dürsten und Lechzen, das kaum augenblicklich in mir gelindert werden konnte, wurde mir eines Morgens von einem Mater die Copie der Samariterin am Brunnen von Caravaggio gesendet; mich entzückte das Bild, und als ich mich dabey Christi Worte erinnerte: ich will dir Wasser des Lebens geben, erkannt' ich, warum keine Quelle der Lust dies innere Lechzen zu stillen vermochte. Denn sie alle enthalten nur Wasser des Todes. Ich fühlte, daß ich durstig war nach dem Wasser des Lebens, und mein Herz, das Alles glühend und schnell erfaßt, wandte sich mit unaufhaltsamen Drang nach dem Trost des Himmels hin. Ich floh Paris, den Sitz aller Laster, und eilte nach Rom, wo ich im Kloster *** Erbarmen und Liebe fand. Nach den schweren Prüfungen eines Jahres wurd' ich als Schwester aufgenommen in den frommen Kreis; heilige Pflichten werden mir auferlegt, und jede Mühseligkeit ist Erquickung für mich. Das habe ich dir sagen müssen, Antonio, in der Hoffnung, dein gutes aber verirrtes Herz zu rühren. O Gott, sey gut, sey wahr, sey treu! für dein eigenes Glück sey es, denn alles, was du sonst seyn kannst, ist dein Verderben. Verzeihe mir auch,

lieber Antonio, ich habe deine Jugend getrübt, doch wir fehlten ja Beyde! Nun segne dich Gott der Herr mit seinem besten Segen, und unser Erlöser lasse dich seiner Liebe Süßigkeit schmecken. Dort oben sehen wir uns wieder!

Schwester Magdalena, einst Angelina.

Unaussprechlich war die Wirkung dieses Briefes auf meine Seele; es war als bräche ein zürnendes, und doch wieder erquickendes Licht durch meines Herzens Nacht, und als riefe mich Angelinens Stimme zu Gott und zur Reue. Der Eindruck der Welt konnte diesen frischen Drang in mir nicht entgegenstehn, doch müde ihres Treibens verlangt' ich meinen Abschied, und ging mit Cäcilien auf unsre Güter zurück. Hier begann ich mit festen Entschlüssen ein gottgefälliges Leben. Cäciliens Herz erschloß sich mir immer herrlicher und beglückender, und in der Lust des Wohlthuns, des Wirkens, des Lenkens der Schicksale meiner Untergebenen, in der Wonne des Besitzes des schönsten liebevollsten Weibes, wähnt ich Thor den Fluch gelöst, den meine Missethat auf mein Haupt geladen, ja ich fing an, mich recht verdienstlich und edel zu halten. Mein Taumel stieg bey der Nachricht, daß ein Pfand der Liebe unsern Bund beglücken solle; ich begann schon wieder abzuweichen vom Pfade des Reinguten und Strengen, denn es ist allzuwahr, was Christus gesagt, daß ein Reicher so schwer in das Reich Gottes komme.

Aber mein höchſtes Glück, meine Rettung erſchien vom Himmel, in des entſetzlichſten Unglücks-Geſtalt, am Tage, der meine Wünſche krönen ſollte, ſtarb meine Cäcilie, und mit ihr das neugeborne Kind! Wohl könnt' ich ſagen, daß ich blutige Thränen weinte; der Wahnſinn umgab mich mit furchtbaren Ketten, und als ich wieder genas, da war ich in meiner Herrlichkeit nicht mehr, Alles war mir genommen worden; die letzten Augenblicke meines blödſinnig gewordenen Vaters wurden von gierigen Vettern zu meinem Nachtheil benutzt; ich lebte in einer Irrenanſtalt, ziemlich anſtändig verſorgt, aber entſetzt aller meiner Rechte, und ohne Hoffnung, ſie jemals zurück zu erringen.

Von allem, was ich je beſeſſen, war mir nur das Bild meiner verklärten Cäcilia, und Angelicens Brief geblieben. Ich lebte tief betrübt, aber doch ſchon die Vaterhuld Gottes in dieſen Schickungen erkennend im Irrenhauſe fort, und pflegte ſtill der Gräſer und Blümlein im Garten. Da meine Vettern, die ſich in den Raub getheilt, dieſelben, welche ich einſt vom Elend gerettet, nichts angelegentlicher gewünſcht, als daß ich nie zur Beſinnung kommen möchte, ſo war jeder gewaltſame Verſuch die Vernunft wiederherzuſtellen unterblieben, und die ſanfte Mutterhand Natur hatte mich bey verſtändiger und freundlicher Wartung und Pflege wieder geheilt. Beſuche wurden nicht zu mir gelaſſen; doch eines Morgens wurde ein großer Pack über das Gartengeländer geworfen, und gleich darauf ſchwang ſich ein ſchöner blonder Knabe herüber in den Garten, und ſtürzte heißweinend in meine Arme.

Es war mein kleiner Liebling, Leopold, der Sohn eines meiner verrätherischen Vettern, der immer bey mir seyn mußte, als ich gesund war. Der himmlische Junge brachte mir sein Taschengeld, seine Kostbarkeiten; er verhüllte mich in Mantel und Hut, die im Pack enthalten waren, und leitete mich, also unkenntlich den Wächtern, meiner selbst nicht bewußt, durch die Gewölbe des großen traurigen Gebäudes nach der Straße, indem er mich innig bat, in eine schon bereit stehende Kutsche zu steigen, und zu entfliehen. Ich that es, wie im Traume. Kaum entsann ich mich noch, als ich nun allein war, daß wir eine Uebereinkunft getroffen, wie Briefe unter dem Namen Urbanus an mich gelangen sollten, und ich Leopold zu schreiben verheißen. Ich that es nicht. Ich wollte mein Herz von jeder Erinnerung des Vergangnen losreissen, und duldend Gottes Schickung ehren, indem ich keinen Schritt thäte, mein Vermögen wieder zu erlangen. In fremden Landen nahm ich Kriegsdienste; der siebenjährige Krieg brach aus — ich stieg bedeutend empor. Nach geschlossenem Frieden verlangt' ich meinen Abschied, und erhielt ihn; meines Vetters Tod erfuhr ich durch die öffentlichen Blättern, Leopold rief mich auf, doch so, daß nur ich es verstehen konnte. Ich schrieb ihm, gab ihm mein ganzes Besitzthum, mit meinem Segen, aber wie sehr er mich flehte, konnt' ich mich nicht entschließen, jenen Schauplatz meines Schmerzens und meiner Wonne wieder zu sehen. Leopold sandte mir meine alten Gemählde, die du, liebe Emma, als Kind gesehen, und die Geld-

ſumme, die ich annahm, von ſeinen Bitten beſtürmt. Nun kauft' ich mein Häuschen im Jägerthal, und ſchmückte es mir zur Einſiedeley, zu einer ſtillen Kapelle des Herrn; der Krieg hat mir auch dieſe Zuflucht entriſſen, damit ich es ganz inne würde, daß wir keine Heimath auf Erden haben. Auch mein Leopold iſt gefallen! Ihn ſucht' ich auf, ihm reicht' ich noch ſterbend die letzte Labung, als ich unter den Gefangenen und Verwundeten bey Mainz umherirrte. Das waren ſchmerzensſelige Stunden! —

Jetzt, liebes Kind, biſt du mein einziger Troſt auf Erden, was ich jemals geliebt, iſt dahin, doch ich danke dem Herrn, daß meine Seele, ſchmerzlich doch ſchnell gelöſet von irdiſchen Banden, den Weg zu ihm gefunden, außer welchem nicht Glück noch Ruhe hienieden.

Mit Andacht hatten Gottfried und Emma dem Freunde zugehört, und eine fromme begeiſterte ſtille Herzensfeyer waltete im kleinen Gemach. Nach einiger Zeit begann Urbanus: Du haſt mir von Johannes letzten Lebensſtunden noch gar nicht geſagt, liebe Emma, dachte er wohl an mich? Emma und ich, fiel Gottfried ein, haben kein Wort mehr von ihm vernommen; der ſeine letzten Worte empfangen, iſt nun bey ihm, unſer ſeliger Freund Guy. Emma's Thränen brachen bey dem geliebten Namen aus. Es ſchlug Mitternacht. Meine Tochter, ſagte Urbanus, werden deine Thränen ſtets ſo einſam fließen? Ruft keine Stimme dich zum thätigen ſegensreichen Leben der Mutter, der Hausfrau? Hat dein engelgleicher Freund

umsonst so viel für dich gelitten? O Gott, rief der bestürzte Gottfried, warum stürmen Sie auf das bange traurige Herz? Ist es denn nicht ein seliges Schicksal, daß ich der verlassenen Waise Vater, Bruder und Freund seyn kann? So oft schon hab' ich mein thörichtes Herz für andere Wünsche gestraft, und Sie wollen das Schlummernde wieder wecken? Ach! hätt' ich nie ein anderes gewollt, welchen Leiden wären wir alle entgangen! Ich kann und darf ja ihrem Herzen nichts anders seyn. Emma entfernte sich, und sprach, innig bewegt: ich komme gleich wieder. Sie eilte hinauf in Elisabeths Schlafzimmer, wo der frommen Großmutter Bildniß hing. Sie warf sich dort auf die Knie, und flehte um Erleuchtung der Seele. Ihr war als leuchte des Bildes Blick in ihr Herz, und verkläre dort die geheimste Regung. Gottfrieds Zartheit und Treue, nicht das Werk der äußeren Bildung, sondern so ganz aus seiner Gesinnung hervorgehend, seine Herzensreinheit, sein Wandel, alles erschien ihr nun im hellsten Licht, und sie fühlte wohl, daß ihr Herz dieser Liebe inniges Bedürfniß empfinde. Johannes Worte am 24. Junius: „Ich habe den Segen „gesprochen, Gott hat ihn vernommen, Gott wird „ihn erhören; ich nehme meinen Segen nicht zurück, „denn es waren keine leere Worte: wo aus des Herzens Fülle, so nah an Grabesrand ein Segen erklingt, da ist auch Gott!" — traten vor ihre Seele, strafbar erschien ihr das Zwecklose ihres Daseyns, und traurig die Vereinsamung ihres Hauses. Sie wußte wohl, daß Gottfried nie eine Andere lieben würde,

und dachte ſich ihn auch, ſo freudenlos und einſam im großen Eigenthume, in ſeinen blühenden Gärten und Waldſtücken. Seine Treue war erprüft, ſein ſeelenvoller Blick war oft in Emma's Herz gedrungen. Nun erwachte noch die Erinnerung an den ungeſtillten frommen Wunſch der zwey Alten, und es war Emma, als müßten dieſe ſüßer beſeligt ſeyn, wenn noch ihr Segen in Erfüllung ginge. Sie ſchaute wieder auf Eliſabeths Bild; es ſchien ſie nickend anzulächeln, als verſtänd' es ſie wohl. Lange hing ihr Blick an dieſem Bilde, das durch ihre Thränen hindurch ſich zu bewegen, zu athmen ſchien. Plötzlich gefaßt gieng ſie wieder zu den Beyden, Urbanus ſaß am Kamin, ſo daß er Emma hereintreten ſahe; er durchſchaute ſie ſchon. Gott ſegne dich, mein Kind! ſagt' er zu Emma, du haſt den rechten Weg gefunden! Gottfried ſtand beſtürzt und zweifelnd auf; in Emma's Blick wurde ihm alles klar. Heißweinend ſtürzte er auf ihre Hand hin, und rief aus: Es muſte ja auch ſeyn! Der Treue Werk kann ja nicht untergehen!

Vor Emma's Cruzifix, dem Zeugen ihrer Seelenleiden, wurden die Ringe gewechſelt; Urbanus gab ſeines Herzens Segen. Es ſchlug Eins. Der Morgenſtern ſchien in das gewölbte Fenſter, der Nacht geweihte Stille ließ des Rheines Fluthen vernehmen, wie ſie des ewigen Liedes herzensrührende Weiſe ſingen. Eine Erinnerung an jene Nacht in Coblenz zuckte durch Emma's Herz; Urbanus errieth ſie, er ſprach, indem er das geliebte Paar in ſeine Arme ſchloß: Frieden geb' ich euch! meinen Frieden gebe ich euch,

ich gebe ihn, nicht wie die Welt ihn gibt, so ſey denn euer Herz nicht verzagt, und fürchtet nichts! — Emma und Gottfried, Hand in Hand blickten in den hellen leuchtenden Morgenſtern, ſanft lehnte Urbanus ſein Haupt an Emma's Schulter; er ſchloß die Augen, und ließ keinen Odemzug mehr vernehmen. Er ſchläft, lispelte Emma, da flog ein zarter Schein an ihr vorüber; ſie ſchaute ahnend auf Urbanus Angeſicht, es lächelte mild im Glanz der weißen Locken, und des Morgendämmerns. Wie ſie ſo ſanft ruhn! klang ein Glockenſpiel vom Rhein herüber — da verſtand Herr Gottfried Urbanus Schlummer; er legte ihn ſanft nieder, und das Morgenroth fand Emma und Gottfried im Gebet bey der geliebten Leiche.

Nachtrag von Pränumeranten.

Caſſel.

Hr. Kammerherr Freiherr v. d. Malsburg . . .	1 Carolin	1 Thl.
Freifrau v. Dörnberg, geb. Freiin v. d. Malsburg	1 .	1 .
Geheime Kammerrath Jung	1 .	1 .
Frau v. Baumbach geb. v. Herbſt	1 .	1 .

Dresden.

Frau von Viſſma	1 .	1 .
Fräulein Adelaide von Gablenz	1 .	1 .
Gräfin v. Carmer geb. Gräfin von Pilnach . . .	1 .	1 .

Neumark.

Fräulein v. Schierſtädt	1 .	1 .

Zu vielen vergeſſenen Ausgaben, für die es hier an Raum fehlt, gehört ein Dukaten zur Unterſtützung der Reiſe der Frau Sophie Schröder, einer Gehülfin, die ich in Namur wiederfand. Wenn die verehrten Intereſſenten den Ueberſchuß der noch nicht einmahl völlig eingekommenen Subſcriptions-Summe machen, und den der Ausgaben dagegen, ſo werden ſie finden, daß ich ungefähr 700 Thaler aus eigenen Mitteln zugeſetzt habe, wobei weder die bedeutenden Transportkoſten meines Werks, noch unumgängliche Correſpondenz- u. a. Koſten, die der Prozeß veranlaßte, *) noch das Manuſcript ſelbſt in Anſchlag gebracht ſind. Es iſt gern geſchehn, und ich danke Gott, daß ich es möglich machen konnte.

H. v. Chezy.

---

* Noch 1½ Jahr Miethe, die ich in Heidelberg bezahlen mußte, während ich in meublirten Zimmern in Cöln wohnte.

Druckfehler.

Seite V. Zeile 8. lies eure statt nur
– XXVII Z. 11. v. u. l. als st. das
– 31 Z. 1. l. Jein st. Jenem
– 37. Z. 1. l. Cerens st. Ceres
– 38 Z 10. l. das st. des
– 54 Z 1. l Feldblumen st. Feldblume
– – Z. 12. l. Frühlingsscheine st. Frühlingsschimmer
– 70 Z. 1. l. Hhasis st. Phasis
– 79. Z. 1. u. u. l. Jeins st. Jesum
– 141. Z. 8. l. Raub st. Staub
– 155. Z. 9. l. sprießen st. schießen
– 160. Z. 5. l. dann st. denn
– – Z 11. l. tiefen st. tiefem
– – Z. 19. l. dann st. denn
– 161. Z. 5. nach: kämpfend einzuschalten: leidend
– – Z. 22. l. ihrem st. ihren
– 183. Z. 14. l. die's st. dies

Sophie de Neufville.

Iduna,

Schriften deutscher Frauen,

gewidmet den Frauen.

Herausgegeben

von

einem Verein deutscher Schriftstellerinnen.

Ersten Bandes erstes Hefe.

Chemnitz,
C. P. Kretschmar
1820

Vorwort.

Möge das Vorwort, mit welchem wir das Bändchen begaben, ein Fürwort seyn, welches die Lesenden zur Nachsicht mit seinen Mängeln gewinne! Sollte bei unsrer anspruchlosen Iduna der Maasstab angelegt werden, mit welchem die Kritik Zeitschriften und Almanache mißt, so ist ihr der Stab schon gebrochen! Wer die beliebte Allseitigkeit sucht, könnte leicht dieß Werk eintönig finden, vielleicht aber werden stille liebe Seelen den Einklang darin nicht vermissen.

Iduna ſoll, unſern Wünſchen nach, vor Allem den Frauen gewidmet ſeyn. Sie iſt Gärtnerin der Blumen und Blüthen, indeß in andern Sammlungen der männliche Genius ſich als Adler zur Sonne ſchwingt. Blumen und Frauen bleiben ihrer eigenſten und ſeligſten Beſtimmung nach, an die Erde gefeſſelt, welche ſie ſchmücken, doch, wie es edler Blumen Art iſt, daß ſie auf hohen Alpen blühen, möge auch der weibliche Geiſt ſich erheben, nur müſſe er, ſeiner Beſtimmung getreu, ſeine ſchönſte Zierde, die ächte Weiblichkeit, nie verleugnen.

Der Frauen himmliſcher Antheil iſt die Liebe, ihr höchſtes Glück erblüht aus Entſagung, Aufopferung und Schmerzen. Sie ſind die milde, verſöhnende Gewalt im Kampf, den der Menſch mit dem Leben beſteht, der alles in Einklang bringende Grundaccord in der großen Symphonie des Lebens. „Wenn Gott,

„als etwas persönliches gedacht, in dem männlichen Ge-
„schlecht seinen Verstand abdrücken wollte, so hat Er
„ohne Zweifel das weibliche als Sinnbild Seines Her-
„zens erwählt. *)

Zwar haben die Frauen bewiesen, daß Verstand, Fantaſie, Witz, Scharfſinn, Kraft, Tiefe und Fülle der Gedanken den Männern nicht ausſchließlich gehören, doch würde den Werken von deutſcher Frauen Hand, die der Leſewelt theuer geworden ſind, die blühende, zarte Anmuth fehlen, das Unnennbare, was ſie als weibliche Produkte bezeichnet, wenn edle Frauen ver-geſſen könnten, daß ſich zwar der Mann das ſeinem Selbſt Fremdartigſte in ſeinen Werken aneignen darf, daß aber das, was Frauen hervorbringen können, nur als treuer Abdruck ihres eigenſten Weſens erfreut, rührt und gewinnt.

*) Erzählungen von Caroline Auguſte. 1819.

Aus dem Geräuſch der Welt möge Iduna ihrer Leſerinnen Gemüth zurückführen in das ſtille, blühende Aſyl des weiblichen Wirkens, in das Heiligthum der frommen Liebe, Treue, Geduld und freudigen Zuverſicht in Gott. Der holden Blüthen pflegen und warten iſt das Geſchäft der Gärtnerin.

„Doch der Segen kommt von Oben!"

Dresden im May 1820.

Helmina v. Chezy, geb. v. Klencke.

Inhalt.

	S.
Vorwort von Helmina v. Chezy,	III.
Karl der Große und Aachens Heilquellen, Stanzen aus dem romantischen Rittergedicht: die drei weißen Rosen, von Helmina,	1.
Emilie Hübner'e, geborne Herrmann, Tod,	17.
Drei Lieder von derselben.	
Sehnsucht,	20.
Lied,	21.
Die Thräne,	23.
Vor einem Madonnenbilde, von Theophania,	24.
Hagar in der Wüste, der Frau v. Stael gewidmet, von Helmina,	26.
Nebrenlese aus dem Nachlaß der Karschin,	27.
Drei Gedichte,	29.
Brief an Flavia,	31.
Brief an Montan,	33.
Elise, Freifrau v. d. Recke, an A. L. Karschin,	34.
Dieselbe an dieselbe,	37.
Henriette v. Schlieben an C. L. v. Klencke, geb. Karschin,	38.
Dieselbe an dieselbe,	41.

	S.
Das Licht des Himmels, von Septimia,	43.
Der Schleier der Grazien, von Frau von *, für die Iduna mitgetheilt von Frau Therese Huber, geb. Heyne,	45.
Luft im Leid, von Helmina,	63.
Sprüche zur Blume Vergißmeinnicht, von C. L. v. Klencke, geb. Ratschin,	64.
Friedrich und Maria, eine Geschichte, von Helmina,	65.
Neue Wanderlieder durch die sächsische Schweiz, von Helmina,	94.
Carl von Bourbon und Margaretha von Valois, ein romantisches Gemälde, von Fanny Tarnow,	105.
Der Ring, eine Familiensage, von Helmina,	255.
Aus Emiliens Tagebuch während ihrer Reise auf den Gotthard, von der verehrten Frau Therese Huber mitgetheilt.	275.
Erna, kein Roman,	311.

Karl der Große

und

Aachens Heilquellen.

Stanzen aus dem romantiſchen Ritterge dicht:

Die drei weißen Roſen

von

Helmina.

(Aus dem erſten Geſang.)

28.

Und Boten kamen her vom Niederrheine,
Von Aquis Granis, jenen grünen Thalen,
Wo wunderklar aus moſigem Geſteine
Durch tiefe Wälder rege Quellen ſtralen;
Die muntern Heerden weideten im Haine,
Und da, wo Granus Burg mit keckem Pralen
Die ſtolzen Thürm' erhob auf deutſchen Fluren,
Wies eine Trümmer ſeiner Herrlichkeit Spuren.

29.

Die Boten luden Karl dorthin zu kommen,
Weil rings das Wild des Landmanns Saat verheere;
Sein Herz erglühte, da er dieß vernommen,
Er rüſtet ſich, griff nach Geſchoß und Speere,
Hieß Weib und Kind und ſeine Ritter kommen
Nach Frankenberg, das am beſchilften Wehre,
Am ſpiegelhellen See, auf luſt'gen Matten,
Wie eine Blume ſtand in Waldesſchatten.

30.

Nunmehr begann ein rüſtig Jägerleben,
Davon noch manche alte Kunde ſpricht,
Karl drang zum tiefſten Wald ein, ohne Beben,
Scheut' Ebers Zahn und Wolfes Rachen nicht,
Er ſprach: ſie alle müſſen ſich ergeben,
Weil ja mein Arm nur kämpft für Recht und Licht,
Dmjt' ich den Höllenteufel ſelbſt bekriegen,
Den Heidenwahn, wie ſollt' ich hier nicht ſiegen?

31.

Denn grimmer kann nicht Ebers Zahn verwunden,
Als wilder Wahn zerfleiſcht des Menſchen Bruſt,
Und gieriger ward nie ein Wolf erfunden,
Als die der Hölle Schlund iſt, böſe Luſt,
Die Menſchheit muß in Chriſti Blut geſunden,
Das ward durch mich viel wackern Volks bewußt,
Da fraß das Heidenthum des Höchſten Saaten,
Wie hier im Feld die wilden Thiere thaten.

32.

So ſprach der König, und verfolgt im Fluge
Den wilden Ur tief in des Waldes Schoos,
Fern weggelockt von ſeinem Jägerzuge,
Auf eine Ebne, wo durch ſalbes Moos
Ein Bächlein rinnt und rauſcht mit holdem Truge,
Hier traf das müde Wild des Todes Loos,
Den Pfeil im Nacken ſah es Karl ſinken,
Sein lechzend Roß wollt aus dem Bache trinken.

33.

Trink jetzt noch nicht, sprach Karl, und streicht den Rücken
Dem treuen Roß, das wendet sich zum Gruß
Zum guten Herrn, will ihm in's Auge blicken,
Und vorwärts setzt es in den Bach den Fuß,
Schnell zieht es ihn zurück, mit Schrei'n und Zucken
Sinkt's in die Knie, daß Karl hinunter muß,
Und streckt die Hand zum Bache, um zu sehen,
Was seinem Rosse von der Fluth geschehen?

34.

Da dampft der goldne Bach ihm heiß entgegen,
Herzstärkend hob sich draus ein würz'ger Hauch, —
Ey, rief der König, sieh den Gottessegen,
Natur kocht diese Fluth zu gutem Brauch!
Welch edler Fund! vielleicht auf diesen Wegen
Find ich bachaufwärts seine Quelle auch,
Sieh doch, wie am Gestein krystallisch sprießen,
Die Stralen, weiß und gelb, wo Tropfen fließen!

35.

Das sind mir goldne Blumen, nicht zu zahlen,
Und weiße Sterne, mehr als Silber werth,
Wie zierlich wußt' Natur sie auszumahlen,
Doch schien's, als hätte sie kein Lob begehrt,
Da sie die Arbeit barg in diesen Thalen,
Wo Niemand sie entdeckt, war's nicht mein Pferd;
Doch nein, der Zufall dient zu Gottes Zwecken,
Zu rechter Zeit muß Alles sich entdecken!

36.

So redend fährt das Roß der König weiter
Den Bach entlang, bergan gieng ſtets das Pferd,
Und mehr und mehr erſchien die Wald-Au heiter,
Bis Karl ſich einer niedern Klippe naht,
Aus deren Schlucht der Quell, durch Gras und Kräuter
Mit Sprudeln ſtürzet, wie ein ſchäumend Rad,
Die Sterne blickten hell in ſeine Tiefe,
Als wüßten ſie, welch eine Kraft da ſchliefe.

37.

Unweit davon, aus dunkler Kluft entſprungen,
Mit Gold und Blau umkränzt von Lenzeshand,
Quillt noch ein Bach, fern durch das Thal geſchwungen,
Der ſtreut voll Perlen ſeinen Blumenrand;
Die Vöglein ihre muntern Lieder ſungen,
Allwo die Kühlung holde Freiſtatt fand,
Und ſpiegelnd ſchwankten in der Fluthen Scheine
Der Grannshalle mooſbedeckte Steine.

38.

Der kühle Silberbach, die goldnen Fluthen
Des Schwefelquells, verbrüdert auf der Flur,
Kryſtallblum' hier, Violen dort an Fluthen,
Des ſtolzen Heidenthums ohnmächt'ge Spur,
Die Kräfte, ſo in beiden Quellen ruhten,
Und dieſe Huld, die Karol heut erfuhr,
Die Sternenwelt, in ſüßer Pracht erblühend,
Das alles drang in ſeine Seele glühend.

39.

Und knieend ſank er nieder an der Quelle,
Und hob ſein Herz zu Gott bei Sternenſchein,
Und ſchwor, er wolle dieſe Wunderſtelle
Zum liebſten Wohnſitz und zur Gruft ſich weih'n;
Ein Münſter ſollte ſtehn am Rand der Quelle,
Die Königsburg beim Gotteshauſe ſeyn,
Er ſah im Geiſt die Waldung licht und eben,
Kapell' und Pfalz, und Haus an Haus ſich heben.

40.

O, ſchöne Zeit des Strebens und des Ringens,
O, Himmelsgluth in eines Menſchen Bruſt!
O, Seligkeit des Schaffens, des Gelingens,
Wem wurdeſt ſüßer du als Ihm bewußt,
Dem hohen Karl, und welche Lieder ſingen's,
Was Er vollbracht zu Gottes Ehr' und Luſt,
Noch blüht ſein Werk, und Stein und Quelle ſagen
Von Seinem Ruhm, von jenen Wundertagen.

41.

Bald brachte Karl ins Werk, was er erſonnen,
Die Quellen perlten hell im Marmorſtein,
Zu labungreichen Bades Heil und Wonnen,
Durch Röhren fielen kunſtreich ſie hinein,
Von oben drang der Stral der heitern Sonnen,
Durch Seitenhallen wohl mit mildem Schein,
Die waren von Gebüſchen rings umfangen,
In deren Schatten muntre Vöglein ſangen.

42.

Das Münſter gründet Karl mit Pracht daneben,
Auch ſo die Pfalz aus wohlerwognem Plan,
Denn was auf Hof und Gängen ſich begeben,
Von ſeinen Zimmern aus die Augen ſahn,
Des Hausherrn Aug iſt ja des Hauſes Leben,
Zum Würmlein ſelbſt blickt Sonn' auf ihrer Bahn,
Wo Sonn' und Liebe hin mit Blicken dringen,
Muß Nacht entfliehn und alles wohlgelingen.

43.

Wo Karl noch je verweilt auf ſeinen Zügen,
Bracht er die alte Treu nach Aachen heim,
Hier war ſein Herz, ſein Leben, ſein Vergnügen,
Hier pflegt er einſam ſeiner Thaten Keim,
Am Quellenrande, wo mit vollen Zügen
Die Biene ſog aus Blumen Honigſeim,
Ein neuer Gaſt auf dieſen grünen Matten,
Den ſie dem König nur zu danken hatten.

44.

Wann Karl die Biene ſah an Blumen hangen,
Die ſüßen Raub begeht, und nicht entſtellt
Des Kelches zarten Prunk, die Roſenwangen,
Dann ſagt' er wohl: die Blume iſt die Welt,
Die Biene iſt des regen Geiſts Verlangen,
Dem nicht Genuß, nur Aemſigkeit gefällt,
Der Alles, was ſein Streben konnt' erlangen,
Viel ſchöner wiedergiebt, als er empfangen.

45

Darum ſey ſtets der Künſtler mir geprieſen,
Der Sänger auch, vor Allen doch der Mann,
Der neues Licht dem Sterblichen gewieſen,
Das mühſam er auf eigner Bahn gewann,
In edlen Wiſſens Drang es froh bewieſen,
Wie frommes Streben klimmt das Ziel hinan;
Doch, wie zum Kranz ſich Erd' und Sterne neigen,
Mag jedes Licht des Herrn ſich würdig zeigen!

46.

So träumte Karl in grünen Einſamkeiten
Von einem Reich in Glauben, Licht und Liebe,
Das er für Chriſtus tapfer wollt erſtreiten,
Bis auch kein Nebel mehr auf Erden bliebe,
Er maß der fernen Lande öde Weiten,
Mit Geiſtesblick in nimmermüdem Triebe,
So weit die Sonne mochte Stralen ſpenden,
Wollt' er der Heiden Schaar zu Chriſtum wenden.

47.

Denn ob auch Sachſenland ſchon war bezwungen,
Zwölf theure Geiſteln gab zum Unterpfande,
Des Glaubens und der Treu Verſicherungen,
Trug es mit Zwang nur des Gehorſams Bande;
Noch hatt' das Licht die Herzen nicht durchdrungen,
Es thronten Götzen noch am Weſerſtrande,
Und Wittekind, der Held und Hort der Sachſen,
Für Freiheit glühend, ſah ſein Heer ſchon wachſen.

48.

Und wie es Karl im Herzen mochte kränken,
Daß Sturm ihm noch des Friedens Palm' entreißt,
Doch wollt' er nicht in Schwermuth müßig ſenken,
Das ſchaffende Gemüth, den regen Geiſt,
Vielmehr in kurzer Ruh recht viel bedenken,
Daß rings nur Segen blüht, ſein Volk ihn preißt,
Und Werken, die ſein hoher Sinn erſonnen,
Trotz allen Stürmen ſey ihr Ziel gewonnen.

49.

Zur Winterzeit war alles ſchon vollendet,
Viel tauſend Hände waren raſch dabei,
Wie Karl das Gold und Wein und Nahrung ſpendet,
Daß jeder rüſtig ſtets am Tagwerk ſey;
Karl ſelbſt war überall, wie Sonne ſendet
Zum kleinſten Winkel ihre Stralen frei,
Im tiefſten Schacht den Diamant erſchließet,
Indeß ſie Licht auf zarte Knospen gießet.

50.

So ſtand die Pfalz, das Münſter ſchön erhaben,
Die blanke Stadt, von Mauern rings umzogen,
Nach Ingelheim gieng Karl nun, ſich zu laben,
Es folgten alle, denen Er gewogen,
Der Ritter Preis, die ſchlanken Edelknaben,
Bald war der herbe Winter fortgeflogen,
Geſang und Tanz bei muntrer Flamme Sprühen,
Gab Abends Raſt nach edlen Wettkampfs Mühen.

51.

„Wie hat es nur dem rauhen Nord gefallen,
Als er am erſten Wintertage blies,
Daß er mit einmal nun auf ſtolze Hallen,
Auf hohe Thürme, ſchöne Häuſer rieß,
Die widerſtanden ſeinen Wirbeln allen,
Da ſich noch jüngſt ſo öd die Gegend wies,
Wo er, bis ſeine grimme Wuth ſich kühlte,
Wie leichte Spreu der Hütten Bau durchwühlte?“

52.

So ſprach der König als der Lenz gekommen,
Und er zum ſchönen Aachen wiederkehrt;
Der Ritter beſte hatt' er mitgenommen,
Auch Ott' und Gerhart, ſeinem Herzen werth;
Noch vieles that der Held zum Heil und Frommen
Der Königsſtatt, die nun, von Ruhm verklärt,
Geſchmückt mit Gaben aus den fernſten Reichen,
In Anmuth ſtrahlt' und Zierde ſonder Gleichen.

---

*)

53.

Als nun der May ſich wand die Blüthenkrone,
Da weihte Karl den Dom zu Aachen ein,
Der Chor, erfüllt von Glanz und Jubeltone,
Schien nur ein Wald von Blumen noch zu ſeyn;
Duft, Schimmer, Klang wegt' hin zu Gottes Throne,
In Volk und König ſchlug Ein Herz allein,
Ein Herz der Andacht, das zum Himmel ſchwebte,
Ein Herz der Treu, darin der Höchſte lebte.

*) Urania 1820.

54.

Vorüber war das Feſt, als noch in Schauen
Verſunken, am Altare Otto ſtand,
Ihn grüßt ein Stral von ew'gen Frühlingsauen
In einem Meiſterwerk aus Griechenland;
Hold thronte dort die ſeligſte der Frauen,
Das Kindlein, ſegnend, hob die kleine Hand,
Und, wer da ſah Marien mit dem Knaben,
Dem mußt' ihr Licht die ganze Seele laben.

55.

Denn eine Blüthe war's, die vom Gefilde
Der Seligen zur Erde niederweht.
Nie war der Schmerz, die Liebe nie ſo milde,
Umher verſunken Engel im Gebet,
So innig ſchaut Maria aus dem Bilde,
Als wüßte ſie, was jedes Sehnen fleht,
Und wollte mit dem ſüßen Blick, dem feuchten,
Ein ſtiller Mond, der Herzen Nacht durchleuchten.

56.

Und vor dem Altar betend hingegoſſen,
Sah Otto eine zarte Lichtgeſtalt,
Die hielt das Kreuz mit Inbrunſt dicht umſchloſſen,
Von ihrer Lipp' ein ſäuſelnd Flehen hallt',
Die Thränen hell auf ihre Wangen floſſen,
Wie Morgenthau hinab auf Blüthen wallt,
Und mußte ſelbſt in ihren ſanften Mienen
Der Schmerz als neue Huld der Schönheit dienen.

57.

Sanft wogten des Gewandes Purpurfluthen,
Und drüben blüht des Hauptes Liljenpracht,
So thronet Hesperus ob Morgengluthen,
Wenn Ros' an Rose ihm zum Kranz erwacht.
Gewiegt vom Schnee des zarten Busens ruhten
Drei weiße Rosen in der Blätter Nacht,
Die wollten sich im Thaue lichter Zähren
Mit süßerm Glanze, holderm Duft verklären.

58.

Leer war das Münster, Kerzenschein verglommen,
Am Altar betet' noch das Engelsbild,
Von ihr allein schien Glanz und Duft zu kommen,
Der golden durch die Säulenbogen quillt,
Und Otto stand am Pfeiler, süßbeklommen,
Kaum athmend, hingeneigt auf seinen Schild,
Nicht wissend, ob er wache, lebe, träume,
Und wie der Himmel sank in diese Räume.

59.

Und, wie sie aufstand, ihm vorüberschwebte,
Da war es ihm in Ahnung still bewußt,
Als ob sie zögernd, ihn erblickend, bebte,
Als neigten die drei Rosen sich mit Lust
Ihm, Düfte hauchend, zu, und sanft verschwebte
Ein Seufzer-Echo an des Ritters Brust,
Und, wie sein Herz die Wonne kaum empfunden,
War alles still, der süße Glanz verschwunden.

60.

Und aus der Kirche träumend, langſam, wankte
Der Jüngling, unbewußt wohin er gieng,
Bis tief zum grünen Hain, wo Epheu rankte,
Der Lüfte Odem ihn mit Duft umfing,
Gewiegt auf luſt'gem Quell ein Flimmern ſchwankte
Des Abendgolds, das über Felſen hing,
Beim zarten Rauſchen duftiger Kryſtallen,
Beim Gruſſe traumerwachter Nachtigallen.

61.

Da war's, wo unter Tönen, Düften, Blüthen
Die Sehnſucht um ihn ſchlang den Liljenarm,
Daß Thränen hell auf ſeiner Wange glühten,
Wie ſeiner Liebe Sehnen, rein und warm,
Gleich weißen Roſen auf dem Blau erblühten
Die Sterne nun, und ſüßer ward ſein Harm,
Als wollte nun Ihr Licht am Aether prangen
Und Frieden leuchten in der Seele Bangen.

62.

Und Otto ſprach: Wie hold der Fluren Stille,
Die Abenddämm'rung, ferner Sterne Flimmer,
Wie wunderreich des Bodens Blumenfülle,
Die trunkne Welt verſinkt im Liebesſchimmer,
O, ſchlage bang nur, Herz! du, Thräne, quille,
Wie dieſe Thräne ſüß war Laſt mir nimmer,
Du himmliſch Sehnen, ahnungsvoll Verlangen,
Kann, wer dich hegt, nach ſüßerm Glücke bangen?

63.

Wo iſt ſie hin, die ich noch kaum gefunden,
In welchen Räumen irrt mein Sehnen nun?
Kaum ſah ich ſie, ſo war ihr Licht verſchwunden,
Zieht trunken fort mein Herz auf ſeine Spur!
Ihr Sterne, deren Huld ich nie empfunden,
Eh' ich vom Lichte ihres Blicks erfuhr,
Sagt, ſchwebte ſie von Euren Höhen nieder,
Blickt ſie aus Euch in meine Seele wieder?

64.

O du, der ich nun ganz mich ewig weihte,
Und wärſt du gleich verſchwunden, ewig fern,
Zu hohen Thaten trank ich heil'ge Weihe
Aus deinem Blicke, meines Lebens Stern,
Haucht, wie die Roſ' in Düften, ſtille Treue
In Thaten nur ihr glühend Leben gern,
So wirſt du, was dir nie die Lippen nennen,
Mein Lieben einſt an meinem Ruhme kennen!

65.

So will ich denn nicht mehr in dieſen Gründen
Um dich mich härmen, einſam ſinnen, klagen,
Nicht ſpurlos kann ein ſolches Licht verſchwinden,
Und wer das Höchſte will, darf nicht verzagen,
Sey's, wo es ſey, ich muß dich wieder finden,
Mein Leben noch um deine Liebe wagen,
Und kann ich nicht den ſchönſten Lohn erwerben,
Süß iſt's, um dich zu leiden, ſüß zu ſterben!

66.

Fahr' wohl denn, Quell, wo ich die erſten Zähren
Der Minne weinte, anmuthvoller Ort,
Den mir Erinn'rung lieblich wird erklären,
Duft' immerhin und ſtrahl' und rieſ'le fort,
Mögſt jeder Bruſt ſo reine Luſt gewähren,
Als mir entquoll aus deinem Blumenhort.
Ich ſah des ſüßen Frühlings Licht und Leben,
Der Liebe Bild auf deinen Fluthen ſchweben!

67.

O, wie ſo lieblich noch die letzte Roſe
Des Abendſcheins in blauer Ferne glüht,
Der Leuchtwurm hier auf dunkler Klippen Mooſe
Den Flammenthau, die kühlen Funken ſprüht!
Du ſüßer Friede, milder Luſt Gekoſe,
Du ſtilles Reich, wo alles liebt und blüht,
Fahr' wohl, mich rufen meines Lebens Sterne
Zu Sturm und Kampf hinüber in die Ferne!

68.

Und freudig eilt' der Jüngling nun von dannen
Zur Königspfalz, die leuchtend prangt von Weiten,
Der goldne Mond blickt durch die ſchlanken Tannen,
die tönend ſchlägt der Weſt als Harfenſaiten,
Sanft rieſelnd über Kies die Bächlein rannen,
Das hohe Lied der Wipfel zu begleiten,
Und, wie betäubt, mit glüh'nden Buſens Wallen
Schwankt Otto in die hellen Königshallen.

Emiliens Tod.

Calderon ſagt vom menſchlichen Leben, daß es der größte Dichter ſey, und wirklich iſt es unmöglich, etwas Schöneres zu erfinden, als was man erlebt und erfährt. Das Wort Ideal bezeichnet nur die edelſten und ſchönſten Erſcheinungen im Reich der Wahrheit, nicht aber das, was auf Erden nie geweſen:

Wahrheit iſt die heiligſte der Muſen.
A. W. v. Schlegel.

Keine Dichtung giebt ein ſo rührendes Bild eines freudigen, gottſeligen Todes, als der, den die frühverklärte Emilie Hübner, geborne Herrmann, ſtarb. Am 4. Dezember 1819 gieng ſie in Gottes Reich ein, im fünf und zwanzigſten Jahre ihres blühenden Lebens, allgemein geliebt, allgemein beweint, Mutter eines holden Kindes, von dem ſie nur eben geneſen war mit jeder Anmuth einer ſchönen, reinen Jugend geſchmückt, den Ihrigen mit der höchſten Innigkeit und Treue ergeben, und bei allem Reiz, den das Leben für die Jugend hat, von einer frommen Sehnſucht nach einem beſſern Daſeyn durchglüht. Wohl hatte das Leid

der Kriegsjahre, die Trauer um den geliebten Vater, den sie in zarter Kindheit verlor, und mancher Schmerz, der ihre Jugend bestürmte, ihrem Gemüth eine frühe Reife gegeben, wohl hatte die liebevollste Mutter durch eine vortreffliche Leitung dazu beigetragen, daß die Keime des Guten in Emiliens reiner Brust sich reich entfalteten, doch zeigen uns so viel schmerzliche Beispiele, daß die Einwirkungen von Außen auf ein junges Herz wenig Gewalt haben, wenn der reine Wille und die innere Kraft sie nicht unterstützen, daß wir Emiliens seltene Vollendung, ihr nur der Pflicht und der Tugend geweihtes Leben und ihren schönen Tod, mehr der Herrlichkeit ihres eignen Wesens beizumessen geneigt sind, als Allem, was Liebe, Geschick und Weisheit zu ihrer Entwickelung thaten.

Als Emilie nach mehrern Leidenstagen die Annäherung des Todes empfand, und Mutter und Gemahl weinend an ihrem Lager standen, sagte sie ihnen mit süßem Lächeln: Es sey ihr wohl, und sie fühle sich sterbend. Keine Zunge vermag die begeisterten Worte nachzusprechen, die sie zum Trost der Theuern sagte, deren Schmerz sie mit der freudigen Gewißheit des Wiedersehens in Liebe und Frieden in einer bessern Welt zu stillen bemüht war. Ohne Kunst, ohne Vorsatz wurde ihre Rede zum herrlichen Gedicht, die Worte haben die Anwesenden nicht behalten, doch war eine Kraft darin, welche ihre schmerzgebeugten Seelen mit unwiderstehlicher Gewalt über die Erde und ihr Leiden erhob, und sie mit der Freudigkeit in Gott erfüllte, die den Tod besiegt. Emilie bat die Mutter, sich nicht um sie zu härmen, sich dem geliebten Sohne und dem mutterlosen Enkel

zu erhalten. nicht ſo heiſt um ſie zu weinen, da ſie ſo gern, ſo ſelig ſterbe! Sie drückte die Trauernden immer wieder an ihre Bruſt, und ſagte dabei, wie ſie Beide ſo innig liebe. Dann betete ſie laut und lange, und dann ſang ſie mit ſchon ganz verklärtem Geſicht mit ihrer Nachtigallenſtimme ein göttliches Lied; Worte und Töne, durchdrungen von der Wonne der Seele, die ſich der Heimath nahe fühlte, gab ihr der Augenblick ein. Nachdem ſie, wie ein bereits verklärter Engel das Siegeslied geſungen, umarmte ſie noch ihre theure Mutter, und ſagte ihr im Küſſen, ſie würde dieſen Kuß dem Vater bringen, zog ihren Gatten an ihr Herz und ſagte ihm, ſie würde ihn jenſeits erwarten. Darauf ſprach ſie nicht mehr, ſondern wies nur immer nach Oben; ein ſanfter Schlummer ſank auf ihre Augenlieder, ſie erwachte noch einmal, ihr ſchweres Athmen verkündete des Todes Nähe, und nach kurzem Kampf war ihre Seele befreit.

Emilie hatte in früher Jugend den Troſt für die Schmerzen des Lebens nicht in Zerſtreuungen und Weltfreuden, ſondern an der rechten Quelle geſucht. Sie lebte der Liebe der theuern Ihrigen, der Freundſchaft und der Häuslichkeit, und war ernſtlich mit der Ausbildung ihrer ſchönen Talente beſchäftigt; ſie war ächt muſikaliſch, und alle, die ſie gekannt, ſprachen mit Entzücken von ihrer herrlichen Stimme. Ihre Tante, die unter dem Namen Wilhelmine Wilmar der Leſewelt theuer geworden, hatte ſie aufgemuntert, ihre Anlage zum Schreiben auszubilden, und es erſchienen unter dem Namen Henriette Steinau von Emilien Gedichte und kleine romantiſche Darſtellungen,

denen bei ihren Unvollkommenheiten die Anmuth des holden, jugendlichen Gemüths nicht gebricht, deren Grundlage den unverkennbaren Abdruck des eigenſten Weſens der Dichterin trägt. Wenig mehr ſchrieb ſie, als ſie verheirathet war; ſie weihte ſich von dieſem Zeitpunkt an einzig der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten, und ihr Andenken lebt bei ihren Mitbürgern als das einer edeln und wahrhaft weiblichen Frau, welche ihre Geiſtesvorzüge mit der Ausübung ſtrenger Pflichten in Einklang zu bringen wußte.

Mögen hier einige ſanfte Lieder aus Emiliens Nachlaſſe willkommen ſeyn!

Sehnſucht.

Wie ſehn' ich mich, du blaue Ferne,
Die du im Abendduft ſo mild
Mir zeigſt der Liebe goldne Sterne,
Der Heimath lautes, ſchönes Bild,
Nach dir, nach dir!

Dort ſchlägt für mich in treuer Liebe
Ein frommes, ſüßes Mutterherz,
Und ob ſich auch die Seele trübe,
Es ſchlägt, und betet himmelwärts
Für mich, für mich!

Dort hängt an mir, treu im Gemüthe
Des Bruders edler Feuerſinn,
Der für die Schweſter ſtets erglühte,
Dort zieht mich's unaufhaltſam hin,
Zu ihm, zu ihm!

Ob uns auch Flur und Wälder trennen,
Umſchwebt Euch immer doch mein Geiſt,
Der wird Euch meinen Namen nennen,
Dann bin ich weniger verwaiſt,
Bei Euch, bei Euch!

An Eurer Bruſt, in Euren Armen,
Die Ihr allein mich ganz verſteht,
Da wird mein krankes Herz erwarmen,
Das hier in Sehnſucht ſtill vergeht,
Nach Euch, nach Euch!

Lied.

Du ſüßer Traum, der mich auf Augenblicke
Mit eines Engels Flug
Zu ſtiller Wonnen niegeahn'tem Glücke
Durch alle Himmel trug,
Du Aetherbild, von reinem Licht umwoben,
Begrüßteſt mich, und ſchwebteſt heim nach Oben!

Dich Wonnebild vergeß ich nimmer, nimmer!
Im Herzen blieb dein Licht;
Wie goldner Sterne reiner, zarter Schimmer
Durch Nacht und Wolken bricht,
So leuchte du mir auf der Bahn hienieden
Durch Sturm und Dunkel hin zum ew'gen Frieden.

Du lieber Stern, in deinem Himmelsglanze,
O, weiche nie von mir,
Soust welken in des Lebens bleichem Kranze
Die letzten Blumen hier;
Laß mich in deinen milden Stralen wallen,
Bis einst auch mir der Engel Grüsse schallen!

Die Thränen,

meiner geliebten Mutter gewidmet,

1. Januar 1817.

Mit stillen, sanften Herzensthränen
Begrüß', ich dieses neue Jahr,
Es schwingt die Seel' in glüh'ndem Sehnen
Sich hin vor Gottes Hochaltar.

Die Thräne zeugt von bitterm Leiden,
Im Thränenquell malt sich der Schmerz,
Doch kein Gefühl von diesen Beiden
Durchglühet heut mein volles Herz.

Stimmt doch vergnügt und ohne Sorgen
Ihr heilig Lied die Lerche an,
Und wirbelt durch die Luft am Morgen
Den Dank zu Gottes Thron hinan.

Wenn Vöglein süße Töne finden,
Zu feiern Gottes Freundlichkeit,
Soll ich nicht seine Huld verkünden,
Die ich empfand in Freud und Leid?

Gönnt mir die sanften Thränen immer,
Es schlägt das Herz so frei dabei,
Laßt doch der Welt den bunten Schimmer,
Ich bin von ihren Netzen frei.

Ich bin vergnügt in süßem Frieden,
Nenn' ich doch eine Mutter mein,
Die für das reinste Glück hienieden
Mich einzig lehrte fühlend seyn.

Die mich auf meinen Lebenswegen
Mit Liebesarmen stets umfieng,
An der mit vollen Herzensschlägen
Stets meine ganze Liebe hieng.

Nun fragt mich noch, warum ich weine,
Ich bete für der Mutter Glück;
O, keine Thrän' iſt ſüß, wie meine,
Wie meines, ſüßer kein Geſchick!

Emilie.

Vor einem Madonnenbilde.

O, heil'ge Jungfrau, die mit zarter Milde
Den Himmel und die Erde ſanft vereint,
Blick' auf die Thränen, die vor deinem Bilde
Des Herzens Schwachheit deiner Tugend weint.

Du ſtehest jetzt vor des Allmächt'gen Throne,
Dem hochentzückt ſich Seraphime nah'n,
Und flehſt für uns zu deinem theuern Sohne,
der liebevoll ſo Herrliches gethan.

Oft, wenn auf wilderbrauſten Meeres-Wogen
Gewiſſer Tod dem bangen Schiffer droht,
Hat ſich vor deinem Blick der Sturm verzogen,
Der Fluthen Toben ſtillte dein Gebet.

Wer dir an deines Throns geweihten Stufen
Das Leid vertraut, das ihn ſo ganz erfüllt,
Wer andachtvoll um Fürbitt dich gerufen,
Dem ward ſchon oft der heiße Schmerz geſtillt.

Ach! wie die Taube, die der Sturm vertrieben,
Steh' einſam ich in dieſes Lebens Luſt,
Es zieht zu dir mich ein unnennbar Lieben,
O, laß mich ruh'n an deiner Mutterbruſt.

Du Heilige! ſo milde jedem Streben,
Das Frauenſinn und Frauenwünde ehrt,
Erflehe mir ein duldend ſtill Ergeben,
Wenn immer Gram mein banges Herz verzehrt.

Erhöre mich! und gleich der Silberquelle,
Die ſüß den Pilger in der Wüſt' erfreut,
So heile du im Herzen mir die Stelle,
Die ſchmerzlich blutet von des Lebens Streit!

Theophania.

Hagar in der Wüſte.

Der Frau von Stael gewidmet.

In die Wüſte ausgeſtoßen
Irrt die Mutter Ismael,
Rings von glüh'ndem Sand umfloſſen,
Ach, kein Schatten, ach, kein Quell!

Gift'ge Sonnenpfeile dringen
Auf des Knaben zartes Herz,
Ob ihn Mutterarm' umſchlingen,
Stillt kein Koſen ſeinen Schmerz.

Mutter, weh, mich ſengen Gluthen,
Fällt denn nicht ein Tröpflein Thau?
Ach, wo Abrams Hütte ruhten
Genſen wir auf kühler Au.

Hagar wirft mich in Sand verſenken, —
Weinſt dein Auge wund und naß?
Mich mit deinen Zähren tränken,
Süße Mutter, willſt du das?

Sieh, es ſteigt mit wilden Blicken
Todesengel aus dem Sand, —
Will an deine Bruſt mich drücken,
Hüllen mich in dein Gewand! —

Sieh, die bleichen Klageweiden
Trauern ob der Mutter Schmerz,
Kann nicht ſeh'n des Knaben Scheiden,
Kindesweh bricht Mutterherz!

Hagar geht und wirft ſich nieder
Lechzend in den dürren Sand,
Deckt die naſſen Augenlieder
Seufzend mit der müden Hand,

Wie ſie ringt mit ihren Leiden,
Selbſt der Thränen Quell verſiegt,
Kann nicht ſeh'n des Knaben Scheiden,
Der im Sande ſterbend liegt.

Horch! da ſchwirrt's, wie wenn in Palmen
Nachtigall den Fittig lenkt,
Horch! da rieſelt's, wie in Halmen,
Wo der Bach die Fluren tränkt!

Und der Wüſte Mittagsgluthen
Mildert ſanftes Rosenlicht,
Kühlend wogen Aetherfluthen,
Eine ſüße Stimme ſpricht:

Auf! denn Gott will wieder laben,
Dir zu Füßen ſpringt ein Quell,
Hagar, geh' zu deinem Knaben,
Leben ſoll dein Ismael!

Und die Mutter ſieht den Boten,
Lächelnd, wie der Frühling, mild,
Süße Labung wird geboten,
Gottesquell der Liebe quillt!

Schmachtend Herz, verzage nimmer,
Wenn dir Troſt und Hoffnung ſchwand,
Denn des Morgens erſter Schimmer
Säumt mit Gold der Nacht Gewand.

Helmina.

A e h r e n l e s e.

Lesefrüchte.

Aus dem Nachlaß von A. L. Karschin.

An einen Freund.

Nachtigall- und Finkenschlag,
Und das Lied der Luftgeflügel
Feiern meines Freundes Tag,
Und sein Traubenhügel
Blühet herrlich, weil er noch
Ihm hilft Pflege geben. —
Lieber Himmel, laß ihn doch
Hundert Maien leben!
Er ist bieder, wie du willst
Alle Herzen haben. —
Wenn du meinen Wunsch erfüllst,
Wird Er holde Knaben
Segnen über dreißig Jahr,
Die gar lieblich lächeln,
Und bei silberweißem Haar
Ihn mit Rosen fächeln.

d. 1. Mai 1793.

Vorbitte an eine Freundin.

D. 13. Mai 1766.

Dein jüngſter Sohn iſt fortgeflogen
Und hat in jener Welt das Kleid
Der ſchönen Engel angezogen,
Gewebt vom Glanz der Seligkeit.

O, Freundin! was dem zarten Leibe
Zur Hülle diente, ſuche mir,
Ich bring' es einem armen Weibe,
Die freuet ſich, und danket Dir!

Ihr Sohn iſt ihr zur Laſt geboren,
Und hat, noch eh' er ſichtbar ward,
Den Vater durch den Tod verloren,
Und dennoch liebt ſie ihn ſo zart,

Und nennt ihn weinend ihre Freude,
Den einz'gen Reichthum, den ſie hat,
Und ihrer matten Augen Weide,
Und küßt ihn an des Mannes Statt,

Und hüpft, gleich einem jungen Rinde,
Das tief im hohen Graſe geht,
Wenn Reck und Hütchen ihrem Kinde
So artig zum Geſichte ſteht.

Und Dich darf man nicht zweimal bitten,
Dein Herz iſt viel zu ſanft und ſüß,
Du helfſt mit unverdroßnen Schritten,
Was Ferdinand zurücke ließ.

Und nimmſt von mir den Dank im Liede,
Und eine Tochter über's Jahr,
So angenehm, wie Atalide,
So ſchön, wie Deine Kindheit war!

In das Stammbuch eines jungen Edelmanns.

Aus hochverhabnem Stamm entſtehn,
Vornehm geboren ſeyn, iſt Zufall nur zu nennen;
Selbſt ſeines Stammes Ruhm erhöhn,
Durch eigenes Verdienſt ſich Glanz verſchaffen können
Mit einem Herzen, gut und ſchön,
Auf kargbeblümten Fleiſchesbahnen,
Dies übertrifft den Glanz von ſechszehn grauen Ahnen.

Dieſes erwartet von Ihnen
Berlin 1768. Ihres Vaters beſte Freundin,
A. L. Karſchin.

Den 27. Jenner 1776.

Flavia, glückliche Hyrkin, Deine Lilienfarbe leidet nichts unter dem Brande des Hundsſterns, nichts unter dem ſchnei-

den Grimme des Nordwindes, denn Menalkas, der fleißige, ſorget dafür, Deiner Jugend Begleiterin, Deiner Tage Gefährtin, heißet Freude, die Meinige hieß Trübſal, oder Mühſeligkeit, oder Bedürfniß. Ich gieng auf dornichtem Pfade, auf ſteinichter Laufbahn meinen Gang bis im neun und dreißigſten Sommer, bis die mitleidige Gottheit mich an die Ufer des Stromes führte, wo Du wohneſt, freundliche Flavia! Ach, Dein blaues Auge würde weinen, wenn ich Dir ein Gemählde meiner kümmerlichen Jahre verſtellen ſollte! Meine Tochter Cyrilla war klein, lag in einer unbemerkten Wiege, ward von Ihrem zitternden Bruder durch Klagen vom Schlaf geweckt, oder weinte ihn munter, wenn ich bei Anbruch des Wintertages nach Holz gegangen war. Siehe mich kommen, Flavia, ſiehe mich, als käme ich am Waſſer daher gewanket, unter jedem Arme ein Tannenaſtbündel, ſchlecht verhüllt vor des Froſtes Gewalt, und ſchwerbelaſtet in der Seele vom Grame der Armuth. — Frage mich nicht, ob kein Theil nehmender Gatte mich tröſtete, mich Erleichterung hoffen ließ! Er ſchlummerte feſt, und fühlte nicht meinen Kummer, gab nicht acht auf meine braungefrorne Stirn, auf meine verſtarreten Hände, der Barbar mißbrauchte meine Geduld und die Langmuth des Himmels. Zwölf eiſerne Jahre blieb ich unter ſeinem Joch, die Muſen machten mir es leichter, und erweckten endlich einen Freund, der mich herausriß, der mich unter dem Geleit der Tugend und Menſchenliebe hierher brachte. Ich ehre Seine Aſche. Er ſtarb im Tiefſinn einer gekränkten Liebe. Ihn täuſchte damahls eine ſchöne Hirtin. Sie hatte verſprochen, Ihm ihre Hand zu geben, der Treuherzige glaubt's, er wollte mich Ihr zur Geſellſchafterin geben, er

eilte ſie heimzuholen. — Sie lachte ſeiner Hoffnung, und ſprach, ſie hätte geſcherzt. Dies bittre Lachen, dieſes hervor geſtoßene Wort verwirrte ſeine Gedanken, er litt den Tod ſeines Geiſtes, wie vom Donner betäubt, und war elend; mich aber, die Trauernde, nahmen andere Freunde der Muſen in Schutz, ſo daß ich nicht wieder zurückfiel in den Abgrund des Mangels. Ich genieß meiner goldnen Freiheit, aber ach, Flavia, wir werden weicher im Glücke, leicht beweglicher unſer Herz, glaub mir, ich weinte jüngſt um eines einzigen Wortes willen, heißere Thränen als je —

Amarillis.

Potsdam, den 12. September 1763.

Mein guter Montan!

Sie verdienen, daß man einen Streit mit Ihrer Schalkheit anfängt, wegen der Aufſchrift ihres Briefchens; in Wahrheit, wenn Sie König wären, ſo glaub ich, daß es Ihnen leicht würde, einen Mann in der Aſche zu adeln, welcher der Sängerin Vater war, an den Sie Ihre Gnade beweiſen wollten. Der Name Dünbach ſchickt ſich ganz natürlich zu dem v o n, deſſen Erlangung ſich viele zu erkaufen eitel genug ſind, uns aber ſoll es genug ſeyn, wenn wir durch Rechtſchaffenheit und eine geadelte Denkungsart uns von dem Pöbel unterſcheiden, und hierin ſind wir es gewiß, daß die Prinzen und Prinzeſſinnen uns nicht übertreffen Ich ſchwinge mich über alle Coloſſen der Titulatur hinweg, und bin ſehr zufrieden mit meinem Schickſal. Der

König iſt ungeändert in ſeinem Vorſatz. Laſſen Sie ſich dieſen Verzug nicht irre machen u. ſ. w.

Ich habe den erſten dieſer zwei Briefe als leichtgezeichneten Umriß des Lebens der Karſchin, das Fragment aus dem zweiten als einen freimüthigen und richtig bezeichneten Abdruck ihrer Denkungsart gewählt. Die Namen Flavia, Mentan, Amarillis u. ſ. w. erklären ſich, wenn man ſich erinnert, daß man ſich zu jener Zeit in Lied und Brief häufig mit Schäfernamen beſchenkte, wozu wohl der bekannte Hirtenroman der Scudery den erſten Anlaß gegeben hatte.

Das erſte Gedicht habe ich gewählt, weil ſeine Sprache der damaligen Zeit an gefälliger Leichtigkeit weit vorausgieng, das zweite wegen ſeines Gegenſtandes und ſeiner Natürlichkeit, das dritte, um zu zeigen, wie eine Frau ſchon 1768 freimüthig ausſprach, was 1820 nicht genug wiederholt werden kann.

Eliſa, Freifrau von der Recke, an Anna Luiſe Karſchin.

1.

Mitau, den 29. März 1756.

Erſt mit voriger Poſt habe ich durch Darbes Ihren Brief und Ihre Gedichte, liebe deutſche Sappho, erhalten.

Ihre poetiſche Ader, meine Liebe, iſt ein ſchnell rauſchender Strom, die meinige eine kleine Quelle, die leicht verſiegt und bald ganz erſchöpft ſeyn wird. Denn immer ſchwerer wird es mir, meine Gedanken in Reime und Silbenmaaß zu bringen. Könnt' ich, wie ich wollte, ſo würde ich Ihre allerliebſten an mich gerichteten Gedichte durch eine poetiſche Epiſtel an Sie erwiedert haben, doch nun müſſen Sie mit kalter Proſa zufrieden ſeyn, und auch dieſe kann ich Ihnen nicht ſo oft, als ich gern wollte, zuſchicken. Die Entfernung erſchwert Briefwechſel, auch bin ich hier mit ſo vielen Geſchäften überhäuft, daß alle meine Freunde über mein Stillſchweigen zu klagen Urſache hätten, wenn ich dem Tage 48 Stunden und mir drei Köpfe und ſechs Hände geben könnte.

Da ich denn nun einmahl für Sie, liebe Karſchin, am Schreibtiſch ſitze, ſo will ich Ihnen auch Etwas von mir, von Sophien und Julien ſagen. Julie führt ihr einförmiges Leben fort, iſt geſund, arbeitet fleißig und unterhält jeden, der ſie beſucht, mit ihrem Witze auf die lakoniſche Art, beſucht aber, wie gewöhnlich, ſelten Freunde. Abends und Morgens ſprechen wir uns, weil den Tag hindurch jedes ſeinen Geſchäften folgt, und dann ſind unſere Freunde in Deutſchland unſer Lieblingsgeſpräch. An Sie, liebe Karſchin, hat Julie mir ein herzliches Compliment aufgetragen. Sophie iſt durch den Tod ihrer geliebten Aeltern, die ſie ſchnell hinter einander verloren, gebeugt worden, und lebt immer noch auf dem Lande bei ihren Geſchwiſtern, um dieſe zu tröſten und zu pflegen. Gegen

den 24ten Juni erwarte ich ſie bei mir und hoffe, daß ſie wieder einige Zeit meine Geſellſchafterin ſeyn wird. Ich ſelbſt bin geſünder, als ich es bei dem hieſigen Clima und meinen jetzigen Verhältniſſen erwarten kann. Ich ſchmeichle mich oft mit der Ausſicht, nach ein paar Jahren meine Freunde in Deutſchland wieder beſuchen zu können. Bis dahin bitte ich Sie und meine andern Freunde, mich nicht zu vergeſſen, denn, bin ich erſt ſelbſt wieder bei Euch, ſo will ich ſchon dafür ſorgen, daß dieß nicht geſchieht. Leben Sie wohl, liebe deutſche Sapphe, empfehlen Sie mich dem freundſchaftlichen Andenken unſrer Babet *), und glauben Sie gewiß, daß — wenn meine Feder auch ſchweiget, ich dennoch Ihre Verdienſte ſchätze und liebe.

Eliſa.

Eliſa, Freifrau von der Recke, an Anna Luiſe Karſchin.

2.

Mörlitz, den 6. December 1789.

Verzeihen Sie, liebe Karſchin, daß ich Ihnen erſt jetzt meinen Dank für ihre Epiſtel an mich ſage. Sie haben

---

*) Den Namen Babet hatte der verewigte Gleim der Tochter der Karſchin, E. L. von Klencke, im Scherz gegeben, weil er behauptete, ſie ſchriebe Briefe, wie jene bekannte Franzöſin ſie ſchrieb.

über den Tod meiner Sophie *) ſo ſchön geſungen, wie dieß Ihrer Muſe eigen iſt, aber, liebe Karſchin, ganz haben Sie ſich dabei in meine Art zu fühlen und zu denken nicht verſetzt. — So groß mein Verluſt auch iſt, — ſo ſchwer dieſe Lücke in meinem Herzen jemahls erſetzt werden kann, eben ſo wenig iſt eine Klage über meine Lippen gekommen, noch hat dieſe ſich in meiner Seele geregt. — Gott iſt Vater, ſagt ich mir, ſeiner weiſen Güte danke ich, — daß er Freuden und Leiden liebevoll durchmiſcht. — Ich dankte ihm am Sterbebette meiner Freundin, daß er mir durch dieſe Theure das Glück wahrer Freundſchaft hat genießen laſſen — und da ſeine Weisheit ſie ſo früh aus dieſem Lande der Erſcheinungen abrief, ſo war ich es gewiß, daß dies zu ihrem Glücke geſchehen ſey, und daß der Schmerz, den wir Zurückbleibenden über ihren Verluſt fühlen, für uns Erziehung zu größern Vollkommenheiten werden kann, wenn wir ihn mit Würde tragen. Jetzt lebe ich ſeit acht Tagen an der Seite eines verehrungswürdigen Fürſtenpaars, das, jemehr man ſie kennt, Liebe und Hochachtung verdient. Luiſe — und Franz von Deſſau — haben in Wörlitz um ſich her ein Paradies geſchaffen, das um ſo anziehender iſt, je mehr dies edle Paar durch Geiſt und Herz ſelbſt die beſte Zierde dieſes bezaubernden Ortes wird. Wörlitz iſt der ſchönſte Ort, den ich in Deutſchland kenne. Wörlitz wäre werth, von Ihnen, liebe Karſchin, beſungen zu werden. Ich ſchicke Ihnen die Abſchrift eines Briefes, den ich über dieſen mir heiligen Aufenthalt an Vater Gleim geſchrieben habe, um Ihnen ein kleines Bild von dieſem

*) Sophie Becker, geborne Schwarz.

edlen Fürſtenpaare zu geben. — Mit erſter Poſt erwarte ich die Abſchrift meines Briefs an Gleim zurück, und bin u. ſ. w.

Eliſa.

Fräulein von Schlieben an die Tochter der Karſchin.

Croſſen, den 10. April 1793.

Sehr werthe Freundin!

Ich danke Ihnen recht herzlich für das gütige Andenken, welches Sie mir ſo angenehm bewieſen haben. Mir ſind Bücher, über die Erziehung geſchrieben, ſchon von meiner frühen Jugend an, werth geweſen, weil, wie mich dünkt, die Natur ſelbſt das weibliche Geſchlecht dazu erſehen hat, die wichtigſten, mühevollſten und ſorgenreichſten Geſchäfte der Erziehung zu übernehmen, und es zur weiblichen Ausbildung gehört, darauf vorbereitet zu ſeyn. Anderm Theils halte ich auch das Nachdenken über Erziehung des Menſchen für ein kräftiges Hülfsmittel den Geiſt zur Geſetztheit und Philoſophie zu bilden, und faſt nothwendig für jeden, der durch aufmerkſame Selbſtbeſſerung ſeine Erziehung vollenden will, denn unſer ganzes Leben iſt doch nur eine fortwachſende Kindheit, und Beobachtungen, über das Kind geſammelt, ſind doch immer noch auf den Jüngling, den Mann und den Greis anzuwenden. — Ich

wünſche Ihnen die völligſte Befriedigung Ihres in der Vorrede geäußerten Wunſches, Nutzen — vielen Nutzen geſtiftet zu haben, wünſche Ihnen das Vertrauen aller Mütter, ob ich gleich fürchte, daß die, Müttern ſo natürlich eigene, Vorliebe zu ihren eignen Kindern, ſie eiferſüchtig gegen die ganz ungewöhnlich hervorſtechenden Vollkommenheiten und Vorzüge, die Sie an Ihren Kindern bemerken, machen, und ſie vielleicht dahin bringen wird, ſich durch Unglauben zu beruhigen. Vergeben Sie es immer im Voraus, wenn Sie einmahl Beiſpiele davon haben ſollten. Was iſt gerechter, als die guten Wünſche der Mütter bei Erziehung ihrer Kinder? Wie leicht werden Wünſche zu Ahndungen! — und ein Herz voll Wünſche und Ahndungen iſt zur Hälfte ſchon getäuſcht, und es gehört ein männlicher Geiſt und mehr Philoſophie als vielleicht überhaupt einer Mutter zuzutrauen iſt, immer in dieſer fortwährenden Bewegung ihres Herzens, bei einem ſo mächtigen Reiz auf ihre Einbildungskraft, einen ſichern Blick auf den Charakter und das ganze Weſen ihrer Kinder zu behalten, ſie im Verhältniß gegen andere Kinder mit Unpartheilichkeit zu beurtheilen, und wo es ſeyn muß, ſie beſcheiden unterzuordnen. *)

*) Dieſe liebreiche und ſinnvolle Rüge betraf ein Werk der Tochter der Karſchin: Beobachtungen und Erfahrungen einer Mutter über ihre Kinder, erſchienen 1793, ohne Namen der Verfaſſerin. Die kleine, nur Freunden beſtimmte Auflage, welche die Verfaſſerin auf eigne Koſten drucken ließ, iſt ſchnell vergriffen, und faſt noch ſchneller vergeſſen worden, wenn gleich dies Werkchen, abgeſehen von dem oben berührten Punkt, viel Gutes und Wichtiges enthielt. Die liebende Mutter berichtete mit Wahrheit, legte aber mit Ver-

Doch ich komme auf Ihren gütigen Brief zurück. — Schreiben — wenn ſie darunter Briefwechſel mit gleichgeſtimmten Seelen verſtehen, dünkt mich nicht undankbare Arbeit, wenn nur unſere Freunde ſelbſt nicht undankbar ſind! In der ſchriftlichen Mittheilung liegen Freuden, welche ſelbſt der perſönliche Umgang nicht, oder doch nicht ſo vollkommen entwickelt. Für das Publikum zu ſchreiben, habe ich nie gewagt, mir fehlen alſo auch darüber die Erfahrungen, welche ich haben müßte, um Ihnen genugthuend darauf zu antworten. Ich ſollte aber glauben, daß das Genie, welches zum Schreiben antreibt, auch dafür belohnte. — Auch über Ihre vorhabende Veränderung weiß ich Ihnen nichts Befriedigendes zu ſagen. Ich kenne B. nur aus ſeltenen und kurzen Beſuchen, und das Leben an einem Provinzialorte nur aus den eingeſchränkten Erfahrungen, die ich an dieſem einzigen Orte gemacht habe, an welchem ich ſeit drei Jahren gefeſſelt war. Stille, dünkt mich, könne man ſich an einem großen Orte leichter noch verſchaffen, als an einem kleinern, weil man dort weniger an die allgemeinen Geſetze des Umganges gefeſſelt und nicht gezwungen iſt, mit Jedermann in geſellſchaftlicher Verbindung zu leben. Doch, was Sie auch beſchließen, ich wünſche von ganzem Herzen Glück und werde mich freuen zu hören, daß es Ihnen wohl geht, die Stimme erſchalle auch, woher ſie wolle.

Das Leben iſt glücklich, wo man die Geſchäfte des Lebens beſorgt ohne ängſtenden Kummer, Theil nimmt an

---

liebe das Berichtete aus und lebte zu einſam, um zu erfahren, wie häufig ſolche Züge, wie ſie hervorhob, bei Kindern überhaupt Statt finden.

ſeinen Freuden ohne Leidenſchaft, Vergnügen genießt ohne Leere nachzuempfinden, Leiden gelaſſen erduldet im Hinblicke auf die beſſern Freuden, die daraus entſprießen, — handelt ohne Reue, und nie ſo geſchäftig, nie ſo zerſtreut, nie ſo traurig iſt, daß der Tod gefürchtet oder erſehnt werde. — Ihn zu ſehen, wie man nach einem frohgelebten Blüthentage den Untergang der Sonne ſieht, und die Kühle des Abends genießt und den erhöhten Duft der Blüthen, das wünſche ich mir, es ſey nun früh — oder ſpät. Meine liebe Mutter empfiehlt ſich Ihnen herzlich. Behalten Sie mich u. ſ. w.

Bruchſtücke eines Briefs derſelben an die Tochter der Karſchin.

— Früher Tod und langes Leben ſteht in der Hand deſſen, der für das Eine die Leuchte, für das Andere den Stab mir gab die Religion. — So ſehr ich das Glück der Freundſchaft fühle, ſo ſehr ich Gott für das Leben meiner vortreflichen Mutter und meiner Freundin danke, und im Danken fühle, daß ich nicht genug danken kann, ſo empfinde ich's doch auch, daß ihre Freundſchaft, ihre Liebe nicht das ganze Bedürfniß des Herzens ſtillt. — Was will uns tröſten, wenn auch unſere Freunde zagen? — die Religion! — Ich habe es erfahren, und dieſe Erfahrung gründet meine Ruhe! — Unſere Freuden ſind

Trübſale, unſere Trübſale Freuden. — Die Religion vereiniget beides und reicht uns daraus den Kelch des Seegens dar. Ihr will ich die Ruhe meines Lebens, jeden Genuß, jeden Troſt, — Ihr meine Freundſchaft und meine Muſe verdanken und heiliger in Ihren Armen einſchlafen, und dort erwachen! — Ohne ſie kenne ich keine Weisheit, was ich weiß, weiß ich durch ſie allein! — Ich habe es gewagt, ihren Troſt bei dem Grabe meiner geliebten Schweſter zu ſingen. Es war ein Verſuch, den ich im Monat September auf dem hieſigen Gottesacker entwarf, der ein ſchöner Weinberg iſt, und eine weite, überaus angenehme, Ausſicht gewährt. Damahls vermocht' ich es nicht, dieſen Verſuch auszuführen. Vor einiger Zeit las ich Schuberts geiſtliche Gedichte, dieſe gaben meiner Muſe die Kraft, das Gedicht in Epiſtelform zu beendigen.

Meine liebe Mutter und meine Freundin empfehlen ſich Ihnen, mit Dank für Ihr gütiges Andenken. Der Letztern körperliches Wohl hängt bei der Schwäche ihrer Geſundheit erſt vom Wetter ab, und für die Heiterkeit ihrer Seele, — ja, da iſt am heitern Horizont ihrer Ehe der kleine Wilhelm Regen und Sonnenſchein, Gottlob! doch mehrentheils Sonnenſchein. — Leben Sie wohl, liebe Freundin!

Das Licht des Himmels.

Tag gieng ſchlafen und die feuchte
Nacht ſank thauig auf das Land
Kindlein hüpfte mit der Leuchte
Heimwärts an der Mutter Hand:
Mutter, wie mein Lämpchen flimmert!
Sieh doch an! es glänzt und ſchimmert
in der dunkeln Nacht ſo gut,
als der Himmelsſterne Glut!

Sprach's, die Leuchte ſorglich deckend,
aber ach! ſchon nah dem Haus,
blies ein Lüftchen ſchelmiſch neckend
das geprieſ'ne Flämmchen aus.
Und dem Kinde bangt im Dunkeln,
Doch der Sterne helles Funkeln
und des Mondes ſtille Pracht
ſchauten freundlich durch die Nacht.

Und die Mutter ſprach: Verwehet
iſt der Kerze heller Strahl,
doch der Sterne Glanz beſtehet;
Kindlein, iſt im Erdenthal
Dir die Leuchte ausgegangen,
Blicke aufwärts ſonder Bangen,
denn des Himmels heil'ges Licht,
Kindlein, das erlöſchet nicht. —

Septimia.

Der Schleier der Grazien.

Ein Gespräch.

Der Schleier der Grazien.

Ein Gespräch.

Socrates Haus, vor demselben ein hoher Platanenbaum, unter welchem Socrates ruht.

Pericles.

Ich suche Socrates, den Sohn des Sophroniscus. Man hat mir seine Wohnung, als in dieser Gegend der Stadt gelegen, bezeichnet, und ich glaube sie an dieser Platane zu erkennen.

Socrates.

O! Pericles, gegrüßet seyst du dem Socrates! Vergönne mir, dich zu fragen, weshalb dein, oder vielmehr, mein guter Genius dich hierher führt?

Pericles.

Ich hörte von einer Gruppe der Grazien, *) die ſich in deiner Werkſtatt befinden ſoll; Criton, dein Gönner, pries ſie mir als ein Meiſterſtück der Bildnerkunſt, vom Hauch der Göttinnen ſelbſt umſchwebt. Nach der Behauptung anderer ſoll es hingegen deinen Grazien an jenen lockenden Reizen fehlen, welche ihrem Gefühl nach, das Charakteriſtiſche dieſer Geſpielinnen der Liebesgöttin bezeichnen. Führe mich demnach in deine Werkſtätte, daß mein eigenes Gefühl entſcheide, ob ſie würdig ſeyen, der gottesdienſtlichen Verehrung geweiht zu werden?

Socrates.

Niemand wird in dieſer Sache ein würdigerer Richter ſeyn können, als Pericles, welcher als Knabe ſchon ein Günſtling der Grazien war, und dem als Mann ihre eigenſte Pfleglingin, Aspaſia — das Leben verſchönert. Laß dir's demnach gefallen, mir in meine ärmliche Wohnung zu folgen. Fehlt's in derſelben gleich an allem, was Glanz

*) Pauſanias, in ſeiner Reiſe durch Griechenland, eignet eine ſolche, ſich am Eingange d[illegible]ra von Athen befindende Gruppe, dem Socrates, Sohn des Sophroniskus, zu, welchen das Delphiniſche Orakel für den Weiſeſten erklärte. Pauſanias 1. Buch, Cap. 22. Pauſanias in ſeiner Reiſe, 9tes Buch, 35. Cap., ſagt gerade von dieſen am Eingang der Burg ſtehenden Grazien, daß ihr Dienſt mit Ceremonien begleitet geweſen, welche man vor dem großen Haufen geheim hielt.

oder Reichthum ankündigt, ſo werden doch Genügſamkeit, Frohſinn und Herzlichkeit dich daſelbſt bewillkommnen. Auch dürfen dieſe am wenigſten da vermißt werden, wo man die Grazien als Schutzgöttinnen des Hauſes verehrt.

Sie gehen in das Innere des Hauſes, und es zeigt ſich an dem den Hausgöttern geweihten Platze eine Gruppe bekleideter Grazien *), unter welchen die Erſte einen Schleier entfaltet.

Pericles,

lange ſchweigend, gleich als im Anſchaun verloren.

Bei den Göttern! ein herrliches Werk! Es würde den Phidias ſelbſt ehren!

Warum aber, treflicher Socrates! übſt du deine Kunſt ſo im Stillen? Warum verſchmähſt du die Vortheile, welche dir im öffentlichen Wettſtreit mit Athens bildenden Künſtlern ſicher zufallen würden?

Socrates.

Dies fragſt du, Pericles? Und kannſt du die Antwort auf dieſe Frage nicht in jeder Miene meiner

*) Die Grazien des Socrates ſind, nach Pauſanias, bekleidet geweſen. Seiner Behauptung zufolge, ſey dies ihr älteſtes Coſtüm, wobei er die Anmerkung hinzufügt: „Ich begreife nicht, warum die „Maler und Bildhauer ſpäterer Zeiten dieſes Coſtüm geändert „haben, denn ſchon ſeit lange wurden die Grazien ganz nackt abgebildet. Zu Horazens Zeiten war letzteres allgemein, denn er ſagt:

Gratia cum Nymphis, geminisque sororibus audet,
. . . . ducere nuda choros."

Huldgöttinnen lesen, o! dann sind sie nichts weiter, als gut gearbeitete Bildsäulen von Stein, nicht mehr treue Darstellung jenes himmlischen Urbilds, welches mein Schutzgeist vor meine Seele führte, damals, wo ich als Jüngling mich ihren Mysterien weihte. Schwerlich würde es mir auch jetzt noch gelingen, Aehnliches zu gestalten, da ich schon seit Jahren den Meisel niedergelegt habe, um beim Archelaus, dem Schüler deines Lehrers, Anaxagoras, Weisheit zu lernen. Ueberdem sagtest du ja noch eben, du habest diese Grazien von Vielen tadeln hören, die nicht — wie Pericles und Cylon — Geweihte ihres Heiligthums sind.

Pericles.

Ich glaube dich zu verstehen, Socrates. Zuerst muß ich mich aber noch mit dir über den Entschluß, dich der bildenden Kunst zu entziehen, verständigen, da ich — aufrichtig gesagt — denselben nicht billigen kann, obwohl ein Mann, wie du, der seiner Kunst entsagt, um Weisheit zu lernen, und einem Freunde zu Liebe sein angeerbtes Vermögen aufgeopfert *), (wie solches die allgemeine Stimme von dir rühmt,) gewiß weder aus Trägheit, noch aus Laune oder Leichtsinn einen Entschluß dieser Art gefaßt haben wird. Da nun das wahrhaft Große, Weise und Edle einer Handlung nicht in ihren Folgen zu suchen ist, welche unabhängig von der Willkühr der Sterblichen vom Schicksal bestimmt sind, sondern vielmehr in den Triebfe-

*) Liborius in apologia Socratis.

dern, aus welchen ſie hervorgehen, ſo befriedige in dieſer Hinſicht meine Wißbegier.

Socrates.

Edler Pericles! ich erwähnte ſchon gegen dich des Genius, unter deſſen Einfluß ich ſtehe, deſſen Stimme ſich in meinem Innern ohne vernehmbare Worte, durch zarte Antriebe offenbaret, und welchem entgegen zu handeln, mich in Zwieſpalt mit mir ſelbſt, und um mein höchſtes Gut, den innern Frieden, bringt. Nicht, daß ich von demſelben angemahnt worden, der Kunſt zu entſagen, doch ließ er es zu, daß der Faden meiner Gedanken und Vorſtellungen, welcher mich aus dem milden Himmel der Kunſt in die ſtrenge Region der Wiſſenſchaft des Wahren und Guten hinüberführte, ſich ohne Hinderniß und Unterbrechung fortſpann, und ſich endlich folgenreich an Critons Aufforderungen: mich ausſchließlich dieſen Wiſſenſchaften zu widmen, anknüpfte.

Pericles.

Viel ſagſt du von dieſem deinem Genius, Socrates, und doch weiß ich, daß du weder in Anaxagoras noch Archelaus Schule an das Uebernatürliche verwieſen biſt, da Erſterer ſogar, wiewohl mit Unrecht, der Gotteslängnung beſchuldigt wird, auch viele Naturbegebenheiten, welche der Aberglaube für unmittelbare Einwirkung der Götter hält, auf die einfachſte Weiſe, aus den Geſetzen der Bewegung, Schwere ꝛc. genügend erklärt. Du wirſt mir's demnach zu gut halten, wenn ich bei einer ſo ungewöhnlichen Erſchei-

mung die Beſorgniß nicht abweiſen kann, daß du nur zu leicht Täuſchungen, Irrthümern und Verirrungen ausgeſetzt biſt, wenn du blinden Trieben, als der Stimme eines höheren Weſens, gehorcheſt.

Socrates.

Habe ich denn, Pericles auf die entfernteſte Weiſe geäußert, daß ich blinden Trieben gehorche, und nicht vielmehr einem gewiſſen zarten Gefühl, welches mich von allem, was unwürdig, mir unanſtändig oder nur ſchadlich iſt *), abhält? Habe ich behaupten wollen, daß dieſe himmliſche Stimme als etwas Ungewöhnliches und Seltenes mir vorzugsweiſe eigen ſey? Beides iſt völlig widerſtreitend mit meiner innigſten Ueberzeugung, denn — nie iſt dies zarte Gefühl, welches ich als die Stimme meines Genius verehre, im Widerſpruch mit demjenigen, was meine Vernunft als unbezweifelt recht und wahr erkennt, und mir in ſolchen Fällen, wo die Stimme der Vernunft ganz ſchweigt, wenn auch ſie nicht in zweideutigen Orakelſprüchen reden will, kennteſt du es zwar keinen blinden Trieb, doch vielmehr eine Ahnung, oder, wenn du willſt, ein dunkles Gefühl nennen, deſſen Leitung ich folge.

Daß aber ſo Wenige dieſe zarten Regungen vernehmen, liegt einzig darin: daß ſie ihre dämoniſche Natur nicht genug von der phyſiſchen unterſcheiden, und zu ſehr in den Angelegenheiten der Letzteren verſchlungen ſind, um die Einwirkungen zu bemerken, welche Erſtere, von ihr ähn-

*) Plato in Theag.

lichen Weſen auf einem andern Wege, als durch die Pforten der ſinnlichen Empfindung erhält.

Pericles.

Es ſey dann, — für heute will ich dir deinen Dämon hingehen laſſen, obgleich ſich bei mehrerer Muße, in einer längern Unterredung, wohl Manches dagegen einwenden ließe. Dies wünſchte ich jedoch von Dir zu erfahren, wie Deine Gedankenfolge eine ſolche Richtung nehmen konnte, um dich zur Untreue gegen eine Kunſt zu verleiten, welche gerade ſolcher Schüler, wie du, bedarf, um ihre himmliſche Abkunft zu beurkunden.

Socrates.

Wie verſtehe ich dich hier, edler Pericles?

Pericles.

Du glaubſt doch mit mir, daß der Menſch, um ganz ſeiner Beſtimmung zu entſprechen, ſich über das blos Sinnliche zum Intellectuellen erheben müſſe?

Socrates.

Aus dem Vorhingeſagten erhellet es zur Genüge, daß dies meine innigſte Ueberzeugung iſt.

Pericles.

Daß er aber nicht ſicherer zu dieſer Erhebung des Geiſtes gelangt, als durch das entwickelte und ausgebildete Gefühl für das Sittlich-Schöne?

Socrates.

Auch hierin bin ich ganz mit dir einverſtanden.

Pericles.

Kannſt du aber wohl bei dem nun einmal in die Sinnlichkeit verſchlungenen Menſchen dies Gefühl für das Sittlich-Schöne leichter erregen, entwickeln und verfeinern, als wenn du überhaupt ſeine Empfänglichkeit für jedes Schöne in Natur und Kunſt ausbildeſt?

Socrates.

Gern würde ich dir auch dies ohne Widerſpruch einräumen, wenn nicht der Satz, den du behaupteſt, ſo wahr er in der Theorie und in vielen einzelnen Fällen ſeyn mag, doch in den Erfahrungen des täglichen Lebens zu häufige Ausnahme leidet, um allgemein gültig zu ſeyn.

Pericles.

Jetzt iſt die Reihe, Aufklärung über das Behauptete zu verlangen, an mir.

Socrates.

Scheint dir nicht auch, Pericles, daß der Künſtler, welcher fähig iſt, das Schöne am ſchönſten darzuſtellen, ſeinen eigenen Schönheitsſinn ganz vorzüglich muß ausgebildet haben?

Pericles.

Dieſe Frage kann ich ohnmöglich verneinend beantworten.

Socrates.

Und wenn es nun durchaus entſchieden iſt, daß die Ausbildung dieſes Schönheitſinnes am ſicherſten die Entwickelung des Gefühls für das Sittlich-Schöne befördert, ſollte man dann nicht mit Sicherheit hieraus folgern können, daß auch dieſes letztbenannte Schönheits-Gefühl im bildenden Künſtler entwickelter, verfeinerter und gebildeter, als bei jedem Andern ſeyn müſſe?

Pericles.

Dies ſcheint mir faſt ſelbſt ſo, und ich gerathe in Verſuchung, hier Socrates den Künſtler, gegen Socrates den Philoſophen, zum Zeugen aufzufodern.

Socrates.

So wirſt du dich nicht loswinden, edler Pericles, denn da du meine Eitelkeit in Anſpruch nimmſt, ſcheint dies ein Mistrauen in deine eigene Behauptung zu verrathen; wenigſtens wirſt du, wenn es ſich fände, daß die vorzügliche Ausbildung des Gefühls für das Sittlich-Schöne ſich nicht unter allen Umſtänden an jedem bildenden Künſtler bewährte, (welches ſich doch wohl ſchwerlich, als in der Erfahrung beſtätigt, behaupten läßt,) mir ein-

räumen müſſen, daß der verfeinerte äſthetiſche Schönheitsſinn allein noch kein hinlängliches Mittel zur praktiſchen Tugend iſt.

Perikles.

Das Nämliche, was du hier den Künſtlern vorwirfſt, findet ſich auch an den Philoſophen beſtätigt. Und ließe ſich denn hieraus nicht gleichfalls folgern, daß die Erkenntniß der Wahrheit für die ſittliche Ausbildung des menſchlichen Geſchlechts unnütz ſey?

Sokrates.

Aus beiden ließe ſich dann wohl mit Sicherheit nur dieſes ſchließen: Daß die Anſchauung des Wahren und Schönen nur in ſo fern die Bildung des Gemüths zum Guten befördere, in wiefern ſie wirkſam genug iſt, unſern Willen mit unſerer Erkenntniß in Harmonie zu bringen, und durch das Gefühl zur Thätigkeit zu beleben.

Dieſes nun zu bewerkſtelligen, hältſt du, wenn ich dich anders recht verſtanden habe, die bildenden Künſte am geeigneteſten, weil durch ſie ſogar unſre Sinnlichkeit für die Sittlichkeit gewonnen wird.

Perikles.

Da du meine Meinung ſo ganz und durchaus verſtanden haſt, bin ich um ſo begieriger, zu erfahren, wie du deine Untreue an den bildenden Künſten zu entſchuldigen gedenkſt.

Socrates.

Ich glaube, du ſelbſt wirſt mich für entſündigt halten, wenn du das Verhältniß zwiſchen der Form und der Geſtalt des Schönen erwägeſt, und ich ſonach dir verſichere, daß ich der Letzteren nur um der Erſteren willen untreu geworden bin.

Pericles.

Ganz werde ich dir hier nicht folgen können, wenn du mir nicht klärer entwickelſt, wodurch ſich dieſe ſinnverwandten Bedeutungen in deiner Vorſtellung eigentlich unterſcheiden.

Socrates.

Wenn wir einer unförmlichen Maſſe, dem Thon z. B. eine gewiſſe Bildung oder Geſtalt geben wollen, ſo ſage mir, ſind es nicht die äußern Umriſſe derſelben, auf welche des Künſtlers bildende Hand wirken muß?

Pericles.

Allerdings beruht auf den äußeren Umriſſen die Geſtalt des Körpers.

Socrates.

Und iſt nicht die Form dasjenige, wodurch der Körper dieſe äußeren Umriſſe oder ſeine Geſtalt erhält?

Pericles.

So iſt's.

Socrates.

Gestalt wäre demnach nur Abdruck der Form, und Form in der allgemeinsten Bedeutung also, so wenig etwas Materielles, als die mathematische Linie, vielmehr nur die Idee der Gestaltung!

Pericles.

Deiner Erklärung zufolge scheint es fast so.

Socrates.

Dann wirst du mich auch ferner nicht misverstehen, wenn ich dir sage: daß die Urform des Wesentlich-Schönen mich für die nachbildende Gestalt gleichgültig gemacht hat, und daß ich lieber dies Schöne in den Gemüthern der Jünglinge formen, als im todten Stein nachgestalten will.

Pericles.

Wenn aber die Gestalt nur Abdruck der Form ist, so wirst du mir doch die Offenbarung dieser im Anschauen jener einräumen müssen; und du wirst selbst fühlen, welche Folgerungen daraus gegen dich hergeleitet werden können.

Socrates.

O, Pericles! das leibliche Anschauen des Schönen ist nur ein bloßes Betasten der Gestalt mit dem Sinnwerkzeug des Gesichts, und wird, wo das Auge des innern Menschen staarblind ist, dieses so wenig dem Lichtstrahl des Sittlich-

Schönen öffnen, als das Betaſten der Hand dem Blindgeborenen an der todten Geſtalt des kalten Steins das Seelenvolle in Miene und Stellung anſchaulich machen kann. Gleichwie nur demjenigen, welcher ſich der ihm innwohnenden Gottheit bewußt werden iſt, die ganze Natur zum Spiegel des Göttlichen wird; ſo ſpricht auch der Abglanz des Sittlich-Schönen nur denjenigen in der nachbildenden Geſtalt an, welchen das Innerſte dieſes Weſentlich-Schönen, nämlich das Gute durch die offenbarende Form ergriffen hat. Und Timon wird nie in jenen Grazien das erkennen, was in dieſen Geſtalten dem Pericles anſchaulich ward.

Pericles.

Gut, daß du wieder auf deine Grazien zurückkommſt, lieber Socrates! Ich werde dich nicht verlaſſen, bevor du mir nicht erlaubſt, ſie dir entführen und in die Burg gleich der Minerva des Phidias aufſtellen zu dürfen, um da in geheimnißvollen Feſten, als das lieblichſte Sinnbild aller das geſellige Leben verſchönernden Tugenden, verehrt zu werden. Sodann, was du nur willſt.

Socrates.

Du weißt, daß die Charitinnen, zwar auch das anzunehmen verſtehen, was ihnen zuvorkommend und freundlich angeboten wird, jedoch eigentlich die Gabe nur als Pfand der Geſinnung ſchätzen. Da es nun keines Pfands von Seiten des Pericles bedarf, um für ſeine ſchon längſt bewährten Geſinnungen zu bürgen, ſo glaube mir, gleich die-

sen Göttinnen, ohne die leiseste Ahnung kleinlicher Selbstsucht, zu Erreichung deiner edlen Zwecke mit zu wirken.

Möge dann durch den äußeren geheimnißvollen Dienst dieser Göttinnen, vielen Jünglingen und Jungfrauen das wahre Wesen der Grazien im innersten Heiligthum des Herzens verklärt werden. Nicht die Gesichtszüge, nicht Ausdruck der Miene und Stellung allein, jede Falte des Gewandes und insonderheit der Schleyer sind bedeutungsvoll.

Pericles.

Hier, lieber Socrates! berührst du gerade eine Eigenthümlichkeit Deines Kunstwerks, deren tieferen Sinn ich mir am liebsten von dem verständigen, zartfühlenden Künstler selbst enthüllen lasse. Denn eben dies, daß du zwar nicht nicht gegen die alte Sitte, doch abweichend von der neuen Manier der bildenden Künstler, welche in der meisterhaften Darstellung des Unverhüllten die ausdrucksvollste Nachbildung des Schönen zu erreichen glauben, deine Grazien ungewöhnlich verhüllt hast, und ihnen sogar ein nicht allgemein anerkanntes Attribut zueignest, ist es gerade, was ich von mehreren Kunstverständigen habe tadeln hören.

Socrates.

Und mit welchen Gründen rechtfertigten sie ihren Tadel?

Pericles.

Zuvörderst behaupteten sie, daß, da der menschliche Körper die schönste aller Gestalten sey, jede äußere Hülle

denſelben nur entſtellen, wie verſchönern könne. Die Ideale der höchſten weiblichen Schönheit verhüllen, zeige alſo eine Künſtlerarmuth an, welche nur dem kindiſchen Zeitalter der Kunſt, in welchem die Iſis einer Mumie gleich dargeſtellt ward, zu gut gehalten werden könne. Nicht umſonſt ſey die Kunſt aus dieſen Banden vom Dädalus befreit worden, und je weiter ſie ausgebildet wurde, um ſo mehr muſſe des Ganzen Geſtalt, ſo wie in der Stellung anſchaulich werden.

Socrates.

Inſofern der Künſtler nur die Erhöhung ſeines Künſtler-Ruhms, nicht die ſymboliſche Darſtellung eines überſinnlichen Ideals bezweckte, haben deine Kunſtrichter wohl nicht ganz unrecht, und dies Urtheil allein, edler Pericles, würde ſchon ein wichtiger Beleg für meine Ueberzeugung ſeyn, wie bei der ſich immer mehr verfeinernden Ausbildung des äſthetiſchen Schönheitsſinnes, der Menſch in der ſinnlichen Natur befangen wird, ohne ſich zu dem überſinnlichen Ideal, deſſen Symbol ſich in jedem Naturweſen ausſpricht, zu erheben; und ſo würden gerade die bildenden Künſte durch ihren Mißbrauch die Menſchheit immer weiter auf dem gefährlichen Abwege fortführen, auf welchen ſie ſich ſchon jetzt verirrt hat, dieſen nämlich: daß die Mythologie oder die in Mythen ausgeſprochenen Verhältniſſe des Ueberſinnlichen und Göttlichen zu der Welt und zum Menſchen, in Pantheismus ausarte.

Doch, es ſchien mir aus deiner Rede hervorzugehen, daß noch mehrere, vielleicht wichtigere Gründe ſich für den Tadel meiner Grazien anführen laſſen, und du verbindeſt mich, wenn du mir alles, was du darüber in Erfahrung gebracht haſt, unverholen ſagen willſt.

Pericles.

Auch von allem Künſtlerruhm abgeſehen, behaupten viele, daß die Bekleidung der Figur dem Ausdruck des Göttlichen zuwider ſey, da der menſchliche Körper ſelbſt als das ſchicklichſte Bild, der in ſichtbarer Hülle erſcheinenden Gottheit angeſehen werden könne. Auch verliere, durch Abweichung von der Simplicität das Schöne ſeinen eigenthümlichen Charakter und höchſten Reiz.

Socrates.

In Rückſicht des Erſteren erlaube mir zu ſagen, daß da, wo das Göttliche ſich auf eine ſeiner würdigen Weiſe ausſprechen ſoll, meines Erachtens nur diejenigen Theile der menſchlichen Geſtalt unverhüllt dargeſtellt werden dürfen, durch welche das dem Menſchen inwohnende Himmliſche ſich am ſprechendſten offenbart. Und ſo wie in der Miene des Antlitzes, das Pindriſche am verklärteſten hervorleuchtet, ſo zeigt der Faltenwurf des Gewandes, in Verbindung mit der Stellung die mit dem Ausdruck der Miene harmonirende Bewegung aller Glieder des Körpers auf die idealiſchſte Weiſe an.

Was nun die äußere Einfachheit betrifft, welche den höchſten Reiz der Schönheit ausmacht, ſo wird meines Er-

dünkens diese als der Abglanz einer gemüthlichen Eigenschaft, in dem Ideal des durch bildende Kunst dargestellten Gegenstandes, vorzüglich da erscheinen, wo der zarte Sinn für Schönheit sich in selbsterwählter Zierde und Schmuck ausspricht. Eine einfache, züchtige, von aller Ueppigkeit und Ueberladung entfernte Bekleidung wird demnach sicherer geeignet seyn, den Ausdruck der Anspruchlosigkeit, Bescheidenheit und Demuth in Miene und Stellung zu erhöhen, als eine völlig unbekleidete oder üppig gezierte Gestalt. Daher glaube ich auch, sind unter den Gottheiten, welche im Gefolge der Liebesgöttin erscheinen, gerade die Grazien nie ganz unverhüllt vorgestellt worden. Zu dieser Stufe sogenannter Einfachheit dürfte auch die bildende Kunst wohl erst dann gelangen, wenn die Göttinnen selbst als Ideale der zärtesten Form vermenschlichter Gottheit, in weiblicher Gestalt, dem Geist des Künstlers entrückt sind, und er sie nur noch als die lieblichsten Formen äußerer weiblicher Schönheit betrachtet.

Zu diesem meinen Kunstwerk erscheinen die Göttinnen nicht allein selbst bekleidet, sondern werden auch jedem, der sich ihren Mysterien weiht, den geheimnißvollen Schleier dar, um ihm zu beichnen, daß alles Schaugepränge mit dem Guten und Wahren die Schönheit des Gemüths nur verbilde und entstelle; daß also Bescheidenheit und Demuth der Tugend den höchsten Reiz verleihe, und unter ihrer anspruchlosen Hülle allein, im Verkehr des geselligen Lebens am wohlthätigsten zu wirken vermag. Zugleich deutet dies Attribut darauf hin, daß des Prometheus Geschlecht, diesseits des Mondes noch nicht geeignet sey, das Wahre und

Gute in ſeiner weſentlichen Schönheit und Geſtalt anzuſchauen, und daß nur unter dem Helldunkel der Form, das Göttlich-Wahre und Gute ſich dem ahnenden Gemüth idealiſch offenbare.

Pericles.

Ich danke dir, Sohn des Sophroniscus, für die Enthüllung dieſer deiner Mythe! Sie erhöht nicht nur den Werth deines herrlichen Kunſtwerks in meinen Augen, ſondern eignet dir überdem die beifälligſte Hochachtung meines Herzens zu.

Ich werde nächſtens deine Grazien abholen laſſen, um ſie in der Cecropia der gottesdienſtlichen Verehrung zu weihen, und dich ſelbſt lade ich zur Theilnahme unſerer Symposien bei Aſpaſien ein, denn nur ihre Freundſchaft vermag dich nach Würden zu lohnen, trefflicher Socrates.

Luſt in Leid.

Sag' an, du zartes Kind mit lichten Blicken,
Bald lilienbleich, bald glühend, wie die Roſen,
Das necken bald uns will, und bald auch koſen,
Wie heißeſt du, und biſt du nicht voll Tücken?

Bald reichſt du Wermuth, willſt auch bald erquicken,
Gleichſt Hoffnung ſelbſt auch noch den Hoffnungsloſen,
Du zählſt die Stunden, weißt doch auch mit Koſen
Ihr träges Schleichen gaukelnd zu entrücken. —

„Kennſt du mich nicht, und könnteſt du mich haſſen?
Nimm mich nur hin, und zähle gern die Stunden,
Ich bin ein Glück, wehl dir, wenn ich dir bliebe!
Laß ich von dir, ſo biſt du bald verlaſſen,
Erſtehſt das Glück, das mit der Pein verſchwunden;
Erwartung heiß' ich, und mich liebt die Liebe!"

Helmina.

Sprüche zur Blume Vergißmeinnicht.

1.

Dies Blümchen, das ſich nie zur Roſe kann erheben,
Hat ſich die Freundſchaft doch zur Lieblingsblum' ernannt,
Um es der Tugend, die dem Himmel iſt verwandt,
Als Herz um Herz zu geben.

2.

Dies Blümchen, klein und niedrig und nicht ſelten,
Verbürgt Dir doch mein Herz für beide Welten.

3.

Es ſpreche für mich!

4.

Es ſucht nur das Herz.

5.

Dies blaue Blümchen, hold und klein,
Verſchweigt Bitte ſpricht,
Es heiſchet nicht: Gedenke mein!
Sagt nur: Vergiß mein nicht!

C. L. v. Klencke,
geborne Karſchin.

Friedrich und Marie.

Eine Geschichte.

Friedrich und Maria.

Eine Geschichte.

Zueignung

An Karl und Kateline K*.

Die Wirklichkeit, die Holde, wollt' ich malen
Im sinn'gen Bild, in ihrer eig'nen Schöne;
Doch Zauber sanfter Farben, zarter Töne
Reicht an den Glanz nicht ächter Liebesstralen.
Nicht an der Elbe frischen Blüthenthalen
Hatt Liebe, daß sie Himmelswonne krône;
Sie selbst schafft Rosen sich in heitrer Schöne:
Die Wüste grünt, wo süße Blicke stralen.
Der Liebe Rose knospte Euch im Sande;
Doch last sie nun am heitern Elbestrande
Stets reicher sich in reiner Treu' entfalten.
Sah' ich, Euch Theuern nah', ihr himmlisch Walten,
So wird, vergessend banger Erdenbande,
Einst meine Kunst ein süßer Bild gestalten.

Dresden, 1819.

Helmina v. Chezy.

Friedrich und Marla.

Am Johannistage 1686 wandelten zwei schöne deutsche Jünglinge die Elbufer entlang, frisch, klar und lieblich anzusehen, wie die spiegelnde Fluth. Es waren dies zwei Fremdlinge in Dresden, und sie wollten den kühlen Tzschonnergrund besuchen, der sie schon in der Blüthenzeit so entzückt, weil seine tiefen Schatten und frischen Wiesen der auserwählte Lieblingsplatz der Nachtigallen waren, die hier am liebsten dem Frühling ihre Grüsse brachten. Ein gesegnetes Jahr früher Reife erfreute die Welt, die Zweige der reichbeladenen Kirschbäume neigten sich, Labung bietend, auf die Hecken wilder Rosen hinab, die eben in voller Blüthe am Wege standen, singend schwärmten die Vögel, summend die Bienen umher; jene meinten die Früchte, diese die Blüthen, jene wollten Genuß finden, diese Genuß bereiten: so verstand es Friedrich, der Aeltesie der zwei Freunde. Die Bienen thun mir jedesmal weh, sagte er zu seinem Begleiter, wenn ich sie so fleißig und fromm sehe, denn sie werden getödtet und gewaltsam beraubt. Da meinte Carl, es gienge ja den frommen fleißigen Arbeitsbienen unter den Menschen oft eben so, und am besten wären die Hummeln dran; da entgegnete Friedrich, er wolle dennoch um Alles in der Welt keine Hummel seyn. Unter diesen Gesprächen kamen die zwei Freunde dem schönen Priesnitz nahe, dessen zierliche Kirche von einem Hügel herab, weit über Dresden hinunter nach Böhmen, und jenseits bis zu den Bergschlössern hinschaut, die längs der

Elbe nach Meißen hin liegen. Die Jünglinge traten in die offene Kirche, und betrachteten mit wehmüthigem Ergötzen die flimmernden Todtenkronen der Kinder, Jungfrauen, Jünglinge und Bräute, welche fromme Andacht noch heut zu Tage in jener Kirche aufbewahrt, und fromme Sitte bei jedem Begräbniß vermehrt. Die uralte Kirche zu Priesnitz ist die erste christliche, die im Meißnerlande auferbaut wurde, und trägt noch immer die Spuren des Alterthums und der Ehrfurcht der Väter für christliche Gebräuche. Zwar bestehen jetzt nicht, wie ehemals, die Kränze aus ächten Perlen und goldnem Laubwerk, sondern man sieht Flittern und Papierblumen; doch ist es noch immer eine Krone, in welcher das Andenken der Frühdahingewelkten blüht. Zu Tausenden erblickt man in den Schränken diese Trauer einflößenden Zierden, welche bezeugen, wie der Tod reiche Aerndte gehalten, so daß es fast scheint, als wenn ihm die frischesten Blumen die liebsten wären. Carl machte diese Bemerkung, worauf ihm Friedrich antwortete: So ungerecht und undankbar sind die Menschen gegen Niemand als gegen den Tod; er ist ein liebevoller Gärtner, der gewiß zur rechten Stunde und auf Geheiß des Herrn verpflanzt, doch wird er für einen unbarmherzigen Schnitter gescholten.

Carl, in welchem dieser Anblick schmerzliche Erinnerungen weckte, da ihn die Trennung von Friedrich, von dem er am andern Morgen scheiden mußte, ohnehin wehmüthig stimmte, eilte, die Kirche zu verlassen, und die Freunde folgten dem Strom des Volkes in die Baumgänge, welche nach dem Aschonnergrunde führen. War doch alles gar

zu herrlich und freudenreich an jenem klaren Morgen, auf dem grünen Plan, wie unter dem Schirm der ſchlanken Obſtbäume die Kirſchen in hohen Körben funkelten, ſchwarzen und rothen Korallen gleich, dazu jauchzende Kinder mit hellen Augen und langen gelben Haaren, mit Kornblumen bekränzt, und mitten in der Luft auf die weißen Sonntagskleider achtſam, dann die zierlichen Jungfrauen, im ſchwarzen Kirchenkleid mit den ſchöngefalteten Linnenkrauſen und den wunderartigen weißgeſchleiſten Hauben über dem ſchöngeſcheitelten Haar und der klaren Stirn, ſo auch die ehrſamen Bürgerfrauen im Schmucke den die Landesſitte geſtattete, und der von Wohlſtand zeugt; dazu aus den hundertjährigen Wipfeln des nahen Grundes die tauſend und tauſend Stimmen der Singvögel aller Art, — wahrlich, man konnte bei dieſem Anblick vergeſſen, daß es auf Erden noch ein Leid gab. Schlich auch irgend ein bleiches Kind herbei, wie eine vom Mehlthau getroffene Roſe das bläuliche Antlitz zur Erde neigend, und dürftig gekleidet, ſo konnte man es ja mit den ſüßen Früchten laben, und ſah aus den tiefen Augenliedern den Schein zweier Freudenſterne aufgehn, welche die wunderſamſte Luſt in das Herz des Gebers blickten.

Carl erheiterte ſich an der allgemeinen Fröhlichkeit, und Friedrich, dem noch kein tieferes Weh den freien Blick in das Leben getrübt, ergötzte ſich daran mit voller jugendlicher Luſt. Gar zu anmuthig fand er die bunten Gruppen der ſchönen Mädchen auf dem Raſen zerſtreut, im Zauberſpiele von Sonnengold, grünen Schattenzweigen und regem Geflatter der Weſte. Sein Auge flog von Raum zu

Raum, wie der Schmetterling von Roſe zu Nelke, und es war ihm faſt nicht Recht, daß ihm Alles ſo gefiel, denn ſeine geheimſte Sehnſucht ſuchte einen Anblick, vor welchem ihm alles andere verſchwände. Allerdings hatte der junge Künſtler den innern Sinn für Schönheit bis zum Eigenſinn ſeltſam in ſich ausgebildet; es waren ihm nämlich die irdiſchen Reize der Jugendblüthe durchaus nichts, wenn nicht das höhere Licht reiner Seelenſchönheit durchſchimmernd ſie verklärte und gleichſam heiligte. Vor ſeinem innern Auge ſchwebte ein Bild, womit ihn ahnende Träume beſeligten, ſchon oft hatte er verſucht, es feſtzuhalten und zu malen, immer erblaßte ſein Gemälde vor der Herrlichkeit und Anmuth jener Erſcheinung, die, wie zürnend, zwiſchen das Werk ſeiner fleißigen Hand und ſeine Blicke trat, dann aber den geſunkenen Muth mit himmliſchem Lächeln wieder beflügelte. Dann eilte er wieder zur Arbeit und fühlte ſich unausſprechlich glücklich, wenn er von jenem Wunderglanz nur einen Strahl feſthalten und ſein Werk damit verherrlichen konnte.

Wie nun Friedrich an jenem Morgen unter dem fröhlichen Gewimmel der geputzten Städterinnen nichts fand, was dem Bilde ſeiner Sehnſucht glich, wurde er zuletzt ganz traurig und ſagte zu ſeinem Karl, der ihn in den einſamen Weg hineinzog, welcher ſich abwärts in den Grund ſenkte: Möcht' ich doch von meinem ernſten und oft ſchmerzlichen, oft in Schmerzen ſeligen Streben einmahl ablaſſen können, und das Leben friſch weg nehmen, wie es iſt! Möcht' ich doch faſt den Künſtler glücklich preiſen, der mit kecker, zuverſichtiger Hand bunte Farben miſcht, und die Oberfläche

der äußern Erſcheinung leicht, angenehm und in heiterm Licht darſtellt! Möcht' ich doch Luſt bekommen zu malen, was ich hier ſehe, es raſch aus dem Leben greifen, es würde doch erfreuen, wenn auch nicht tief rühren, es würde doch ſchön ſeyn, wenn auch nicht erhaben! Friedrich ſchwieg eine Weile, indeſſ beide Freunde weiter giengen, dann ſagte er, wie unbewußt aus ſeinem wehmüthigen Nachſinnen heraus: Wie ſo gern malt' ich hier den tiefen, einſamen Schattengang zwiſchen den Hügeln, wo der Bach ſich durchſchlängelnd Wunderkunden von Himmel und Sonnenblicken giebt, die uns die grüne Nacht dieſer alten Wipfel verhehlet. Hören würde man ſie nicht, die zierliche Holztaube, mit dem zarten, ſchwarzen Ring um das treue Herz, die hier ſo beweglich ruft und girrt, aber die Seele würde ihre Klage vernehmen, wenn ich ſie malte, wie ſie im Sonnenſchein ſich auf den Aeſten wiegt. Die Melodie des Rauſchens in den Wipfeln, wenn der friſche Oſtwind durch die Bäume zieht, wäre vernehmbar in der Beugung der Zweige und in des Laubes wogendem Reigen, auch der Bach würde rieſeln, wenn ich den Liebesblick goldner Sonnenſtralen auf die dunkle Fluth hingöſſe, die ihn mit ſich fortreißen will, aber ſie muß weiter, und ihre Luſt ſtarb im Erblühen!

Jetzt traten die Freunde auf das Feld, wo das grüne Meer der vollen Aehren im Winde wogend rauſchte, hoch ſtand die Sonne. Die Jünglinge eilten, die Tiefe des Grundes zu erreichen, wo die Nachtigallen, getäuſcht durch das tiefe Dunkel des Waldes, ihr ſüßes Lied ſangen. Waldroſen erblühten im Kühlen, wie wenn ſie ſich an den Wonnetönen anſchlöſſen. Auch der Bach rauſchte ſein Lied,

ſchäumend und perlend über bemooste Felsſtücke, aus deren Ritzen die hellblauen Vergißmeinnicht, wie mit blauen Aeuglein, ſchauten. Nur ſanfte Dämmerung wogte ſich hinab durch die grünen Säulenhallen der Waldung. Immer weiter giengen Friedrich und Karl zwiſchen den Waldhügeln; ſie wollten die Mühle erreichen, die im tiefſten Thal ihre Räder treibt, und dort zu Mittag bleiben. Da kamen ihnen auf dem einſamen Pfade einige Geſtalten entgegen, vom durchſichtig grüngoldigen Dämmerſcheine des Thales wunderſam verklärt. Friedrich nahm zuerſt eines Greiſes wahr, deſſen Silberlocken um die himmelblauen Augen und rothen Wangen ſich mild, wie Mondesblicke woben, deſſen hohe Geſtalt, ungebeugt von der Jahre Laſt, freudiglich einherſchritt. Als er die Jünglinge ſah, nahm er das violette Sammetkäpplein von dem Silberſcheitel und grüßte gar treuherzig mit dem Rheinländiſchen Gruß: Gute Zeit! Ihm folgte ein bleiches Mütterchen, deſſen ſonſt ſchlanke Geſtalt ſich zitternd neigte, wie der Lilie Stengel, wenn ihr Duftkelch nun zerſtiebt. Ein goldgelockter Knabe, rothwangig und blauäugig, wollte das Mütterchen führen und ſtützen, und ſchmollte, da ſie ſagte, ihr Stab verſtehe das beſſer, wenn Maria nicht da ſey. Friedrich faßte die Geſtalten recht ſcharf in das Auge, denn was er ſah, kam ihm vor wie ein gelungenes Bild von ſeiner eignen Hand; es rief ihm dunkle Träume der Kindheit wunderbar zurück. Kaum waren dieſe drei vorüber, ſo wuchs dieſe Täuſchung, denn das geheimſte Bild ſeiner Sehnſucht erſchien vor ſeinen Augen in aller Herrlichkeit ſüßer Unſchuld und jugendlicher Blüthe. Wie die ſchlanke Jungfrau im weißen Gewande, die dunkeln Locken wallend um des Halſes roſigen

Schnee und der Stirne milden Licht, die hellen Stralen der großen schwarzen Augen aus seidnen Wimpern hervor anmuthig leuchtend, leicht wie der West über Gräser gieng, da dachte Friedrich weiter nicht daran, wer sie seyn möchte, oder ob sie vom Himmel sey, sondern nachdem er sie starr angeblickt, ihr nachgeschaut und sie fernhin schweben gesehn, kehrte er um, ihr nach, kaum wissend was er thue. Still folgte ihm Karl, der ihn um sein Beginnen nicht fragen mochte, ihn aber begleiten wollte.

Die holde Unbekannte merkte nichts von dem Nachfolgen der zwei Freunde. Sie eilte mit den Blumen, bei denen sie sich verweilt, ihren Großältern nach, und bot der Mutter den schönen Arm dar, nunmehr so abgemessen und sorgfältig dahin wandelnd, wie sie zuvor leicht und beflügelt entschwebt. Langsam folgte Friedrich mit Karln, nur darauf bedacht, daß beide von den Vorangehenden nicht bemerkt würden: er schwieg und sann, denn er konnte sich gar nicht darein finden, daß sein Ideal in das Leben getreten sey.

Die Alten liessen sich ermüdet auf den Rasen nieder, der Knabe eilte zu den schlanken Riesen der Waldung, zu den hohen Ulmen, die des Baches Rand umflüstern, erklomm den Gipfel und wiegte sich mit den Eichhörnchen um die Wette in den Zweigen. Maria aber, der Großmutter zu Füßen sitzend, wand aus den Vergißmeinnichten, die sie im Gehen gepflückt, einen vollen Kranz, den sie mit wilden Rosen und Epheuranken so malerisch durchflocht, daß man daraus den feinen Sinn der Jungfrau erkannte. Nun kam der Knabe gesprungen, und bat die Schwester um den schönen Kranz. Nicht doch, sprach Maria, die armen Blu-

men will ich nun nicht aus dem kühlen Thal in die Mittagsgluth bringen. Hier in ihrer Heimath sollen sie welken! Sie beugte sich nun nach dem Bache und ließ den Kranz auf den Fluthen fortgleiten, und freute sich, wie der sprudelnde Bach die Blumen wiegte. Ein frischer, mächtiger Ostwind hatte sich erhoben, der ganze Wald wurde Musik bei seiner Flügel Rauschen. Sieh, rief der Bruder Marien zu, wie lustig die Zweige sich schaukeln und die Blätter flattern! Ja, Georg, erwiederte sie, die armen Blätter hangen fest an den Zweigen, und möchten doch auch ihre Lust haben, nun kommt der Wind und bringt Musik zum Tanz mit, da sind sie alle fröhlich, tanzen, fliegen und musiziren auch auf ihre Weise, wie die Singvögel; oft aber vergißt sich der ungestüme Wind, und macht es zu arg, pflückt die Zweige, die er erfreuen wollte, daß sie sterbend am Boden liegen, Georg, siehst du das? darum darf man nicht wild seyn! Georg wurde ganz still bei diesen Worten, küßte die Schwester und sagte, du bist und bleibst doch mein zweites Mütterchen, Marie, und sollst gewiß nicht in den Wind gesprochen haben! Nun standen die Aeltern auf, und giengen weiter, zur Waldung hinaus. Nun wagte Friedrich nicht in ihrer Nähe zu bleiben, er wollte nicht von ihnen bemerkt seyn, und hoffte die Familie unter den Kirschbäumen wieder anzutreffen. Nicht lange verweilte er, dann giengen beide Freunde, die Spuren der Entschwundenen wieder aufzufinden, es war vergebens, das Gewühl der fröhlichen Volksmenge rief sie im Heimkehren nach der Stadt mit sich fort, von Marien war nichts mehr zu sehen.

Wer kennt nicht der Liebe Sehnen? Wen haben die holden, aus roſigen Nebeln aufſteigenden Luftgebilde der Hoffnung in Einſamkeit und Nacht träumender Liebe nicht vom Himmel gegrüßt? Wer wagt es auszuſprechen, was ſüßer ſey, ob die Gewährung oder der umwölkte Himmel der Sehnſucht, an welchem der Hoffnung Mergenſtern bald funkelt, bald ſich birgt, doch nie verſchwindet!

Längſt waren die Roſen entblättert, die Nachtigallen verſtummt, ſchon ſtreute der Herbſtwind gelbe Blätter auf den Raſen hin, noch immer hatte Friedrich die ſchöne Maria nicht wieder gefunden und immer heiliger hatte die Sehnſucht ihr Bild verklärt. Die Schöpfung leuchtete herrlicher im Wiederſchein und Abglanz ihrer Blicke, und vor Allem breitete ſich dieſer Zauberſchein über die Werke der fleißigen Hand. Lebte gleich Friedrich zu einer Zeit, wo der Genius der Kunſt ſich von gemeinen, feilen, handwerksmäßigen Malern, die nur den Beifall unreiner Herzen erſtreben, zürnend hinweggekehrt, und ſeinen Himmelsblick für immer von der Erde abwenden zu wollen ſchien; ſo blieb doch unſers jungen Künſtlers Streben keuſch und ernſt, ſo daß Viele, die ſeine reinen, von ſüßer Wehmuth verklärten Gemälde ſahen, äußerten, es ſey Schade um Friedrich, er werde nie das Handwerk inne kriegen.

Zur nämlichen Zeit hatte auch das Drucken der Bücher überhand genommen, ſie erſchienen nun demüthiglich Schwarz auf Weiß, und in kleinem Format, die noch vor kurzem nur in großen, herrlich-geſchmückten Einbänden, ſauber und köſtlich auf Pergament gemalt, die Anfangsbuchſtaben mit Gold erhöht, ſo freundlich und reich die Augen einluden,

daß es Einen, der die Handſchriften und daneben die gedruckten Bücher ſah, gemahnte, als throne hier ein König im Kronenſchmucke und Königspracht, dort ließe ſich einer im Werktagskleid des Bürgers ſehn. Jedoch fand Friedrich D. Luthers teutſche Ueberſetzung der Bibel, mit goldnem Rand und ſilbernen Blumenhaken dermaßen künſtlich eingebunden und zierlich auf weißem, leuchtendem Papier gedruckt, daß er ſich mit der Erfindung durch den Gedanken, daß dies Buch der Bücher nun auch dem Unbegüterten leichter zu Theil werden könne, auszuſöhnen begann. Doch konnte er über die Holzſchnitte, die jeder Hiſtorie vorangiengen, ſo treu und kräftig ſie da ſtanden, die Bilder nicht vergeſſen, die er auf der lateiniſchen Bibel ſeines Großvaters als Kind durchblätterte, denn an ihrem Licht hatte ſich ſeine Seele für die Kunſt erſchloſſen. Oft durfte er, wenn er als Knabe recht fleißig geweſen, Abends die Bibel vom Schrank nehmen, deren ſeltne Schönheit voräusſetzen ließ, daß ſie einſt ein fürſtliches Eigenthum geweſen ſey. Sie war in purpurnen Sammet gebunden, auf welchem Sapphire und Topaſen, von Smaragden umgrünt, ſich wie Blumen rankten. Wenn der Knabe mit zarter Hand die ſchweren Griffe aufhäkelte, die als goldne Sonnenwenden gebildet waren, boten die großen, ſchneeweißen Pergamentblätter Friedrichs trunknen Blicken einen Flor friſcher, bunter Blumen und ſchöner Laubgewinde auf goldnem Grunde dar, von Schmetterlingen umkreiſ't, wo hier fremde Vögel auf Zweigen flatterten, dort die blaue Waſſerjungfer und der leuchtende Schillebold ſich auf dem Schilfrohr wiegten Bienen in die Roſenkelche ſchlüpften, weiße Lilien den aufgeneigten Kelch in das Sonnengold tauchten, und ein

Gewühl von seltsamen Kerbthieren, ein Wunderreich von Seefternen, Korallenstauden und Meermuscheln um die seltnen Pflanzen her sich aufthat, so daß man vermeinte, der weise Meister habe alle Reiche der Natur durchstudiert, und in ihren Beziehungen zu einander darzustellen gestrebt, um ihre lieblichsten Erscheinungen wie einen Opferkranz um die Offenbarung Gottes im Worte zu winden. Vor Allem aber ergötzten den Knaben die rührenden und überaus holden kleinen Gemälde, die jeder Geschichte vorangiengen, und die das blühende Gebirgreich des deutschen Rheins und der durch üppige Fluren hell dahin fluthenden Maas den Blicken erschlossen. Es wußte nämlich in früherer Zeit Niemand von bloßen Landschaftsmalern; sinnige Meister woben um ihre Bilder ein Zauberspiel von Luft und Licht, über Wald, Wiese, Gebirg, Strom und Thal, sie machten jede Darstellung volksthümlich dadurch, daß sie sie auf den geliebten, heimischen Boden verpflanzten. Zu Friedrichs Zeiten griff schon das Unwesen der Trennung aller Fächer um sich, man zog hinter die Gestalten dürftige Vorhänge, vermuthlich um die Bequemlichkeit oder auch das Ungeschick der Künstler dahinter zu verbergen. Friedrich wich in seinen Werken von der neuen Weise ab, dafür mußte er auch leiden. Indeß er im Gewölbe stand, und die neuen Bücher durchblätterte, vergaß er fast über die Erinnerungen aus der Kindheit, welche jene Bibel in ihm erregt, wo er sich befände, doch weckt' ihn der wohlbekannte rheinländische Sprachton aus seinen Träumen, als er eine milde, vollautende männliche Stimme sagen hörte: Lieber Herr, könnet Ihr mir nicht das Buch da drucken lassen? Ich will es gern bezahlen! Der Ankömmling reichte das Buch an

Friedrich ſo dicht vorbei, daß ſein Blick darauf fiel, wo er denn gleich ein wunderartig ausgeſchnittenes Herz darin liegen ſah, das aus einem Kreuze entſproßte, um welches ſich unter ſchöngewundenen Dornen hindurch Roſenknospen rankten. Der Buchhändler nahm das Buch, lächelte und ſagte: Guter Freund, das würde zu viel Geld koſten, für Euch allein kann kein Buch gedruckt werden, doch kann ich Euch um einen Spottpreis die neuſten Gebetbücher ablaſſen, die viel ſchöner und geiſtreicher ſind, als dies alte. Ei, das will ich nicht, rief der Fremde, ich will nur dies nämliche Buch haben, alles genau, wie es da ſteht, nicht hochdeutſch nicht neudeutſch, es müſſen die herzigen Worte ſeyn, wie ich ſie noch von meiner Kindheit her weiß, und ich will ſo fort beten, wie's der liebe Gott von mir gewohnt iſt. Mit Theilnahme wandte ſich Friedrich bei dieſen Worten um, — o Himmel! es war ja der Alte aus dem Zschonner Grunde, ohne allen Zweifel Mariens Großvater! Kaum konnte ſich Friedrich faſſen, doch zwang er ſein Herz und ſuchte dem lieben Alten ruhig in das Auge zu ſchauen. Er ſah ihn betrübt darüber, daß ſein Wunſch nicht in Erfüllung gienge und ſagte zu ihm: guter Alter, ſeyd vergnügt! Gebt nun das Buch mit, ſo will ich es Euch um ein Billiges treulich und ſchön aufs Neue ſchaffen, es ſoll mit Frakturſchrift geſchrieben und ſo trefflich eingebunden werden, daß Ihr es noch lange Jahre mit Gott gebrauchen könnt. Der Greis blickte Friedrich in das treue, klare Auge, und ſagte nach einigem Nachdenken: da habt Ihr das Buch, mein junger Herr, Ihr werdet eines alten Mannes nicht ſpotten, noch mit ſeinem liebſten Eigenthum leichtſinnig umgehn, Ihr ſchaut gar herzlich und freundlich drein! Sobald aber

das Buch fertig, so bringt es nach Pillnitz; nach dem Weingärtner Ehrenreich, so heiß ich, fraget dort; ihr sollt schön willkommen seyn, und hoff ich Euch einen guten Labetrunk eignen Gewächses darzubieten, Ihr habt ihn am Rhein nicht köstlicher getrunken! Wie selig ward es Friedrich nun zu Muth, da sich mit einem Mahle das Langgesuchte, wie eine reife Frucht vom Zweige ihm entgegen neigte! Er wußte nun Maria zu finden! Entzückt nahm er das Buch und eilte damit weg, wie mit einem süßen Raube. Zu Hause schwelgte er in dem Anblick aller kindlich lieblichen Zeichen, die gewiß Maria selbst hineingelegt. Zierlich aufbewahrte Primeln, Veilchen, Rosen und Tulpenblätter, ausgeschnittene Kränze und Blumen bezeichneten solche Stellen, die wohl am tiefsten das liebe Herz bewegt. Friedrich hob sie alle sorgfältig auf, und bezeichnete in seiner Schreibtafel die Blätter, wo ein Jedes gelegen hatte, um sie dereinst Marien eben so wieder zuzustellen; sodann bracht' er das Buch einem geschickten Schreibekünstler, der deutsche Lettern auf das saubersie zu bilden verstand, er selbst aber gieng gleich an das Werk und malte für das Titelblatt ein schönes ex voto, nach der alten Weise mit Ultramarin, Purpur und andern ächten Farben, die Lichtpartheien der Gewänder, der Landschaft und des Wassers mit dem feinsten Golde erhöht. Noch waren ihm jene unvergeßlichen Gestalten, wie er sie im Tzschonner Grunde getroffen, so gegenwärtig, daß er sie alle mit lebendiger Aehnlichkeit darstellte, knieend vor einem Bildstock der h. Jungfrau im Walde, am Fuße einer gewaltigen Eiche, wo ein heller Bach durch grüne Ufer floß, auf des Baches Fluthen wiegte sich ein Kranz, dem ähnlich, den an jenem

Morgen Marie gewunden, im Hintergrunde ſah man den Rhein und die Thurmſpitzen und Berge von Friedrichs ſchöner Heimath. Es gelang dem Jüngling alles ſo gut, daß er ſich ſelbſt über ſein Werk freuen mußte.

So überaus beſchäftigt war der Schreibekünſtler, der das Werk mit der höchſten Sauberkeit zu Tage förderte, ſo langſam giengen Buchbinder und Goldſchmidt zu Werke, daß die Kirſchenzeit wieder herbei kam, eh' es Friedrich vergönnt war, das nun mit allen Zierden, die einem Andachtswerke gehören, ausgeſtattete Buch wieder nach Pillnitz zu bringen. Er war in Schmerz und Sehnſucht faſt vergangen, und meinte, der Greis würde ihn für einen Ehrloſen halten, er wäre gern einmahl herausgekommen, doch da die Sache ſchon ſo lang verzögert werden, hatte er es nicht gewagt ohne das Buch zu erſcheinen.

An einem ſchönen Juniustage wandelte Friedrich, die zwei Bücher unter dem Arm, zum Thor hinaus, die friſchen Wieſen entlang nach den Waldhügeln, die als Hoffnungsziel der gläubigen Liebe winkten. Als Friedrich am Eingange des Dorfs noch unentſchloſſen war, wohin er ſich zu wenden habe, um Mariens Wohnſitz zu finden, erſah er einen jungen Kirſchbaum, deſſen Zweige matt vom Gewicht ihrer Früchte ſich neigten, und der ganz ungewöhnlich ſchwankte, da ſich an dem heißen Tage doch kein Wind erhob. Friedrich ſchaute hinauf, da leuchtete weiß und roſig ein friſches Knabenantlitz aus den grünen Zweigen, das dem Fremdling grüßend zunickte, und plötzlich flog eine Handvoll der ſchönſten Kirſchen in das Barett, das Friedrich von den braunen Locken genommen hatte, um ſich im

Schatten von der kühlen Luft die heiße Stirn umſpielen zu laſſen. Tauſend Dank! rief Friedrich dem Knaben zu, in welchem er Georg erkannte, wer hat dir denn geſagt, lieber Georg, daß ich für Durſt vergehe? Ihr kennt mich, rief Georg verwundert, und ſeyd, nach Großvaters Beſchreibung, wohl gar der fremde Geſell, der unſer Buch ſo lange behalten hat? Nun bringt Ihr es mit, da will ich Euch nach unſerm Hauſe führen, wie wird Vater ſich freuen, aber die liebe Großmutter Anna iſt unterdeſſen geſtorben, doch kommt nur! Wie ein Vögelchen ſchwang ſich Georg vom Baum, nahm mit ſittiger Dienſtfertigkeit Friedrichen die zwei Bücher aus der Hand und eilte mit dem Jüngling, dem vor Freude und Ungeduld das Herz pochte, als wollt' es zum Buſen heraus, von dannen.

An weinumrankten Hütten, vor deren Thüren gaſtliche Bänke unter gewaltigen Bäumen ſtanden, vorüber, führte der Knabe unſern Freund an die Elbe, wo des Weingärtners Ehrenreichs Häuschen ſtand, von hohen Eichen umgeben. Der Vollmond prangte wie eine reife Goldfrucht in den Wipfeln, das Abendroth ſtreute ſanfte Roſen auf des Hüttchens weiße Wand, die nahe Kirche ſchaute, wie eine freundliche Mutter, mit den Fenſtern hellfunkelnd im Abendgolde aus den Weinbergen herab. Auf der duftenden Wieſe weideten Lämmer, ſanft wogten die grünen Fluthen der Kornfelder um und um, ſilberklar rauſchte die Elbe dahin; im zarteſten Blau, wie durchſichtig, woben die fernen Gebirgsketten einen Rahmen von Glut und Licht um das grüne, ſtille Weinbild. Friedrich blieb, im Entzücken verloren, ſtehen, ſelbſt das Bild ſeiner ſüßen Liebe ſchwamm nur dämmernd auf den Wogen ſeiner Luſt.

George bat nun den im Anſchauen verſunkenen Jüngling, ihm in das Haus zu folgen. Beide traten in den Hof, in deſſen Mitte eine herrliche Linde am ſchilfumſäuſelten Brunnen blühte. Im weißen Stübchen ſaß am grünumrankten Fenſter Vater Ehrenreich, andächtig leſend. Der Vollmond verklärte ſeine Silberlocken und die himmelblauen Augen, die in Thränen ſtanden, die müden Hände ruhten gefaltet auf dem ſeufzerſchweren Herzen. Bei Friedrichs Eintritt ſchaute der Alte in die Höhe und bot ihm treuherzig die Hand, doch konnt' er nicht ſprechen. George reicht' ihm die Bücher dar. Vater Ehrenreich griff zuerſt nach ſeinem alten Gebetbuch, heiße Thränen rollten darauf hin. Willkommen, lieber Gefahrte in Luſt und Leid, ſagte er halblaut, iſt mir doch, als käme mit dir ein frühes Glück wieder in meine Hütte. O, wo biſt du denn ſo lange geweſen, liebes Buch? Sonſt warſt du ja immer bei mir, und wenn ich ein Blatt aufſchlug und es enthielt Troſtesworte, ſo vermeint' ich, ein Engel rufe ſie mir zu! Nun weint' er ſtill. Indeß hatte Georg das Geſchenk Friedrichs durchblättert, und rief ganz entzückt, da er das Titelblatt mit dem Gemälde ſah: Sieh Vater, da ſind wir ja Alle, feſtlich angethan, betend, und die gute Großmutter iſt auch noch dabei! Ehrenreich betrachtete das Bild aufmerkſam und ſichtbar betroffen, dann ſprach er: Erklärt mir, mein junger Herr, wer dieß ſchöne Bild gemalt, wer die lieben Meinigen alle ſo lebendig aufgefaßt, als hätten ſie ihm zu dem Bilde geſeſſen. Wir kennen doch Niemand in Dresden, da ich hier fremd mich vor mehrern Jahren mit meiner Frau und Enkeln niederließ, und wir nur einmal in die Stadt gekommen ſind, ſeit ich in Sachſen bin. Es war um dieſe Zeit im vorigen

Jahre, wir haben aber dort mit Niemand geſprochen, dann war ich auch einmahl in Dresden, wo ich Euch antraf. Wahrlich, ich muß mich wundern, wenn ich hier ſo unverhofft unſer Bild ſo leibhaftig vor mir ſehe, zugleich auch wieder anders, denn ſo heiter, andächtig, liebreich und klar werden wir, mein' ich, nur ausſehn, wenn wir im Himmel ſind! Das iſt eben die Herrlichkeit, die der edlen Kunſt vom Himmel gegönnt iſt, ſagte Friedrich, daß ſich ihr des Menſchen Herz wie eine Blume erſchließt, zudem werdet ihr wiſſen, daß das Herz ein treues Gedächtniß hat. So glaubt denn, daß der Künſtler, der euch hier abgebildet, euch alle lieb und werth hält, und wollet ſeiner in Freundlichkeit gedenken. Sagt mir nur wer er iſt, ſprach Ehrenreich, und was Ihr für das ſchöne Buch ausgelegt habt, ich will es Euch mit Freuden vergüten, denn es iſt recht nach meinem Wunſch und Sinn gelungen, und daß die Landſchaft vom Rhein her iſt, und mich meine liebe Hausfrau mit ihrem bleichen Angeſicht und den klaren Augen aus dem Bilde anſchaut, das iſt mir eine Herzensfreude! Von den wenigen Auslagen ſprechen wir ein andermal, Vater Ehrenreich, entgegnete Friedrich, doch der Maler bin ich ſelbſt und die Thürme, die Euch von der Landſchaft ſo bekannt anſchauen, ſind die meiner lieben Heimath, zwiſchen Moſel und Rhein. Wenn mich nicht alles täuſcht, ſind wir Landsleute.

Und wenn mich nicht alles täuſcht, mein wackrer Landsmann, fiel Ehrenreich ein, ſo habe ich Euern ſeligen Vater recht wohl gekannt, da er in Eurem Alter war, denn Ihr ſteht vor mir als ſein Ebenbild! Er war des Bürgermeiſters Sohn, und warb um meine Tochter Elsbeth,

die er ſich ſeit der zarteſten Kindheit im Herzen zum Weibe erſehn. Das gieng nun einmal nicht an, Euer Großvater war ein ernſter, finſtrer, geſtrenger Mann und die Frau Großmutter war ein armes Fräulein, die ihn aus Liebe genommen und doch zeitlebens den Adel nicht vergeſſen konnte. Liebe des Mannes iſt nichts ohne Liebe ſeiner Angehörigen, mein Kind war nur eine Gärtnerstochter, ich befahl ihr in aller Stille dem treuen Gottfried, meinem Freund und Gehülfen, die Hand zu geben und ſie that es, als ein chriſtliches Mädchen, mit in Gott ergebenem Gemüth. Ich ſah ſie noch heimlich auf den in Blüthe ſtehenden Myrthenkranz weinen, den ihr die Mutter wand, aber ich ſagte ihr, mein Kind, das ſind Perlen auf deinen Ehrenkranz, ſöfern dein Herz unſchuldig iſt, werden ſie dein ganzes Leben verklären. Euer Vater Trangott nahm bald darauf ein reiches ſchönes Mädchen, Eure Frau Mutter, zur Ehe, doch noch eh' ihr geboren wurdet, ſtarb er hin, viele wollten meinen, der Gram um Elsbeth habe ihm das Herz gebrochen. Mein Kind ſtarb, als ſie den kleinen Georg geboren hatte, mein Adam gieng in den Krieg, kam ſchwerverwundet nach Haus und endete bald darauf ſein Leben, was ſollten wir Alten mit den kleinen Kindern bei den friſchen Gräbern machen? Ich wollte meiner ſeligen Anna herzliche Sehnſucht nach ihrem Vaterland, dem ſchönen Sachſen, geſtillt ſehen, von wannen ſie mit ihrer Herrſchaft nach Embs gekommen war, wo ich ſie kennen lernte und gefreit hatte, darum kam ich hieher und ſiedelte mich an, doch nun iſt ſie dahin, und am Rhein will ich ſterben, nicht hier! Ihr lieber, junger Landsmann, ſeyd mir herzlich willkommen, und laßt Euch leben, daß ihr ein ſo wackrer

Künſtler geworden ſeyd, der ſeine ſchönen Gaben nicht auf eitle Weltluſt, ſondern zu Gottes Ehre anwendet! Hiermit ſchüttelte Vater Ehrenreich dem Jüngling die Hand, und gebot Georg, für die Erquickung des Gaſtes zu ſorgen. Der Knabe gieng und kam bald mit der ſittigen Magd wieder, die den runden Steintiſch in der Mitte des Stübchens mit drei Gedecken und grünen Reben beſetzte. Der Alte ſprach ein leiſes Gebet und ſagte darauf: mir iſt nun jedes Mahl ein Thränenmahl, ſeit die Getreue dahin iſt, die mich in Lieb und Leid im keuſchen Herzen getragen, ach! ich hab' ſie ſelten, und nie mit Vorſatz betrübt, doch der Menſch erkennt erſt, was Treue heißt, wenn er ſein Glück verloren hat, und ſo preis ich Gott, daß ſie die Erſte von uns Zweien war, die heimgegangen, denn das Zurückbleiben thut allzuweh! Friedrich blickte dem liebreichen Alten wehmüthig in die Augen, er drängte die Frage nach Marien, die auf ſeinen Lippen ſchwebte, gewaltſam in ſein Herz zurück, ja es war ihm bei aller Herzensunſchuld und Rechtlichkeit, der er ſich bewußt war, als wäre ſein Gefühl für Maria ein Verrath, und als ſey er nicht auf graden Wegen. Auch mußt' es ihn Wunder nehmen, daß der Alte nicht fragte, wie er Maria ſo genau kenne, denn er hatte ſie auf dem Bilde ſo lebendig dargeſtellt, wie ſie in ſeiner Seele leuchtete und lebte. Vater Ehrenreich erwähnte ſeiner Enkelin mit keinem Worte, ſo heiter er auch bei ſo manchen Erinnerungen aus ſeiner Vaterſtadt und bei ſo mancher Nachricht von Bekannten wurde, die Friedrich ihm gab; er hatte auch von ſeinem Wein nicht zu viel verheißen, denn der Jüngling glaubte Aßmannshäuſer und Johannisberger zu trinken, doch Ehrenreich ſagt' ihm: Freund, das

kommt, weil meine Reben nie weinen dürfen, ich laſſe ſie ſchlank und freudig ſich aufranken, in ihrer ſchönen, eigenthümlichen Geſtalt, die Gott ihnen gegeben, und die der Menſch mit der Scheere verkümmert, und weil ſie ſich niemahls betrüben, tragen ſie ſo köſtliche Frucht. Der Jüngling, obwohl kein Winzer, doch als Rheinländer mit aller Theilnahme und Liebe für dieß edle Geſchäft begabt, fragte Ehrenreich, wie er das meine. Ich ſchneide meinen Weinſtock nie, ſprach der freundliche Alte, ich breche blos die Nebenſchößlinge aus, und laſſe die ſchlanken, wohlgearteten Sproſſen in ihrer ganzen Schönheit ranken, dadurch wird ihnen der Nahrungsſaft nicht genommen, reich beladen mit goldner Frucht, danken ſie mir im Herbſt für meine Schonung, und im Winter bind' ich ſie behutſam ab, und berge ſie ſanft unter Stroh und Erde, wo ich ſie dann im Frühling wieder aufrichte. Kommt nur in meine Weinpflanzung, nie habt ihr Reben in ſolcher Hoheit und Zierlichkeit des Wuchſes geſehen! Jetzt führte der Alte Friedrichen auf dem Weinberg unter den anmuthigſten Rebenlauben umher, indeß im Vollmondſchein die ſchöne Gegend wie eine Bezauberung vor Friedrichs Blicken lag, doch die kühle Luft mahnte ihn in die Hütte zu kehren und er bot dem Jüngling eine freundliche gute Nacht, indem er nach ſeinem Wohnort fragte. Friedrich gab ihm Auskunft, und ſchied, ohne von Marien erfahren zu haben, ohne daß nur ihr Name genannt worden war, ſo daß er ein trübes Geheimniß zu ahnen glaubte, und ſeinen Rückweg ſo traurig nahm, als er fröhlich gekommen war.

Es war einige Wochen nach dieſem Tage, die Friedrich in Angſt und Sehnen zugebracht, als er, von einem Spatziergang heimkehrend, einen ſchönen Silberbecher auf ſeinem Tiſche fand, worauf: Glaube, Liebe, Hoffnung! in halb erhabner Arbeit gar künſtlich gebildet ſtanden. Sein Herz ſagte ihm, dieſe Gabe müſſe von Vater Ehrenreich ſeyn, er eilte ſogleich am andern Morgen ihm zu danken, bisher hatte er es nicht wieder gewagt, ſich der theuern Wohnung zu nahen, von der ihn ein unerklärbares Bangen fern gehalten. Er ſah, wie eng und düſter ſein Geſchick mit dem der Jungfrau ſeiner Wahl verflochten war, da Mariens Mutter die einzige Liebe ſeines Vaters geweſen, und er ſcheute ſich vor dem wunderbaren Geheimniß dieſer Gewalt Mariens über ſeine Seele, und ihrer geiſtigen Erſcheinung vor ſeinem innern Auge, doch alle Bedenklichkeiten ſchwanden, ſeit er den Becher gefunden, es ſchien ihm die freundliche, verheißungsvolle Gabe zu Marien hinzuwinken. Mit ſüßen Hoffnungen eilt' er die Elbe entlang und war bei aller Ungeduld früher am Ziele, als er es glaubte. Doch wie ſah alles ſo verändert, ſo unbehaglich aus! Die herrliche alte Linde im Hof, die das Hüttendach weit überragte war weggehauen, an dem Hauſe wurde getüncht und gebaut, fremde Geſichter blickten ihm widerwärtig aus den Fenſtern entgegen, und wie ſich der arme Jüngling endlich ein Herz faßte und nach Vater Ehrenreich fragte, hieß es: er habe dieß Haus verkauft und ſey weggezogen. Niemand wußte wohin zu ſagen.

Da ſtieg es in Friedrich auf, wie ein Blitz, und eine innere Stimme ſagte ihm, Muth gefaßt! wohin kann Eh-

reureich gezogen seyn, als in seine und deine Heimath zurück? Dort wirst du ihn finden, und gewiß will er sich dir nicht ganz entziehen, wie hätt' er dich sonst so liebreich aufgenommen und dir ein so schönes Andenken zurückgelassen? Denn innere Trost beschwichtigte Friedrichs Kummer, er pflückte eine Spätrose vom Gartenhag zum Angedenken der Stelle, wo Maria geweilt, und kehrte nach Dresden zurück, wo er die Anstalten zur Reise so schnell betrieb, daß er schon am folgenden Tage unterweges war.

Bald leuchtete der schöne Rhein seinen Blicken wieder, bald duftete der grüne Rebenstrand der Mosel ihm zu, wieder sah er die goldnen Kreuze der theuern Vaterstadt im Morgenglanz blitzen, wieder grüßten ihn die bekannten Stimmen der herrlichen Glocken mit dem Geläut zur Morgenandacht, und wie er nun den Eichenwald hinter sich hatte und den kürzern Fußsteg einschlug, der nach dem Moselthor zwischen Weinhügeln hinaufführte, da sah er unter hohen Rebenlauben am Strande, die weithin in das Gebirg schauten, Maria, Ehrenreich und George auf einer Rasenbank sitzen. Maria las in einem großen Buche, Georg und der Vater hörten andachtsvoll zu, den Frieden des stillen, sonnigen Himmels verklärte des Greises Angesicht und ließ die Todessehnsucht des müden Gerechten, wie ein süßes Vorgefühl der nahen Heimkehr aus den Blicken leuchten, die sich erst gen Himmel richteten. Ob er sich deshalb strafbar fühlte, blieb dennoch Friedrich, wie angezaubert, lauschend stehen. Er durfte nicht nahen und vermochte nicht zu weichen, nun er die unaussprechlich Ersehnte wieder gefunden. Durch das Laubgitter der Weinranken

nahm Friedrich wahr, daß Maria in seinem Buche las und nach dem Lesen das Bild aufschlug, das sie lange mit tiefer Empfindung betrachtete. Nach einer Weile sagte sie: Sage mir doch, ist er wirklich noch am Leben, der dies köstliche kleine Bild gemalt? Es wird mir immer schwer zu glauben, daß Menschen, die etwas Herrliches hervorgebracht haben, wie Albrecht Dürer, oder etwas Großes gethan, nicht schon lange todt seyn müßten, da wenig Edles mehr geschieht. Lächelnd sagte Ehrenreich: sey nur ruhig mein Kind, die großen Männer sterben, aber die Größe stirbt nie, und was dies Bildchen betrifft, so ist der, den du nicht mit Unrecht Albrecht Dürern vergleichst, noch am Leben, und mir ist, als würden ihn diese meine Augen noch vor dem Hinscheiden erblicken. Dann wirst auch du ihn sehen, Maria, Gottes Wille geschehe! Maria schwieg einige Minuten lang, dann sagte sie wiederum: ist mir doch, als blicke der Meister selbst mich aus dem Bilde an, ich meine, ich sähe sein eignes Herz und sein ganzes Wesen, denn des Menschen Werk soll ja, wenn es gelungen, ein Spiegel seiner Seele seyn. — Der Glückliche, der in diesem Augenblick lauschte und dem ein duftender West die süßen Worte zutrug, wollte nun nichts mehr hören, denn er glaubte, er würde sein Herz nicht mehr halten können, wenn Maria noch mehr spräche, und überselig sie gefunden, und so mit seinem Bild beschäftigt gefunden zu haben, gieng er in die Stadt nach seiner Mutter Haus, die daselbst still und andächtig als eine ehrbare Wittwe lebte. Er fand sie im Morgenhäubchen im angenehmen Gartenstübchen, das noch ganz so aussah, wie er es verlassen, in der Bibel lesend, da St. Johannistag war. Die Mutter, welche Friedrich auf der

Reiſe nach Italien begriffen glaubte, wohin er von Dresden aus zu wandern beſchloſſen hatte, erſchrak, da ſie ihn erblickte, wie vor einer überirdiſchen Erſcheinung, doch all ihr Bangen verwandelte ſich in Freude, als er ſo glühend und mit Wonne leuchtenden Augen vor ihr ſtand, ſie zärtlich umfieng und an ihrem Halſe ſanfte Thränen der Rührung weinte, denn mit heißem Schmerz hatte die Mutter das einzige Kind von ſich in die Fremde ziehen laſſen, und auch der Jüngling hatte ſich mit Bangen aus der Ferne nach ſeiner Mutter geſehnt. Wie nun ſie ihn ſchweigend und ſelig ſchweigend in ſeinem Anblick betrachtete, und ſeine Hand mit den ihrigen umſchloſſen hielt, fiel ſein Blick auf die offen liegende Bibel, eben war das anmuthige Bild der Rebecka am Brunnen, die Elieſer zu trinken reicht, aufgeſchlagen, und mit ſüßem Erſtaunen erkannte Friedrich in der einen Jungfrau am Born die Aehnlichkeit mit ſeiner Maria, und es gieng nun hell in ihm auf, wie dieſes Bild aus der Kindheit durch ſeine Jugend hindurch geleuchtet habe. War es nun Gunſt des Himmels oder Spiel der Natur, daß das ſüße Bild in Marien lebte, dieſe Entdeckung beruhigte Friedrichs Gemüth über das Geheimnißvolle und Uebermächtige in ſeiner Empfindung für ſie, und geſtärkt und freudig ſagt' er der Mutter Alles und bat um ihren Segen. Die würdige Frau hatte zwar ihre geheimen Gedanken ganz nach einer andern Wahl hingewendet, und ſie wußte nichts von Marien, als daß ſie ſtill und ſittſam lebe, doch war ihr nicht unbekannt, an welchem Schmerz ihr geliebter Mann dahin geweilt ſey, und ſie war ſo liebreichen Herzens als weiſe, darum gab ſie ihrem Sohne den innigen Mutterſegen, und wollte auch ſeiner Bitte willfah-

ren, noch vor dem Hochamt nach dem Wingert hinaus zu kommen und Mariens Großvater ihren Sohn vorzustellen.

Festlich geschmückt trat die gute Mutter den blühenden Friedrich an der Hand in den Garten, wo ihr Vater Ehrenreich allein umherwandelte. Sogleich erkannte er Friedrich und reichte ihm mit seinem liebevollen Lächeln zum Willkommen die Hand. Ihr seht hier meinen einzigen Sohn, Vater Ehrenreich, sprach die Mutter mit zarter Freundlichkeit, er wünscht euer Haus besuchen zu dürfen, und ich bin selbst gekommen, um diese Gunst für ihn zu bitten. Ich habe Euch, stammelte der Jüngling, meinen Dank für die liebe Gabe selbst bringen wollen. — Und habt ihn recht bald gebracht, fiel der Alte heiter ein, denn der Becher kann noch nicht seit acht Tagen in Euern Händen seyn. Doch Ihr, werthe Frau, habt Dank für Euer Zutrauen und für die Ehre Eures Zuspruchs, und laßt Euch gefallen, meine Kinder zu sehen. Jetzt rief Ehrenreich die holde Marie, die mit dem zarteſten Roth unschuldvoller Scheu übergossen vor dem schönen Jüngling stand, den sie zum erstenmal sah. Eine schöne Büthe, rief die Mutter, überrascht von ihrem Anblick, Gott erhalte sie Euch, alter Vater! Die jungen Leute sprachen nichts mit einander. Friedrich war in diesen Augenblicken von dem Glücke ganz erfüllt, sie zu sehen. Der Vater führte die Anwesenden in die Laube, wo noch das Gebetbuch lag. Eures Sohnes Werk, sagte er, es der Mutter reichend. Sein Werk? rief Maria, und alle süße Rosen der Freude und Innigkeit, die als Knospen in der Seele geschlummert hatten, giengen nun auf ihrem Angesicht auf. Friedrich errieth nicht

minder und in einem unaussprechlichen Blicke gaben sich Beide nun Seele um Seele.

Wir wollen die Frauenzimmer ein wenig allein lassen, sprach Ehrenreich, und bot dem Jüngling die Hand, den Weg bergan nach der Spitze des Wingerts einschlagend. Friedrich bebte vor Scheu, doch fasste er Muth, den Alten zu fragen, warum er denn Maria seinem Anblick entzogen und so schnell und heimlich abgereist sey? Das will ich Euch sagen, lieber Junge, antwortet Ehrenreich, ich hatte Euch schon im Tzschemmergrunde wahrgenommen, die auffallende Aehnlichkeit, die Ihr mit Eurem lieben Vater habt, war mir bedenklich gewesen und ich hatte Euch im Buchladen recht gut erkannt, auch an der rheinländischen Aussprache, darum vertraut ich Euch gern mein Buch und lud Euch zu mir ein. Indeß starb mir meine Anna, ihr Tod hatte mich schwermüthig gestimmt, der gute, frische Muth war gesunken, ich sah Euer Bild und erkannte daraus Eure Neigung. Da nun am Tage, wo Ihr nach Pillnitz kamt, Maria eben bei einer kranken Wittwe war, wo sie zu Nacht bleiben sollte, sah ich das für einen Wink des Himmels an, euch Marien gar nicht sehen zu lassen, ich fürchtete für meines Kindes Ruhe, ich meinte, es könne wieder Opfer geben, wie Elsbeth und Traugott, wie nun der Mensch eben immer am kleinmüthigsten ist, wenn ihm Gott den besten Trost bereitet. Nun rührte mich aber doch die Sittsamkeit, mit der Ihr nicht bloß versucht hattet, unsern Frieden zu stören, sondern auch an jenem Abend nicht nach Marien zu fragen, Euch auch nachher nicht wieder sehen ließet. Da beschloß ich, Euer Herz zu prüfen, denn ich

ſahe klar, daß Alles göttliche Schickung ſey, und daß Ihr mein Kind wahrhaft liebtet. Ich gieng in Gottes Namen nach Hauſe, wo ja immer mein Verſatz geweſen, meine letzten Tage zu leben, und ließ Euch einige Zeit nach meiner Abreiſe durch einen ehrlichen Landmann den Becher bringen, doch hab ich nicht geglaubt, daß ihr ſo ſchnell hier ſeyn würdet. Jetzt ſeyd ihr wie auf Flügeln gekommen, an der Mutter Hand, mit der Mutter Segen, ſo ziemt es ſich, und ſollte kein junger Mann das Haus beſuchen, wo eine Jungfrau wohnt, wenn er es nicht eben ſo meint, und der Zuſtimmung der Seinigen gewiß iſt, denn wie leicht iſt ein junges Herz bethört! Ach! zu meiner Väter Zeiten, und noch in meiner Jugend, ſah man die Jungfrauen nur in der Kirche oder bei einem ſittigen Volksfeſt, und ließ ſich ein Jüngling im Hauſe blicken, ſo wußte man ſchon, er kam als Freier, in unſern Zeiten aber liegt die Welt im Argen, und eines Mädchens Frieden wird für nichts geachtet.

Friedrich küßte dem Alten die Hand, in ſeinen blauen Augen glänzten Thränen des Dankes und der Rührung, ſprechen konnt' er nicht, beide ſtanden jetzt auf der Höhe. Gott hat mich wunderbar geſegnet, ſprach Ehrenreich, dieſe ſchönen Berge und Felder, dieſe Wieſen am Ufer und die Heerden, die darauf weiden, ſind mein, das Gut war verpachtet, und ich habe mich dem Redlichen, der es ſo trefflich benutzt, dankbar erwieſen, er wird es noch bis zur Volljährigkeit meines Enkels verwalten, dann muß der Junge thätig ſeyn, und theilt ſich mit der Schweſter. Friedrich war in dem Anblick der Gegend verſunken,

deren Reize, durch das Glück der Liebe erhöht, ihn wundersam rührten. Was wirst du thun, lieber Sohn, sprach Ehrenreich, wirst du die wenigen Jahre, die Gott mir noch schenkt, durch deine Gegenwart versüßen, oder nach Italien gehen, dich in deiner Kunst auszubilden? Vater, sprach Friedrich nach einigem Nachdenken, der große teutsche Meister, Albrecht Dürer, der mein Vorbild ist, war nie in Italien, die Kunst hat überall eine Heimath, wo sie mit Ernst und Liebe betrieben wird, ich kann einmahl in spätern, reifern Jahren das schöne Land sehen, jetzt will ich meiner Liebe Glück durch nichts gefährden, und bleibe bei Euch, mit Eurem Seegen, in Fleiß und Treue. Die Glocken läuteten nun zum Gottesdienst. Ehrenreich stieg hinab und Alle begaben sich nach dem Dom. Mit dankerfülltem Herzen kamen sie heim, und in Vater Ehrenreichs Zimmer wechselte das junge Paar die Ringe, in einem Jahr, am Johannisabend, sollte der heilige Bund gefeiert werden. Auf Flügeln vergiengen die schönen Tage bis zum schönsten, immer theurer wurde Marie ihrem Geliebten, unter süßen Thränen gaben die glücklichen Aeltern am Hochzeittag ihren Seegen.

Beim stillen Mahle trank Friedrich seiner Braut aus dem köstlichen Becher, dem ersten Unterpfande seines Glückes, zu, beide erfreuten sich der schönen Sinnbilder von Neuem, und verstanden sie erst recht im Glück ihrer frommen, keuschen Ehe, denn Glauben, Hoffnung, Liebe, obwohl sie vom Himmel sind, kränzen sich gern mit den Blumen der Erde, wenn Unschuld und Treue sie gepflegt.

Wanderlieder durch die ſächſiſche Schweitz.

Geſungen von Helmina.

I.

Im Liebethal, im Liebethal,
Wo helle Fluthen rauſchen,
Wo friſche Blicke lauſchen,
Iſt friſch das Herz zumahl.
Nicht Vöglein ſingt, doch Welle klingt
Ein fröhlich Lied der Bruſt,
Willſt wiſſen, was die Fluth dir ſingt,
So horche nur mit Luſt!

Die Worte allzuſchnell verwehn,
Doch bleibt das leichte Lied,
Im Herzen quillt ein ſüß Verſtehn,
Wie Well' an Welle flieht.
Es heißt wohl: Wandrer, wandre fort,
Weil Luſt in Jugend blüht,
Friſch iſt das Leben, todt das Wort,
Lebt dir's nicht im Gemüth!

Tiefblau und ſüß Vergißmeinnicht
Im grünen Grunde blicken,
Die Felſen freundlich nicken,
Rauſcht Mühle, rauſcht in Wipfeln dicht.
O, Wandern, reiche Freudigkeit,
Wer preiſ't dich aus dem Grund?
Durch dich wird auch in trüber Zeit
Das bange Herz geſund!

2.

Im Ottowalder Grunde.

Im Ottowalder Grunde
Im Schoos der Felſenhöh'n,
Zur kühlen Abendſtunde
Wie war es da ſo ſchön!

Der Frühling war gekommen,
Neugrünend alles lacht,
Johanniswürm' erglommen,
Wie in der Sommernacht.

Will Herbſt als Frühling grüßen,
Iſt's Allen wohl zu Lieb',
Die frommer Drang zu ſüßen
Tiefkühlen Gründen trieb.

So wandr' ich in die Ferne,
Und denk' in mancher Stund'
Der heitern Frühlingsſterne
Im Ottowalder Grund!

3.

In der Hütte zu Ottowalde.

Man kommt zur niedern Hütte,
Und nicht zum feſten Schloß.
So pflegt auch Hüttners Sitte,
Eeyd fröhlich ſein Genoß.

Im Ottowalder Grunde,
Da weht die Luft ſo rein,
Die würzt die Koſt dem Munde,
Macht Waſſer auch zu Wein.

Man kommt von weiten Wegen,
Und hat noch friſchen Muth,
Man möchte Flügel regen
In ſüßer Lüfte Fluth.

Doch winkt die dunkle Stunde
Zur ſüßen Ruh zumahl,
So träumt vom kühlen Grunde
Im ſchönen Liebethal.

4.

Der böhmiſche Wanderer.

O, wie herbe iſt das Scheiden,
Wann nun eines geht von Beiden,
Die ſich treu geliebt!

Als wir von einander giengen,
Uns zum Letztenmal umfiengen,
Weinten wir allzwei.

Trockneten allzwei die Augen,
Ließen heiße Thränen ſaugen
Von des Tüchleins Schnee.

Als wir von einander giengen,
Wo die muntern Bächlein ſpringen,
Unterm Eichbaum grün.

Oftmahls pflegt' ich dir zu ſagen:
„Liebe muß um Leiden klagen,
„Hat kein bleibend Glück!"

„Wann ich in den Wald werd' gehen,
„Und die grünen Wipfel ſehen,
„Wein' ich mich zu Tod!"

Meinen Hut auf einem Ohr
Gieng ich ein zum nächſten Thor,
Und vergaß mein Lieb!

Sterb ich, wer wird mich begraben?
Liebchen wird mich nicht begraben,
Das iſt bös auf mich!

Niemand mein, weit in der Runde,
Und die Aeltern manche Stunde
Fern im Böhmerland.

Eh ſie was von mir vernehmen,
Kann ich mich zu Tode grämen,
Ey, wie fein iſt Treu!

Wohl, ſo will ich treu auch bleiben,
Und ein zierlich Reimlein ſchreiben
An die Liebſte mein.

Doch was Schreiben, doch was Setzen?
Heiſa, bin ich denn nicht morgen
Schon im Kirnitzſch-Grund?

Kommt ſie dann mit bleichen Wangen
In den grünen Wald gegangen,
Denkt der Abſchiedsſtund.

Werd' ich ſie umhalſend grüßen,
Wieder roth die Wangen küſſen,
Und den Roſenmund!

5.

Auf der Baſtei.

Auf der hohen Felſenveſte
Schau ich frei in's weite Land,
Wie der Aar vom luft'gen Neſte
Hin zum grünen Elbeſtrand.
Wie die leichten Schifflein ſchießen
Pfeilſchnell hin, ſtromab zum Ziel.
Wie ſo ſtill die Wellen fließen,
Alles ſcheint ein Bild zum Spiel.

Gottesſtadt von Felſenthürmen,
Sprich, wer hat dich aufgebaut?
Wer hieß ſich die Wunder thürmen,
Die mein trunknes Auge ſchaut?
Aus dem ſtummen Felſenmunde
Tönt der ew'gen Liebe Wort,
Süß Entzücken bringt die Kunde
Zu der Seele tiefſtem Hort.

Berge, Thäler, Fluren, Felder,
Hüttlein held am Elbeſtrand,
Ferne, dunkle Buchenwälder,
Wunderlieblich ſchönes Land,
Könnt' ich doch in neuen Weiſen
Deine gottgeliebte Pracht,
Deine ſüßen Lüfte preiſen,
Daß im Bild dein Reiz erwacht!

Himmelswolken ſah ich weilen,
Wie mein Herz auf dieſen Höh'n,
Sie auch müſſtn weiter eilen,
Gott, und hier war es ſo ſchön!
Doch ich ſcheide, wonnig Sehnen
In bewegter Seele quillt,
Und auf reiner Herzensthränen
Fluthen wegt dein holdes Bild!

6.

Im Amſelgrund.

Rings umwogt von hellen Fluthen,
Rings umgrünt vom Felſenthal,
Mild beſchirmt vor Sonnengluthen,
Hold beglänzt vom Abendſtrahl,
Denk ich dein an dieſer Stelle,
Luft und Düfte ſind dein Gruß.
Wie ſie lieblich rauſcht, die Quelle,
Wie ich ſelig weinen muß.

Ach, noch glänzt und duftet alles,
Doch mir fehlt dein milder Schein,
Und am Rand des Waſſerfalles
Wandl' ich ſeufzend und allein,
Denkſt du mein in weiter Ferne?
Bin ich dir in Thränen nah?
Schmeichelnd ſagen mir die Sterne,
Düfte, Luft und Fluthen: ja!

.7.

Carlsruhe bei Schandau.

Ein milder Glanz ſank auf die grünen Auen,
Die Ströme rauſchten freudiglich im Grunde,
Und alles gab von Luſt und Liebe Kunde,
Die Erde war wie eine Braut zu ſchauen.

Der goldne Mond, die Sterne hoch im Blauen,
Johanniswürmlein, funkelnd tief im Grunde,
Des neuen Frühlings lichte Wunderkunde,
Der wiederum will auf die Fluren thauen.

Und tief im Thale Licht an Licht erwachte,
Im Städtlein, daß es ward zur Feuerblüthe,
Die hold entknospt auf grünen Wieſen lachte.
Thal, Höhe, Fluren, Himmel, alles glühte
In Luſt, die reine Bergluft Düfte brachte,
Die Herzen prieſen Gottes Macht und Güte.

8.

Die Buchenkrone des Winterbergs.

Auf duft'gem, wunderreichem Throne
Webt ſäuſelnd eine grüne Krone
Hoch über tauſend Felſen hin.
Smaragd und Gold iſt dran zu ſchauen,
Demanten auf ſie niederthauen,
Ein Sapphir wölbt den Baldachin.

Süß iſt's, in ihrem Hort zu ſtehen,
Die ſchönen Lande überſehen,
Der Erde fern, dem Himmel nah,
Fragſt du, wer in der Wunderkrone
Auf hohem Throne leuchtend wohne;
Wiſſ', Gottes Liebe wohnet da!

9.

Am Prebiſchthor.

Das Gnadenbild von grüner Warte ſchauet
Im Gottesgarten unter Säulenbogen,
Die freudig rauſchend durch die Lüfte wogen,
Wer hat die Felſenhalle aufgebauet?

O ſel'ger Glanz, der auf die Fluren thauet,
O Blumenband, von Felſen hold gezogen,
Du fern Gebirge, lichten Elbſtroms Wogen,
Und alles, alles, was der Blick hier ſchauet!

Holdſel'ge Pracht, die Gottes Liebe kündet,
Ich ſehe dich, mein Herz kann dich nicht tragen,
Die Thräne ſteigt empor, die Erde ſchwindet. —
Wer kann die Wunder ſehn, und noch verzagen,
Im Tempel ſtehn, von Gottes Hand gegründet,
Und nicht in Dank umwandeln alle Klagen?

10.

Am Fürſtenbrunn in Kirnitzſchthal.

In Lüften ſchwebſt nur du,
In Düften lebſt nur du,
Aus Quellen blickſt nur du,
Im Klang entzückſt nur du,
Der Seele Luſt!

Sage, was biſt nur du?
Da alles iſt nur du,
All meine Luſt nur du,
Schmerz meiner Bruſt nur du,
Herz meiner Bruſt!

Dich nenn ich nicht, nur du!
Da all mein Licht nur du,
May, Roſe, Stern nur du,
Nah mir und fern nur du,
Dir iſt's bewußt!

Carl von Bourbon,

Kronfeldherr von Frankreich,

und

Margaretha von Valois,

Königin von Navarra.

Ein romantisches Gemälde aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Carl von Bourbon und Margaretha von Valois.

Die Vermählung der allgefeierten Margaretha von Valois mit dem jungen König von Navarra, reihete am franzöſiſchen Hofe Feſt an Feſt, und Franz der Erſte, der nur ſeit Kurzem aus ſeiner Gefangenſchaft in Madrid zurückgekehrt war, erhielt bei dieſer Gelegenheit unzählige Beweiſe von der Liebe ſeines Volks. Die Theilnahme an der Vermählung ſeiner Schweſter wurde ſinnreich zu einem Schleier für die Freude über ſeine Befreiung benutzt, die man, aus Zartgefühl und Nationalſtolz, nicht unverhüllt auszuſprechen wagte, da ſie von dem Gedanken an die erlittene Niederlage nicht zu trennen war.

An einem Abend, wo der König ſeiner Schweſter ein glänzendes Feſt gab, war unter den eingeladenen Gaſten

ein Fremdling, der antheillos an dem allgemein herrschenden Frohsinn, trübsinnig in der Vertiefung eines Fensters lehnte, wo er den König, die Neuvermahlte an seiner Hand, mit ihrem beiderseitigen glänzenden Gefolge bei sich vorüberziehen sah und dann den Saal verließ. Er durchwandelte eilig die Vorzimmer und trat in einen Gang, der zu einem abgelegenen Zimmer führte, an dessen Thüre er rasch und heftig klopfte. Unglücklicher Lautrec! seufzte er leise, die Freundschaft soll wenigstens mit dir trauern, wenn sie deinen Gram nicht zu mildern vermag. — Doch wie groß war sein Erstaunen, als er, statt seines Freundes, einen ihm ganz Unbekannten erblickte, dessen Erscheinung ihn in jeder Hinsicht überraschen mußte.

Hoch und ehrfurchtgebietend von Gestalt, trug der Unbekannte das blühend schöne Haupt, dessen kastanienbraune Locken bis auf den reichen Gurt seines Schwertes niederwallten, so majestätisch stolz, als wäre er, daß die Gottheit seiner Gestalt das Herrscherstegel aufgedrückt habe. Aus seinen dunkeln Feueraugen strahlte Geist und Hoheit, Milde und Glut, Leid und Kraft, um alle seine Züge schwebte der Zauber unwiderstehlicher Anmuth, so daß der Fremdling, obgleich vor seinen Blicken eben erst die Blüthe alles Liebreizes und aller Fürstenhoheit vorübergezogen war, doch wie geblendet, verstummend vor dem Unbekannten stehen blieb, der, sichtlich durch seine Erscheinung befremdet, unwillkührlich die Hand erhoben hatte, um seine Züge zu verdecken. Beide standen sich einige Augenblicke schweigend gegenüber. Was führt Euch hierher? fragte endlich der Unbekannte ernst. Eurer Kleidung und Eurem Anblicke

nach habt Ihr mehr Beruf, eine Zierde des glänzenden Festes zu seyn, das in jenen Sälen gefeiert wird, als die Einsamkeit dieses Cabinets aufzusuchen, dessen Thüre ich einem Freunde zu öffnen glaubte, als Ihr anklopftet. Wenn gleich meine Jugend, antwortete ihm der Fremdling, Gefallen an Glanz und Freude finden sollte, so vermag mein Herz doch nicht die Lust dieses Tages zu theilen, und ich kam hieher, um mit einem Traurigen zu trauern, da es mir unmöglich war, mit den Frohen froh zu seyn. — Bei so blühender Jugend, erwiederte der Unbekannte freundlich milde, darf man sich eigentlich den Freuden nicht entziehen, die man durch seine Theilnahme verschönert. Eure Aussprache verräth mir den Fremdling, und es setzt mich um so mehr in Erstaunen, daß die Neuheit dieser Feste, der Glanz unseres Hofes und der reiche Blüthenkranz der auserlesensten weiblichen Schönheiten, die ihn zieren, Euch nicht zu fesseln vermag. —

Ich gestehe, antwortete der Fremde, daß die Schönheit der Königin von Navarra alles überstralt, was ich je von Frauenherrlichkeit träumte, und daß sich auch an dem heutigen Feste die Pracht dieses Königshofes glänzender denn je entfaltet; doch vermag sie mich nicht zu blenden, weil ich, fern von der Gebieterin meines Herzens, mich für jede Freude erstorben fühle. — Der Unbekannte seufzte hier leise und der Fremdling fuhr fort: Der König selbst hat mir die Festlichkeiten beschrieben, die den heutigen Tag beschließen sollen und mich huldvoll aufgefodert, daran Theil zu nehmen; doch eben dieser allgemeine Frohsinn macht mir das Gefühl, von allem, was ich liebe, getrennt zu seyn, noch

herber, und ich floh hieher, wo ich einen Freund finden sollte, dessen Herz noch hoffnungsloserm Kummer, als das meinige, preisgegeben ist. — Darf ich Euren Namen erfahren? fragte der Unbekannte. Gnädiger Herr, antwortete dieser, ich bin ein Corsar, dessen Name auf dem festen Lande nicht bekannt ist, da ihn bisher nur der Wiederhall entlegener Meere leise nachgetönt hat. — Ihr seht wahrlich nicht wie ein Seeräuber aus, erwiederte der Unbekannte lächelnd, und bei Eurer Jugend und Eurer Gestalt kann man auch nicht glauben, daß Ihr schon irgend ein anderes Unglück, als süßes Liebesweh erfahren. Es ist wahr, antwortete der Fremde, daß mich nur die Trennung von meiner Geliebten und die Ungewißheit, wenn wir uns wieder sehen, unglücklich macht; allein, ist nicht Trennung das Herbeste für ein liebendes Herz? — Nicht dann, sagte der Unbekannte düster vor sich hin, wenn das Schicksal uns die Hoffnung der Wiedervereinigung gönnt, und nur, wo diese dahin ist, fühlen wir seine ganze Grausamkeit. Doch Ihr erhöht meinen Wunsch, zu erfahren, wer Ihr seyd. — Mein Vaterland ist Natolien, und ich heiße Dragut. — Nicht weiter, unterbrach ihn hier der Unbekannte, indem er ihm die Hand reichte, die Helden unserer Zeit sind mir nicht so fremd, daß der Freund des Königs von Algier und der Verlobte seiner schönen Tochter noch eines Wortes mehr gegen mich bedürfte, um mich zu überzeugen, daß ich mich in dem Urtheil nicht täuschte, welches ich beim ersten Blick über ihn fällte. —

Werdet Ihr aber, mein hoher Herr, fragte Dragut bescheiden, es nicht unziemlich schelten, wenn ich Euren

Namen zu erfahren wünſche? — Ein Erröthen flog hier über die edlen Züge des erhabenen Unbekannten. Verzeihet, ſprach er, tapfrer Drogut, wenn ich Euch einen Namen verhehle, der in dieſen Hallen nicht genannt werden darf, ohne daß es Vielen zum Verderben gereichen würde. Jetzt trat der Marſchall Lautrec ein, der, beide Männer erblickend, wie versteinert ſtehen blieb. Der hohe Fremdling faßte ihn mit einem langen, ausdrucksvollen Blick. Lautrec! rief er mit dem Ton der Liebe, und mit Thränen eilte der Marſchall auf ihn zu und führte ihn, als fürchtete er den Laut ſeiner eignen Stimme und das Säuſeln der Luft um ſie her, nach der entlegenſten Ecke des Cabinets, wo beide lange mit einander leiſe ſprachen. Dann wandte ſich Lautrec zu Drogut und bat ihn, ſeinen Freund zu begleiten, deſſen Entfernung zur Sicherheit deſſelben nothwendig ſey. Nur durch mein Herz, ſagte Drogut gerührt, ſoll der Dolch Euer Feinde ſich den Weg zu dem Eurigen bahnen! Bewegt drückte ihm der Unbekannte die Hand und Lautrec führte nun Beide durch die einſamſten Gänge bis in den Hof des Schloſſes von St. Germain. Hier giengen ſie über die kleine Brücke in das den Garten begrenzende Gehölz, wo zwei Vermummte den Unbekannten erwarteten, die ein Roß bereit hielten, auf das er ſich ſchwang, und nachdem er von Lautrec mit einigen leiſen Worten Abſchied genommen hatte, Drogut mit freundlicher Huld die Hand reichte und dann im ſchnellſten Gallop davon eilte.

Sichtlich erſchüttert blickte ihm Lautrec lange nach; dann wandte er ſich zu Drogut, mit der Bitte, dieſes Vorfalls gegen Niemand zu erwähnen. Ein hohes Heldenle-

ben, ſagte er ihm, eine ſchwere Verantwortung gegen Mit- und Nachwelt hat der Zufall, der uns zum Vertrauten des Hierſeyns dieſes Edlen machte, in unſere Hände gelegt, und Ehre und Liebe gebieten uns, dieſes Vertrauen zu rechtfertigen. Der Anblick dieſes Mannes, antwortete ihm Dreyut, hat auf mich einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß ich eher mein Leben für ihn opfre, als das ſeinige gefährden möchte. Rechnet daher feſt auf meine Verſchwiegenheit und laßt mich erfahren, ob der König Euch ſchon die Urſache entdeckt, warum er Euch ſo eilig und auf ſo geheimnißvolle Weiſe zu ſich berufen? — Während unſers Aufenthalts in Guienne ſchien die Schwermuth, die Eure Sinne umnachtet, von Tag zu Tag finſterer zu werden und vergeblich habe ich Euer Geheimniß zu erforſchen geſucht. Laßt mich jetzt das Recht gültig machen, welches mir mein Herz auf die Mittheilung Eures Kummers giebt.

Lautrec reichte ſeinem Freunde ſeufzend die Hand. Ihr ſollt Alles erfahren und zwar noch in dieſer Stunde, ſprach Lautrec, indem er einen Gang einbog, der tiefer in den Wald führte. Mein Schickſal ſcheint ſehr glänzend, und doch liegt gerade in dem, was mich für Viele zum Gegenſtand des Neides macht, die Urſache des Wehes, welches mein Leben trübt. Als Günſtling des Königs und Bruder ſeiner Geliebten mit ihm durch zarte, für edle Seelen unzerreißbare Bande verbunden, vertraut mir ſeine Gunſt den Oberbefehl über ſein Heer. Allein dieſes Heer muß ich gegen den Mann führen, den ich am tiefſten verehre, der mir ſeit meiner früheſten Jugend Vorbild und

Führer war. Ich liebe, wo ich nicht lieben darf, wo es Frevel heißen würde, wenn ich mir auch nur die Hoffnung erlaubte, meine Liebe gut geheißen zu sehen, alle Qual der stummen, unerrathenen Leidenschaft wohnt in meinem Herzen. — Hier hielt Lautrec ein, weil er unweit von dieser Stelle sprechen hörte und als Beide sich der Gegend näherten, von woher die Stimmen ertönten, sahen sie beim Dämmerlicht der Sterne zwei weibliche Gestalten, die sich unter einer Ulme auf den Rasen gelagert hatten. Schon wollten beide Freunde einen andern Weg einschlagen, allein der süße Klang der Rede hielt sie fest, und Lautrec hörte, daß beide Frauen spanisch mit einander sprachen. Nein, sagte die eine sehr lebhaft, du setzest aus falschem Zartgefühl unser Glück und unsere Freiheit auf ein gefahrvolles Spiel! Was sichert uns vor dem Wiedererscheinen unserer Räuber? Gewiß, Alphonsine, wir müssen uns gleich an die Königin wenden! du suchst ja nur Schutz und nicht den Geliebten, den Du, aus eigensinniger Grille, eben so ängstlich meidest, wie Du Dich sehnst, ihn zu finden. — Ich muß Dir Recht geben, erwiederte eine sanfte Stimme; als man uns so unwürdig gewaltthätig von der Seite der Infantin riß, beabsichtigte man gewiß nichts weniger, als mich Carraciel zuzuführen, und nur meine Liebe zu ihm macht mich jetzt so kindisch zaghaft, da mich dünkt, jeder müsse, so bald wir hier am Hofe erscheinen, das Geheimniß meines Herzens errathen. Bedenkst Du aber auch, fragte die Erste, was wir wagen, und daß unsere Verfolger vielleicht schon auf unserer Spur sind? Hier hörte man Waffengeklirre; beide Frauen sprangen erschrocken auf und Drogut und Lautrec traten vor, ihnen ihren Schutz anzubieten.

In demſelben Augenblicke ſahen ſie einen Unbekannten, der mit dem Schwerdt in der Hand zwei Männer verfolgte, die vor ihm flohen. Der erſte Schimmer des Morgenlichts erhellte die Gegenſtände und ſobald der Unbekannte die Damen gewahrte, ließ er von der Verfolgung der Flüchtlinge ab und näherte ſich ihnen. Ihr ſeyd gerächt, edle Fürſtin, redete er die eine der Damen an, der Herzog von Nagera hat ſeinen Frevel mit dem Leben gezahlt, doch Donna Alphonſine's Feind iſt entflohen. Mein Geſchick verſagt mir die Ehre, mich Euch zum Beſchützer zu weih'n; doch erlaubt mir, Euch in dem Marſchall Lautrec meinen Freund vorzuſtellen, der in jeder Hinſicht würdig iſt, Eure Befehle zu erhalten! Er neigte ſich bei dieſen Worten ehrerbietig vor den beiden Damen, und eilte in das Dunkel des Waldes zurück.

Unwillkührlich wandte ſich die Dame, die er angeredet hatte, um, als wolle ſie ihm nachfolgen; doch ein Blick auf Lautrec und Dregut hielt ſie zurück. Beide Männer erſtaunten ob ihrer Schönheit; allein, wenn der Adel ihres Anſtandes, die Zartheit ihrer Geſichtsfarbe und der Feuerglanz ihrer Augen ihre Bewunderung erregte, ſo konnten ſie ihre Gefährtin nicht erblicken, ohne ſich von dem Glanz ihrer ſeltnen Schönheit wie geblendet zu fühlen. Strahlend, wie der junge, ſonnenhelle Tag ſelbſt, ſtand ſie, ſchlank wie eine Lilie, vor ihnen. Ungeregelt umfloß eine Fülle ſammetſchwarzer Locken ihr unvergleichlich ſchönes Haupt, von deſſen Stirne die Hoheit des Gedankenreichthums ſtralte, wie in ihrem Lächeln alle Huld der ſüßeſten Anmuth wohnte. Mit der ſittigen Ritterlichkeit, welche die Blüthe

der Galanterie jener Zeiten war, redete Lautrec ſie an und bat ſie, ihn mit ihren Befehlen zu beehren. Unſer Befreier, ſagte Donna Maria, hat uns Euern Nahmen genannt, und wir dürfen Euch daher mit Zuverſicht bitten, uns ſobald als möglich zu der Königin von Navarra zu führen. Ich kann es dem Zufall nie genug verdanken, erwiederte Lautrec ehrerbietig, daß er meinen Wunſch, Euere Befehle unverzüglich zu erfüllen, begünſtigt. Die Königin iſt in dem, kaum eine Viertelſtunde von hier entlegenen, Schloſſe von St. Germain und wenn Ihr mir erlaubt, Euch nach einem nahen Pavillon zu führen, ſo würdet ihr dort verweilen können, bis ſie erwacht. Er bot der Fürſtin, ſo wie Dregut ihrer Gefährtin, die Hand, und nachdem die Damen ſich im Pavillon niedergelaſſen hatten, ſprach Lautrec den Wunſch, ihren Namen zu erfahren, ſo ehrerbietig aus, daß ſie keinen Anſtand nahmen, ihn mit den Begebenheiten bekannt zu machen, welche ſie nach Frankreich geführt hatten.

Wir ſind beide, ſo begann Alphonſine, in Neapel geboren. Meine Gefährtin ſtammt aus dem Hauſe Arragon und ich bin die Tochter des Prinzen von Salerno da St. Severino, und wurde, bei der Freundſchaft, die unſere Eltern verbindet, mit ihr gemeinſchaftlich erzogen. Bei der Verlobung des Kaiſers mit der Infantin Iſabella von Portugal war es ſein Wunſch, die Töchter der edelſten Familien ſeines Landes um ſie zu verſammeln. Donna Maria wurde, als ſeine nahe Verwandte, von ihm erſucht, nach Madrid zu kommen, wohin er auch mich zu ſenden von meinen Eltern erbat. Bei unſerer Ankunft fanden wir ſchon

eine Menge junger und ſchöner Damen, alle, wie wir beſtimmt, den Hofſtaat der künftigen Kaiſerin zu bilden; doch Aller Schönheit wurde verdunkelt, als Maria unter ihnen erſchien und die Königin Eleonore geſtand ihren Vertrauten, daß Maria unſtreitig noch ſchöner ſey, als die Infantin Iſabella, die für die größte Schönheit der Pyrenäiſchen Halbinſel galt. Jeder erwartete, den Kaiſer in Donna Maria's Feſſeln zu ſehen, da er, wie man weiß, trotz des Ernſtes und der Strenge, die er in ſeiner äußern Erſcheinung zur Schau trägt, ein für Frauenreiz ſehr empfängliches Herz hat. Wenige nur wußten am ſpaniſchen Hofe um ſeine Liebe zu der ſtolzen Vangeſta, einem Hoffräulein der Statthalterin der Niederlande, und dieſe wenigen, die den hohen Sinn dieſer Gelichter kannten, wünſchten es vielleicht am innigſten, daß Carl dieſe Feſſeln zerbräche. Auch machte Maria bei dem erſten Anblick einen unverkennbaren Eindruck auf den Kaiſer; allein er vermochte es über ſich, die Macht deſſelben zu beſiegen, und trat bald in die Grenzen der Bewunderung zurück, die keiner ihren Reizen verſagen konnte. Man glaubte nun, daß er mir ſeine Neigung zugewandt habe, weil er Gefallen daran zu finden ſchien, ſich mit mir zu unterhalten. Sein Wohlwollen war jedoch ſeiner Art nach durchaus unbefangen, wenn gleich die Aeußerungen deſſelben im Kreiſe der Hofleute hinreichte, alle in ſcheuer Ehrerbietigkeit von mir entfernt zu halten. Donna Maria dagegen ſah ſich bald von Anbetern umgeben, von denen Fadriques von Cordova und der Herzog von Nagera vorzüglich mit einander in den Huldigungen der glühendſten Leidenſchaft wetteiferten, obgleich Maria beide mit kalter Gleichgültigkeit behandelte.

Der Ausbruch des Krieges verzögerte des Kaisers Vermählung. Ihr wißt, welchen glänzenden Sieg der Herzog von Bourbon bei Pavia erkämpfte der den König von Frankreich dort gefangen nahm. Carl der Fünfte empfieng diese Nachricht mit großsinniger Mäßigung, und wenn er gleich in seinem Herzen alle Siegestrunkenheit eines ruhmbegierigen Jünglings und Herrschers empfinden mochte, so zeigte er doch äußerlich die ruhige Haltung und den besonnenen Gleichmuth eines Weisen. Der Vicekönig von Neapel, Lannay führte den König nach Madrid. Der Kaiser wollte aus Rücksichten der Staatsklugheit diesen nicht sehen, und gieng daher noch vor dessen Ankunft nach Toledo. Freimüthig gestand ich dem Kaiser vor seiner Abreise meinen Wunsch, den König zu sehen, und da es auch der seiner Schwester Eleonore und der Prinzessin von Arragonien war, versprach uns Carl, ihn zu gewähren. Bald wurde die Art und Weise ausgemittelt, wie wir den König betrachten konnten, ohne daß er uns sah. Im Hintergrunde des für ihn bestimmten, prachtvoll geschmückten Gemachs, ließ der Kaiser eine goldne Arabeske auf braunem Grund anbringen, die an einigen Stellen nur mit einem Schieber verdeckt war, und hinter welcher eine Tribune errichtet wurde. Zu dieser konnte man durch einen verdeckten Gang gelangen, und dann nicht nur alles hören, was im Gemache des Königs gesprochen wurde, sondern auch, wenn man die Schieber wegzog, durch die Verzierungen der Arabeske hindurch das ganze Zimmer übersehen. Dorthin führte uns der Kaiser, der heimlich von Toledo zurückgekommen war, am Abend der Ankunft Franz des Ersten. Wir konnten bis in die hellerleuchteten Vorzimmer des Gemachs sehen, die sich nach

nach und nach mit der Wache des franzöſiſchen Monarchen und mit ſeinem Gefolge füllten. Der König gieng langſam durch dieſe Reihen hin und trat, nur von Wenigen begleitet, in das Zimmer, wo wir ſeiner Erſcheinung harrten. Der Herzog von Bourbon gieng vor ihm her. Er war ſehr einfach gekleidet und durch den Adel ſeiner Geſtalt und die Würde ſeines Anſtandes ſo ausgezeichnet, daß man in den Augen Eleonorens die Freude glänzen ſah, dem Helden zur Belohnung des erkämpften Sieges beſtimmt zu ſeyn. Mich dünkt ſelbſt, ihn nie ſchöner geſehen zu haben, als an dieſem Abend, wo die ſtralende Hoheit ſeiner Züge von ſüßer Wehmuth umdämmert war. Ihm folgte der König, deſſen edle Geſtalt durch die Größe, mit der er ſeinen Schmerz trug, neue Majeſtat gewann. Sein Gefolge beſtand aus dem Hauptmann und dem Lieutenant ſeiner Wache, aus Pomperen, dem Vertrauten des Herzogs von Bourbon, drei andern Rittern, die es verdienten, neben dem Monarchen und dem Herzog beachtet zu werden. Der Prinz von Melphi ging neben dem König. Da er jetzt am franzöſiſchen Hofe lebt, fuhr Alphonſine leiſe und ſanft erröthend fort, ſo bedarf es keiner weitern Schilderung, um Euch mit ihm bekannt zu machen. Ihm folgte ein junger, ſehr großer Mann, deſſen ſtolze Miene uns nicht mißfiel. Der Kaiſer ſagte uns, es ſey Sancho da Leva, der Neffe des kaiſerlichen Heerführers dieſes Namens; neben ihm erblickten wir Alphonſo da Avalos, Marquis del Guaſte. Dieſer junge Krieger ſtralte in ſo goldglänzendem Waffenſchmuck, daß der Blick immer unwillkührlich zu ihm zurückkehrte. Er hatte den Helm abgenommen und eine Fülle der ſchönſten blonden Locken flog um ſeine Schultern. Nicht ſehr

groß von Geſtalt, war er um ſo anmuthsvoller und gewandter in allen ſeinen Bewegungen und ſeine großen, ſchwarzen Augen voll Glanz und Herrlichkeit verſchönerten ein Geſicht, deſſen Züge durch eine Miſchung von Kühnheit und Schwärmerei einen höchſt anziehenden Ausdruck gewannen.

Ich redete ganz unbefangen über den Eindruck, den dieſer Anblick auf mich machte, doch da ich an dem gezwungenen Lächeln des Kaiſers merkte, daß ich meine Bewunderung der edlen Geſtalt und Haltung des Königs zu lebhaft ausgeſprochen hatte, nannte ich, als er mich ſcherzend fragte, welcher von allen dieſen Fürſten mir der liebenswürdigſte zu ſeyn bedünke, ohne Zögern den Prinzen von Melphi. Der Kaiſer ging noch in derſelben Nacht nach Toledo zurück, wohin wir ihm am Morgen mit ſeiner Schweſter folgten. Der ganze Hof verſammelte ſich am Abend ihrer Ankunft bei ihr, und hier ſtellte mir der Kaiſer den Prinzen von Melphi, mit einer Anſpielung meiner Aeußerung über ihn, vor. Um meine Verlegenheit zu verbergen, zog ich Don Sancho da Leva, der zufällig neben mir ſtand, in das Geſpräch, welches wider meine Erwartung Einfluß auf mein Schickſal erhielt, da Beide von dieſem Augenblick an eine ernſte Leidenſchaft für mich zeigten. Die Königin Eleonore glaubte ſich unbeſorgt dem Eindruck überlaſſen zu dürfen, den Carl von Bourbon auf ſie machte, da der Kaiſer ihm ihre Hand zugeſagt, und unter eben ſo günſtigen Ausſichten entfaltete ſich die Liebe, welche die Herzen des edlen Avalos und meiner Freundin Maria band. Ihre früheren Anbeter Don Fadriques und der Her-

zog von Nagera boten noch alles auf, ihre Huld zu gewinnen, sie trugen bei Stiergefechten und Ringelrennen stets noch ihre Farbe, sie brachten ihr Serenaden und suchten sich in den sinnreichsten Galanterien aller Art gegenseitig zu überbieten, doch auch in diesem Wettstreit trug Don Avalos den Sieg davon, weil es fast nicht möglich ist, ihn an Prachtliebe und Geschmack zu übertreffen. Eine Reihe von Monden entfloh uns unter diesen heitern Festen. Carraciol gestand mir seine Liebe; ich war nicht unempfindlich dagegen, aber ich verschleierte mein Herz, so daß er die Regungen desselben kaum zu ahnen vermochte. Man wußte allgemein, daß unsere Aeltern ihre Häuser durch unsere Verbindung zu vereinigen wünschten, und der Befehl meines Vaters, Carraciol als den mir bestimmten Gemahl anzusehen, war seiner Bewerbung so schnell und günstig entgegen gekommen, daß ich einige Unsicherheit über den Besitz meines Herzens nöthig glaubte, um mich von der Tiefe und dem Ernst seiner Leidenschaft zu überzeugen. Er hatte indessen das Vergnügen, zu sehen, daß ich Don Sancho mit der entschiedensten Gleichgültigkeit behandelte, Donna Maria war gegen Don Avalos freundlicher und milder, als ich es gegen Carraciol war; sie beglückte ihn mit dem Geständniß ihrer Gegenliebe und da ich ihre Vertraute war, erlaubte ich mir gegen Don Guaste nicht bloß ein trauliches Benehmen, sondern auch manche Neckerei, und im allgemeinen Gespräch manche Anspielung auf kleine nur uns dreien bekannte Vorfälle. Dieß reichte hin, um Don Sancho in seinen Vermuthungen über den wahren Gegenstand meiner Liebe irre zu leiten.

Indeß dieſes Alles vorgieng, kam Mangeſia, die ich Euch ſchon als die Gebieterin des Kaiſers genannt habe, in Madrid an. Man glaubte allgemein, daß ſie von der Stadthalterin der Niederlande geſandt ſey, um dem Kaiſer ein wichtiges, politiſches Geheimniß zu entdecken und Carl der Fünfte ſelbſt wünſchte, dieſen Wahn zu unterhalten. Mangeſia war gegen mich und Donna Maria auffallend kalt und ich konnte es mir, dadurch gereizt, nicht verſagen, es ihr und dem Kaiſer bemerkbar zu machen, daß das Geheimniß ihres Bundes für mich keines ſey. Dem Kaiſer mißfiel dieſe Entdeckung und um den Höflingen die Gelegenheit zu einer ähnlichen zu erſchweren, gieng er mit ſeinem Hofſtaat nach Toledo, nachdem er vor ſeiner Abreiſe aus Madrid der Herzogin von Alençon Päſſe ertheilt hatte, um den König, ihren Bruder, der gefährlich krank lag, zu ſehen. Die Krankheit Franz des Erſten wurde ſo ernſt, daß ſie den Kaiſer veranlaßte, ſchleunig nach Madrid zurückzukehren, ja, man vermuthet ſelbſt, daß er mehrere Nächte am Bette ſeines erlauchten Gefangenen durchwachte, indeſſen iſt das eigentliche Verhältniß des Kaiſers gegen Franz den Erſten nur wenigen bekannt geworden, da Karl auf das ſorgfältigſte vermied, es zur öffentlichen Kunde zu bringen. Der ganze Hof war auf die Ankunft Margaretha's geſpannt, ſie erſchien wie eine Frühlingsſonne, deren Herrlichkeit die ganze Natur feiernd empfindet und ſich in ihren Straalen verſchönert. Mir bleibt dieſer Eindruck unvergeßlich! Wie viele ſchöne Frauen hatte ich nicht geſehen, und doch war es mir unbekannt geblieben, daß der Himmel den Menſchen es vergönne, Frauenreiz zu ſolcher Engelsheit und Schönheit verklärt auf Erden zu ſehen. Alle Herzen

flogen ihr entgegen, alle Blicke fühlten ſich von ihrem Zauber unwiderſtehlich gefeſſelt, Karl erinnerte ſich nicht mehr, daß eine Vangeſta auf der Welt war, er liebte Margaretha von dem erſten Augenblick an, da er ſie ſah, mit aller der tief verhaltenen Glut ſeiner gewaltigen Natur, und wie die Sonne in Spanien feuriger und glutſtrahlender iſt, als in andern Ländern, ſo war auch die Huldigung, die alle Herzen ihr weihten, glutvoll und leidenſchaftlich. Konnten die Frauen ſich gleich nicht einer leiſen Empfindlichkeit erwehren, ſich durch ſie ſo ganz in Schatten geſtellt zu ſehen, ſo war ſie doch kaum einige Tage in Madrid, als auch dieſe ihr mit gleicher Begeiſterung, wie die Männer, huldigten. Donna Maria Ehmene von Infantado und ich, wir waren die Glücklichen, die ſie vorzugsweiſe mit ihrer Gunſt beehrte, und wir fanden in dieſer eine Aufforderung, uns ihrem Hofſtaat anzuſchließen.

Wie reich belohnte ſie uns für unſere Liebe und Ergebenheit durch die Gewißheit, ihr wirklich theuer geworden zu ſeyn! Früher als wir es vermutheten, mußten wir uns von dieſer unvergleichlichen Prinzeſſin trennen, da ſie es für gut fand, ihre Rückreiſe nach Frankreich zu beſchleunigen. Der Kaiſer empfand es tief, daß Margaretha aus Liebe Carl von Bourbon es ausgeſchlagen hatte, den Thron mit ihm zu theilen, doch um die Welt zu täuſchen, beſchloß er, ſich unverzüglich mit der Infantin von Portugal zu vermählen und ihr künftiger Hofſtaat erhielt Befehl, dieſer Fürſtin bis Sevilla entgegen zu gehen.

Carraciol und Don Avalos del Guaſte nahmen eben ſo zärtlich als ehrerbietig von uns Abſchied; während unſerer

Reiſe empfingen wir jeden Morgen durch Eilboten Briefe von ihnen, indeß wir auch Abends in Serenaden, die vor unſern Fenſtern erklangen, den ſinnreichen Gruß ihrer Treue erkannten. Wenige Tage nach uns kam auch die Infantin in Sevilla, von ihren beiden Brüdern, Don Luis und Don Fernando begleitet, an. Die Schönheit dieſer Fürſtin erhielt durch einen Ausdruck ſchüchterner Sanftmuth in Blick und Weſen einen Charakter von jugendlicher Liebenswürdigkeit, der ihrer Erſcheinung einen unwiderſtehlichen Reiz verlieh. Sie gieng mit uns, wie mit Schweſtern, um, und ſuchte von uns zu erfragen, wie ſie ſich zeigen müſſe, um dem Kaiſer, in welchem ſie mehr einem ſtrengen Gebieter, als einem zärtlichen Gemahl entgegen ſah, zu gefallen. Bei ſeiner Ankunft gieng ihm die Infantin entgegen, und ich ſah bei dem erſten Blick auf Karl, daß er ſich förmlicher, denn je, in ſeine Majeſtät und ſeine ſpaniſche Grandezze eingehüllt hatte, jedoch als ſeine holde Braut ihm zu Füßen ſank, um ihn als Gebieter zu bewillkommnen, überraſchte ihn ſichtlich ihre Schönheit, und ihre bis zur Bangigkeit ſchüchterne Ehrfurcht; ſein angenommener Ernſt verſchwand, und ſie erhebend und ritterlich ſein Knie vor ihr beugend, küßte er zärtlich ihre Hand und dankte ihr feurig für das unſchätzbare Geſchenk, das ſie ihm mit derſelben gewähre. Der Hochzeittag wurde feſtgeſetzt und alles aufgeboten, ihn ſo prachtvoll als möglich zu feiern. Am Vorabend deſſelben waren wir mit der Infantin in dem Garten ihres Palaſtes, den, nach ſpaniſcher Hofſitte, nur ihre Damen betreten durften. Erſt in der Abenddämmerung verließ ſie den Garten und Donna Maria und ich waren im Begriff, ihr zu folgen, als aus einem der Sei-

tengänge eine verſchleierte Dame auf uns zutrat und uns bat, ſie nach der nächſten Jasminlaube zu begleiten, weil ſie uns allein zu ſprechen wünſche. Wir waren kaum einige Schritte von der Infantin entfernt, als ſie uns anredete, und arglos faßte Donna Maria meinen Arm, um der Verſchleierten zu folgen, die uns abwärts in ein Gebüſch führte, wo wir plötzlich von acht Vermummten überfallen wurden, die uns den Mund verſtopften und vogelſchnell mit uns davon eilten. Unſer Widerſtand war vergeblich, man trug uns bis zu einer Seitenpforte des Gartens, wo ein Wagen harrte, in dem zwei vermummte Männer uns erwarteten, und der ſo feſt verſchloſſen wurde, daß wir uns darin, wie in einem dunkeln Gefängniß befanden. Der Schreck hatte uns betäubt, jetzt erſt, da der Wagen mit uns pfeilſchnell dahin rollte, erhielten wir unſere klare Beſinnung wieder und erkannten nun unſere Räuber, die mit einander flüſterten, an ihrer Stimme, für den Herzog von Nagera und Don Sancho! Beide boten, als ſie ſich erkannt ſahen, alles auf, ſich bei uns zu rechtfertigen, allein die tiefe Verachtung, mit der wir ſie behandelten, zwang ſie bald zum Schweigen.

Raſtlos eilten ſie mit uns fort, des andern Tages bei dunkler Nacht wurde in einem Walde ſtill gehalten, wo wir ein für uns aufgeſchlagenes Zelt, ſo wie auch mehrere zu unſerer Bedienung beſtimmte Frauen fanden, die uns auf unſere fernere Reiſe begleiteten. Ich ſage Euch nichts von unſern Empfindungen, unſer bitterſter Schmerz war die Schmach, welche dieſe Ehrloſen uns zugefügt, indem ſie uns, gleichſam unter den Augen der Infantin, ihrem

Schutz entriſſen! Unſere Räuber brachten uns nach Frankreich, wo ſie auf Hülfe gegen den Kaiſer hofften, deshalb wählten ſie ihren Aufenthalt in der Nähe des Hofes. Bei dem Abſcheu, den wir ihnen unverholen zeigten, fanden ſie es nothwendig, uns ganz als ihre Gefangenen zu behandeln, und wenn wir gleich erriethen, daß wir in Frankreich waren, ſo wußten wir dennoch nicht, in welcher Gegend dieſes Reichs wir uns befanden. Eines Tages, wo wir in unſerm Zimmer eingeſchloſſen mit einander klagten, ſahen wir mit freudigem Erſtaunen einen Knaben durch den Kamin zu uns niederſteigen, der uns winkte, ſtill zu ſeyn und, behutſam zu uns herabgleichend, uns leiſe erzählte, die Wirthin dieſes Hauſes ſey ſeine Schweſter, und da ſie aus manchem Umſtand errathen, daß wir entführt ſeyen, habe ſie ſich entſchloſſen, uns zu befreien, wenn uns der Muth nicht fehle, den von ihr entworfenen Plan auszuführen. Wir ſollten nämlich auf einer Strickleiter in der nächſten Nacht aus unſerm Fenſter in den Garten hinabſteigen, wo uns der Knabe erwarten wolle, um uns zu ſeinem Oheim zu führen, der ſich erboten habe, uns eine ſichre Freiſtatt zu gewähren. Mochte es nun gleich gewagt ſcheinen, uns ganz unbekannten Leuten auf Treu und Glauben hin anzuvertrauen, ſo waren wir doch ſogleich entſchloſſen und belohnten den holden Knaben mit einem Theil unſers Schmuckes. Der Tag wurde uns unerträglich lang und doch ſahen wir mit bangem Herzklopfen die Nacht herannahen. Mitternachts öffneten wir das Fenſter, um die uns höchſt gefährlich dünkende Niederfahrt anzutreten. Sie wurde glücklich vollbracht; im Garten harrte unſer der Knabe. Kaum waren wir einen Baumgang entlang gegangen, als er hor-

chend ſtehen blieb und uns zuflüſterte, daß er in dem nahen Gange reden höre. Wir hielten lauſchend den Athem an; die Sprechenden näherten ſich, und der Kleine wurde von Jemandem angefaßt, der ihn raſch und zornig fragte, wer er ſey? Er gab ſich zu erkennen, und, indem er uns mit der einen Hand unvermerkt ſeitwärts fortſtieß, faßte er mit der andern den Arm deſſen, der ihn angeredet hatte und führte ihn vorwärts, ſcherzend, daß er in der Dunkelheit dieſer Nacht geſürchtet habe, von einem Geſpenſte angepackt zu ſeyn. Wir hatten den Frager an der Stimme für den Herzog von Nagera erkannt, und hielten indeſſen den Athem an. Jetzt hörten wir auch Don Sancho's Stimme und beide ſchritten ſo nahe bei uns vorüber, daß uns kein Wort ihrer Unterhaltung verloren ging. Den Sancho erzählte, ſein Stallmeiſter ſey eben von Paris zurück gekommen und habe ihm Nachricht von der Ankunft des Prinzen von Melphi mitgebracht, der ſowohl von Franz dem Erſten als von ſeiner Schweſter mit ganz ausgezeichneter Huld aufgenommen worden ſey. Der Herzog und Don Sancho, von gleicher Angſt beklommen, kamen darin überein, daß ſie uns, um den Nachforſchungen des Prinzen zu entgehen, mit Anbruch des Tages aus unſerm bisherigen Aufenthalt nach irgend einer entlegenen Provinz führen müßten, deren Verborgenheit ihnen ihren Raub ſichere. So wie ſie weit genug von uns entfernt waren, fing unſer kleiner Führer an zu ſingen, um uns zu bezeichnen, wo er ſey. Wir eilten hin, die Angſt gab uns Flügel, er führte uns aus dem Garten einen Nichtweg über das Feld; wir giengen raſtlos weiter bis zu einem kleinen Hauſe, wo ein freundlicher Greis uns herzlich willkommen hieß. Mit

unaussprechlicher Freude hörten wir von ihm, daß sein Haus in dem Walde von St. Germain, kaum eine halbe Stunde von dem königlichen Schlosse entfernt liege, und daß der König, wie auch Margaretha, (deren Vermählung mit dem König von Navarra wir erst in diesem Augenblick erfuhren) in St. Germain anwesend sey.

Donna Maria wollte sogleich an die Königin schreiben, um ihren Schutz für uns zu erbitten; ich wünschte dagegen noch einige Zeit verborgen zu bleiben, weil ich dann hoffte, daß unsere Räuber diese Gegend verlassen hatten und auf diese Weise jedes Zusammentreffen mit ihnen und Carraciel verhütet würde. Meine Freundin gab meinen Wünschen nach und da wir mehrere Tage ruhig in unserm Hüttchen zugebracht hatten, machte uns dieses so sicher, daß wir uns durch die Schönheit des heutigen Abends zu einem Spaziergang verleiten ließen, der uns wahrscheinlich unsern Verfolgern wieder in die Hände geliefert hätte, wenn uns nicht unser hochsinniger Erretter von ihnen befreit, ehe wir noch die uns drohende Gefahr ahnden konnten.

Die beiden Freunde hatten die Erzählung Alphonsinens mit hoher Theilnahme angehört und sprachen ihr eben den Dank für das ihnen geschenkte Vertrauen aus, als Hörnerklang und Rossestrab sie unterbrach. Die Damen eilten an das Fenster und erblickten den König, der auf die Jagd gieng und neben ihm seine unvergleichliche Schwester, deren Blick, als sie ihn zufällig hob, den Blicken der beiden Fürstinnen begegnete. Ist das mehr als Traum? rief sie, die Hand zu ihnen erhebend und dadurch die Blicke des Königs auf sie hinlenkend, der mit gleichem freudigem

Erſtaunen beide Damen erkannte. In dieſem Augenblick ſprengte auch der Fürſt von Melphi aus dem Gefolge vor, und warf ſich, alles vergeſſend, vom Pferde, um Alphons ſinen entgegen zu fliegen. Ein Blick, ein Wort nur im vollen Ton der Liebe ward beiden zur Feier dieſes Wiederſehens vergönnt, denn ſchon nahete ſich auch der König, um ſie mit all der Ritterſittigkeit zu begrüßen, die ſeinem Betragen einen ſo unwiderſtehlichen Reiz verlieh. Margaretha flog in die Arme ihrer Freundinnen, die ſie mit inniger Zärtlichkeit an ihr Herz drückte und fragte, welchem Wunder ſie die Erfüllung ihres Lieblingswunſches, beide in Frankreich zu ſehen, verdanke. Die Fürſtinnen erwähnten flüchtig des gegen ſie verübten Frevels, indem ſie ſich für eine andere Stunde die ausführliche Erzählung verbehielten. Die Jagd wurde aufgehoben, und die Königin kehrte, von beiden Freundinnen begleitet, nach dem Schloſſe zurück. Beiden Fürſtinnen that nach der ſchlafloſen Nacht Ruhe noth; Margaretha fühlte dies, und kam erſt am Abend von einigen ihrer Damen und von Carracul begleitet zu ihnen; auch Lautrec und Drogut folgten dem König, der ſeinen Schwager, Margarethens Gemahl, mitbrachte, um ihn den Spanierinnen vorzuſtellen. Die Unterhaltung war lebendig und geiſtreich; die holden Fremden glänzten in all der ſüdlichen geiſtigen Lebendigkeit ihres Landes und die geiſtreichen Franzöſinnen wetteiferten mit ihnen an Lebhaftigkeit und heiterm, blühendem Witze.

Den folgenden Tag aßen die Freundinnen zu Mittag bei der Königin, die ſie ihrer Mutter, der Herzogin von Angoulême, und der Prinzeſſin Renata von Frankreich,

Tochter Ludwig des Dreizehnten verſtellte. Die Schönheit der Herzogin ſetzte ſie in Erſtaunen. Selbſt nach verſchwundener Jugend war ſie ſchön unter den Schönſten, ſtolz und hoch von Wuchs, majeſtätiſch und ehrfurchtgebietend in Blick, Ton und Anſtand, umfloß eine Fülle goldblonder Locken in reichem Jugendſchmuck ihr hohes Haupt. Ohne ſchön zu ſeyn, gewann Madame Renata alle Herzen, ſie hatte geiſtreiche Züge, ſeelenvolle Augen, blendendweiße Zähne und eine Jugendanmuth in ihrem ganzen Weſen, die ihr ſehr reizend ſtand. Die herzgewinnende Freundlichkeit, mit der Renata die Fürſtinnen in Frankreich willkommen hieß, machte auf beide tiefen Eindruck, und legte den erſten Grund zu der Liebe und Verehrung, mit der ſie ihr ſtets ergeben blieben. Nach den erſten Begrüßungen durchlief Alphonſine mit ihren hellen Augen die ganze Verſammlung, ihr Blick haftete auf dem Prinzen Herkules von Eſte, einem der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, der die Prinzeſſin Renata hoffnungslos liebte, da er der Sohn der nur zu berüchtigten Lukretia Borgia und zugleich ein jüngerer Prinz ſeines Hauſes, ſich durch eine zu große Kluft von einer Königstochter Frankreichs geſchieden fand. Alphonſinens Falkenblick war gleich über die Stimmung ſeines Herzens im Klaren, und ſie flüſterte Donna Maria, welche neben ihr ſaß, ihre Entdeckungen zu. Die Königin, welche dieſe leiſe geflüſterten Worte vernommen, winkte ihr mit den Augen, ſie habe Recht. Bald nachher ſah ſie den Grafen Gavales von St. Severino gleichfalls Madame mit einem ſo innigen Ausdruck anblicken, daß ſie Donna Maria leiſe zurief: Da iſt noch ein unglücklicher Liebhaber! Die Königin lachte hell auf. Alphonſine, ſagte ſie,

wird ſich hier durch ihren Scharfblick eben ſo furchtbar machen, als ſie es in Spanien war, und ich bin überzeugt, daß ſie, ehe acht Tage vergehen, alle Herzensgeheimniſſe hier enträthſelt haben wird. Nun denn, antwortete ſie, bitte ich Ew. Majeſtät, mir zu ſagen, ob nicht jener prächtiggekleidete Jüngling mit der ſtolzen und doch ſo kummervollen Miene jene junge, ſchwarzäugige Dame liebt, deren Nymphengeſtalt mir höchſt anmuthig erſcheint. Ich glaube es, erwiederte die Königin, es iſt der Marſchall von Montmorenci, dem mein Bruder ſehr gewogen iſt, und jene Dame die Tochter meines Oheims, des Grafen von Villars. Sie war mit Gaſton de Foix verlobt, den ihr der Tod entriſſen, und trotz aller Verdienſte Montmorenci's wird ſie ſich doch ſchwerlich entſchließen, eine Verbindung einzugehen, die dem ihr einſt beſtimmten Loſe, Gemahlin eines königlichen Prinzen zu werden, nicht entſpricht.

Hier trat Franz der Erſte ein; er ſah ernſt und mißmuthig aus und näherte ſich ſeiner Mutter, ihr die eben erhaltene Nachricht mitzutheilen, daß der Herzog von Bourbon in Italien einen blutigen Sieg über die franzöſiſchen Truppen erfochten habe. Luiſe erblaßte, und warf ihrer Tochter einen ſo furchtbar drohenden Blick zu, daß dieſe erſchüttert aufſtand, um ſich zu entfernen. Die Freundinnen folgten ihr, und Alphenſine konnte ſich, da ſie das Auge der Königin von aller Wehmuth ſchwermuthsvoller Erinnerungen umwölkt ſah, nicht enthalten, ihr zu ſagen: Nach dem, was wir in Madrid von der Leidenſchaft des Kronfeldherrn für Ew. Majeſtät geſehen, nach dem Glück,

was ihm verheißen war, und nach allem, was von den Empfindungen der Herzogin von Angouleme für ihn dem ganzen Europa kund geworden iſt, darf ich vielleicht Ew. Majeſtät daran erinnern, daß Sie uns mit dem Zuſammenhang dieſer Begebenheiten bekannt zu machen verſprachen! Ach, ſeufzte die Königin, was Sie zu erfahren wünſchen, iſt ein Gewebe von Unglück und Verbrechen, deſſen Opfer ich leider nicht allein geworden bin, doch Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden! Die Gräfin Alſaide von Beaumont iſt ſeit meiner frühesten Jugend meine Vertraute und Augenzeugin aller Begebenheiten meines Lebens, die als eine Folge der unglücklichen Liebe des Kronfeldherrn, nicht bloß ſein und mein Leben vergiftet, ſondern auch mehr als einmal die Ruhe Europa's erſchüttert haben. In dieſem Augenblick wurde Alſaide gemeldet, die ſo eben von Paris wieder eintraf. Die Göttin der Jugend und ſüßlächelnden Heiterkeit ſchien mit ihr in das Zimmer zu treten. Mit froher Traulichkeit flog ſie auf die Königin zu, ihr die Hand zu küſſen und begrüßte dann die beiden fremden Damen, als Margaretha ſie ihr nannte, mit herzgewinnender Freundlichkeit. Margaretha machte die Gräfin mit dem Wunſch der Freundinnen bekannt, und da ſie bei dieſer Erzählung nicht gegenwärtig ſeyn wollte, ließ ſie die Freundinnen in ihrem Cabinett, wo ſie vor jeder Störung ſicher waren, allein mit Alſaiden, welche nach einigen ſchmeichelhaften Verſicherungen der Freude, mit welcher ſie der Fürſtinnen Wünſche erfüllte, folgendermaßen ihre Erzählung begann:

Margaretha von Valois erhielt gemeinſchaftlich mit ihrem Bruder, dem König, eine vortreffliche Erziehung von

ihrer Mutter, die im 17ten Jahre ihres Lebens verwittwet ſich ungetheilt und mit dem glücklichſten Erfolge ihren Kindern widmete. Da Ludwig der Dreizehnte keine Söhne hatte, ſo war Franz ſein muthmaßlicher Nachfolger; deshalb foderte Ludwig die Herzogin auf, die Erziehung ihrer Kinder an ſeinem Hofe zu vollenden. Sie gehorchte, und ſowohl Franz von Angouleme als Margaretha, erſchienen wie zwei Sterne, vor deren Glanz alles andere erliſcht. Franz bezauberte alle Frauen wie ſeine Schweſter, alle Männer. Madame Claudia, Ludwig des Zwölften älteſte Tochter, damahls dem Thronerben Oeſtreichs zur Gemahlin beſtimmt, konnte ihr Herz dem Eindruck ſo vieler Liebenswürdigkeit nicht verſchließen, ſie liebte den Grafen mit einer Innigkeit, die er eigentlich nie erwiedert hat, obgleich ihre Herzensgüte und ihre Geiſtesbildung ſie zu einer der trefflichſten Frauen unſerer Zeit machten. Von den Männern, die Margarethen huldigten, nenne ich Ihnen nur den Herzog von Alençon, Lautrec, Bonnivet und den Kronfeldherrn, der damahls noch Graf von Montpenſier hieß. Der Herzog von Alençon war eben ſo klein an Geiſt als unanſehnlich von Geſtalt; ſein Rang als erſter Prinz von Geblüt war das Einzige, was ihm Beachtung gewann. Seit ſeiner Kindheit mit der reichſten Erbin Frankreichs, der Prinzeſſin Suſanna von Bourbon, verſprochen, fand er gleichwohl in dieſer Verbindung keine Schutzwehr gegen den Eindruck, den Margaretha auf ihn machte. Lautrec und Bonnivet waren in ihrer Hingabe an ihre Leidenſchaft unſinnige Thoren, doch mit dem Unterſchied, daß Lautrec, durch hohen Glanz perſönlichen Verdienſtes ausgezeichnet, ſtets in den Schranken ſtummer Ehrfurcht blieb, während

Bonnivet, mit Franz erzogen, sein Vertrauter und Günstling, auf die Zuneigung des Prinzen trotzend, seine Liebe oft mit verwegener Kühnheit zur Schau zu tragen wagte. Er galt allgemein für den schönsten Mann unsers Jahrhunderts, allein sein eignes Wissen um diesen Vorzug raubte seiner Seele die Energie wahrer Männerwürde und grub ihm den Abgrund, in dem er, von Leidenschaft und Selbstverblendung fortgerissen, seinen Untergang finden sollte. Karl von Bourbon haben Sie selbst in Spanien gesehen. Er wird allgemein als der größte Heerführer seiner Zeit, als ein strahlendes Ehrenbild großmüthiger Ritterlichkeit und feiner Sitte, als der edelste Fürst unsers Zeitalters geehrt. Wenige dürfen sich erkühnen, Ihm gleichen zu wollen. Sein Geschlecht ist das edelste, da er in gerader Linie von Ludwig dem Heiligen abstammt. Graf Gilbert von Bourbon, sein Vater, starb in Neapel als Vice-König dieses Reichs, in der Blüthe seiner Jahre. Ein ältester, in Frankreich zurückgebliebener Sohn diente in dem Heere, welches Ludwig der Zwölfte zur Wiedereroberung Neapels nach Italien sandte. Als das Heer triumphirend in Neapel einzog, flammte in dem Herzen des jungen Bourbon, der sich als einer der Tapfersten des tapfern Heeres bewiesen hatte, eine ganz unaussprechliche Sehnsucht, das Grab seines Vaters aufzusuchen. Alle Führer des siegreichen Heeres begleiteten den jungen Helden zu der geweiheten Stätte; Bourbon ließ sich den Sarg öffnen, doch als er den Leichnam des geliebten Vaters erblickte, brach der Schmerz kindlicher Liebe sein Heldenherz und er stürzte todt auf ihn nieder. In einem Sarge vereinigt, führte

das Heer bei seiner Rückkehr die Leichen des Vaters und des Sohnes nach Frankreich.

Dieser Tod seines ältern Bruders erhob den Grafen von Montpensier zum Haupt der jüngern Linie seines Hauses, so wie er ihm auch die Anwartschaft auf die reichen Besitzungen des Herzogs Peter von Bourbon gab, der mit Anna von Frankreich, Tochter Ludwig des Eilften vermählt, aus dieser Ehe nur eine Tochter erblühen sah. Das salische Gesetz, welches die edle, hochsinnige Anna von Frankreich von dem Thron ihres Vaters ausgeschlossen hatte, schloß jetzt auch Susanna von Bourbon von der Erbfolge der Besitzungen ihres Vaters aus, die nach allen, in Frankreich geltenden, Gesetzen und Rechten an Karl von Montpensier fallen mußten. Allein nach dem Tode des Grafen Gilbert und seines ältesten Sohnes schien dem Herzog Peter von Bourbon der Zeitpunkt zu günstig, um nicht einen Versuch zu machen, seiner Tochter den Erbbesitz seiner Länder zu sichern. Karl von Montpensier war noch ein Knabe, unfähig seine Rechte zu vertheidigen und es gelang dem Herzog, von Ludwig dem Zwölften die Ausfertigung eines Patents zu erhalten, das seiner Tochter Susanna den Besitz der Herzogthümer Bourbon und Auvergne, so wie der Grafschaft Clermont, zusicherte; doch das Parlament verweigerte die Anerkennung von Susannens Erbfolge, und erst, als Herzog Peter durch die Verlobung seiner Tochter mit dem Herzog von Alençon sein Interesse zu dem des königlichen Hauses machte, beugte sich das Recht vor einem königlichen Machtspruch.

Anna's große Seele empfand das dem jungen Grafen zugefügte Unrecht immer tiefer, immer lebhafter, jemehr sie den jungen Prinzen preisen hörte. Sie bewog ihren Gemahl, seinen Neffen zu sich nach Chaußiere, einem nahe bei Moulins gelegenen prachtvollen Schloß, wo Herzog Peter Hof hielt, einzuladen. Viel Rühmliches hatte das Gerücht von dem Jüngling verkündet, und doch übertraf er die Erwartung, mit der man ihm entgegen sehn. Karls Seele war über jede Regung und Berechnung des Eigennutzes erhaben, er gewann seinen Oheim lieb, doch Anna von Frankreich ward bald der Gegenstand seiner innigsten Ehrfurcht und seiner kindlich zärtlichen Liebe. Sie war gefühlvoll, zart und mild wie ein edles Weib, und dabei großsinnig und erhaben an Willen und Gedanken, wie ein edler Mann. Unter der vorigen Regierung hatte sie Antheil an der Staatsverwaltung gehabt; sie kannte nicht nur den französischen Hof, sondern sie hatte einen scharfen Blick und ein richtiges Urtheil für alle politische Verhältnisse Frankreichs zu dem Auslande. Bis jetzt hatte die Bildung des jungen Grafen in einseitiger Richtung nur die Wissenschaft des Kriegers, nur Entwickelung der Körperkraft und Meisterschaft aller Leibesübungen bezweckt; Anna erweckte seinen Genius; sie erschloß seinem Blick neue, ihm noch unbekannte Bahnen zu höherem Ruhm; kein Kranz, den Seelengröße und Geisteshoheit erringen können, durfte ihm, wie sie verhieß, unerreichbar bleiben, — auch hat er sie alle gewonnen! Susanna von Bourbon war eine jener stillen weiblichen Naturen, die, nur in der innern, tiefverborgenen Glut ihrer Empfindungen lebend, dem flüchtigen Beobachter oft kalt und unbedeutend erscheinen. Gleich und

reizlos von Geſtalt, zart und ſchweigſam in Sinn und Weſen, blieb der mächtige Eindruck, den Karl auf ſie machte, von allen unbemerkt. Sie liebte ihn mit aller Jugendmacht des Lebens in ihr, und der Schmerz, ihm als die Räuberin ſeines Erbes gegenüber zu ſtehen, verſtärkte die Gewalt ihrer Liebe mit allen Regungen, durch die eine unfreiwillige Schuld eine reine Seele zu erſchüttern vermag. Keiner errieth das Geheimniß ihres Herzens; in ihrem Betragen gegen den Grafen war ſie ſanft und ſchüchtern, wie er ihr dagegen in voller Unbefangenheit mit brüderlicher Treu ergeben war. Der Vater bereuete nicht dieß die gegen ſeinen Neffen begangene Ungerechtigkeit, auch Suſannens Verlobung mit dem Herzog von Alençon, da er es ſich nicht verhehlen konnte, daß eine Vermählung ſeiner Tochter mit dem Grafen allen ſeinen Wünſchen für das Glück des geliebten Kindes eine Gewährung geſichert hätte, die man von dem Charakter des Herzogs von Alençon nicht hoffen durfte; doch ſein Alter und ſeine Schwäche hielten ihn von jedem Schritt zur Auflöſung dieſes Bündniſſes ab, mochte dieſe gleich ſein innigſter Wunſch ſeyn.

Nach ſeiner Rückkehr von La Chauſſiere erſchien Karl von Montpenſier zum erſtenmal bei Hofe. Die Leidenſchaft, die er der Herzogin von Angouleme einflößte, blieb von dem Augenblick ihrer Entſtehung an für uns alle kein Geheimniß und würde auch ihm ſelbſt bemerklich geworden ſeyn, wenn nicht der erſte Blick, den er auf Margaretha warf, unwiederruflich über ſein Schickſal entſchieden hätte. Sie war ſeine erſte Liebe und iſt unter allem Wechſel der Erſcheinungen, unter allen Stürmen ſeines Lebens die ein-

zige Liebe dieſes großen Herzens geblieben. Der Himmel ſchien dieſe beiden ſchönen Seelen für einander geſchaffen zu haben. Von Kindheit an Margarethens Gefährtin und Vertraute, entgieng mir auch jetzt keine der Regungen dieſes Engelsherzens. Eine neue Welt lichter Ahndungen und ſeliger Träume umfieng ſie, und ohne ſich ſelbſt in der wehmüthigen Seligkeit der zarten Sehnſucht zu verſtehen, die jetzt ihr Herz in ſüßen Seufzern hob, empfand ſie dennoch, daß Welt und Leben, Glück und Schmerz ſich ihr in früher, nicht geahndeter Tiefe zu offenbaren ſtrebten. Schüchtern wagte endlich Karl, vom Zufall begünſtigt, das Geſtändniß ſeiner Liebe; Margaretha konnte ihm nicht zürnen, aber ſie durfte ſeine Kühnheit nicht gut heißen; denn wenn beide auch, der Geburt nach, gleichen Ranges waren, ſo durfte der Gräfin Hinſicht auf den Thron, zu dem Franz von Angouleme berufen war, ſich doch nie mit der Hoffnung ſchmeicheln, die Einwilligung des Königs zu einer Verbindung mit deſſen Schweſter zu erhalten. Zu dieſem Zeitpunkt bot das Geſchick Karl von Bourbon Gelegenheit, ſich auf die Dankbarkeit des Thronerbens hohe Rechte zu erwerben, gleichſam als wollte ihn der Himmel zu den ſchönſten Hoffnungen ermuthigen. Ludwig der Zwölfte hatte ſeine Schweſter Claudia zur Gemahlin des Grafen von Angouleme beſtimmt; allein ſeit der Ankunft Luiſens von Savoyen an ſeinem Hofe hatte ſich zwiſchen ihr und ſeiner Gemahlin eine Spannung gezeigt, die immer feindſeliger wurde, je öfter und länger ſich beide Damen ſahen; die Königin konnte es nicht ertragen, in Luiſen eine Frau neben ſich zu ſehen, die nicht allein ſchöner, ſondern auch, wo möglich, noch ſtolzer war, als ſie ſelbſt. Sie bot alles

auf, um nicht einſt in dem Sohn dieſer Frau den Gemahl ihrer Tochter zu ſehen, da dieſe Verbindung die Herzogin, nach dem Tode Ludwigs des Zwölften, der Königin an Rang gleich zu ſtellen verhieß. Anna's hochfahrender Sinn und ihre Herrſchſucht hatten von jeher nun zu viel Macht über ihren Gemahl geübt, der ſich auch jetzt, ſeiner ewigen Fehden mit Ferdinand von Arragonien überdrüßig, um ſo leichter von ihr überreden ließ, ſeine Tochter mit dem Enkel deſſelben, dem Erzherzog Karl, zu vermählen. Dieſe Verbindung drohete Angouleme's Hofnung auf Frankreichs Thron zu vernichten. Sein Schickſal hieng in dieſer Lage von der Stimmung der Großen des Reichs und vorzüglich der Prinzen vom Geblüt ab. Der Graf von Montpenſier trat als Verfechter ſeiner Rechte auf; er ſchilderte die Gefahren einer Verbindung der Prinzeſſin Claudia mit einem ausländiſchen mächtigen Prinzen auf das Lebendigſte und drang bei dem König auf eine Zuſammenkunft der Stände; Ludwig berief dieſe nach Tours. Die feurige Beredſamkeit des Grafen von Montpenſier, die Liebe, mit der ihm alle Herzen huldigten, gewann die Meinungen und Wünſche der Ständeverſammlung allgemein für ſeine Anſicht und der Widerwille gegen die Verbindung der Prinzeſſin mit dem Erzherzog ſprach ſich ſo laut aus, daß der König die Unterhandlung darüber augenblicklich abbrach und den Ständen ſein, früher dem Grafen von Angouleme gegebenes Wort feierlich erneuerte. Der allgemeine Jubel bei dieſer Verheißung rührte den guten König bis zu Thränen und von ihm fortgeriſſen, beſtimmte er den Tag zur Feier der Vermählung ſeiner Claudia mit dem von ihr ſo innig geliebten Franz.

Dieſe Vermählungsfeier rief auch den Herzog Peter mit ſeiner Gemahlin und Tochter nach Hofe. Könnte ich Ihnen doch den rührenden Zauber der ſtill ergebenen Hoffnungsloſigkeit, der ſanften, zartlichen Wehmuth malen, der um Suſannens zarte, bleiche Geſtalt ſchwebte! Sie blendete nicht, ſie flößte keine Bewunderung ein, aber ſie war geſchaffen zu lieben und geliebt zu werden. Auch bedurfte es für Suſanna und die Prinzeſſin von Valois nur eines Blickes, um ſich zu einander hingezogen zu fühlen und dieſe Neigung des erſten Augenblicks erblühete bei der gleichen Schönheit ihrer Seelen ſchnell zur treueſten, innigſten Freundſchaft. Es gab nur ein Geheimniß zwiſchen beiden und ſelbſt dieß Geheimniß war die Gleichheit Einer Empfindung, Einer Anerkennung des Vortrefflichen in beider Herzen! Was Karl für ihren Bruder gethan hatte, berechtigte Margaretha zu dem achtungsvollen und freundſchaftlichen Antheil, der ſich in ihrem Betragen gegen ihn ausſprach und der Anſtand der ſtrengſten Sitte war ſo ganz das Element ihres Weſens, daß ſelbſt Suſanna mit allem Scharfblick der Liebe das Geheimniß ihres Herzens nicht errieth. Auch Suſanna's Neigung würde der Prinzeſſin ein Geheimniß geblieben ſeyn, wenn nicht ein neuer, bisher noch ihr unbekannter Schmerz Suſannens Herz und Leben mit einer Gewalt angegriffen hätte, der ſie nicht zu widerſtehen vermochte. Die Herzogin Luiſe wußte, wie viel ihr Sohn Karls Freundſchaft zu danken hatte; dieß Bewußtſeyn fachte die Flamme ihrer Leidenſchaft heller denn jemahls an. Sie hoffte, daß es ihr gelingen würde, den Ehrgeiz eines jungen Fürſten, der, ſeines Erbes gewaltthätig beraubt, es ſeinem Schwerdt allein überlaſſen ſah, ſich

eine Bahn zu brechen, in ihre Schlingen zu ziehen. Su-
ſanna erbebte bei dem Gedanken, daß die ihretwegen an
ihm verübte Ungerechtigkeit vielleicht zur Klippe für ihn
werden könne; ſie ward von Tag zu Tag unter dem Druck
dieſes Kummers bleicher und welkte ſo ſichtlich hin, daß
die Angſt des für ihr Leben beſorgten Mutterherzens ihr
endlich das Geſtändniß ihres Schmerzes und ihrer Liebe
entriß, das denn auch für Margaretha, die mit unbeſchreib-
licher Innigkeit Suſannen liebte, kein Geheimniß mehr
blieb.

Zu dieſer Zeit ſtarb Peter von Bourbon. Aus Rück-
ſicht auf die Wünſche ihres Gemahls hatte ſich Anna von
Frankreich früher die Verbindung ihrer Tochter mit dem
Herzog von Alençon gefallen laſſen, ohne ſie je zu wünſchen,
oder auch nur zu billigen; ihre hohe Seele konnte den fei-
gen, kleinſinnigen Charakter des Herzogs nur gering ſchätzen.
Bei der Kälte, mit der er Suſanna behandelte, durfte ſie
für die geliebte Tochter kein Glück hoffen, ja ſie durfte an
der Seite eines ſolchen Gatten nicht einmal auf den ru-
higen Beſitz der ihr zugeſprochenen Güter für Suſanna
rechnen, wenn die Kunſt Luiſens von Angouleme und ihr
Hang zur Intrigue den kühnen Heldenſinn des jungen Gra-
fen zum Kampf um dieſelben aufreizen ſollte. Karl
von Montpenſier war der Abgott der Bourbonen, die laut
darüber klagten, daß man ſie einem andern Fürſten über-
geben wolle, während ihr eigner, angeborner Herrſcherſtamm
noch mit einer ſo herrlichen Blüthe prange. Anna von
Frankreich empfand die Gerechtigkeit dieſer Klage; Suſan-
nens Seelenfriede und mit ihm die Erhaltung ihres Le-

bens hieng an der Beseitigung derselben und so bedurfte es nach dem Tode des Herzogs für Mutter und Tochter nur eines Wortes zur Verständigung, um gemeinschaftlich auf die ihnen durch den Machtspruch des Königs zuerkannte Erbfolge Susannens Verzicht zu leisten. Dieser Entschluß heischte auch zugleich di. Aufhebung der Verbindung mit dem Herzog von Alençon; sie sandte diesem die Summe, die ihm für den Fall eines Bruchs zugesichert war, er nahm sie an und nun lud Anna Karl von Montpensier zu sich, um ihm zu sagen, was sie gethan, und ihn auch aufzufordern, seine Rechte gegen sie und Susanna vor dem Parlament geltend zu machen. Bombens Seele fühlte den Werth dieser Handlungsweise, allein er verweigerte es entschieden, Susannens Großmuth zu benutzen und die bründerlich geliebte Tochter einer Frau, der sein ganzes Herz in Bewunderung und zärtlicher Ehrfurcht gehörte, eines Besitzthums zu berauben, das er nie als das seinige betrachtet hatte. Susanna's blasse Wangen röthcten sich im Wiederschein ihres tiefen Gefühls, als sie die Beredsamkeit der innigsten Bitten, der liebevollsten Worte aufbot, um den Grafen zur Einwilligung zu bewegen. Zum erstenmal durchzuckte ihn die Ahndung, er sey von ihr geliebt und mit dieser der Gedanke, daß eine Verbindung mit ihr den Wettstreit ihrer Großmuth am schnellsten schlichten könne. Er verließ sie bewegt, doch entschieden, ihre Hand nicht zu erbitten, da er sich ewig nur als den Geliebten Margarethens zu denken vermochte, und die Vergünstigung, sie lieben zu dürfen, ihm mehr galt, als der Besitz irgend eines andern Weibes. Allein die Prinzessin von Valois glaubte sich verpflichtet, ihrer Freundin und dem Glück des von ihr

geliebten Mannes das Opfer zu bringen, ihn zu einer Vermählung mit Suſanna durch die ganze Macht ihrer Liebe über ihn zu bereden. Sie wußte, daß er ohne Hoffnung auf ihren Beſitz jede andere, auch die glänzendſte Verbindung, ausſchlagen werde, ohne dieß ſich und ihr für ein Opfer anzurechnen; ſie fühlte, das Glück ihres Lebens ſey verblüht, wenn er einer andern Herz und Hand gebe; allein es galt Suſannens Leben, Suſannens Glück und eine Vermählung mit dieſer ſicherte dem Grafen zugleich das glänzendſte Loos! Die Prinzeſſin wußte, daß ſie dem Erzherzog Karl beſtimmt war, der nach Claudia's Vermählung mit Franz um ihre Hand geworben hatte; die Liebe ihrer Mutter für Karl von Montpenſier war gleichfalls kein Geheimniß und der Gedanke der Möglichkeit ſeiner Vermählung mit dieſer ihr furchtbar, da er ihre Liebe und die ſeine zur Sünde machte. Doch auch ihrer Mutter wegen durfte ſie ſich keine Hoffnung mehr erlauben, je die Seine zu werden. Sie fühlte, was ſich in dieſen Verhältniſſen für ſie gezieme, und nie berechnen ſchöne Seelen, was es ſie koſtet, dies zu thun! Durch Madame Renata ließ ſie den Grafen in das Kabinet dieſer Freundin zu einer Unterredung einladen und von ihr ſelbſt erfuhr er die Werbung des Erzherzogs Karl um ihre Hand, doch zugleich auch Suſannens Liebe und daß es Gram um ihn war, was ſie dem Tode zuführe! Er wußte, daß das Leben ihrer Mutter, die er wie ſeinen Schutzgeiſt ehrte und liebte, an das ihrige geknüpft war. — Großmuth, Edelſinn, Dankbarkeit, alle fromme Regungen des menſchlichen Gemüths ſprachen für Suſanna, die Prinzeſſin foderte mit Thränen das Glück und das Leben ihrer Freundin von ihm, ſie ſah in ſeiner

Einwilligung den höchſten, den edelſten Beweis ſeiner Liebe und ſie erhielt ſein Jawort zu dieſer Verbindung.

Schon am andern Tage warb Ludwig der Zwölfte förmlich für Karl um die Hand Suſannens von Bourbon, und am Abend des folgenden Tages wurde ihre Vermählung gefeiert. Wer ſchildert das Entſetzen der Herzogin von Angouleme bei der Nachricht von dieſer Bewerbung? Ihr Herz, ihr Stolz und ihr Eigennutz wurden dadurch auf das Empfindlichſte verletzt, da ſie, aus dem Blut der Bourbons entſproſſen, nach Suſannens Tode, wenn dieſer das Recht der weiblichen Erbfolge unangefochten zuerkannt geblieben wäre, die nächſten Anſprüche auf ihre Beſitzungen hatte! Hiezu kam noch ein lang genährter Haß gegen Anna von Frankreich, den dieſe durch ihren nicht verhehlten Spott über die Leidenſchaft zu einem Jünglinge, neu belebt hatte. Alle ihre Verſuche, dieſer Vermählung Hinderniſſe in den Weg zu legen, blieben ohne Erfolg, da der König herzlich froh war, die von ihm ſelbſt empfundene Unrechtmäßigkeit ſeines frühern Ausſpruches durch dieſe Verbindung wieder auszugleichen. Auch ſann Luiſe weniger darauf, Zorn und Kummer zu verbergen, als ſich zu rächen. Karls von Bourbon liebevolle Zuneigung zu Suſannen, ſeine zärtliche Ehrfurcht gegen ihre Mutter, die ſtille Seligkeit, welche die Herzen beider bei dieſer Entſcheidung füllte und aus Suſannens Blicken und allen ihren Zügen widerſtrahlte, warfen alle Schlangen der Eiferſucht an Luiſens Herz. Sie hielt dieſe Vermählung für ein Bündniß der Liebe. Aber als am Hochzeittage ſelbſt Margaretha ſich Karl von Bourbon nahte, um ihm Glück zu wünſchen,

warf dieser einen so ausdrucksvollen, so tief schwermüthigen Blick auf sie, daß aller Argwohn der Eifersucht Luisens sich plötzlich auf ihre Tochter wandte.

Die Prinzessin fühlte sich von der Anstrengung, vor den Augen des ganzen Hofes bei der Vermählung des einzigen Mannes, den sie den Ihrigen zu nennen gewünscht hätte, nun als ruhig theilnehmende Zuschauerin zu erscheinen, so erschüttert, daß sie Madame Renata bat, mit ihr einige Augenblicke in ein Seitenkabinet zu treten. Luise von Savoyen ward ihre Entfernung gewahr; sie eilte ihnen nach und überraschte sie, indem sie einen Brief lasen, den Madame Renata sogleich mit ihrer gewöhnlichen Geistesgegenwart zusammenschlug und, als gehöre er ihr, an sich behielt; ein einziger Blick darauf war für die Herzogin hinreichend gewesen, die Handschrift zu erkennen. Sie machte den Prinzessinnen Vorwürfe, sich an einem so festlichen Tage der Gesellschaft zu entziehen, und fügte im bittern Tone hinzu, daß es vielleicht nicht schwer sey, die Veranlassung zu errathen. Ihr eifersüchtiger Argwohn war in diesem Augenblick zwischen den beiden Prinzessinnen getheilt; doch zum Unglück entgieng es ihren Falkenaugen nicht, daß Madame ihrer Tochter heimlich den Brief wieder zusteckte: Diese barg ihn in ihren Busen, die Herzogin wandte sich rasch, entriß ihr blitzschnell den Brief und entfernte sich mit ihrem Raube.

Ach, es waren die Abschiedsworte des unglücklichen Herzogs, die er am Morgen dieses verhängnißvollen Tages geschrieben, und die ihr nicht allein keinen Zweifel über

ſeine Liebe zu der Prinzeſſin ließ, ſondern ſie auch belehrte, daß dieſe Vermählung, die das Grab aller ihrer Hoffnungen war, nur ein Opfer des Gehorſams ſey, welches er der Geliebten bringe, die er, wenn gleich nun für immer verſtummend, doch ewig als die Schiedsrichterin ſeines Schickſals, als die Gottheit ſeiner Seele anbeten würde. Die Wuth der Herzogin war unbeſchreiblich und all ihr Sinnen Rache! Wenn ihre Tochter, als Gemahlin des Infanten Carl, Spaniens Thron beſtieg, wenn vielleicht einſt die Kaiſerkrone ihr Haupt ſchmückte, ſo würden, wie Luiſe glaubte, dieſer Glanz und die erhabenſte Herrſcherwürde unſers ganzen Welttheils nie für das verlorne Glück ihres Herzens entſchädigen und Zeit, Entfernung und der Gedanke, daß es unmöglich geweſen ſey, ihren Beſitz erringen zu können, auch den Herzog über ihren Verluſt tröſten. Das war keine Rache, wie ihre Wuth ſie wollte! — Ach, es mißlingt entſetzlichen Frauen ſo ſelten, im Herzen des Feindes die Stellen aufzufinden, wo der Dolch am ſchmerzlichſten trifft! — Auch Luiſe fand ſie auf, blitzſchnell alle Verhältniſſe überſchauend, alle Möglichkeiten zuſammenfaſſend, beſchloß ſie, ihre Tochter mit dem Herzog von Alenzon zu vermählen. Sie erklärte dem König mit aller der ihr eigenen Entſchloſſenheit, daß ſie Margaretha nach ihrem Willen verheirathen wolle und daß er, wenn ihm eine Verbindung ſeines Hauſes mit dem Infanten Karl ſo ſehr am Herzen liege, ſelbſt Vater einer Tochter ſey, die er ihm geben könne. Ludwig würde es für Unrecht gehalten haben, einer Mutter das Recht zu verweigern, ihre Tochter nach ihrem eigenen Wunſch zu verheirathen und ſo wurde dem Herzog von Alenzon die Hand der Prinzeſſin

unter der Bedingung zugesagt, in alle Racheplane seiner Schwiegermutter gegen Karl von Bourbon einzugehen. Jetzt erst, nachdem mit der Zustimmung des Königs alles, was sich auf diese Vermählung bezog, verabredet und fest bestimmt war, ließ die Herzogin Margaretha rufen, welche sie seit dem Vorfall mit dem Briefe noch keines Blickes gewürdigt hatte. Ihr seyd, redete sie sie an, die Verlobte des Herzogs von Alençon, bereitet Euch, ihn gebührend zu empfangen, in drei Tagen ist Eure Vermählung. Ich zweifle nicht, fügte sie bitter lächelnd hinzu, daß Ihr meine Befehle mit schuldiger Ehrfurcht empfangen und ihnen freudig Folge leisten werdet! Die Prinzessin vermochte nur sich schweigend zu verneigen. Luise klingelte; man brachte ihr Schmuck und Stoffe, die für Margaretha bestimmt waren, und unter denen sie diese noch mit unmütterlicher Grausamkeit zwang, in dieser furchtbar peinigenden Lebensstunde zu wählen. Sobald sich Margaretha entfernen durfte, eilte sie in ihr Cabinet und ließ die Prinzessin Renata bitten, zu ihr zu eilen. Der Herzog von Bourbon war gegenwärtig, als Madame Margarethens Billet erhielt. „Eilen Sie zu mir, hatte sie geschrieben, um das entsetzliche Schicksal zu erfahren, das mir bestimmt ist. Nie habe ich des Trostes Ihrer Freundschaft so bedurft, als in dieser hoffnungslosen Stunde!“ Der Herzog las in den Zügen seiner Freundin, wie der Inhalt des Schreibens sie erschütterte, und beschwur sie, ihm nichts zu verschweigen. Lesen Sie, rief Renata, indem sie ihm das Blatt reichte. Beide bemüheten sich indessen vergeblich, die Veranlassung zu der Verzweiflung der Prinzessin zu errathen und Madame versprach dem Herzog, ihm sobald als möglich Nachricht zu

geben. Als ſie bei Margaretha eintrat, fand ſie dieſe todtenblaß und in Thränen zerfließend. Ihr Bruder kniete vor ihr und hielt ſie umfaßt, während ſeine Gemahlin neben ihr ſtand und die geliebte Schweſter an ihr Herz drückend, ihre Thränen mit den ihrigen vermiſchte. Ich und Bonnivet waren gegenwärtig, beide in Verzweiflung. Ach meine Schweſter, rief Madame Claudia ihr zu, die Prinzeſſin ſoll den abſcheulichen Herzog von Alençon heirathen! Um Gotteswillen, fragte dieſe, wer iſt auf den Einfall dieſer unglücklichen Verbindung gekommen? Iſt das noch eine Frage, erwiederte Madame, wer ſonſt als die Herzogin von Angoulême dürfte ſich einer ſo tyranniſchen Gewalt über das Schickſal Margarethens anmaßen? Wahrlich, fiel hier Bonnivet ein, es wäre tauſendmal beſſer den Herzog zu erwerben, als zu zugeben, daß unſere angebetete Prinzeſſin dem unwürdigſten aller Männer ſo ſchmählich geopfert wird. Du biſt ein Thor, unterbrach ihn der Prinz, doch meine geliebte Schweſter, fuhr er, ſich zur Prinzeſſin wendend, fort, bedenke, daß dieſe Verbindung uns das Glück ſichert, nie getrennt zu werden! Dieſer Troſt iſt es allein, antwortete Margaretha, der mir das Leben erhält. Jede Verbindung, und hätte ſie mir den glänzendſten Thron Europa's geſichert, würde mich unglücklich gemacht haben, da mein Herz keinen innigern Wunſch, kein höheres Glück kennt, als mit dem beſten und geliebteſten aller Brüder, bis zum letzten Hauch meines Lebens unzertrennlich vereint zu ſeyn! Allein, man iſt ſo grauſam, mir einen Gemahl zu geben, den ich ſo wenig achten als lieben kann, und es gehört Kraft dazu, ſich mit einem ſo unwiderruflichen Schickſal zu verſöhnen! Der Prinz umarmte ſeine Schweſter mit Thränen,

mit der rührendſten Zärtlichkeit. Jetzt trat die Königin Anna ein, nicht um der Prinzeſſin Glück zu wünſchen, ſondern mit ihr um ihr Schickſal zu klagen, da ſie, wie jeder, fühlte, welch ein, ihrer himmliſchen Reize und ihres hohen Seelenwerthes unwürdiges Geſchick der Wille ihrer Mutter über ſie verhängte! Renata benutzte dieſen Augenblick, um Karl von Bourbon einige Worte zu ſchreiben. Ihm war der Vorfall mit ſeinem, in die Hände der Herzogin von Angouleme gefallenen, Brief unbekannt geblieben, deshalb vermochte er nicht das Geheimniß dieſer Verbindung zu enträthſeln, ſeine Verzweiflung, ſein Erſtaunen war grenzenlos, und er mußte ſich ſagen, daß, wenn Margaretha einem Unterthan beſtimmt ſeyn könnte, auch ihm vergönnt geweſen ſeyn würde, um dieſen Preis des höchſten Glücks zu ringen. Am andern Tage ſah Karl Margaretha bei der Königin. Sie bot alle Kraft ihrer ſtarken Seele auf, um den Abſcheu, den ſie gegen den Herzog von Alençon empfand, zu verbergen. Ihr edler Stolz ließ es ſie mit einem gehemmten Unmuth gegen ſich ſelbſt empfinden, daß ihr Herz die Freiheit ſeiner Gefühle deſpotiſch zu erhalten und zu rächen wußte; allein Seelen wie die ihrige behaupten gleichwohl unbedingt die Herrſchaft über ihre Handlungen und ihren Willen. Der Herzog von Bourbon zeigte ſich hier werth, von ihr geliebt, von ihr beweint zu werden, denn bei der unendlichen Liebe, mit der er nur ihr Bild im innerſten Herzen trug, erlaubte er, der Gemahl der edlen, gefühlvollen Suſanna, ſich doch nie wieder einen Blick, einen Laut der Liebe gegen die Verlobte des Herzogs von Alençon. Er ſowohl als dieſe wußten im Innern ihrer Seele, mit welchem Todesſchmerz jeder von ihnen kämpfte,

allein kein äußeres Zeichen verrieth ihnen gegenſeitig dieß Wiſſen und Mitempfinden des Wehes des Geliebten in der eigenen Bruſt.

Der Vermählungstag der Prinzeſſin erſchien und ihrem Wunſche zufolge war es auch der, meiner Verbindung mit dem Grafen von Baumont, dem ich ſeit meiner Kindheit verlobt war. Unzertrennlich ſeit unſerer Kindheit, giengen die Prinzeſſin und ich jetzt auch zuſammen zum Altare; doch als Margaretha das ewig beſchwörende Wort ausſprechen ſollte, drohte ihr Muth ſie zu verlaſſen und ſie vermochte es nur in einem Schmerzensſeufzer auszuhauchen. Ihr Blick fiel auf Pomperan, den Vertrauten des Herzogs, der, da dieſer es nicht über ſich vermocht hatte, bei der Vermählung zu erſcheinen, gegenwärtig war, um ihm Bericht davon abzuſtatten. Margaretha erbleichte, als ſie ihn ſah, zum Marmorbild, und warf mir einen Blick zu, vor deſſen Ausdruck alle meine Faſſung ſchwand, ſo daß ich in Thränen ausbrach. Was Karl und Margaretha damals gelitten und wie ſie mit ſich ſelbſt gekämpft, hat nie ein ſterbliches Weſen erfahren, da beide ſich nie, auch nicht gegen ihre Vertrauteſten, ein Wort darüber zu äußern vergönnten. Die Prinzeſſin war muſterhaft in der Erfüllung aller ihrer Pflichten, zu edel für jede Heuchelei, ſchmeichelte ſie ihrem Gemahl nicht mit Liebe, welche ſie nicht für ihn empfand, allein ſie ließ keine Rückſicht der Freundlichkeit, der Gefälligkeit und der wohlwollenden Aufmerkſamkeit gegen ihn unbeobachtet. Der Herzog von Bourbon ſchätzte ſeine Gemahlin wahrhaft, ſie war ſeinem Herzen als Freundin theuer, und Zuſammens Glück war der einzige Lohn, den der Himmel in jener Zeit den beiden ſchönen Seelen ver-

gönnte, die den ſchweren Kampf mit dem eignen Herzen ſo herrlich beſtanden.

Der Herzog hatte noch ein Opfer zu bringen, das: ſich vom Hofe zu entfernen, wo jeder Tag den Schmerzenspfeil, an dem er und die Prinzeſſin verbluteten, tiefer in ihre Herzen drückte. Seine Vermählung mit Suſanna von Bourbon hatte ihn zum reichſten Fürſten des ſchönen Frankreichs gemacht, da, nach Abzug der zu den Staatsausgaben erfoderlichen Summen, ſeine Einkünfte die des Königs übertrafen. Unter dem Vorwand, ſeine Beſitzungen kennen zu lernen, machte er, begleitet von ſeiner Schwiegermutter und Gemahlin, eine Reiſe durch die ihm gehörenden Provinzen. Die wundervolle Milde ſeines Gemüths, ſeine Freigebigkeit, ſeine Jugend und Schönheit gewannen ihm aller Herzen und als er nach der Rückkehr von dieſer Reiſe Moulins zu ſeinem Wohnſitz wählte, wurde dieſes bald ein Vereinigungsort für die ausgezeichnetſten Männer und Frauen des Reichs. Mit einer bis jetzt beiſpielloſen Pracht behauptete er die Würde ſeines Ranges und ganz Frankreich huldigte mit Entzücken einem jungen Prinzen, deſſen perſönliche Liebenswürdigkeit, deſſen Gaſtfreiheit und edle Sitten alles übertrafen, was man bis dahin als Muſterbild dieſer Trefflichkeiten verehrt hatte.

Jetzt brach der italiäniſche Krieg aus. Gonſalvo von Cordova hatte fünf blühende franzöſiſche Heere, die zur Behauptung von Mailand und Genua nach Italien geſandt waren, vernichtet. Genua hatte ſich empört, Mailand drohte dieſem Beiſpiel zu folgen. Da ſtellte ſich der König

ſelbſt an die Spitze des Heeres, das er, begleitet von den Großen ſeines Reichs und allen Prinzen von Geblüt gegen Genua führte. Zwei blutige Schlachten entſchieden das Schickſal dieſer Gebieterin des Liguſtiſchen Meeres; ihre Thore öffneten ſich dem ſiegreichen König, von deſſen Rachezorn man die Verheerung der rebelliſchen Stadt fürchtete; doch als er nun in ihr einzog und Genua's Einwohner ohne Unterſchied des Ranges, Alters und Geſchlechts kniend ihren Sieger empfiengen, konnte Ludwigs Herz nur verzeihen und vergeſſen.

In dieſem Feldzuge legte der Herzog von Bourbon den erſten Grund zu dem ſpäter erworbenen Ruhm, der größte Feldherr ſeines Jahrhunderts zu ſeyn. La Tremouille und Bayard wurden ſeine Freunde. Mit Löwenmuth und unerſchütterlicher Heldenkühnheit vereinigte er das ernſtlichſte Studium der Kriegswiſſenſchaft, und wenn er den Tag dem Kampf und ritterlichen Uebungen gewidmet, gehörte der größte Theil der Nacht ſeinem Streben nach geiſtiger Ausbildung.

Der Vertrag von Kambrai beendete dieſen Feldzug und verbündete den Kaiſer, Frankreich, Arragonien und den Päbſt gegen Venedig, deſſen Uebermuth allen Fürſten Italiens gefährlich zu werden drohte. Ludwig der Zwölfte gieng im folgenden Jahre von Neuem an der Spitze von 40,000 Mann über die Alpen; doch Venedig fand in ſeiner Verfaſſung, ſeinem Handel und ſeinem Kunſtfleiß die Mittel, der vereinten Macht der größten Monarchen unſers Welttheils zu widerſtehen. Das franzöſiſche Heer traf bei

Agnadello auf das Heer der Republik. Karl von Bourbon entſchied an der Spitze der Gensd'armerie die Schlacht zu unſerm Vortheil; allein der König wünſchte den Ruhm dieſes Tages ſeinem geliebten Neffen Gaſton de Foix zuzuwenden, und ſo durfte vor ihm und im Kreiſe ſeiner Höflinge der Heldenherrlichkeit Karls von Bourbon nicht erwähnt werden. Dieſer erlaubte ſich darüber keinen Laut der Klage oder des Unwillens; doch eben dieſe Selbſtbeherrſchung warf ein grelleres Licht auf Ludwigs Ungerechtigkeit und er wurde dadurch mißtrauiſch gegen den Herzog; weil die Könige nur zu oft ihren Thron mit dem Verluſt des heiligen Rechts erkaufen, der Seelengröße edler Menſchen vertrauen zu dürfen! Venedig wurde bei Agnadello zwar beſiegt, doch nicht unterworfen und behielt beim Friedensſchluß ſeine Selbſtſtändigkeit und ſeinen Ruhm. Ludwig bewies, daß er nur den Frieden und keine Eroberung gewollt, indem er alle in ſeinen Beſitz gekommenen Städte dem Kaiſer übergab, und, nachdem er Gaſton de Foix zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt, nach Frankreich zurückkehrte.

Die treuloſe Staatskunſt Julius des Zweiten griff dieſen jungen Helden ſowohl mit Blitzſtrahlen des Vaticans als mit dem Donner des Geſchützes an; Gaſton kämpfte ſiegreich dagegen, doch in der Schlacht bei Ravenna ſank dieß jugendlich blühende Heldenleben in den Staub und ſein Fall ſetzte den ſiegenden Fortſchritten des franzöſiſchen Heeres ein Ziel. Einſtimmig foderten die tapfern Krieger den Herzog von Bourbon zum Nachfolger Gaſtons; doch der König konnte ſich nicht entſchließen, ihm den Oberbefehl des Hee-

res zu vertrauen und begnügte sich seinen Neffen zu beweinen, statt ihn glorreich zu rächen. Nun aber ward sein Reich selbst angegriffen! An der französischen Küste erschien die Flotte des Königs von England, zu derselben Zeit, als Ferdinand von Arragonien in Navarra eingefallen war. Der Ernst des Augenblicks foderte Ernst der That und Ludwig zauderte nicht länger, Karl von Bourbon das Heer anzuvertrauen, welches er unter dem Oberbefehl des Grafen von Angouleme dem König Johann von Navarra zu Hülfe sandte.

Bourbons Feldherrngenius entwickelte sich hier so glänzend, er wurde von ganz Frankreich mit so flammender Begeisterung geliebt und gepriesen, daß der König dadurch bewogen ward, ihm die Wahl zwischen der Statthalterschaft von Languedoc und dem Oberbefehl der italienischen Armee, die zur Wiedereroberung Mailands bestimmt war, zu lassen. Der Herzog war vier und zwanzig Jahr alt, in aller Jugendmacht brannte in ihm die Flamme des Ruhms, und doch vermochte sein Geist bei dem ihm eigenen Adlerblick des Staatsmannes die lodernde Jugendlust zu beherrschen. Er schlug den Oberbefehl über das italienische Heer aus, weil ihm das Mißverhältniß zwischen dem Zweck und den Mitteln, wodurch dieser erreicht werden sollte, nicht entgieng. La Tremouille eilte statt seiner zum Heere und verlor bei Navarra eine Schlacht gegen die Schweizer, die nun bis Dijon vordrangen, während Heinrich der Achte und der Kaiser in die Picardie einfielen. Noch ehe Franz von Angouleme ein Heer sammeln konnte, um es gegen Beide zu führen, verlohr der Graf von Longueville die

Schlacht bei Guinegaſte gegen die Engländer und wurde ſelbſt ihr Gefangener. Terrenne und Tournay wurden erobert; doch hier warf ſich Karl von Bourbon an der Spitze eilig zuſammen geraffter Truppen dem Kaiſer und den Engländern entgegen und hemmte ihre weitern Fortſchritte.

La Tremouille hatte Burgund durch einen ſchimpflichen Vertrag mit den Schweizern gerettet; allein da die Bedingungen auf die ſich ihr Heer zurückzog, nicht erfüllt werden konnten, mußte man ihrer Rückkehr entgegen ſehen. Ludwig trug dem Herzog die Vertheidigung dieſer Provinz auf, und La Tremouille war großſinnig genug, ſich in ſeiner eigenen Statthalterſchaft ohne Widerſtreben den Befehlen eines Fürſten zu unterwerfen, der, jünger als er, nur durch ſeinen Genius über ihn ſtand. Karls Erſcheinung beſeelte alle Bewohner Burgunds mit neuem Muth. Alles wollte unter ihm dienen, alle mit ihm ſiegen oder ſterben! In unglaublich kurzer Zeit wurden die Städte befeſtigt, Magazine angelegt, ein Heer gerüſtet. Bourbons Heldengröße ſiegte nun in des Königs Herzen über alle kleinliche Regungen; er beſchloß ihm das Schwerdt des Kronfeldherrn zu übergeben, mit dem der Oberbefehl der ganzen Landmacht des Reichs verbunden iſt, und ihn mit unbeſchränkter Vollmacht nach Italien zu ſchicken, wo das Kriegsfeuer verderblicher denn je loderte; ehe aber noch dieſer Vorſatz zur That wurde, bot ſich dem König unerwartet ein Mittel zu einer friedlichen Ausgleichung dar.

Anna von Bretagne war geſtorben und der Graf von Langueville, der in England die Schweſter Heinrichs des

Achten geſehen hatte, entwarf, von ihrer Schönheit geblendet, dem König ein ſo bezauberndes Bild derſelben, daß er von ſeinem Monarchen den Auftrag erhielt, für ihn um ihre Hand zu werben. Die Ausſicht ſeine Schweſter, deren Schönheit und Leichtſinn unter den Großen des Reichs die Fackel der Zwietracht zu entzünden drohte, auf dem franzöſiſchen Thron zu ſehen, war für Heinrich zu reizend, um ihn nicht aus einem Feind in einen Freund umzuwandeln. Maria von England wurde dem König von Frankreich verlobt und Graf Angouleme erhielt den Auftrag, der ſchönen, jungen Prinzeſſin bis Boulogne entgegen zu gehen, wo ſie ihm, als Stellvertreter des Königs, angetraut wurde.

Die Feierlichkeiten bei der Vermählung Ludwigs des Zwölften riefen auch Karl von Bourbon an den Hof zurück, wo alles wetteiferte, ihn mit den Beweiſen der höchſten Achtung zu empfangen. Durch ihre Waffenbrüderſchaft in Navarra inniger denn je mit einander verbunden, empfieng ihn Franz mit der zärtlichſten Freundſchaft und auch Luiſe von Savoyen fühlte in ihrem Herzen eine Leidenſchaft neu belebt, deren Flamme von Eiferſucht und Zorn nur auf kurze Zeit unterdrückt geweſen, um nun wieder deſto mächtiger aufzulodern. Ihr Betragen gegen den Herzog wurde wieder einſchmeichelnd und ſanft, und auch gegen ihre Tochter zeigte ſie ſich minder ſtreng und liebloß. Die Tugend der Herzogin von Alençon war ſo makellos, daß ſelbſt die Eiferſucht ihrer Mutter dieſe nie in der Ueberzeugung wankend machte, daß die Prinzeſſin als Ge-

mahlin eines Andern dem Herzog nie wieder das kleinſte Zeichen ihrer Huld gewähren wurde.

Mit welcher tiefen Bewegung ſah Margaretha den Helden wieder, der durch die Bewunderung von ganz Frankreich die Wonne und den Schmerz ihres Herzens ſo glänzend rechtfertigte! Er war der Retter des Vaterlandes, und ſollte ſie, die königliche Tochter Frankreichs, nicht den Dank mitempfinden, den es ihm weihte? War nicht jede ſchöne That, jeder Zug ſeiner Seelengröße, ſeines Heldenmuthes ein neues Band zwiſchen ihm und ihr? O, nur die Nichtigkeit kraftloſer Gemüther kann an die Vergänglichkeit der Liebe glauben. Große Seelen ſind auch in dieſer Hinſicht über die Macht der Zeit und des Schickſals erhaben, die Flamme ihrer Liebe nährt ſich an all den heiligen Empfindungen, die, unſern göttlichen Urſprung bekräftigend, ewig ſind, wie die Urquelle unſers Daſeyns!

Nie ſagte der Herzog der Prinzeſſin ein Wort, bei dem er ſich nicht ſeine Gemahlin als unſichtbare Zeugin dachte, und ohne Laut, ohne Blick, ohne irgend eine irdiſche Vermittelung wußten Beide, wie ſie geliebt waren, und daß ſich ihre Herzen nie wieder ändern konnten.

Bald nach ſeiner Vermählung ſtarb Ludwig der Zwölfte, herzlich beweint von ſeinen Unterthanen. Franz der Erſte beſtieg den Thron und nannte bald ſo viele Herzen als Unterthanen ſein, da die Ritterlichkeit ſeines Sinnes, die anmuthvollſte Seite unſers Nationalcharakters in allem Glanz des Königthums darſtellte. Er hielt ſein früher dem Herzog von Suffolk gegebenes Wort und willigte in ſeine

Heirath mit der verwittweten Königin Maria. Mochte es gleich dem König von England ſchwer fallen, eine ſo ungleiche Heirath gut zu heißen, ſo hatte er ſelbſt die Gewalt der Liebe zu tief empfunden, um nicht einen Fehltritt zu verzeihen, zu dem nur Liebe verleitet hatte. Maria verließ mit Freuden den Thron und kehrte an der Hand des Geliebten in ihre Heimath zurück.

Dem Herzog von Bourbon gab Franz der Erſte einen glänzenden Beweis von Liebe und Vertrauen, indem er ihn zum Kronfeldherrn ernannte, und mit ganzer Seele widmete ſich Karl den ernſten Pflichten, welche dieſe Würde ihm auflegte. Ihm verdankte das franzöſiſche Heer die Wiederherſtellung der ſtrengen Kriegszucht, die allein dem Wunſch, die Schmach der Niederlage bei Guinegaſte und Navarra auszutilgen, Gewährung ſicherte. Schon hatte der König Lautrec nach Italien geſendet und war im Begriff, ihm mit 6000 Kriegern zu folgen. Der Kronfeldherr führte, ſeiner Würde gemäß, die Vorhut des Heers, deſſen Hauptmacht der König ſelbſt befehligte. Die Königin und Margaretha begleiteten Franz den Erſten bis Lyon; ſie waren nur noch wenige Tagereiſen von dort entfernt, als die Herzogin ſich ſo unpaß fühlte, daß ſie um Vergünſtigung bitten mußte, Raſt zu halten, und der Königin nur langſam zu folgen. Wir Damen machten, wie das bei unſerm Hofe gewöhnlich iſt, die Reiſe zu Pferde, jetzt aber fuhren wir mit Margarethen in einem Wagen und genoſſen auf dieſer Fahrt aller Traulichkeit und Huld, welche dieß Beiſammenſeyn der leidenden Herzogin uns zu zeigen gewährte.

An dem Tage, da wir Abends in Lyon eintreffen sollten, führte uns unser Weg durch ein blühendes buschumgränztes Thal, aus dessen Windungen wir plötzlich mehrere Waldgottheiten hervoreilen sahen, die den Pferden in die Zügel fielen und sie seitwärts lenkten. Bald sahen wir unsern Wagen von allen ländlichen Göttern der Fabelwelt umgeben, die uns unter Gesang und Tanz zu einer Stelle führten, die Natur und Frühling nicht sowohl mit allen Reizen begabt, als sinnreiche Liebe auf das Bedeutsamste verziert hatte. Zwischen hohen, dichtbelaubten Bäumen verschlangen sich die herrlichsten Blumengewinde zu Margarethens Namenzuge, bunte Bänder flatterten von den Zweigen herab. Unter blühenden Myrthenstauden war für Margarethen ein Thron aus Rosenzweigen errichtet, der die süßesten Düfte hauchte; Melodien, sanft und schmelzend, wie Nachtigallenklagen, tönten aus den Gebüschen, fern und nah. Ein Chor der reizendsten Nymphen wechselte mit Gesang und Tanz, während uns die Waldgottheiten die köstlichsten Früchte und Erfrischungen darreichten. Unsre Herzen erriethen den Schöpfer dieses Festes und Margaretha glaubte ihn durch die Maske hindurch in einem der sie umgebenden Waldgötter zu erkennen. Wie tief war sie inmitten der Heiterkeit des Festes bewegt! Wenn Ihm das Todesloos fiel! Wenn diese holden Spiele vielleicht vorahnende Todesfeier wären! — Dieser Gedanke ergriff sie mit solcher Heftigkeit, daß sie schnell aufstand, ihre hervordringenden Thränen zu verbergen und uns winkte, ihr nach ihrem Wagen zu folgen; doch ergriffen vom Vorgefühl der Trennung, ermattet durch ihre Krankheit, vergönnte sie sich zum Erstenmale im Leben zu thun, was ihr das

Herz gebot; ſie nahm den Veilchenſtrauß, der an dieſem unvergeßlichen Abend an ihrem Herzen geduftet, und legte ihn wie eine der Schutzgottheit dieſes Thales geweihte Gabe auf den Raſenthron nieder, den ſie eben verlaſſen hatte, überzeugt, daß dieß unſchuldige Sinnbild einer himmliſch reinen Zärtlichkeit in die Hände des Geliebten kommen würde, den noch nie ein ähnliches Zeichen der Huld von ihr beglückt.

Margaretha erzählte in Lyon das erlebte Abentheuer mit all der ihr eigenen heitern Anmuth. Dieß Feſt gab ihr Anlaß zu dem lieblichen Gedicht: Geſchichte der Waldgötter und der Nymphen Diana's, — welches ſie mir Ihnen zu zeigen gern vergönnen wird. Es iſt das Anmuthigſte, zu welchem ſie je ihre Muſe begeiſtert.

Wenige am Hofe erriethen den Urheber des ſinnreichſten Feſtes von allen, die ſich bis zur Abreiſe des Königs nach Italien in ununterbrochener Folge an einander reihten. Der Abſchied von dem Monarchen koſtete ſeiner Gemahlin, ſeiner liebevollen Schweſter, unzählige Thränen, ſelbſt der König war tief bewegt, ſo freudig und hell der ritterliche Muth, der ihn aus ihren Armen riß, auch in ihm flammte.

Wir alle kehrten nach Paris zurück, indeß der König an der Spitze ſeines Heers nach Italien zog. In den Päſſen der Alpen erwarteten ihn die Schweitzer, deren Tapferkeit ihnen den Namen der Unüberwindlichen erwerben. Ihre Stellung war unangreifbar und alle angewendete Liſt, ſie aus derſelben zu vertreiben, ſcheiterte an ihrer

Klugheit. Schon wollte man das Heer zurückführen, der Zweck der ganzen Zurüstung schien für diesen Feldzug verloren zu seyn; auch wäre er es gewesen, wenn nicht Bourbon mit der Titanenkraft und dem Adlerflug seines Genius es unternommen hätte, die Natur selbst zu besiegen, durch das nie betretene Thal von Barcelonette ließ er das Heer sich Wege bahnen. Schluchten wurden ausgefüllt, Felsen gesprengt, über reißende Bergströme Brücken geschlagen, das Geschütz durch Maschinen über Gebirge gewunden, die bis jetzt nur der Flug des Adlers umkreiset, nur der flüchtige Fuß leichter Gemsen berührt, und ehe sich Prosper Colonna und seine Schweitzer von der Möglichkeit einer so kühnen Unternehmung träumen ließen, stand Bourbon mit dem Heer jenseits des Thals von Barcelonette und nahm Colonna an seiner Mittagstafel gefangen!

Die Schweitzer verließen jetzt den Paß von Susa und Piemont; allein vergeblich drang der Kronfeldherr darauf, daß man diesen günstigen Augenblick zu einem raschen Angriff auf das Heer der Verbündeten nutzen solle. Der König wünschte nach jedem Lorbeer allein zu ringen, und zuviel schon hatte Bourbon gethan, als daß nicht bei Verfolgung seines Rathes der volle Glanz des Erfolgs auf ihn allein zurückstralen mußte! Es wurde daher eine Unterhandlung angeknüpft, um die Schweitzer zur friedlichen Entfernung vom Kriegsschauplatz zu bewegen, und vertrauend auf die Willfährigkeit, die sie zeigten, überließ man sich im Lager einer jorglosen Sicherheit, die, ohne der Wachsamkeit Karls von Bourbon, dem ganzen Heere den Untergang bereitet hätte. Fortgerissen von der Beredsamkeit

des päbſtlichen Nuntius, Cardinals von Sion, zogen die Schweizer, barfuß und ſchweigend aus den Thoren von Mailand, um die Franzoſen zu überfallen. Doch ſchon fanden ſie die Vorhut des Heers von dem Kreuzfeldherrn in Schlachtordnung aufgeſtellt, und während dieſe muthig kämpfte, gewann das Heer Zeit, ſich zu rüſten. Die Schweizer rückten in feſt geſchloſſenen Gliedern, mit ungeheuren Lanzen bewaffnet, mit Schwertern, die ſo gewaltig waren, daß ſie nur mit beiden Händen geſchwungen werden konnten, langſam an. Das franzöſiſche Fußvolk wich vor ihrem erſten Angriff, — da ſtürmte der Herzog an der Spitze ſeiner Reiterei auf ſie ein, und warf mit unwiderſtehlicher Tapferkeit Alles vor ſich nieder. Sein einziger Bruder ſank, tödtlich verwundet, neben ihm vom Pferde; er ſah es, und drang, todtverachtend, kühner noch in die feindlichen Reihen ein, die ihn umzingelten und immer enger und enger umſchloſſen. Schon ſtürzte ſein Roß todt unter ihm nieder, er hätte erliegen müſſen, wenn nicht in dieſem entſcheidenden Augenblick zwölf Ritter von der ſchwarzen Schaar die dichten Feindeshaufen durchbrochen hätten. Bayard ſprang auf, haute ſich von Innen heraus zu ſeinen Rettern hin, ſchwang ſich auf ein anderes Pferd, und trug von Neuem Tod und Verderben in die feindlichen Reihen. Die Schweizer fielen, aber ſie wichen nicht. Nie hatten ſie tapfrer gefochten, als an dieſem Tage, nie war eine Schlacht furchtbarer! Kein Sieg, keine Niederlage, nur die Lähmung der körperlichen Ermattung gebot beiden Heeren tief in der Nacht Stillſtand vom entſetzlichen Kampf. Kaum 50 Schritt von einem Schweizerbataillon entfernt, ſank Franz der Erſte, der wie ein Löwe gekämpft hatte,

auf die Lavette einer Kanone zum Schlafen nieder, während Bourbon, ein wahrer Schlachtengott, die Reihen der Krieger durchwandelte, um ſie für den nächſten Morgen mit neuem Siegesmuth zu entflammen. Kaum dämmerte der Morgen, als Trompetenklang beide Heere zum neuen Kampf aufrief; lange noch wechſelten Vertheidigung, Sieg und Niederlage, bis die Schaale Frankreichs ſank und die Schweizer, nicht fliehend, ſondern in geſchloſſenen Gliedern langſam weichend, ihren Rückzug begannen. Dieſe Schlacht gewann Frankreichs Könige, zum Lohn ſeiner Tapferkeit, von Bayards Schwert den Ritterſchlag, und dem Herzog von Bourbon den Ruhm, der größte Feldherr ſeines Jahrhunderts zu ſeyn.

Mailand überreichte dem Sieger zagend die Schlüſſel ſeiner Thore. Um Rache ſchrie das Blut der in der Schlacht bei Marignon treulos gemordeten Franzoſen, und Rache! war des ganzen Heeres Ruf! Nur Bourbon ſtand mit aller Kraft und Milde ſeiner edlen Seele der Wuth des Heers entgegen und unternahm es, ſie mit dem Geld zu ſtillen, welches Mayland willig zollte, um die Schmach der Plünderung von ſich abzuwehren. Die Citadelle war noch in Sforza's Händen und von ihrem Beſitz hieng die Sicherheit des franzöſiſchen Waffenglücks in Italien ab. Der König trug dem Kronfeldherrn auf, dieſe zu erobern und gieng nach Pavia, wo er verweilte, bis Bourbons Tapferkeit und Sforza's Vertrauen zu ſeinem Edelmuth dieſen bewogen hatten, die Feſtung und ſich ſelbſt zu übergeben. Nun zog Franz triumphirend in Mailand ein, ſchon konnte er ſich der nahen Eroberung Neapels für gewiß

halten, als der Pabſt, deſſen ſchlaue Staatskunſt die Fortſchritte der Franzoſen in Italien ungern ſah, den König nach Bologna zu einer Zuſammenkunft beſchied, wo es ihm gelang, ihn zu bewegen, jeden Entſchluß auf die Eroberung von Neapel aufzugeben, und mit dem größten Theil des Heers nach Frankreich zurückzugehen.

Der Herzog von Bourbon blieb als Statthalter in Mailand zurück, ein neuer Zeitpunkt ſeines Heldenlebens begann, wo er ſich in den Jahrbüchern edler Menſchlichkeit einen höhern und unvergänglichern Ruhm ſicherte, als ihn die Trophäen blutiger Siege errungen. Seit zwanzig Jahren der Schauplatz furchtbarer Greuel und aller Verwüſtungen des Kriegs lag die unglückliche Lombardei, zur Wildniß verheert, da. Blutend aus allen Wunden, die einem Lande geſchlagen werden können, athmete Mailand kaum mehr, als ihm der Himmel in Bourbon einen Schutzgeiſt der Gnade und des Erbarmens, der Milde und Gerechtigkeit ſandte. Er ſammelte ſich einen Rath, beſtehend aus den edelſten Italienern und Franzoſen, und widmete ſich, von dieſem unterſtützt, ungetheilt der Rettung des Volks. Zu jeder Stunde ſtand ſein Palaſt den Unglücklichen offen, kein banges Herz verließ ihn ungetröſtet! Gewiß wird noch die Nachwelt das Andenken ſeiner Verwaltung als das einer goldnen Segenszeit leben!

Ein neues Kriegsgewitter zog heran. Nach der Niederlage der Schweizer war der Cardinal von Sion, als Kaufmann verkleidet, durch Frankreich nach England geeilt, um Heinrich den Achten zu einem neuen Krieg gegen Franz

den Ersten zu bereden. Es gelang ihm, und mit Geld beladen kehrte er nach der Schweiz zurück, um dort ein neues Heer gegen Frankreich zu werben. Maximilian und Ferdinand von Arragonien rüsteten sich gleichfalls, und bald zogen 70,000 Mann gegen Mailand heran. Karl von Bourbon war den Mailändern theuer, doch sie haßten Frankreichs Joch, daher zogen die Vornehmsten unter ihnen, angeführt von Hieronimus Moron, dem Kaiser entgegen, bei dessen Heer sich auch Mailands Herzog, Sforza, befand. Der Kronfeldherr war, wenn gleich ohne Geld, ohne Truppen, ohne Aussicht auf nahen Entsatz, doch fest entschlossen, sich eher unter den Trümmern Mailands begraben zu lassen, als eine ihm anvertraute Stadt dem Feinde zu übergeben. Hoffnungslos würde diese Lage für manchen andern Krieger gewesen seyn, doch ihm, dem von Freund und Feind verehrten Helden, standen Hülfsmittel zu Gebot, über die er bloß als Kronfeldherr Frankreichs nicht zu verfügen vermocht hätte. Italiens Fürsten beeiferten sich, ihm ihre Schätze zu vertrauen, da er sie als ein ihm persönlich gemachtes Darlehn verlangte; Venedig, mit Frankreich verbündet, hielt dennoch Mailand für verloren und hatte beschlossen, nichts für seine Rettung zu wagen. Der Herzog von Bourbon übertrug, sobald er diesen Entschluß erfuhr, seinem Freunde Lautrec die Sorge für die schleunigste Befestigung dieser Stadt, und eilte nach dem venetianischen Lager. Hier riß seine Beredsamkeit, die angeborne Herrscherkraft seines Geistes Alles mit sich fort. Gritti, Venedigs oberster Heerführer, erklärte sich bereit ihm zu folgen, wohin er ihn nur führen wollte. Da stellte Bourbon sich an die Spitze der Venetianer und mit dieser kleinen Macht

hielt er das groſse kaiſerliche Heer ſo lange auf, bis Lautrec Zeit gewonnen hatte, Mailand zu befeſtigen, in das ſich alsbald der Herzog warf. Jetzt ſandte er 12,000 Schweizern, die er angeworben, zwei ſeiner vertrauteſten Offiziere entgegen, um ihren Marſch zu beſchleunigen. Dieſe fanden die Schweizer der Erfüllung der von ihnen gegen den Herzog eingegangenen Verbindlichkeit durchaus abgeneigt, und nur mühſam gelang es ihnen, einige der Anführer zu bereden, ſie nach Mailand zurück zu begleiten, um ſich ſelbſt von der Haltbarkeit dieſer Stadt zu überzeugen. Der Herzog ſelbſt führte die Schweizer-Oberſten auf den Wällen umher, ſie erſtaunten ob dem, was hier in unglaublich kurzer Zeit geſchehen, doch ſelbſt der günſtige Bericht, den ſie bei ihrer Wiederkehr ihren Landsleuten von Mailands Vertheidigungszuſtand abſtatteten, vermochte nicht, dieſe zu beruhigen. Ueber 2000 Schweizer kehrten in ihr Land zurück, die andern zogen in Mailand ein, wo Karl mit ſeiner gewohnten Freigebigkeit ihnen bei ihrer Ankunft einen dreimonatlichen Sold voraus zahlen lieſs. Dennoch erklärten ſie, als er ſie zu einem Angriff auf das Lager des Kaiſers führen wollte, ſich nur zur Vertheidigung der Stadt, nicht zum Kampf gegen ihre Landsleute, welche die Stärke des kaiſerlichen Heeres ausmachten, verpflichtet zu haben. Mit edler Unerſchrockenheit befahl Bourbon ſogleich ihren Abzug; Maximilian triumphirte, als er dieſen erfuhr, doch die Hoffnungen, welche er auf dieſen Verfall gründete, wurden nicht erfüllt, denn auch die Schweizer ſeines Heeres empörten ſich wegen Nichtbezahlung ihres Soldes. Der Kaiſer ſah ſich gezwungen, von ihnen weg, mitten in der Nacht zu ſeinen treuen Deutſchen zu flüchten. Seine Entfernung

löſete bei jener Abtheilung ſeines Heers alle Bande der Ordnung und Sitte; umgewandelt in ein großes Räuberheer, plünderten die Schweizer Lodi und St. Angelo. Der Kaiſer glaubte ſich außer Stande, ihren Frevel zu hemmen, da brach Bourbon aus Mailands Thoren hervor und wurde noch einmal der rettende Schutzengel der Lombardei, die jetzt nicht nur die Schweizer, ſondern auch der Kaiſer mit ſeinem Heer eiligſt verlaſſen mußte. Von Neuem blickte jetzt des Kronfeldherrn Adlerauge nach Neapels Thron, doch ſein kühner Heldenflug ward von der Selbſtſucht unedler Leidenſchaft gehemmt, er nach Frankreich zurückgerufen und Lautrec zu ſeinem Nachfolger ernannt. Der Ehrgeiz Franz des Erſten war nicht bloß der eines Königs, ſondern auch der eines jugendlich geſinnten Mannes, der nur in dem ſelbſt erkämpften Lorbeer den ſchönſten Schmuck für ſeine Krone ſah. Wahrſcheinlich verſtand ſich der Monarch ſelbſt nicht in der gemiſchten Empfindung, mit der er die Siege Karls erfuhr, aber tief blickte Luiſe von Savoien in ſeine Seele. Sie fand den Zeitpunct günſtig, um es dem Herzog zu beweiſen, wie es in ihrer Macht ſtehe, ihm die Schranken des Feldherrnruhms zu öffnen oder zu verſchließen. Allein nur eine edle Seele vermag den Flug wahrer Heldengröße zu errathen und alle Berechnungen ſchlauer Weltklugheit werden ſtets an der großſinnigen Einfachheit derſelben ſcheitern. Der Kronfeldherr hielt ſich ſtreng in den Schranken der ehrfurchtsvollen Höflichkeit, die er der Mutter ſeines Königs ſchuldig war; doch alle ihre Verſuche ihn an ſich zu ziehen, blieben ohne Erfolg und ehe ſie es ahnen konnte, gieng er nach Moulins zurück.

Luiſe konnte ihre Empfindlichkeit über Bourbons Kälte nicht verbergen, und da es der Fluch der Großen iſt, von feilen Seelen umgeben zu ſeyn, die den dunkeln Gedanken des kaum empfundnen Wollen in ihrer Bruſt in That umzuwandeln ſtreben, ſo erbot ſich auch der Herzogin zum Werkzeug ihrer Rache der Kanzler dú Pradt — derſelbe, der durch Einführung der Käuflichkeit aller Staatsämter unſerm ſchönen Frankreich eine Wunde geſchlagen hat, an der des Reiches Macht mit ſeiner Würde langſam verbluten wird. — Der Kronfeldherr hatte aus ſeinem eigenen Vermögen große Summen für die Rettung Mailands aufgewandt, deren Wiedererſtattung ihm jetzt nicht bloß verweigert wurde, ſondern man gieng, unter dem Vorwand der Erſchöpfung aller Staatskaſſen, ſo weit, ihm ſeine Jahrgelder als Prinz von Geblüt, als Kronfeldherr und Statthalter von Languedoc zu ſtreichen. Der Herzog mied nun ganz den Hof, und, als wolle ihm das Schickſal die erlittene Ungerechtigkeit durch Erfüllung ſeines Lieblingswunſches vergüten, ward ihm in dieſem Zeitpunkt das Glück, Vater eines Sohnes zu werden. Der König kam auf die Einladung des Kronfeldherrn ſelbſt nach Chantilli, wo Karl Hof hielt, um den Neugebornen zur Taufe zu halten, er wurde von dem Herzog mit einer wahrhaft verſchwenderiſchen Pracht, an der Spitze von 500 Edelleuten empfangen, die, alle Bourbons Vaſallen, gleichfarbig in grünem Sammt gekleidet und mit goldenen Ketten und Edelgeſteinen reich geſchmückt waren. Moulins war während der Feſte, mit denen der Kronfeldherr dieſe frohe Begebenheit feierte, ſo mit Gäſten angefüllt, daß man zu ihrer Aufnahme Zelte

aufſchlagen mußte, da die Häuſer der Stadt ſie nicht zu faſſen vermochten.

Dieſe Feſte der Freude verwandelten ſich unerwartet in Trauer. Das neugeborne Kind ſtarb, und nach wenig Tagen folgte ihm ſeine Mutter in das Grab. Suſanne war in Verbindung mit dem edelſten Helden ihres Jahrhunderts, der zugleich der Mann ihrer Liebe war, ungetrübt glücklich geweſen. Karl hatte ſie immer mit achtungsvoller Zärtlichkeit behandelt, ihr ſtets die zarteſte Sorge für ihr Glück, für den Frieden ihres reinen Herzens, ihrer ſanften Seele bewieſen; ſie ſtarb in ſeinen Armen, voll Liebe, voll Segen, voll unausſprechlichen Dankes für das Erdenglück, das er ihr gewährt, und in der freudigen Zuverſicht, Gott werde es ihr, zum Lohn für die Sündenloſigkeit ihres Lebens vergönnen, den geliebten Gemahl bis zur Wiedervereinigung als Schutzengel umſchweben zu dürfen. Ihr letzter Wille erklärte ihn zum einzigen Erben ihres ganzen Beſitzthums.

Ein neuer Krieg zwiſchen Franz dem Erſten und Karl dem Fünften war dem Ausbruch nahe. Seit der Schlacht bei Marignon ſah ſich Franz als den Schiedsrichter Europas an; er warb um Deutſchlands Kaiſerkrone, und als Karl der Fünfte mit dieſer geſchmückt wurde, glaubte er, den ihm ertheilten Vorzug an ihm rächen zu müſſen. Ehe aber noch ſeine Rüſtung vollendet war, brach ſchon der Kaiſerliche Feldherr, der Graf von Naſſau, in die Champagne ein; Mezieres wurde durch Bayards Tapferkeit zum ſchützenden Bollwerk Frankreichs; der ſtets

kampfluſtige franzöſiſche Adel ſammelte ſich um das Panier ſeines Monarchen und auch in Bourbons Seele verſtummte vor dem Ruf der Ehre die Stimme der perſönlich erlittenen Kränkung; er warb in ſeinen Landen 6000 Mann Fußvolk und 800 Lanzen, und erſchien mit dieſen bei dem Heere, um die Führung der Vorhut deſſelben zu übernehmen der König aber übertrug dieſe dem Herzog von Alençon. Bourbon empfand dieſe Kränkung eben ſo tief als ſchmerzlich. Das Band der Liebe zwiſchen ihm und dem königlichen Jugendfreund wurde unheilbar dadurch zerriſſen, und man hörte den Kronfeldherrn von dieſem Tage an oft im Zirkel ſeiner Vertrauten die Antwort jenes Edelmanns erzählen, der von König Karl dem Siebenten befragt: ob irgend etwas im Stande wäre, ſeine Treue zu erſchüttern? dem König raſch erwiederte: nicht das Anerbieten von drei Kronen, aber wohl eine Beſchimpfung!

Bei dieſem Feldzug fand keine entſcheidende Schlacht ſtatt; die glänzendſte Waffenthat deſſelben, die Eroberung von Hesdin, wand einen neuen Zweig in Bourbons Heldenkrone und erhöhte des Königs eiferſüchtige Empfindlichkeit gegen ihn, da der Monarch in einem ſeltſamen Widerſtreit der Gefühle den Herzog perſönlich achtete, ihm wohl wollte und nur gegen ſeinen Ruhm ungünſtig geſinnt war. Dieſe Verſtimmung des Königs gegen den Herzog ſprach ſich bei jedem Anlaß ſo deutlich aus, daß Karl es ſich ſchuldig zu ſeyn glaubte, das Heer zu verlaſſen und an dem Feldzug des folgenden Jahres keinen Antheil zu nehmen.

Der Kronfeldherr glaubte ſich durch den Tod ſeiner Gemahlin ganz ſeiner Liebe zurückgegeben. Er war Mar-

garethen noch eben ſo glühend, eben ſo ſeelenvoll und innig ergeben als jemals. Er hoffte nichts, er wünſchte nichts, aber er fühlte ſich wieder frei, ſeinem Herzen zu folgen, das ihn in ihre Nähe an den Hof zurückführte, deſſen Stolz und deſſen Zierde ſie war. Niemand zeigte ſeine Freude, ihn wiederzuſehen, unverhohlner als Renata und ich, die wir beide ſeine vertrauteſten Freundinnen waren. Margaretha blieb ſich in ihrem Betragen gegen ihn immer gleich. Ihre Seele war geſchaffen, ſeine Heldengröße rein zu empfinden, ihr Herz litt von der Ungerechtigkeit der ihm widerfahrnen Kränkungen und nie verrieth ein Wort, ein Blick von ihr eine andere Empfindung als die Freundſchaft, die ſie ihm in jeder Hinſicht ſchuldig war. Nie hat es eine reinere Seele gegeben, als die ihrige, nie eine heldenmüthigere Herrſchaft über eine Liebe, die das unzerſtörbare Leben ihres Daſeyns geworden war. Wenn ſie irgend worin fehlte, irgend wodurch zeigte, daß ihr der Herzog von Bourbon theurer war, als irgend ein anderer Mann, ſo war es durch die Gemeſſenheit ihres Betragens gegen ihn und durch ihre Strenge gegen ſich.

Der Tod Suſannens hatte die Leidenſchaft der Herzogin von Angouleme für Karl von Bourbon wiederum mit aller Zaubermacht ſchmeichelnder Hoffnung belebt. Sie ſtand ſo hoch, daß ſie, ſobald Bourbon frei war, ſeine Huldigung als einen ihr gebührenden Tribut erwarten zu können glaubte und ſann nun nur darauf, ihm die Morgengabe indiſcher Hoheit, die ſie ihm bringen konnte, im glänzendſten Licht zu zeigen. Sie ſandte ihm zum Neujahrstage ein goldnes Kiſtchen, in welchem er eine Demantne

Kette von ſo großem Werth fand, daß er ſie für ein Geſchenk des Königs hielt; doch überraſchend ſtralte ihm aus einem verborgenen Fach des Kiſtchens das überreich gefaßte Bildniß Luiſens entgegen. Eine Vorahnung des Unheils, welches von dieſem Augenblick an ſo feindlich düſter in ſein Leben trat, durchzuckte ſeine Bruſt. Lange gieng er mit ſich zu Rathe, wie er die ſtrenge Pflicht, Luiſen jede Hoffnung zu nehmen, mit ſeinen Pflichten als Vaſall und Ritter, gegen die Mutter ſeines Königs vereinigen könne, und nach langem Kampf mit ſich ſelbſt brachte der Herzog Luiſen ſelbſt das Kiſtchen zurück, mit der Aeußerung es ſey zu koſtbaren Inhalts, als daß ſeine Ehrfurcht wagen dürfe, es ſich zuzueignen, Luiſe von Angouleme aber benutzte dieſe Gelegenheit, dem Herzog ihre Liebe zu geſtehen, und ihre Selbſttäuſchung gieng ſo weit, daß ſie ſein Verſtummen für freudige Beſtürzung hielt. Der König unterbrach dieſe Unterredung und da der Herzog den erſten ſchicklichen Vorwand ergriff, ſich zu entfernen, erbat ſich Luiſe in ihrer Verblendung von ihrem Sohn die Einwilligung zu ihrer Vermählung mit dem Kronfeldherrn.

Die Herzogin wählte den Günſtling Franz des Erſten, der auch der ihrige war, Bonnivet, zu ihrem Unterhändler bei dem Kronfeldherrn; allein ſie hätte keine ſchlechtere Wahl treffen können. Es war dieß der eitelſte Menſch von der Welt und brannte vor Neid gegen den Herzog, deſſen Ueberlegenheit in jeder Hinſicht ihm oft drückend geworden war. Dazu fürchtete Bonnivet, daß Karl von Bourbon als Gemahl Luiſens die freche Kühnheit, mit der er die Herzogin von Alençon zu lieben wagte, ſtrenger ahnen

möchte, als es der König that, der gegen die Liebesthorheiten seines Günstlings nur allzu nachsichtig war. Diese Bewegungsgründe brachten Bonnivet zu dem Entschluß, alles aufzubieten, um diese Vermählung zu hintertreiben. Er behandelte, als er bei dem Kronfeldherrn erschien, den von der Herzogin erhaltenen Auftrag als einen Scherz, da die Liebesglut einer Frau von ihren Jahren keine ernstere Beachtung verdiene. Der Herzog stimmte ihm bei, und Bonnivet sorgte nun dafür, daß Luise von Savoien die Schmach, von dem Mann ihrer Liebe und ihrer Wahl ausgeschlagen zu werden, in ihrer ganzen Bitterkeit erfuhr. Sie, die noch immer schöne, allgefeierte und dabei so stolze als herrschsüchtige Frau, sie, die entsprossen aus dem erlauchtesten Blut Europa's, es in ihrer Macht glaubte, die Zierde eines Throns zu werden, sah sich von einem Unterthan ihres königlichen Sohnes verschmäht! Ihre Wuth kannte keine Grenzen. Sie wollte um jeden Preis Rache und beschloß als Enkelin Karls des Ersten, Herzogs von Bourbon, ihre vorgeblichen Rechte auf die dem Kronfeldherrn durch seine Gemahlin zugefallenen Besitzungen geltend zu machen. Gesetz und Herkommen waren gegen sie, doch gewiß, die Macht ihres Sohnes zu Hülfe nehmen zu können, reichte sie, zum Erstaunen von ganz Frankreich, bei dem Parlament ihre Klage ein. Vor den Schranken desselben traten sie und der König als Kläger und ihnen gegenüber Karl von Bourbon und Anna von Frankreich als Beklagte. Diese letztere erschien, um zu Gunsten Karls, in ruhiger Erhabenheit das Salische Gesetz geltend zu machen, dem sie früher, im Gehorsam gegen dasselbe, die Königskrone dieses Reichs geopfert hatte. Das ganze Reich

nahm Theil an einem Prozeß, den die Macht gegen das Recht führte. Noch vor der Entſcheidung deſſelben ſtarb Anna von Frankreich. Der Tod ihrer Tochter und ihres Enkels hatte ſchon früher ihr Herz gebrochen; ſie lebte ſeit dieſem Verluſt, zurückgezogen vom Hofe und von der Welt, in tiefer Einſamkeit und nur als es die Vertheidigung von Bourbons Rechten galt, flammte ihr erlöſchendes Leben noch einmal in aller Kraft ihres wahrhaft erhabenen Geiſtes auf; auch erſparte es ihr der Himmel, ihn unglücklich ſehen zu müſſen. Ihr letzter Hauch ſegnete ihn und ihr Teſtament erklärte ihn zum Erben des reichen Beſitzthums, das ſie der Dankbarkeit Karl des Zweiten und der Freigebigkeit Ludwig des Zwölften verdankte.

Das Parlament, zu feige um das Recht walten zu laſſen, ſuchte gleichwohl den Schimpf eines ungerechten Urtheilſpruches von ſich abzuwenden und verwies die Entſcheidung dieſes Prozeſſes an den Staatsrath, der das Organ des Machtſpruches wurde, den Luiſe von Savoien ihm durch den Kanzler du Pradt in die Feder ſagte.

Der Herzog empfand den Verluſt ſeines Rechtsſtreits mit tiefem Unmuthe. Er ſah ſich dadurch des größten Theils ſeiner Beſitzungen beraubt; allein ſeine große Seele empfand es noch bitter, daß in ihm Geſetz und Recht durch die Willkühr ſchamloſer Macht beleidigt, und ſein Ehrgefühl verletzend gekränkt worden war. Ganz Europa empfand den gleichen Unwillen, und die ſchlaue Staatskunſt Karl des Fünften wollte dieſen Zeitpunkt nicht unbenutzt laſſen, um dem franzöſiſchen Thron ſeine feſteſte Stütze zu

rauben. In Lumpen verhüllt durchstreifte der Graf von Roeur ganz Frankreich, um den Herzog von Bourbon aufzufinden und ihm im Namen Karl des Fünften die Hand der Schwester der verwittweten Königin Eleonore von Portugall anzubieten, mit der Zusage der Erbfolge Oestreichs für sie, wenn der Kaiser und sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, ohne Hinterlassung männlicher Erben sterben sollten. Eleonore war die reichste Prinzessin unsers Zeitalters. Der Kaiser foderte die Mitwirkung des Kronfeldherrn zur Ausführung des von ihm, gemeinschaftlich mit dem König von England entworfenen, Planes zur Eroberung und Zerstückelung Frankreichs, von dem der Herzog den dritten Theil erhalten sollte, um für sich ein unabhängiges Reich daraus zu bilden.

Im ersten Augenblick entsetzte sich Bourbon vor diesem Vorschlage des Kaisers und der Name eines Empörers gegen seinen König blitzte schaudererregend durch seine Seele; allein der Graf von Roeur, dieser schlaueste und feinste Staatskünstler des spanischen Kabinets, ließ sich durch den ungünstigen Erfolg seiner ersten Versuche nicht abschrecken. Der Herzog wurde zu schwer gereizt, theils vom König selbst, der ihm, auf Anreizung seiner Mutter, alle seine Dienstverhältnisse unangenehm zu machen suchte, theils von Luisen; und Graf von Roeur wußte diese Augenblicke eines gerechten Unmuths so schlau zu nutzen, daß es ihm gelang, Bourbons Heldenseele mit sich selbst uneins zu machen. In Frankreich stand dem Herzog alles feindlich entgegen; er durfte auf keine schönere Zukunft mehr hoffen, da er sich in seinem edelsten Wollen und Streben, in seiner

muthvollſten Thatkraft gelähmt fand, der Kaiſer bot ihm dagegen die glänzendſte Genugthuung für alle erlittene Schmach an, er bot ihm eine Krone, eine mit dem eignen, tapfern Schwerdt erfochtne Krone — Bourbon wankte; — Nur ein Engel ſtand ihm noch trauernd und warnend zur Seite, der Engel ſeiner Liebe. Er wagte es nicht, mir das gefährliche Geheimniß ſeines beſchloſſenen Abfalls zu entdecken, allein er beſchwur mich bei allem, was heilig genannt wird, ihm von der Herzogin von Alençon eine Zuſammenkunft zu erbitten. Seit ſeinem feindlichen Verhältniß zu ihrer Mutter hatte er dieſe vermieden und durfte es daher auch nicht wagen, bei Margarethen zu erſcheinen, da die leidenſchaftliche Reizbarkeit, die ſich bei der Gewaltſamkeit des innern Seelenkampfes zwiſchen Haß und Liebe immer verderblicher in dem Charakter der Herzogin von Angoulême offenbarte, es ihrer Tochter zur Pflicht machte, alles zu vermeiden, was dieſe aufzuregen vermochte. Margaretha verſagte dem Herzog die von ihm ſo flehentlich erbetene Unterredung um ſo entſchiedener, da ſie wußte, wie genau alle ſeine Schritte bewacht wurden.

Der Zufall ſchien Karln gewähren zu wollen, was Margaretha ihm verweigerte. Franz der Erſte wünſchte eines Tages ſeine Schweſter allein zu ſprechen und bat ſie, nach der Mittagstafel in ſein Kabinet zu kommen; dieſer Verabredung gemäß ließ ſie ihr Gefolge im Vorzimmer, doch als ſie die Thüre des Kabinets öffnete, fand ſie ſtatt des Königs den Kronfeldherrn, der, ihrem Bilde gegenüber, im Anſchauen deſſelben vertieft war, ſo daß er ihren Eintritt nicht bemerkte. Sie wich im erſten Augenblick beſtürzt

zurück, allein die ſchmerzensvolle Wehmuth, die aus jedem Zug ſeines edlen Geſichts ſprach, ergriffen ſie in mächtiger Rührung, und ſie blieb ſanft erröthend mit geſenktem Auge ſtehen, als er, ſie erblickend, mit einem Ausruf der freudigſten Ueberraſchung auf ſie zueilte und ſich zu ihren Füßen warf. Welcher Gottheit verdanke ich das Glück, Sie einen Augenblick ohne Zeugen zu ſehen? rief Karl von Bourbon, gönnen Sie mir Gehör; was ich Ihnen zu ſagen habe, entſcheidet über meine Zukunft, über mein Leben! — Stehen Sie auf, Herzog, flüſterte ſie ſich zu ihm hinabneigend und ihm die Hand reichend, ſich zu erheben, wo iſt mein Bruder? — Er iſt ſo eben zur Gräfin von Chateaubriand gegangen und hat mir befohlen, ihn hier zu erwarten. — Aber dann darf ich hier nicht länger weilen, da man den Zufall unſers Zuſammentreffens für eine Verabredung halten könnte. — Und doch iſt es ſo wichtig, was ich Ihnen zu ſagen habe, es betrifft nicht bloß mein Leben und meine Ehre, ſondern auch Frankreichs Schickſal. — Begleiten Sie mich zur Gräfin von Chateaubriand, dort kann und will ich hören, was Sie mir zu ſagen haben. — Nein, nur hier darf ich zu reden wagen, dort haben auch die Wände Ohren und warum, fuhr er lebhafter fort, ſoll ich mich nicht des einzigen glücklichen Augenblicks erfreuen, der, wie ein himmliſcher Sonnenſtrahl in mein umnachtetes Leben fällt? Er drückte bei dieſen Worten Margarethens Hand an ſeine Lippen, und noch ehe ſie ſie ihm entziehen konnte, trat die Herzogin von Angouleme ein. Dieſe erblaßte; ihr Auge und ihr Angeſicht flammten dann auf in höchſter Zornesglut und ſie brach in die beleidigendſten Vorwürfe aus. Das alſo, Verwegener, rief ſie dem Herzog zu, das

alſo iſt der Gegenſtand, für den Ihr all den Glanz, all den Ruhm geopfert habt, zu dem ich Euch erheben wollte! Um die Gunſt der Tochter ſchlugt Ihr die Vermählung mit der Mutter Eures Königs aus, um ihn durch ſeine Schweſter zu entehren. — Eine ſolche Schmähung, unterbrach ſie der Herzog heftig, kann nur aus einem ſo unreinen und beflekten Herzen kommen, als es das Ihrige iſt. — Entweicht, Frevler, rief ſie wüthend, und wißt, daß ich Euch in dem Gegenſtand Eurer Verblendung züchtigen werde! — Der Kronfeldherr erblaßte vor dieſer Drohung, der einzigen, die ihn zu ſchrecken vermochte; allein mit der hohen Würde eines makelloſen Bewußtſeyns nahm Margaretha hier das Wort. Der Schein trügt oft, Madame, redete ſie ihre Mutter an, und wenn ich ihn in dieſem Augenblick gegen mich habe, ſo iſt dennoch der Himmel mein Zeuge, daß ich Ihren Unwillen durch nichts verſchuldet; ich werde mich in einer ruhigern Stunde zu rechtfertigen wiſſen; für jetzt bleibt mir nichts übrig, als mich zu entfernen, und Sie, Herzog, fuhr ſie fort, vergeſſen Sie nicht, daß Sie mit meiner Mutter reden! — Sie neigte ſich hier ehrerbietig vor der Herzogin, und verließ das Zimmer; allein ihre letzten Worte, von ihr nur darauf berechnet, die Empörung des Herzogs zu mäßigen, trafen das Herz ihrer Mutter wie ein Giftpfeil, da ſie ihr die Macht verriethen, deren Margaretha ſich bewußt war, über Karl zu haben. Sie ergoß ihre Wuth von Neuem in den beleidigendſten Schmähworten gegen den Kronfeldherrn, der, dem Befehl der Prinzeſſin gehorchend, ſie zu beſänftigen ſuchte, indem er ihr ſein Zuſammentreffen mit dieſer in der einfachen Wahrheit des Verfalls erklärte; als ſie aber darauf wieder zu Liebes-

worten übergieng, wies er ſie ſtrenge von ſich, da er in dieſer Stunde ſeine Geringſchätzung am wenigſten zu verhehlen vermochte. Dieß reizte ihren Zorn wieder, und alle Haltung völlig verlierend, gieng ſie im ſchnellſten Wechſel von Thränen zur Wuth, von den liebeflehendſten Worten der gewaltigſten Leidenſchaft zu den Verwünſchungen des furchtbarſten Haſſes und der brennendſten Rachſucht über.

Während deſſen war Margaretha zu dem König geeilt, den ſie erflehte, dieſem unangenehmen Auftritt ein Ende zu machen. Er fand ſeine Mutter, als er zu ihr und dem Herzog eintrat, in ſo anſtandsloſer Haltung, ſo ganz ihrer Würde vergeſſend, daß er, in der Beſchämung darüber, ſich nicht enthalten konnte, bitter gegen den Kronfeldherrn zu werden, der ihn, ohne ein Wort zu erwiedern, nur ſtolz und ernſt anblickte und das unglückliche Kabinet mit dem Entſchluß verließ, es nie wieder zu betreten und es den König fühlen zu laſſen, daß er den zuverläſſigſten ſeiner Freunde zu ſeinen Feinden gleichſam ſelbſt hingedrängt habe.

Luiſe war der Empörung ihres Herzens ſo wenig Herr, daß ſie Bennivet den Auftrag ertheilte, ihre Tochter genau zu bewachen und jede Zuſammenkunft zwiſchen ihr und dem Herzog zu verhüten. Der Kronfeldherr konnte ſich nicht entſchließen Paris zu verlaſſen, ohne Margarethen Lebewohl zu ſagen. Es war zu ſpät, ihr ſeinen Plan zu vertrauen, da er ſchon ſein Wort gegeben hatte; allein ſehen mußte er ſie noch einmal, ehe er ſich, vielleicht auf immer, von ihr trennte. Renata und ich boten alles auf, ihm die Gewährung dieſes Wunſches zu verſchaffen; doch

würde es uns unmöglich geweſen ſeyn, wenn nicht der König mit dem ganzen Hofe nach St. Germain gegangen wäre, wo wir mehr Freiheit hatten als in Paris. Margaretha's Herz fühlte, daß ſie dem Kronfeldherrn für ſo viele um ſie erlittene Ungerechtigkeiten eine Vergütung ſchuldig war, ſie willigte in unſere Bitte, doch nur unter der Bedingung, daß Renata und ich bei dieſer Unterredung gegenwärtig ſeyn ſollten, damit jeder Schein eines geheimen Verſtändniſſes wegfiele.

Margaretha und Renata, die ich auf dieſem Spaziergang begleitete, trafen, wie es verabredet war, den Herzog in dem Pavillon, in dem Sie, meine Damen, vor einigen Tagen die Königin erwarteten. Nie habe ich Karls Heldenhoheit ſo umdämmert geſehen von trauernder Liebe, als in dieſer Abſchiedsſtunde. Er beſchwur Margaretha, ihm die Trennung von Allem, was ſeinem Herzen theuer ſey, durch das Verſprechen zu erleichtern, daß ſie ſich nie ſeinen Feinden und Verfolgern zugeſellen wolle, und ihm in einer für ihn qualvollen Stunde zu vergönnen, ihr nur die Offenherzigkeit eines Sterbenden zu wiederholen, daß er ewig nur ſie allein lieben werde. Alle ſeine Züge, ſeine Blicke, ſeine Worte hatten einen ſolchen Ausdruck von Liebe, Schmerz und Verzweiflung, daß wir uns tief erſchüttert fühlten und zum Erſtenmal die Ahnung irgend eines geheimnißvollen Unheils, das aus ſeiner Entfernung aufgehen könne, in uns erwachte. Die Herzogin ſuchte noch nach Worten, die, ohne ihre Zärtlichkeit zu verrathen, ihn zu tröſten vermöchten, als wir Bonnivet mit einer Verwegenheit eintreten ſahen, zu der ihn, trotz ſeiner Kühnheit,

nur ein höherer Befehl berechtigen konnte. Madame blickte ihm ihren Unwillen zu, auf den Lippen des Herzogs ſchwebte der Befehl, den Pavillon zu verlaſſen, und ſeine funkelnden Augen blitzten Zorn auf ihn hernieder; allein mit einer Majeſtät und Hoheit, vor der die Frechheit ſelbſt erblöden mußte, trat die Herzogin auf den Admiral zu. Eure Kundſchafter, Bonnivet, redete ſie ihn an, haben Euch nicht betrogen, ich bin hier, um von dem Herzog Abſchied zu nehmen, der uns morgen verläßt, und es iſt mir lieb, dieß in Eurer Gegenwart thun zu können. Ich kann, fuhr ſie, ſich nun zu dem Kronfeldherrn wendend, fort, Ihnen meine Theilnahme an Ihrem Geſchick nicht ſo lebhaft ausdrücken, als ich ſie empfinde. Nie werde ich Ihrer, nie des edelſten Mannes vergeſſen, den ich kenne; meine Freundſchaft für Sie iſt ein eben ſo unvergängliches Gefühl meines Herzens, als meine Bewunderung Ihrer Tugenden und wenn der innigſte Wunſch meiner Seele je Einfluß auf Ihr Schickſal gewinnen kann, ſo werden Sie noch einſt eben ſo glücklich werden, als Sie es zu ſeyn verdienen. Leben Sie wohl, Herzog, ſchloß ſie, indem ſie, alle ihre Kraft ſammelnd, ihm die Hand reichte, die er mit Innbrunſt küßte. Madame und ich umarmten ihn ſchweigend und nur unſre Thränen waren die Dollmetſcher unſrer Empfindungen.

Der Admiral ſtand während dieſer Abſchiedsſcene jämmerlich verlegen da und vermochte kein Wort hervorzubringen. So wie wir dem Herzog Lebewohl geſagt hatten, nahm die Herzogin Madame und mich bei der Hand, um den Pavillon zu verlaſſen, doch ſich erinnernd, daß es

nicht gerathen seyn möchte, den Herzog und Bonnivet allein mit einander zurückzulassen, gab sie diesem einen Auftrag, der ihn entfernte; sie neigte das schöne Haupt noch einmal huldreich und ausdrucksvoll gegen den Herzog und entschwand dann seinen Blicken.

Noch am Abend dieses Tages nahm der Kronfeldherr Abschied von dem König, dem seine Entfernung willkommen war, da er von der Leidenschaft seiner Mutter die Wiederholung ihm so sehr unangenehmer Auftritte fürchten mußte. Luise von Savoyen empfand dagegen desto tiefer die Abreise des Mannes, den sie noch lieber undankbar als gar nicht sehen wollte. Ihr Schmerz ging in eine so feindselige Bitterkeit gegen Margaretha über, daß der ganze Hof darüber murrte. Ihr Gemahl gerieth darüber in heftigen Wortwechsel mit ihrer Mutter und auch der König empfand das Betragen derselben gegen seine liebenswürdige Schwester so unmuthig, daß diese es für das Beste hielt, sich auf einige Zeit vom Hofe zu entfernen. Sie erhielt hierzu die Einwilligung des Königs und ihres Gemahls und um nicht durch zu häufige Besuche belästigt zu werden, wählte sie ein, in ziemlicher Entfernung von Paris einsam gelegenes Landhaus zu ihrem Aufenthalt. Fast alle Damen des Hofes wetteiferten um die Ehre, sie begleiten zu dürfen; sie dankte aber allen mit der ihr eigenen Holdseligkeit und nahm selbst von ihrem eigenen Hofstaat nur ein kleines Gefolge mit. Noch erinnere ich mich mit heitrer Rührung der vier Monate, die wir in dieser Einsamkeit verlebten. Frei von allem höfischen Zwang durfte Margaretha hier ganz nach ihrer Neigung leben und ihr

gebildeter Geist, ihre Talente und der heilige Reichthum ihres Engelherzens an jeder die Menschheit adelnden Empfindung wurden für uns eine reine nie versiegende Quelle der reinsten und sanftesten Freuden, zu denen hienieden die Wonne der Wehmuth, die Thränen schuldloser Liebe ja auch gehören!

Diese Einsamkeit gab dem Andenken an den Kronfeldherrn eine Gewalt über das Herz Margarethens, der zu widerstehen sie mehr denn je aller ihrer Kraft bedurfte. Sie suchte selbst alles auf, was sie zu erheitern und zu zerstreuen vermochte. Ihre Hofhaltung bestand, so klein sie auch war, aus den anerkannt liebenswürdigsten Frauen, den geistreichsten Männern unsers Hofes. Fast alle waren musikalisch und wir führten beinahe jeden Abend, unter Anführung des berühmten Tonsetzers Gondinal, ein Concert auf. Eines Abends hatte sich die Herzogin in ein an den Musiksaal stoßendes Kabinet zurückgezogen, um eine neue ihr zugesandte Schrift zu lesen; sie war anziehend genug, um sie zu fesseln, da sie aber die Musik leidenschaftlich liebte, so vergaß sie nach und nach das Blatt umzuschlagen und verlor sich, ohne zu wissen wie, in wehmuthsvolle Träumereien. Die melodienvollen Klänge zogen süß schmeichelnd in ihr Herz und löseten es in immer weicheres Sehnen, immer tieferes Seufzen auf. — Keine Kunst übt unwiderstehlichere Kraft über das menschliche Gemüth, als die Musik und von allen Regungen desselben sind keine ihr so unterworfen, als Schmerz und Liebe. Margaretha empfand es, — sie ward tiefer denn je durch diese Klänge gerührt; der Herzog stand vor ihr — jeder Laut ward zur

herzzerreißenden Klage ſeiner Liebe, ſeines Unglücks, ſeiner wandelloſen Treue; unwillkührlich bog ſie ihr Geſicht auf ihre Hände nieder und heiße Thränen entſtrömten ihrem Auge; plötzlich aber, erſchreckt durch die Leidenſchaftlichkeit ihres Schmerzes, floh ſie, als wolle ſie ſich ſelbſt entfliehen, hinab in den Garten und ſuchte die dichteſten, heimlichſten Schatten deſſelben auf. Doch umſonſt war dieſe Flucht; ſie trug den Pfeil, der ſie verwundete, zu tief im Herzen. Ermattet ſank ſie auf den Raſen nieder, voll Schaam und Unmuth über die Schwäche ihres Herzens. Ach wer wahrhaft liebt, für den giebt es, wie ſorgfältig er über ſich ſelbſt wache, Erinnerungen und Stunden, vor deren Gewalt die höchſte Kraft der Selbſtbeherrſchung erliegt, wo all der Zwang verſchwindet, den das Herz erduldet, und wo der Menſch nichts will, nichts vermag, als ſich ohne allen Troſt in die hoffnungsloſe Tiefe ſeines Kummers verſenken! — Für die Prinzeſſin war dieß eine ſolche Stunde. Ihres Widerſtandes ungeachtet floſſen ihre Thränen unaufhaltſam und ich erſchrak, als ich ſie im Garten fand, vor ihrer Bläſſe, ihren Thränen, vor der ſchmerzlichen Ermattung in ihren Zügen. Ich glaubte, ſie habe vom König ſchmerzliche Nachrichten erhalten, denn bis zu dieſem Tage hatte ich ihre Liebe nur errathen, ihren ſtummen Herzensgram nur geahnet, da ſie es ſich nie vergönnt hatte, ihn mir einzugeſtehen. Ach, antwortete ſie mir, meine Thränen ſind ein Unrecht, das ich mir zu begehen nicht verſtatten ſollte. Reden Sie daher mit mir nicht darüber, gönnen Sie mir aber den Troſt, an Ihrem treuen Herzen einen Gram auszuweinen, der mir in aller ſeiner Herbe lieber iſt, als das glänzendſte Erdenglück. Sie legte hier ihr ſchönes

Haupt an meine Bruſt und mich mit einem Arme umfaſſend, legte ſie mir die Hand auf den Mund, als fürchte ſie von mir Worte des Troſtes und der Theilnahme zu hören. Allmählig floſſen ihre Thränen ſanfter, ihre Züge erhielten wieder den ihnen eigenen himmliſchen Ausdruck friedvoller Klarheit und dieß iſt die einzige Stunde geblieben, in der ich ſie je von dem Schmerz ihrer Liebe bewegt geſehen.

Hier unterbrach eine Einladung der Königin Iſabeau in ihrer Erzählung. Margaretha begab ſich mit den Freundinnen in den Wald von St. Germain, wo ſie einen ſchattigen Platz zur Raſt im Freien wählte. Hier fand der Fürſt von Melphi Gelegenheit Alphonſinen zu ſprechen, um ihr von ſeiner Beſtürzung bei ihrem Verſchwinden, von den vergeblichen Verſuchen ſie zu finden und zu rächen, und von ſeinen ſüßen Hoffnungen für die Zukunft zu ſagen, zu welchen ihn ein Brief ihres Vaters, des Fürſten von Salerno, berechtigte. Mit glühendem Erröthen und heldgeſenktem Blick ſagte ihm Alphonſine, daß ihr Herz mit dem Willen ihres Vaters im Bunde ſey, und die Anweſenden, welche den Inhalt ihrer Unterredung in den freudefunkelnden Blicken des glücklichen Carraciol laſen, ſuchten durch anmuthige Scherze die tiefe Rührung zu mildern, von der ſie Alphonſinen durchdrungen ſahen. Unter heitern Geſprächen kam der Abend heran, Franz der Erſte und der König von Navarra waren den Damen in den Wald nachgefolgt, der ganze Hof kam herbei, der König

bot ſeiner Schweſter die Hand, um ſie auf einen groſſen Wieſenplan zu führen, wo Zelte errichtet waren, unter denen man zu Abend ſpeiſte, und nach aufgehobener Tafel weiter im Wald umher gieng, um die Muſik zu hören, die von den dichtbelaubten Anhöhen, von denen das Thal umfangen war, anmuthig herniedertönte.

Es war eine milde, warme aber dunkle Nacht. Margaretha wandelte mit der Fürſtin von Salerno umher, als beide Damen eine hohe, verhüllte Geſtalt erblickten, die, aus der Tiefe des Waldes hervorſchreitend, ihnen in abgemeſſener Entfernung folgte, in dieſem Augenblick erſt bemerkte die Königin, daß ſie mit ihrer Freundin allein war. Sie erſchrak heftig und rief nach ihrem Gefolge. Auf den erſten Laut ihrer Stimme eilte dieſes herbei, der Verhüllte verſchwand, doch Margaretha fühlte ſich ſeltſam und bis zu Thränen ahnungsvoll bewegt. Langſam, wie träumend, gieng ſie nach dem hellerleuchteten Theil des Waldes zurück, wo ſie Renata antraf, die gleichfalls durch den Anblick der unbekannten Geſtalt erſchreckt worden war, ohne doch der Königin die Urſache der ſichtbaren Verlegenheit, in welcher ſie ſie antraf, zu geſtehen. Madame Renata war mit Alfaiden in vertraulichem Geſpräch durch einen ſanftgewundenen Pfad gegangen, als dieſe ahnungsvolle Geſtalt bei ihnen vorbeieilte und mit Tönen, die in beider Herzen wiederklangen, ausrief: Auf ewig iſt ſie mir verloren! Das iſt Bourbons Stimme, hatte Renata gerufen, o Gott! iſt es vielleicht ſein Geiſt, der, von der Erde ſcheidend, uns noch einmahl zum Lebewohl begrüßt? - Auch die Gräfin war heftig erſchüttert, und unentſchloſſen, ob

ſie mit Madame Renata der Spur der wunderbaren Erſcheinung nacheilen ſollten, trafen ſie den König von Navarra, der ihnen berichtete, daß zu Morgen eine Maskerade im Schloſſe veranſtaltet ſey, zu der allen glänzend gekleideten fremden Masken der Zutritt vergönnt ſeyn ſolle. Die Freundinnen waren zu bewegt, um in dieſer Stunde an einer Unterhaltung über dieſen Gegenſtand Antheil zu nehmen, ſie eilten Margarethen entgegen, welche, bleich und bebend, ihre Freundinnen in gleicher Beſtürzung traf und ſie mit ſchwankender Stimme bat, die Rückfahrt nach dem Schloſſe zu beſchleunigen; dieſer Wunſch war auch ihnen willkommen, da alle ſich nach Einſamkeit ſehnten und keine der andern die Urſache ihrer Beklommenheit zu entdecken vermochte.

Am folgenden Tage, als Alſaide mit Marien und Alphonſinen ſich wieder allein befand, fuhr ſie fort, ihnen die Geſchichte des unglücklichen Kreuzfeldherrn zu erzählen.

Der König, ſo begann Alſaide, ſann auf die Wiedereroberung Mailands. Er verſammelte ſeine Truppen, und ſandte auch Karl von Bourbon den Befehl, ſich beim Heere einzufinden. Dieſer gab eine Krankheit vor, und erſchien nicht, doch in kurzer Zeit wurden dem König durch den Verrath gegen ſeine Freunde ſeine Unterhandlungen mit dem Kaiſer bekannt. Rührend war es, wie in Franz, trotz der Spannung zwiſchen ihnen, dennoch die Zuverſicht zu Bourbons Tugend über jeden Verdacht ſiegte, und er lange Zeit der gemachten Entdeckung jeden Glauben verſagte. Als ſich ihm aber endlich die Ueberzeugung ihrer Wahrheit aufdrang

war er großsinnig genug, nur den Eingebungen seines Herzens zu folgen, und selbst zu dem Herzog nach Moulins zu gehen, um ihm zu entdecken, wie er seine Unterhandlungen mit dem Kaiser kenne, aber bedenkend, wie schwer er gereizt worden sey, nur sein offenes Geständniß fodre, um zu verzeihen. Bourbon fühlte den Edelmuth dieses Verfahrens; er gestand dem König alles, und ohne weitere Entschuldigung seines Fehltritts, schilderte er ihm nur, wie die erlittenen Kränkungen nach und nach seine Seele empört. Der König versprach ihm, den auf seine Besitzungen gelegten Sequester gleich aufzuheben und dereinst, nach dem Tode seiner Mutter, die Zurückgabe aller der ihm ungerechter Weise geraubten Güter. Die Großmuth dieses Versprechens rührte den Kreufeldherrn weniger, als die Liebe und das Vertrauen, welches der König ihm bewies; er erneuerte das Gelübde seiner Treue und versprach, sobald es seine Gesundheit verstatte, die durch den Kampf, den seine Seele in dieser letzten Zeit in gewaltiger Erschütterung bestanden, ganz dahin war, sich beim Heere einzufinden.

Das Vorgefühl der Zerrissenheit, die der Abfall vom Vaterlande in sein Leben bringen werde, seine Liebe zu Margarethen, die Rührung, mit der er die großsinnige Offenheit des Königs dankbar würdigte, alles vereinigte sich, Bourbon zu seiner Pflicht zurückzuführen; doch zu seinem und zu Frankreichs Unglück erfuhr Luise die Versprechungen, die er vom Könige erhalten hatte. Sie schrieb ihm einen höchst beleidigenden Brief, worin sie seine Gutmüthigkeit, dem König Glauben zugefügt zu haben, verhöhnte,

und ihm versicherte, daß es ihm nie gelingen solle, sich ihrer Rache zu entziehen. Einen neuen Beweis, wie unumschränkt sie Herr seines Schicksals sey, solle er darin finden, daß der König sein Versprechen, ihm jene Verheißungen schriftlich zuzustellen, unerfüllt lassen werde. Der Kronfeldherr schrieb jetzt an den König; er legte ihm den Brief seiner Mutter ein und mahnte ihn ehrerbietig aber dringend, sein königliches Wort zu lösen. Dürfe er nicht auf Gerechtigkeit, nicht auf Erfüllung des erhaltenen Königswortes hoffen, so werde er ja dadurch gezwungen, die Bande der Liebe und der Treue zu zerreißen, mit denen er als Vasall an den König und an Frankreich gebunden sey. Der Bischof von Autun, einer seiner vertrautesten Freunde, unternahm es, diesen Brief zu überbringen; allein er wurde auf Veranstaltung Luisens unterweges festgenommen und in einen Kerker geworfen. Mit dieser Gewaltthat schwand der letzte Hoffnungsschimmer, Bourbons Heldenseele vor dem Abfall von ihrer bis dahin makellosen Größe bewahrt zu sehen.

Der König war in Lyon, als er erfuhr, der Herzog habe die Fahne des Aufruhrs aufgesteckt, und man war allgemein der Meinung, daß er unter diesen Umständen seinen Vorsatz, nach Italien zu gehen, nicht ausführen dürfe, da man bei der Liebe und Verehrung, mit der ganz Frankreich dem Kronfeldherrn anhieng, den Ausbruch eines bürgerlichen Kriegs befürchten mußte. Doch gerade die nächsten Verwandten, die vertrautesten Freunde des Herzogs bewiesen, wie in edlen Seelen die Treue gegen König und Vaterland über alle persönliche Rücksichten zu siegen

vermag. Alle fielen von Bourbon ab; der Marſchall v. Chabannes und der Baſtard von Savoyen erhielten vom König den Auftrag, mit den unter ihrem Befehl ſtehenden Truppen den Herzog aufzuſuchen und ihn todt oder lebendig zu ſehen. Von allen Seiten umzingelt, von ſeinen Truppen verlaſſen, blieb Bourbon nur die Wahl mit dem Schwerdt in der Hand zu ſterben, oder ſich durch Flucht zu retten. Er verließ ſein Gefolge und nahm mit der ihm eigenen Kühnheit, nur von Pamperon begleitet, ſeinen Weg mitten durch das franzöſiſche Heer, indem er durch das Delphinat nach Savoyen gieng. In St. Claude kam ihm der Cardinal de la Baume mit einer Bedeckung entgegen und begleitete ihn nach Beſançon. Sobald der König erfuhr, daß der Herzog allen Nachſtellungen entgangen und in Sicherheit ſey, ſchickte er Imbaut an ihn ab, ihm das Schwerdt des Kriegsfeldherrn und den Orden des heiligen Michaels abzufodern, welche er zu tragen ferner unwürdig ſey. Bourbons Antwort war: Das Schwerdt hat mir der König ſchon zu Valenciennes genommen, als er den Befehl über die Vorhut ſeines Heeres, der mir gebührte, dem Herzog von Alençon übergab und den Orden habe ich zu Chantelles zurückgelaſſen! —

Der Herzog eilte nach Italien, wo er in Mantua von dem Herzog von Gonzaga mit der Hochachtung aufgenommen wurde, die ſich keine irdiſche Hoheit zu gewinnen vermag, da edle Menſchen ſie nur der Seelengröße huldigend weihen, und von deſſen großmüthiger Freundſchaft Bourbon, der von einem königlichen Beſitzthum nichts mehr ſein nannte, auch die Mittel erhielt, vor den kaiſerlichen Feld-

herrn seinem Range gemäß erscheinen zu können. Diese kamen ihm bis Plazenza entgegen, sowohl um ihn zu empfangen, als auch mit ihm den Operationsplan des zu eröffnenden Feldzugs zu verabreden. Bourbons Geistesgröße und die Sicherheit seines Feldherrnblicks erwarb ihm ihre Bewunderung und zum Erstenmal ward ihm hier die Wonne des Bewußtseyns, in der Achtung der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, durch ihr reines, unbestochenes Anerkennen seines persönlichen Werths, höher zu stehen, als ihn der Glanz einer Krone zu stellen vermocht hätte. Karl der Fünfte war, wie seine Feldherrn von Achtung für Bourbon durchdrungen. Obgleich der Herzog als ein geächteter Flüchtling zu ihm kam, schlug er den Werth des Mannes so hoch wie ein Heer an und huldvoll empfieng er ihn, und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber seines italienischen Heers.

Ganz Frankreich trauerte über den Verlust seines Helden. Bonnivet allein triumphirte und nahm mit übermüthiger Freude seine Ernennung zum Befehlshaber des Heers an, das der König über die Alpen sandte und das in Bourbon einen angebeteten Feldherrn verloren hatte. Die Herzogin von Angouleme, deren Verwendung Bonnivet dieß Commando verdankte, verhieß ihm zum Lohn seiner Siege das Kronfeldherrnschwerdt, welches, von dem unglücklichen Helden zurückgegeben, jetzt zum Preis des Siegs über ihn dienen sollte. Es gelang Bonnivet bis an den Tessino vorzudringen; hier eilte ihm Bourbon an der Spitze des kaiserlichen Heers entgegen. Jeder Tag war für diesen ein Tag des Siegs; Bonnivet sah sich allenthalben zurück-

gedrängt, ohne Stand halten zu können, und Bourbon folgte ihm auf dem Fuße. Der kaiſerliche Feldherr Lanoy fand die Operationen des Herzogs im Kriegsrath zu kühn, doch Pescara trat auf Bourbons Seite und Karl verfolgte nun den Admiral bis nach Romagnano, in deſſen Nähe dieſer eine Brücke über die Secchia hatte ſchlagen laſſen. Eine Schlacht war unvermeidlich. Das kaiſerliche Heer erreichte erſt am Abend die Franzoſen, die ſchon in Schlachtordnung ſtanden, und nicht die Sonne, der Mond war Zeuge dieſes blutigen Kampfs. Der Herzog ſuchte den Admiral auf, der, ſtolz auf die Ehre, ſich mit einem königlichen Prinzen im Zweikampf zu meſſen, ihm raſch entgegeneilte. Er focht tapfer; doch kein Sterblicher hat noch je dem Herzog den Namen des Unüberwundenen ſtreitig zu machen vermocht. Ein Schwerdthieb Bourbons lähmte den rechten Arm des Admirals und ſeine Großmuth ſchonte des Wehrloſen. Flieh, rief ihm der Herzog zu, indem er ſein Pferd wandte, und empfange Dein Leben zum Geſchenk aus der Hand Deines Feindes!

Der Sieg entſchied ſich für die Kaiſerlichen. Bonnivet befahl, Verzweiflung im Herzen, den Rückzug, und übertrug die Anordnung deſſelben Bayard, der dieſer ſich unterzog, um, wie er ſagte, den Reſt des Heers zu retten und mit Ehren zu fallen. Er hielt Wort. Unſterblicher Ruhm war der Preis ſeines Todes, den er nach glorreichem Kampf an der Seite ſeines Waffengefährten und Freundes, des tapfern Vandeneß, fand!

Bourbon hatte geſiegt — geſiegt über Franzoſen, über dieſelben Krieger, die er ſo oft, ſtolz auf ihre Tapferkeit,

zu Ruhm und Sieg geführt! — Stumm und ernst ritt er über das Schlachtfeld, — da fiel sein Blick auf den sterbenden Bayard, den Freund seines Herzens, den Waffengefährten schönerer Tage, wo Bourbons Heldenglorie makellos strahlte — und jetzt war Bayards letztes Wort ein Giftpfeil gerechten Tadels für Bourbons zerissenes Herz! —

Vennivet gieng nach Paris zurück, um den jungen Monarchen zu bereden, selbst die Eroberung Mailands zu übernehmen und die Kriegslust des Königs verschaffte seinen Vorschlägen günstiges Gehör. Vor seiner Abreise verlor Franz seine Gemahlin Claudia, die sowohl um ihrer eigenen Trefflichkeit, als um das Andenken der Tugenden ihres Vaters allgemein geliebt, von ganz Frankreich betrauert wurde. An ihrem Begräbnißtage erschien der junge König von Navarra zum Erstenmal an unserm Hofe und sein erster Blick auf Margaretha flößte ihm eine Leidenschaft für sie ein, die bis zu diesem Augenblick noch nichts von ihrer Stärke verloren hat.

Der König trat seinen Zug nach Italien an, doch während er in Lyon und späterhin bei dem Herzog von Savoyen verweilte, flog Bourbon von Sieg zu Sieg und sein Schwerdt erkämpfte dem Kaiser den Besitz von ganz Italien. Noch immer war er der Liebling der Franzosen; das Gefühl des ihm widerfahrnen Unrechts lähmte den Arm, der sich gegen ihn erheben sollte und diese Spaltung der Gemüther glaubte er benutzen zu müssen und drang an der Spitze von 18,000 Mann über die Alpen in Frankreich ein; doch der Schutzgeist unsers schönen Landes vereitelte

die Ausführung ſeines Plans. Pescara war Mitbefehlshaber des kaiſerlichen Heers; nur ſelten gelang es Bourbon, ihn zu ſeinem kühnen Heldenflug mit ſich fortzureißen, und auch jetzt beſtand er darauf, daß der Herzog, ſtatt gerade auf Lyon los zu gehen, Marſeille belagern ſolle. Vergebens widerſtrebte Bourbon, und die Nachgiebigkeit, zu der er ſich gezwungen ſah, rettete Frankreich. Von Chabot de Brion befehligt leiſteten die Einwohner von Marſeille einen Widerſtand, der zu den ſchönſten Zügen der Bürgertreue in den Jahrbüchern der Geſchichte gehört. Nicht nur Jünglinge und Männer, auch Greiſe, Frauen und Kinder waren von Heldenmuth beſeelt, und alle einig in dem Entſchluß, ſich eher unter den Trümmern der Stadt begraben zu laſſen, als dieſe zu übergeben. Vorzüglich zeichneten ſich während dieſer Belagerung die Frauen aus, und als Bourbon es verſuchte, ſich durch Minen einen Weg in die Stadt bahnen zu wollen, waren ſie es, die dieſen Plan zu vereiteln wußten.

Und doch errang Bourbon auch hier vielleicht den Sieg, wenn ihn die unter ſeinem Befehl ſtehenden Truppen gehörig unterſtützt hätten; allein er mußte auch unter dieſen Freundlingen erfahren, daß ein großer Mann der Gemeinheit ſtets für ſeine Größe büßen muß. Neid und Eiferſucht waren die Dämonen, die ihm, in Pescara's Geſtalt, hemmend in den Weg traten und ihn endlich zwangen, die Belagerung von Marſeille aufzuheben und ſeine Truppen nach Italien zurückzuführen.

Wie Bourbon vor Marſeille, ſo verlor der König vor Pavia eine unerſetzlich koſtbare Zeit, die er hätte be-

nutzen können, ſich zum Herrn der ganzen Lombardei zu machen. Kein Feldherr verſtand ſich beſſer darauf, aus den Fehlern ſeiner Gegner Vortheil zu ziehen, als Bourbon. Er kannte die Treue und Tapferkeit des Mannes, dem die Vertheidigung Pavia's aufgetragen war, und war ſicher, daß dieſer den König viele Wochen zu beſchäftigen wiſſen würde, da Franz um ſo beharrlicher auf Pavia's Eroberung beſtand, weil in den Mauern dieſer Stadt die ſchönſte Frau Italiens, jene durch Koloma's Liebe ſo berühmt gewordene Vivanna, eingeſchloſſen war, deren Beſitz ihm der Fall dieſer Feſtung gewinnen ſollte. Bourbon benutzte die durch dieß unthätige Verweilen des Königs gewonnene Friſt, um Geld und Soldaten herbeizuſchaffen, woran es ihm zu Vertheidigung der Lombardei fehlte. Er konnte ſo wenig auf Spaniens als auf Englands Unterſtützung rechnen und mußte ſich ſelbſt ein Heer ſchaffen. Verkleidet eilte er nach Turin. Karl von Savoyen, bis jetzt ein treuer Bundesgenoſſe Frankreichs, war von der Herzogin von Angoulême ſo ſchwer beleidigt worden, daß er nun geneigt war, ein Bündniß mit dem Kaiſer abzuſchließen und Bourbons überraſchende Erſcheinung in Turin reifte dieſen Gedanken zur That. Die Theilnahme an ſeinem Schickſal, ſeine Beredſamkeit, die Macht über der Menſchen Gemüth, die allen großen Seelen gegeben iſt, machten ſelbſt auf des Herzogs Gemahlin ſo tiefen Eindruck, daß ſie zu dem Gelde, womit ihn ihr Gemahl verſah, ihren ganzen Schmuck legte. Wie auf Flügeln eilte Bourbon nun nach Deutſchland; ſein Name reichte unter dieſem tapfern Volk hin, ihm ein Heer zu werben. Von allen Seiten ſammelten ſich kühne Kriegerſchaaren unter ſeinem Panier, und in dritte-

bald Wenden führte er 13,000 kampfgeübte Krieger nach Italien zurück, wo alles dem Helden huldigte, deſſen Größe ſich im Sieg über die Ungunſt des Schickſals ſo glänzend bewährte. Unter Pavia's Mauern, nur 40 Schritte von den Franzoſen entfernt, ſchlug Bourbon ſein Lager auf. Noth und Mangel drängten beide Heere zu einer Schlacht, in der Frankreichs königlicher Adler vor Bourbon in den Staub ſank. Vergeblich that unſer Monarch Wunder der Tapferkeit; vergeblich wagte er im blutigſten Kampfgewühl ſein Leben; von Feinden umringt ſank er, aus vier tiefen Wunden blutend, vom Pferde; doch kämpfte er noch und wollte lieber ſterben als ſich ergeben. Sein Tod wäre auch unvermeidlich geweſen, wenn Pamperon ihn nicht erkannt und vor ihm niederſinkend, durch ſeinen Ausruf: Es iſt der König! die Schwerdter der Feinde von ihm abgewandt hätte. Pamperon flehte den Monarchen an, ſich ſeinem Reich und ſeinen Unterthanen zu erhalten; er wußte den Herzog in der Nähe und erbot ſich, dieſen herbei zu rufen; allein der König erklärte, er wolle lieber ſterben, als ſeinen Degen einem Rebellen übergeben. Mit all der Hoheit, mit der er in der Mitte ſeiner ſiegenden Armee ſeine Befehle ertheilt hätte, befahl er, daß man Pescara, del Guaſte, oder Laney herbeirufe. Laney erſchien, und ihm ward die Ehre, daß der König ihm ſeinen Degen überreichte, den er knieend annahm und gegen den ſeinigen eintauſchte.

Während der Abendtafel traten einige ſpaniſche Soldaten in das Zelt, neugierig, den gefangenen Monarchen zu ſehen; ihre Zahl vergrößerte ſich mehr und mehr, und man war gezwungen, die Wände des Gezelts aufzuziehen, weil

ſich faſt die ganze Armee um daſſelbe verſammelt hatte. Mit der Unbeſcheidenheit des rohen Kriegers, mit der Unverſchämtheit eitler Neugierde hatte ſich dieſe Menge zugedrängt, doch die dem König perſönlich eigene Majeſtät erhielt hier einen glänzenden Triumph. In dem Gefühl: vom Glück zwar beſiegt zu ſeyn, aber ſeine Ehre als Mann, Ritter und König makellos bewahrt zu haben, war die Haltung, wie das Benehmen, des Monarchen voll Würde und ruhiger Hoheit. Die Spanier bewunderten den jugendlich ſchönen König in dieſer ehrfurchtgebietenden Erhabenheit über ſein Unglück; ſie prieſen laut ſeinen Muth, ſeine Schönheit und Tapferkeit, und die Huldigung, die ihm ſeine Sieger darbrachten, wog an Gehalt alle Schmeicheleien auf, die bis jetzt um ſeinen Thron laut geworden waren.

Die Troſtloſigkeit, mit der ganz Frankreich die Trauerpoſt dieſer Schlacht empfing, vermag ich nicht zu ſchildern. Bonnivet, der Urheber alles dieſes Unglücks, hatte daſſelbe nicht überleben wollen. Als der Herzog auf dem Schlachtfeld ſeinen Leichnam erkannte, rief er trauernd aus: Unſeliger! du haſt Frankreich und mich in's Verderben geſtürzt! Der König von Navarra und der Graf St. Paul retteten ſich durch Liſt von der Gefangenſchaft, die das Loos vieler franzöſiſchen Edlen war; doch ungleich größer, als die Zahl dieſer, war die der Gebliebenen. Als die Tapferſten unter den Tapfern hatten die Krieger der ſchwarzen Schaar gefochten. Suffolk und Bautendent, welche ſie unter Flenrange befehligten, wurden nach der Schlacht, umgeben von

einen Wall feindlicher Leichen gefunden, den ſie ſich ſelbſt zum Ehrenmal aufgethürmt hatten.

Margaretha weihete dem Tode ihres Gemahls eine Thräne, allein die Gefangenſchaft ihres Bruders machte ſie untröſtlich. Es war Karl von Bourbon, der Frankreichs Waffenruhm verdunkelte und ſeinen König gefangen genommen hatte, und doch konnte ſie es ſich nicht abgewinnen, ihn zu haſſen! Sie verabſcheuete und ſie liebte ihn zu gleicher Zeit, weil ſie es fühlte, daß er, eben ſo bedauernswerth als ſie, das Unheil, was er über Frankreich brachte, vielleicht mit noch brennendern Thränen, als es die ihrigen waren, beweinte.

Karl der Fünfte empfieng die Nachricht von der Schlacht bei Pavia mit edler Mäßigung, und verſammelte ſeinen Staatsrath, um mit ihm zu berathſchlagen, wie er ſich gegen ſeinen erlauchten Gefangenen benehmen ſollte. Der Biſchoff von Oſuna rieth an, dem König die Freiheit ohne Löſegeld zurück zu geben, und ihn durch die Pflichten der Dankbarkeit und der Ehre aus einem Feind in einen Freund umzuwandeln. Der Herzog von Alba erhob ſich gegen dieſen edelmüthigen Vorſchlag; ſeine Meinung ſiegte, und der Kaiſer foderte von Franz dem erſten als Löſungspreis die Entſagung auf Neapel, Mailand, Genua, Aſti, Flandern und Artois, und die Zurückgabe Burgunds; dem Herzog von Bourbon ſolle er nicht nur alle ſeine Beſitzungen zurückgeben, ſondern dieſe noch durch das Delphinat und die Provence vermehren, damit dieſer Held ſich aus dieſen Provinzen ein unabhängiges Reich bilden könne. Franz der erſte zog, als

ihm dieſe Bedingungen vorgelegt wurden, ſein Schwerdt, und rief: Lieber ende ich ſo! Alarzen fiel ihm in den Arm, der König, entwaffnet, beharrte bei der Erklärung, daß er lieber zeitlebens ein Gefangener bleiben, als dieſe Bedingungen eingehen wolle, deren Erfüllung überdem nicht in ſeiner Macht ſtehe, da die Stände ſeines Reichs nie in die Zerſtückelung deſſelben willigen würden. Der Vicekönig Laney führte den König nach Madrid, und der Herzog fand es nothwendig, ihm dorthin zu folgen. Der Kaiſer ging, von allen ſeinen Granden begleitet, dem Sieger von Pavia bis an die Thore von Toledo entgegen, um ihn zu empfangen. Er umarmte den Herzog auf das Zärtlichſte, und führte ihn ſelbſt in den zu ſeiner Wohnung beſtimmten Palaſt, wo er alle einem Könige zukommende Ehrenbezeigungen erhielt; allein der Edelſinn der kaſtiliſchen Großen ließ ſich nicht durch Bourbons Siegergröße blenden, ſie ſahen in ihm nur den Mann, der gegen ſeinen König und ſein Vaterland gefochten hatte, und alle Lorbeeren, die ſein Haupt ſchmückten, wandelten ſich in ihrer Mitte für ſein verletztes Gewiſſen zum Stachelkranz heimlicher Reue. Er mußte es fühlen, daß für die Edleren ſeiner Zeit und der Nachwelt an allen ſeinen Siegen, wie an ſeinem Ruhm, ein Makel für ſeine Ehre haſte, und, o des ewig nagenden Geiers eines ſolchen Bewußtſeyns für die Seele eines ſolchen Mannes! — Der König hatte vor ſeiner Abreiſe nach Italien ſeine Mutter zur Regentin des Reichs ernannt, und man kann ihr den Ruhm nicht ſtreitig machen, daß ſie in dieſem gefahrvollen Zeitpunkt die Zügel der Regierung mit eben ſo weiſer, als ſicherer Hand ergriff. Die Unterhandlungen wegen der Befreiung des Königs wurden angeknüpft,

doch vergebens bot der Marſchall von Montmorenci, der nach Madrid geſandt worden war, alle ſeine Gewandtheit und Schlauheit zu ihrer Beſchleunigung auf, da man ſie von ſpaniſcher Seite, ſo viel wie möglich, in die Länge zu ziehen ſuchte. Margaretha empfand dieſe Verzögerung ſehr ſchmerzlich, zumal da die Regentin die Werbung des Königs von Navarra um ihre Hand eben ſo dringend, als gebieteriſch unterſtützte, und ſie wußte, daß ihr König und Bruder ſie bei ſeiner Zurückkunft von dem Schickſal retten werde, zum zweitenmal ein Opfer der herzloſen Tirannei ihrer Mutter zu werden.

Sie war jetzt frei, auch der Herzog war es; kein Hoffnungsſtrahl irdiſcher Vereinigung erhellte die Zukunft dieſer Liebe, aber ſie durfte es ſich nun ohne Pflichtverletzung geſtehen, daß ſie ihn liebte, ſie brauchte nicht mehr in unaufhörlichem, heldenmüthigem Kampf gegen ihr Herz ſein Andenken von ſich zu bannen; frei geworden in ihren Gefühlen, konnte ſie es ſich ſagen, daß ihr Herz noch ſein war und kein andres Bild hege, als das des Mannes, den ſie auf ewig verloren habe, ewig beweinen werde. — In einer ſolchen, einſamer, wehmuthsvoller Liebesſchwärmerei geweihten Stunde führte ich ihr Le Peleur zu, der, ſorgfältig verkleidet, heimlich nach Paris gekommen war, um ihr einen Brief von dem König aus Madrid zu überbringen, indem ſie eine Einlage von dem Herzog von Bourbon fand. Der König ſchrieb ihr:

„Der Herzog von Bourbon vergütet, ſo viel dieß möglich, ſeine frühern Verirrungen; ich werde ihm meine

Freiheit zu danken haben, und für die Hand der Königin Eleonore, mit der ich mich vermählen werde, habe ich ihm die Hand meiner geliebten Schwester zugesagt, und ersuche diese, wenn sie mich liebt, den Kronfeldherrn als ihren künftigen Gemahl zu betrachten. Seine Treue, seine unaussprechliche Liebe verdienen diesen Lohn und Deine Vermählung mit ihm ist als die erste Bedingung unsers Friedenstraktats zwischen dem Kaiser, mir und dem Herzog festgesetzt worden. Es bedarf für meine theure Schwester keine Auseinandersetzung der Gründe, welche die Geheimhaltung dieser Bedingungen fodern; bewahre unser Geheimniß und sich, Du bist der schönste Juwel meines Besitzes und zugleich der einzige, der ein würdiger Preis für meine Freiheit ist, wenn die Liebe ihn zahlt. Lebe wohl.“

Nie habe ich die Prinzessin so schön gesehen, als in dem Erröthen und den Thränen, mit denen sie diese Zeilen las und dann des Herzogs Brief erbrach. Dieser war der feurigste Erguß der reinsten Liebe und zugleich die Sprache eines Mannes, der in seiner Seele die Kraft fühlt, das Andenken seiner Verirrungen durch große Thaten auszutilgen. Margaretha antwortete sowohl ihm als dem König mit all der zartsinnigen Freimüthigkeit, der ihre schöne Seele sich unter diesen Umständen frei überlassen durfte. Kaum aber war Le Prieur wieder abgereiset, als die Herzogin von Angouleme die Bewerbungen des Königs von Navarra eifriger denn je begünstigte. Die Gefangenschaft des Königs bot indessen dieser einen gültigen Ver-

wandt, jede Entſcheidung über ihr Schickſal bis zu ſeiner Rückkehr zu verweigern und wenn ſie gleich der König von Navarra mit ſeiner Zärtlichkeit beläſtigte, ſo hinderte ſie dieß doch nicht, in ſeiner ganzen Wonne den Zauber der Hoffnung auf ein Glück zu empfinden, das ſie früher immer als unerreichbar ferne hatte anſehen müſſen. Nicht nur ſich ſelbſt, nicht nur mir, ihrer Vertrauten, durfte ſie jetzt ihre Liebe für den Herzog geſtehen, ſie durfte ihm ſelbſt mit dem Geſtändniß derſelben beglücken. Ihr König und ihr Bruder hatte ſie für einander beſtimmt und den Bund ihrer Herzen, der zugleich ein Friedensbund für die zwei größten Monarchen Europa's wurde, durch ſein Wort geheiligt!

Mit Sehnſucht erwarteten wir jetzt die nächſten Briefe aus Spanien; ſie blieben ſo lange aus, daß wir dadurch peinlich beunruhigt wurden. Die Prinzeſſin verſank in ein ſchwermuthsvolles Zagen, und ihr Geiſt erſchöpfte ſich in Auffindung aller Möglichkeiten neuen Unglücks für ſie. Auch trog ihre bange Ahnung ſie nicht. Ein Eilbote brachte ihr Nachricht, der König ſey krank und wünſche ſie zu ſehen, und zugleich auch den Geleitsbrief, deſſen ſie zu ihrer perſönlichen Sicherheit auf dieſer Reiſe bedurfte.

Die Prinzeſſin glaubte beim Empfang dieſer Schreckenspoſt, ihrem Schmerz zu erliegen, allein ihr Charakter bewährte auch hier ſeine Größe in der Herrſchaft, die ſie nach der Erſchütterung des erſten Eindrucks ſchnell wieder über ſich gewann, und ſie gab die nöthigen Befehle zu dieſer Reiſe ſo beſtimmt, daß ſie noch in derſelben Nacht Pa-

ris verlaſſen konnte. Eine Krankheit machte es mir unmöglich, ſie zu begleiten, und ich empfand dieſe Trennung um ſo ſchmerzlicher, da es ſeit unſern Kinderjahren die erſte war. Sie, edle Fürſtinnen, ſind ſelbſt Augenzeugen der Bewunderung geweſen, mit der ganz Madrid unſrer unvergleichlichen Prinzeſſin bei ihrer Erſcheinung huldigte und ſo beſchränke ich mich darauf, Ihnen nur jene Begebenheiten ihres dortigen Aufenthalts mitzutheilen, die Ihnen wahrſcheinlich unbekannt geblieben ſind.

Margaretha wurde vom Kaiſer allein empfangen, während Bourbon bei dem König zurückblieb. Der erſte Anblick der Prinzeſſin erzeugte in dem Herzen des Kaiſers den Entſchluß, dem Herzog die ihm beſtimmte Gemahlin zu rauben, und der Eindruck ihrer Schönheit auf ſein Herz war ſo mächtig, daß er ihm die Sprache raubte und ſeine Verwirrung allen Anweſenden merklich wurde. Die Herzogin begrüßte ihn mit ernſter, anmuthsvoller Würde und bat gleich nach den erſten Worten um die Vergünſtigung, den König ſehen zu dürfen. Ehrfurchtsvoll bot ihr der Kaiſer die Hand und führte ſie in das Gemach Franz des Erſten; ſie flog ihm in ſeine Arme und drückte ihn mit der allerinnigſten Zärtlichkeit und Rührung an ihr Herz. Er war trotz ſeiner Schwäche aufgeſtanden, um ſeine Schweſter zu empfangen und der Herzog von Bourbon, der ihn in ſeinen Armen aufrecht hielt, konnte die Prinzeſſin nur mit einem Blick begrüßen, den ihr ſchönes Auge ſo ſüß, ſo ſeelenvoll freudig erwiederte, daß der Kaiſer Liebe und Eiferſucht faſt in einem und demſelben Augenblick kennen lernte.

Die Herzogin blieb einige Stunden allein bei ihrem Bruder; dann kam der Kaiser sie abzuholen und nach seinen Zimmern zu führen, wohin die Königin von Portugal kam, ihr den ersten Besuch zu machen. Eleonore erröthete seufzend bei ihrem Anblick, da sie wohl wußte, daß der Kreuzfeldherr in der Entsagung auf ihre Hand, ohne politische Rücksichten, nur seinem Herzen gefolgt war.

Erst spät am Abend, als alle lästige Förmlichkeiten beseitigt waren und die Prinzessin sich allein mit ihren Damen befand, trat der Herzog, von Pamperon begleitet, zu ihr ein. Mit einem Entzücken, für das die arme Sprache keine Worte hat, sank er zu ihren Füßen nieder und zog die schöne Hand, die sie ihm bot, seligkeitstrunken an seine Lippen. Diese Stunde gewährte beiden Liebenden reiche Vergeltung für jahrelangen, hoffnungslosen Kummer. Der König hatte seiner Schwester erklärt, daß er nur seine Genesung abwarten wolle, um ihre Vermählung zu feiern, da diese, der Regentin wegen, schicklicher in Madrid als in Paris vollzogen werden könne und durch diese Erklärung schien den Liebenden die Aussicht auf das reinste irdische Glück gesichert zu seyn.

Tags darauf kam der Kaiser zu Margarethen, und da sie mit ihm von ihrem Verlangen sprach, die Bedingungen der Freilassung ihres Bruders unterzeichnet zu sehen, glaubte er ihr ein neues Mittel dazu vorschlagen zu dürfen. Es giebt einen sichrern Weg, Ihre Hoheit, sagte er ihr, dem König die Freiheit zu verschaffen, als es alle bis jetzt eingeschlagenen sind. Ihre Erscheinung hat die ganze Lage

der Sache geändert; die Reize der Schweſter haben den Bruder gerächt, indem ſie mir meine Freiheit geraubt haben und der König kann ſogleich nach Frankreich zurückkehren, wenn Sie einwilligen in Spanien zu bleiben. Wohl empfinde ich, daß meine ehrfurchtsvolle Liebe nur von der Zukunft hoffen darf, Sie mir huldvoll geneigt zu wiſſen; allein die Lebendigkeit Ihres Wunſches, den Frieden zwiſchen dem König und mir unterzeichnet zu ſehen, muß der Vereiligkeit meines Geſtändniſſes Ihre Verzeihung erwerben. Mein Herz und meine Reiche lege ich zu Ihren Füßen nieder und bitte Sie, als Herrin derſelben, über das Schickſal Ihres Bruders und den Bedingungen ſeiner Freilaſſung zu entſcheiden.

Ihre Majeſtät, antwortete ihm Margaretha, voll Erſtaunen über eine ſo unerwartete Erklärung, erzeigen mir eine Ehre, die ich um ſo weniger erwarten konnte, da mir keine der Bedingungen unbekannt geblieben iſt, über die Sie und der König ſchon einig geworden ſind. Ich weiß, daß Sie mit der Infantin Iſabella verlobt ſind; ich weiß auch, daß der König über mein Schickſal entſchieden hat. Was Sie mir ſagen, droht die Ruhe Europa's zu erſchüttern und es geziemt mir nun nicht, darauf zu antworten, da der König, mein Herr, meine Hand ſchon vergeben hat. Der Kaiſer mußte ſich mit dieſer Antwort begnügen und Margaretha ſäumte nicht, den König von ſeinem Antrag zu benachrichtigen; dieſer betheuerte ihr, daß er nie einwilligen werde, ſie zum zweitenmal einem ungeliebten Gatten hinzuopfern, da er wiſſe, wie ſie nur dem Herzog und nie einem andern Mann angehören könne und ſein an Karl

gegebene Wort ihn überdem zur Erfüllung deſſelben verpflichte. Die Herzogin dankte ihm innig und fügte lächelnd hinzu, daß es bei ſo großmüthigen Geſinnungen doppelt ihre Pflicht ſey, ihm ſeine Freiheit wieder zu verſchaffen und zu verſuchen, was ſich, auch ohne Einmiſchung der kaiſerlichen Herzensangelegenheiten dafür thun laſſe.

Der Kronfeldherr hatte mit der lebhafteſten Unruhe in dem Kaiſer einen Nebenbuhler entdeckt; allein das Herz Margarethens und das Wort des Königs bürgten ihm die Erfüllung des von Beiden erhaltenen Verſprechens, wenn gleich die Verhältniſſe den Aufſchub der Vermählung foderten, da man, ohne den Kaiſer empfindlich zu kränken, doch nicht daran denken durfte, in ſeiner Hauptſtadt, unter ſeinen Augen die Prinzeſſin mit dem ihm vorgezogenen Mann zu vermählen. Margaretha geſtand dem Kaiſer frei und offen, daß ſie, wenn ihr Herz frei wäre, ihn allen andern Monarchen Europa's vorziehen würde und nicht wegen des Glanzes ſeiner Krone, ſondern um ſein ſelbſt willen; allein ſie liebe den Herzog und es ſey ihrer unwerth, Treue und Wort zu brechen. So ſchonend auch die Prinzeſſin ihre abſchlägige Antwort einzukleiden geſucht hatte, ſo empfand der Kaiſer die volle Bitterkeit verſchmähter Liebe und ſein Unmuth wandte ſich gegen Karl von Bourbon, dem ſie ihn aufgeopfert hatte. Er bot jetzt alles auf, die Unterhandlungen mit dem franzöſiſchen Monarchen von Neuem in die Länge zu ziehen und durch dieſe Verzögerung die Herzogin bis unter die in ihrem Geleitsbrief beſtimmte Friſt auf ſpaniſchem Boden feſtzuhalten und ſie dann, ohne Verletzung des Völkerrechts, als Gefangene zurückbehalten zu können, die

durch ihre Hand allein die Freiheit ihres Bruders und ihre eigene einzulöſen vermöge.

Die Herzogin war aber zu geliebt, zu allbewundert, um nicht gewarnt zu werden. Sie erhielt durch unbekannte Hand, wahrſcheinlich von Gattinara ſelbſt, einen Brief mit der Nachricht, daß ihr Geleitsbrief ihr nur noch fünf Tage freien Aufenthalt in Spanien vergönne und der Kaiſer nicht geſonnen ſey, ihr nach Ablauf derſelben die Willkühr der Rückkehr zuzugeſtehen. Ihr Entſchluß war augenblicklich gefaßt. Sie ließ, ſobald ſie dieſen Brief, den ſie ſpät in der Nacht erhielt, geleſen hatte, ihre Frauen wecken, ihr ganzes Gefolge erhielt Befehl, ſich reiſefertig zu machen, und ſo wie der Tag graute, ſandte ſie zum Kaiſer, ihn von ihrer Abreiſe benachrichtigen zu laſſen. Von dem König und von dem Herzog nahm ſie in der zuverſichtlichen Hoffnung, beide bald wieder zu ſehen, zärtlich aber heiter Abſchied, beſtieg dann, von zweien ihrer Damen und einigen Herren begleitet, ihr ſchnellſtes Roß und eilte ſo unaufhaltſam fort, daß ſie noch eine Stunde vor Ablauf der beſtimmten Friſt auf dem Grund und Boden des Königs von Navarra ankam. Die Damen, welche ſie begleiteten, haben mir oft erzählt, daß ſie die Prinzeſſin nie ſo heiter geſehen haben, als während dieſer Reiſe. Sie beſang die Abentheuer derſelben in vielen hübſchen Liedern, die ſie dem König ſandte. Auf der Grenze wurde ſie von einer Schaar franzöſiſcher Ritter empfangen, die ihr unter Anführung von Clermont-Lodève bis zu derſelben entgegen geeilt waren, und auch der König von Navarra ließ dieſe Gelegenheit, ihr ſeine Ehrfurcht zu beweiſen, nicht unbenutzt. Sie

verweilte einige Tage an ſeinem Hofe, um ſich auszuruhen und ſetzte dann ihre Reiſe nach Paris fort, wo die Herzogin von Angouleme ſie mit Kälte und Bitterkeit empfieng und ihr den Vorwurf machte, daß ſie ſo wenig ihren Bruder als das Wohl Frankreichs zu lieben ſcheine, da ſie es verſagt habe, durch ihre Vermählung mit dem Kaiſer, beiden vortheilhaftere Friedensbedingungen zu ſichern, als man ohne dieſe zu erhalten ſich ſchmeicheln dürfe. Die Prinzeſſin empfand ihre Härte nicht ſo verletzend als in früherer Zeit, da die häufigen Briefe des Königs und ihres Verlobten ſie dafür entſchädigten und die Hoffnung nährten, beide bald wieder zu ſehen.

Endlich kam auch der von ganz Frankreich ſo ſehnlich herbei gewünſchte Tag, wo Franz der Erſte ſeinem Volk zurückgegeben wurde, allein der Herzog kam nicht mit ihm. Franz der Erſte hatte zu Gunſten des Kaiſers allen ſeinen italieniſchen Beſitzungen entſagt; allein in Italien ſelbſt äußerte ſich der Wunſch, vom ausländiſchen Joch befreit zu werden, als der herrſchende Gedanke bei allen Edlen dieſes Landes. Der achtzigjährige Hieronimus Morone hatte den Muth, mit ſeinem Jahrhundert noch einmal den Kampf für die ſterbende Freiheit ſeines Vaterlandes zu beginnen und bot alle Feinheit der ſchlauen italieniſchen Staatskunſt auf, den Todesmuth edler Freiheitsliebe in dieſem Kampf zu unterſtützen. Die Treue des kaiſerlichen Feldherrn Peſcara wankte, von Morone verſucht und durch den Glanz einer ihm angebotenen Herzogskrone erſchüttert. Karl erfuhr es und ſah voraus, daß ſobald Peſcara öffentlich die Fahne der Empörung aufpflanzte, ganz Italien die

Waffen ergreifen und gegen seine Macht aufstehen würde. In dieser Lage erkannte der Kaiser in Bourbon den Helden, der ihm allein die Herrschaft über das schönste Land Europa's zu sichern vermochte und erbat von dem König, als Beweis seiner Freundschaft, für den Herzog die Erlaubniß, der Heerführer der kaiserlichen Armee bleiben zu dürfen. Bourbon glaubte dem Kaiser Dankbarkeit schuldig zu seyn und freute sich der Gelegenheit, diese Schuld durch die Unterwerfung Italiens zu zahlen, die ihm Karl mit dem Herzogthum Mailand zu lohnen verhieß.

Die Prinzessin mußte den Entschluß des Herzogs billigen; als jedoch, von dem Tage seiner Ankunft in Genua an, plötzlich alle Briefe, alle Nachrichten von ihm ausblieben, bewölkten dunkle Ahnungen den heitern Himmel ihrer Liebe. Am Abend eines dieser still vertrauerten Tage war der König allein bei ihr, als unerwartet die Regentin eintrat. Ihre Züge verriethen Zorn und Unruhe; sie sagte dem König, daß seit zwei Tagen ein Edelmann aus dem Gefolge des Herzogs verkleidet in Paris umherschleiche, und da man von dem Diener eines solchen Herrn als gewiß voraussetzen könne, daß dieß in keiner guten Absicht geschehe, habe sie befohlen, ihn gefangen zu nehmen und zu ihr zu führen. Da allen Anhängern und Dienern des Herzogs in dem Tractat von Madrid die Zurückgabe ihrer Aemter und Besitzungen, so wie die Freiheit der Rückkehr nach Frankreich zugestanden war, mußte der König glauben, daß dieser Vertraute des Herzogs nach Paris gekommen war, um Margarethen Briefe seines Gebieters zu überbringen, welche ihr dieser, aus Schonung gegen die Re-

gentin, noch unter der Hülle des Geheimniſſes ſandte und daß Luiſe nun bei dem Verhör des Ueberbringers die Verbindung des Herzogs mit ihrer Tochter erfahren würde. Früher oder ſpäter mußte dieſer Fall eintreten, und der König ſuchte daher ſeiner Schweſter Muth zur Ertragung des Sturmes zuzublicken, von dem er ahnte, wie tobend er ausbrechen werde.

Man führte den Ertappten in des Königs Kabinet. Es war Leurcy, einer der vertrauteſten Diener des Herzogs, deſſen Anblick den König in dem Glauben beſtärkte, daß er von ſeinem Gebieter mit Aufträgen an die Herzogin von Alençon geſandt ſey, und er fragte ihn faſt ſcherzend, warum er ſich verkleidet in Paris umhertreibe, da es ihm durch nichts verwehrt ſey, dort öffentlich aufzutreten? Leurcy ſchien ſehr beſtürzt und er antwortete ſtockend, daß er bei der jetzigen Lage der Sachen und bei den veränderten Verhältniſſen des Herzogs dieß nicht wagen durfte. Die Regentin foderte eine Erläuterung dieſer Aeußerung. Die Auflöſung der Verbindung des Herzogs mit der Herzogin von Alençon, hub Leurcy zögernd an. — Wie, rief die Regentin, von einer Verbindung dieſes Verräthers mit meiner Tochter iſt die Rede geweſen, und ich erfahre das erſt jetzt? — Laſſen Sie uns jede Erläuterung auf eine gelegenere Stunde verſchieben, antwortete ihr der König beſänftigend, und jetzt nur näher erforſchen, was Leurcy andeutet. Woher, rief er ihm zu, kommt dir der Gedanke, daß der Herzog der Ehre ſeiner Vermählung mit meiner Schweſter entſagt?

Eine, erwiederte Leucy, Karl von Bourbon verehrt die Herzogin von Alençon so tief denn je, allein der Kaiser, entschlossen, alles für ihren Besitz zu opfern, hat ihm so glänzende Anerbietungen gemacht, daß sie auch wohl einen weniger ehrgeizigen Fürsten, als es mein Gebieter ist, in Versuchung geführt haben würden.

Und welche Anerbietungen sind dieß? fragte der König.

Das Herzogthum Mailand, Sire, mit dem ihn der Kaiser belehnt, und das Königreich Neapel, welches ihm die Infantin von Portugall als Morgengabe zubringt.

Diese Nachricht traf Margaretha mit Todesentsetzen, doch die Gegenwart ihrer Mutter gab ihr Kraft, die gewaltsame Erschütterung des furchtbaren Schmerzes zu verbergen. Die Regentin beobachtete sie schadenfroh und Leucy war im Begriff fortzufahren, als der Marschall von Montmorency eintrat, dem König zu melden, daß Moncade als Eilbote mit Briefen des Kaisers angekommen sey. Da es hier nichts mehr zu schonen, nichts mehr zu verbergen gab, so befahl der König ihn eintreten zu lassen. Moncade überreichte einen eigenhändigen Brief des Kaisers, in dem dieser seine Werbung um die Hand der Herzogin von Alençon erneuerte und zugleich die Vermählung des Herzogs von Bourbon mit der Infantin von Portugall als eine festbeschlossene Sache meldete, die dem König schon bekannt seyn werde. Noch zweifelte Margaretha; ihr Herz konnte nicht den Mann sich treulos denken, dem sie wie der Gottheit selbst unbedingt vertraut hatte; als aber Moncade ausführ-

lich erzählte, wie ſchwer es gehalten habe, den Herzog zu dieſer Verbindung zu bewegen, und nach welchem Kampfe endlich die Königskrone von Neapel und die Schönheit der Infantin, bei der er, auf ſeiner Reiſe nach Italien, in Sevilla einige Tage verweilt, den Sieg über ſeine Liebe errungen und wie nun Moncade zur unwiderleglichen Beſtätigung ſeiner Erzählung den von dem Herzog ſchon unterzeichneten Ehecontract zwiſchen ihm und Iſabella von Portugall vorwies und die Prinzeſſin die Schriftzüge des Treuloſen erkannte, da mußte jeder Zweifel ſchwinden und der dunkle Schatten eines nie zu mildernden Grams ſenkte ſich auf ihr Leben nieder.

Die Regentin brach in Schmähreden gegen den Herzog aus, der König aber blieb, ſo ſehr er ſich auch beleidigt fühlte, ſeiner Herr und bat ſeine Mutter ſich zu mäßigen. Sie ſchien ſeinem Wunſch zu gehorchen, bot aber nun alle ihre Ueberredungskunſt auf, ihm die Vortheile einer Verſchwägerung mit dem Kaiſer im glänzendſten Licht zu zeigen und ihm vorzuſtellen, wie dieſe ihm auch unfehlbar die Mittel ſichern müſſe, ſich an dem Herzog zu rächen. Der König antwortete ihr, die Prinzeſſin ſey frei, und er feſt entſchloſſen, ſie eben ſo wenig ſelbſt zu einer Verbindung zu zwingen, als irgend einem Andern Gewalt über ihr Schickſal zuzugeſtehen. Moncade überreichte Margarethen einen Brief von dem Kaiſer, ſeinem Herrn, den ſie nach erhaltener Erlaubniß des Königs annahm und dieſen mit Blicken bat, Moncade und Leurcy zu entlaſſen. Die Regentin entfernte ſich gleichfalls und ſobald ſah die Herzogin mit dem König allein ſah, rächte ſich ihr Schmerz für die Gewalt, mit der ſie ihn bekämpft. Ein Strom von Thrä-

nen rettete ihr Leben, aber ihr Zuſtand war herzzerreißend. Der König war in dieſen furchtbaren Stunden nur Bruder; er hielt Margaretha in ſeinen Armen, an ſein Herz gedrückt, und vermiſchte ſeine Thränen mit den ihrigen. Renata, der König und ich brachten die Nacht an ihrem Lager zu, auf das ſie ſtumm und bleich mit geſchloſſenen Augen, von konvulſiviſchen Zuckungen durchbebt lag. Gegen Morgen ſchlug ſie die Augen auf, und die Hand des Königs an ihre Lippen drückend ſagte ſie ihm in dumpfem, gebrochen klingendem Ton, ſie wiſſe wie unwerth es ihrer ſey, den Verluſt eines Treuloſen ſo tief zu empfinden, auch erbitte ſie von der Gnade des Königs und der Liebe des Bruders nichts, als daß Mencade drey Tage hingehalten werde, ehe man ihm eine Antwort ertheile, damit ſie dieſe Friſt benutzen könne, dem Herzog zuvorzukommen und dem König von Navarra ihre Hand zu reichen. Vergeblich ſuchten wir alle dieſen Entſchluß zu bekämpfen. Der Herzog ſoll es fühlen, daß ich ihn verachte, antwortete ſie uns; wähle ich den Kaiſer, ſo wird er glauben daß ich aus Ehrgeiz handle, verſchmähe ich aber die Kaiſerkrone um Königin von Navarra zu werden, ſo muß er glauben, daß ich den König liebe und ihn aus Neigung wähle. Franz willigte ein, am Abend dieſes Tages ward ſie verlobt und Tags darauf vermählt.

Dieſe Heirath wurde ſo ſchnell und heimlich betrieben, daß Mencade ſie erſt nach der Trauung erfuhr. Niedergeſchlagen verließ er Paris, um dem Kaiſer dieſe eben ſo unerwartete als unangenehme Nachricht zu überbringen. Das Betragen der Regentin war in dieſen Tagen der Triumph

der Verſtellungskunſt; ſie zeigte der Prinzeſſin das zärtlichſte Mitleid, und ſchien der Theilnahme an ihrem Geſchick willig ihren Wunſch ſie als Gemahlin des Kaiſers zu ſehen, aufzuopfern. Nur der König von Navarra war glücklich in dem Beſitz einer Gattin, die er ſeit lange unausſprechlich liebte und um deren Gunſt er ſtets hoffnungslos geworben hatte.

Der König ſandte dem Herzog in der Empörung ſeines gerechten Zorns den Befehl, bei Verluſt ſeines Kopfs nie wieder den Boden des franzöſiſchen Reichs zu betreten. Doch ehe noch dieſe Botſchaft an ihn gelangt ſeyn konnte, ſahen wir Le Pelour erſcheinen, den der Herzog, bekümmert über das ihm unerklärliche Schweigen der Prinzeſſin und ihrer Nichtbeantwortung ſeiner Briefe, nach Paris mit einem Brief an ſie geſandt hatte, der voll der zärtlichſten Beſorgniß um ſie, zugleich den Tag ſeiner Ankunft bei Hofe beſtimmte. Mit Entſetzen erfuhr dieſer Getreue die Verläumdungen, die ſeinem Gebieter unwiederbringlich das Glück ſeines Lebens geraubt hatten; die Königin wurde durch ihn von der wankelloſen Treue ihres Geliebten überzeugt, und bald enthüllte ſich der Zuſammenhang der ganzen Verrätherei, ein finſtres Werk Luiſens von Angouleme, bei welchem ſie alle Triebfedern, ſogar die Liebe des Kaiſers, dieſen hintergehend, in Anregung zu bringen gewußt. Margaretha litt bei dieſer Aufklärung zehnfache Todesqual, wenn der Verrath ihrer Mutter, dieſen Frevel an dem Heiligſten in der Natur, ſie empörte, ſo verabſcheute ſie ſich ſelbſt wegen ihrer Leichtgläubigkeit. Ihr eigenes, nun auf ewig entſchiedenes Unglück erſchien

ihr kaum als eine genügende Strafe dafür — allein, daß sie auch den Mann ihrer Liebe elend gemacht hatte, das brach mit ihrem Herzen auch ihren Muth.

Seit diesem Tage ist das ganze Daseyn der Königin nur hoffnungsloser Schmerz. Ihre einsamen Stunden sind dem tiefsten Gram geweiht. Hochherzig sucht sie ihr Leid zu verbergen, das nur vom Auge der zärtlichsten Freundschaft durchschauet werden kann.

Nicht ohne Thränen hörten Alphonsine und Marie den Schluß dieser Erzählung. Die Königin war ihnen theuer und sie bewunderten Karl von Bourbon, dessen Heldenleben die zarteste und unglücklichste Liebe so trüb erschütterte und räthselhafter, denn je, standen die Begegnisse der letztern Tage vor ihrem Blick.

In allem Glanz ihrer wundervollen Schönheit strahlte die Königin am Abend vor all den andern versammelten Frauen. Der Ball hatte schon einige Zeit gedauert und der größte Theil der Masken war schon versammelt, als die Herzogin von Estenville und die Gräfin von Paligny erschienen. Das Gedränge in den Vorzimmern war so groß, daß man kaum durchzudringen vermochte; ihre Diener riefen indessen den Namen ihrer Gebieterinnen so laut und wiederholt aus, daß die Menge sich endlich theilte, ihnen

Raum zu machen, als zwei in reiche Mäntel tief verhüllte Masken ſich beiden Damen nahten und ſie um die Vergünſtigung baten, ſie in den Saal zu führen. Die Herzogin von Eſtouville vermuthete, daß es geſchehe, um ihre Namen nicht der Wache entdecken zu müſſen, da jeder Eintretende verpflichtet war, ſich zu nennen und willigte lächelnd ein, ſie einzuführen. Sie bot der einen Maske die Hand, während die andere ſich der Gräfin ehrerbietig nahte. In dem Gedränge um ſie her geſchah es, daß, da dieſer Verhüllte den Arm hob, die Hand der Gräfin ſeinem Herzen nahe kam, deſſen heftiges Klopfen ſie in Erſtaunen ſetzte. Wahrlich, Maske, ſagte ſie zu ihm, Sie ſcheinen ſonderbar bewegt zu ſeyn. Ohne ihr zu antworten, drückte ihr Führer ihre Hand mit Innigkeit an ſein Herz; ihre Verwunderung ſtieg; doch ſobald ſie in den Saal getreten waren, neigte er ſich ſtumm und tief und verlor ſich unter den übrigen Masken.

Der König wünſchte Alphenſinen tanzen zu ſehen, da ſie am ſpaniſchen Hofe wegen der Grazie ihres Tanzes berühmt war und auf ſeine Bitte reichte ſie dem Fürſt von Melphi zur Sarabande die Hand. Sie war als Zigeunerin ſehr vortheilhaft gekleidet und entzückte alle Anweſende durch die ſüß verführeriſche Grazie ihres Tanzes, deſſen Charakter der heitern Lebendigkeit ihres eigenen entſprach. Donna Maria ſaß ziemlich weit von Margaretha entfernt, die zunächſt von den Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes umgeben war. Die Maske, die der Gräfin von Palligny beim Eintritt in den Saal die Hand gegeben hatte, trat jetzt zu Maria und redete ſie in ſpaniſcher Sprache an und ſchon

nach den erſten Worten erkannte ſie in ihm ihren heldenmüthigen Befreier. Was führt Sie hieher? fragte ſie, rechnen Sie in jedem Fall unbedingt auf mich, wenn ich irgend zur Erfüllung Ihrer Wünſche beizutragen vermag. Mein Leben, antwortete er düſter, iſt dem Himmel zur Sühne verfallen; ich habe auf Erden nichts mehr zu wünſchen, als die Todesweihe, die ich hier zu erhalten hoffe. Nein, erwiederte ihm Donna Maria mit Thränen im Auge, der Himmel wird nicht ſo ungerecht ſeyn, Ihnen den Lohn Ihrer Edelthaten zu entziehen. Ihr Leben iſt ſo reich an dem wunderbarſten Schickſalswechſel, daß Ihre Freunde berechtigt ſind, auch das Unwahrſcheinlichſte für Sie zu hoffen. — Bereiten Sie ſich auf eine ſehr angenehme Ueberraſchung, antwortete der Unbekannte, einer meiner theuerſten Freunde wird Sie noch heute begrüßen und mit Ihnen über den Wunſch reden, der mich hieher geführt hat. Hier trat Frau von Caument zu der Fürſtin und die Maske entfernte ſich.

Der Führer der Herzogin von Estouville hatte zu den Füßen Margaretha's Platz genommen, die ſich durch die laute Freude um ſie her, durch den Tanz, die Muſik und das frohe Gewühl beängſtigt fühlte, und aller ihrer Kraft bedurfte, die Thränen zurückzudrängen, die das ſchwere Herz erleichtern wollten. Die Maske redete ſie in ſechs verſchiedenen Sprachen an, welche die Königin alle mit gleicher Fertigkeit ſprach, und da der Unbekannte eben ſo viel Geiſt als Witz verrieth, ſo gelang es ihm, die Aufmerkſamkeit der Königin auf ſich zu ziehen. Die Maske gab ſich für einen armeniſchen Kaufmann aus, der faſt

alle Länder der Erde durchreiſet habe. Die Königin fragte ihn, ob er ſeine Reiſen auch zur Sammlung von Seltenheiten benutzt? Der Unbekannte antwortete: Das Koſtbarſte, was ich beſitze, ſind die Gemälde einer morgenländiſchen Prinzeſſin und eines Prinzen, die beide in jeder Hinſicht werth ſind, als eine Zierde der Welt, von Gott zur Verherrlichung der Menſchheit geſchaffen, verehrt zu werden. Die Prinzeſſin iſt eine Schweſter des Sophi; der Prinz von Mingralien liebte ſie ſeit dem erſten Augenblick, wo er ſie ſah; nach den wundervollſten Abentheuern, nach den heldenmüthigſten Kämpfen, nach unzähligen von ihm glorreich beſtandenen Kämpfen, lohnte ihn endlich die Hoffnung auf ihren Beſitz. Plötzlich entriß ein Ungeheuer ſie ſeinen Armen, ihm blieb keine Hoffnung, kein Troſt, — er wurde ein Raub der Verzweiflung. Können Ew. Majeſtät dieſem Unglücklichen Ihr Mitleiden verſagen? Gewiß nicht, erwiederte die Königin erſchüttert. Erlauben mir Ew. Majeſtät, Ihnen Beider Bildniſſe zeigen zu dürfen, bat die Maske, und zwei reich beſetzte Kapſeln hervorziehend, überreichte er die eine der Königin, in der ſie das Bild des unglücklichen Bomben erkannte, ſo wie in der zweiten, die der Armenier ihr geöffnet verhielt, ihr eignes. Kann das Schickſal dieſes Prinzen Sie ungerührt laſſen, fragte er ernſt, und fühlt Ihr Herz nicht die Verpflichtung, daſſelbe zu mildern? — Die Königin war zu bewegt, um antworten zu können und die Kühnheit des Armeniers ſchien ihr ſo groß, daß ſie nicht begriff, welcher Mann es wagen dürfe, ſie auf dieſe Weiſe zu unterhalten. Ich nehme an dem Schickſal dieſes großen Prinzen den allerinnigſten Antheil, fuhr der Armenier fort, und will und kann es mir

daher nicht denken, daß die Huld ſeinem durchaus unverſchuldeten Unglück die Theilnahme verſagen könnte, die die Gerechtigkeit für ihn fodert. Es wäre ein Verbrechen gegen die Menſchheit, ein ſolches Heldenherz der Verzweiflung, der Hoffnungsloſigkeit hinzuopfern, und nur die Hand, die ihn in dieſen Abgrund geſtürzt hat, vermag ihn aus demſelben zu retten. Hier blickte die Königin in aller Majeſtät ihrer Würde den Armenier an. Endet ein Geſpräch, ſagte ſie ihm ſtrenge, das Ihr nie hättet beginnen ſollen und wählt in Zukunft einen ſchicklichern Stoff zu Euren Erzählungen und Allegorien. Sie reichte ihm bei dieſen Worten die Kapſel mit dem Bildniß des Kreuzfeldherrn hin; allein ohne ſie zu nehmen, ſprang er auf und entfernte ſich ſchnell und es blieb der Königin nichts übrig, als das Bild des geliebten Unglücklichen vor jedem ungeweihten Blick zu verbergen. Sie verſank in eine düſtere Träumerei, die ſich ihrer unwiderſtehlich bemächtigte und nur dem König, ihrem Bruder, gelang es, ſie wieder auf ihre Umgebung aufmerkſam zu machen, da er ſich neben ſie ſetzte, um ihr ein kleines eben gehabtes Abentheuer zu erzählen, das ihn ſehr beluſtigt hatte. Madame Renata, die ihren Platz neben der Königin verlaſſen hatte, um einen Gang durch den Saal zu machen, geſellte ſich jetzt auch wieder zu ihnen, und alle drei bemühten ſich jetzt, eine ſchön geſtaltete, ſehr reich gekleidete Maske zu errathen, die allgemein die Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Sie ſchien von allen Geheimniſſen und Herzensangelegenheiten unterrichtet zu ſeyn und neckte alle, die ſie anredeten, mit ſo heiterm, ſtachelloſem Witz, daß der Kreis, der ſie umringte, immer voller und enger ward. Der König näherte ſich gleichfalls dieſer

Maske; allein auch dieſen ſetzten ſeine Anſpielungen und Andeutungen in Erſtaunen. Nur ein Verſuch ſie zu erkennen war noch übrig, der, ſie tanzen zu ſehen. Der König ſprach dieſen Wunſch gegen die Maske aus, die, ſich verneigend, ohne Zögern auf die Königin zugieng, ſie aufzufordern. Sie gab dem Unbekannten ihre Hand, und da er ſie langſam nach dem Tanzplatz führte, ſagte er ihr leiſe: So iſt es denn wirklich die Königin von Navarra, mit der ich rede! O Gott, wer hätte es ſich vor einigen Monaten träumen laſſen, daß Sie je Königin von Navarra ſeyn würden und zwar aus eigner Wahl! — Er hielt hier inne, als erwarte er eine Antwort; allein alles, was der Königin dieſen Abend begegnet war, hatte ſie zu tief erſchüttert, als daß ſie ihrer Bewegung Herr zu bleiben vermochte. Der Unbekannte fühlte das Zittern ihrer Hand. Ach Ew. Majeſtät, flüſterte er leiſe, ich darf es nicht wagen, Ihnen Vorwürfe zu machen; allein welch ein Herz haben Sie gebrochen! — Hier begann die Muſik; die Maske tanzte eben ſo anmuthig als anſtandsvoll mit der Königin und als ſie darauf dieſe nach ihrem Sitz zurückgeführt hatte, eilte ſie zum König, und ihr Knie vor ihm beugend, enthüllte ſie ihr Geſicht und man erkannte Pamperan, den der König, ob er gleich der Vertraute des Herzogs war, wahrhaft liebte und ihm in Spanien die Erlaubniß gegeben hatte, ſo oft er wolle, nach Frankreich zurückzukehren. Auch jetzt umarmte ihn der König und führte ihn ſelbſt zu Margarethen, die ihn huldvoll bewillkommte.

Es war ſpät, als der König den Ball verließ. Der Fürſt von Melphi hatte die Ehre, Margarethen die Hand

zu reichen, um sie nach ihrem Gemach zu geleiten, und Donna Maria sah ihre Freundin Alphonsine von dem Armenier geführt, der sich so lange mit der Königin unterhalten hatte, und der jetzt zum großen Erstaunen der Fürstin von Arragonien, statt sich an der Thüre des von den beiden Freundinnen bewohnten Gemachs zu beurlauben, mit ihr in dasselbe trat. Wer malt aber Donna Maria's freudige Ueberraschung, als sie in dieser Maske den Marquis du Guast erkannte? Ehe er ihr noch das Räthsel seiner Erscheinung zu lösen vermochte, mußte er scheiden, weil das Zeichen gegeben wurde, das den Schluß der Thore von St. Germain ankündigte und wenn er gleich mit dem Versprechen schied, seine Geliebte solle am folgenden Morgen befriedigende Aufklärung dieses Räthsels erhalten, so bannten Freude und Sorge doch den Schlaf von ihrem Lager, da sie unmöglich glauben konnte, Don Guast sey mit Wissen des Kaisers in Frankreich.

Am andern Morgen stellten Montmorency und der Fürst von Melphi den Marquis du Guast dem Könige vor, dem er gestand, daß er, da ein Diener von Don Sancho de Leva seinem Bruder, der in Italien in dem von dem Marquis befehligten Heere diente, gemeldet hatte, er sey mit seinem Herrn in Frankreich und zwar nahe bei St. Germain, der Begierde nicht habe widerstehen können, den Räuber der Fürstin von Arragonien persönlich zur Rechenschaft zu ziehen. Er habe an den Kaiser geschrieben und von ihm die Erlaubniß zu dieser Reise erbeten und hoffe jetzt von der Gnade des Königs, daß er seine Anwesenheit billigen werde. Franz nahm ihn auf, wie es einem köni-

glichen Ritter ziemte, einen Helden zu empfangen und führte ihn ſelbſt zu Donna Maria, indem er beiden, durch ſeine Theilnahme an ihrer Wiedervereinigung, die Achtung und Freundſchaft bewies, mit der er dieß edle Paar beehrte.

Nach der Mittagstafel verſammelte ſich der Hof bei Margarethen, die den Marquis gleichfalls ſehr huldvoll empfieng. Dieſer ergriff den erſten Augenblick, in dem keine unberufenen Lauſcher in ihrer Nähe waren, um ſie zu fragen, ob er es wagen dürfe, ihr nähere Nachricht von dem Schickſal des unglücklichen Prinzen von Mingralien zu geben. Die Königin erröthete und antwortete ihm leiſe ſeufzend, ſeine Geſchichte erwecke ſo hoffnungsloſe Träume und eine ſo fruchtloſe Reue, daß es am beſten ſey, ſie für ganz beendet anzunehmen. Verzeihen Ew. Majeſtät, ſagte er, ich habe ihn kürzlich geſehen und geſprochen und nur Sie allein können ſein großes Herz vor einer Verzweiflung ſchützen, deren Folgen Ihnen Thränen koſten und alle, die den Helden lieben und bewundern, ſchmerzlich betrüben würden. Die Königin fühlte ſich ſo bewegt, daß ſie, in der Beſorgniß aller Augen auf ſich zu ziehen, Donna Maria zu ſich rief und, dem Marquis die Hand reichend, laut zu ihm ſagte: Folgen Sie mir nach meinem Kabinet, Marquis, um mir dort ausführlicher die Geſchichte einer Frau, für die ich mich ſo warm intereſſire, mitzutheilen. Kaum aber ſah ſie ſich mit ihm und der Fürſtin allein, als ſie ſich zu dieſer wandte. Um Gotteswillen, Fürſtin, ſagte ſie ihr haſtig, heißen Sie den Marquis ſchweigen, ſeine Worte zerreißen mir das Herz. Ja, ich habe den Herzog unglücklich gemacht; ich bin ſtrafbar,

weil ich, trotz alles ihn verklagenden Anſcheins, nie, nie an ihm hätte zweifeln ſollen; allein unſer Schickſal iſt jetzt unwiderruflich entſchieden und ich beſchwöre Sie, mir nie wieder ſeinen Namen zu nennen. Hätten Sie ihn wie ich in ſeinem Schmerz geſehen, antwortete der Marquis, ſo könnten Sie nicht ſo grauſam ſeyn, dieß von mir zu fodern. Sie haben ihn wahrlich zu elend gemacht, um ihm nicht jede mögliche Milderung ſeines Geſchicks ſchuldig zu ſeyn. Und was kann ich für ihn thun, rief die Königin aus, als ihn bis zum letzten Schlage meines Herzens beweinen? — Sie müſſen ihn ſehen, fiel hier der Marquis ein, Sie müſſen in ſeiner Seele den Muth wecken, ſein grauſames Geſchick zu tragen. Nein, antwortete die Königin, tauſendmal lieber will ich ſterben, als ihn wiederſehen! Die Kälte der Verzweiflung, mit der ſie dieſe Worte ſagte, erſchien dem Marquis als die kalte Entſchiedenheit der Gleichgültigkeit und da er in dieſem Augenblick in der Thüre des Kabinets Pamperan erblickte, der ſich nicht einzutreten getraute, gieng er auf ihn zu und ihn vor die Königin hinführend, ſagte er ihm: Erzählen Sie, was Sie von dem Zuſtand unſers Freundes wiſſen, ohne Schonung, ohne Rückhalt, denn dieſe Auftritte, die wir kaum zu tragen vermochten, haben über das Herz dieſer Königin keine Gewalt und ſie hat mir eben erklärt, daß ſie lieber ſterben als den unglücklichen Herzog je wiederſehen welle. O, wüßten Ew. Majeſtät, fieng Pamperan an, was der Herzog gelitten hat und noch leidet — Ich weiß alles, unterbrach ihn die Königin, aber ſchonet meiner; der Marquis hat ſchon Nattern genug an mein Herz geworfen. — Und doch, rief dieſer unmuthig aus, habe ich nichts bewirkt! —

Mehr als Sie glauben, erwiederte ihm die Königin mit verlöschender Stimme, indem ſich Todesblässe über ihre holdſeligen Züge ergoß, ihre Augen ſchloſſen ſich und bewußtlos ſank ſie in Maria's Arme. Lange war dieſe vergeblich bemüht, ſie ins Leben zurückzurufen, doch als ſie endlich die Augen wieder öffnete, bat ſie den Marquis ſich zu entfernen und gebot Pamperan zu reden. Ich kann alles hören, ſagte ſie ihm matt, der Becher meines Grams iſt jetzt ſo voll, daß einige Tropfen mehr oder minder nichts bedeuten.

Ew. Majeſtät wiſſen, fieng Pamperan an, wie der Kaiſer den Herzog bewog, nach Mailand zu gehen, das in Bourbon ſeinen Retter von unausſprechlichem Elend ſah, denn kein Wort vermag die, jedes Gefühl der Menſchheit ſchändenden Greuel auszuſprechen, deren Folterqual das unglückliche Mailand ſeit zwei Monaten erlitten hatte. Das kaiſerliche Heer belagerte die Feſtung, die Franz Sforza mit dem Muth der Verzweiflung vertheidigte. Die Liebe zu ihrem Fürſten, die Glut langverhaltener Rache, das Vertrauen auf die Gerechtigkeit des Himmels, das Andenken der erlittenen Schmach und Qual, alles vereinte ſich, die Bürger Mailands zu einem Verſuch anzufeuern, ihren Fürſten zu befreien. Sie wurden geſchlagen, mußten ihre Waffen den Siegern ausliefern, und von dieſem Augenblick an wütheten ihre Henker unter ihnen mit teufliſcher Erfindſamkeit. Der Himmel ſelbſt ſchien ſich den Elenden zu verſchließen, — Brand, Mord, Raub, Folter, übermüthiger Hohn, keine Qual iſt zu erdenken, die nicht in Mailands Mauern verübt wurden, und kein Rächer, kein Blitz vom Himmel, kein Schwerdt der Strafe in der Hand der irdi-

ſchen Gewalt! Nur gleichſam das letzte Todesröcheln der in namenloſem Jammer aufzuckenden Menſchheit fand endlich Erbarmen. Unter dem Befehl des Herzogs von Urbino ſandten der Pabſt und die Aventiner ein Heer von 30,000 Mann, um ſich der unglücklichen Mailänder gegen ihre Henker anzunehmen; die kaiſerlichen Truppen zagten vor dieſer Uebermacht, den Mailändern hatte die Größe ihres Elends die Kraft geraubt, Erlöſung zu ſchaffen, — da fühlten ſie ſich durch die Nachricht von des Herzogs Ankunft in Genua von einem neuen Lebenshauch lindernd ermuntert. Schon einmal war er Mailands Schutzengel geweſen, und um ſo ſicherer hofften ſie jetzt, in ihm ihren Erretter zu ſehen.

Karl von Bourbon zog in Mailand ein. Tiefes Schweigen, ödes Grauen wohnte in den ehemals volksbelebten Gaſſen, und gewaltſam ward ſeine Seele von dem Bild der furchtbaren Verheerung erſchüttert, das ihm, wohin er blickte, entgegen trat. Kaum war er in ſeinem Palaſt angelangt, als auch ſchon die edelſten Bürger der Stadt, umgewandelt in bleiche, geſpenſtige Schattenbilder, in Trauerkleidern erſchienen, und, Verzweiflung im Herzen, Tod und Schaam in den erloſchenen Blicken, vor ihm kniend niederſanken, und flehten, er ſolle ſie, ihre Gattinnen und Kinder, wenn er ſie nicht retten könne, vor Schande und vor der langſamen, furchtbaren Todesfolter, die ihr Loos ſey, durch den Befehl einer allgemeinen Niedermetzelung retten, und dafür das Einzige, was ſie noch zu geben vermöchten, ihren Segen hinnehmen. Ihr Jammer brach Karls Herz. Heiße Thränen entſtrömten ſeinen

Augen; er beſchwur ſie, ihm zu vertrauen, und die verübten Grauſamkeiten nicht dem Kaiſer zur Laſt zu legen. Er habe beträchtliche Summen mitgebracht, dieſe wolle er zur Befriedigung der Soldaten opfern, wenn die Stadt ihn zur Erreichung dieſes Zwecks mit 30,000 Dukaten unterſtützen wolle. Ich weiß, fügte er hinzu, wie oft Ihr durch ähnliche Verſprechungen getäuſcht worden ſeyd, allein hier hebe ich meine Hand gen Himmel, und gebe nicht Euch, ſondern dem allmächtigen Gott ſelbſt mein ritterliches Ehrenwort, Euch vor Jammer und Verderben zu erretten. Löſe ich es nicht, ſo möge mein Leben dem rächenden Himmel zur Strafe des Meineids verfallen ſeyn und ich von ſchwacher, wehrloſer Hand im Kampf fallen, zum Zeichen, daß nicht Menſchenmacht, ſondern Gottes ſtrafende Hand mich getroffen hat!

Wer hat je an Bourbons Wort gezweifelt? Wehmuthsvoll, doch vertrauend legten die Mailänder den letzten Reſt ihrer Habe zu ſeinen Füßen nieder. Der Herzog wandte ihn treu, mit Hinopferung alles deſſen, was er ſelbſt aufzubringen vermochte, zur Löſung ſeines Gelübdes an; allein welche Erdenmacht vermag das entzügelte Raubthier, den beutegierigen Soldaten, zu zähmen, wenn er die Feſſel der Kriegszucht zerſprengt hat? — Unter den Augen des Herzogs ging die dumpfe Verzweiflung der Mailänder, als ſie ſich nun auch in ihrer letzten, ihrer einzigen Hoffnung getäuſcht ſahen, in Wuth und Raſerei über. Ihrer Waffen beraubt, ſtürzten ſie ſich von den Dächern hinab, ſie reizten durch Schmähungen die Mordluſt der Soldaten, und warfen ſich ihren Schwerdtern entgegen, Dolch und

Gift wurden, wie das köſtlichſte Beſitzthum, geſucht. Und nicht bloß in den Mauern der Stadt wütheten die Furien des Verderbens, das ganze, von dem Heer des Herzogs von Urbino überſchwemmte mailändiſche Gebiet war ein Schauplatz der empörendſten Gräuel.

Des Herzogs Kraft warf ſich heldenmüthig dem reißenden Strom dieſer Unthaten entgegen; ſie konnten ihm den Glauben an die Menſchheit, die Hoffnung auf eine verſöhnende Zukunft nicht rauben, denn die Liebe ſtand, wie ein himmliſcher Friedensengel, zwiſchen ihm und all dieſem Entſetzen. Bourbons erſte Waffenthat auf dem neuen Pfade ſeines Ruhms war die Eroberung der Feſtung Mailands. Hungersnoth zwang Sforza zur Ergebung. Ueber allen Mißbrauch ſeines Siegs erhaben, erlaubte Bourbon dem Entthronten, ſich nach Como zu begeben, und ſicherte ihm einen Jahrgehalt von 30,000 Dukaten zu. Hohe Plane dämmerten in Bourbons Geiſte auf; er mußte ſein, den Mailändern gegebenes Wort löſen, und nur die Befreiung des ganzen Italiens vom Joch der ausländiſchen Herrſchaft ſchien ihm eine würdige Entſühnung dafür, daß es ihm nicht gelungen war, dem unglücklichen Mailand den Frieden zu verſchaffen, den er ihm gelobt hatte. Jetzt aber traf ihn die Nachricht, die Herzogin von Alençon habe ſich mit dem König von Navarra vermählt. —

Ich erſpare Ew. Majeſtät die Schilderung von der ſtummen, furchtbaren Verzweiflung des Herzogs. Nicht nur das Leben hatte ſeinen Reiz, Ruhm und Glorie ihren Glanz, ſondern auch alles Heilige für ihn ſeinen Werth

verloren! Es iſt Gottes Blitz, der mich trifft, ſagte er furchtbar dumpf nach dem ſchrecklichen Verſtummen der erſten Tage, ich muß ſinken, denn wer darf ſich erkühnen, ſtehen zu bleiben, wenn Gott ihn fällt!

Ungeheures hatte er erlitten, ungeheuer ſollte ſeine Rache ſeyn. Da er den Treubruch des Kaiſers gegen ihn damals noch nicht ahnete, ſo wandte ſich ſein Zorn nur gegen den König, deſſen Truppen er in der erſten Aufwallung der Verzweiflung angriff; die gänzliche Niederlage des franzöſiſchen Heers war die Folge dieſer That. Als er nun erfuhr, welch ein beiſpielloſer Verrath ihn um das Glück ſeines Lebens gebracht hatte, und wie, ſtatt gerechte Rache zu üben, er nur Unrecht und Frevel auf ſich geladen habe, da gab er ſich und ſein Schickſal auf. Tiefe Nacht liegt auf ſeiner Seele, wie auf ſeinem Leben. Kein Lecken des Ruhms, kein Ruf der Ehre, kein Troſtwort der Freundſchaft hat Gewalt über ihn; er hat Mailand und das Heer verlaſſen; Keiner weiß um ſeinen Plan für die Zukunft, und nur Sie vermögen ihn zu retten, nur Margaretha kann dieſen Heldengeiſt aus ſeiner Todesſtarrung zu neuen Großthaten wecken!

Die Königin vermochte nicht zu antworten. Sie winkte Pamperan, ſich zu entfernen, und kaum ſah ſie ſich mit Donna Maria allein, als ſie, in Thränen zerfließend, ſich ganz dem furchtbaren Eindruck überließ, den Pamperans Erzählung auf ſie gemacht hatte. Sie ſah den Herzog heimathlos umherirren, an ſich, an ihr, an Tugend, Glück und Leben verzweifelnd, und das alles war ihr

Werk! Sie hatte ihn von der glänzenden Höhe des strahlendsten Ruhms in diese Nacht verwiesen, — sie hatte ihm einen Thron geraubt, — sie hatte sein Herz gebrochen. – Sie konnte jetzt ihm angehören, und sie selbst hatte sich durch unzerreißbare Bande der heiligsten Pflicht ewig und unwiderruflich an einen andern Mann gebunden! —

Die Königin wurde von einem heftigen Fieber ergriffen, auch befand sie sich am folgenden Morgen so übel, daß sie das Bett nicht verlassen konnte. Es war, als ob ihre Abwesenheit den ganzen Hof überwölkte, der sich am Nachmittag in ihren Zimmern versammelte. Die Herzogin von Angoulême erschien nur auf einen Augenblick, allein der König wich nicht vom Lager der geliebten Schwester. Die Gräfin von Paligny und die Fürstin von Salerno waren gleichfalls nicht zugegen, da sie bei einer Schwiegerin der Gräfin, die nahe bei Meulan ein Landhaus bewohnte, eingeladen waren. Donna Alphonsine, überzeugt, daß sie, zufolge der zwischen dem König und dem Fürsten von Melphi getroffenen Verabredungen bestimmt sey, ihr Leben in Frankreich zuzubringen, freute sich, von ihrer Vernunft und ihren Verhältnissen den Wunsch ihres Herzens, sich in der Gräfin eine Freundin zu gewinnen, gebilligt zu sehen. Beide Damen traten am Morgen dieses Tages ohne weitere Begleitung ihre Reise an. Ihr Weg führte sie längs der Seine durch ein Gehölz, dessen frische Kühle sie zum Verweilen einlud. Sie stiegen aus und schlugen einen Fußpfad ein, der in die dichten Schatten der Waldung führte.

Ihr Gespräch wandte sich auf die Königin, deren Krankheit beide beunruhigte. Ich kann es nicht begreifen, sagte

Alphonſine, daß ſie durch dieſe vorgeſpiegelte Vermählung des Herzogs mit der Infantin Iſabella ſo leicht zu täuſchen war und noch weniger kann ich es ihr vergeben, daß ſie ſich von ihrem Stolz verleiten ließ, ihm mit dem Beiſpiel der Untreue voranzugehen. — Wie ſchmerzlich, erwiederte die Gräfin, muß ſie ihrem Herzen dieſe Uebereilung abbüßen und wenn man das Schickſal dieſer unglücklichen Liebenden überblickt, ſo drängt ſich Einem der Gedanke auf, daß ſie das Opfer eines unentfliehbaren Geſchicks geworden ſind, das die Treue ihrer Herzen vergeblich zu bekämpfen verſucht hat. Ich liebe die Königin mehr als mein Leben, aber meine ſchmerzlichſte Sorge iſt doch jetzt die um den edlen Prinzen, den ihr Verluſt, ich weiß es, unwiederruflich elend gemacht hat. — Ich weiß um ein Geheimniß, fieng Alphonſine nach einigem Schweigen an, von dem ich für mein Leben gern möchte, daß es aufhörte, für Sie eins zu ſeyn und das ich, nach dieſer Aeußerung, wagen darf, Ihnen anzuvertrauen.

Hier erblickten ſie bei einer plötzlichen Wendung des Fußpfades zwei Männer, die nicht weit von ihnen, am Abhang eines Hügels, im Gebüſche ſaßen, in ernſter Unterhaltung vertieft. Bei der Annäherung beider Damen ſprangen ſie ſchnell auf, um tiefer in das Gehölz hineinzugehen. — Doch ein Blick auf ſie reichte für die Gräfin hin, den edelſten und geliebteſten ihrer Freunde zu erkennen und mit Vogelſchnelle eilte ſie auf ihn zu und warf ſich mit einem Freudenausruf in die Arme von Alphonſinens hohem Retter. Gott, was ſeh ich, rief ſie in Thränen ausbrechend, iſt es nur eine Täuſchung, oder ſind Sie es

wirklich, mein Prinz! — Ja, ſagte er, ſie zärtlich umarmend, Sie ſehen Ihren unglücklichen Freund, ob ihm gleich jeder Schritt auf dem Boden ſeines Vaterlandes mit Tod und Feſſeln droht. Fürchten Sie keinen Verrath, antwortete ſie ihm, meine Leute ſind entfernt, ich bin allein und für die Verſchwiegenheit dieſer Damen verbürge ich mich, fügte ſie hinzu, Alphonſinens Hand faſſend, um ſie ihm vorzuſtellen, die ihn als einen erſt kürzlich geſehenen Freund bewillkommte.

Die Gräfin ſah in der Erſcheinung des Herzogs ein Wunder, deſſen Aufklärung ſie begierig von ihm foderte. Warum, fragte ſie ihn, verdanke ich nur dem Zufall das Glück Sie zu ſehen, da Sie um die treue Zuverläſſigkeit meiner Freundſchaft für Sie wiſſen? — Auch habe ich feſt auf dieſe gerechnet, antwortete Karl und das Andenken an ſie iſt in ſehr qualvollen Stunden meine einzige Hoffnung geweſen; allein Sie waren in Paris und ich habe bis heute vergeblich nach einer Gelegenheit geſucht, Sie ungeſtört und unentdeckt ſprechen zu können; denn geſehen habe ich Sie ſchon und faſt hätte mich meine Bewegung verrathen, als ich Ihnen vorgeſtern die Hand reichte, Sie in den Ballſaal zu geleiten. Was mich nach Frankreich führt, wird Ihnen Ihr Herz ſagen. Laſſen Sie mich von dem ſchweigen, was mir zu tragen auferlegt iſt. Kein Mann hat je die Allmacht der Liebe tiefer empfunden als ich, der ich in ihr die Verſöhnung mit den entſetzlichſten Frevels und den Muth fand, mein durch Meineid der Rache des Himmels verfallenes Haupt durch die Beglückung eines ganzen Volkes einlöſen zu wollen. Margaretha ſtand zwi-

ſchen mir und der geſchmähten Menſchheit, ſie war der Engel meines Muthes, der Engel meines Glaubens. Mit ihr habe ich mich ſelbſt verloren. Mein Leben iſt geendet, — ich erkenne die furchtbare Schickſalsmacht, der es zur Sühne verfallen iſt; aber ehe ſein Ausſpruch in Erfüllung geht, mußte ich die Prinzeſſin noch einmal ſehen, um von ihr meine Todesweihe zu erhalten. Don Guaſt gieng nach Frankreich, um die Fürſtinnen von Salerno und von Arragonien aufzuſuchen und ich beſchloß ihn zu begleiten. Verkleidet begleiteten Don Guaſt und ich Pamperan; wir richteten unſre Reiſe ſo ein, daß wir in der Nacht zu St. Germain ankamen. Hier ließ ich gleich Montpezat rufen. Sie wiſſen, daß dieſer in Madrid der einzige Franzoſe war, den der König zu ſeiner Bedienung um ſich hatte und daß er ſich dadurch die beſondere Gunſt des Monarchen erworben; allein was Sie vielleicht nicht wiſſen, iſt, daß er früher in meinen Dienſten war und mir noch unbedingt ergeben iſt. Heftig erſchrak er, als er mich ſah. Ich entdeckte ihm die Abſicht, die mich hergeführt hatte, und daß ich zu deren Erreichung auf ſeine Mitwirkung rechne. Weinend warf er ſich mir zu Füßen, mir für mein Vertrauen zu danken und mir zu geloben, daß er mir, ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens, behülflich ſeyn wolle. Von ihm erfuhr ich auch, daß Sie, theure Gräfin, in Paris waren und auf jeden Fall ſchien es mir nothwendig, Ihre Rückkehr abzuwarten, ehe ich einen Verſuch machen durfte, die Prinzeſſin zu ſprechen. Es ſchien Montpezat am ſicherſten, mich bis dahin im Schloſſe ſelbſt zu verbergen, wo er mir ein Zimmer anwies, zu dem nur er allein den Schlüſſel hat, während der Marquis und Pamperan in dem Hauſe

blieben, wo wir eingekehrt waren und wo er ihnen die Mittel verſchaffte, unentdeckt zu mir zu kommen.

In Erwartung des günſtigen Augenblicks, die Prinzeſſin zu ſprechen, ſehnte ich mich nach ihrem Anblick und Montpezat führte mich zuweilen in ein mir aus früherer Zeit wohlbekanntes Kabinet, wohin der König ſich nur dann begiebt, wenn er Jemand ganz in Geheim ſprechen will und durch deſſen von innen verhangene Fenſter ich die Prinzeſſin ſehen konnte, wenn ſie aus ihrem Zimmer nach dem von dem König bewohnten Theil des Schloſſes gieng. Montpezat hatte den Schlüſſel zu dieſem Kabinet, ohne zu wiſſen, daß noch ein zweiter Schlüſſel in den Händen des Königs war, den dieſer an Lautrec übergab, um während einiger Tage, in denen er auf Befehl des Königs heimlich hier geweſen iſt, ungeſtört mit ihm ſprechen zu können. In dieſem Kabinet lernte ich Dregut kennen, den Lautrec dort zu ſich hin beſchieden hatte, und bald trat auch dieſer zu uns ein. Er gerieth in das größte Erſtaunen, als er mich erkannte; allein die Abſicht meines Hierſeyns konnte für ihn nicht zweifelhaft ſeyn und da ſie keineswegs mit ſeiner Pflicht gegen den König ſtritt, bot er mir mit aller Wärme geprüfter Freundſchaft eine Zuflucht in einem kleinen von ihm bewohnten Hauſe an, deſſen Abgelegenheit und Waldeseinſamkeit mir volle Sicherheit gewährten. Dieß Zuſammentreffen mit Lautrec verſchaffte mir das Glück, die Fürſtinnen von Salerno und von Arragonien zu befreien, die ich dem Schutze Lautrecs übergab und dann eilte, dem Marquis die Nachricht ihrer Anweſenheit mitzutheilen. Andern Tages gab der König im Walde von St. Germain

ein Feſt, und ich hoffte dort Gelegenheit zu finden, mich Margarethen unbekannt zu nahen. Doch als ich ſie nun bei der Abendtafel dem König von Navarra zur Seite erblickte, vermochte ich meiner nicht Herr zu bleiben. Der Marquis riß mich faſt mit Gewalt mit ſich fort; wir durchſtreiften das Gehölz und hier war es, wo wir der Prinzeſſin noch einmal begegneten, die mit Donna Alphonſine ſpatzieren gieng. Don Guaſt bedurfte aller Macht der Freundſchaft und Ueberredung, um mich abzuhalten, mich ihr zu entdecken, ſo gewagt dieß auch in einem Augenblick war, wo der ganze Hof in der Nähe und in den Gängen des Gehölzes zerſtreut war.

Es wurde nun zwiſchen Karl von Bourbon und der Gräfin Paligny verabredet, wo ſie ſich am folgenden Tage wiederſehen wollten, um das Nähere über eine Zuſammenkunft des Prinzen mit der Königin zu beſtimmen. Die Damen kehrten am Abend dieſes Tages nach St. Germain zurück, wo während ihrer Abweſenheit der Bruder des Königs von Navarra, der Prinz von Bearn, mit ſeiner Schweſter, der Prinzeſſin Iſabella von Navarra, angekommen war. Sie trafen dieſe bei Margarethen, zu der ſie gleich nach ihrer Rückkehr eilten, und, ſo viel ſie auch ſchon von der Schönheit der Prinzeſſin Iſabella gehört, die jetzt zum Erſtenmale am Hofe Franz des Erſten erſchien, ſo überraſchte ſie doch der Anblick dieſes entzückenden Meiſterbilds der Natur. Heller, friſcher und reiner von Farbe gab es noch nie ein Angeſicht. Ihre Züge waren regelmäßig, vorzüglich ſchön der Mund und unnachahmlich die Anmuth der Grübchen, die ihr ſüßes Lächeln in den ſanftgerundeten

Wangen bildete. Von ganz wundervoller Schönheit waren ihre Augen; beschattet von langen, dunkeln Wimpern und fein gezeichneten Augenbraunen, glänzten sie in der tiefblauen Farbe des reinsten Aethers. Anmuthsvolle Schüchternheit, holde Jugendlichkeit war der Ausdruck ihres Gesichts, wenn dies Auge sich gesenkt hatte, — so wie sie es aber hob, verklärte sein Glanz die ganze himmlisch schöne Erscheinung, deren Engelskopf die schwelgerischste Fülle blonder Locken umgab, die, von der Natur selbst geringelt, um Nacken und Schultern schwammen. Sie liebte Glanz und Pracht, und erschien immer reich geschmückt; doch auch im einfachsten Anzug hätte man, wie es die Dichter ihrer Zeit allgemein von ihr rühmen, nie die Fürstin in ihr verkannt und man hätte sie in keinem andern Stande an ihrem Platz glauben können. Edelmüthig und freigebig bis zur Verschwendung war die Art, mit der sie ihre Wohlthaten spendete, immer noch mehr werth, wie diese selbst; auch war sie angebetet von allem, was sie umgab. Einen Theil ihrer Jugendjahre hatte sie am Hofe der Königin Germaine de St. Foix zugebracht und dort den Bund der innigsten Freundschaft mit der berühmtesten Frau ihres Jahrhunderts, der spanischen Dichterin Maria de St. Carrotion geschlossen, der sie, in Bezug auf Geistesbildung und Entfaltung ihres eignen poetischen Talentes, viel zu danken hatte. Diese vortreffliche junge Fürstin liebte einen der liebenswürdigsten Ritter des französischen Hofes, den jungen La Roche sur Yon, der sie mit einer in jener Zeit schon selten gewordenen Reinheit und Treue anbetete, ohne sich je auf ihren Besitz Hoffnung machen zu können, da er nicht

Reichthümer genug besaß, um eine königliche Tochter Navarra's ihrem Range gemäß unterhalten zu können.

Die Königin war am folgenden Morgen noch nicht genesen. Sie fühlte es tief im Herzen, daß sie Karl mehr als je liebte und das Gefühl der Verschuldung gegen ihn schien es ihr selbst als ausgleichende Gerechtigkeit abzufordern, daß sie durch Liebe sein Unglück zu mildern suche. Und doch war sie Gemahlin des Königs von Navarra! — Freiwillig hatte sie diesem ihre Hand gegeben und die ihr durch ihren Schwur auferlegten Pflichten erlaubten ihr nicht, ihr Herz als das Eigenthum eines Andern anzusehen. Dieser innere Kampf zerstörte mehr noch, als der Gram, ihre Gesundheit; ihr war nur dann wohl, wenn sie von allen ungesehen einsam weinen konnte. Doch ach, die Flammen der Liebe vermögen keine Thränen, auch die der Reue nicht zu löschen!

Die Gräfin von Palligny und die beiden spanischen Fürstinnen speiseten diesen Abend bei der Prinzessin Renata, von der Dreyut sich noch nach der Tafel Gehör erbitten ließ. Sie gieng mit den Freundinnen in ihr Kabinet, wohin sie ihn rufen ließ und erfuhr, im Auftrag des Herzogs, die Anwesenheit desselben und seinen Wunsch, sie noch diesen Abend zu sehen. Die seltene Stärke ihres Geistes allein erhielt ihr bei dieser überraschenden Nachricht ihre Fassung; denn so sehr es sie auch erfreuete, den ihr so innig theuren Prinzen wiederzusehen, so bange schlug ihr Herz bei dem Gedanken an die Gefahr, die ihm hier bei jedem Schritte drohte. Die Zeit drängte, die Zusammenkunft zu

beſtimmen, die Abends in einem entlegenen Pavillon des Gartens Statt finden konnte. Die Stunde ſchlug, der Herzog erſchien. Seh ich Sie wieder? fragte ſie, warum nur unter der Hülle des Geheimniſſes, da ich doch ſtolz darauf bin, Sie vor der ganzen Welt meinen Freund zu nennen! Werde ich Sie denn nie glücklich ſehen! — Sie umarmte ihn hier mit naſſen Augen. Wie tief rührt mich die Güte, antwortete Karl ihr bewegt, mit der Sie einen Verbannten aufnehmen. — Laſſen Sie uns nur von Ihrem Hierſeyn reden, unterbrach ſie ihn, um die Mittel aufzufinden, den Zweck deſſelben zu erreichen. Mein einziger Wunſch, antwortete Karl, iſt, Margaretha noch einmal zu ſehen, um von ihr Abſchied zu nehmen für dieſſeits. — Ich hoffe, erwiederte Madame, daß dieß ſchon morgen geſchehen kann. Der König hat zu morgen Abend eine Erleuchtung des Gartens und ein großes Feuerwerk angeordnet. Margaretha kann wegen ihrer Unpäßlichkeit nicht dabei gegenwärtig ſeyn; allein ſie verſicherte heut dem König, als er mit ihr davon ſprach, daß ſie ſich wohl genug fühle, um von der Terraſſe vor ihrem Zimmer das Feuerwerk anzuſehen. Es kommt alſo nur darauf an, Sie unentdeckt auf die Terraſſe zu führen, da dieß die einzige Schwierigkeit iſt, die wir zu beſiegen haben, und dann uns darüber zu vereinbaren, wer von uns bei der Königin bleiben wird. Ich darf dieß nicht, auch Donna Maria und Alphonſine können bei dem Feſte nicht fehlen. — Aber wohl ich, fiel die Gräfin ein, alle Damen der Königin haben ſchon von ihr den Befehl erhalten, ſich morgen im glänzenden Putz zu zeigen; daß ich bei der Königin bleibe, wird man ganz natürlich finden und ich will Frau von Caumont benachrichtigen,

daß ſie es ſich erbittet, gleichfalls bei ihr zu bleiben, wodurch denn alle andere Damen die Freiheit erhalten, im Park zu ſeyn. Dieſer Vorſchlag der Gräfin wurde allgemein gebilligt.

Am andern Morgen war der ganze Hof mit den Vorbereitungen zu dem Feſt des Abends beſchäftigt. Frau v. Caumont begleitete die Gräfin zur Königin, die ihre Bitte, den Abend bei ihr bleiben zu dürfen, freundlich dankend gewährte, da es ihr ſelten ſo wohl ward, ſich nur von ihren Vertrauten umgeben zu ſehen, vor denen ſie ihren Gram nicht zu verhehlen brauchte.

Selten war der Hof Franz des Erſten glanzreicher erſchienen, als an dieſem Abend. Die Damen fuhren glänzend geſchmückt in kleinen offenen Wagen; über hundert derſelben ſah man, von allen Herren des Hofes begleitet, zu Pferde. Mitten im Walde hielt man vor einem Pavillon, in deſſen Halle ein Theater errichtet war. Hier erwartete der König ſeine Mutter, Madame und die Prinzeſſin Iſabelle und ſobald er dieſe zu ihren Sitzen geführt hatte, wurde in fünf Abtheilungen ein Ballet getanzt, das den Raub des himmliſchen Feuers durch Prometheus vorſtellte. Nach Beendigung deſſelben führte der König die ganze Geſellſchaft zu den Ufern des Fluſſes, wo er eine von Gold und Azur glänzende Gondel beſtieg, der eine große Menge bunt geſchmückter Nachen folgte. Die Seine, an deren beiden Ufern zahlreiche Muſikchöre aufgeſtellt waren, gleicht in dieſer Gegend in ihrem Lauf einem breiten und tiefen Kanal, an deſſen beiden Seiten in Transparents und Flammenlichtern die vorzüglichſten Begebenheiten des Tre-

janiſchen Krieges zu ſehen waren. Man erblickte hier das Urtheil des Paris, Helenens Entführung, Iphigeniens Opferung, den Kampf zwiſchen Menelaus und Paris, zwiſchen Glaukos und Diomedes, den Raub der Pferde des Rheſus durch Ulyſſes, den Zweikampf zwiſchen Hektor und Patroclus, Jupiter und Juno auf dem Berg Ida, die Vermählung Achills mit Polyrene, Achills Tod, den Tod ſeiner Gemahlin, das hölzerne Pferd und ganz im Hintergrund den Brand Iliums.

Sobald man von der Terraſſe des Schloſſes dieſe Erleuchtung aufflammen ſah, begab ſich Margaretha mit ihren beiden Damen dorthin. Die Gräfin ſowohl als Frau von Caumont waren tief bewegt und wünſchten die Königin auf die Ueberraſchung vorzubereiten, die ihr bevorſtand; allein dieſe verſank, ohne auf die von ihnen begonnene Unterhaltung einzugehen, in eine ſtille, wehmuthsvolle Träumerei. Der ferne, feenhafte Glanz des Feuers, der wie ein magiſcher Feuerſtrom in der dunkeln Nacht dahinfloß, die einzelnen verlornen Töne der Muſik, die wie lockende Sehnſuchtslaute ſich auf den Fittigen des Abendwindes zu ihr hinſtahlen, berührten ſüß ſchmeichelnd ihr Ohr und füllten Herz und Sinn mit unendlichem Sehnen, mit aller Wehmuth, allem Weh der Erinnerung und einer klagloſen Trauer. Ihre Begleiterinnen wagten nicht dieſe Stille zu unterbrechen. Die Gräfin, die ſich zu ihren Füßen geſetzt hatte, blickte oft in ängſtlicher Erwartung hinter ſich und gewahrte endlich den Herzog und Lautrec, die nur noch einige Schritte von ihnen entfernt waren. Sie erhebte und ſtieß Frau von Caumont leiſe an, allein die Königin, ob ſie gleich den

Herzog noch nicht erblickt haben konnte, ward von einer wunderbaren Ahnung der Nähe des Geliebten so namenlos erschüttert, so leidenschaftlich bewegt, daß sie, schnell mit der Hand zum Herzen fahrend, ausrief: Gott, ich sterbe! und ohnmächtig in ihren Sessel zurücksank.

Vergeblich warf sich der Herzog zu ihren Füßen nieder, vergebens drückte er ihre kalten Hände an sein Herz, an seine Lippen, vergebens rief er ihren Namen, — der Schatten des Todes hüllte die Geliebte ein.

Die Ohnmacht der Königin war so tief, daß die Gräfin und Frau von Caument fürchteten, sie werde nie wieder daraus erwachen; sie drangen in den Herzog sich zu entfernen, doch vergeblich. Was konnte der noch fürchten, der nichts wünschte, als mit ihr zu sterben! Nur durch die Vorstellung, daß man Hülfe für die Königin herbeirufen müsse, der längere Verzug Gefahr drohe, gelang es Lautrec, ihn mit sich fortzureißen, aber vielleicht hat nie ein männliches Herz die Verzweiflung unglücklicher Liebe gewaltiger empfunden, als Bembens Herz in dieser Stunde.

Sobald er sich entfernt hatte, wurde die Königin nach ihrem Zimmer getragen; doch dauerte es noch lange, ehe sie wieder die Augen öffnete. Sie fühlte sich sehr matt, aber nicht krank. Die Gräfin fragte, wie diese Ohnmacht sie so plötzlich angewandelt habe? Ich weiß es nicht, antwortete sie, ich erinnere mich nur, daß es plötzlich wie Geisterwehen um mich war, mein Herz schlug hoch empor; allein in demselben Augenblick war mir auch, als breche mein Herz und Todesnacht umfing mich.

Die Gräfin fand Margaretha zu ermattet, um mit ihr in dieſem Augenblicke von dem Herzog zu ſprechen; auch wollte ſie allein ſeyn, weil ſie ſich müde fühlte. Kaum aber ſchloß ſich ihr Auge, ſo führte ihr der Traum den Geliebten zu; die ſchweren Feſſeln der Erdenverhältniſſe löſeten ſich in ſeinem geiſtigen Reich, ſie war frei, ſie war glücklich!

Und als habe ein Engel des Troſtes und der Hoffnung ſie in dieſem Traum umſpielt, erwachte ſie aus ihm in neu aufblühender Schöne. Jedes Gefühl der Krankheit war von ihr gewichen, und ſie vermochte wieder bei dem König zu erſcheinen. Madame glaubte, da ſie ſie ſo blühend ſchön erblickte, es ohne Gefahr wagen zu können, dem Herzog eine Zuſammenkunft mit ihr zu verſchaffen, und ſchlug ihr daher vor, mit ihr gegen Abend nach dem Schloß zu fahren, das der König im Gehölz von Boulogne bauen ließ, um dieſes zu beſehen und dann die Nacht in dem Landhauſe zu Suréne zu bleiben. Die Königin nahm dieſen Vorſchlag freudig an. Lautrec erhielt von Madame den Schlüſſel zu ihrem Kabinet in dem Landhauſe, damit er noch vor ihrer Ankunft den Herzog dahin führe und lud dann die Gräfin und Frau von Canmont ein, ſie zu begleiten. Beide Prinzeſſinnen waren noch bei einem Ball zugegen, den, nach der damaligen Zeit, die Herzogin von Eſtouville gleich nach der Mittagstafel gab, und fuhren dann nach dem neuen Schloß, dem der König den Namen Madrid gegeben hatte, und von dort nach Suréne. Madame befahl gleich bei ihrer Ankunft, daß man für dieſen Abend Keinem mehr den Zutritt in den Garten verſtatten ſolle, und führte die Königin

zu einem kleinen Pavillon am Rande des Fluſſes. Kaum hatte Margaretha hier Platz genommen, als der Herzog, der in einem nahen Gebüſch verborgen ſtand, herbeieilte und ſich zu ihren Füßen warf.

Sie empfand in dieſem Augenblick nur das Entzücken ihn wiederzuſehen; ſeine Gegenwart ſchien ein Wunder, doch weit entfernt, es ergründen zu wollen, füllte die himmliſche Wonne deſſelben ihre ganze Seele aus. Mit dem Herzenslaut der innigſten Liebe rief ſie ſeinen Namen und ſich zu ihm niederneigend, umſchlang ſie ihn mit der einen Hand, während er die andere an ſeine Lippen drückte. Kein Wort entweihte die Feier dieſes Augenblicks. — Das beſeligte Herz hatte für ihn nur eine Sprache — Thränen. —

Der Begleiter des Herzogs, die Prinzeſſin, die Damen, nichts war für ſie da in der Welt, nur Er! den ihre heiße Herzensſehnſucht, den ihr hoffnungsloſer Gram und ihre unverſiegbaren Thränen ſo oft gerufen hatten, ohne daß ſie ſich die Möglichkeit zu denken vermochte, ihn je wieder zu ſehen. Es iſt kein Traum, ſeufzte ſie endlich, das Erbarmen der ewigen Liebe ſchenkt mir den Troſt, Sie noch einmal zu ſehen! — Der Herzog blickte zu ihr auf; er ſah ihre Thränen fließen, er las in jedem Zug ihres ſeelenvollen Geſichts, daß er noch geliebt war und das Entzücken, mit dem er dieß empfand, beſiegte in ſeinem Herzen jedes andere Gefühl. Sie zürnen alſo, fragte er, meiner Kühnheit nicht? Sie fühlen, was ich noch von Ihnen zu hoffen habe, den Muth mein Unglück zu ertragen? Ja, ſagte ſie, ich weiß, daß Sie unglücklich ſind

und ich fühle es mit ewiger, in jedem Augenblick meines Daseyns neuer Qual, daß ich Ihr Unglück und das meine verschuldet habe. Nicht die Argliſt des Kaiſers, nicht der Haß meiner Mutter hat uns ins Verderben geſtürzt; — ich, ich allein trage die Schuld, weil ich an einem Herzen zweifeln konnte, das mir eben ſo heilig und zuverläſſig wie das Wort Gottes hätte ſeyn müſſen, und ich verdiene, daß Sie mich haſſen. — Sie haſſen! rief Bourbon, — großer Gott, welch ein Gedanke! Aber daß ich Sie verloren habe und noch lebe, daß ich Sie ſehe, Sie höre, mir ſagen muß, daß Sie mein waren und daß jetzt — er konnte nicht vollenden und bog ſein Haupt auf ihre Hände nieder. Die Königin blickte nun ſeufzend umher. Mein Herz, ſagte ſie traurig lächelnd, fühlt ſich ihnen allen verpflichtet, aber welcher Gefahr iſt er nicht ausgeſetzt! Wer von uns vermöchte ihn zu retten, wenn er entdeckt würde! Was würde der König ſagen, was die Regentin thun, und welche Schmach würde auch ich erleiden müſſen! — Nein, fiel hier Madame ein, für ſich haben Sie nichts zu fürchten, Sie ſind über jeden Verdacht erhaben, und was den Herzog betrifft, ſo ſind die zweckdienlichſten Maaßregeln zu ſeiner Sicherheit getroffen; er iſt ſchon ſeit mehrern Tagen hier und wir werden jede Entdeckung zu verhüten wiſſen. — O, ihr unwiederbringlich entflohenen Stunden, rief hier die Königin faſt leidenſchaftlich bewegt aus, wie ungenoſſen ſeyd ihr entflohen! — Wir fürchteten von dieſem Wiederſehen nachtheilige Folgen für Ihre Geſundheit, antwortete die Gräfin, und das machte uns zaghaft. Er war hier, ſagte die Königin, in meiner Nähe, ich konnte ihn ſehen, ihn ſprechen, und ahnete nicht, daß er mir ſo nahe war! — Gehört uns ja doch die Zukunft,

fiel hier der Prinz ein, nichts soll mich abhalten, unbekannt, in tiefster Verborgenheit in ihrer Nähe zu leben und Ihnen allein mein Leben zu widmen. — Thränen verdunkelten hier das Auge der Königin. Nein, sagte sie, die Liebe darf nicht das Schicksal eines solchen Heldengeistes seyn und nie darf Ihr Ruhm und Ihre Größe ein Opfer derselben werden. Sie gehören der Welt an, die Ihrer mehr denn je bedarf. Ich kenne meine Pflicht und Gott wird mir die Kraft schenken, sie zu erfüllen; sie fodert von mir Ihre Entfernung und hätte ich früher um Ihr Hierseyn gewußt, hätte ich schon früher darauf bestehen müssen. Vergeblich stritt der Prinz gegen diesen Ausspruch; alles, was er von Margarethen erhalten konnte, war das Versprechen, ihn am folgenden Tage in St. Germain in dem Zimmer der Prinzessin Renata wiederzusehen, da er leicht unentdeckt dorthin kommen konnte.

Erst bei Anbruch des Morgens dachten die versammelten Freunde daran, sich zu trennen. Der Schlummer floh das Lager der Königin. Sie wagte es nicht, sich der Wonne des Wiedersehens und der Gewißheit seiner Nähe hinzugeben, da sie von dem Haß ihrer Mutter alles zu fürchten hatte, wenn die Anwesenheit des Herzogs ihr verrathen wurde. Der König selbst konnte ihn dann nicht schützen, wenn gleich, wie sie wußte, Lemben schon um ihretwillen nichts von seinem Herzen zu fürchten hatte. Eben so lebhaft bewegte und beschäftigte sie aber auch der Gedanke an die Zukunft des geliebten Helden. Er hatte es ihr nicht verhehlt, daß er sich dem Tode geweiht glaube, doch eben deshalb sich mehr denn je berufen fühle, sein

Leben an eine hohe That zu ſetzen. Nicht nur ſein den Mailändern gegebenes Wort wollte er von ihnen löſen, denn als ihren Herrſcher durfte er ſich, frei von jeder Abhängigkeit, ſeit der Treuloſigkeit des Kaiſers, betrachten; die Befreiung des ganzen Italiens war die hohe Idee, die ihm wie ein Geſtirn vorleuchten ſollte, auf dem Todespfad, den er wandelte. Das Zeitalter der rohen Kraftgewalt und des finſtern Aberglaubens war vorüber; Gewiſſen, Meinung und Geiſt begannen ihr von Gott ſtammendes Recht auf Freiheit geltend zu machen, und Bourbon durfte bei der Enthüllung ſeines Plans, Italien die Freiheit zu erſtreiten, darauf rechnen, daß alles, was edel, was großſinnig dachte, auf ſeine Seite treten würde. Ihm ſelbſt waren erſt in dieſer Stunde, der Geliebten gegenüber, ſeine Wünſche und Plane klar geworden; wie Ein Sonnenſtrahl oft die lang verſchloſſene Knoſpe ſprengt und die Blüthe entfaltet, ſo war es ihm im Anſchauen der Geliebten klar aufgegangen, was ſein Schickſal von ihm fodre und wie es nur durch große Thaten beſiegt und verſöhnt werden könne. Margaretha von Valois war in jeder Hinſicht werth, die Geliebte Bourbons und die Vertraute ſeiner Seele zu ſeyn. Ihr Geiſt duldete keine Feſſel, ihr Herz ſchlug für die unterdrückte Menſchheit und ahnend blickte ſie voll Begeiſterung in die Zukunft, der eine edlere Geſtaltung zu geben Bourbon ſich berufen glaubte. Was galt ihr eigenes Schickſal, was ſelbſt ſein Leben, wenn es Tauſenden die Bahn zur Glaubensfreiheit ebnete? —

Margaretha fuhr am andern Morgen zeitig mit Madame nach St. Germain zurück. Nach der Mittagstafel

führte ſie der König in ſein Kabinet, um ſie über mehrere Artikel der Eheſtiftung Renata's, deren Vermählung mit dem Prinzen Herkules von Eſte in wenig Tagen gefeiert werden ſollte, zu Rathe zu ziehen. Das innige Vertrauen, welches die Seele ihrer geſchwiſterlichen Liebe war, gab auch dieſer Unterhaltung einen ſtillen, mächtigen Reiz. Der König war unbeſchreiblich zärtlich und mittheilend gegen ſeine angebetete Schweſter. Tiefer, denn je, dadurch gerührt und beglückt, war der Entſchluß Margarethens, ihrem Bruder die Anweſenheit des Herzogs zu geſtehen, das Werk eines Augenblicks. Sie ſank zu ſeinen Füßen nieder, und, ihn mit ihren Armen umfaſſend, ſagte ſie ihm mit bewegter Stimme: Ich habe Dir nie einen Gedanken meiner Seele, nie eine Begebenheit meines Lebens verhehlt, und es iſt mir ein drückendes Gefühl, daß jetzt zum Erſtenmal ſeit wenig Stunden ein Geheimniß für Dich auf meinem Herzen ruht. Vergönne mir daher, es Dir entdecken zu dürfen, aber Du mußt mir vorher geloben, von dieſer Entdeckung nur den Gebrauch machen zu wollen, den ich von Dir erbitten werde.

So wie die Königin vor ihm das Knie beugte, neigte ſich Franz zu ihr nieder, ſie zu umarmen. Seit wann, fragte er ſchmeichelnd, zweifelt denn meine holdſelige Schweſter daran, daß jede ihrer Bitten gewährt iſt, ſo bald ſie ſie mir vertraut? ſeit wann bedarf es erſt einer Verſicherung von mir, um ſie zu überzeugen, daß es mich glücklich macht, ihre Wünſche zu erfüllen? — Auch lege ich, antwortete ihm die Königin, mit unbedingtem Vertrauen den Frieden meines Lebens in Deine Hand. Der unglück-

lichſte und der theuerſte meiner Freunde —, hier brach ihre Stimme, ſie ſchwieg erröthend, und, das ſchöne Haupt, das ſie erhoben hatte, um den König anzuſehen, ſanft niederneigend, küßte ſie mit rührender Zärtlichkeit ſeine Hände.

Der König errieth, daß ſie von dem Herzog reden wollte. Soll ich, fragte er, dieſem unglücklichen Prinzen verzeihen? oder kann ich ſonſt irgend etwas für ihn thun? — Ach, Sire, antwortete die Königin, er iſt hier, ich habe ihn geſehen. — Bourbon hier, in meinem Reiche, an meinem Hofe! rief der König erſtaunt, welche Tollkühnheit! Doch, welchen Gefahren trotzt die Liebe nicht! ſie entſchuldigt alles, was er gefehlt hat, und ich bin bereit, ihm zu verzeihen.

Die Königin erzählte ihm nun ihr geſtriges Zuſammentreffen mit dem Herzog, und daß ſie verſprochen habe, ihn heute Abend bei Madame wieder zu ſehen. Der König forſchte nach jedem Umſtand ſeines Aufenthalts, allein er war zu ritterlich geſinnt, um denen zu zürnen, die ſich dem unglücklichen Helden treu bewährt hatten. Du weißt noch nicht alles, ſchloß die Königin ihre Erzählung, ich wünſche, daß Du ihn ſelbſt ſiehſt! Seine Plane für die Zukunft ſind für den Ruhm des franzöſiſchen Namens und Deinen Staat gleich vortheilhaft, da ſie den Zweck haben, der ſpaniſch-öſterreichiſchen Herrſchaft in Italien für immer ein Ende zu machen, und allen Staaten dieſes ſchönen Landes die Befreiung von dieſem Joch zu erkämpfen. — Auch ohne dieſe Rückſicht, unterbrach ſie der König, würde ich nicht vermögen, dem Mann länger zu zürnen, deſſen Schickſal ſeine Liebe zu Dir von jeher beſtimmte und wohl

ewig beſtimmen wird. Wann ſoll ich ihn ſehen? — Heute noch, antwortete die Königin, zur Stunde Deines gewöhnlichen Spaziergangs. — Ich will ihn überraſchen, fiel hier der König ein; ſage ſo wenig ihm, als der Prinzeſſin etwas von meinem Vorhaben, da es mir ein Vergnügen macht, beide durch meine Erſcheinung in Erſtaunen zu ſetzen. Margaretha verſprach es, und der König führte ſie in den Saal zurück, wo der Hof verſammelt war, und wo Franz der Erſte die Vermählung Renata's mit dem Prinzen Herkules bekannt machte. Zugleich kündigte er zur Feier deſſelben ein Ringelrennen an, zu dem er alle Herren ſeines Hofes einlud, die vereint eine Quadrille bilden ſollten. Nach der Abendtafel, wo man, wie gewöhnlich, in dem Garten des Schloſſes ſpazieren gieng, entfernte ſich der König unbemerkt und eilte zu Margarethen, ſie zu Madame Renata zu begleiten. Die Königin klopfte an, Dreyut öffnete, ſie trat ein und die Thüre nur halb hinter ſich zuziehend, rief ſie dem Herzog entgegen: ich bringe Ihnen noch einen Freund mit, von dem ich hoffe, daß er willkommen iſt! Ohne die Antwort abzuwarten, trat der König ein. Der Herzog und Dreyut wichen im erſten Augenblick erſtaunt zurück, Alphenſine ſchrie laut auf, doch der Monarch gieng mit offenen Armen auf Bourbon zu, der ehrſuchtsvoll das Knie vor ihm beugen wollte; allein er kam ihm zuvor und umarmte ihn ſo zärtlich, als ſey ſeit ihrer Trennung in Madrid nichts Feindliches zwiſchen ihnen vorgefallen. Bourbon fühlte die Zartheit dieſer Huld und ſein dankbares Erkennen derſelben war wahrhaft Belohnung für den König, der eigentlich nie aufgehört hatte, ihn zu lieben. Nach einer Viertelſtunde führte Franz die Tochter Ludwig

des Zwölften in das offen ſtehende Seitenzimmer, wohin er den andern Anweſenden winkte, ihm zu folgen, und verſchaffte ſo dem Herzog die Gelegenheit, mit der Königin allein zu reden.

Bourbons letzter Wunſch wurde in dieſer Stunde erfüllt; er fühlte ſich von ſeiner Geliebten verſtanden, und durfte in ihrer großen Seele ſeinen Abſchied vom Leben niederlegen, und ihr die Plane ganz enthüllen, deren Ausführung er ſich zum Opfer weihete, da er zur Bekämpfung des Kaiſers und der Ligue alles wider ſich, und ohne Geld, ohne Soldaten, nichts für ſich hatte, als ſich und ſeinen Ruhm.

Es iſt die erhabenſte Weihe ächter Menſchengröße, daß in der Begeiſterung für Menſchenrecht und Menſchenwohl eine Erhebung über jeden Schmerz, jedes perſönliche Unglück liegt. Eine Heldenſeele, die in dieſer Erhabenheit nur einmal ihrer Unſterblichkeit inne geworden iſt, kann vom Schickſal nicht mehr beſiegt werden, ſie iſt gewappnet gegen jeden Wechſel, jede Macht deſſelben.

Ernſt und groß war die Unterhaltung der beiden Liebenden, — für dieſſeits getrennt, fühlten ſie, wie unzertrennlich ſie für die wahre Heimath ihrer Liebe und ihrer Herzen vereint waren. Am Schluß ihres Geſprächs bat der Herzog die Königin um ein Andenken dieſer Stunde; ſie löſete den langen, weißen Schleier, der von ihren Locken niederwallte, ab, und knieend empfing er das theure Pfand und drückte ihre Hand an ſein Herz. Jetzt näherte ſich ihnen der König, und der Herzog theilte, von ihm aufgefodert, dem Monarchen den Umriß ſeines Plans zu Italiens

Befreiung mit. Franz mußte als König von Frankreich einen Plan billigen, deſſen Gelingen Oeſtreich um ſo viel erniedrigte, als Frankreich dadurch an Macht und Einfluß gewinnen mußte. Er verſprach dem Herzog, ihm zur Ausführung deſſelben behülflich zu ſeyn und Lautrec, der früher beſtimmt war, das franzöſiſche Heer in Italien gegen Bourbon zu führen, den Befehl zu geben, mit demſelben zu ihm zu ſtoßen, ſobald es Bourbon gelungen ſey, Rom einzunehmen und ſich bis dahin unthätig zu verhalten. Es wurde gleichfalls verabredet, daß der Herzog am Tage nach der Vermählung der Prinzeſſin Renata abreiſen ſolle und Montpezat erhielt vom König ſelbſt den Auftrag, ihm bis dahin ein Zimmer im Schloſſe anzuweiſen, damit Franz Gelegenheit habe, den Herzog während ſeiner Anweſenheit unbemerkt in ſeinem geheimen Kabinet ſprechen zu können.

Franz der Erſte brachte faſt den ganzen Vormittag des folgenden Tags mit dem Herzog in Entwerfung von Planen zu, die Europa mit Rieſenmacht in ſeiner geiſtigen Entwickelung begünſtigt, und das Palladium der Freiheit des Glaubens nicht zum Siegespreis eines Krieges gemacht haben würden, der dreißig Jahre lang dauerte und Deutſchland unheilbar zerſplitterte, wenn die Vorſehung Bourbon gewürdigt hätte, ſein Wort zu vollbringen.

Die Natur ſchien am Vermählungsfeſte Renata's, an welchem zugleich die Verbindung Alphonſinens mit Caraciol gefeiert wurde, ſich mit allen ihren Wonnen ſchmücken zu wollen. Die heiterſte Sonne beſtrahlte das Feſt. Nach der Mittagstafel begann das Ringelrennen. Die Regentin

nahm, umgeben von der Königin und den Prinzessinnen von Frankreich, den ihr bestimmten Platz auf einer reich verzierten Tribune ein, um welche zu beiden Seiten auf amphitheatralisch erhöheten Sitzen sich alle Damen des Hofes in ihrem glänzendsten Schmuck reihete. Ihnen gegenüber saßen die Kampfrichter.

Zuerst ritt die Quadrille der flatterhaften Liebhaber in die Schranken; sie waren gelb und blau gekleidet und von den Prinzen von Bearne und La Roche du Maine angeführt. Ihnen folgten die getreuen Liebenden in silberner Rüstung, die schön geformten Helme mit weißen Federn verziert, und Franz der Erste an ihrer Spitze. — Unter der Anführung des Königs von Navarra und Prinzen von Ferrara erschien die feuerfarb gekleidete Quadrille der glücklichen Liebhaber, der die schwarz gekleidete der unglücklichen, unter Anführung der Herzoge von Albanien und von Guise folgte. So wie aber der erste Trompetenstoß erschallte, sah man in kurzem Galopp, auf milchweißem Roß noch einen Ritter in silberner Rüstung herbeisprengen, dessen hoher Wuchs und königlicher Anstand Aller Blicke auf sich zogen. Er neigte sich ehrfurchtsvoll vor den Damen und ritt dann langsam auf den König zu, dem zur Seite er seinen Platz einnahm. Auf seinem Schilde sah man eine Krone und einen Stern mit der Inschrift: Himmel und Erde. Es war der Herzog, den der König eingeladen hatte, unerkannt dem Feste beizuwohnen. Er trug in diesem Kampfspiel die höchsten Preise davon und erhielt sie aus den Händen der Königin und der neuvermählten Herzogin von Ferrara.

Die Spannung der Neugierde, die die Erscheinung dieses Ritters erregte, ward noch um vieles vermehrt, als man sich in der Erwartung ihn auf dem Ball, der diesen festlichen Tag beschloß, wiederzusehen, getäuscht fand und er eben so spurlos wieder verschwand, wie er überraschend und unerwartet erschienen war.

Am folgenden Morgen nahm der Herzog in dem Kabinet des Königs Abschied von der Königin und von Madame. Es war eine sehr ernste Lebensstunde, und durch ihre düstern Schauer blitzte die Ahnung des Nichtwiedersehens, doch auch die der Glorie unsterblichen Heldenthums.

Der edle Held eilte seinem Ziele, dem unglücklichen Mailand zu. Es war erschöpft an Geld und Soldaten; doch Bourbon fand in seinem Ruhme, in der Größe des von ihm entworfenen Plans und in der Bewährung treuer Freundschaft Hülfsmittel zur Besiegung aller Hindernisse. Der edle deutsche Ritter, Georg von Frundsberg, hatte früher unter Bourbons Fahnen gekämpft und als Befehlshaber des deutschen Fußvolks viel zum Gewinn der Schlacht von Pavia beigetragen. Große Seelen bedürfen oft nur eines Augenblicks, sich zu erkennen und sich auf ewig zu verbrüdern. Georg von Frundsberg hatte Italien verlassen und sich in seine Heimath zurückbegeben, wo er in all dem Glanze lebte, den sein großer Reichthum verstattete und der Achtung genoß, die großsinnige Freigebigkeit, unbezwinglicher Muth und die Löwenkühnheit eines Heldengeistes in vollkommener Heldengestalt zu gewinnen vermögen. Sein Haus stand edlen Gästen, vorzüglich tapfern Kriegern,

offen, sein Umgang war eine Schule der Kriegskunst und an seiner Tafel sah er täglich die erfahrensten Männer seiner Zeit. Frondsbergs Geist war kühn und hochsinnig; er erkannte die Gebrechen seines Zeitalters und ahnete die bevorstehende Wiedergeburt desselben. An diesen Mann wandte sich jetzt Bourbon und enthüllte ihm seinen Plan, Italien die Unabhängigkeit erkämpfen zu wollen. Frondsberg erklärte seinen Entschluß, dem Helden zur Hülfe zu ziehen, und aus ganz Deutschland sammelten sich Schaaren tapfrer Krieger zu seinen Fahnen. In Eilmärschen zog er nach Italien, Bourbon ihm entgegen; in Plazenza trafen sich die Fremde und Bourbon sah sich nach dieser Vereinigung an der Spitze von 20,000 der erlesensten und tapfersten Krieger.

Ueber die eisbedeckten Apenninen, über reißende, aus ihren Ufern getretene, Flüsse hinweg, unternahm es Bourbon, in der ungünstigsten Jahreszeit sein Heer auf einem Wege nach Rom zu führen, auf dem sich ihm drei verschiedene Heere entgegen zu stellen drohten, und ihm gelang, was Tausende nicht als ausführbar zu denken sich erkühnt hätten.

In Arezzo erklärte Bourbon den Kriegern seinen Entschluß, Rom zu erobern. Alle, vorzüglich die Deutschen, brachen in lauten Jubel aus, alle drangen in ihn, mit der Ausführung dieses Plans keine Minute mehr zu zögern. Der Herzog ließ diesen Eifer nicht unbenutzt. Die Heerstraßen waren von den strömenden Regengüssen unwegsam gemacht, die Flüsse aus ihren Ufern getreten; doch drang er, oft in einem Tage 40 italienische Meilen weit, unaufs

haltsam mit seinem Heer vor und erschien vor Rom, als der Papst und die Römer ihn kaum in Toscana angelangt glaubten.

Bourbons Plan war, sich in Rom zum König von Italien krönen zu lassen, — Mailand war schon sein — in Neapel alles zu seinem Einzug vorbereitet und die Eroberung Siciliens konnte bei den dort von ihm angeknüpften Verbindungen gleichfalls keine großen Schwierigkeiten darbieten und was konnte, so unter Einem Scepter vereint, dem schönsten Land Europa's dann noch fehlen, um auch wieder das herrlichste zu werden, wenn Bourbon seinen Bewohnern Freiheit gab und zusicherte?

Alles verhieß ihm Sieg, alles die Glorie unsterblichen Ruhms; doch durch seine Seele zogen stille Todesahnungen. Spät am Abend kam Bourbon vor Rom an. Es fehlte seinem Heer an Lebensmitteln, auch hatte er eine feindliche Armee im Rücken; er durfte also nicht zögern, die Entscheidung rasch herbeizuführen, und schon auf den Morgen des nächsten Tags beorderte er die Erstürmung der Stadt. Als er im Frührothschein derselben aus seinem Zelt trat, begrüßte ihn der jubelnde Zuruf seiner Krieger und mit all der Sicherheit geübten Feldherrnblicks ordnete er den Angriff und stellte sich selbst auf dem gefährlichsten Punkt an die Spitze seiner kampflustigen Scharen. Der um seine Rüstung geschlungene weiße Schleier der Königin machte ihn allen kenntlich. Unaufhaltsam drang er vor; — der Erste erstieg er die Mauer Roms und pflanzte auf ihr sein Siegespanier; allein in diesem Augenblick traf ihn aus der Hand eines geistgeweihten Priesters, die bisher nur

Segen, nie Tod gespendet, nie eine Waffe geführt hatte, die tödtliche Kugel und von ihr getroffen, sank er unter seiner Siegesfahne auf Roms Mauer, wie auf ein für sich erobertes Heldengrab nieder.

Sein Tod blieb anfänglich den ihm nachstürmenden Kriegern verborgen, die den hohen Führer schon in die Stadt eingedrungen wähnten und ihm auf Siegesfittigen nachzueilen strebten. Nur dann erst, als alle Verschanzungen Roms erstürmt waren, entdeckte man den Leichnam des Helden. Der Schmerz seines Verlustes brach als unbezähmbare Wuth aus. Rache für Bourbons Blut! war der furchtbare Ruf, der sich todesdrohend durch alle Straßen des schrecklich geplünderten Roms wälzte und dem großen Feldherrn ein unwürdiges Todtenopfer brachte.

Nicht nur sein Heer, selbst die Römer beweinten seinen Tod. Als sein Heer, von Krankheit aufgerieben, von der feindlichen Armee verfolgt, Rom verließ, nahm es den Leichnam des Helden mit sich und führte ihn nach Gaeta, wo ihm in der Kapelle der Festung sein Grabmal errichtet wurde.

Bourbons Besitzungen in Frankreich wurden von Franz dem Ersten dem edlen La Roche-sur-Yon verliehen, der nun als Prinz von Bourbon um die Hand der schönen Isabella von Navarra werben durfte, und in dessen edlem Geschlecht noch jetzt die Rittertugenden Bourbons fortblühen.

Fanny Tarnow.

Der Ring.

Eine Familiensage,

zur Feier des 29. Januar 1818.

Vorſpiel.

Ein bekränzter Genius tritt in einen Halbkreis von Palmen, Myrthen und Lorberroſen, er trägt einen Krug mit Vergißmeinnicht.

Genius.

Hier, wo Blumen feſtlich prangen,
Lieb und Luſt aus Blicken ſpricht,
Ruft mich ſehnendes Verlangen,
Bring' ich manch Vergißmeinnicht;
Denn mit Blumen und mit Küſſen
Muß ich treuer Bote ſeyn,
Süß von Carolinen grüßen,
Ludwigs frommen Wunſch Euch weih'n!

Seht, auf Curlands Muttererde
Zog dies Blümchen Schweſterchen,
Daß es fremdes Sinnbild werde,
Wie vom Himmel Liebe ſey;
Dieſe Erd' aus weiter Ferne
Mahnet an das Vaterland,
Norden hat gar helle Sterne,
Heimath iſt ein ſüßes Band!*)

Ein zweiter Genius, mit Veilchen in Händen, erſcheint.

Genius.

Fromme Wünſche, ſanfte Schmerzen,
Alles ſpricht: Vergiß nicht mein!
Können doch an Euren Herzen
Heut nicht alle Lieben ſeyn,
Aber Luft und Düfte wehen
Heimathgruß von fern und nah;
Wo die Herzen ſich verſtehen,
Sind die Liebſten immer da.

Seht, des Frühlings Kinder eilen
Heut des Frühlings Gruß zuvor,
Veilchen wollten nicht mehr weilen,
Duften aus dem Grün empor,

*) Die Vergißmeinnicht blühten auf Erde, die aus Curland von der Schweſter des verehrten Paares, dem dies Feſt galt, mitgenommen war.

Wollten Dich, Charlotte, grüßen,
Ihre Schweſter zart und lieb,
Demuthvoll, wie ſie, die Süßen,
Deren Bruſt die Unſchuld blieb.

Ein dritter Genius bringt einen Kranz von Myrthe, durchflochten mit Roſen.

Genius.

Seyd aus Norden mir willkommen
Hier in Südens goldnem Licht;
Wie je fern ihr her mögt kommen,
Fern von hier iſt Liebe nicht!
Denn der glücklichſten der Ehen
Blühen Roſen, friſch und mild,
Und in Jeder könnt ihr ſehen
Eines ſel'gen Jahres Bild.

Sechszehn Jahre, ſechszehn Roſen!
Dornen waren bald verſchmerzt.
Frühling wird ſie ſtets umkoſen,
Frühling iſt's, wo Treu ſich herzt!
Stets in ſüßer Kinder Blicken
Bleibt des Frühlings Anmuth treu,
Frommer Herzen Bund zu ſchmücken,
Blüht die Liebe immer neu;

Ein Ritter erſcheint mit einem Schild, darauf ein gepanzerter Arm auf ſilbernem Felde, daſſelbe Zeichen ſchmückt den Helm.

Der Ritter.

Ihr ſanften Engel, die zu dieſem Land,
Des theuren Paares ſelig Feſt zu krönen,
Erinn'rung, Hoffnung, Gegenwart geſandt,
Mit ihren Kränzen, Grüßen, Liebestönen,
Auch eine Blume bringt der Freundſchaft Hand,
Das Feſt der ſüßen Treue zu verſchönen;
Die Sage iſt's, ſie will auf goldnen Schwingen
Aus fernen Tagen ahnungsvoll erklingen!

Seht ihr den Arm auf dieſem ehrnen Schilde
Den güldnen Ring auf klarem Silber glühen?
Kennt ihr den Stamm von dieſem Wappenbilde,
Deß Sproſſen Süd und Nord ſieht freudig blühen?
Werth iſt das Bild erſt durch den Sinn im Bilde,
Den Ritter adelt erſt der Tugend Mühen,
Zur frommen Demuth, ſtillen Würde mahnen
Den ächten Sproß die ritterlichen Ahnen.

Wo ſüße Treue, Sitte, Liebe walten,
Erſchallt die goldne Laute gern zum Preiſe,
Es ruft herbei verſchwundene Geſtalten
Die Gegenwart in friſcher Wonnen Kreiſe,
Da weilen ſie, vom Zauber feſt gehalten,
Sie leben gern in zarter Liedes-Weiſe;
So laßt ſie nun vor Euch vorüberſchweben,
Die Eure Wonne heute rief in's Leben!

Der Ring.

Romanze.

1.

Dort, wo durch frischer Wiesen Düften
Die Weser strömt in Silberpracht,
Wo über schwarzer Felsgeklüften
Hoch thront des Reinhartwaldes Nacht,
Da lebt' im dunkeln Heidenthume
Ein Kind, im hohen Cattenschloß,
So lieblich, wie der Blumen Blume,
Auf die der Thau des Himmels floß.

2.

Ihr Vater, Wilfrid, war ein Krieger,
Der edle Catten führt zum Streit,
Zur Zeit, wo Sigebert der Sieger
Vom Hunnen deutsches Land befreit';
Zerstreut nun irrten wilde Horden,
Die manche feste Burg verheert,
Und inne war der Feind geworden,
Wie Deutsche schützen ihren Heerd.

3.

Es war im letzten Kampf gewesen,
Als eine tapfre Frankenschaar
Von Rittern, kühn und auserlesen,
Mit Wilfrid ausgezogen war.
Der edle Schweter, der im Streite
Stets vorwärts drang mit Löwenmuth,
Fiel todeswund an Wilfrids Seite,
Der gab ihn in des Dieners Hut.

4.

Vom Kampfplatz fern hieß er ihn tragen,
Wo ſeines Lagers Zeichen wehn,
Und als die blut'ge Schlacht geſchlagen,
Gieng Wilfrid bald, nach ihm zu ſehn;
Des jungen Franken ſchwere Wunden,
Sie drangen nicht in's Leben ein,
Auf Wilfrids Burg ſollt' er geſunden,
Die ſchlanke Hilda pflegte ſein.

5.

Heim kehrte nun mit Eichenkränzen
Der Ritter Schaar, der Kiſappen Troß,
Beim milden Hauch des jungen Lenzen,
Zu Hütt' und Wehr, zu Burg und Schloß.
Fürſt Wilfrid kam ſein Kind entgegen,
Zur ſchönen Jungfrau nun erblüht,
Daß auf des Vaters Lebenswegen
Ihr Bild als ſüße Roſe glüht.

6.

Früh war ſein Ehgemahl erblichen,
Und alle friſche Lebensluſt
War von dem Helden nun gewichen,
Nur düſtrer Gram füllt' ſeine Bruſt,
Die Welt ward ihm zur öden Wilde,
Verſchwunden war ſein Stern und Licht,
Doch wieder blüht' ihm Frühling milde
In Hilda's Frühlingsangeſicht.

7.

Zu König Sigberts Hochzeitfeſte
Zog bald der edle Wilfrid hin,
Nach Metz, wo die willkommnen Gäſte
Mit Huld empfieng die Königin,
Wo goldne Harfen fröhlich klangen
Von Siegesglück und Minneluſt,
Und was geweihte Lippen ſangen,
Hochfreudig hob der Helden Bruſt.

8.

Indeß pflegt' Hilda Schweters Wunden
So engelzart, ſo liebebang,
Der Jüngling mußte bald geſunden
Bei ſanftem Blick und heldem Sang;
Und blühende Vergißmeinnichte
Der Augen drangen in ſein Herz,
Und weihten mit dem Himmelslichte
Sein Leben ſüßer Sehnſucht Schmerz.

9.

Einſt fand ihn Hilda vor dem Bilde
Des Heilands, das ihn nie verließ,
Das ſeiner reinen Liebe Milde
Im kleinen Umriß rührend wies.
In edeln Stein von Meiſters Händen
War es geſchnitten wunderbar.
Wer nie der Liebe Leid verſtanden,
Der ſah's in dieſem Bilde klar.

10.

Da ſagte Hilda: Spricw, wie funkelt
Aus dieſem Bild' ein Himmelsſchein,
Als müſt' es, wo in mir es dunkelt,
Von jeder Qual mich bald befrei'n,
Mir iſt's, als müſt' ich es umfaſſen,
Als winkt' es mir, und ſagte leis:
Komm mit, von Dir will ich nicht laſſen,
Weil Deine Bruſt von Liebe weiß!

11.

O, Holde, folge dieſem Winke,
Sprach nun der Jüngling liebevoll,
O, Herz, an dieſer Quelle trinke,
Wo Lindrung jedem Sehnen quoll!
Umfaß dies Kreuz, und laß Kryſtallen
Der reinen Fluth, aus meiner Hand
Auf goldne Fluth der Locken fallen,
So eint Dich Ihm ein himmliſch Band!

12.

Und Hilda blickt in Schweters Augen,
So liebemild, ſo ſeelenrein,
Die kindlich frohen Blicke ſaugen
Dort Muth zum neuen Leben ein;
Sie kniet hin, und hebt die Hände
Voll Andacht zu dem Kreuzesbild,
Empfängt dann gern die klare Spende,
Den Thau der Taufe, himmelsmild.

13.

Und lieblich drang zu Hilda's Herzen
Des Ritters ernſter Lehre Sinn,
Wie gab ſie gerne ſüßen Schmerzen
Und frommer Inbrunſt Macht ſich hin,
Wie ſchwand die Nacht vom Heidenthume,
Die troſtlos ſonſt ihr Herz umfieng,
Das nun, wie Thau an einer Blume,
Von Licht verklärt, an Liebe hieng.

14.

Zwei Lilien, die zum Himmel blühen,
Glich beider Herz in treuer Bruſt,
Für Gott und Tugend rein zu glühen,
War ihrer Liebe höchſte Luſt.
Der Frühling kam die Welt zu ſchmücken,
Hell prangt' die Au im Blüthenkleid,
Und all ſein liebliches Entzücken
War Feier ihrer Seligkeit.

15.

Als Hilda einſt der Blumenfülle
Dem Ritter gab als Liebespfand,
Blieb er allein in ſüßer Stille,
Wo er ſein ganzes Glück empfand;
Leuchtkäfer zogen in die Ferne
Durch Waldesgrün im Vollmondſchein,
Und Himmel, Erde, Blumen, Sterne
Schien nur der Liebſten Blick zu ſeyn.

16.

Und Schweter ſagte: Duftend Leben
Der Blumen, könnte Dir mein Flehn
Nur ew'ge Dauer liebend geben,
Und möchteſt Du mein Grab umwehn,
O, möchtet ihr nur immer leuchten,
Ihr Blumen, meiner Einſamkeit,
Und Thau des Himmels euch befeuchten,
Rein, wie das Herz, das euch mir weiht!

17.

Vergebens, eure Lebensdauer
Entflieht, ein kurzer, ſüßer Traum,
Die Blüthe weicht der Blüthentrauer,
Was Roſe war, das ſieht man kaum. —
So blüht denn unter ſüßen Schmerzen,
Ihr zarten Blumen, immerdar
Mit Himmelsduft in meinem Herzen,
Und ſchmückt es lieblich zum Altar!

18.

Ihr findet keine öde Wildniß,
Nein, einen milden Zufluchtsort,
Der hegt und birgt ein theures Bildniß,
Das leuchtet ſeinen Frieden dort,
Umkränzt das Wunderbild der Holden,
Das ſüßer blüht, als eure Pracht,
Und ſtralt auf ihren Locken golden
Durch meines bangen Lebens Nacht!

19.

O, kämſt du, Tod, zu dieſen Stunden,
Wo mein war höchſtes Lebensglück,
Was ich in dieſer Nacht empfunden,
Gibt nur der Himmel noch zurück!
So ſprach der Jüngling, und mit Zähren
Netzt er der Liebe Blumenpfand,
Bis er den Morgen ſah verklären
Im Rezenſchein der Felſen Rand.

20.

Da klang des Thurmwarts freudig Rufen,
Verkündend Wilfrids Wiederkehr,
Und Schweter eilt' hinab die Stufen,
Zum Gruß dem Helden, ſtolz und hehr;
Doch düſter war der Blick des Gatten,
Und ſtreng gebietend tönt' ſein Wort:
„Führt dieſen Chriſten in die Schatten
Des Reinhartwalds zum Opfer fort!

21.

Der meines Kindes Sinn verblendet,
Mit falſchem Liebesrahn bethört,
Von unſern Göttern abgewendet,
Den Frieden meiner Burg geſtört,
Er blute vor dem Wodansbilde,
Durchbohrt ſein Herz voll arger Liſt;
Den Heiden nennt ihr, Franken, wilde,
Doch ſchlau und treulos iſt der Chriſt!“

22.

Da ſenkte Schweter ſich ergeben,
In freud'gem Muth hin auf die Knie,
Und ſprach: Nimm, Gott, mein junges Leben,
Es iſt für dich, doch tröſte ſie!
Unſchuldig wird mein Blut vergoſſen,
Dafür laß preiſen deine Huld,
Das höchſte Glück hab' ich genoſſen,
Der höchſte Jammer iſt die Schuld!

23.

Und Schweter folgt nun Wilfrids Winken,
Zum Weſerſtrand, zum Opferheerd,
Die Flamme ſteigt, die Dolche blinken,
Der Oberprieſter zuckt das Schwert,
Da drang ein Angſtſchrei durch die Lüfte,
Als wär's ein Pfeil, in jede Bruſt,
Ein Glanz erhellt die Felſenklüfte,
Die Prieſter beben ſchuldbewußt.

24.

Die zarte Hilda war gedrungen
Aus ſtrenger Haft durch Gottes Macht,
Zur rechten Stunde war's gelungen,
Ihr Schweter lebt, der Himmel wacht!
Ihr Mörder, rief ſie, ſoll der Segen
Des Himmels Fluch der Unſchuld ſeyn,
Kann euch Erbarmen nicht bewegen,
Und ſeyd ihr, wie dies Bild, von Stein?

25.

Mein Vater, ſieh mich ohne Beben
Vor dieſem grauſen Götzenbild,
Mir laß den blut'gen Mordſtreich geben,
Eh' dieſes Jünglings Blut entquillt;
Sieh! Palmen reicht in Himmelsbläue
Ein Engel uns in ew'gem Licht,
Denn Glauben, Hoffnung, Liebe, Treue
Verſchlingt der Schoos der Erde nicht.

26.

Wir leben, wo die Sterne funkeln,
Die glorreich ſcheuchen jede Nacht,
Bleibt, Arme, nur zurück im Dunkeln,
Verſöhnt mit Blut die finſire Nacht,
Dies todte Bild heiſcht Blut und Leben,
Der Prieſter höhnt der Opfer Schmerz,
Gott iſt das Leben, gab das Leben,
Und will zum Opfer nur das Herz!

27.

Und Wilfrid hört mit bleicher Wange
Des zarten Mägdleins kühnes Wort,
Er ſinnt und ſtaunt und ſchwankt noch lange,
Dann wandelt er vom Altar fort,
Dem Volke winkt er ernſt und ſchweigend,
Die Prieſter folgen ihm zum Strand,
Da ruft er, ſeine Rechte zeigend:
Seht dieſen Ring an meiner Hand!

28.

Als ich in zarten Jünglingsjahren,
Am Arm des Eisenringes Nacht,
Die Stirn umlockt von langen Haaren,
Noch keine kühne That vollbracht,
Da schmachtet' ich nach Kämpfen lüstern,
Daß mir der Vater hochbeglückt
Die Stirn befreit' vom Haar, dem düstern,
Und mit dem goldnen Ring mich schmückt.

29.

Und frühe konnt' ich es beweisen,
Ich sey des Ruhms der Väter werth,
Denn von der Schmach des Rings von Eisen
Half mir gar bald mein eisern Schwert,
Mir gab nach meinem ersten Siege
Mein Vater diesen Ring zum Lohn,
Der seit des großen Hermanns Kriege
Vom Ahnherrn gieng zum Heldensohn.

30.

Ihn acht' ich höher als mein Leben,
Rein, wie die Sonne, ist sein Licht,
Drum soll er heut' ein Pfand mir geben,
Ob Schwester schuldig oder nicht!
Will sich sein Gott als Gott bewähren,
So rettet ihn die starke Hand,
Sein Leben will ich ihm gewähren,
Kehrt er mit diesem Ring zum Strand!

31.

Und wie der Prieſter Schaar voll Tücke
Des Ausgangs harrt mit ſtillem Hohn,
Wirft Wilfrid, eine Thrän' im Blicke,
Das Kleinod in die Weſer ſchon;
Da ſpringet Schweter ohne Zagen
In blanken Waffen in den Fluß,
Hoch über ihn die Wellen ſchlagen,
O, wie der Jüngling kämpfen muß!

32.

Und Hilda betet: Unermeſſen
Iſt deine Treu', mein Hort und Licht,
Haſt nie des kleinſten Wurms vergeſſen,
Vergiß auch meines Herzens nicht!
Gold kann nicht auf dem Waſſer ſchweben,
Doch auf dem Waſſer ſchwebt dein Geiſt,
Der Geiſt des Lichtes wird erheben,
Was wild der Abgrund nach ſich reißt!

33.

Und plötzlich, ſieh, aus Silberfluthen
Dringt leuchtend Schweters Arm empor,
Er hebt den Ring in Morgengluthen
Zu ihr, die ſeine Treu erkor,
Und aus dem Strom emporgedrungen,
Zum Volk, das noch in Zweifeln ſchwebt,
Ruft er: Der Liebe iſt's gelungen,
Weil Liebe vor dem Tod nicht bebt!

34.

Des Stromes Bett, das unergründet,
Riß nicht mich in des Todesschlund,
Die Tiefe Gottes Wunder kündet;
O, preiset Gott mit Herz und Mund,
Denn, wie ich rang mit den Gewalten
Der wilden Fluth, die mich umfieng,
Da schwebt, von zartem Schilf gehalten,
Zu mir empor der goldne Ring!

35.

Da schon mein Auge Nacht umdunkelt,
Hat Muth und Leben in die Brust
Des Kleinods reines Gold gefunkelt,
Das nun mein eigen werden mußt'!
Mit Gott bin ich dem Tod entkommen;
Sieh, Wilfrid, trug den Ring die Fluth?
Hat ihn die finstre Macht genommen,
Und war getreu des Himmels Hut?

36.

Nimm hin den Ring, sprach Wilfrid milde,
Nie schmückt' er eine bess're Hand!
Wie hat doch Gott mein Herz, das wilde
In meiner Brust, mir umgewandt,
Sey Du mein Sohn, Dir laß vertrauen
Der Väter Ruhm, mein höchstes Gut,
Auf Schild und Helm laß strahlend schauen
Den Ring, den Arm, die Silberfluth!

37.

Und reiche mir der Taufe Segen
Aus dieſer klaren Wellen Schoos,
Ich hab' erkannt auf dunkeln Wegen:
Der Herr iſt Gott, der Herr iſt groß!
Da ſank auf's Knie der Catten Haufen,
Wie Wilfrid neben ſeinem Kind,
Und mit ihm ließ ſein Volk ſich taufen,
Die rohe Schaar war treu geſinnt.

38.

Nun war ja Alles Freud' und Frieden,
Und alles Volk pries Gott den Herrn,
Der reiner Treu den Sieg beſchieden
Und hört das Flehn der Unſchuld gern,
Und Hilda gab dem kühnen Schwimmer
Die Lilienhand, den Ring von Gold,
Und Glück und Liebe blieben immer
Dem treuen Bund der Seelen hold.

39.

Viel Schönes noch die Sage kündet,
Wie Schweters Söhn' zum Engerland
Siegreich gedrungen, und gegründet
Die D*****burg am Haſenſtrand,
Wie ſich der edle Stamm verbreitet,
Der, wie ein Oelbaum, grünt und prangt,
Nach Nord und Oſt die Zweige ſpreitet,
Die Glück und Ruhm in Hull' erlangt.

40.

Doch, wo die Gegenwart, die holde,
Mit ihren Wonnen uns umgiebt,
Wo wiederum der Ring von Golde
Vereinigt, was sich treulich liebt,
Da laßt von alter Zeit mich schweigen,
Einst wird zur Alten diese Zeit,
Dann soll der Ruhm noch frisch sich zeigen,
Der Euern Stamm der Tugend weiht!

Helmina.

Aus

Emiliens Tagebuch

während ihrer Reise auf den Gotthard.

Den 20. Juny, unter Donner, Blitz und Regen, aber im Vertrauen auf den guten Stern, der uns bisher geleitet hatte, bestiegen wir um zehn Uhr des Nachts unser Schiff. Die Fahrt gieng nicht sehr schnell, weil der Wind uns entgegen war; aber wir erreichten endlich doch frohen Muths die Rapperswyler Brücke. Bis dahin hatte uns die Hoffnung all des Schönen, dem wir entgegen giengen, wach erhalten, nun aber machten wir die Berechnung, daß wer seine Kräfte zum Gehen gebrauchen will, sie durch den Schlaf erhalten muß; jeder von uns suchte also ein Plätzchen, wo er sein Haupt niederlegen könnte. Unsere Ruderer liehen uns beiden Frauen ihre Mäntel, die wir auf dem Schiffboden ausbreiteten, Körbchen, die unsere Habseligkeiten enthielten, dienten uns statt Kopfkissen, unsere Shawls als Decke, unsere männlichen Begleiter lägen auf den Bänken und Tischen umher; — ich hoffe, sie ruheten auf ihrer harten Lagerstätte besser, als ich auf meiner mühselig bereiteten! — Frost und die unruhige Erwartung, die mich immer beim Antritt einer Reise befällt, ließen mich

nicht ſchlafen. Um halb fünf Uhr endlich erreichten wir Schmerikon; da hörte auch der Regen auf, die Wolken zogen leichter über uns hin und lagerten ſich auf die Häupter der hohen Berge; die Nebel flohen nach den fernen Thälern und wir ſchritten freudig durch die Baumgärten von Schmerikon hin. Uznach blieb uns zur Linken und wir folgten in gerader Richtung dem Linthdamm, denn auf dem neugewonnenen noch ſehr ſumpfigen Boden iſt noch nicht zu gehen. Der Fluß in dem meiſt ſehr ſchön erhaltenen Kanal ſchoß pfeilſchnell an uns vorbei. Wo von der einen Seite das Glarner, von der andern das Wallenſtadter Thal ſich aufthut, wußte ich nicht, ob der Glärniſch mit ſeinen zackigen Felſen und dem blauſchimmernden Verneli's Gärtli (der Name des Glärniſch Gletſcher) und die Felſenmauer des hohen Wangis mich nicht nach dem einſamen Glarus ziehen würden, wie ich aber meine Augen wieder nach dem uns vorgeſchriebenen Weg richtete und den Wallenſtadter See gewahrte, ließ ich gern die düſtern Felſen zur Seite liegen, um des Ehrfurcht gebietenden Anblicks vor mir zu genießen. Der See flimmerte vom Wiederſchein des nun immer klarer werdenden Himmels. Im Hintergrunde ſtanden die Häupter der Kuhfirſten von Wolken umlagert, vom wird der See von einer Seite vom Schild, von der andern vom Speer bewacht, bey dem Kerenzer Berg zieht ſich das Dörfchen gleichen Namens bis an ſeine Ufer herab und das Auge folgt dem Fußpfad, der, wie man uns ſagte, zu dem kleinen See eben auf dem Bergrücken führt. Zu Weſen nahmen wir, während unſer Schiff ausgeruſtet ward, das Frühſtück ein. Der Ort iſt traurig, verödet und verarmt, wie ich nie ein Dorf in

dieſem Lande geſehen habe. Halb zerfallene Häuſer, Reſte Thürme und Thore ſind die letzten Spuren der ehemaligen Stadt Weſen, die in den Kämpfen gegen Oeſterreich dieſen einſamen Thälern ſo gefährlich wurde und nach der Schlacht bei Näfels ihren Lohn auf eine grauſame Art erhielt, indem ſie geplündert und verbrannt wurde, ſo daß ihre jetzige Armuth noch von jener Zerſtörung herrühren ſoll.

Wir waren froh unſer Schiff zu unſrer Aufnahme bereit zu ſehen und ruderten nun auf den Beierbach zu, doch ehe wir ihn erreichten, ſahen wir mehrere wunderſchöne Waſſerfälle von beiden Seiten des Sees; dem Ammenbach kamen wir nahe genug, um die ganze Höhe ſeines Sturzes zu überſehen; der Ammenberg iſt der einzige, der bis zu ſeinem Gipfel bewehnt wird; ein ſchönes Dörfchen umlagert ſeine Mitte und die Sennhütten von herrlichen Matten umgeben, reichen bis zu einer Höhe, wo ſie wie Maulwurfshaufen erſcheinen; ſonſt iſt der See von hohen Felſenwänden umgeben, die aus dem Waſſer aufſteigen und in wunderlichen Zähnen und Zacken gen Himmel ragen. Wo auf einer Fläche oder in Spalten ſich Erde ſammelte, fand ſich auch der überall heimiſche Menſch ein, baute ſich ein Hüttchen, das jetzt von den Zweigen des Nußbaums und ſüßen Kaſtanienbäumen beſchattet wird, und pflanzte in jede Ritze ſeinen Weinſtock, der ſich in ſchönen Ranken am ſchützenden Felſen hinzieht. In der Höhe und Tiefe winkten mir die ſonnebeſtralten, vor jedem Sturme geſicherten Plätzchen zu; wo es der Raum geſtattete, ſammelten ſich freundliche Nachbarn und es bildeten ſich Dörfer. Daß dieſe

Anſiedelungen alt ſind, beweiſen die aus der Römer Zeit gebliebene Namen Quarten, Quinten, Terzen, und ihr Alter zeugt von der Feſtigkeit des Grundes, auf dem ſie gebaut wurden. Manchem Schiffer mögen ſie ſchon zur Rettung gedient haben, denn dieſer See iſt einer der gefährlichſten wegen der Stürme, die in dem engen Felſenthal toben, und der wenigen Landungsplätze an ſeinen Geſtaden; auch ſind nirgends die Verordnungen an die Schiffer ſtrenger als hier, und daß ſie gewiſſenhaft befolgt werden, kann ich mit meinen Freunden bezeugen, da unſre Schiffer ſich im Anfange des Frühjahrs bei einem kleinen Ausflug, den wir nach Glarus und Weſen machten, weigerten, uns eine kleine Strecke in den See hinein zu fahren, der, vom Sturm bewegt, in der damals noch vom Winterſchnee umhüllten Gegend ganz beſonders anzog. Doch dießmal hatten wir keinen Widerſpruch zu befürchten, ſondern dieſelben Schiffer, mit welchen wir damals vergeblich unterhandelt hatten, ſchienen ſtolz darauf zu ſeyn, uns ihren See im Schmuck der ſchönern Jahrszeit zu zeigen.

Wir kamen an den Landungsplatz, um den Fall des Meierbach zu ſehen, ich ließ aber meine Gefährten ohne mich dahin ziehen, denn ich war müde von der Kälte der Nacht und der Entbehrung des Schlafs, war vier Stunden gegangen, hatte noch ſechs vor mir, und dachte der ſechs Tage, die unſere Fußreiſe dauern ſollte. Dieß eine Mal ließ ich alſo etwas Erreichbares unerreicht. Während ich im Nachen ſitzend meine Gefährten zurückerwartete, freute ich mich an dem Wiederſchein der Berge und Wolken in dem klaren Waſſerſpiegel; wie die erhabenen Geſtalten hoch

über mir in einander verſchmelzen und ſich wieder trennten, indem die Wolken, Geiſtern gleich, im Aether verflogen und das Bild der rieſenhaften Berge ſich herabſenkte in das klare Element, das mich trug. Eine zahlloſe Menge kleiner Ziegen kam von den Höhen herabgeſprungen, aus den Felſenritzen hervorgebrochen, um ſich am See einen Labetrunk zu holen. Die Schiffer erlaubten ſich indeſſen manchen kleinen Raub an dem Holze, das auf dem See nach Weſen geflößt wird, das ſie dann ſiegreich neben mir in den Schiffsraum legten. Meine rüſtigern Gefährten kamen auch ſehr befriedigt zurück. Aber ſiehe da! wir fuhren um eine Felſenecke, und erblickten von unſerm Kahne aus den untern und ſchönſten Theil des Waſſerfalls; — hochmüthig behauptete ich nun: das wäre der Lohn der Enthaltſamkeit!

Wir gewannen wieder die Mitte des See's und ſahen nun die ſieben Kuhfirſten, in aller Herrlichkeit die Häupter in den blauen Himmel erheben; ihnen zu Füßen liegt Wallenſtadt, das ſich von fern hübſch ausnimmt, aber eben ſo verfallen und arm iſt als Weſen; es hat durch mehrere Feuersbrünſte gelitten und der beträchtliche Waarentransport aus Italien über den See hinab nach Weſen und von da nach Zürich, ſcheint den Armen nicht aufhelfen zu können. Das Ufer iſt bei Wallenſtadt flach und ſumpfig und ſcheint durch das Flüßchen Seez, das hier in den See fließt, oft überſchwemmt zu werden. Ungern nahm ich Abſchied von dem reizenden See. Wir giengen durch die verfallene Stadt in das ſchöne blühende Thal, durch welches die Seez fließt, und das in gleicher Höhe mit dem Rhein von deſſen Einbruch betroffen wird. Bei dieſem ſchrecklichen Ereigniß

würde ſein Lauf nach dem Bodenſee aufhören und ſeine Waſſermaſſe ſich in den Zürchерſee wälzen. Mögen die Dörfchen dieſes freundlichen Thals noch lange ſicher ſtehen im Schutz der ſie umgebenden grünen Berge! — Sarganz, das ehedem den Grafen von Toggenburg gehörte, brannte im Jahr 1811 ab bis auf das Schloß, das, auf einem Felſen gegründet, den jetzt wieder aufgebauten Ort beherrſcht. Hier tritt man in eine neue Welt: mehrere alte Schloßruinen liegen auf den Bergen umher; die Ausſicht nach dem Scheinthal öffnet ſich; man ſieht die Rothwand, die jenſeits den an ihr vorbeiſtrömenden Fluß hemmt; hinter ihr erhebt ſich der hochgeſpitzte Falkeis, zur Seite die große Gebirgsmaſſe des Seechaplana, am jenſeitigen Ufer liegt der ſchöne Flecken Meyerfeld. Das Thal hinunter ſieht man die Gebirge über einander gethürmt, die Höhen mit Bergruinen beſetzt und in der Tiefe blühende Dörfer.

Wir fanden das Ziel unſrer Tagreiſe in Ragaz. Nach ſo großer Ermüdung empfinde ich nur leider nicht das Behagen des Ausruhens. Der Schmerz des Müdeſeyns läßt mir dann keine Ruhe, ſondern um ihn zu vergeſſen, mache ich Entdeckungsreiſen um den Gaſthof oder um's Dorf her. Wir hatten uns aber doch endlich geſetzt, weil die Nacht einbrach, zogen unſere Blätter von Ebel hervor und laſen, was Ragaz angieng. Wie wir den Sturz der Tamina nennen hörten, ſprangen wir alle auf. Ueber Holz- und Felſentrümmer, an einer Mühle vorbei, erreichten wir ihn, und ſahen in dem letzten Schimmer des Tags den brauſenden Bach in die Tiefe ſtürzen; über Felſen und Baumſtämme kletterten wir hinauf, um den Felſenſchlund zu

ſehen, aus dem er hervorkommt. Die Umgebung iſt ſchauerlich ſchön! Nur war ich geſtört durch das Einzwängen des ſchäumenden Baches in einen hölzernen Kanal zum Behuf der nahe gelegenen Mühle. Das iſt das letzte Mal, wo die Tamina ihre Gewalt zeigt, dann fließt ſie auf ebenem Wiesengrunde noch eine Viertelſtunde, bis ſie ſich mit dem Rheine vereinigt. Wir erreichten nun in der Nacht wieder unſer Lobach, mit dem wir wohl zufrieden waren; der Wirth, von der ehemaligen franzöſiſchen Schweizergarde, erzählte uns die Wunder ſeiner Tapferkeit und zeigte uns die Decoration, die er, wie alle ſeine Gefährten, vor kurzem vom König erhalten hatte. Den 22., bei herrlichem Wetter, begannen wir früh unſern Weg, um noch vor der großen Hitze Pfäfers, wo wir erſt frühſtücken wollten, zu erreichen. Gleich hinter Ragaz führt der Weg durch einen ſchönen Buchenwald ſteil hinauf; an mancher Stelle ließ er uns die Durchſicht nach dem wunderſchönen Rheinthal, Mayenfeld lag jetzt zu unſern Füßen; auf der Mitte des Bergs fanden wir die Ruinen einer alten Burg, deren Lage feſt und herrlich geweſen ſeyn muß! Hier hörten wir ſchon ein feierliches Glockengeläut und glaubten, es tönte vom Kloſter Pfäfers her; wie wir aber endlich den Berg erſtiegen hatten und aus dem Wald traten, ſahen wir eine kleine Kapelle von grünen Matten umgeben, wo eben der Schluß der Frühmeſſe verkündigt wurde. Bis zum Kloſter hatten wir noch eine ziemliche Strecke zu gehen, wir wurden es erſt anſichtig, wie wir die Hügel umgangen hatten, die das Kapellchen von dieſer Seite einſchloſſen. Die Ausſicht nach dem Rheinthal, die wir verloren hatten, ward uns hier von der Richtung der Berge wieder vergönnt, hier

begrüßte ich auch noch einmal die majestätische Seechaplana. Das Kloster liegt schön und ist regelmäßig gebaut, sieht aber öde und räucherig aus; nur an wenigen Fenstern zeigten einige Blumentöpfe die Zellen der Patres an, die andern waren zum Theil vermauert, zum Theil zerbrochen. Das Ganze ist einsamer düsterer und hat nicht das Großartige von Maria Einsiedlen. Vor dem Hofthor stürzt sich ein Bach höchst malerisch zwischen Felsen und Gebüsch vom Berge herab; man muß erst einen Theil des Klosters umgehen, um zur Kirche zu kommen, deren Eingang, zur Seite angebracht, ganz unansehnlich ist. Von innen ist sie als Gebäude schön, aber weniger reich verziert, als die meisten katholischen Kirchen. Wo wir mit unsern langen Alpenstöcken einem solchen frommen Orte nahten, hielt man uns für Pilgrimme, und begrüßte uns darum doppelt freundlich. Ich weiß nicht, ob wir hier diese gute Meinung rechtfertigten, da wir uns so schnell wieder entfernten, unser Ruhepunkt war uns aber hier noch nicht erlaubt. Hinter dem Kloster liegen die grauen hölzernen Häuserchen, aus denen das Dorf besteht und nun erblickt man auch die Felsschlucht, in der die Tamina tief unten nach Ragaz strömt. Die ganze Gegend trägt das Gepräge der furchtbaren Gewalt, mit der dieß Alpwasser hier gewüthet haben muß, bis es sich sein jetziges sicheres Bette gegraben hat. Jetzt sind diese Trümmer mit schönem Gebüsch beschattet und den angeschwemmten nun sichern Boden decken grünende Matten. Unser Weg gieng auf dem hohen Ufer der Tamina im Schatten hoher Bäume und blühender Rosensträuche, unter denen die mannichfaltigsten Alpenblumen ihre freundlichen Köpfchen dem Licht entgegen streckten. Selten nur ließen uns

die überhangenden Felſen und Bäume das ſchäumende Waſſer erblicken, über uns ſtiegen höhere bewachſene Berge empor. Endlich erreichten wir eine Ruhebank neben einem Cruzifix; hier ſammelten wir unſere Kräfte, um den ſteilen Weg ins Bad hinab zu betreten.

Dieſer führt anfangs ziemlich allmählig bergunter; endlich erblickt man tief unten in der Schlucht die Badegebäude von Pfäffers, von beiden Seiten von beinahe ſenkrechten Felswänden umgeben. Wir ſollten die Wand zur Rechten hinabklettern; von hier an ſind meiſtens Stufen in ihr angebracht, die, obwohl ſteil ſind, doch gut unterhalten werden, denn das iſt der Weg, den die Kranken, die zu ſchwach ſind zu gehen, getragen werden müſſen. Ohne es zu bemerken, überſchritten wir das Gewölbe, welches ſich die Tamina unter unſern Füßen gegraben hatte, und gelangten an ihr gegenſeitiges Ufer. Endlich erreichten wir den Ort, wo ſo viele Badende ſchon Linderung gefunden haben. In dem ſchönen Wetter, das uns begünſtigte, hatte die Lage des Bades in ihrer Abgeſchiedenheit etwas Beruhigendes, indem die Erhabenheit der Umgebungen zugleich die Seele erhob. Die zerſpaltenen, aufgethürmten Felſen ſind mit Blumen und friſchem Grün geſchmückt, die ſonſt ſo wilde Tamina gleitet ſanft am Badhauſe vorbei, um ſich weiter unten wieder in ihr finſteres Bette zu verbergen; unter den hohen Bäumen, die das Gebäude umgeben, ſind Bänke angebracht, — aber Spaziergänge ſind den Kranken verſagt! ein ebener Weg von etwa ſechzig Schritten iſt die einzige Fläche, auf der ſie ſich ergehen können. Das Badehaus iſt ein feſtes, kloſterartiges Gebäude mit langen ge-

wölbten Gängen; die untern Gemächer sind auch alle gewölbt, und sehen düster und wunderlich, aber reinlich aus. Man war in großer Geschäftigkeit, um für die hohe Schweizer Geistlichkeit von Bischöfen und Aebten, die den heutigen Tag hier zubringen sollten, ein Mahl zu bereiten. Schon auf dem Wege herab hatten sie etwas Prosa in meine poetische Welt gemischt, indem vor mir eine Frau mit einem Korbe voll Kuchen, hinter mir aber eine Person ging, die ein Paket trug, das unerträgliche Gerüche aushauchte, so daß ich, wenn ich nicht gefürchtet, sie möchte mir auf dem gefährlichen Steig ein Leids zufügen, sie gern gebeten hätte, etwas ferner von mir zu bleiben. Endlich erfuhr ich, daß der Geruch von einem Gemsenbraten herrührte, der den Bischöffen bestimmt war, und nebst den Kuchen vom Kloster aus in's Bad hinab gesandt wurde. Wir begnügten uns indessen mit einer Tasse schlechten Kaffe, erkundigten uns nach den Folgen der während der Wintermonate statt gehabten Verschüttung der Quelle, und hörten zu unserer Freude, daß das gesunkene Erdreich wieder gestützt, und die Quelle, in einen neuen Behälter gefaßt, ganz dieselbe Wirkung hätte, wie zuvor. Wir beschlossen also, das Abentheuer zu wagen, um sie zu sehen. Man schilderte uns die Gefahren, die Unglücksfälle, die sich schon hier ereignet hätten, doch wir kannten die Sucht solcher Menschen, alle Angaben zu übertreiben, und da wir Alle vor Schwindel sicher zu seyn glaubten, ließen wir uns zur Mineralquelle führen — denn dahin ohne Führer zu gehen, hatte man uns zu sehr abgerathen, und willig machten wir hier die einzige Ausnahme während unsrer ganzen Reise.

Vom Hause aus überschreitet man sogleich die Brücke der Tamina; nach wenigen Schritten verengen sich von beiden Seiten die Felsenwände, bis sie endlich beide gegen einander sich neigend, ein hohes Gewölbe bildend, sich oben schließen; nur an wenigen Stellen sind Oeffnungen geblieben, durch die einige Lichtstrahlen dringen. Dieser Höhlengang ist bis zur Quelle eine Viertelstunde lang, der Fußsteig ist an seiner linken Seite angebracht; er besteht aus Balken, die in den Felsen gerammelt sind, auf die ein einziges Bret gelegt ist; an einigen Orten stößt dieses an den Felsen, der doch von dieser Seite einige Sicherheit giebt; doch auf der andern sieht man tief hinunter in den Abgrund, wo die Tamina schäumend und brausend sich dahin wälzt; meistens aber stehen die Bretter ganz frei und schwankend; wenn das Auge hinunterblickt, verliert es sich in der schaumigen Tiefe, wendet es sich nach oben, um das schöne Felsengewölbe zu sehen, so ist es durch die unsichern Lichter geblendet, und man geräth in Gefahr, mit dem Kopfe an die seitwärts vorragenden Felsen zu stoßen, die man nur sich bückend vermeiden kann, aber auch durch diese Bewegung leicht das Gleichgewicht verliert. Neben dem Steg an den Felsen gelehnt, liegt die hölzerne Röhre in der die Heilquelle fließt. Wir giengen auf dem schwankenden Bret stumm bewundernd unsers Wegs; ich war froh, daß meine öftern Anfälle von Schwindel mich dießmal frei ließen, als meine Freundin, die hinter mir gieng, mich wohlmeinend fragte: „Sind Sie noch nicht schwindlich?“ Der Schall der Stimme, welcher die Möglichkeit des Schwindelns aussprach ergriff mich so wunderbar, daß ich die Augen schloß und wie versteinert stehen blieb. Nun

drangen ſie Alle in mich, ſie allein gehen zu laſſen und ihrer zu warten; ich ſetzte mich auf die Waſſerröhre und genoß mit ſchmerzlicher Wehmuth, mein Vorhaben nicht ausführen zu können, des ruhigen Anblicks der Gegenſtände um mich her. Das Gewölbe hatte gegen zweihundert Fuß Höhe und war über mir geſchloſſen; nach der Seite, wo wir herkamen, verlor ſich die Tamina in finſterer Nacht; da, wo meine Freunde hingegangen waren, drangen einzelne Lichtſtralen zu mir herein und erhellten ihren feierlichen Zug. Noch lange folgte ich ihnen mit den Augen, bis ſie ſich endlich in's Dunkel verloren. Wie mich meine Freundin meiner Reſignation überließ, ergriff ſie das einfache Mittel, zwiſchen zwei Stöcken zu gehen, die vor und hinter ihr von Männern, die ihres Kopfes ſicher ſind, gehalten werden; hätte ich dieſes Mittel gekannt, ſo wäre ich nicht ſo geduldig zurück geblieben, denn zwiſchen den Stöcken iſt man ſo ſehr geſichert, daß man mit zugemachten Augen gehen könnte. Das ſeltſam ſchauerliche Leben um mich her beſchäftigte meine Phantaſie ſo ſehr, daß ein Steinchen, das ſich vom Felſen ablöſte und in die brauſende Tamina fiel, mich mit Schrecken erfüllte; ich dachte, meine Freundin hätte hier ihr Grab in dem ſchauervollen Abgrund gefunden, — dann blickt ich nach der Seite, wo ſie verſchwunden war und ſah die ſchmalen Lichtſtralen in wunderlichen Geſtalten auf dem tobenden Waſſer tanzen, ich glaubte die Unglückliche zu ſehen, wie ſie gegen das wüthende Element kämpfte, und endlich ſeine Gewalt ſie in ewiges Grauen hinabriß! — Doch gewann mein Gemüth bald wieder Ruhe und dieſe große herrliche Natur wirkte beſänftigend und beruhigend auf mich, ſo daß ich die Länge

der Zeit gar nicht bemerkte, die ich allein zubrachte, und meiner Freunde Weg mir nur beneidenswerth, aber nicht ängſtlich vorkam. Nach einer halben Stunde kamen ſie zurück, doch erfreut, das Unternommene beſtanden zu haben, aber mit der Verſicherung, der ganze Weg wäre ſich fortwährend gleich geblieben und die Quelle ſelbſt hätte ſie gar nicht befriedigt. Das koſtbare Naß quillt aus dem Felſen und iſt in einem viereckigen Kaſten aufgefaßt, aus welchem das Waſſer in der zuvor genannten Röhre weiter geleitet wird. Durch die kürzlich ſtatt gefundene Ausbeſſerung war das Holzwerk alles neu und contraſtirte unangenehm mit der Wildheit der Umgebungen.

Wir hatten nun die Wahl zwiſchen zwei Wegen, um das Felſenthal zu verlaſſen; bei dem einen ſtieg man eine Leiter hinauf und kam über Valenz. Dieſer war weniger mühſelig, aber weiter als unſer alter Weg, wir beſchloſſen demnach, den ſchon bekannten zu wählen, da wir uns im Bade länger aufgehalten hatten, als wir wollten, und unſre Zeit wieder einzubringen wünſchten. So erreichten wir bald wieder die Ruhebank beim Kreuze, hier zogen wir die Karte und unſern Ebel hervor, dem wir bisher immer gefolgt waren und der uns die läſtige Begleitung der Führer ganz erſparte, ſo wie wir ſelbſt, um uns frei zu halten von ſolchen Laſtthieren, die mit dem Reiſenden alle Mühe theilen und doch ewig ſeinen Freuden fremd bleiben, lieber unſer Bündelchen in zierliche Körbchen gepackt ſelbſt trugen, und uns auf unſere Wanderſtäbe ſtützten. Doch dießmal — das einzige Mal während unſern Wanderungen — mißverſtanden wir Ebels Weiſung; nachdem wir lange auf dem hohen

Ufer fortgegangen waren, theilte sich der Weg; der, den wir hätten verfolgen sollen, gieng unter Bäumen und an freundlichen Häusern vorbei, wir verließen ihn aber, um hinab zu steigen zur Tamina, über die hier eine Brücke führte. Ihre Ufer waren jetzt milder geworden, die Felsen verschwunden und die Berge freundlich grün; gegenüber hatten wir gleich wieder in die Höhe zu steigen, wir kamen auf einem rauhen steinigten Fußsteig nach einem schlechten Dorf, hinter demselben erhob sich ein hoher Berg, wohin der Weg führt; er ward immer rauher und steiler, wir hofften von einem Augenblick zum andern, uns wieder ins Thal wenden zu können, aber vergeblich! wir waren wohl eine Stunde lang gestiegen, als wir auf hohe Felswände trafen, die zu erklettern unmöglich war. Wir berechneten: wenn wir auch den Berg übersteigen, würden wir in ein ganz anderes Thal kommen, da wir doch, um Wättis, wohin wir trachteten, zu erreichen, der Tamina entlang gehen mußten. Durch diese Betrachtungen bestimmt, entschlossen wir uns, den Berg wieder herab zu klettern und gaben uns das Wort, diesen Irrthum unter die Bereicherungen unsrer Erfahrungen zu rechnen, über die der Mensch sich ja immer erfreuen soll. So erreichten wir die Tamina wieder bei einer freundlich gelegenen Sägemühle und betraten den Weg, den wir nicht hätten verlassen sollen. Hier fragten wir nach dem Namen des Bergs, den wir eben kennen gelernt hatten; er hieß Monteluna und sein Name bezeichnet hinlänglich seine Höhe. Das Thal wurde jetzt enger und der reißende Bergstrom wälzt: große Felsstücke und Baumstämme vor sich her; die Berge waren mit Tannen bewachsen, die aber von den herunterrollenden Lawinen abgemäht, am Ab-

hange umher lagen, zum Theil mit der Wurzel in die Höhe ſtarrten, indeß andere, deren grüner Schmuck abgeſtreift war, ihre nackten Zweige empor ſtreckten. So kamen wir an den Fuß des Kalanda, der ſich hoch in die Wolken erhebt, und den nahen niedern Bergen die zerſtörenden Lawinen zuſchickt. Hier mußten wir uns von der wilden Tamina trennen, der ich noch lange nachſah, wie ſie aus dem Kalfeuſerthal hervorſtrömt, indem ſie am Fuß des Sardona-Gletſchers entſpringt. Unſer Weg führte uns noch über eine Stunde durch ſchöne Wieſen, bis wir endlich Wärtis erreichten, wo wir uns vornahmen, eine Zeitlang nach ſo langen Irrfahrten zu ruhen. Das Dorf ſah zauber und hübſch aus, aber wir fragten vergeblich nach einem Gaſthaus; eine alte Frau, die an einem Brunnen beſchäftigt war, ſah unſre Verlegenheit und bot uns an zu ihrem Herrn, dem Pfarrer zu gehen. Dieß nahmen wir dankend an und ſie führte uns in das Haus die Treppe hinauf, wir waren aber ſteif und müde, und polterten mit unſern langen Stöcken gewaltig; da kam der alte Herr heraus, wunderte ſich ſehr, — dachte wohl, es wären die vier Evangeliſten mit ihren Thieren geweſen. Ungeachtet er nun nichts Beſſeres erblickte, als einen kleinen Pilgerhaufen, führte er uns doch freundlich in ſeine Stube, nöthigte uns zu ſitzen, bot uns Wein an, befahl ſeiner Hauſerin, uns das Beſte zuzubereiten und entſchuldigte ſich, daß wir ihn in ſolcher Unordnung fänden, — der wackere Mann war mit ſeiner Gemeine im Kalfeuſerthal geweſen, um da einen kranken Amtsbruder zu verſehen (die letzte Oelung zu geben). — Der Hitze wegen hatte er ſeine beſtaubten Strümpfe ausgezogen und wandelte barfuß umher. Sein Stübchen war

reinlich, ein Ruhebett, der Eßtisch, der Strickkorb der Hausfrin, sein Schreibtisch, auf dem ein angefangener Bericht an sein Kloster lag, den er uns vorlas, über dem Schreibtisch ein Büchergestell mit ausgesucht guten Büchern; ein Tacitus und Livius, mehrere sehr gute Kirchenväter, katholische Theologen und protestantische Prediger schmückten das stille Leben dieses Mannes und gewährten ein rührendes Bild von Beschränkung, Ruhe und geistigem Streben. Ich versprach ihm einige Werke eines sehr geehrten katholischen Geistlichen unsrer Gegend zu schicken, um seine Sammlung zu bereichern. Er kannte ihn dem Namen nach und freute sich unendlich, etwas von ihm zu lesen. Mein würdiger Landsmann schenkte mir einige seiner geschätztesten Werke für seinen geistlichen Bruder am Fuß des Kalanda und es scheint mir sehr rührend, meinen alten Priester mit mit Webers Christus in der Hand, durch Schneeläger von der ganzen Welt getrennt, in geistiger Berührung mit seinem Mitpriester an der Donau zu denken. Indessen hatte die Hausfrin für uns zugekocht und sah mit Vergnügen, wie sehr wir ihrer Kunst Ehre machten. Der alte Mann freute sich unsers Gesprächs, denn außer dem Rollen der Lawinen und dem Geläute der Kühe traf sein Ohr Monate lang nur die rauhe Sprache seiner Sennen und Gemsenjäger; ihm mochte ein milderer Ton wohl thun. Er entließ uns mit innigen Seegenswünschen und in mir wird dieses Bild der Ruhe und Zufriedenheit in nie erlöschenden Farben fortleben!

Nun giengen wir weiter durch Matten einem kleinen Bache entlang auf den Bungels, dem Paß des Kalanda zu. Wir waren im Thale der Tamina so allmählig gestie-

gen, daß es hier nur noch einer geringen Höhe bedurfte, um 5000 Fuß über die Meeresfläche zu erreichen. Wunderbar zackigte Berge umgaben uns und die schöne Pyramide des Kalanda ſtand majeſtätiſch uns zur Seite. Eben mußten wir über eine Alp gehen, wo große Heerden weideten, und hatten nun die Ausſicht in das Graubündner Land, in die verſchiedenen blühenden Thäler, die ſchönen Dörfer, den Rhein und auf eine Bergkette, die uns ganz neu war. Dieſe fremde Feenwelt lag tief unten zu unſern Füßen und ein ſolcher Anblick giebt neue Kräfte. Wir begannen unſere Wanderung mit friſchem Muthe und kamen auch bald nach Tarnins, deſſen Kirche auf einem Hügel ſteht, von wo man die ſchöne Ausſicht nach Chur genießt, und endlich auch nach Reichenau, wo wir für heute Halt machen wollten. Doch hatten wir noch keine Ruhe; nachdem wir unſer Nachtlager beſtellt, begrüßten wir noch den alten Rhein und beſahen das niedrige, unanſehnliche Gebäude, das Schloß genannt, und den ehemals dazu gehörigen Garten, der recht hübſch geweſen ſeyn mochte, aber nun ganz verwachſen und zerſtört iſt. Die Herrſchaft Reichenau gehörte der Familie Buol-Schauenſtein, die noch jetzt in der Gegend ſehr ſchöne Beſitzungen hatte. In dem Wirthshaus ſah man in einzelnen alterthümlichen Geräthſchaften noch die herrſchaftlichen Spuren. Unſere Wirthe waren freundlich und wir hatten ein Lager und das iſt mir genug, wenn ich erſchöpft von zwölf Stunden Weges bin. Ueber alle Orte, die ich bei Fußreiſen berühre, kann ich nie einen ächten Bericht über die Gaſthäuſer geben, auf die gebe ich nur acht, wenn ich als müßige Reiſende auf unſern Landſtraßen einher ziehe. Uebrigens fand ich immer, auch

im ſchlechteſten Schweizer-Gaſthaus, eine Behaglichkeit, ein Beſtreben, es mir nach Vermögen recht zu machen, das mich vergeſſen ließ, ich wäre im Wirthshaus, und mir die Täuſchung gab, als gehörte ich zu der Familie, die mich aufgenommen hatte.

Den 23ten. Nach einigen anſtrengenden Tagreiſen wird der Körper wie eine Maſchine, die bei jedem Umſchwung knackt, aber darum doch ihr Geſchäfte in aller Ordnung vollbringt. Ich gewöhnte mich, die Leiden aller Art, die anhaltendes Gehen verurſacht, als nicht zur Sache gehörig, anzuſehen, und ſo genoß ich rein meine unausſprechliche Freude an dem unvergleichlichen Lande. Wir giengen über die Reichenauer Brücke. Unſer Plan war, dem Vorderrhein nach zu gehen; aber es iſt unmöglich, ſeinen Ufern zu folgen, weil die Felſen ſo ſteil aus dem Waſſer emporragen, daß man hinter den das Ufer einſchließenden Bergen gehen muß. Auf der linken Seite über Glims ſoll der Weg viel beſchwerlicher ſeyn, als auf der rechten über Vallendas, welchen wir vorzogen. Der Ausſicht wegen, die man uns verſprach, giengen wir über Bonaduz und bereuten auch den kleinen Umweg keinen Augenblick. Von einer auf einer Anhöhe ſtehenden Kapelle ſieht man den Rhein hinab gegen Chur, das hier der große Kalanda ſchirmt, der von dieſer Seite mit ſchönen Wäldern und grünen Alpen bedeckt iſt und ſeine Schrecken alle dem ſtillen Wättis zuwendet. Man ſieht hinauf in das freundliche, fruchtbare Thal von Tuſis, zur Seite erhebt ſich der Septimer und die Spitze des Julierbergs. Wie verführeriſch iſt der Anblick ſolcher Thäler und Berge! Nach jeder Seite zieht es mich unwiderſtehlich

hin; ich glaube dann alles umfaſſen zu können und ſcheue keine Mühe. Doch Mühe war uns vorbehalten! — Wir ſtiegen ohne Ende, bis wir die Höhe eines Bergs erreichten, kaum waren wir oben, ſo gieng es wieder ſehr ſteil hinab bis zum Saſſeebach, über den eine Brücke führt; wir hoff= ten in dieſem kleinen Thale fortgehen zu können, um ſo wieder an den Rhein zu gelangen, aber daran war nicht zu denken. Vallendas lag gegen uns über auf dem Berge, den wir auch endlich, in gerader Linie hinaufkletternd, er= ſtürmten. In Vallendas labten wir uns mit etwas Milch; unſer Weg war jetzt herrlich, auf dieſer Höhe und bei der reinen Luft! Freundliche Häuſerchen, Buchen, Tannen und Obſtbäume gaben uns Schatten. Doch den ſchönſten Lohn unſrer Mühe erhielten wir durch den Anblick der langen Gletſcherreihe von den grauen Hörnern des Kalfeuſerthals bis zum rieſenhaften Dödi; wie ein ungeheures Bollwerk ſtarrte die Eiswand gegen den blauen Himmel empor. Nun ſahen wir auch wieder den Rhein in der Tiefe ſeiner weißen Kalkfelſen und nachdem wir durch ein ſchönes Fel= ſenthor, dem Urner Loch ähnlich, doch weniger tief, gekom= men waren, ſenkte ſich unſer Weg auch wieder mehr gegen den Fluß zu. In den Dörfern, durch die wir fortan ka= men, ſprach man nur Romaniſch; wir ſuchten unſre erlern= ten Worte anzubringen, aber da verſtand man uns am wenigſten. Es iſt als wenn die wohltönende Sprache den Geſichtern mehr Leben und Ausdruck gebe; ich machte die Leute ſprechen, nur um die Freude des Anblicks zu haben. Bei Ilanz kamen wir wieder über den Rhein. Dieſes kleine Städtchen liegt größtentheils auf dem rechten Rhein= ufer und ſchließt ſich mehrern Dörfern an, die das enge

Glennerthal beleben. Das linke Ufer, wo wir nun giengen, iſt hier weniger freundlich; ein groſser Bergſturz hat es vor langer Zeit ſchon verödet, weiter oben aber gewinnt es durch die herrliche, groſse Ruine von Friedsberg, die, von Bäumen und einem Dörfchen umgeben, hoch erhaben auf einem Felſen einen ſehr romantiſchen Charakter hat. Sie ſchien mir die ſchönſte der unzähligen Burgruinen zu ſeyn, die wir in dieſem Thale weit hinauf bis Diſentis erblickt haben, in einer Entfernung von allem Menſchenverkehr, wo man nicht begreifen kann, was ihre ehemaligen Bewohner da machten, in einer Zeit, wo dieſe raube Gegend noch rauher war, als jetzt, wo auch für die einfachſten Bedürfniſſe nicht geſorgt werden konnte. — Ueberhaupt ſchien mir der Anbau dieſer Gegend verſchieden von der übrigen Schweiz; die meiſten und gröſsten dieſer Dörfer liegen auf den hohen Bergen, welche dieſes Thal bilden, unähnlich den Schweizern in andern Gegenden, die, um ſich anzubauen, ihre Thalgründe vorzogen. — Dieſe haben zum Theil neben dem Dorf, zum Theil im Thale ihre Felder; ihren Alpen, auf denen ihr Vieh weidet, wohnen ſie näher, — ſo bauen ſie ſich ihre Bedürfniſſe ſelbſt. Nicht aber that das der Ritter, der im ödeſten Walde oder auf dem ſteilſten Felſen ſeine Burg erbaut hatte. Dieſe verſchiedenen Wohnplätze geben der wilden Gegend ein ſonderbares Anſehn von friedlichem Genuſs deſſen, was die Menſchen der rauhen Natur ihres einſamen Thals abgewonnen haben.

Das Thal wurde nun enger, der Rhein rauſchte heftiger über groſse Felſenſtücke; viele Waſſerfälle belebten unſern Weg, worunter einer, der in einem einzigen Fall vom Fel-

ſen ſtürzte, beſonders ſchön war. Gleich daneben muß vor langer Zeit ein furchtbarer Bergſturz geweſen ſeyn. Beide Ufer auf eine Viertelſtunde weit, decken hausgroße Felſentrümmer, die jetzt herrliche Gruppen bilden, ein Theil dieſer Felſen iſt von Bäumen beſchattet, die ſeit dem Sturz Zeit hatten zu wachſen, ein Theil mit Moos und Blumen bedeckt. Nun erſchien uns der Ruſein-Gletſcher, der die ſüdliche Seite des Dödi bedeckt, und ſein rothſchimmerndes Haupt noch im Abenddunkel erhob. Zu ſeinen Füßen im ſtillen Thal lag Trons, wo wir unſrer heutigen Wanderung ein Ziel ſetzten.

Eine freundliche alte Frau empfieng uns im Gaſthaus, — wir waren wohl die erſten fremden Frauen, die ſie beherbergte, — ſie ſchien Mitleid zu haben mit den armen Verirrten, die ihr die Schönheit ihres Landes nicht genug zu rühmen wußten; ſie bemühte ſich, ſogleich alles für unſre Ruhe und Erquickung herbeizuſchaffen, indeſſen uns ihr Sohn, der jetzige Landrichter, erzählte, wie Trons der Ort wäre, wo zuerſt der graue Bund beſchworen worden, deſſen Geſchichte in der, am Ende des Dorfs gelegenen, Kapelle, in deren Angeſicht noch jährlich das Bundesfeſt gefeiert würde, noch jetzt, in alten deutſchen Reimen beſchrieben, zu finden ſey.

Den 24ten, am Johannistag, begannen wir früh unſre Pilgerfahrt, weil ſie uns heut weit führen ſollte. Ich ſah die erſten Sonnenſtralen die Ruſeingletſcher vergolden, indeſſen Trons und die Ruinen der gegenüber liegenden Rinkenburg im Morgennebel lagen. Wir ſtiegen jetzt auf Sun-

vir, dann wieder an einem Bergſturz vorbei, näher dem brauſenden Rhein, bis wir nach drei Stunden nach Diſentis kamen, wo der mittlere Rhein aus dem Medelſerthal vom Fuß des Lukmanier kommend, ſich mit dem Vorderrhein vereinigt. Diſentis iſt ein Benedictiner Kloſter und wurde ſchon 614 von einem Mann aus Trens, der die Lehren des Schottiſchen Mönchs Sigisbert vernommen hatte, geſtiftet. Die Kloſter-Geiſtlichen ſcheinen noch jetzt für den Unterricht beſorgt zu ſeyn, denn ſie theilen unter das Volk Exemplare einer romaniſchen Grammatik aus, die ſie unverdroſſen durch Handſchriften vervielfältigen, da ſie nebſt vielen koſtbaren Manuſcripten in der Schweizer Revolution ihre romaniſche Buchdruckerei bei einem Brande verloren haben, der einen Theil des Kloſters, der auch noch nicht wieder hergeſtellt iſt, zerſtörte, der noch übrige Theil iſt ſchön und wohlerhalten; die Kirche an der einen Seite iſt groß und reich verziert; das Kloſter liegt hoch und überſieht das Medelſen und Rheinthal. Die Häuſer umher ſehen wohlhabend und reinlich aus. Große aus Balken zuſammengeſetzte Geſtelle, die ich von nun an in den Dörfern bemerkte, worauf die Leute ihr Korn zum Trocknen aufhängen, erinnerten mich, trotz der warmen Johannistagsſonne, daß hier der Sommer nur kurz ſeyn ſollte. Um Zeit zu gewinnen, frühſtückten wir nie da, wo wir übernachtet hatten, ſondern nach drei bis vier Stunden Gehen, worauf wir frühſtückend ausruhten. So auch hier. Hinter Diſentis öffnet ſich die Ausſicht auf den Lukmanier mit ſeinen grünlich blauen Gletſchern, die jetzt im Glanz der Morgenſonne ſamt ihren vielfach gezackten Pyramiden mit wunderbarer Gewalt auf mich wirkten! Die Beleuchtung machte viel

dazu beitragen, den Gletſcher, je länger ich ihn anſah, immer höher, leuchtender, durchſichtiger erſcheinen zu laſſen. Die ungeheuren Maſſen gewinnen etwas Aetheriſches, die Farbe der rieſenhaften Kryſtalle, ſchöner wie alle Himmelsbläue, neben dem blendenden Weiß der Eisfelder, bezeichnet eine Schöpfung, die unſre Phantaſie über die engen Grenzen unſrer Erde hinaushebt. Von allen Seiten herab kamen uns Landleute entgegen, und ſchienen mit ihren freundlichen Grüßen uns für die Freude danken zu wollen, die wir an ihrem einſamen Thal genoſſen. Sie eilten nach Diſentis, um im Glanz der Sonne ihre Johannisfeuer auflodern zu laſſen, denn in der Nacht ihre Bergpfade zu erklimmen, um dieſe Feier zu begehen, wäre nicht möglich. Vor uns ſtieg nun auch der eiſigte Gipfel des Crispalt auf, deſſen Geſtalt allmählich größer und herrlicher erſchien, nachdem wir die Berge, die ihn verſteckten, überſtiegen hatten. Ihm gegenüber ſteht der Badus, und dazwiſchen in tiefer Felſenſchlucht rauſcht der Rhein, der hier nur ein Bach zu nennen iſt, aber auch als ſolcher ſeine Gewalt fühlen läßt. In Selva wollten wir ruhen, um Kräfte zum Erſteigen des Gotthard zu ſammeln, wir fragten vergeblich nach einem Gaſthaus, niemand verſtand uns und wir verſtanden die Leute nicht; in jedem Dorfe hatten wir bisher einen weiſen Thebaner gefunden, der unſern Dolmetſcher machte, der kam auch endlich in Selva herbei herbeigelaufen, und erklärte uns: es wäre kein Gaſthof da und der Pfarrer wäre mit mehrern geiſtlichen Herrn auf die Alp gegangen, um den Johannistag zu feiern; aber deſſen alte Mutter wäre zu Haus geblieben und würde uns wohl etwas geben können. Er führte uns darauf in das Pfarrhaus und die Alte

ſchloß mir alle ihre Vorrathsſchränke auf, weil ſie keine meiner Foderungen verſtand, und ſo bereitete ich mit meiner Freundin unſer kleines Eiergericht, indeſſen unſre Begleiter ſich vielleicht freuten, daß die Zeit zu ruhen auch endlich an ſie gekommen wäre; da bisher durch die Sorgfalt, die ſie für uns hatten, alle Mühe doppelt ſchwer auf ſie gefallen war. Hätte ich noch ein paarmal hier gekocht, ſo hätte ich doch wohl die romaniſche Sprache begriffen; denn indem ich aus dem kleinen Pfarrhaus trat, fühlte ich, wie ſehr ich meine Kenntniſſe bereichert hatte. Ich ſuchte auch ſo viel wie möglich die erlernte Weisheit ſogleich zu gebrauchen und führte lange romaniſche Geſpräche mit Jedem, der mir in den Weg kam. Doch die Freude dauerte nicht lange, denn wir erreichten ſogleich das letzte Dorf am Fuße des Gotthard, Chiamut genannt, und mit ihm die Grenze von Graubündten. Hier ſahen wir von fern einen Geiſtlichen zu Pferde auf uns zukommen; wir eilten Alle auf ihn zu, in der Hoffnung, es wäre der Pfarrer von Selva; ganz erſtaunt vernahm er unſern Dank und unſere Freude ihn zu ſehen, verſicherte, ſich auch über unſern Anblick zu erfreuen, aber der Pfarrer von Selva wäre er nicht, doch wollte er unſern Dank ſeinem Amtsbruder überbringen.

Die Gegend ward jetzt immer öder und einförmiger; ſchon beim Criſpalt hörten die Kornfelder auf, hier ſahen wir auch keine Tannen mehr, aber die Alpen dufteten unausſprechlichen Wohlgeruch; Blumen, die in unſern Gegenden geruchlos ſind, und viele den Alpen eigenthümliche Pflanzen füllten die Luft mit ihrem Dufte. Nach Alpenroſen hatten wir uns aber bisher vergeblich umgeſehen. Die

Männer, welche den Ruhm haben wollten, den ehrwürdigen Rhein überſchritten zu haben, giengen an ſeinem Ufer und lauerten auf den günſtigen Augenblick zu dieſem Wagſtücke; der alte Strom ſpottete aber ihres Spiels und ſchäumte nur um ſo heftiger über ſein ſteinigtes Bette. Endlich hörten wir ſie Alle rufen: „Alpenroſen!“ — und Alle ſetzen kühn über das rauſchende Waſſer und rennen mit ihren Stöcken in der Hand den Berg hinan, der mit unzähligen Alpenroſen ganz überdeckt war. Sie pflückten ihre Hüte, ihre Taſchentücher voll und kamen triumphirend zu uns zurück. Wir ſchmückten uns feſtlich, wie es dem Johannistag und zur Erſteigung des Gotthard ſich gebührte, und ſetzten unſern Weg fort. Wenige Schritte von dieſer Stelle verließen wir den alten Rhein, der hier ſeinen Urſprung erhält und ſtiegen nun ſehr ſteil. Wolken hatten ſich über uns geſammelt, es fieng an zu regnen, hörte aber bald wieder auf, um uns das herrlichſte Schauſpiel zu gewähren: ein doppelter Regenbogen zog ſich über die Quellen des Rheins hin; es ſchien der Himmel mit uns die Herrlichkeit des Tags zu feiern und auf den Grundſäulen der alten Mutter Erde, die wir jetzt erklimmen ſollten, ausdrücklich dieſes Zeichen erſcheinen zu laſſen.

An mehrern Heerden und einem klaren Bache vorbeikommend, hatten wir endlich die Höhe erklettert, wo der Ober-Alpſee einem Arm der Reuß ihren Urſprung giebt. Er bietet einen öden, traurigen Anblick! Das ſtumme Waſſerbecken, die kahlen Felſenwände und Schneekuppen würde auf das Erſterben der Natur deuten, wenn nicht die alles erweckende Sonne auch hier der Blume kurzes Leben her-

vorgerufen hätte. Wo unter den Felsen und am Ufer des Sees sich etwas Erde gesammelt hatte, sproßten diese freudig empor; in einer seltnen, nie gesehenen Größe und Vollkommenheit habe ich hier Primeln verschiedener Arten, Anemonen und Vergißmeinnicht gepflückt. Eine Stunde lang mußten wir dem Seeufer folgen, bis zum Ausfluß der Reuß, die nun stürzend und schäumend sich in das „heitere Thal der Freude" ergießt, auf das auch wir jetzt hinabblickten. Wir sahen Hospital und tief unten zu unsern Füßen Urseren liegen, in dem, von der Reuß durchschnittenen grünen Wiesenthal; den Hintergrund schlossen die Schneehäupter der Furka, des Galenstocks und der Grinsel. Der steile Pfad, den wir beschritten, war beim Geläute der Heerden bald zurückgelegt und wir zogen frohen Muths in dem freundlichen Urseren ein. Das Dorf besteht aus großen schönen Häusern; zwei Gasthöfe, die einander gegenüber stehen, sollen gleich gut seyn, mit dem unsrigen waren wir vollkommen zufrieden, es bietet eben die freundliche Eleganz und Bequemlichkeit und der Tisch ist eben so gut, wie in den Gasthöfen auf den großen schweizer Landstraßen, nur ist es hier theurer als in jedem andern, wegen des weiten Transports aller Bedürfnisse.

Den 25ten führte unser Weg durch die lachenden, glänzenden Wiesen an die Reuß, wo sie sich wieder in ein rauhes Felsenbette senkt, dem Urnerloch zu, an dessen Eingang, dem Absturz des Felsen gegen die Reuß, ein neues hölzernes Kreuz anzeigte, wie vor kurzem ein Unglücklicher in dem Abgrund den Tod gefunden hatte. Das Urnerloch ist in dem Felsen des Teufelsberg gesprengt und bildet ein

ſchauriges ſchönes Gewölbe. Ungeachtet ſeiner Dunkelheit wird es von Reiſenden und ſchwerbepackten Saumthieren mit der größten Sicherheit durchgangen. Es läuft in einem Bogen, ſo daß man, bei der Länge von 200 Fuß, ſeinen Ausgang nicht gleich gewahr wird. In der Mitte des Ganges iſt eine Oeffnung in den Felſen geſprengt, um Licht herein zu laſſen, durch dieſe Oeffnung ſieht man hinab in die ſchauerliche Felſenſchlucht, wo die Reuß tobt und ſchäumt. Es iſt hier, als nähme man vom Leben Abſchied; das Rauſchen des verborgenen Stroms und die dumpfe Luft trieben mich ſchnell durch dieſes traurige Gewölbe. Welche andere Welt! die himmelhohen ſchwarzen Wände des Teufelsbergs, der Sturz der Reuß unter der Brücke und noch weit hinab das Schäumen und Ziſchen der aufgeregten Fluth. Alle Vegetation ſcheint hier aufzuhören, das Auge iſt nur mit dem Gewaltſamen, Gigantiſchen beſchäftigt; ſelbſt das ſchwarze Geländer der Teufelsbrücke, die mit trotziger Kühnheit über den reißenden Strom geſprengt iſt, ſtimmt zu dieſer ſchaudervollen Scene. Eine wunderbare Wehmuth wollte mich ergreifen beim Anblick dieſer düſtern Natur, als ich in einer Felsſchlucht eine Menge Alpenroſen gewahr wurde, die mich wieder heiter ſtimmten. Wir klimmten hinan, um unſern Schmuck für den heutigen Tag zu pflücken, und ich erkannte in dieſen glühenden Blüthen der Felſenregion das Pfand der ewig neu geſtaltenden Schöpfung. Ohne Aufhören mußten wir nun hinab ſteigen, immer neben der Reuß, die von Felſen zu Felſen fortſtürzt, wir blieben jeden Augenblick ſtehen und glaubten den ſchönſten Fall erreicht zu haben, bis wir nach einigen Schritten einen noch ſchönern fanden. Noch ſchloſſen kahle Felſen uns

ein und es führte bald eine Brücke auf die linke, bald wieder eine auf die rechte Seite des Stroms, wie eben das Ufer hier oder dort breiter oder schmaler war, so kamen wir nach Göschenen, das mit seinen grauen hölzernen Häusern ohne Baum, ohne Strauch, ohne ein grünes Gräschen, einsam unter den nackten Felsen liegt; weiter unten ist Wasen schon freundlicher und bietet von einer Seite durch einen herrlichen Wasserfall, von der andern durch seine hochgelegene Kirche einen sehr schönen Anblick. Zahllose Wasserfälle, die von allen Seiten herabstürzen und sich mit der Reuß vereinigen, bezeichnen durch die Schluchten, aus denen sie hervorströmen und durch das Aufthürmen wunderbar gestalteter Felsenblöcke, die Gewalt, mit der sie sich ihren Weg bahnten. Die vielen Kreuze zum Gedächtniß der Verunglückten, riefen eine kleine Schaar von Pilgern, die neben uns hergieng, zum herzlichen Gebet auf, für die Wanderer, die ohne Trost einsam dem Tod in die Arme stürzten. Diese wackern Leute, Männer, Frauen und junge Mädchen im Schmuck ihrer bebänderten Hütchen, kamen aus dem Wallis und pilgerten nach Maria Einsiedlen; sie glaubten, wir wollten auch dahin, wünschten uns aber freundlich Glück, da sie hörten, wir nahten uns schon dem Ziel unsrer Wallfahrt. Wir erzählten ihnen, wie wir das Georgifest in dem Tempel der Schwarzen Maria gefeiert hätten und gaben ihnen mancherlei Auskunft über den Weg, den sie zu nehmen hatten. Sie zogen dann schneller vor uns hin und schienen alle der heiligen Stätte leichte Herzen zuzutragen. Weiter unten rief uns ein armer gebrechlicher Mann schon von fern die Bitte entgegen, sein Gebet zu den Füßen der Jungfrau zu tragen; er hätte wollen dahin wandern, um

Linderung ſeiner Leiden zu erflehen, aber er vermöchte nicht weiter zu kommen. Wir verſprachen, für ihn zu beten und riethen ihm, ſeinen mühſeligen Heimweg in eines der fernen walliſer Thäler im Glauben an Gott zu verfolgen. Indem ich nun vorausgieng, begegnete ich einer hübſchen jungen Frau, die eine Ziege vor ſich her trieb und die Stirn und den Arm verbunden hatte. — Es iſt als öffnete die große erhabene Natur aller Menſchen Herzen, man begegnet und erzählt ſich, ohne die Rückſichten, die Vorbereitungen, die ſo oft die Theilnahme ſchwächen, alle Leiden und Freuden des Lebens. — Auch dieſe Frau kam auf mich zu, als hätte ſie mich eben erwartet, um mir zu zeigen, wo vor einem Monat ihr Mann einen ſchaudervollen Tod gefunden hatte. Dabei wurden ihre ſchönen Züge lebendiger, und ſie fuhr mit der verbundenen Hand an die leidende Stirn, als wollte ſie damit den Schmerz, der ihr Herz bei dem Anblick ergriff, mildern. Zugleich ſah ſie hinab in die Schlucht, wo die Reuß, unbekümmert um die Thränen, die ihr nachfloſſen, ſich über Felſen dahin wälzt. Es war Anfang May's, wo die Landleute des untern Thals berufen wurden, den, während des Winters verdorbenen, Weg auszubeſſern; ſie arbeiteten ſchon mehrere Tage, als von dem Berge neben ihnen große Felſenmaſſen, Schlamm und Erde auf ſie herunter ſtürzte und ſie mit furchtbarer Gewalt, zum Theil an dem Felſen zerſchellt, zum Theil hinab geſchleudert wurden in die tobende Reuß. Nur wenige der Unglücklichen entrannen dem Verderben; gegen zwanzig Menſchen fanden hier den Tod; darunter war der Mann der armen jungen Frau. Sie war erſt ein paar Monate verheirathet; bei dem Aufruf zum Wegbeſſern folgte ſie ihm zu der Arbeit, um

den langen Tag nicht allein zu ſeyn, war aber, weil ſie ihm gerade in dem Augenblick nicht zur Seite ſtand, dem Tode entgangen. Die Freude über meine Theilnahme ſtillte auf kurze Zeit die Thränen der Unglücklichen, ſie ſagte mir dankend Lebewohl und wandte ſich wieder dem Kreuze zu, das die fürchterliche Begebenheit verkündigt.

Der Weg ward nun immer lebendiger durch eine Menge ſchwerbeladener Maulthiere und Saumroſſe, die man ſchon von fern an dem Klingeln ihrer Glocken erkannte. Es ziehen ihrer wöchentlich dreihundert auf dieſer Straße nach Bellinzona; ſie hat durch das öftere Gedränge, das Rufen und Befragen das Anſehen eines Jahrmarkts. Ruhig, ohne je den Kopf zu bewegen, ziehen die Saumthiere hinter einander her, an den ſteilſten Abgründen vorbei, indeſſen wir armen Wanderer ihres Gleichmuths wegen kaum Platz behielten, uns an ihnen vorbei zu drängen. Beim Pfaffensprung iſt das Thal etwas weiter, die Berge wieder bewachſen und die Ufer grün. In ſchön geſprengten Felſenritzen fließt die Reuß, oft ſo eingeſchloſſen, daß ſie nur, wie ein ſchmales dunkelgrünes Band, ſich um den Felſen ſchlingt und bald von überhangenden Felſenblöcken, bald von großen Bäumen verborgen wird. Der Mönch, der hier den gefährlichen Sprung wagte, der ihn vor der Verfolgung ſeiner Feinde rettete, gab dieſer Stelle den Namen, der Reiſende, der ſchwerlich das Wagſtück beſchen würde, überſchreitet die Schlucht auf einer ſehr bequemen Brücke. Immer bewachſener wird nun das Thal; die zerriſſen liegenden Felſenmaſſen blicken wieder aus baumreichen Umgebungen. Endlich kündigen die Nußbäume die milde Luft des Vier-

waldſtädter Sees an. Amſtäg liegt zauberiſch ſchön am Fuß des Briſienſtock und der Windgelle, am Ausgang des Maderaner Thals, das ſich bis hinauf an den Criſpalt zieht, ein wild ſchäumender Bach durchſtrömt es und vereinigt ſich hier mit der Reuß; vor dem Dorfe liegen die Trümmer einer Burg, die man für Zwing Uri hält. Der Weg iſt nun weniger ſteil, das Pflaſter, das von dem Teufelsberg bis Amſtäg wohl unterhalten wird, hörte endlich auf und unſre müden Füße giengen wieder leichter auf dem ebenen Weg. Die Reuß fließt ruhiger in dem reich angebauten Thale, die nähern Berge ſind milder und bis an die Gipfel bewachſen, indeſſen hinter ihnen die Gletſcher der Surenen und des Titlis ſich erheben. Auf der andern Seite ſieht man hinauf in das Schächerthal und dem freundlich grünen Bürglen, gegenüber liegt Attinghauſen; der Vierwaldſtädter-See iſt im Hintergrund vom Arenberg geſchloſſen und Altorf grüßt in mitten des Thals. In dem ſchönen, wohlhabenden Altorf ſetzten wir uns an den Brunnen, der auf dem Platze ſteht, wo Tell auf ſeines Kindes Haupt zielte, und tranken zu Ehren des alten Schützen, denen vielerzählte, viel benutzte, von Helvetien und Scandinavien in Anſpruch genommene Geſchichte es allen Zwingherrn ſymboliſch darlegt, welche unerwartete, unſcheinbare Werkzeuge Nemeſis zu ihrem Walten gebraucht. Die kleine Strecke Wegs bis Flüelen bietet die ganze Pracht des Ländchens Uri dar. Es war mir, als wäre alles um mich her wie durch Zauberei entſtanden. Nach der öden, ſtarren Natur, die mich am Morgen umgab, nun nach zehn Stunden Wegs von dieſem Paradies umgeben zu ſeyn! In Flüelen fanden wir unſre walliſer Pilgrimme wieder und beſtiegen mit ihnen

daſſelbe Schiff, das uns nach Brunnen bringen ſollte. Manche von ihnen waren des Morgens von Obergeſteln jenſeits der Furka aufgebrochen, um ſich mit den übrigen in Realp zu vereinigen; ſie hatten alſo den Tag achtzehn Stunden zurückgelegt, waren aber dennoch heitern Muths, erzählten ſich abentheuerliche Geſchichten und ſangen fromme geiſtliche Lieder. Der Abend war unausſprechlich ſchön! Die ſinkende Sonne ſandte ihre milden Strahlen in die engen Thäler, um den ſtillen Hütten den letzten Gruß zu bringen, der aus den glänzenden Fenſtern freudig zurückſtrahlte. Die Gipfel des Urirothſtock leuchteten noch im Roſenlicht, wie wir an Tells Kapelle landeten. — Wunderbar übereinſtimmend mit der Feſtlichkeit des ſinkenden Tags und der Herrlichkeit ihrer Umgebungen erſchien uns das Monument der vaterländiſchen Sage; es riß mich zum innigſten Gebet hin, während unſere frommen Pilger hier das Andenken ihres Helden ehrten, indem ſie mit ſtiller Verwunderung ſeine, ihnen von Kindheit an bekannte, Geſchichte hier dargeſtellt ſahen und ſich dieſelbe jetzt mit ihren verſchiedenen herrlichen Zügen wiederholten. Ein altes Volkslied anſtimmend ſtiegen ſie wieder zu uns in den Nachen. — Noch ſpiegelten ſich die weißen Schneehäupter in dem ruhigen See, als die Mondesſichel, zwiſchen dem Pilatus und Rigi ſchwebend, hinter dem Rüetli hervorkam. Wir alle wünſchten, die Fahrt möchte noch lange ſo fortwähren, als wir leider jenen Brunnen erreicht hatten. Unſere Pilger blieben hier und wir wandelten unter dem grünen Gewölbe der Bäume auf die beiden Koloſſe: dem Haken und der Myte zu, und erreichten Schwyz, wie es eben zehn Uhr ſchlug. Meine freundliche, bekannte Wirthin, die Frau des Land-

ammann, ſorgte, daß wir bald zur Ruhe kamen und den folgenden Morgen um 3 Uhr befanden wir uns ſchon wieder auf dem Weg nach Steinen.

Den 26ten. Mit Freuden ſah ich mein ſchönes ſchwyzer Thal, den Lowerzer und Zugerſee wieder, und hätte mir jemand den Vorſchlag gemacht, den Rigi zu beſteigen, ich hätte vielleicht meine Müdigkeit vergeſſen, um dahin zu marſchiren, wo ich alles Herrliche, was ich auf dieſer Reiſe durchwandert, mit einem Blick noch einmal hätte überſchauen können. Noch einmal blickte ich zurück nach dem Allerheiligſten der Schweiz, nach dem Vierwaldſtädter See; denn von Allem, was ich auf meinen Bergreiſen ſah, bleibt er mir der höchſte Inbegriff großer ſchweizer Natur. Dann ſtiegen wir den Sattel hinauf bis zum Eccehome, wo wir die große Straße nach Einſiedlen verließen, um einen allerlichſten Fußſteig nach dem Egerſee zu gehen. Der liegt klar und ſtill in ſeinem grünen Becken und ich würde ihn jeden andern Tag ſchön gefunden haben, nur nicht, da ich ſo eben den Vierwaldſtädter See beſchifft hatte. Der Morgarten iſt jetzt eine ſchöne grüne Weide geworden und ſpiegelt ſich ſo freudig im klaren See, wie in den Blicken der Schweizer, die mit edlem Stolz dieſe Stelle befinden. Wir wurden von zwei Kindern in einem ausgehöhlten Baumſtamm den See hinab, bis Egeri, gerudert; von da hatten wir hoch zu ſteigen, wenigſtens ſchien es unſern erſchöpften Kräften alſo. Wir erreichten Sihlbruck, wo wir ein Gewitter nahen ſahen, dem wir zuvor zu kommen hofften, indem wir eilig den Albis erſtiegen. Da wurde es auch wieder helle. — Ich ſah noch einmal den Zugerſee,

den Rigi, Pilatus, die Oberländer Berge, die Unterwaldner, Bündner, Glarner und Toggenburger, „die Säulenordnung der Schöpfung," wie sie Göthe nennt. — Wir erreichten unsern Kahn in Horgen mit freudigem Dankgebet für den unaussprechlichen Genuß unsrer Reise, landeten noch im Sonnenschein und hörten dann unter dem heimischen Dach sehr behaglich dem strömenden Regen zu, mit dem die sich entladende Gewitterwolke die Gegend erquickte.

Erna.

Kein Roman.

(Altona bei Hammerich.)

Aus einem Brief an *.

Noch die Thränen im Auge, die eine fromme, ſüße Rührung hervorgerufen, ergreif ich die Feder, um Dir, meine Freundin, von einem neuen Buche zu ſagen, deſſen Verfaſſerin die geliebte, gute * ſich nur unter dem Buchſtaben E. kund gethan. Erna iſt ein ſinniges, vollhaltiges, ernſtes und lieblichs Gemälde des menſchlichen Herzens, mit Kraft und Sicherheit entworfen, und trefflich ausgeführt, kleine, nichts ſagende Mängel ſtören nur darum unangenehm, weil das Ganze ſo gut und ſchön gehalten iſt. Würden ſie, die ganz außer dem Zuſammenhang liegen, vertilgt, ſo wäre die erwünſchteſte Vollendung da; ſie zu bezeichnen wäre überflüßig, ſie werden Dir nicht entgehen, und Du wirſt einſt mit mir einverſtanden ſeyn, wenn ich Dir ſage, daß ich auch die Einmiſchung verſchiedener Sagen aus der Vorzeit für unzweckmäßig halte, wenn ſie gleich das entſcheidende Geſpräch über Otto's Ungerechtigkeit herbeiführt. Immerhin konnte dieſe wenig bekannte Geſchichte in das Ganze eingewebt werden, die Fugen, als längſt bekannt, hemmen den Gang des ſchönen Kunſtwerks. Dieſes, das ganz das Gepräge der

Wahrheit trägt, giebt zugleich ein rührendes, in den kleinſten Zügen rein und anmuthig ausgeführtes Bild edler Weiblichkeit. Man ſieht Erna aufblühen, leiden und ſterben, ihr Tod iſt ſüß im höchſten Weh, er weckt in der Seele den ſchönſten aller Schmerzen. Alexander iſt ein — Mann, — obſchon ein ſehr liebenswerther, Auguſte ein um die ſchönſten Hoffnungen ihres Lebens betrogenes Mädchen, deren Geſchick eine Rinde um ihr Herz gezogen, die aus einem gerriſſen unbewußten Inſtinkt ein ſchönes Glück zer ört. Mariane und ihre Frau Mama könnten mit zarten Linien gezeichnet ſeyn, und auch die Gräfin bleibt ſich nicht ganz gleich, doch was thut dieß, wenn der Held mit wahren nach der Natur gezeichneten Zügen und die Heldin lebendig und ſo holdſelig und anziehend, als tief rührend vor uns ſteht? Wer fühlt es nicht, daß ſie von Auguſten bedrängt, aus mißverſtandner Schaam und Angſt vor der Gewalt, die der einſt ſo unwürdig erſcheinende ihr nun als Heuchler dargeſtellte Alexander über ſie ausübte, Linevsky'n ihre Hand reicht? Auch durch Tugend kann Tugend fehlen, dieſe Wahl iſt Erna's Fehl, denn mit dem reinſten Bewußtſeyn, mit den frömmſten Vorſätzen iſt Ehe ein Meineid, wenn ein andres Bild im Herzen waltet.

Erna umfaßt Lebenslehren, ſie iſt in einem reinen Sinn gehalten, ſolche üppige Bilder wilder Leidenſchaftlichkeit, die ein Werk von zarter Frauenhand nur grauſ entſtellen können, ſind nicht darin, es iſt kein Gift in dieſer holden Blüthe, getroſt darf die Unſchuld ihren Duft einathmen. Lies es bald, meine Liebe, und laß dich willig von ſeiner Schönheit rühren, die über die kleinen Mangel des Werks ſiegt.

H.

Iduna.

Diese Sammlung von Schriften deutscher Frauen, die in zwanglosen Heften erscheint, soll nach eignen, reiflich erwogenen Grundsätzen verfaßt und vorzüglich als ernstes, belehrendes, und im edlern Sinn unterhaltendes **Lesebuch der deutschen weiblichen Jugend** gewidmet seyn. Nur die **Unterstützung**, welche von edlen Schriftstellerinnen Deutschlands zu hoffen ist, kann diesem Unternehmen Liebe und Beifall gewinnen, und die Bitte um diese wird nochmals wiederholt.

Das **zweite Heft** erscheint als **Weihnachtsgabe** im November d. J. und wird noch vor Ablauf 1820 in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben seyn.

Der Inhalt der Iduna wird bestehen aus:

Erzählungen, Novellen, Romanzen, Liedern, Charakteristiken, biographischen Skiz-

zen, Briefen ausgezeichneter Frauen, moralischen und religiösen Betrachtungen, Szenen aus dem Leben, aus Reisen, Abhandlungen über ausgezeichnete Erscheinungen im Fache der Literatur und bildenden Künste u. s. w. Nichts, was bereits im Druck erschienen, kann aufgenommen werden. Beiträge, für die Redaction der Iduna gütigst bestimmt, werden, wenn sie dem Zweck der Zeitschrift entsprechen, von derselben anständig honorirt und an den Verleger der Iduna, Herrn Buchhändler C. G. Kretschmar in Chemnitz, adressirt.

Die Redaktion der Iduna.

Iduna,

Schriften deutscher Frauen,

gewidmet den Frauen.

Herausgegeben

von

einem Verein deutscher Schriftstellerinnen.

Ersten Bandes zweites Heft.

Chemnitz,
C. G. Arnoldischen Buchhandlung.
1820.

Iduna,

eine Weihnachtgabe deutſcher Frauen

an

Deutſchlands Töchter.

Chemnitz,
C. P. Arnoldiſche.
1820.

Inhalt.

S.

Die Theestunde einer deutschen Fürstin, 1.

Weihnachtlied, von der Dichterin der Wunderblume, E. Ehrhardt, 25.

Weihnachtgebet einer Mutter, von Helmina, 26.

Die Waldkapelle, von Teophania, 27.

Szenen aus einer Herbst-Villeggiatura in Albano. An meine geliebteste älteste Tochter, Charlotte Paulr, geborne Brun, von Fr. Brun, 31.

Die Sage vom Reinhartsbrunn, von Wilhelmine Willmar, 56.

Der Schmetterling, eine Sage, von Helmina, 87.

Gedankenblüthen, von Ernestine (Verfasserin der Erna), 90.

Der Zweifler vor dem Bilde des h. Johannes, von Elise Ehrhardt, 93.

Leben und Charakter der Herzogin Dorothea Maria zu Sachsen Weimar, von Cäcilia, 95.

Elegie an meinen Ernſt, von Julie Rothheim, 104.
Das umgeriſſene Feld, Parabel, von — s., 105.
An meine Blumen, von Caroline Stift, 109.
Vaterland und Mutterſprache, von ***s, 111.
An Viktoria, Herzogin von Kent, königliche Hoheit, geb. Prinzeſſin zu Sachſen Koburg, von Helmina, 118.
Winterlied, von E., 119.
Die Abenteuer in der ſächſiſchen Schweiz und die Weihnachten 1716. Eine romantiſche Skizze, von Helmina von Chezy, 121.
Die Unbekannte. Eine Erzählung, von E., 208.
Wort von zwei Sylben, von —i—, 212.
Lied, von E., 213.

Die Theestunde

einer deutſchen Fürſtin.

An die junge Leserin.

Von hehen, zarten, segenreichen Händen,
Die jede fromme Bitte gern erfüllen,
Darf ich dieß Bild als Weihnachtsgabe spenden,
Doch darf ich nicht die Geberin enthüllen.

Da, wo Sie thronet, von der Menschheit Höhen,
Muß Sie die Welt in Klarheit überschauen,
So folg Ihr gern, mit Ihr das Thal zu sehen,
So edler Leitung magst du wohl vertrauen.

Was Sie auch nenne, was Sie auch verhehle,
Von Ihrem Geist ist jedes Wort besiegelt,
Es ist ein Bild der klaren, großen Seele,
Darin die Welt sich schöner wieder spiegelt.

Helmina.

Die Theeſtunde einer deutſchen Fürſtin.

I.

Die wichtigſten und erſten Tugenden, die heiligſten, vollkommenſten Pflichten wurden jedem Zeitalter, jedem Geſchlecht, jedem Völkerſtamm auferlegt, ſie gebieten Ehrfurcht und Ausführung, auf ihnen beruht das Heil der Menſchheit, aber außer dieſen giebt es noch liebenswerthe Eigenſchaften, die, wenn auch nicht eigentlich Tugenden, doch die begleitenden Huldgöttinnen der himmliſchen Schönheiten ſind, der Gürtel, der den Reiz der Tugend erhöht und ſie unwiderſtehlich ſchmückt, und von einer ſolchen ſittlichen Vollkommenheit, die, ich möchte ſagen, vorzüglich weiblicher Natur iſt, und keinem Weibe fehlen darf, das geliebt ſeyn und beglücken will, lebe es auch in welchem Stand es wolle, ſey ihm auch ein Verhältniß, welcher Art es ſey, beſchieden, bitte ich um Erlaubniß, Sie heute einige Minuten zu unterhalten.

Schon lange iſt es ausgemacht, daß vieler Dinge Werth nicht durch ihren wirklichen, eigenthümlichen Gehalt, ſondern durch die Art, wie ſie geſchehen, ganz vorzüglich beſtimmt wird; das heißt mit andern Worten: Zartgefühl iſt die Seele unſerer Verhältniſſe und Handlungen. Zartgefühl ſey denn auch die entzückende Huldgöttin, deren einzig holde Lieblichkeit ich zu ſchildern, zu preiſen verſuchen will, möchte ihr Einfluß über dieſem Bilde walten! Wenn

von rauhen Tugenden geredet wird, wenn man von drückenden Wohlthaten, oder von gewiſſen Menſchen redet, denen man zwar ſeine Achtung widmen muß, aber denen das Herz fremd bleibt, und nun nach den Gründen dieſer Widerſprüche forſcht, ſo findet man Mangel an Zartgefühl als Hinderniß. Wenn ich die Bedrängniß des Elenden mildere, aber ihn nicht durch freundliche Behandlung, durch Bezeigung meines Mitleids tröſte, ſo verdient meine Wohlthat den Namen kaum, weil ſie dann oft weh thut. Wenn ich ſo glücklich bin, Jemand Dienſte zu leiſten, aber es ſelbſt auch geltend mache, ſo habe ich meinen Lohn dahin. Wenn ich auf ein Geſchenk Werth lege, den Dank auffodre, nicht mit dem Schleier des zarten Verbergens ihn zu entfliehen ſuche, ſo mag ich zwar dadurch nicht gerade zu unmoraliſch handeln, aber des feinern Gefühls kann ich mich nicht rühmen. Mehrere Dichter nannten die Frauen: des Lebens Blumen; ſelbſt der hehre Schiller, dem unſer Geſchlecht für ſein köſtliches Gedicht: Ehret die Frauen, ein eignes Denkmal weiblichen Kunſtfleißes widmen ſollte, weiſet durch dieſe holde Allegorie darauf hin, daß es unſere freundliche Beſtimmung iſt, das Leben zu beglücken und zu verſchönern, und dazu iſt wohl das Zartgefühl die beſte Eingebung.

Erlauben Sie mir, meine Ideen über dieſe reizende und verſchönernde Geſchlechtsverpflichtung nach dem Beiſpiele des Theophraſt von La Bruyère und unſers würdigen Gellerts in handelnden Charakteren aufzuſtellen. Ich will es machen, wie Praxiteles, der, als er ſeine Venus Anadyomene in Marmor bildete, mehrerer Griechinnen einzelne Züge zu einem Ganzen verband. Ein Meiſterſtück werde

ich nun zwar nicht liefern, aber gelingt es mir nur, eine Mosaik von Zügen sittlicher Schönheit zu bilden, die ich sah, las, hörte, erlebte, durch Hülfe der Phantasie erschuf; so bin ich gewiß, des minder belohnenden Geschäfts entübrigt zu seyn, die Kehrseite des Bildes, die üblen Folgen des Mangels an Zartgefühl dagegen zu stellen, um so mehr, da ich Sie ja überhaupt in keine unbekannte Gefilde leite, Ihnen nichts Fremdes erzähle, sondern uns nahe, gewürdigte, bekannte Züge zu einem Ganzen bilde, damit es glänzender, gefälliger leuchte.

Nadine, eines begüterten Hauses älteste Tochter, war nicht lange zur Jungfrau erblüht, als ihre gute Mutter starb und ihr bejahrter Vater, der einen wichtigen Posten bekleidete, tief gebeugt und sorgenvoll bekümmert durch diesen großen Verlust zurückblieb. Die Mutter war an einer auszehrenden Krankheit gestorben, sie hatte in ihren Leidensjahren in Nadinen ein herrliches Mädchen gebildet, und besonders das leiseste Gefühl des Schicklichen und Sittlichen in ihr rege gemacht, und sanft und ungesucht ihr gezeigt, was sie seyn könne und leisten müsse, wenn sie sich der schweren Pflicht unterzöge, Stellvertreterin der Mutter zu werden, die sich sterbend fühlte, und so war denn auch in der jungen, aber von Natur edlen und muthigen Seele der Entschluß gereift, sich der mütterlichen Sorgfalt würdig zu machen und ihre Wünsche zu erfüllen. Als sie dem Grabe der Mutter die reinen Thränen der Wehmuth und Liebe geweiht hatte, und bei dem zurückgebliebenen Vater, den Geschwistern nach den ersten Ausbrüchen des Schmerzes der

Troſt uneigennütziger Zärtlichkeit, den der Glaube der trauernden Liebe gewährt, herrſchender wurde, da glaubte Nadine eine innere Stimme zu vernehmen, die ihr in himmliſchen Tönen zuflüſterte: Sey deines Vaters Troſt, den mutterloſen Geſchwiſtern Erſatz, aber ſo zart, ſo natürlich, ſo anſpruchlos, daß es Niemand beſtimmt wiſſe, als du! Nadine gieng am nächſten Morgen früher hinüber zum Vater, um ihn allein und unbeſchäftigt zu finden. Sie fand ihn mit der Miene nachdenkenden Grames, das graue Haupt auf den Arm geſtützt, und die funfzehnjährige Nadine trat furchtſam ein und ſtammelte die Bitte, ihr verſuchsweiſe die Aufſicht über Geſchwiſter und Haushaltung zu vertrauen, welche ſeit einigen Wochen von einer alten, langſamen, unentſchloſſenen Haushälterin beſorgt worden war. Der Vater ſah Nadinen forſchend und zweifelnd an und ſagte: Du biſt ein liebes, gutes Kind, aber, wie willſt du eine ſolche Laſt tragen, wie allen Freuden deines Alters, ja ſelbſt den edelſten unter ihnen, deine Talente auszubilden, entſagen, und während deine bisherigen Geſpielinnen von Vergnügen zu Vergnügen hüpfen, dein Leben bei den kleinern Geſchwiſtern und in den einförmigen Sorgen des Hausweſens zubringen, ohne daß es Gattenliebe ſey, die Alles dir verſüße? Ich ſann eben darauf, dich in eine Erziehungsanſtalt, deine Brüder auf eine ferne Schule und das Zwillingspaar, deſſen Geburt der Mutter den Tod bereitete, zu meiner Schweſter zu bringen. Es wird mir zwar viel koſten, ferne von meinen lieben Kindern wieder heimlos werden nach zwanzig Jahren Familienfreuden, doch — da ſank eine Thräne auf des Greiſes ausgeſtreckte Rechte. Nadine küßte ſie auf und bat dringend, mit wan-

mer Liebe voller Gewalt um eine vierteljährige Probe. Der Vater gab nach und beobachtete anfangs und in der Folge sorgsam und genau seine so viel unternehmende Tochter, aber ihm ward große und reiche Genugthuung. Er sah, wie sie hielt, was sie versprach, ihr Charakter je mehr und mehr selbstständiger wurde, und sie bald sich so innig an den ungewohnten, aber selbst gewählten Pflichtenkreis fesselte, daß sie ganz glücklich und einheimisch darin wurde. Er liebte und schätzte immer mehr das theure Kind, aber besonders der ruhigen Weise wegen, mit dem sie alles that, als müsse das so seyn, und erwarte deßwegen auch keine besondere Anerkennung. Wenn der Vater Abends seine Kinder zu sich rief, war Nadine lächelnd, rein und artig gekleidet, gewiß immer die Erste, welche mit wolkenloser Stirn dem Rufe folgte und nun des Vaters Vorleserin war, für ihn abschrieb, ihn durch Gesang oder Saitenspiel erfreute. Selbst wenn der Vater sie aufmunterte, an rauschenden, geselligen Freuden Antheil zu nehmen, verweigerte sie standhaft jede Einladung und bat dringend, bleiben zu dürfen, weil Stille und Ruhe ihr Gewohnheit und Bedürfniß sey. Mütterlich pflegte sie ihre kleinen Geschwister, und sie that es so kindlich, so einfach, so munterbrochen treu, daß man sich allgemein gewöhnte, Nadine nie außer dem Kreise dieser holden Wesen zu sehen, die sie unaussprechlich liebten, und dieß ganz natürlich zu finden. Ihre Brüder munterte sie bittend auf, ihr in den Freistunden mitzutheilen, was sie gelernet; dann warf sie Fragen auf, hatte über die Gegenstände des Unterrichts schon manches treffliche Buch gelesen, und ihre Brüder unterrichteten sich selbst, indem sie lehrten, waren stolz darauf, der guten Nadine nützen zu

können, entſagten wilden Vergnügungen und fühlten ſich durch dieſe nützliche Unterhaltung um ſo angenehmer an den häuslichen Kreis gefeſſelt. Als Aufſeherin des Haushalts war Nadine freundlich und gütig gegen das Geſinde, doch keinen Augenblick vergaß ſie ſich bis zur Vertraulichkeit, ſie ſchien nur darum alles ſelbſt ſehen, ſelbſt beſorgen zu wollen, um ſich zu unterrichten, und ſehr bald hatte ſie ſich des ganzen einfachen Mechanismus ſo bemächtigt, daß ſie von den, Untergebenen geehrt, gefürchtet, und ſtreng in ihren Anordnungen befolgt wurde. Nadine, im achtzehnten Jahre, war im Vaterhauſe ſchon Hausfrau und Mutter im uneigennützigſten und ehrwürdigſten Sinne, und ihr Selbſtbewußtſeyn lohnte ſie reichlich, ſo wie die ſegnende Liebe ihres Vaters, die innige Dankbarkeit der Geſchwiſter und das um ſo mehr, als Alles das nur empfunden, ſelten geſagt wurde; ſo durfte ich denn die Züge dieſes trefflichen Mädchens als Urbild einer zartfühlenden Tochter aufſtellen.

Ihr zur Seite ſtelle ich Pulcheria und ſchildere ſie in ihren ehelichen Verhältniſſen. Sie war durch Glücksgüter, durch Reize, durch Kenntniſſe jeder Art ſehr ausgezeichnet. Ihre Jugend war an Erfahrungen und Beobachtungen reich, ihre Grundſätze waren feſt, ſie hatte die Jahre ihrer erſten Blüthe in ungeſtörter Ruhe verlebt, als Convenienz und Gehorſam gegen ihre Tante und Erzieherin, (denn Aeltern hatte ſie nicht mehr) ſie mit Eraſt verbanden. Er beſaß ſchöne Güter, ein glänzendes Vermögen, äußere Vorzüge, und war ſtolz darauf, die geprieſene Pulcheria, um die ſo viele warben, und die er zu lieben glaubte,

heimzuführen. An Geiſt, an Feſtigkeit, an Ausbildung, an innerm Werth kam er ihr auch auf das Fernſte nicht gleich. Gut und ſchwach, wie man zu ſagen pflegt, hieng er warm an ſeiner Gattin, ſo lange ſie ihm neu war, fand ſeine Eitelkeit in ihrem Beſitz Befriedigung, er war nachgebend und gefällig, ließ ſich beherrſchen und mißhandelte ſie nie, aber als nach einigen Jahren ſeine Ehe kinderlos blieb, als Jugendgefährten ihn zu früher gewohnten Ausſchweifungen verlockten, als in das kleine Gränzſtädtchen, vorzüglich der nahen Univerſität wegen, eine Schauſpielergeſellſchaft kam und neue Luſtbarkeiten und Feſte Tagesordnung wurden, Pulcheria an dem modiſchen, ungebundenen Leben beinahe nie Theil nehmen mochte, da entfernte ſich Craſt allmählich von ihr, da ward ſie ihm zu ernſt, zu trocken, da ſah er ſie nur ſelten, nur in flüchtigen Augenblicken, und ſuchte Verwand ſie aufs Neue zu verlaſſen.

Und wie betrug ſich Pulcheria? Sie hatte Craſt nie Liebe oder Leidenſchaft vorgegaukelt, die ſie nicht empfand, aber von dem Augenblick an, wo ſie ſich ihm verlobte, war ſie ſeine treue, herzliche Freundin, kam ſeinen Wünſchen zuvor, widmete ihm ihre Zeit und ihr Leben, ſuchte ihn zu erfreuen, und trat ihm in keiner ſeiner Neigungen ſtörend entgegen. Sie hatte ihm den tiefen Schmerz verbergen, mit welchem ſie von der Heimath und von ihren Freundinnen geſchieden war; ſie bildete diejenigen ihrer Talente aus, an denen Craſt Freude fand, opferte ſeiner Unterhaltung willig jede Stunde, die ſie gern auf innere Ausbildung oder auf den Briefwechſel mit ihren Jugendgenoſſinnen gewandt. Sie ließ das Craſt nie bemerken, behandelte ihn fortwährend mit Zartheit und Ergebenheit; ſuchte ihn

mild zum Beſſern zu lenken und geſtand ſich ſelbſt kaum ihre Vorzüge, ihre Ueberlegenheit; ihren Rath gab ſie einfach hin, wenn Craſt ihn begehrte, und durch ihre Bemühungen gewann ſein Haushalt mehr Ordnung, mehrte ſich ſein Vermögen, ordneten ſich ſeine Angelegenheiten. Auch ſie wünſchte innig Mutter zu werden, aber ſie verbarg dieſe ſo natürliche Sehnſucht und tröſtete nur Craſt. Als er aber anfieng ſie kälter zu behandeln, vom Pfade des Guten abzuweichen, da fühlte ſie, wie gut es der Himmel mit ihr meinte, indem er ihr heißes Flehen nicht erhörte. Sie hätte gern von ihrem Gemahl die gefährlichſten Freunde entfernt, ſie bot Alles auf, ihn an ſein Haus zu feſſeln. Kleine ſchuldloſe Vergnügungen ſann ſie aus, doch als ſie ſah, daß es ihr nicht gelang, ſo ſchwieg ſie und drängte ſich nicht auf. Kränklichkeit bot ihr einen willkommenen Vorwand, ſich von Luſtbarkeiten, in welche man ſie zu verwickeln ſtrebte, zurückzuziehen. Sie beſorgte in ihrer Einſamkeit die Geſchäfte ihres in Vergnügen ſchwimmenden Mannes, und kehrte zur Lektüre, zur im Pult ſtreng verſchloſſenen Schriftſtellerei, zur Geiſtes und Herzensbildung zurück, die ihre frohe Jugend verſchönert hatte. Wenn Craſt wiederkehrte, und einmal länger als ſonſt bei ihr blieb, ſo ſah er eine ruhige, in ſtiller Glorie ſchwebende Miene, hörte weder Vorwurf noch Klage, fand eine geiſtvolle, angenehme Unterhaltung, ward aber nie zum Bleiben gezwängt. Oft konnte er ſich dann Pulcheria's wahren Werth nicht bergen, er ſank mit wahrer Empfindung an den treuen Buſen ſeines Weibes, und es wäre ihr leicht geworden, jedes Geſtändniß, jede Verheißung von ihm zu erhalten, doch ſie wollte ſeine Vergehungen, ihr Unglück

nicht mit Zuverläſſigkeit erfahren, ihren Gemahl nicht als Verbrecher gedemüthigt ſehen, und vermied ſorgfältig ſolche Entwickelungen, von denen ſie richtig urtheilte, ſie nähertten nur augenblicklich, um mehr noch zu trennen. Da ſie nie eine Klage über ihre Lippen kommen ließ, niemand geſtattete, auch nur den kleinſten Tadel gegen Craſt auszuſprechen, ſo wußte ſie ſeine Untreue nicht beſtimmt, unterſagte ſich jeden Verdacht und begründete dadurch, daß Craſt ſeine Untugend wenigſtens nicht zur Schau ſtellte.

Ich will nicht darzuſtellen verſuchen, was ſie fühlte, was ſie litt, was ihre große Seele ertrug, da Craſt, ein Opfer ſeiner geheimen Vergehungen, bis in den Tod von ſeiner Frau gepflegt, mild und mit höchſter, zarteſter Schonung behandelt, ſtarb. Die ſchmerzlich verwundete Pulcheria ehrte Craſts Andenken durch tiefes Schweigen und zog ſich mehr als je von der Welt zurück. Nur wenig, geprüfte, anerkannt achtungswerthe Menſchen bildeten ihren Umgang. Unter dieſen war der gelehrte, weiſe, äußerlich ſcheinbar kalte, durch nichts glänzende Winnefried. Er ſchätzte Pulcheria, die ihn ſehr hoch achtete, er nahm ſich ihrer Angelegenheiten an, gab ihr Leitung und Rath, und bei durchaus verſchiedenartiger Natur, bei ſo Manchem, was äußerlich zwiſchen ihnen ſtand, wurden ſie einander durch Aehnlichkeit der Grundſätze, Uebereinſtimmung der Anſichten unmerklich näher, ſie gewöhnten ſich an einander, tauſchten Ideen und Kenntniſſe, lernten einander ganz verſtehen. Obgleich Winnefried frei und Pulcheria Wittwe war, dachten beide weder an Liebe noch eine Verbindung, bis ſie nach drei Jahren beide zugleich dem Gedanken Raum gaben: aber warum verbinden wir uns nicht? Gewöhnt, ſich nie etwas Wich-

tiges einander zu verbergen, ſprachen ſie darüber mit einander, der Entſchluß wurde bald gefaßt, die Hände folgten dem früher unbewußt geſchloſſenen Bunde der Herzen, wahre Liebe, die mit der Leidenſchaft nichts gemein hat, heiligte und beſeligte den ſchönen Bund.

Auf einem heitern, anmuthigen Landſitz, der ſehr einſam lag, lebte dieß glückliche Paar ſich ſelbſt, der Tugend, der Veredlung, und die ſchon dem achten Luſtrum nahe Pulcheria genas glücklich einer Tochter. Beide dankten dem Himmel feurig für dieſe nicht mehr gehoffte Gabe, und ließen Lidiens Erziehung ihre theuerſte Angelegenheit ſeyn. Ihre Ehe war das Heiligthum der Natur, der einfachen Glückſeligkeit und der höchſten Freundſchaft. In Beiden war nur Eine Seele, ſie laſen offen Einer in des Andern Herzen, und hatten keine treuere Sorge, als ſich gegenſeitig zu beglücken, aber ſie war ſo innig mit ihrem ganzen Weſen verwebt, daß ſie es ſelbſt kaum wußten; ſie hatten kein getheiltes Intereſſe und waren ein und das nemliche Weſen geworden. Jetzt erſt, im Herbſte des Lebens, blühten Pulcherien wahre Freuden, reine Glückſeligkeiten. Alle Aufmerkſamkeiten, Sorgen und Bemühungen, welche ihr während ihrer erſten Ehe nur Pflichterfüllung geweſen, ſchienen ihr nun das ſüßeſte Vergnügen. Sie legte Gewohnheiten vieler Jahre ab, nahm mit Leichtigkeit neue an, ſie geſtaltete ihr Betragen ſo gern, ſo einzig, ſo unaufgefordert nach des Geliebten Winken und nur errathenen Wünſchen, das große, ernſte, ſelbſtſtändige Weſen ward im Umfange ihres Hauſes wieder ſo ganz Weib, ward es mit Entzücken, und ihres Winnefrieds Wille ihre höchſte Vorſchrift. Ihn zu unterhalten ſtudirte ſie jetzt, für ihn ſchrieb ſie kleine

Aufſätze, ihm allein heiligte ſie jede Eigenſchaft des Geiſtes und des Herzens, ihr durch Leiden gebeugter Frohſinn kehrte wieder, ſeine Ueberlegenheit, ſeine höhern Kenntniſſe waren ihr Stolz, er war ihr Alles, aber Winnefried empfand und belohnte dem treuen Weibe die ſeltene Zartheit ihres Weſens, obgleich nie ein Wort darüber zwiſchen ihnen gewechſelt ward. Ihm, dem beſtändigen, dem wahrhaft tugendhaften Weiſen konnte kein Wechſel, kein Wandel einfallen, er und Pulcheria liebten einander mehr mit jedem Tage, ſie feierten durch Blicke und innere Gefühle jedes Jahr die Tage, wo ihre Freundſchaft begann, und wo ihr Ehebund ſich knüpfte, um ihre Silberlocke wanden noch frohe Enkel den Kranz von Immergrün und Jelängerjelieber und ihnen ward im ſehr hohen Alter die einſt dem Philemon und der Baucis verliehene Wohlthat, ſie ſtarben müde des langen Erdenwallens, aber noch immer treu ſich liebend, durch einen Blitzſtrahl, der bei dem heftigſten Gewitter ihr Landhaus getroffen. Man fand ſie, einander feſt umſchlungen haltend, ſchmerzlos ſchienen ſie hinübergeſchlummert in das Leben, wo ihrer Tugend und Zärtlichkeit ewige Vereinigung zum Lohn ward.

Lidie wurde in Allem der Mutter ſüßes Ebenbild. Auch in ihrem Weſen war dieſe himmliſche Zartheit, dieſ leiſe Gefühl des Schicklichen, dieſe Wahrheit und Herzenstreue, eine Folge der behutſamen und weiſen Leitung, durch welche die liebevollen Aeltern die herrlichen Anlagen des Kindes zum ſchönen Einklang ausbildeten. Handelte Lidie gut, ſo lobte man ſie nicht mit Worten, ſondern durch einen Blick, einen Händedruck; wenn ſie das Rechte that, ohne ſich darüber etwas zu wiſſen, ſo entgieng es ihr

nicht, daß der Vater zufrieden, die Mutter noch herzlicher war, aber wenn ſie ſich kindiſch mit Pflichterfüllung blähte, und aufzählte, was von ihr geſchehen ſey, ſo hörten und achteten die Aeltern nicht darauf. Pulcherie übertrug ihr frühe ſchon das Geſchäft, ihr Almoſen auszutheilen, war aber nur dann mit ihrem Eifer zufrieden, wenn es heimlich verborgen und ſo gelungen war, daß die Nothleidenden kaum wußten, woher ihnen die Unterſtützung kam. Sie ließ Lidien gern hülfreiche Hand leiſten, wenn ſie Winnefrieds Wünſche heimlich erfüllte, ihnen zuvorkam, jede Arbeit, zu der ſie fähig war, ſo wie nach Möglichkeit jeden Verdruß ihm erſparte, und wollte dann die Tochter dem Vater dieß triumphirend erzählen; ſo unterſagte es ihr Pulcherie ruhig und ernſt mit den Worten: Lidia, ſo etwas thut, aber ſagt man nicht! Sehr gut bemerkte ſie der Mutter Sorgfalt, alles Erheiternde, Frohe, Beglückende für den Vater zu ſammeln, und ihm ſchnell mitzutheilen, aber kleine Sorgen, häusliche Unannehmlichkeiten, widrige Kleinigkeiten ihm zu verſchweigen, ſie fragte auch wohl: warum das? und erhielt die Antwort: ich liebe ja den Vater! Wurden im Familienkreiſe große Thaten der Vorwelt geleſen, liebliche Züge der Gegenwart erzählt, ſo ſahe ſie, wie ihre Aeltern froh aufblickten, Winfried ſagte auch wohl, ſo iſt es recht, ſie ſah auch wohl ihre Mutter dem Gemahl die Hand drücken, aber große Ausrufungen erfolgten nicht, man lobte nicht mit Pathos, wunderte ſich nicht über die Sache als etwas Unerhörtes und zerlegte ſie noch weniger, ihren erhebenden Eindruck ſchwächend. Pulcherie lehrte ihrer Tochter in dem Betragen gegen Männer ein edel einfaches, offnes, eben ſo fern von Sprödigkeit, als vom Entgegenkommen bleibendes

Weſen beobachten, den Gecken mit ruhigem Ernſt von ſich entfernen, den rechtlichen verdienten Mann aber mit ſchuldiger Achtung behandeln; ſie geſtattete ihr keinen nahen Umgang mit Frauen, deren Herz minder ſorgſam gebildet war, ſie war die erſte, beſte, einzige Freundin ihrer Tochter, deren reiner Buſen ſich gern der Mutter öffnete, weil ſie nichts zu verbergen brauchte. Ich muß nun in meinem Gemälde-Cabinet den Vorhang fallen laſſen, ich darf nicht länger beleuchten, was ſich ſelbſt ſo ſehr empfiehlt, auch wäre jeder Zuſatz, jede Nutzanwendung ja wohl nicht blos überflüßig, ſondern eine Verletzung des holden Zaubers, dem ich durch dieſe Vorleſung huldigen wollte.

II.

Es iſt noch nicht lange, als wieder die Rede von der Erneuerung dieſer angenehmen Abende war, und vor drei Tagen entſchied es ſich, daß ſie den vorjährigen gleich bleiben ſollten. Heute wollten wir Inhalt und Ordnung der Vorleſungen verabreden und uns mit fremden Geiſtesprodukten ergötzen. Da ſchien es mir erwünſcht, doch durch irgend etwas Eignes zu beginnen, was Einleitung wäre, und da es bei der Kürze der Zeit nur eine unbedeutende Kleinigkeit, ſchwerlich etwas Belehrendes, Ausgezeichnetes ſeyn konnte, ſo fühlte ich, es ſey ausſchließlich an mir, dießmal den Anfang zu machen und ſpann die Ideenkette ein wenig fort. An dieſem Abend gedacht ich auch der vorjährigen Aufgabe etwas über geſellſchaftliche Freuden zu liefern, und fand ſie wieder zu ſchwer, zu umfaſſend für mich. Nun ward es bald eilf Uhr, und ich griff, wie gewöhnlich,

kurz vor dem Einſchlafen, nach leichter Geiſtesſpeiſe. Die periodiſche Schrift, die in meine Hände fiel, berührte, erwähnte die zarte Blumenſprache der Indier, da gedachte ich, mit welchem Antheil ich in den Jahren meiner Jugendblüthe an dieſer lieblichen Erfindung hieng, und den Menſchen vorzüglich Güte und Reinheit zutraute, die im Schooße der duftenden Flur ihr Sprachzimmer ſuchten, und heiterer, ſanfter bewegt, als wohl gewöhnlich, nach mühevollen Tagen des ernſteſten, ſchwerſten Berufs, umfiengen mich die wohlthätigen Arme des Schlummers. Morpheus ſchüttelte das ganze Füllhorn ſeiner Gaben auf mein ruhendes Haupt, und es entſtand eine Traumähnliche Dichtung, die in Ermangelung von etwas Beſſerm verleſen zu dürfen mir geſtattet ſey:

Lebensbilder.

Heliodore war im Schooße des Glücks geboren, alle Gaben des Reichthums, des Ranges, der Schönheit, der Kunſtfähigkeit, waren ihr Erbtheil geweſen. Sie hatte in der großen Welt in allen gewöhnlichen Lebensverhältniſſen ſich befunden, und im ruhigen Herbſt ihrer Tage ſich auf das Land zurückgezogen. Da lebte ſie ſehr einſam, nahm wenig Beſuche an, machte ſelbſt keine, ſie war, ihrem Wunſche nach, vergeſſen, und man wußte nichts von ihr, als daß ſie einen ſchönen, großen Garten angelegt, in welchem ſich alle Schätze des Blumenreichs, jedoch in ganz eigner Zuſammenſtellung, befänden.

Heliodore ſtand noch mit einer Jugendfreundin in Briefwechſel; dieſe beſaß eine einzige vierzehnjährige Toch-

ter, Myrrha, welche ſie ihr bei der Durchreiſe nach einer entfernten Stadt zuführte, wohin ſie ſie brachte, um dort ihre Erziehung zu vollenden. Myrrha war noch ganz Kind, ſie hatte von Heliodoren immer, als von einem höhern Weſen reden hören, ſie eilte ihr mit einer ſchüchternen Neugierde entgegen.

Am Morgen nach Myrrha's Ankunft rief Heliodore ſie zu ſich, und ſchlug ihr einen langen Spaziergang vor. Schon geſtern, begann Heliodore, wollteſt Du meinen Garten ſehen, aber es war zu ſpät und da er eine Hieroglyphe iſt, da er alles enthält und anmuthig ausſpricht, was ich Dir etwa, auf Bitten deiner Mutter, über das Leben zu ſagen hätte, bedurften wir einer längern Zeit; was ich von Lebensfreuden weiß, von Erfahrungen darüber ſammelte, das bietet Dir dieſe Blumenſchöpfung dar. Myrrha hieng erſtaunt an der Lehrerin Munde; ſie ſprang voraus, durchſtreifte das ganze Gebiet, kehrte dann wieder, und geſtend beſchämt Heliodoren: ich habe viel Schönes und Holdes geſehn, aber den hohen Sinn, den deine Weisheit hineinlegte, verſtand ich nicht. Das wußte ich wohl, ſagte Heliodore, komm nur mit mir.

Sie führte Myrrha zuerſt auf eine ſchöne Wieſe, deren dunkelgrüner Sammt mit tauſendfarbigen Blümchen geſchmückt war, die, allzumahl im Frühthau, herrlich funkelten. Siehe, ſagte die freundliche Führerin, die Freuden der Kindheit in dieſem bunten Teppich. Keine dieſer Blumen zeichnet ſich durch Größe und Seltenheit aus. Erwachſene bemerken ſie kaum, aber das liebliche Kind ruhet auf ihnen, pflückt Schürze und Händchen voll, findet immer

mehr und immer neue, und wird nie wieder ſo ganz unter Blumen ruhen, als hier.

Sie giengen weiter; unweit der Wieſe ſtand ein kleiner Luſtwald von Fruchtbäumen, alle in voller Blüthe. Der ſchlanke Kirſchbaum ſchmiegte ſich mit dem Schnee ſeines Wipfels an der Pfirſichblüthen Purpur, neben dem vielfarbigen, duftenden Apfelbaum ſtrebte die roſige Zwergmandelblüthe empor, und der zarte Roſenſchnee der Aprikoſen, die Silberblüthe der Birnbäume und ſeltenſten Pflaumen-Arten; alle Lieblinge Pomona's, die ſonſt nur einzeln in Fruchtgärten ſtehen, waren hier vereint, und Heliodore deutete ſie freundlich.

Nicht ohne Pflege und Geduld und Mühe geht dieſer ſchöne Anblick hervor, der auch im Spätjahr Genuß und Labung in köſtlichen Früchten verheißt. Es iſt das Bild der Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, die der Menſch erwerben kann und erwerben muß, wenn er nützlich im großen Kreiſe der menſchlichen Geſellſchaft zu wandeln gedenkt. Oft muß er ſich bücken und pflanzen und die Erde bereiten, und das Bäumchen verdorrt dann wohl auch, aber wenn es keimt und gedeiht und fleißig gewartet iſt, dann erneuen ſich dauernd Blüthen und Früchte, und auch die Blüthen ſind ſchön, denn wahrlich die Freude, etwas zu wiſſen und zu kennen, iſt eine der reinſten Lebensfreuden.

Myrrha, die nie ſo lieblich unterrichtet worden, hüpfte an den Hals der theuern Lehrerin, und wollte dort verweilen, aber mit ernſtem Lächeln führte Heliodore ſie weiter. Sie kamen nun an ein ſchönes, in holländiſchem Geſchmack angelegtes, Ziergärtlein, wo ein üppiger Hyacinthenflor, eine freundliche Anikelſammlung, ganze Beete voll der

ſeltenſten Nelken dem Auge ſich darſtellten, und bunte geruchloſe Tulpen als Einfaſſung prangten. Lange ergötzte ſich Myrrha ſchweigend an dieſem reichen Anblick, dann bat ſie um den Sinn dieſes Gärtleins. Ich habe verſucht, begann Heliodore, hier die Freuden zu ſchildern, welche Talente gewähren. Unter dem Flor glockenreicher Hyacinthen, der im Wechſel ſeltner, prangender Farben Harmonie und Wohllang hat, dachte ich mir die Wonnen der Tonkunſt, des Geſanges, die das Leben verſchönen, doch ihr Mißbrauch durch Eitelkeit und Gefallſucht betäubt, wie dieſer Blumen Duft im verſchloſſenen Zimmer, die am ſchönſten und erquickendſten am Buſen der Natur gedeihen. Neben dieſem Beet pflanzt' ich meine Aurikeln, ſie ſollen die geſelligen, bunten Freuden der Tanzesluſtbarkeiten deuten, wo Farbe mit Farbe wechſelt, ſie ſind angenehm, doch geruchlos, ſchmücken nur eine ſehr kurze Frühlingszeit, und müſſen vor jeder entreihenden Hand, vor jeder unſanften Berührung gehütet werden, wie denn nur zu oft dieſe an ſich unſchuldigen Freuden der Geſelligkeit durch Leidenſchaften getrübt werden. Wenn Du einſt Bälle und Maskeraden beſuchſt, meine Myrrha, wirſt Du dieß Gleichniß ganz verſtehen. Die Nelken, ſo verſchieden und mannichfaltig an Farbe und Zeichnung, ſo lange blühend, ſollen die Freuden des weiblichen Fleißes in tauſend künſtlichen holden Beſchäftigungen verſinnlichen, welche die Stunden mit Genuß ſchmücken, die Einſamkeit der Frauen erheitern und Herz und Auge erfreuen, da ſie doch immer von der fleißigen Künſtlerin zu einem Andenken und Zeichen reiner Zärtlichkeit, als eine Gabe des Danks und der Liebe, geweiht werden, und das Gefühl, aus welchem ſie hervorge-

hen, jede Mühe der Arbeit verſüßt. Die bunten, glänzenden Tulpen ſind die Freuden am Schmuck, an dem Beifall und der Huldigung der Männer. Eine Tulpe iſt eine Coquette, man bewundert ſie von fern, doch ſie feſſelt und nützt nicht und hat keinen bleibenden Werth, doch ſchien es mir nicht unnöthig, das ganze Gebiet hier mit ihnen einzufaſſen, auch dieß iſt im menſchlichen Leben gegründet. Doch folge mir weiter, ich führe Dich, meine holde Myrrha, einige Minuten in mein freundliches Küchengärtchen, ſiehe hier ganze Büſche Lavendel, tauſend nützliche Blumen im Verein, und mir dünkt, Du haſt es ſchon als Sinnbild häuslicher Freuden der wirthlichen Hausfrau erkannt, die nur Ordnung, nicht Pracht, Reinlichkeit, nicht Schönheit, Nutzen, nicht Glanz im engen Bezirk ihrer Haushaltung ſucht. Du blickſt freundlich hin, aber es feſſelt Deine Aufmerkſamkeit minder, meine gute Myrrha, und doch bitte ich, laß Dich gern hier nieder, beſuche von hier aus die andern Theile des Gartens, aber einheimiſch ſey hier und laſſe keines dieſer Kräuter unbeachtet; ſie nützen alle, vielen wohnt heilſame, ſtärkende, erquickende Kraft inne. Wenn Du ſie fremd werden ließeſt, lieber in den vergüldeten Treibhäuſern weilteſt, die dort gegenüber uns winken, dann iſt das reine Glück Deines Lebens dahin. Doch komm, ſiehe auch dieſe. Myrrha trat nun in einen künſtlichen, geheizten Garten, wo ſo viele fremde, prachtvolle Blumen aus allen Welttheilen ihre Blicke feſſelten und ihr die Sprache raubten. Heliodore ſah ruhig zu, bis Myrrha, betäubt von der ungewohnten Wärme, von den vielen, gemiſchten, ſtarken Düften, trunken von der Fülle der Eindrücke, ſich zu entfernen und friſche Luft zu athmen wünſchte. Helio-

dore ließ ſie bis an die Schwelle treten und fragte dann bedeutend: Iſt es denn nicht ſchön? Zu ſchön, zu bunt, zu viel, mir ſchwindelt, antwortete die kindliche Myrrha, und vergaß die Erklärung zu erbitten, doch die Lehrerin ſagte freundlich: Dies bezeichnet die Freuden großer Hauptſtädte, ſo wirken die mannichfaltigen Luſtbarkeiten rauſchender Geſellſchaft, die man dort auf einander häuft. Es ſind Treibhauspflanzen, ſie dauern nicht, bedürfen ſtets künſtlicher Luft, nützen ſelten, ſchaden oft, aber darauf wird nicht geachtet, wenn ſie nur ſelten und koſtbar ſind, die Sinne berauſchen, die Zeit ausfüllen, den Menſchen von ſich ſelbſt hinwegführen. Jeder reine, unerfahrne Jüngling, jede zarte, ſchuldloſe Jungfrau, die unvorbereitet hinein tritt in dieſen Wirbel des Genuſſes, wird, wie Du, betäubt, trunken, wünſcht ſich bald in die gewohnte reinere Luft zurück, doch je öfter der Verſuch wiederholt wird, je länger ſie darin verweilen, je vertrauter werden ſie damit, je mehr bewundern ſie die ſchönen Einzelnheiten, je weniger vermögen ſie wieder Geſchmack zu finden an den kunſtloſen Blumen der heimathlichen Gärten und Fluren und an ihren ſanften Düften! Sie verlangen nun nur etwas Neues, recht Buntes, recht Anregendes, dringen weiter und weiter, auch in jenes letzte Gemach, welches Du noch nicht bemerkt, das zwar auch herrlich prangende Gewächſe, die aber lauter Giftblumen ſind, in ſich ſchließt, die Tod und Verderben, oft ſchnell, oft langſam, aber immer gewiß, erzeugen. Gute, liebe Myrrha, Du ſchauderſt, ich beflecke Deine reine Seele nicht, ich höre auf, ohne die vielen Blumen zu nennen, und bemerke nur noch, daß man einige davon einzeln und mit Vorſicht aus dieſen Treibanſtalten hinüber nehmen kann,

um unſere Wohnung damit zu ſchmücken. So findeſt Du in derſelben Hydrangia mutabilis, als Repräſentantin des Kunſtgeſchmacks, Tuberoſen, Tazetten, Granaten, ſpaniſchen Jaſmin, als Sinnbilder der unterhaltenden Bühne. Doch liebe Myrtha, Du haſt Dich noch nicht ſelbſt wieder gefunden, und mein Garten enthält noch viel Schätze. Komm und ruhe auf jener Bank, von Sirenen jeder Art, weiß, blau und röthlich umſchattet, ſie harmoniren ſo gut als Darſtellung eines leichten, traulichen Geſprächs, beſtimmt, ſich wieder zu ſammeln von widerſtreitenden Eindrücken. Siehe, dort blüht die Reſeda. Heliotrop, die reiche Miſchung von Geranium, wilde in der bunten Farbenpracht, zierlich und ſinnreich in ihrer Verſchiedenartigkeit der Zeichnung und Geſtalt, und ſanft und wohlthuend in ihren zarten Düften. Nimm ſie als Sinnbild der heitern und reinen Genüſſe, welche ernſte, gehaltvolle Bücher und Austauſch der Gemüther im freundſchaftlichen Briefwechſel gewähren. Nun aber komm und ſieh noch ſchönere Theile meines Gartens! Heliodore führte die jugendliche Schöne nun in einen bezaubernden Pomeranzenhayn, und ſprach: Dieß ſind die zarten Gefilde der Liebe, wohl Dir, wenn Dich eine mütterliche Hand in denſelben leitet! Nur hier entſprießen Blätter, Blüthen und Früchte zugleich, doch ſie bedürfen ein ſeltnes Clima, einen reinen, ſonnigen Himmel, die Blüthe iſt nicht denkbar ohne der Unſchuld reizende Farbe, die Frucht iſt ſüß, aber Nahrung iſt ſie nicht allein für das Leben, und wer nur immer in dieſem ſchönen Duſte weilen wollte, würde nur zu bald betäubt ſich fühlen, komm einſt als glücklich Verlobte in dieſe Zauberkreiſe zurück, ſo wirſt Du mich ganz verſtehen! Jetzt aber laß uns hinüberwandeln

in den hohen Akazienwald, der ſich an dieſen Orangenhayn eng anſchließt, und ihm Schutzwehr iſt gegen Stürme und Froſt. Ich weihte ihn zum Heiligthum der Freundſchaft. Wie einfach, wie ſchön, wie lieblich, wie beſcheiden duftend, wie dem Froſt nicht unterwerfen, wie Schatten verleihend, wachſend in jedem Himmelsſtrich, wie des treuen Bundes edler, nur durch das Gute verbundener Herzen ſprechendes Bild! Myrrha's Auge funkelte Dank, und ſie meinte nun am Ziele zu ſeyn, weil etwas Holderes wohl ſchwerlich ſich fände, doch Heliodore zeigte auf einen Theil des Akazienwaldes, auf deſſen Mittelpunkt, Myrrha folgte dem Wink und ſie fand ſich in einem Tempel wieder, er war nicht aus Steinen erbaut, ſeine Säulen waren Roſen, moosige, purpurfarbene, weiße, immer Eine duftender, köſtlicher als die Andere, in hohen Wölbungen eng verbunden, das Lieblichſte, was die Phantaſie nur zu erdenken vermag. Da trat Heliodore zu der ſanft entzückten Myrrha, und ſprach:

Nur ſo vermocht' ich die Freuden des Wohlthuns, der Tugend, des belohnenden Bewußtſeyns zu träumen, nur ſo Zauber, Lieblichkeit, hohe Schönheit zu vereinen, und die Roſe, der Blumen reizendſte, ſüß duftendſte, mannichfachſte, ſie, welche der Perſer die Blume nennt, als ſey Blume nur ſie, da er alle andere mit einem Namen bezeichnet, wählte ich zum Bild der edelſten, erhabenſten Freuden, auch ſie ſind von Dornen umgeben, der Anfeindung, der Bemühung, des Verkanntwerdens, — auch ſie ſind zart und leicht entblättert, auch ſie ſcheinen verſchieden und gehören alle zu Einem Geſchlecht. Dich, geliebtes Kind, will ich jetzt an Stirn und Buſen mit Roſen ſchmücken,

als Ausdruck des herzlichsten Wunsches, daß es Dir nie an solchen Freuden fehle! —

Und hier verschwand alles — Traum und Phantasie waren dem Morgen, der Wirklichkeit gewichen, mir blieb der Eindruck der Zaubergebilde, der Wunsch, für diesen unsern lieben Kreis sie festzuhalten, und der Gedanke, daß diese unsere anspruchlose, unschuldige, heute wieder beginnende Freude wohl mit einem Maiblumenstrauß zu vergleichen sey.

1805.

Weihnachtlied.

Geboren ist das Heil der Welt,
Die Nacht ist ewig nun erhellt,
Die Liebe siegt mit Himmelsmacht,
Sie leuchtet durch die Wundernacht.

Sie macht das Hoh' und Niedre gleich,
Sie bringt der Welt das Himmelreich,
Sie winkt mit süßem Kindesblick,
Und führt zum Vater uns zurück.

So hat der Herr sich offenbart,
Daß er ein zartes Kindlein ward.
O, fallet nieder, betet an,
Was nie ein Geist ergründen kann!

Elise Ehehardt.

Weihnachtgebet einer Mutter.

Er iſt erwacht, der Stern der Sterne,
Blickt mir ins tiefſte Herz hinein,
O, Vater, laß mich nimmer ferne
Vom Lichte deiner Liebe ſeyn!

Laß mich mit Dank die Huld erkennen,
Die du mir ſchenkſt, der ich nicht werth,
Für dich in ſolcher Lieb' entbrennen,
Die Menſchenhuld nicht mehr begehrt.

Erhalt' mir deine ſüßen Gaben,
Die Abendſonnen meiner Bahn,
Die liebevollen, holden Knaben,
Laß ſie, o Herr, dein Licht empfahn!

Laß ſie vor dir in Unſchuld wandeln,
Gieb ihnen Wahrheit, Kraft und Treu,
Gieb feſten Willen, reines Handeln,
Des Laſters Haß, des Böſen Scheu.

Wohl Manches hätt' ich noch zu flehen,
Ich leg' es in des Vaters Hand,
Erhört muß jedes Flehn ſich ſehen,
Wenn es ſich, Gott, zu dir gewandt.

Heut, wo ein menſchlich kindiſch Lallen
Von meines Heilands Lippen klang,
Laß dir des Herzens Fleh'n gefallen,
Es ſteigt zu dir als Lobgeſang!

Helmine.

Die Waldkapelle.

Romanze.

Dort, wo der hohen, ſchlanken Ulmen Dunkel
Das enge Thal umkränzet ſtill und grün,
Wo heller prangt der Sterne mild Geſunkel,
Und tauſendfarbig ſüße Blumen blühn,
Dort iſt geweihet jede Blüthenſtelle,
Benetzt von klaren Bächleins Silberwelle.

Ein Kirchlein hebt aus dichtgewebten Zweigen
Still, wie die Andacht, ſeinen Thurm empor,
Wo fromm Gebete auf zum Himmel ſteigen,
Vereinet mit der Vöglein munterm Chor,
Der heilgen Mutter iſt nach alter Sitte
Geweiht der Altar in des Waldes Mitte.

Kein Pilger nahte dieſem Friedensorte,
Der betend nicht Verehrung hier gezeigt,
Und gläubig an des Tempels offner Pforte
Am Wanderſtab ſein flehend Haupt geneigt,
Der in dem kleinen, ſtillen Heiligthume
Nicht weilend pflückte eine Himmelsblume.

Oft ſah man mit dem Strahl der Morgenröthe
Sich eine zarte Jungfrau ſittig nah'n,
Die Hände ſtill gefalten im Gebete,
Mit Augen, die nur nach dem Himmel ſah'n;
Inbrünſtig weilt' ſie an des Altars Stufen,
Um Troſt ſich und Erbarmen zu errufen.

Auch heute naht ſie im Verklärungsglanze,
Der koſend wie der Weſt auf Blumen ruht,
Auch heute naht ſie mit dem Epheukranze,
Geweihet durch des Herzens Opfergluth.
Sie ſchmücket ſtill beim Hauch der Morgenwinde
Die heilge Mutter ſammt dem ſchönen Kinde.

Und tiefe Ruhe und ein ſüßer Frieden
Vermählt ſich mit der Blumen zartem Duft,
Denn Tröſtung ward vom Himmel ihr beſchieden,
Um die ſo oft ihr banges Sehnen ruft;
Die Wehmuth ehrend ihrer frommen Seele,
Klagt leiſer nur die ſanfte Philomele.

Du heil'ge Jungfrau, ſprach ſie, blick hernieder,
Verſage mir dein mild Erbarmen nicht,
Und bringe bald den theuern Freund mir wieder,
Eh' noch mein Herz in banger Sehnſucht bricht.
Für deinen Sohn iſt er hinweggezogen,
Auf Meereswogen, in des Kampfes Wogen!

Der Jahre ſind ſo viele ſchon vergangen,
Und keine Kunde lindert, ach! mein Leid,
Ein banges Sehnen bleicht die rothen Wangen,
Nur Thränen lieb ich und die Einſamkeit.
O, blicke ſegnend du auf mich hernieder,
Gieb meinen Oskar mir, mein Leben wieder!

Da tönt es plötzlich in den ſtillen Hallen:
O, guter Gott! Iſt's Bertha's Stimme nicht?
Und einen Pilger ſieht die Jungfrau wallen,
Er ſchwankt und bebt, ihm fehlt der Augen Licht,

Gelehnet auf des Führers kräft'gem Arme,
Steht er vor ihr, entſtellt von innerm Harme.

Sie hört den Ruf, und blicket mit Verlangen,
Nach ihm, wohl kennt ihr Herz der Stimme Laut,
Und es ergreift ſie namenloſes Bangen,
Als ſie den heißerſehnten Oskar ſchaut;
Denn ach, erloſchen ſind in weiter Ferne
Des holden Freundes ſchöne Augenſterne!

Doch er iſt da, wie kann ſie trauernd beben,
Iſt doch ihr glüh'nder, einz'ger Wunſch geſtillt,
Ihm kann ſie wieder weihen Herz und Leben,
In ſeine Nacht ſtrahlt ihre Liebe mild,
Und innig küſſend ſeine bleichen Wangen,
Hält weinend ſie den theuern Freund umfangen.

„Iſt auch vernichtet Deiner Jugendblüthe,
Iſt es dahin, der Augen ſüßes Licht,
Das ahnungsvoll mein Herz mit Luſt durchglühte,
Zerreißt doch dieß das Band der Treue nicht;
So reiche mir die Hand zum ew'gen Bunde
Und Engel feiern dieſe heil'ge Stunde!

Nur Liebe kann Dich durch das Leben führen,
Mit Roſen Deinen dunkeln Pfad beſtreu'n,
Kein harter Stein ſoll Deinen Fuß berühren,
Der Sorg' um Dich will ich mein Leben weih'n,
Und treulich mit dir theilend Luſt und Leiden,
Kann nur das Grab von meinem Glück mich ſcheiden!“

So ſpricht die Holde, — und mit frohem Beben
Der blinde Oskar ihr zu Füßen ſinkt,
Will dankend gern den Blick zu ihr erheben,
Der nun als Perl im dunkeln Auge blinkt.
Was treu ſich liebt, das wird ſich nimmer laſſen,
Was ſchwer geprüft, ſich feſter nur umfaſſen.

Theophanie.

Scenen

aus

einer Herbſt-Villeggiatura

in Albano.

An

meine geliebte älteſte Tochter,

Charlotte Pauly,

geborne Brun.

1802.

Besuch der Stätte, wo einst Alba-Longa war.

Im October 1802.

Unsere theuren Freunde Zoëga und Fernow kamen heute freudig unsern Berg herangestiegen, um uns zu verkünden, daß die gewünschte Wohnung gefunden sei, und zwar in der Villa di Malta, auf der Stirn des Pinzianischen Hügels, in denselben Zimmern, welche einst Amalie von Weimar (die Mnemosine des Musenchors, welches ihre Mutterpflege einst dort versammelte) und Herder bewohnten! Wo ich nun wie sie, aus dem Gärtchen am Hause, in Angelika Kaufmanns blumenduftendes Heiligthum hinabsehen, und freundnachbarlichen Gruß geben und empfangen kann. Wo Zoëga mir nahe wohnt, — und von wo aus ich aus immer grünem Schatten und holder Einsamkeit den größten Theil der ewigen Stadt überblicke!

In unser aller frohem Muthe beschlossen wir eine Wallfarth nach dem jetzigen Kapuzinerkloster Pallazzouli, welches nach der Meinung Zoëga's (und welche andere wöge diese auf?) an der Stätte der alten latinischen Bundeskönigin Alba-Longa liegt. Als ich vor sieben Jahren diesen für mich unvergeßlichen Weg zurücklegte, war eben alles Nutzholz umher gehauen; dagegen war das ganze Amphitheater (dessen Arena der See ist) mit grünenden Blumenteppichen behangen; denn es war im May und alles duftete ringsum. Jetzt schattete schon das hoch aufgeschossene Gebüsch und wölbte von einem sich verengenden Absatze des durch vulkanische

Ausbrüche vertieften und gebildeten Seegeſtades ſich in natürlichen Lauben auf den andern herab. Unter den friſchen Schatten glänzten in einzelnen Sträußern das zierliche Ciklamen und einige Spätlinge von Sommergewächſen. Die vielen, theils von ſelbſt entſtandenen, theils durch das Ausfahren von Pozzolana und Peperine gewölbten Grotten, enthüllten tauſendfache Schönheiten: Denn die Cryptogamiſchen Pflanzen lieben dieſe feuchten Grotten, denen oft ein kleiner Silberfaden entrieſelt, und ſchmücken und bekleiden ſolche von innen mit dem hellen Grün ihrer phantaſtiſch geſtalteten Blätter, während von außen das Epheu, ſolche mit ſtarken Armen umrankend, ſie mit des ausgezackten Laubes Fülle üppig bekleidet. Wer weiß, ob nicht Numitor und Amulius dieſe Grotten höhlten, um aus dem Geſtein ihre Wohnungen zu erbauen?

Der Hain duftete friſch; die Eichen, Kaſtanien, Nuß- und Ulmenbäume ſind noch Sommergrün; allein die gleichſam in halber Trunkenheit reizend umherirrende wilde Rebe flicht ſchon Purpur- und Citronen-Farben des Herbſtes in die dunklen Schatten. Nie würde ich ermüden, unter dieſen Laubgewölben zu wandeln und in dieſe gerundete von ſanften Schauern umathmete Tiefe zu blicken. Ehe man die letzte Felſenjähe bis zum Kloſter herabkömmt, verliert ſich zur Rechten eine Grotte unter einer mächtig ſchroffen Felſenwand, die ein friſches Haingebüſch krönt. Sie iſt hoch gewölbt, und geräumig: Schwere Pfeiler ſtützen und trennen die mächtigen Wölbungen! Nichts iſt grandioſer zu erdenken, als ihre Oeffnungen gegen Wald und See; nichts entzückender als die Ausblicke, wenn man darin iſt! Wölbungen, Pfeiler und Boden ſind mit dem Schleier des

leicht verwobenen Adianthums an der Sonnenſeite geſchmückt, an der des Schattens mit vielfarbigen Mooſen wie angehaucht, — an der Erde kehren die heilgrünen Pflanzen aus dem Dunkel die zarten Häupter ſchmachtend dem Lichte zu. Am Eingang der Grotte fängt ein reicher marmorner Kaſten ein reich hervorſprudelndes, luſthelles Quellwaſſer auf. Sicher war dieſe Grotte einſt den Nymphen des ſchönen Quells heilig: Hieher kamen die Töchter Alba-Longa's, die glänzenden Gewänder zu ſpülen, oder in ſchön geformten Gefäßen Waſſer zu ſchöpfen! Geſang und ſüßes Mädchengeſchwätz umtönten rings dieſe ſchöne Stätte, welche nun Schauer der Erinnerung umgiebt!

Bald war die letzte Höhe erreicht, und wir vor dem Kloſter, welches mit ſeinen Gebäuden, der Kirche und den Gartenmauern lang und ſchmal ſich auf engem Rande zwiſchen der überſteigenden Felswand, und der ſtürzenden Tiefe des Sees hinzieht. Warum aber kommen mir der See, die Geſtade, die Felſenwände, ja ſelbſt der erhabene Gipfel des Albaniſchen Berges, kurz alles, was mich umgiebt, kleiner und niedrer vor? Wahrſcheinlich, weil meine Phantaſie ſieben Jahre Zeit gehabt hat, alles mit den dunkelklaren Schleiern der Vergangenheit vergrößernd zu umhüllen. Nur der Alpen heiligerhabene und ſchauervolle Größe erreichen ihre kühnſten Zaubergewebe nicht, und die unendlich wogende Fülle des Meeres!

Aus dem langen, engen Garten, der zwiſchen dem ſteigenden Felſen und der ſinkenden Tiefe ſich hinzieht, blickt man, auf dem Gemäuer ſitzend, in die ſchaumige, grünende Spiegelfläche des Sees, und über ſeinen Trichterrand hinweg, zwiſchen Caſtell Gandolfo's thürmenden

Gipfeln, und Marino's reizenden Hainen, in die weitesfene Campagne, und wir würden Rom geſehen haben, hätten nicht Dünſte dort gewaltet.

In dieſem Kloſter möchte ich, (wie die Künſtler es ſo oft thun, meine Villeggiatura halten *)! An der ſchroffſteigenden Felswand iſt das Frontiſpiz vom Grabe eines römiſchen Conſuls eingehauen, ein rohes Basrelief: Unſers Zoëgas geübter Falkenblick erkannte und ließ uns erkennen: Sechs Faſces (Bündel) zu jeder Seite gleichſam als Frontiſpiz Colonnade hingereiht: in der Mitte ſteht die Sella Curulis und daneben der Scepter mit dem Adler.

Das Feſt aller Seelen.

Es beginnt mit dem erſten Tage des Novembers, und hat unter den Jammererſcheinungen, welche uns hier umgeben, einen beſonders tiefſchaurigen Charakter. Ueberall ertönt das hohle „per le povere Anime del Purgatorio!“ Ach, und die Elenden, welche in Schaaren unſer Haus belagern, ſehen ſelbſt ſo bleich, abgezehrt und ſchattenartig aus, daß ſchwerlich würdigere Repräſentanten der Fegefeuerbewohner gefunden werden könnten. Sie flehen um Geld zur Linderung der ſchmachtenden Seelen, und um Brod für die Lebenden zugleich. Ich fand zwei junge Schweſtern hier im Hauſe, von denen die eine, bei einer wohlhabenden Familie arbeitend, blühend und wohlgenährt war; die an-

*) So nennen die Italiener den Herbſtaufenthalt auf dem Lande.

dere, nicht ſo glücklich, hatte alles Leiden der Hungerjahre erduldet, und trug die Spuren deſſelben im bleichen Antlitz, den kaum die langen, ſchneeweißen Zähne bedeckenden Lippen, ſo wie in einem gewiſſen begierig ſtralenden Blicke der dunkeln Augen. Ich nahm dieſe arme Luzia für die Zeit meines Aufenthalts ins Haus, um ſie wo möglich auszufüttern. Beide kamen um Almoſen „per le povere Anime!“ zu bitten, welches beide auch erhielten. Die bleiche Kranke ging ſogleich in die Kirche, die Gabe zur Seelenmeſſe zum Beſten des mütterlichen Geiſtes in die Hände der jetzt (trotz des Hungers und der Franzoſenaufklärung) reiche Erndte haltenden Kapuzinermönche, zu überliefern. Die rothbackigte aber flüſterte Vonſietten zu: „Ich will kein Narr ſeyn und das Geld den dicken Mönchen bringen, ſondern mir lieber Zuckerbohnen dafür kaufen.“ Verzuckerte Bohnen aber ſind eine zu dieſem Feſte gehörige Näſcherei. Hier hatte die Afteraufklärung alſo Lüge und Hartherzigkeit im Gefolge! Denn erſtens glaubte ſie ſelbſt ſicher nur halb die Unwirkſamkeit der zu leſenden Seelenmeſſen, ſo wie die Unredlichkeit der Mönche, — und zweitens waren ihre Verwandten alle in tiefer Noth. Die arme Luzia gelang es mir aber nicht, während dem Monate meines Aufenthalts in Albano, nur einigermaßen herzuſtellen. Sie aß viel, aber ohne Gedeihen, obgleich ich leichte und zugleich nahrhafte Speiſe für ſie beſorgte, und im folgenden Winter war ſie am Fieber todtkrank.

Während, ſo lange der Tag dauert, die ganze Natur das trübe Feſt der Schatten mit zu begehen ſcheint, und der Notus mit ſtarkem Fittig aus dem Meere ſchwere Wolken, rund wie Mongolfieren, über die Campagna hin, an

unſern Berg treibt, deren jede ihre Urne über uns ausleert, ehe denn ſie am Albaner Berge landet, und die Sonne ſelbſt in den Zwiſchenräumen nur blaſſe Strahlen verſendet, glänzt alle Abende die Kirche von Albano hellerleuchtet; zwar iſt das Innere ſchwarz bekleidet und mit Todtenbeinen dekorirt, aber der Hochaltar iſt eine Lichtmaſſe, und eine volle Muſik erſchallt. Die Kunſt bei der Beleuchtung iſt auch hier bemerkbar, — der ganze Raum ſcheint verklärt, und die Kirche doppelt groß; die Hoſtie ſchwebt im Glanze, und die halbverhungerten Bettlerſchaaren vergeſſen beim feſtlichen Anblicke ihr Elend. Und nun hielt der Kapuziner eine wahrhaft poetiſchbegeiſterte Rede, woraus folgende Stelle mir geblieben iſt: „Stellet Euch alle Flammen des Aetna in einem brennenden Punkt vereinigt vor, — und ich ſage Euch, wenn ihr aus dem Fegefeuer in dieſe kämet, ihr würdet glauben, unter den Schatten eines kühlen Waldes, an friſchen Quellen zu wandeln! — Nun in dieſer Glut, gegen welche gehalten alles Erdenfeuer Kühlung iſt, ſchmachtet dein Vater, deine Mutter, dein Bruder, deine Schweſter, dein Gatte, dein Weib, deine Tochter, dein Sohn! Du kannſt durch eine geringe Gabe ihre Quaalen mildern, und du wollteſt ſie verſagen?“ Nach der Rede ertönte eine ſanft klagende Muſik, welche nach und nach, bis zur Heiterkeit ſteigend, wie ein Aether zerfließt. — Auf den Flügeln der Töne und im Glanze des Hochaltars glaubt man die erlöſten Seelen ſchweben zu ſehen!

Wer dabei nicht das Hemd vom Leibe, und den letzten Biſſen nicht aus dem Munde gäbe, müßte ja ein Felſenherz haben! Und Benſ..tten und ich ſagten uns leiſe: Sicher nicht wir. Es liegt aber ein Gefühl tief im In-

nern der Menſchenſeele, welches uns zuflüſtert: daß wir ſo, wie wir da gehen und ſtehen, unfähig ſind, in eine höhere Ordnung der Dinge überzugehen; und da es dem Sinnenmenſchen beinahe unmöglich iſt, ſich einen von allen Körperhüllen und Sinneneindrücken abgelöſten und ausgeſchiedenen Zuſtand vorzuſtellen, ſo iſt die Idee des Fegefeuers, d. h. eines reinigenden Ueberganges ins höhere Seyn eine der natürlichſten, ſo wie ſie in den ehrwürdigſten Myſterien des Alterthums wohl eine der vorherrſchenden war. Und uns Chriſten kann, deucht mich, allein das große Wort vom Kreuze: „Heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſeyn!“ tröſtend beruhigen. Alſo nicht mit kaltem Lächeln wohnten wir dieſem Feſte bei, welches in ſeinem Entſtehen ſehr menſchlich geiſtig iſt, aber mit tiefer Trauer über den Misbrauch und entwürdigenden Gedanken, dieſſeits, wie jenſeits, durch Geld die Folgen der Sünden abwenden und die ewige Gerechtigkeit beſtechen zu können. — Gebete für die theuern Todten, an die ewige Barmherzigkeit vertrauenvoll gerichtet, wären hingegen für die Seelen der Lebenden ein ſchönes Opfer der treuen, unvergeſſenden Liebe, und ſind es auch ſo, von den Beſſern dargebracht.

Die Veiretten.

Albano im November 1802.

Der Spätherbſt, oder vielmehr der zweite Frühling dieſes herrlichen Landes war in ſeiner mildrührenden Schön-

heit erſchienen. Die Lüfte klärten ſich mit jedem Tage reiner aus, und die von den vorhergehenden Sirocconächten beengte Bruſt athmete mit wolluſtvoller Empfindung dieſen leichten Lebensäther ein. Wir ritten erſt den romantiſch einſamen Fußſteig unter Caſtell Gandolfo, zwiſchen der thürmenden Höhe und der ſtürzenden Kratertiefe des Sees. Die Luft war ſo recht lebenswarm, alle Pflanzen dufteten, auf dem Hügelrücken vor Marino ſahen wir das Meer wie einen Silbergürtel die bräunliche Campagna umziehen. Wie ſtolz prangt die wohl einzig ſchöne Piniengruppe, vom luſtigen Berghaupte aus dem hohen Garten des Papſtes wie ein Phantaſienbild in ein klaſſiſchſchönes Ganzes, mit dem Palaſte und dem ſchönen Dome der Kirche vereint! Wie ſchauert tief der See kaum gekräuſelt in ſeinem halbbeſchatteten Keſſelufer! Wie ehrwürdig hebt der alte Albaner Berg ſein umwaldetes Haupt, von glänzenden Wölkchen umſchlichen! Staunend verſinkt der Geiſt in den Abgrund ſeiner Vergangenheit, ſeiner Bildung durch vulkaniſche Eruptionen, welche alle Geſchichte überalterv, und deren Spuren doch alle dieſe Felſen und Geſtade und die ganze Geologie der römiſchen Campagna ſo unverkennbar darbieten,*) als

*) Es hat mich immer bei den leiſen Spuren eines höhern Alterthums als deſſen, welches die früheröffnende Fackel der Geſchichte beleuchtet, und welche in Italien, und beſonders in Roms Umgegend nicht ſelten ſind, angeſchauert, wie am Rande eines unermeßlichen Abgrundes; zu dieſen gehört der Name Janiculus, der uralte des capitoliniſchen Hügels, Saturnia! wie dieß ahnende Gefühl beides erhöht und beſtätigt ward, als die erſte Kunde von den wunderbaren, vor anderthalb Jahren an eben dieſem mir ſo genau bekannten Seegeſtade zwiſchen Caſtell Gandolfo und Marino gefundenen Grabgefäßen und Todtenurnen zu mir gelangte, läßt ſich kaum ausdrücken! Man fand ſie

auch dieſe Gefilde die Pflegreichen waren, — und als die Feuerrachen, welche von Civitavecchia an im Weſten bis zu den Höhen von Bolſena hin, und auf der andern Seite

---

beim Ausgraben zu einem neuen Wege zuerſt, unter Pouzzolans Schichten und Peperino-Lagern; der Peperino aber iſt eine Lava Breccia, hart genug, um Thürpfoſten, Treppen und Fenſterrahmen daraus zu bauen, wie überall in dieſer Gegend geſchieht. Anfangs erhob ſich der proſaiſche Zweifel an allem, wovon nichts oder nichts genau zu berechnendes geſchrieben ſteht, auch gegen dieſe aus Gräbern thuende Stimme der Urzeit! allein es beſtätigt ſich immer mehr, daß dieſe in großer Menge gefundnen (ſchon überſteigt ihre Anzahl 1000) Gefäße und Menſchenaſche und Knochen enthaltenden Todtenurnen nicht unter den oft ſich gleich Vorhängern über die Felswände erſtreckenden, zu Tuff verhärteten Pouzzolanmaſſen eingeſcharrten, ſondern von ihnen überdeckt gefunden wurden. Folgende neuſte Nachricht aus Rom widerſpricht jener beſchränkten Anſicht gänzlich, die, weil ſich Bernſtein-Kügelchen in den Gefäßen finden und weil die Form der der Urnen andrer Nationen ähnelt, ſolche für Ueberreſte eines in ſehr bekannten Zeiten an dieſen Ufern gelagerten Germaniſchen Truppenkorps erklärt; ſo ſchrieb man meiner Tochter: „Sagen Sie der Mutter, daß ich die Vaſen, welche ſie ſo ſehr intereſſiren, nun endlich ſelbſt geſehen: Es ſind deren (große und kleine untereinander) ſchon über 1000. Das große Hauptgefäß, (wahrſcheinlich jedes Grabes) das, welches die Aſche bewahrt, hat immer die Form einer Hütte; einer Hütte zur Wohnung (und nach dem in meinen Händen ſich befindenden Kupferſtiche gerade die Form der in der Campagna noch gebräuchlichen Hütten der Hirten, die da Milchſpeiſen und Käſe bereiten). Eine einzige hat die Geſtalt eines Helmes. Ich bin nicht gelehrt genug, zu entſcheiden, ob dieſe Gefäße, über alle Geſchichte hinaus, aus einem Alterthume ſtammen, wohin beinahe die Phantaſie nicht reicht. Aber das weiß ich, daß ihr Anblick mich tief bewegt hat. Noch jetzt finden ſich auf jener Kante des Albaner See's zwiſchen Caſtell-Gandolfo und Marino ähnliche Vaſen, wenn man Scapati macht; (Scapati nennt man, wenn man eine neue Anpflanzung von Reben macht, wobei man ſehr tief in die Erde gehen muß). Ehe man noch die rothige

von Velletri an der Gränze der Pontinischen Sümpfe im Süden, dann über den Albaner und Algidus hin, bis übers Thal von Palästrina, die Glutströme sich ergossen, und alle diese hohen Feuerösen das Land auswarfen, auf dem Rom einst die Welt beherrschen sollte! Als die ganze weite

---

Tiefe bekannt, findet man Schichten Peperine: man sprengt diese und findet darunter die großen Gefäße, (die das eigentliche Grab sind) welche diese Vasen enthalten, darum sind solche so unverletzt, weil sie in den großen thönernen Gefäßen standen, welche durchaus die noch jetzt übliche Form der großen Oelbehälter haben, die man Pettine nennt. Die Abenarbeit an diesen Vasen ist außerordentlich unvollkommen; die kleinen Metallarbeiten, welche man darinnen gefunden hat, als kleine Ringe, Lanzen, Schilde, sind in ihrer Art bei weitem vollkommener. So weit unsere Freundin im Jahr 1818. Später erhielt ich den Procès verbal, den die zahlreichen Zeugen dieser interessanten Entdeckung, Arbeiter bei der Wegearbeit und beim Rebenbergantegen, Besitzer der Grundstücke, Ingenieur-Offiziere, beim Wegebau angestellt, u. s. w. haben aufnehmen lassen, und dem zufolge: die 2½ Fuß hohen Gefäße (das eigentliche Grab, welches die Aschentöpfe, Pateren, Wein- und Oelkrüge, und eine Art von künstlichen kleinen Gefäßen, um wohlriechende auszudampfen zu lassen, enthielt) unter Lagern von Peperino mit verhärtetem Tuff (wie so oft in diesen Gegenden) zusammengebacken gefunden wurden, welche 2 bis 3 Fuß mächtig waren, und eine Ausdehnung hatten über die Felder, welche ganz unbestimmbar, weil hier in einer gewissen Tiefe fast überall Felsengrund ist, den man theilweise sprengt (und es kann, weil es oft eine Lava Peperino, — Auskrinde nur von einigen Fußen Mächtigkeit ist, unter welchen wieder Erdschichten sich finden, wo der Rebstock wurzeln kann,) um ihn zum Weinberg zu benutzen. Dieß bewiesen und zugegeben, daß die vulkanische Activität dieses Gebirgsstockes, dessen Hauptheile man im Alterthume den Albanischen Berg und den Algidus nannte, alle Geschichte überragt, — wie kann man zweifeln, durch diese zufällige Entdeckung in den Besitz der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts in der alten Saturnia gekommen zu seyn?

Anmerk. d. Verfass. vom Jahre 1819.

Campagna erſt eine Lava, Aſche- und Schlackenwüſte war! Die Seen von Bolſena, Monteroſi, Viterbo, von Nemi, und du ſtiller Spiegel Albano's, flammende Schlünde, und die unſterblichen ſieben Hügel', Lava und Pouzzolanbänke! In Marino beſtiegen wir unſern Wagen, um nach Rocca di Papa zu fahren, von dem wir ohngefähr dreiviertelmeilen Weges entfernt waren, und welches wir wie ein in ſtrigoniſcher Größe durch eines Hohlſpiegels Hülfe erblicktes Weſpennneſt, grau aus grau, an der Corniſche ſeines Lavafelſens beinahe über uns hängen ſahen. — Allein ein uralter Zauberwald lag noch zwiſchen uns und unſerm Felſenziele! Auf dem unter Rebgärten ſanft ſteigenden, offenen Wege erfreute es mich, dieſe ſo wohl beſtellt, die Einfriſtungen ſo wohl unterhalten, und die lebendigen Hecken ſo gerade beſchnitten und reinlich gehalten zu ſehen, wie es nöthig iſt, wenn ſie ihrem Zwecke entſprechen ſollen. Bald erreichten wir den tiefſchattenden, ehrfurchtgebietenden Kaſtanienwald, von dem uns ſo wenig Arges ahnete, wie dem muthigen Rinaldo; — „pieno d'orrore" erſchien er uns zwar „ma del orror natio *)!" Es umgiebt aber dieſer ſchauerliche uralte Hain den Gipfel des Albaner Berges von allen Seiten. Wir blickten hier noch unter den Baumäſten in das fruchtbare Thal delle Molline, welches das Gebirge in ſeine zwei Theile, den alten Algidus und Albaner Berg theilt, deſſen Gipfel jetzt Monte Cavo heißt. An dieſem liegen die Städte Albano, Caſtell Gandolfo, Laricia, Nemi, Genzano, Marino, Rocca di Papa, und auf der Stätte

*) Zwar ſchauervoll, aber voll eigenem angebornen Schauer! Worte aus der Gerusalemme liberata im 13. Geſange.
Anmerk. d. Verf.

des alten Alba Longa das Kloſter Palazzuoli, an Jenem die Abtei von Grotta Ferrata Frascati, Rocca Priori, Monte Compiti. Jenes war das alte Municipium von Tuskulum. Alba-Longa, Remi, Laricia kämpften mit Rom, und am Ferentinischen Quell in Marino verſammelten ſich die Repräſentanten der Föderation des alten latiniſchen Bundes, deren Schutzgott der Jupiter des Albaniſchen Berges war, und deſſen Hauptort Alba-Longa. — Wie voll Lebens war dies alte Latium, wie voll geſunder, jugendlicher Entwickelungskraft ehe die Wölfin ſich erhob, und ein langer Kampf begann, von dem Latium, als ſolches betrachtet, ſich nie wieder erholte, und in welchem er zu Grunde ging, der alte friedliche Bund der 31 latiniſchen Städte! und vor dem latiniſchen Volke, — vor dem Saturniſchen Reiche, (deſſen Gründer mit der Erntesichel, doch wohl wahrſcheinlich, drohenden Naturerſcheinungen der kleinaſiatiſchen Küſte entfloh, um im ſtillen, abgelegenen Lande ein friedliches Reich zu gründen,) — wer warnte ihre Erſtlingsbewohner, deren Aſche unter den ſpäter entſtandenen, und doch ſelbſt über allen Mythus hinaus gebildeten Peperinoſchichten ruht? Doch hier reicht kein Senkblei der forſchenden Vernunft aus — und nur die Phantaſie ſchwebt mit verbreiteten Schwingen über dem unermeßlichen Grabe, welches die bildende und zerſtörende Iſis den auftretenden und verſchwindenden Menſchengeſchlechtern bereitet! In ähnlichen Gedanken verloren, hatte auch Wenſtetten nicht bemerkt, daß unſer römiſcher Kutſcher des Weges nicht kundig war, und uns (die in dem weichen vulkaniſchen Tuffgeſtein eingehöhlten Regenbachſpuren für Wege nehmend) im weiten Forſt kreuz und quer fuhr.

Bald hielten wir den Rauch der Kohlenmeiler für Hüttenrauch, bald das Schallen der mörderiſchen Holzart für den Verkünder häuslichen Lebens, — allein immer tiefer dunkelte der Hain, und obwohl wir Rocca di Papa auf ſeinem Felſen hellbeglänzt von der Nachmittagsſonne, hier und da und dort, ſo wie wir im Labyrinth der Verirrung uns wendeten, durch die Baumwipfel ſchimmern ſahen, bot ſich uns doch durchaus der einzige Weg nicht dar, der zum Felſenneſte führt, welches wir deutlich genug erblickten, um das Gewühl eines Marktes, in den abhängigen Straßen zu bemerken. Der Kutſcher in Leidenſchaft verſetzt durch die Schaam der Verirrung, (nach ſeiner Verſicherung aller dieſer Wege kundig zu ſeyn,) fluchte zähneknirſchend — und erklärte endlich: er wiſſe weder Weg noch Steg, und ſey zum erſtenmal in ſeinem Leben hier! Bonſietten war aber gegangen den rechten Weg zu ſuchen, — als wir (Ida und ich) einen ſtarken Fußpfad entdeckten, den aber ich Schwache zu erſteigen mich unfähig fühlte. Nun erklärte der Kutſcher dieſen hinanſteigen und uns Eſel herabbringen zu wollen, um ſo die Stadt zu erreichen. Es ſchien ſo nahe; ich ließ ihn gehen, da ja doch Bonſietten alle Augenblicke wieder kommen mußte. — Nun waren Ida und ich, im weiten, Jahrtauſendalten ſchaurigen Haine, ganz allein! Leiſe regten ſich in uns die Erinnerungen an ſo manche Raub- und Mordthaten, welche Hunger und Noth in dieſem Herbſte gerade hervorgebracht, und von denen uns täglich die oft übertriebenen Nachrichten von allen Seiten zukamen, ſo daß niemand mehr unbewaffnet gieng, und ach! Bonſietten kam nicht zurück, ſo ſehnend wir auch ſeinen Namen, ſo laut wir vermochten, durch den Hain erklingen ließen.

Nur ein gebrochenes Echo antwortete in einzelnen Silben.

Es war ſchon Nachmittag zwiſchen 4 und 5 und die Schatten begannen ſich zu verlängern. Meine ſüße Ida verbarg mir mit liebender Kindlichkeit ihre Angſt. — Sie war damals im 10ten Jahre und ſchon hatte ein römiſcher Klaviermeiſter (denn Singen wollte ich das geſunde aber zarte Mägdlein noch nicht lernen laſſen) den Schatz von himmliſchen Wohllaut entdeckt, der in der jungen Bruſt verborgen war; doch übte er heimlich nur kleine Volkslieder. Plötzlich ſagt Ida: Weißt Du was, mein Mütterchen? wenn die Räuber kommen, ſo will ich ſo ſchön ſingen, daß ſie uns gewiß nicht todt machen ſollen! Dieß Inſtinktmäßige Bewußtſeyn, die kindliche Hoffnung und die wirklich bedenkliche Lage, in der wir uns befanden, brachten mir zugleich die Thränen in die Augen, und das Lächeln auf die Wangen. Das Peinlichſte war, daß ich mich nicht rühren durfte, denn der Kutſcher hatte mir die Zügel in die Hand gegeben und Ida konnte ich dieſelben nicht anvertrauen. Auch fand ich vorſichtig, jedes Geräuſch zu vermeiden, denn nun hörten wir von mehrern Seiten Stimmen der vom Markte zurückkehrenden Volksgruppen. — Auch ſahen wir von hoch herab allerlei Geſindel ſich im Walde verlieren. Jetzt begann es nun uns im tiefen Walde wirklich ſchon zu dämmern; purpurne Lichter glänzten von den alten Baumſtämmen, und fielen in leiſen Abſtufungen, gleichſam wie verhallend, durch die düſtern Perſpectiven der Haingewölbe, wo weißgebleichte Baumſtämme, abgehauene Stümpfe, einzelne Felſenmaſſen phantaſtiſche Erſcheinungen hervorbrachten. Dabei hieng das verwünſchte Recca di

Papa, nun vom Abendroth beleuchtet, in täuſchender Nähe verdeutlicht, beinahe über uns vom Felſen herab, wie eins jener verzauberten Schlöſſer, die vor dem ermatteten Wanderer fliehen, — oder jener Traumgeſichter, in denen der Schlafende, durch unlösbare Bande gefeſſelt, unfähig iſt, dem nahen Gegenſtande ſeines Verlangens auch nur um ein Haar breit ſich zu nähern. Indem wir ſo ſaßen in aller Qual der Ungewißheit befangen, kommt ein ordentlich gekleideter Mann in einiger Entfernung ſeitwärts von Marine her gegangen, und ſcheint quer durch den Wald einem Richtpfade zu folgen. — Auch er entdeckte uns von fern im flachen einfallenden Abendrothe, wo man tief durch die Wälder ſieht, und eilt zu uns; der ehrliche Mann erſtarrte ganz vor Verwunderung: „Ma Signora, come mai siete capitato qui?“ *) rief er mit Erſtaunen! Wir erzählten ihm unſere Geſchichte, und er ſagte uns: „Der Kutſcher iſt ſicher ruhig im Wirthshauſe von Rocca di Papa und zecht! Ich bin dort zu Hauſe und eile hinauf, ihn herab zu treiben, denn wahrlich, Sie ſind nicht ſicher hier! Nun ſagten wir ihm auch, unſer Freund fehle, und ſei, wie wir fürchten müßten, verirrt. Da antwortete er ſchnell: „che Dio l'ajuto“ **) und eilte ſeitwärts den Felſen hinan.

Jetzt war unſere Angſt für uns ſelbſt ſo ziemlich vorüber, denn die Nähe von Rocca di Papa und der Eifer, den der gute Mann gezeigt, waren uns für die ſchnelle Rückkehr des Kutſchers Bürge. — Allein jetzt begann die

*) Wie in aller Welt ſind Sie hieher gekommen?

**) Dem helfe Gott!

eben ſo peinliche für unſern Freund, der ſich ja nicht im Wirthshauſe von Rocca di Papa würde haben aufhalten laſſen, und alſo unfehlbar in den tiefen Wäldern verirrt ſeyn müßte. Bald kam auch wirklich der Kutſcher, aber, wie wir gefürchtet hatten, allein, und ſeine verlängerte Abweſenheit damit entſchuldigend, daß er Herrn von Vouſſetten vergeblich im ganzen Städtchen geſucht, und ihn eben ſo vergeblich nachgefragt habe! — Die Unruhe dieſes Menſchen um ihn war unverkennbar. Er ſuchte ſo eilends wie möglich aus dem Walde auf die große Landſtraße nach Marino zu kommen, und nun giengs wie im Fluge zum Städtchen hinein, wo ich eine Familie kannte, vor deren Hauſe hielten wir, und ruhten nicht eher, bis einige Männer zu Pferde mit Fackeln auf dem Wege zum Zauberwalde waren, um den Verirrten zu befreien. Mit klopfendem Herzen eilten wir weiter auf dem freien Hügelrücken zwiſchen Marino und Caſtell Gandolfo. Noch verweilte ein prachtvolles heſperiſches Spätroth in aller Glorie dieſer Lüfte — der Hain zu Marino war mit bräunlichem Golde durchwebt, und alle ſeine maleriſchen Baumwipfel und Epheugewinde ſchienen im tiefen Glutſchein lebendig! Das erhabene Caſtell Gandolfo warf einen gigantiſchen Schlagſchatten quer über den See hin auf das hohe Ufer von Pallazzuoli. Der Gipfel des Albaniſchen Bergs ſtand noch in dunkelnder Glut; aber der See ſchien mit jedem Augenblick tiefer in die Schatten zu verſinken — und ach, hoch über dem terraſſirten Seegeſtade und aus dem Zauberwalde richtete ſich zur andern Seite das unerreichbare Rocca di Papa im halbhinſterbenden Abendſcheine nun kühn von ſeinem Lavafelſen auf! Hier begegnete der entgegengeſchickte Bediente

unſers Vonſletten uns. Er war richtig im Walde irre gegangen, und der Himmel weiß, was aus ihm geworden, ohne die Dazwiſchenkunft eines Kapuziners aus dem Kloſter Pallazzuli, welcher ihn den langen Weg um's jenſeitige Ufer führte, bis er, vom Kloſter an, die wohlbekannten Pfade nach Albano betrat, wo er lange ſchon angekommen aber herzlich ermüdet, ſich die Begier des Tranks und der Speiſe ſtillte. Nun beruhigt, verweilten wir auf dieſem weitüberſchauenden freien Bergrücken, der feierlichen Veſperſtunde Ruh uns hingebend.

Im hellen Himmelblau lag jenſeits des Thals von Paleſtrina der Bergſteß von Tivoli, die hingereihten Berge Sabinas und der verinſelte Soraktes, dunkler umblauten die dahin fliehenden Bergreihen von Viterbo, Monteſiascone, und endlich der hohe alte Volkan von Radicofani. Azurblau glühte noch das Meer unter dem flammenden Heerde der geſunkenen Sonne, und neben uns überſchwebte der junge Mond den tiefen See der Schatten!*) — Eine bunte Ziegenheerde, bunter geſtreift vom Abendlichte, belebte dieß Zaubergemählde, begleitet vom dudelſackähnlichen Spiele der Hirtenknaben. — So idilliſch löſete ſich der Knoten der Angſt, der unſere Herzen umſpannt hatte, im Genuſſe der ſchönſten Abendſtunde auf! Heiter und ſtill rollten wir durch die Jahrtauſendalten Haingewölbe. In der Allee von Caſtell Gandolfo begrüßten wir die wohlbekannten Sitze vor dem Franziskaner-Kloſter, winkten dem tiefru-

*) Dir, meine Lotte, darf ich es wohl ſagen, daß an dieſem Abend Deiner Mutter Gedicht: Der Albanerſee, in ihrer Seele entſtanden ward.

Anm. d. Verf.

henden See eine gute Nacht zu, und fanden in Albano unſern wohlbehaltenen Freund.

Fahrt von Fraskati über Monte Porzio nach Rom.

Als wir uns in Fraskati nach der Wohnung des abdikirten Königs von Sardinien erkundigten, wußte man uns ſolche auf der Straße nicht anzugeben, und erſt, als wir, von unſerm Miethbedienten begleitet, das Häuschen am Ende der Stadt aufſuchten, welches ich 1796 im Frühjahre mit Dir bewohnte, zeigte uns derſelbe in der abgelegenen Villa Falconieri die Wohnung des unglücklichen Königs. Es iſt aber dieſe untere Villa Falconieri die beſcheidenſte der Fraskatiſchen Prachtvillen, und wie traurig war der Anblick derſelben! Die meiſten Fenſterladen des mäßig großen Hauſes waren verſchloſſen, rund umher alles ſtill, der Garten verfallen, melancholiſche Oede umgab das Gebäude!

Der Sohn, der eigentliche König, iſt durch einen Machtſpruch des Tyrannen aus Rom in das Bergſtädtchen Genzano verbannt. In dieſer Gegend ſchien uns das Bild des Hungers weniger auffallend hervorzutreten, als um Albano.

Wir fuhren über Mondragone nach Monte Porzio. Der Morgen war entzückend; der ganze große Schauplatz lag, hell angeglänzt vom reinen Morgenlicht, deutlich aufgeſchloſſen um uns da. Die Terraſſe vor dem, wie aus

Felſen gehauenen Rieſenadlerneſt Mondragone, ſo wie deſſen erhaben einſame Lage, haben etwas ahnungsvoll Schauriges. Der weite Hain hundertjähriger majeſtätiſcher Pinien, welche die blitzgetroffenen, ſturmgebeugten Wipfel trauernd erheben, die grauſige Oede, die das ungeheure Gebäude umgiebt, welches alle Schauer der Erinnerung an das Wahngeſchick der Familie Cenci umſchweben, das Aufſliegen aus ihren hohen Horſten aufgeſchreckter Raubvögel, gleich den Manen des entſchwundenen tragiſchen Geſchlechts erſcheinend, — alles erfüllte uns mit geheimem Grauen, und Ida's Bitte, doch nicht in das Geſpenſterneſt zu gehen ward heute willig erfüllt *).

Allein auf der Terraſſe hielten uns die Reize der ewig jungen, heitern Natur feſt, und umhüllten mit ihren Zauberſchleiern eine düſtere Vergangenheit! Es iſt die Ausſicht hier ſo ungeheuer, wie das Gebäude, und die von Cyclopenhänden aufgebirgte Terraſſe, welche ſie beherrſchen, — und in tiefes Staunen verloren, ſchweigend, erſchüttert, verließen wir dieſelbe.

Die kleine anmuthige Fahrt bis Monte Porcio war ein wahres Freudenfeſt. — Leicht ſchlingt ſich der Weg, dieſe Hügel gürtend, unter Ulmen, Maulbeeren und deutſchen Eichen hin. Die Sonne war heiß, die Luft rein, die Vögel ſangen. Bald waren die zwei Miglien zurückgelegt, und wir klommen den ſteilen runden Hügel hinan, welcher das Städtchen krönt. Von fern eine win-

*) Lies über die Geſchichte der Familie Cenci in dem trefflichen Werke der Dr v. d. Necke nach.

Anm. d. V.

kende Wohnſtätte, drinnen eine Wohnung der Armuth und der empörendſten Unreinlichkeit. Wir ſuchten den freien terraſſirten Platz auf, welcher den Bewohnern zum abendlichen Spaziergange und Luftſchöpfen dienen ſollte — und fanden denſelben zu einem Gebrauche benutzt und vor ſieben Jahren wie heute dazu herkömmlich eingeweiht, welcher wenigſtens (ſo wie der Zuſtand des Ackerbaues umher) beweißt, daß die Nachkommen der Porcier der Erde nicht das große Vehikel des Ackerbaues, den natürlichen Tribut aller Weſen an ſie, zu gute kommen laſſen, und nur den Beinamen von den Catonen übrig haben. Kaum fanden wir ein Räumchen, wo wir ohne Eckel ſtehen konnten. Welch ein profanirtes Heiligthum! Es hat dieſe Aus- und Umſicht im ſchärfſten Contraſt mit jenem Gigantenausblick von Mondragone, einen ſtillen, ſüßen Reiz, der feſſelt, wenn jene Schauer erregt. Ein holdbegrüntes Amphitheater der umſtehenden Berghäupter des Algidus entfaltet ſich in wildromantiſchen Berggeländen, ſchroffſteigenden Höhen, von denen Eichen und Kaſtanienwälder, noch ſommergrün, herabſchimmern; dazwiſchen glänzen die hohen, friſchen Bergwieſen; auf dem Gipfel eines ſchroffen Felsbergs liegt das Städtchen Monte Campiti mahleriſch, gleichſam vom Abſturze die Tiefe überhängend. Nahe unter uns iſt der runde, iſolirte Vorhügel Monte Collonna mit ſeinem Dörfchen in Wein- und Obſtgärten gehüllt. Der Anbau des Landes ſcheint hier doch etwas weniger vernachläſſigt wie am Albano-Gebirge. Gern wären wir noch heute über dieß Städchen zurückgekehrt, allein der Weg ſey cattivissimo, verſicherte der Kutſcher; auch ſchien er ihn nicht recht zu kennen, und wir, an das Abentheuer von Rocco di Papa

uns erinnernd, entſagten. Wir blickten tief zwiſchen Sabina und Abruzzo in ätheriſche Bergfernen, wo ſchon beſchneite Berghäupter glänzend die Perſpective ſchloſſen. Indem wir rund um das Städtchen giengen, ſchloß ſich nach und nach das bewundrungswürdigſte Panorama auf! Es öffnet ſich die ganze Campagna; zur Linken lagerte ſich Fraskati mit ſeinen majeſtätiſchen Hainen und Gruppen von Eichen, Platanen, Pinien und Cypreſſen unter dem tuskulaniſchen Bergſcheitel hin; zur Rechten blickſt du um die Bergecke des Algidus ins hohe Bergthal Paleſtrina, welches die vulkaniſche Vorwelt des Algidus und Albanus, von der Neptuniſchen Urwelt der Apenninen ſcheidet. Da liegt auf weißblickendem Kalkbergfuß das Städtchen Paleſtrina.

Wir fuhren nicht bis ganz nach Mondragone zurück, ſondern kehrten unterweges in den Garten ein, der zu einem Gebäude gehört, in welchem die Schüler des Collegio Romano ihre Herbſt-Villeggiatura halten, und wo wir unter Oelbäumen ein frugales Frühſtück einnahmen. Dann fuhren wir einen ſchroffen, läſterlich ſtoßenden, Weg hinab, unter Mondragone und Fraskati tief hin; da ſahen wir einen einſamen Meierhof liegen, neben dem antikes Gemäuer uns aus wilderndem Gebüſch anblickte. Wir waren ſchnell aus dem Wagen und giengen in den offnen leeren Hof des Gebäudes; — alles war wie ausgeſtorben, denn jetzt iſt hier die beſte Viehweide, und die Menſchen ſammlen ſchon die erſten Oliven. Seitwärts vom Hofe liefen 5 bis 7 lange gewölbte Hallen unter dem Gemäuer von vollkommenem opus reticulatum ein, größer wie die Waſſerbehälter des Albaniſchen Proteriums, aber kleiner wie die der

Villa Maecens in Tivoli. Am Ende derſelben (denn man konnte wie gewöhnlich durch Oeffnungen aus einer Halle in die andere gehen) ſchließt ſich im ſpitzen Winkel eine lange Seitenhalle an, hier war noch der Stuck friſch wie von geſtern, und glatt polirt. Ganze Familien von Cryptogamien tapezierten die Mauern, wo nur ein Tagesſtrahl einfiel. Die Grotten waren von der Länge, daß eben das Mittagslicht durch die Oeffnungen an die Endmauer ſchien. Nur Gmelin kannte dieſe Ruinen und hat ſie gezeichnet.

Immer ſehr ſchnell hinabfahrend mit ſo herrlichen Rückblicken auf die ſcenhaften Gebäude und Baumgruppen Fraskati's, Mondragone's, der Villa Ceuci, der Ruffinella u. ſ. w., daß ich, dem holperigen Wege zum Trotz, beinahe den ganzen Weg hinab rückwärts ſaß, tauchten wir plötzlich in die erhabene Wüſte der römiſchen Campagna, wo beſonders um dieſe Jahreszeit, wenn alle Erndten früher wie auf der Berghöhe geerndtet ſind, alles Leben ausgeſtorben ſcheint! Bald wären wir an der ſchönen Fontaine Papſt Clemens XII. — Warum wurde kein ſchattender Hain ums herumgepflanzt, daß der ermüdete Wanderer ſich erſt ablühlen könnte vor dem kalten Trunke? Dann fuhren wir unter dem großen Aquäduktbogen Porta Furba, wo alte und erneuerte Waſſerleitungen zuſammenſtoßen, und bald den hohen Hügel mit dem Grabe des Kaiſers Severus *) hinter uns laſſend, zur Porta St. Giovanni nach Rom hinein. Es iſt unter den groſſartigen Einfahrten von Rom, als dem Rom aller Zeiten, dieſe doch wohl die imponirendſte! Die Stadtmauern, das Thor ſelbſt ſind alt — und es

*) Er regierte von 361 bis 411.

dehnen ſich die letztern, mit den prachtvollen Hallenreihen der alten Waſſerleitungen und dem Gemäuer des alten Caſtrums, von allen Seiten einen ungeheuren Raum umfangend, majeſtätiſch umher. Vor ſich erblickt man die Prachtgebäude der lateraniſchen Kirche; daneben glänzt das koloſſale griechiſche Moſaik an der großen Blende der Scala ſanta von fern einem entgegen. Seitwärts ſteht im Schatten der gewaltigen Mauern die ehrwürdige Kirche Croce di Gerusalemme; zu beiden Seiten von mahleriſchen Gruppen des alten Caſtrum und eines Venus-Tempels umgeben. Dort hebt ſich die elegante Geſtalt des Decagons, Minerva Medica benannt! Dann den Obelisk des Conſtans vorbei, und die ſchöne Kirche Maria Maggiore, mit der einzig übrigen Säule vom Friedenstempel der Flavier und dem Obelisk aus dem Circus des Caracalla. Das Coliſäum vorbei, dann den Quirinale hinein, hindurch die ungeheure Straße über den zierlichen Platz der Vier Springbrunnen (Quattro Fontane), welche die Winkel von vier Straßen bezeichnen, jede durch eine Perſpective voll Pracht auf einen großen Augpunkt endend, unter denen ich mir heute die Koloſſen vom Quirinale auswählte; dann den Platz Barbarini hinan, mit dem gewaltigen Palaſte belaſtet, der aus der Bekleidung des Coliſäums erbaut ward. Nun zur Rechten hinein und zwiſchen Gartenmauern hinein, hinan, bis da, wo auf der Höhe des Pinzeus, unter reizenden Baumgruppen unſere entzückende Wohnung, die Villa di Malta uns empfängt.

Friederike Brun, geborne Münter.

Die Sage vom Reinhardsbrunn.

Es war im Sommer 1042, als Graf Ludwig mit dem Barte, Vicedom von Thüringen, ſein neu erbautes Schloß, die Schauenburg genannt, durch ein in dieſer Gegend nie erlebtes Feſt ſeinen Nachbarn und Freunden aufthat. Er hatte es zu dem Tage angeſetzt, an welchem er die, von dem heiligen Bonifazius in dieſem Lande errichtete erſte Chriſtliche Kirche, auf dem Altenberge gelegen, die er erweitert und erneuert hatte, zum Gottesdienſt einweihen ließ. Auch ſollte zugleich ſein erſtgebohrner Sohn, Graf Ludwig, nachmals der Springer geheißen, die heilige Taufe empfangen.

Barde, Erzbiſchof von Mainz, der Ludwigs Freund war und ihn als Vicedom in Thüringen eingeſetzt hatte, kam ſelbſt herbei, die Kirche zu weihen, und in ſeinem Gefolge führte er, unter vielen geiſtlichen und weltlichen Herren, einen jungen Ritter, nur unter dem Namen Reinhard bekannt, der ſich ſowohl durch ſeine herrliche Geſtalt auszeichnete, als er durch ſeine finſire Schwermuth und das Geheimnißvolle, was über ſeinen Stand und Abkunft verbreitet war, allgemeine Theilnahme erregte. Daß er ſich mit jedem der anweſenden Edlen meſſen durfte, bewies die Huld des Erzbiſchofs, die mehr Freundſchaft als Herablaſſung ausdrückte, und die liebreiche Aufnahme, die er bei Graf Ludwigen und ſeiner ſchönen Gemahlin Cäcilie, Tochter Markgraf Ludolfs von Sachſen, fand. Die andern hohen Gäſte, unter ihnen

der Herzog von Braunſchweig, Graf Günther von Schwarzburg, der Graf von Keſernburg, die von Gleichen, Mühlberg und Henneberg, ehrten ihn, den ihr freundlicher Wirth gleich einen Sohn oder Bruder zu lieben ſchien, und forſchten nicht, das Geheimniß zu enthüllen, das man ſo ſorgſam zu verſchleiern ſuchte.

Als nun der Tag des Herrn erſchien, der zur Kirchweihe beſtimmt war, und der ſo feierlich, wie noch nie zuvor Einer in Thüringen, begangen werden ſollte; da ſahe man ſchon in früher Morgenſtunde von allen Seiten her Züge von Landleuten und Bewohnern der benachbarten Städte herbei kommen, die, den geliebten Herrn zu begrüßen, ſich erſt vor der Schauenburg verſammelten; denn Graf Ludwig hatte großes Heil über das Thüringer Land gebracht und erzeigte ſeinen Unterthanen durch umſichtige Weisheit täglich viel Gutes. Auch brachten ſie ihm ihre Glückwünſche zu der Geburt des Sohnes, ihres dereinſtigen Beherrſchers, und zogen dann, der Erzbiſchof und die hohen Gäſte voraus, den Berg hinauf, wo, von der Morgenſonne mit einer Glorie umfloſſen, die Kirche thronte.

Zahlreiches Hirtenvolk, aus einem fremden Stamm entſproſſen, das Graf Ludwig in einem Thale, in tiefſter Verborgenheit lebend, gefunden, ſchloß ſich hier an ſie an; was in der Kirche ſelbſt nicht Raum hatte, lagerte ſich rund umher auf dem grünen Raſenteppich, wo eine ſolche Stille herrſchte, daß auch keines der ſalbungsreichen Worte, die den Lippen des Erzbiſchofs entquollen, außen verloren gieng.

Als nun die Kirche zur Ehre St. Johannis und der Mutter Gottes geweiht, Graf Ludwigs Sohn getauft, und

der Segen geſprochen war, begann vom Chor herab ein Lobgeſang, dem Herrn für das gelungene Werk zu danken. Und wie nun aller Augen ſich hinauf zu den Sängern richteten, da trat, wie eine Himmelsbotin, eine Jungfrau unter ſie, und ihre Stimme tönte gleich der eines Engels hervor, und es war, als ob mit der wehmüthigen Rührung, welche die Anweſenden ergriff, ſich ein ſeliger Friede, eine tiefe Ruhe in alle Gemüther ſenkte.

Wie dann der Gottesdienſt geendet war, und Graf Ludwig befahl, daß die Sängerin vor ihm erſcheine, da wurde ſie nirgends mehr gefunden; und obſchon es hieß: es ſey eine junge Hirtin geweſen, die ſich aus Scheu und Demuth ſchnell wieder entfernt, ſo verbreitete ſich doch die Meinung: Gott ſelbſt habe einen Seraph geſendet, das ihm wohlgefällige Feſt zu verherrlichen; denn, wo wäre wohl, ſagten viele, ein Menſchenkind, deſſen Antlitz dem eines Engels ſo gleich ſey, und das weiße, blendende Gewand, der Lilienkranz in den goldnen Locken, ſchienen dieſe frommen Vermuthungen zu beſtätigen.

Die Kirche war nun leer, bis auf einen Betenden, der, auf die Stufen des Altars niedergeſunken, Gott mit aller Inbrunſt dankte, daß er in jener Himmelsſtimme auch ihm die verlorne Ruhe zurückgegeben, und die Blutſchuld, die ihn ſeit Jahren gedrückt, und die er ſo hart gebüßt, von ihm genommen hatte.

Es war Reinhard! — Noch ſchwebte das himmliſche Gebilde vor ſeiner Seele; die klaren, engelreinen Augen, die im Niederſenken, — er war es ſich deutlich bewußt! — minutenlang auf ihm geruht. Sie glänzten, wie lichte Sterne, in die dunkle Nacht, die ſein junges Leben bisher

umhallt; und er gelobte ſich ſtill, dieſe Straken, die ihm den Frieden wieder gegeben, zu ſeinen Führern zu erkieſen, und für das Wunder, ſo ſie an ihm gethan, zu leben und zu ſterben.

Als er ſich nun aufrichtete, um nach dem Schloſſe zurück zu gehen, da ſah er mit freudigem Entzücken, und einer Scheu, wie ſie nur die Ahnung der Nähe eines höhern Weſens erzeugt, dieſelbe Huldgeſtalt an ſeiner Seite, die ſich ſo tief ſeiner Seele eingeprägt. Iſt Euch unwohl, Herr? — fragte mit ſanft gebogenem Haupte die Holdſeligt, und ſetzte dann hinzu: — Ich ſah Euch vorhin ſchen, und es wollte mich bedünken, als wäret Ihr, obſchon mit Jugend und aller irdiſchen Hoheit geſchmückt, der einzige Traurige unter ſo vielen Frohen.

„Ich war es!“ — entgegnete Reinhard, ſich vor der himmliſchen Erſcheinung ermuthigend, — „ich war es, bis Gott der Herr ſich meiner erbarmte, und, von den Stufen ſeines Thrones, Dich herab zur Erde ſandte, zur Sühne meiner Schuld.“

„Wie meint Ihr das, Herr? ich verſtehe Eure Worte nicht.“ — fragte die Jungfrau verwundert. Und wie Reinhard es ausſprach, daß er in ihr einen Seraph, vom Herr geſendet, erkenne, da trat ſie beſcheiden zurück, und rief erſtaunt: — Welcher ſündige Irrthum! — oder — ſollter Ihr meiner ſpotten wollen? — „Nun, ſo ſage ſelbſt,“ — fragte bis ins Innerſte erſchüttert der Ritter, — „wer biſt Du, und woher kömmſt Du?“ — Ich heiße Mandſcheit, — antwortete ſie, — und bin eine arme, verwaiſte Hirtentochter. Ich kam mit meinem Volke zum Feſt der Weihe, und wie der Lobgeſang anhub, da

zog es mich herzu, ich mußte einſtimmen. Es war, als vernähme ich eine höhere Stimme, die mir zurief, daß ich die Gabe des Geſanges, die der Himmel mir vor Vielen verliehn, Gott dem Herrn zu danken und zu preiſen, verwenden müſſe! — Wie ich dann hörte, daß Graf Ludwig mich zu ſehen begehre, da ſcheute ich mich vor ſeiner Hoheit, und verbarg mich in einem dunkeln Winkel des Gemäuers, bis es ſtill und leer in der Kirche ward. Nun wollte ich hier noch beten, und dann auch heimgehen; und wie ich Euch erblickte, da war es mir, als ſey aus Eurer Seele auch für mich ein Gebet zu Gott und der Mutter der Gnade aufgeſtiegen.

Hier ſchwieg ſie, und wollte ſich ſtill hinweg begeben; doch Reinhard, über dem zum Erſtenmal der Maienglanz der Liebe aufging, wollte den Engel nur aufgeben, um ſich die Geliebte zu erwerben. Darum faßte er jetzt ihre widerſtrebende Hand: „Du biſt mir dennoch ein Himmelsbote!“ — rief er aus. — „Deine ſüße Stimme hat das tiefe Weh in meiner Bruſt geſtillt. Deine Annäherung hat den Traurigen in einen Frohen umgeſchaffen! — So wiederhole ich das Gelübde, welches ich, als Du, von mir ungeſehen, ſchon an meiner Seite ſtandeſt, dem Himmel that: daß ich für das Engelsbild, welches die Laſt der Trübſal von mir nahm, leben und ſterben wolle! — In Dir meinte ich den Himmel zu gewinnen; nun mußt Du ihn mir auf Erden geben!“ — Die ſchöne Blondſcheit erröthete, und helle Thränen ſtürzten aus ihren unſchuldvollen Augen; und wie nun Reinhard in ſie drang, von ihr zu vernehmen, ob ſie ſein eigen ſeyn wolle im Leben und im Tode, da weinte ſie laut, und rief ſchmerzhaft aus: Ich darf mich

keinem Mann vermählen, denn ich habe mich Gott geweiht! —

„Das iſt die Strafe der Schuld!“ — ſprach Reinhard, — „die über mich ausbricht, da ich ſie getilgt wähnte!“ — Und wie er nun zu wiſſen begehrte, was ſie zu dem Gelübde vermocht, da hörte er mit Entſetzen, daß ſein Anblick ſie ſo heftig erſchüttert, daß ſie, eingedenk ſeines Ritterſtandes, und ihrer Armuth und Niedrigkeit, mit dem Lobgeſange, den ſie zum Himmel erhoben, ihm auch das Opfer ihres Herzens und ihres ganzen Lebens dargebracht.

Stimmen von außen, den Knappen angehörend, die Graf Ludwig und der Erzbiſchof nach Reinhard ausgeſendet, deſſen langes Wegbleiben ihnen bedenklich war, machten der Unterredung ſchnell ein Ende; und während die ſchöne Blandſcheit betend am Altare niederſank, eilte er, ſchwermüthiger als jemals, zu der Tafel, von welcher der Jubel der Freude ihm ſchon aus der Ferne entgegen ſchallte.

Schweigend ſetzte ſich Reinhard an ſeinen Platz, als Ludwig eben den goldnen Becher ergriff, um ihn auf das Wohl des Kaiſers, ſeines Vetters, Conrad II. und ſeiner Gemahlin Gisla, deren Hofmeiſter er geweſen, zu leeren. Alle Anweſende folgten ſeinem Beiſpiel, und tranken dann auf das Wohlergehn ihres freundlichen Wirthes und ſeiner ſchönen Hausfrau, die ihren Gäſten der Reihe nach ein Lebehoch brachten. Hierbei blieb Reinhards Stimmung unbemerkt; auch achtete man nicht darauf, daß er keine der Speiſen berührte und das war es, was Graf Ludwig bezweckte, der ſeines Freundes Trübſinn gern den Gäſten verborgen hätte, und deshalb bei ſeinem Eintritt, früher als

er ſonſt gethan hätte, die Geſundheit des Kaiſers aus-
brachte.

Nach aufgehobener Tafel führte der Graf ſeine Gäſte in den neu angelegten Schloßgarten, der ſich noch hoch an den Bergen hinaufzog, und ſie konnten nicht müde werden, ſeinen ſchöpferiſchen Geiſt zu bewundern, der durch Ausrotten und Anpflanzen einen Theil des undurchdringlichen Thüringer Waldes, damals die groſſe Coiba genannt, in ein Paradies umgeſchaffen hatte.

Reinhard allein war bei der Gräfin im Schloß geblieben, die, von wahrhaft ſchweſterlicher Theilnahme ergriffen, ihm vergebens Muth und Troſt zuſprach. Ihn zu ermuntern, holte ſie ihren kleinen Ludwig, legte ihn auf ſeine Arme, und ſagte halb ſcherzhaft zu ihm: — Um meines Sohnes willen, deſſen Pathe Ihr ja ſeid, müßt Ihr in Zukunft den finſtern Unmuth zu unterdrücken ſuchen, damit er nicht auf ihn übergeht, und das Glück ſeines Lebens, und mithin das meine trübt! — Reinhard drückte einen leiſen Kuß auf die Stirn des ruhig Schlafenden: — „Möchte ich doch," — ſeufzte er, — „ſo das Glück, zu welchem ja auch ich geboren war, dem Seinen beifügen! — Möchte der Himmel ihn dann vor Irrwegen bewahren, damit er das, was ihm beſchieden, wahrhaft verdient, und kein Mord, kein unrecht erworbenes Gut ſein Gewiſſen belaſte! — Möchte er einſt ein Weib finden, daß ſich weder einem andern Manne, noch Gott verlobt, damit nicht die Gewalt der Leidenſchaft ihn hinreißt, Bande zu ſprengen, die unauflösbar ſind! — Ach, und wenn ihm dennoch ſolch ein Loos beſchieden wäre, wenn er in Reue und Schmerz ſich verzehrt, ſo möge er meiner zu ſeinem Heil gedenken!"

Hier gab er mit Thränen der Mutter den Sohn zurück; und dieſe ſchloß mit einem ahnenden Gefühl, daß er ſein Geſchick voraus erkundet, ihr Kind feſt an die Bruſt, und trug es weinend zu der Wärterin, Gott inbrünſtig bittend, daß er, ſofern es nicht ſeine weiſen Rathſchlüſſe erfoderten, dieſen Kelch an ihm möge vorüber gehn laſſen.

Graf Ludwig mit dem Barte ſtammte in gerader Linie von Karl dem Großen ab, deſſen Dynaſtie 987 mit Ludwig dem Faulen die Rechte auf den Thron von Frankreich verlor. Nach deſſen Tode hätte ihm ſein Oheim, Karl, Ludwigs Vater, anſtatt Hugo Kapet, in der Regierung folgen ſollen; allein dieſer hatte in den Augen der Nation einen Fehler begangen, den ſie ihm nicht vergeben konnte, indem er ſich im Jahr 977 vom deutſchen Kaiſer, Otto II., mit dem Herzogthum Niederlothringen belehnen laſſen, über deſſen unmittelbaren Beſitz Frankreich und Deutſchland ſeit vielen Jahren ſtritt. Deshalb verwarfen ſie ihn, und ſetzten Hugo Kapet, Herzog von Iſle de France, Graf von Paris und Orleans, einen aus deutſchem Stamme entſproſſenen, und mit einer deutſchen Prinzeſſin vermählten Prinzen, auf den Thron. Karl ſuchte ihn zwar mit den Waffen in der Hand zu verdrängen: allein das Glück war ihm nicht günſtig, er ward gefangen, und ſtarb kurze Zeit darauf.

Sein älteſter Sohn folgte ihm in Niederlothringen, ſtarb aber jung und kinderlos; und deſſen Brüder, Ludwig und Hugo, — dieſer wird zuweilen auch Karl genannt,

— vermochten nicht einmal, ihre Anſprüche auf Lothringen geltend zu machen. Als daher 1025 Kaiſer Conrad II. auf einer Reiſe durch ſeine Provinzen dahin kam, ſo nahmen dieſe beiden Prinzen bei ihm ihre Zuflucht, und folgten ihm nach Deutſchland. Den älteſten, Ludwig, behielt der Kaiſer an ſeinem Hoflager, und ernannte ihn zum Hofmeiſter der Kaiſerin, hielt ihn auch wegen ſeiner Klugheit, und weil er ein naher Verwandter ſeiner Gemahlin war, überaus hoch. Ludwigs Bruder, Hugo, empfahl er dem Erzbiſchof Eckenbald von Mainz, dem er auch ſo große und wichtige Dienſte leiſtete, daß er von ihm aus Dankbarkeit mit vielen Gütern beliehen ward.

Als er jedoch im Jahre 1030 ſtarb, und ſein einziger Sohn, Wichmann, in ſeine Beſitzungen eingeſetzt zu werden verlangte, da hatte der neue Erzbiſchof, Aribo, Hugo's Verdienſte um den biſchöflichen Stuhl vergeſſen, und ſeine Güter einem Andern geſchenkt.

Wichmann war von der Natur mit allen körperlichen und geiſtigen Vorzügen ausgeſtattet, doch floß in ſeinen Adern heißes Blut; und mehr, als durch den Verluſt ſeiner Güter, fühlte er ſich in der Vorſtellung gekränkt: daß man die Verdienſte ſeines edlen Vaters ſo gering achte, um ſeinem Sohne ſein rechtmäßiges Erbe zu verſagen.

Er vernahm jetzt erſt, daß Aribo ihn verfolgte, weil ſein Vater, nach Eckenbalds Ableben ſeinem Freund Bardo den Weg zum Erzbisthum habe bahnen wollen, was ihm auch gelungen ſeyn würde, wenn ihn der Tod nicht übereilt.

Als nun Wichmann alle Mittel zur Güte angewendet hatte, ſein Erbe zu erlangen, und ihm nur Spott und

Hohn zu Theil geworden, da ergrimmte er über die ſchreiende Ungerechtigkeit, die man an einem Prinzen ſeines Stammes ausübte. Stolz und jugendliche Unbedachtſamkeit gaben ihm ein, vor dem Erzbiſchof ſelbſt zu erſcheinen, ihn mit Vorwürfen zu überhäufen, und dann den Unwürdigen, der ſich nicht geſcheut, fremdes Gut anzunehmen, zum Kampfe auf Leben und Tod herauszufordern.

Mehrere ſeiner Freunde und eine Anzahl Bewaffnete begleiteten ihn nach Mainz, und er trat mit ſeinen Gefährten unerwartet in den Saal, wo Aribo eben einen Theil ſeines Hofes um ſich verſammelt hatte. Anfangs noch ſich mäßigend, nahte ſich Wichmann dem Erzbiſchofe, und fragte: Was er begangen habe, daß er ihm ſein Eigenthum nicht allein vorenthalten, ſondern es einem Andern gegeben, der ja wohl gewiß ſeyn könne, daß er es nicht ungeſtraft beſitzen dürfe! — Aribo entgegnete lächelnd: Für einen tollkühnen Knaben, wie er zur Zeit noch ſei, habe er keine Antwort. Ueberhaupt wäre es an ihm, zu thun nach ſeinem Gefallen, ſo wie es dem Untergebenen gezieme, ſich ſtill zu unterwerfen.

Wichmann erglühte vor Zorn. Wo iſt der Bube, — rief er, — der ſeine Ehre auf ein ſo ſchlechtes Spiel ſtellt, daß er den Sohn um das Erbe des Vaters beſtiehlt? —

Mit einem Geſicht, auf welchem Uebermuth und Hohn ſich malte, trat, mit Schmuck überladen, ein hagrer Mann, bekannt als Aribo's Günſtling, aus der Menge hervor, und ſagte: „Die Schmähungen eines unbärtigen Jünglings ſind mir verächtlich; ſobald er es jedoch wagt, die Handlungsweiſe meines Fürſten und Herrn frech zu tadeln, ſo ſoll er der Zuchtruthe nicht entgehn!“

Wichmann, ſich ſelbſt nicht mehr kennend, und nicht achtend des Ortes, wo er ſich befand, zog das Schwert, und drang mit dem Zuruf: Er ſolle ſich vertheidigen, wüthend auf ſeinen Gegner ein. Vergebens mahnten ihn ſeine Freunde, Einhalt zu thun, da bei ſolchem Vergehen ſchon jetzt nur die Gnade des Erzbiſchofs ihm das Leben retten könne; doch der Unbeſonnene ſah und hörte nicht, und fing erſt an, ſich zu beſinnen, als ſein Schwert, vom Blute ſeines Feindes gefärbt, ſeiner bebenden Hand entfiel.

Er mußte es ſchnell wieder aufnehmen, denn der Mord, im Angeſicht des Erzbiſchofs verübt, gab das Signal zu einem blutigen Auftritte. Wichmanns Freunde warfen ſich gegen die blitzenden Waffen, die im Augenblick auf dieſen eindrangen. Ein wildes Getöſe erhob ſich in dem ganzen weiten Saal; alles war gegen einander; und Aribo, der umſonſt Ruhe gebot, vermochte kaum, ſich in die innern Gemächer des Palaſtes zu retten. Auf beiden Seiten blieben Todte und Verwundete; und da, nach erfolgter Stille, die Erſten ſogleich auf Befehl des Fürſten hinweggebracht werden mußten, um ſchnell alle Spuren ſolchen Greuels zu vertilgen, ſo blieb es unentſchieden, ob Wichmann, der von dieſer Stunde an wie von der Erde verſchwunden war, geblieben, oder, wie Viele behaupteten, an demſelben Tage noch im Geheim enthauptet worden ſei. Ein dunkles Gerücht wollte ihn zwar als gerettet angeben; was ſich aber nicht beſtätigte, da man ſelbſt nach Aribo's kurz darauf erfolgtem Tode nichts wieder von ihm vernahm.

Aribo, in ſich ſelbſt die Urſache jenes blutigen Auftritts ſuchend, wovon er Zeuge ſeyn müſſen, konnte für

ſeine Seele keine Ruhe mehr finden. Er bielt daher bei dem Kaiſer um die Erlaubniß zu einer Reiſe nach Rom an, wohin er auch gelangte, aber auf der Rückkehr in Como ſtarb, und daſelbſt begraben wurde.

Nach Aribo's Tode gelangte Bardo zum erzbiſchöflichen Stuhle. Er ſtammte aus der in der Wetterau einheimiſchen Familie Obershofen ab, und als eine ſeltſame Vorbedeutung ſeines ruhmvollen, tapfern und frommen Lebenswandels wird erzählt: daß er bei ſeiner Taufe von den Pathen eine Sturmhaube, ein Lamm und ein Pſalmbuch zum Geſchenk erhalten habe.

Zur Vollendung ſeiner Erziehung hatten ihn ſeine Eltern in das Kloſter Fuldä gethan, woſelbſt ihn Kaiſer Conrad kennen lernte, und an ſeinen Hof berief. Hier fand er Graf Ludwigen, und die Gleichheit ihrer Geſinnungen und Geiſtesfähigkeiten knüpfte zwiſchen ihnen ein Freundſchaftsband, das für das ganze Leben aushielt. Kurz darauf ernannte der Kaiſer ihn zum Prälaten des Kloſters Wertzen, und ſetzte ihn dann in gleicher Würde nach Hersfeld. Er hielt ſich von da an oft in Mainz auf, wo Hugo gleiches Vertrauen, als ſein Bruder Ludwig, zu ihm faßte.

Als Bardo Erzbiſchof von Mainz war, federte der Kaiſer ſelbſt den Grafen Ludwig auf, dahin ſich zu begeben, und von ihm die Belehnung der Güter zu verlangen, die Hugo'n einſt gehörten, deſſen einziger Erbe er jetzt war. Bardo bewilligte ſein Geſuch, nur mit dem Unterſchied, daß er ſtatt jener Beſitzungen, die ſich bereits in andern Händen befanden, ihm einen großen Diſtrikt von Thüringen zum Erb- und Eigenthum übergab, und ihn zum Vicedom in dieſem Lande erhob.

Ludwig fand in seiner neuen Heimath alles in der gröſsten Verwilderung, allein sein thätiger Geiſt wuſste es bald anders zu gestalten. Er baute Dörfer, rottete Dornhecken aus, und pflanzte Fruchtbäume dafür an, und gewann durch seine Freundlichkeit und Güte die Herzen seiner Nachbarn und Unterthanen.

Bis dahin war er unverheirathet geblieben, nun aber verband er sich mit der schönen Cäcilia, die ihm in Sangerhausen ein groſses Heirathsgut zubrachte, und ihn durch ihren Sohn, Ludwig, zum Stammvater der Landgrafen von Thüringen machte.

Kehren wir auf die Schauenburg zurück, wo es, je nachdem die Gäste wieder schieden, immer stiller und stiller ward. Zuletzt reiste auch der Erzbischof, und nur Reinhard blieb, nach einem schmerzlichen Abschied von diesem, bei Graf Ludwigen zurück, der mit seiner Gattin alles versuchte, den lieben Gast zu erheitern.

Doch Reinhard hatte die schöne Blandscheit zu tief in's Herz gefaſst, als daſs nicht der alte Kummer, bei der kommenden Sehnsucht nach dem Wiedersehn der Geliebten, durch neuen Schmerz erhöht werden wäre. Er suchte die Einsamkeit, und war kaum zu bereden, den Grafen zuweilen auf die Jagd zu begleiten; denn, so innig er es wünschte, so scheute er sich doch davor, daſs das Ungefähr ihn mit Blandscheit zusammen führen möchte, da er fühlte, daſs er dann in seinem tugendhaften Entschluſs, ihr zu entsagen, zu schmerzlich schwanken würde.

Als er nun eines Morgens, zu der Verfolgung eines großen Bären, der in der Nähe hauste, und der Gegend viel Schaden zufügte, mit dem Grafen auszog, da fügte es sich, daß er unvermerkt von der Jagd abkam, und den rechten Weg suchend, verirrte er sich immer weiter in das Dickigt des ungeheuern Thüringer Waldes. Plötzlich vernahm er die Stimme, die noch immer in seiner Seele wiederklang; es war ein Lied, in so herzergreifenden Klagetönen gesungen, daß Reinhard seinen eigenen Schmerz darin ausgesprochen fühlte. — „Das ist Blandscheit!" — dachte er, — „sie leidet mit mir, vielleicht um mich!" — und mit dem Gedanken an ihren Kummer ergrif ihn ein unaussprechliches Weh, und unwiderstehlich hingezogen, spornte er sein Roß, sie aufzusuchen. Schon war er ihr näher, schon konnte er die Worte ihres Gesanges deutlich unterscheiden, — auf einmal hemmte er des Thieres Lauf.

„Was beginne ich?" — rief er, auf sich selbst zürnend, — „sie ist eine Himmelsbraut, ich darf sie nicht wiedersehn!"

Nun wollte er umlenken, als der verfolgte Bär schnaufend von einer Anhöhe herunter sprang, und seinen Weg nach der Seite hinnahm, woher der Gesang kam.

Jetzt blieb ihm keine Wahl! — Er stürzte sich dem Unthiere nach, und gelangte auf einen offenen, grünen Platz, wo, keine Gefahr ahnend, Blandscheit am Rande eines Waldbrunnens saß, und, das schöne Haupt auf den Arm gestützt, mit nach dem Himmel gerichteten Blicken die Leiden ihres Herzens sang.

Reinhard fühlte ſeinen Arm von Rieſenkraft geſtählt, und ſo ſtürmte er auf den Bär, der ſeinen Raub ſchon gierig in die Augen faßte, und als er ſich eben zu einem Sprunge nach der ſchönen Hirtin erhob, faßte Reinhards Wurfſpieß ihn tief in der Seite.

Wüthend vor Schmerz, nach ſeinem Mörder umherſchauend, wendete er ſich im höchſten Grimm zu Reinhard, ihn mit in ſeinen Tod zu ziehen. Als ein wackrer Jäger, empfing ihn der Ritter mit dem Schwert in feſter Hand, und brachte ihm eine tödtliche Wunde am Halſe bei, konnte aber nicht verhindern, daß der Bär im Todeskampfe ihm die Krallen ſo tief in den Arm eindrückte, daß ein Strom von Blut herab rann.

Blandſcheit, als ſie den Bär gewahrte, wollte ſchnell entfliehen; doch Reinharden und ſeine Gefahr erkennend, eilte ſie, ſich ſelbſt vergeſſend, herbei; und wie ſie das Blut ſahe, warf ſie ſich, laut ſchreiend, an ſeine Bruſt.

Sie an ſich ſchmiegend, gedachte er der Schmerzen ſeiner Wunde nicht; und wie ſie ſich jetzt von ihm wenden wollte, da rief er halb verzweifelnd aus: „Nein, ich kann nun und nimmermehr Dich laſſen! — Ich habe Dich mit meinem Blute erkauft! — Der Himmel muß Dein Gelübde löſen, denn Du biſt meine Braut!“

Von dieſer Stunde an ſahen ſich Reinhard und Blandſcheit oft an dem Waldbrunnen; ſie fühlten, daß ſie ſich unausſprechlich theuer waren; doch die Roſenzeit der erſten Liebe, den Sonnenglanz des Lebens, trübte der Gram des Bewußtſeyns, daß Blandſcheits Gelübde, was ſie zu einer Himmelsbraut machte, ſtörend zwiſchen ihre Herzen trat.

Reinhard, feſt entſchloſſen, alle Hinderniſſe wegzuräumen, die ſich gegen ſeine Verbindung mit Blandſcheit ſtellten, bereitete ſich zu einer Wallfahrt nach Rom, um von dem heiligen Vater die Löſung ihres Gelübdes zu erbitten. Er, der jetzt die Kraft verloren, an Entſagung zu denken, ſuchte alle Gründe auf, ſeine Zweifel durch die Rechtmäßigkeit ſeines Verlangens zu beſchwichtigen, und beſonders dünkte ihm der Umſtand, daß Blandſcheit ſich Gott weihte, weil ſie Ihn geſehen, und ſein Anblick und der Abſtand zwiſchen ihren Verhältniſſen ſo entſcheidend auf ſie wirkte, von großer Wichtigkeit. Der Himmel ſelbſt, meinte er, habe ſie für einander beſtimmt, ſie hätten dort im Gotteshauſe ſich finden und erkennen ſollen, und nur kindliche Demuth habe Blandſcheit irre geführt.

Nachdem er auf ſolche Weiſe in ſeinem Vorhaben feſt geworden, glaubte er es der Geliebten mittheilen zu müſſen, und hoffte ſogar, ihr zartes Gewiſſen dadurch zu beruhigen; allein noch nie hatte er den Schmerz einer wunden Seele ſo rührend auf eines Menſchen Antlitz hervorbrechen ſehen, als er ſich jetzt in Blandſcheits ſanften Zügen abdrückte. — „Ach Reinhard, — ſagte ſie, — es iſt für uns vergebens, nach Vereinigung zu ſtreben! — Was Gott einmal angehört, iſt ein heiliges Pfand, das kein Sterblicher ſich zum Eigenthum erwählen darf.“ Iſt denn die Liebe, rief Reinhard, nicht auch göttlichen Urſprungs? — Gott, der ſie uns gab, kann nicht wollen, daß wir, ihr zu entſagen, in endloſem Schmerz vergehn! — Wenn demnach ſein Stellvertreter auf Erden Dich Deines Wortes entbindet, was darfſt Du dann noch zweifeln?

„Wie gern möchte ich Dir glauben, seufzte Blandstheit, — allein in mir ist eine leise Stimme, die Deinen süßen Worten widerspricht. Ich möchte es mir leugnen, daß ich Dich über alles liebe, und daß ich es nicht vermag, und mir, der Himmelsbraut, dennoch diese Liebe sündhaft dünkt, das ist es, was mich quält, was mir Ruh und Frieden raubt! — In Deiner Nähe zwar vergesse ich mein Leid, wie soll ich es aber ertragen, wenn Du nun von mir gehst? — Ach und sollte es Dir auch gelingen, das Band zu lösen, das mich an den Himmel knüpft, ach Reinhard, ich fürchte, daß Deine Reise vergebens ist; denn wenn Du wiederkehrst, ist vielleicht der Bund schon geschlossen!“

Wie, rief Reinhard erbleichend, — Du könntest meine Rückkehr nicht erwarten? — Sollte ich, der so viel gelitten, der nur durch Deine Liebe vergangnes Mißgeschick zu vergessen meinte, der aufs Neue sich dem Glauben hingab, daß auch er zum Glück geboren war, — sollte der am Ende aller Mühen Dich nur im Kloster wieder finden? „Du hast mich nicht verstanden! — versetzte sie mit Thränenschwerem Augen; — freiwillig kann ich weder Dir noch meinem Gott entsagen, und dieser Zwiespalt kann nur enden, wenn das Herz mir bricht! — und bist Du fern, was sollte den schwachen Lebensfaden halten? Reinhard versank in ein düstres Schweigen, und rief dann in Verzweiflung aus: — Soll denn mein Unstern niemals von mir weichen? — Soll ich, der Verfolgte, Verstoßene, auf das einzige Glück verzichten, das ich so heiß von Gott erfleht? — O warum traf mich keins der Schwerdter, die auf meine Brust gezückt waren! — Warum mußte eine hülfreiche Hand mein Leben fristen? —

Blandſcheit, der Reinhards Jammer das Herz zerſchnitt, ergrif ſeine Hand, und, den eignen Schmerz überwindend, redete ſie beruhigende Worte zu ihm: „Geh, mein Reinhard, — ſagte ſie, — handle nach Deinen Wünſchen! — Ich will beten für Dich und mich, und ich hoffe es, Gott wird mich nicht in ſeinen Himmel rufen, ehe wir uns nicht auf Erden noch geſehn!“ Die Liebe ſiegte! — Reinhard, als er Blandſcheit gefaßt ſah, ſchöpfte neuen Muth, und die Vorſtellung: daß nur der Schmerz der Trennung ihr Todesgedanken eingegeben, ſtärkte ſeinen Vorſatz, den Weg nach Rom zu unternehmen, und um ihr den Abſchied zu erſparen, und ſich Zeit und Kraft, ihrem Jammer zu widerſtehen, zu gewinnen, entſchloß er ſich, ſeine Wallfahrt mit dem nächſten Morgenroth anzutreten.

Noch an demſelben Abend beurlaubte ſich Reinhard bei dem Grafen und ſeiner ſchönen Hausfrau, und, ihnen ſeine Liebe zu Blandſcheit und den Zweck ſeiner Reiſe geſtehend, bat er ſie, ſeine Geliebte aufzuſuchen und ihr ſein Lebewohl zu bringen. Beide waren über ſein Vorhaben beſtürzt und betrübt, und Graf Ludwig, als er von ſeiner Verbindung mit einer Hirtentochter hörte, erſchrak, und erinnerte ihn an das, was er ſeinem Stande und Herkommen ſchuldig ſei; doch Reinhard entgegnete feſt: daß die Welt nichts an ihm zu fodern habe, und auch er von ihr nichts verlange, als die Dunkelheit, in die er hinabgeſtoßen worden! — Umſonſt verſuchten es beide, ſeine Liebe zu beſtürmen, und vergebens ſtellte ihm die Gräfin vor, daß der Himmel ſelbſt ſich ihr widerſetze, da er ſeiner Geliebten, als ſie ihn zuerſt erblickte, den Entſchluß eingegeben, ſich Gott dem Herrn zu widmen; — er blieb ſtandhaft!

Wie indeß der Graf erfuhr, daß die Sängerin es ſei, die an dem Tage der Kirchweihe auf dem Altenberge ſein Herz gerührt, und daß ſie Blandſcheit geheißen, da ſagte er ſanft zu ſeinem Gemahl: „Laß ihn, Cäcilie! — Ich ſelbſt habe dieß wunderſame Weſen für eine Gottesgeſandte gehalten! Auch heißt ſie Blandſcheit, wie meine Mutter hieß! — Dieſe Hirten alle ſind Ausgewanderte meines Vaterlandes, Frankreichs, Blandſcheit iſt eine Waiſe, wer weiß, von wem ſie abſtammt? Denn in ihren Zügen liegt, mit aller Anmuth weiblicher Schöne, eine Hoheit, die ſelbſt einen Thron ſchmücken würde! — Drum ziehe er hin nach Rom, und wenn es ihm gelingt, Abſolution zu erlangen, ſo mögen ſie ein neu Geſchlecht beginnen, und ich will Sorge tragen, daß es ihnen an nichts gebricht, um es dem Aelteſten an Glanz und Anſehn gleich zu thun.

Als nun Reinhard ſchon auf dem Wege nach Rom begriffen war, beſtieg Frau Cäcilie eines Morgens ihren Zelter, um, von dem Grafen geleitet, die ſchöne Blandſcheit aufzuſuchen. Ueber Berge und durch Schluchten, von faſt undurchdringlichen Waldungen umgeben, gelangten ſie in ein freundliches Thal, den Sitz jenes Hirtenvolkes. Rings um die einfachen zerſtreut liegenden Hütten gewahrte man Symen des Fleißes und der Ordnungsliebe. Obſtbäume, Blumen und Feldfrüchte wechſelten zum Nutzen und zur Zierde mit einander ab, und dazwiſchen weideten auf reichen Triften die ſchönſten Lämmer, und von den grünen Bergen klangen die Glocken der Rinder, indeß die Ziegen munter an den Klüften umherſprangen.

Der Graf ſendete einen ſeiner Diener aus, Blandſcheit zu erforſchen, und ſobald die Hirten die Ankunft ihres

Herrn vernahmen, eilten ſie herbei, ihm ſelbſt Kunde von ihr zu bringen.

Die Gräfin hörte mit Vergnügen, daß ſie, obſchon eine arme Waiſe, die unter ihnen keine Verwandten hatte, von Allen auf das zärtlichſte geliebet wurde, und daß ſie wetteiferten, Gutes von ihr zu ſprechen. Sie wohnte, wie es hieß, bei dem Aelteſten von ihnen, und dorthin wieſen ſie den Grafen, um ihre übrigen Verhältniſſe zu erfahren.

Dieſer, ein Greis mit dem ſchönſten Silberhaar, hatte ſich vor ſeine Hüttenthür in die Sonne führen laſſen, und als das hohe Paar ihm nahte, lud er ſie ein, auf der Raſenbank an ſeiner Seite Platz zu nehmen; dann winkte er ſeinen Nachbarn, ſich zu entfernen, und wie der Graf auch ſeiner Dienerſchaft daſſelbe geboten, vertraute er ihnen: daß Blandſcheit keineswegs eine Hirtentochter ſei. Es wäre, erzählte er, vor etwa achtzehn Jahren ein ſchönes junges Weib in ſeiner Hütte eingekehrt, um bei ihm Zuflucht zu ſuchen. Wie ſie ſagte, war ihr Gemahl im Kampfe mit raubgierigen Vettern gefallen, die nun auch ſie verfolgten, um ſich durch ihren Mord von dem unſchuldigen Kindlein, was ſie zur Welt bringen ſollte, zu befreien, und ſo ihr ungerechtes Gut zu ſichern. Dieſes zu retten, hatte ſie ſich in die dunklen Wälder geflüchtet, und wollte nun, wenn ſie eines Sohns geneſen, ihn in der Verborgenheit erziehen, bis er mannbar geworden, um ſich ſein Erbe zu erfechten und ſeines Vaters Tod zu rächen. Wenn ihr aber der Himmel eine Tochter ſchenke, ſo ſolle dieſe niemals erfahren, aus welchem Stamme ſie entſproſſen ſei.

Mit Liebe aufgenommen und gepflegt, genas die Fremde bald einer jungen Tochter; doch mit ihrem beginnenden

Leben endeten die Tage ihrer Mutter, die, von Gram und Jammer erſchöpft, gern dem geliebten Gemahl in den Tod folgte, da ſie wußte, daß ihr Kind wohl verſorgt ſei. Noch ehe ſie die Augen ſchloß, ſprach ſie den Wunſch aus, daß die Kleine, die ſie Blandſcheit geheißen, dereinſt in ein Kloſter gehe. Auch ſollt' es ihr verſchwiegen bleiben, daß ſie aus einem andern, als aus dem Hirtenſtande geboren. Sie ſelbſt hatte ſich nie genannt und brach dieſes Schweigen auch im Tode nicht. Blandſcheits Pflegeältern ſorgten wohl dafür, daß ſie ſich ſelbſt für eine Hirtentochter hielt, allein das Verlangen ihrer Mutter, ſie dem Kloſterleben zu widmen, vermochten ſie aus zärtlicher Liebe nicht zu erfüllen, zumahl da ſie zu einer ſo blendend ſchönen Jungfrau wuchs, und nur, als ſie ſich freiwillig dem Himmel verlobt, entgegneten ſie nichts, in der Meinung, der Mutter Wunſch ſei zu Gott aufgeſtiegen und von ihm der Tochter eingegeben.

Der Graf und die Gräfin wünſchten nun Blandſcheit zu ſehen, und hörten mit Betrübniß, daß ſie, in tiefer Schwermuth befangen, ſich nur ſelten vor Abends von dem Waldbrunnen, ihrem Lieblingsaufenthalt, entferne, daß ihr Zuſtand ihnen überhaupt viel Kummer verurſache, da ſie täglich ſtiller und bleicher werde, und ein ſchwerer Kummer auf ihrem Herzen laſte.

Der Greis wollte nun ſeinen Sohn nach dem Waldbrunnen ſenden; doch die Gräfin erklärte, daß ſie ſelbſt Blandſcheit dort aufſuchen würde, weshalb ſie ſich auch, von einigen Hirten als Wegweiſer begleitet, alſobald aufmachten.

Wie ſie ſich dem Brunnen nahten, tönte ihnen der ſeelenvolle Geſang entgegen, den ſie in der Kirche vom Altenberge vernommen, und bald erblickten ſie, am Rande des Brunnens, die ſchöne Hirtin, die in ihrem Schmerze mehr noch, als am Kirchweihfeſte, einem Engel des Himmels glich.

Frau Cäcilie trat zu ihr und brachte ihr Reinhards Grüſſe, mit der Bitte, daß ſie ſich nicht dem Harme hingeben, ſondern ſich ſeiner Liebe erhalten ſolle. Blandſcheit lächelte durch Thränen zu ihr auf, und entgegnete ſanft: Sie hoffe und wünſche, daß ſie Gott nicht von der Erde hinwegrufen werde, bis Reinhard zurück gekommen ſey und ſie ihn wieder geſehn. „Nicht nur wieder ſehen, — fiel der Graf ein, — auch des Lebens ſollſt Du Dich an ſeiner Seite erfreuen!“ — Und nun begann er, ihr die Herrlichkeit zu ſchildern, die ihrer bei Reinhard erwarte. Sie zu erheitern erzählte er, welch eine ſchöne Burg er unweit ſeines Schloſſes für Reinhard erbaue, und wie er ihn mit Land und Leuten verſehn und gleich einem Vater an ihm handeln wolle. Und ich, ſagte die Gräfin, werde Dir Mutter ſeyn! — Es ſoll Dir weder an Perlen und Geſchmeide zum Brautſchmuck fehlen, noch an reichen Stoffen zu Gewändern; auch will ich die Burg mit Allem verſorgen, was Dich erfreuen kann, ſo daß Du alles Geräthe und Linnenzeug finden und bei dem irdenen Geſchirre auch Gold und Silber nicht vermiſſen ſollſt.

Blandſcheit küßte der ſchönen Frau die Hand und ſagte: — Eure Huld rührt mich tief; doch zürnt mir nicht, wenn ich bitte, daß Ihr Eure Gnade nur dem armen Reinhard zuwenden möget! — Ich bedarf keiner Erden-

güter! — Ein weißes Kleid, ein Todtenkranz, das wird mein Brautschmuck seyn, und mein Palast das stille Grab. Blumen des Feldes seine Zierde, Sterne des Himmels sein Dach.

Cäcilie wollte ihr die trüben Ahnungen ausreden, und doch schien es ihr selbst, als ob der Todesengel schon über dem bleichen, fast verklärten Antlitz schwebe, um mit leisem Kuß das fliehende Leben hinwegzunehmen; daher konnte sie kaum die Frage hervorbringen, ob sie wohl sonst noch Wünsche hege, die sie zu erfüllen im Stande sei.

„Einen laßt mich vor Euch aussprechen, erwiederte Blandscheit. — „Wenn ich entschlafen bin, so befehlt, daß man meinen Leib hier, unweit des Brunnens, der Erde übergebe. Ist dieser Platz auch jetzt noch nicht dem Herrn geweiht, so gehört er ja doch Ihm, als ein Theil des großen Gartens, den Er erschuf. Und will Er ihn heiligen, so bedarf es eines Winkes, und Tausende von Andächtigen wallen, ohne jemals Blandscheits Namen zu vernehmen, zu meiner Grabesstätte. Hier wird auch Reinhard Trost finden und seine irdischen Wünsche vergessen lernen!“

Die schmerzlich bewegte Cäcilie reichte dem bleichen Engel, zum Zeichen der Erfüllung, die Hand. Sie und Ludwig schieden mit dem Versprechen von Blandscheit, sie bald wiederzusehen, oder doch Kunde von ihr einzuholen.

Reinhard war indessen in Rom angelangt. Die Vorstellung von Blandscheits Kummer hatte ihn zur größten Eile getrieben, so daß er sich unterwegs nur in Mainz bei seinem väterlichen Freunde Bardo eine kurze Rast vergönnte. Als er diesem sein Vorhaben eröffnete, erschrack der Edle, und ermahnte ihn dringend, davon abzustehen; doch

als er die Unermeßlichkeit ſeiner Liebe, und die Feſtigkeit, ihr alles zu opfern, erkannte, da widerſetzte er ſich nicht mehr, und gab ihm ein eigenhändiges Schreiben an den heiligen Vater, damit ſein Geſuch ſchnell befördert werden möchte. In Rom ging alles glücklich von Statten, und Reinhard erhielt ſogar den Befehl, ſich bei dem Oberhaupt der Kirche zu einer geheimen Unterredung einzuſtellen, worauf ihm nicht allein die Abſolution für Blandſcheit, ſondern auch ein Schreiben eingehändigt ward, daß ihm ſelbſt Verzeihung wegen des Vergehens, das er ſo hart gebüßt, zuſicherte; und nun beflügelte Reinhard, von Freude und Angſt abwechſelnd angeſpornt, ſeine Schritte zur Heimath.

Unterdeſſen war der Spätherbſt und Winter vorüber gegangen, während dem die Gräfin noch ein Paarmal das Thal, wo Blandſcheit wohnte, beſucht hatte, da alle ihre liebkoſenden Worte ſie nicht zu überreden vermochten, auf die Schauenburg zu kommen, und Reinhards Rückkehr bei ihr zu erwarten. Der Winter mit ſeinem Schnee und Eiſe machte das Thal unzugänglich, und als der Frühling kam, ſchenkte Cäcilie ihrem Gemahl den zweiten Sohn, Berlinger geheißen, und mußte ſich begnügen, durch Andere Kunde von Blandſcheit, die ſie überaus liebgewonnen, einzuziehen.

Die Hoffnung, den geliebten Reinhard bald wieder zu ſehen, ſchien Blandſcheits Lebensgeiſter neu geſtärkt zu haben; und nur, als ſie bis zu ſeiner Rückkehr kaum noch Tage zählen konnte, vernahm Frau Cäcilie, daß ſie plötzlich ſchwächer und bleicher geworden, ob ſie ſchon, als der Frühling den Wald mit Knospen ſchmückte, und den Boden

mit einem Rasenteppich überzog, jeden Morgen nach dem Waldbrunnen schlich, und Abends erst heimkam.

Wie Reinhard nun wirklich anlangte, und ihn Angst und Liebe zuerst nach dem Brunnen trieb, da tönte ihm nicht wie sonst der Geliebten süße Stimme entgegen, und er eilte, daß ihm der Odem stockte, mit unbeschreiblicher Bangigkeit hinzu, und athmete nur dann wieder auf, als er sie im blendend weißen Gewande am Brunnen erblickte. Sie wollte sich aufrichten, ihm entgegen zu gehn, und vermochte es nicht! — Und als Reinhard sich ihr zu Füßen warf, und sie mit dem Ausruf: „Du bist nun mein!“ — an die Brust drücken wollte, da breitete sie die Arme nach ihm aus, doch sie sanken kraftlos nieder, und Todesblässe auf den Wangen, sagte sie leise: „Wie gut, daß Du heute noch kommst, morgen hättest Du Blandscheit nicht mehr getroffen!“

Es war schon über Mitternacht, als, über Blandscheits langes Ausenbleiben besorgt, mehrere Hirten mit brennenden Kienstäben am Waldbrunnen anlangten. Hier lag, einem Todten gleich, Reinhard, die Dahingeschiedene fest umschlungen haltend.

Nach dem ersten Schrecken ermuthigten sich die Hirten, und legten, hoffend, daß noch Leben in ihnen sey, Beide auf Tragen, schnell von Holzstäben bereitet; doch als sie nun heim gekommen, da gelang es wohl nach vieler Mühe, Zeichen des Lebens an Reinhard zu entdecken, aber die schöne Blandscheit öffnete die seelenvollen Augen nicht wieder.

Es erhob sich ein allgemeines Jammern und Klagen, als die Kunde ihres Todes im Thale erschallte; denn Alle hatten sie geliebt, und eilten nun herzu, ihre Engelsgestalt

noch einmal zu ſehen und ihren Verluſt zu beweinen. Nur Reinhard ſaß an ihrer Seite und weinte und klagte nicht. Er ſchien erſtarrt, in tiefe Vergeſſenheit verſunken. Ludwig und Cäcilie eilten auf die Nachricht von Blandſcheits Tode herzu; allein Reinhard erwiederte weder ihren Gruß, noch war er fähig, die Troſtworte zu beachten, womit ſie ihn aufzurichten ſtrebten. Nur da, als ſie ihn von Blandſcheit entfernen und mit auf die Schauenburg nehmen wollten, kehrte ein Theil ſeiner Beſinnung zurück, die er jedoch nur anwendete, ſich ihrem Vorhaben zu widerſetzen.

Die Gräfin gedachte jetzt ihres Verſprechens und veranſtaltete, daß man der Entſchlafenen ein Grab am Waldbrunnen, wie ſie es verlangt, bereitete.

Als Blandſcheit nun da ſchlummerte, wo ſie im Leben am liebſten geweilt, war auch nichts vermögend, Reinhard von ihrem Grabe zu entfernen. Er bat ſeinen Ludwig, daß er für ihn, ſtatt aller Gaben, die ſeine Liebe ihm zugedacht, an Blandſcheits Grabe eine enge Klauſe, zum Schutz vor Sturm und Wetter, erbauen laſſe, wo er ſeine Tage zubringen, und für die Ruhe ihrer Seele beten könne.

Graf Ludwig, in der Hoffnung, daß die Zeit ſeinen Kummer beſchwichtigen und ihn zurück in ihre Mitte führen werde, that nach ſeinem Willen; und bald erhob ſich neben Blandſcheits Grabeshügel Reinhards Klauſe, wo er, als ein frommer Einſiedler, ſeine Stunden mit Buße und Gebet, und dem Andenken der Geliebten, ausfüllte.

Daß der Gram nicht tödtet, und die Zeit Ergebung und Ruhe in das bewegteſte Gemüth ergießt, erwies ſich an Reinhard. Bei einem immer gleichen, frommen, ruhigen Wandel verging ein Jahr nach dem andern; und er,

der sich nicht die Kraft zugetraut, das Hinscheiden der Geliebten Monden lang zu ertragen, erfreute sich einer dauerhaften Gesundheit, und genoß einer Seelenruhe, deren er den sündhaften Menschen gar nicht fähig gehalten.

Seine ausgezeichnete Frömmigkeit erwarb ihm bald die Verehrung der ganzen Gegend. Man kam, bei dem Marienbilde, das er an Blandscheits Grabe errichtet hatte, zu beten, und sich seinen Segen zu erbitten; und der Waldbrunnen wurde schon damals der Reinhardsbrunn genannt.

Graf Ludwig besuchte ihn mit Weib und Kindern, die schön heranwuchsen, fleißig; doch niemals ließ Reinhard sich bewegen, die Schauenburg wieder zu sehn. Nur an den Tagen, wo auf dem Altenberge Gottesdienst gehalten wurde, verließ er seine Klause; und hier dünkte es ihm oft, als hört er Blandscheits Stimme ihm ein seliges Wiedersehn verkünden. So sahe er die, so ihm am nächsten standen, absterben, während er lebte! — Im Jahr 1055 fand Graf Ludwig, als er zu einer Versammlung der Fürsten nach Mainz reiste, in einer heftigen Krankheit den Tod, und wurde daselbst in der Kirche zu St. Alban begraben; worauf dann sein ältester Sohn, Ludwig, die Regierung, anfangs unter der Vormundschaft des Erzbischofs, Bardo, übernahm. Sein zweiter Sohn, Beringer, wählte dagegen Sangerhausen zu seinem Aufenthalt. Seine Töchter waren, bis auf Eine, die den geistlichen Stand erkohr, früher verheirathet.

Dem neuen Regent schien der Aufenthalt auf der Schauenburg, nachdem auch Frau Cäcilie ihrem Gemahle im Tode nachgefolgt, zu einsam, und er erbaute sich die

Schönburg, von der die Ruinen unweit Naumburg noch zu sehen sind. Allbekannt ist Ludwigs Liebe zu der schönen Adelheid, deren Gemahl, Friedrich, Pfalzgraf von Sachsen er tödtete, seine Gefangenschaft auf dem Giebichenstein, so wie seine Befreiung, angeblich durch einen Sprung in die Saale, der ihm den Beinahmen, der Springer, gab. Wir setzen hier nur noch hinzu, daß er in der Folge, von den heftigsten Gewissensbissen gepeinigt, Gott zu versöhnen, Kirchen und Klöster stiftete, und sein Leben der Buße weihte.

Als Ludwig eines Tages von der Schauenburg, wo er sich einige Zeit aufgehalten, nach der Wartburg ritt, gelangte er auf eine Anhöhe, von welcher er das Thal, wo Blandscheits Grab und Reinhards Klause sich befanden, übersahe. Er erkannte es von seiner Jugend her, und es überfiel ihn bei seinem Anblick eine Wehmuth, eine Sehnsucht, als ob dies der Ort sey, wo er den innern Frieden wieder erhalten sollte.

Er gewahrte in seiner Nähe einen Töpfer, der auf der Höhe seine Gefäße an der Sonne trocknete; diesen fragte er: Ob der Einsiedler Reinhard noch am Leben sey? und der antwortete: Der heilige Mann lebe, und sei wohl auf; ja, Gott müsse etwas Besonderes mit ihm vorhaben, da man alle Nächte zwei hell flackernde Lichter bei seiner Klause erblicke.

Ludwig erstaunte, und beschloß, hinab zu gehn, den alten Reinhard zu besuchen; und wie er sich der Klause

nahte, da ging die Pforte auf, und faſt in Jugendkraft einher ſchreitend, kam ihm der Greis mit den Worten entgegen: „Willkommen, Graf! — Ihr habt lange auf Euch warten laſſen!“ — Habt Ihr gewußt, daß ich komme? — fragte Ludwig betroffen. — „Nicht allein das,“ entgegnete Reinhard, „ſondern auch: daß Ihr in dieſem Thale von den Qualen eines befleckten Gewiſſens geheilt werdet, und jetzo ſchon darauf ſinnt, hier Euer Leben zu beſchließen.“

„Ihr ſeid mit dem Geiſte der Weiſſagung begabt,“ — rief der Graf, — „denn, ohne Ruh, vom Andenken meines Frevels bin ich verfolgt, zwiſchen mir und Adelheid tritt des ermordeten Friedrichs Schatten, und ſo kam ich hieher, ein Kloſter zu erbaun, und darin bis an mein Ende Buße zu thun! Die Hände zu Gott aufgehoben, ſprach feierlich der Greis: — „Thue alſo, mein Sohn, ſo wird der Herr Dir Vergebung gewähren, und Deiner Seele Ruhe ſchenken!“

Der Graf folgte ihm, ſein Vorhaben ausführlich zu beſprechen, in die Klauſe, und je länger er weilte, um ſo ſchwerer wurde es ihm, ſich von Reinhard und dem ſtillen Thale zu trennen. — Iſt mir doch, ſagte er, als hätte ich in Euch einen lieben Verwandten, ja als hätte ich meinen Vater wieder gefunden; und je länger ich Euch betrachte, um ſo mehr kommt es mir vor, als müſſe er, wenn er noch lebte, Euch vollkommen gleichen!“

Da brach Reinhard das Herz, er ſchloß Ludwig in ſeine Arme, und ſprach: — „Wohl bin ich Dein Vetter, Ludwig, ich bin Wichmann, von deſſen Unglück, ſo wie von ſeinem Morde eines Nichtswürdigen in Gegenwart des

Erzbiſchofs, und ſeinem Tode Du wohl vernommen haben wirſt!“

Hierauf erzählte er ihm die merkwürdigſten Angelegenheiten ſeines Lebens, die bereits hier aufgezeichnet ſind, bis auf den Umſtand, daß Bardo, der ſich eben in Mainz befand, bei jenem blutigen Streit ſein Leben rettete, indem er ihm im Tumult ſeinen Mantel umwarf, und zu einer nahen Thüre hinauszog, worauf er ihn in Mönchstracht mit ſich nach Fulde, wo er damals Abt war, führte. Hier mußte er ſich Reinhard nennen, und ſich verborgen halten, bis ſein väterlicher Freund zu der Kirchweihe nach Thüringen reiſte, und ihn mit zu ſeinem Oheim auf die Schauenburg nahm.

Ludwig allein und ſeine Gemahlin hatten um das Geheimniß gewußt; und nur, als er nach Rom zog, um Diſpenſation für Blandſcheit zu erbitten, da ergrif Bardo, der den heiligen Pater perſönlich kannte, die Feder, that dem Papſt Reinhards trübes Geſchick kund, und erbat ſich Verzeihung für ihn; und deshalb ließ der heilige Vater ihn zu ſich rufen, und ertheilte ihm, der ſchon lang gebüßt, die Erlaubniß, ſeinen Namen und das Wappen ſeiner Familie wieder zu führen. Um Blandſcheit zu erheben, würde er davon Gebrauch gemacht haben; ihr Tod jedoch zerriß alle Bande zwiſchen ihm und der Welt.

Der Abend nahte jetzt heran, und Ludwig mußte eilen, damit die Nacht ihn nicht überraſchte. Schwer ward es ihm, ſich von ſeinem nur erſt aufgefundenen Vetter zu trennen, und er ſchied mit dem Verſprechen: die Anſtalten zu dem Bau des Kloſters ſogleich zu treffen. Wirklich betrieb er dies Geſchäft mit ſo großem Eifer, daß in kurzer

Zeit die Mauern, die ihn umſchließen ſollten, aufſtiegen; und in die Tiefe ließ er Gewölbe graben, zu einem Erbbegräbniß ſeiner Familie beſtimmt. Und als der Bau vollendet war, ſo wurde das Kloſter 1085 von dem Biſchof Stephan zu Halberſtadt zur Ehre der Mutter Gottes und Johannes des Täufers geweiht, und Reinhardsbrunn genannt.

Hierauf bezog es der Graf nach einem ſchmerzlichen Abſchiede von Adelheid, — die das von ihr erbaute Kloſter Zſcheiplitz zum Aufenthalt wählte, — um als Benedictiner ſeine Tage allda zu beſchließen.

Reinhard ſollte, auf Ludwigs Erſuchen, gleichfalls das Kloſter bewohnen, und die Stelle des erſten Abtes darin übernehmen, allein er zog es vor, in ſeiner Klauſe ſeine letzte Stunde zu erwarten, die er nicht fern mehr glaubte.

Er hatte recht: Denn, als Ludwig eines Abends zu ihm herüber kam, fand er ihn dem Tode nahe. Er betete mit ihm, und ließ ihn durch das heilige Sacrament laben; die Nacht verging im Gebet, und mit der anbrechenden Morgenröthe ſchwang ſich ſein befreiter Geiſt nach dem Ziele ſeiner Sehnſucht hin. Gern hätte ihm Ludwig in ſeiner Familiengruft die erſte Stelle eingeräumt; allein nach ſeinem Willen, der ihm heilig war, ließ er Blandſcheits Grab öffnen, und Reinhard ihr zur Seite ruhn.

Zum Andenken der Kirche St. Johannes auf dem Altenberge wurde im Jahre 1811 ein Candalaber von Sandſtein errichtet, weil durch Bonifazius, ihren Stifter, das Licht der chriſtlichen Religion in Thüringen zuerſt verbreitet wurde.

Wilhelmine Wilmar.

Der Schmetterling.

Als aus Paradieſes Auen
Eva ihre Schuld verbannt,
Und die Felder mußte bauen,
Bei der Mittagsſonne Brand,
Sah ſie oft in Sehnſuchtträumen
Süßer Blumen Fülle blühn,
Duftend, wie in Edens Räumen
Roſ' an Roſe wonnig glühn.

Und ein ſanfter Liebesengel,
Der ihr ſehnend Herz verſtand,
Brachte volle Blumenſtengel,
Von der Blumen Heimathland;
Eva pflanzt die Himmelsgabe
Gläubig in den Boden ein,
Daß ihr matter Blick ſich labe
An der Blumen mildem Schein.

Und beim Hauch des Frühlings glänzte
Roſ' an Roſ' im Morgenlicht,
Klaren Baches Rand umkränzte
Himmelblau Vergißmeinnicht,

Funkelnd prangt die grüne Wieſe,
Wipfel boten Blüthen dar,
So, daß gleich dem Paradieſe
Anzuſchaun die Erde war.

Und voll Ingrimms ſah der Böſe
Erde ſtehn in Himmelspracht,
Daß der Menſchen Gram ſich löſe,
Wenn der junge Lenz erwacht;
Blüthen zu verderben ſinnend,
Schuf der finſtern Macht Gewalt
Kriechend, nagend, giftig, ſpinnend,
Schnöder Raupen Mißgeſtalt.

Eva ſah die Blumen welken,
Sah zernagt der Knospen Zier,
Süße Roſen, bunte Nelken,
Beute der Zerſtörungsgier.
Wie ſie bang um Troſt will flehen,
Sprach ihr Engel in der Nacht:
Muth gefaßt! Gott ließ geſchehn,
Was der Böſe ausgedacht!

Lang' nicht wird die Raupe nagen
Zarte Blüthen dir zur Pein,
Denn nach kurzen Frühlingstagen
Spinnt ſie in die Gruft ſich ein,
Sterben nun die dunklen Triebe,
Hat ihr Werk vollbracht die Nacht,
Siegreich waltet dann die Liebe,
Wirkt des Lichtes ewge Macht!

Und die Raupe, eingeſponnen,
Liegt erſtarrt in dunkler Gruft,
Regt ſich nicht im Strahl der Sonnen,
Nicht beim Wehn der Abendluft.
Doch im Innern keimt und waltet
Gottes reicher Lebenstrieb,
Was ſich dorten ſtill entfaltet,
Aeußerlich verborgen blieb.

Einſt beim frohen Morgenſtrale
Regt ſich's ahnungsvoll und drängt,
Todeskerkers dunkle Schale
Junges Leben muthig ſprengt,
Eva ſieht mit Wonnebeben
Nun, von Blumen ſanft gewiegt,
Held den Sommervogel ſchweben,
Der als Blum' in Lüften fliegt.

Aller Farben Schmelz vermählet
Die geflügelte Geſtalt,
Und die zarten Blumen wählet
Freundlich ſie zum Aufenthalt,
Schlürft den Thau nur junger Roſen,
Umgewandelt die Natur,
Nicht zerſtören will ſie, koſen,
Weiß von Licht und Liebe nur.

Eva ſah mit Wonneſchauer
Nun im Schmetterling ein Bild,
Wie aus Todesnacht und Trauer
Neues, ſchön'res Leben quillt,

Hoffnung drang bei milden Thränen
In die wunde Seele ein,
Und ein ſüßes Heimathſehnen
Löſ'te der Verbannung Pein.

Helmina.

Gedankenblüthen.

Wem die Sonne innerer Reinheit leuchtet und das helle Licht der Heiterkeit nicht mangelt, dem öffnen ſich die Knospen der Lebensblüthen gern, und noch im Winter blickt er zufrieden auf die Kränze zurück, die er im Lenze ſich gewunden.

Wie den Gedanken des Todes der Glaube an Auferſtehung ſanft erheitert, ſo hebt des Wiederſehens Hoffnung das trauernde Herz über das Weh der Trennung hinweg.

Von Allem, was der Menſch erwirbt, ſind die Schätze des Bewußtſeyns die köſtlichſten, ſammle ſie, nicht mit dem Streben eines Geizhalſes, der die Fülle des Beſitzes in den Kaſten ſchließt, ſondern mit der Sorgfalt des Weiſen, der ſie genießt und ſich ihrer freut.

Immer den Blick vorwärts gerichtet in jenes Land der Verheißung, erſcheint dem Menſchen die Gegenwart ſammt allen ihren Freuden und Leiden klein, und nur jene Zukunft groß, die uns die Pforten eines beſſern Lebens erſchließt.

Mitten in der Wahrnehmung, wie vergänglich alles hienieden iſt, mahnt uns zugleich eine leiſe Stimme in uns an das Unvergängliche, das der Seele ihre Fortdauer verbürgt.

Wer die köſtliche Perle treuer Freundſchaft fand, der halte ſie werth und faſſe ſie ſorgſam ein in das lautere Gold der Liebe, damit ſie nicht verloren gehe, und mit reinem Schimmer ſeine Wallfahrt erhellend, ihm der Schmuck des Lebens ſey.

Wenn deines irdiſchen Daſeyns Nacht oft finſter iſt, von keinem Stern verklärt, ſo hoffe auf die Morgenröthe, welche ſchimmernd aufgeht, als Verbote eines Tages, welchem keine Nacht mehr folgt.

Wer der Natur und Wahrheit treu bleibt, dem ſchmücken ſich auch die dunkeln Schatten des Schickſals mit einem goldnen Saum, und ſeine Stützen findet er in ſich ſelbſt.

Das irdiſche Daſeyn iſt eine Schule, wo eine weiſe Vaterhand nur den Zeitpunkt unſrer innern Reife erwartet, uns in den höhern Wirkungskreis zu verſetzen, deſſen wir uns würdig machen müſſen durch Geduld, Ausdauer und Treue.

Eng ſind die Schranken, die unſere Wünſche, unſere Hoffnungen umgränzen, ſie laſſen ſich nicht nach Willkühr erweitern, aber doch mit Blumen ſchmücken, die ihre ſchroffen Umriſſe uns ſanft verhüllen.

Die Genügſamkeit, die ſelbſt auf rauhen Wegen hie und da ein Blümchen entdeckt, und die Beſcheidenheit, die ſich nicht verdrängt, ſondern unter lieblicher Hülle birgt, geben jeglichem Gemüthe, das ſie hegt, Genuß und Freude,

indem ſie den Wünſchen des Herzens Gränzen verzeichnen, die mehr beſchützen als beengen.

Das Leben froh genießen, und doch mit dem Gefühl, daß der nächſte Augenblick es uns rauben kann, macht ernſt in der Freude und heiter im Schmerz.

Wenn auch mancher Keim, den wir hier ausſäen, erſt Früchte tragen wird in einer beſſern Welt, ſo ſey unſer Streben doch ſtets: Gutes zu wollen und zu thun.

Wenn wir auch mühſam zu dem Gipfel emporklimmen, wo die nächtlichen Nebel des irdiſchen Lebens ſich zerſtreuen, und wir oft ermüden, oft vom Donner verletzt werden, ſo lobt den Guten doch der Quell des reinen Bewußtſeyns, und die Hoffnung, daß es Tag werde und eine ſchönere Sonne als hienieden, ſeinen Weg verkläre.

Das unaufhaltſame Vorüberſchreiten aller Erſcheinungen des vergänglichen Lebens lehre uns Mäßigung in der Fülle des Genuſſes, und weiſe Beſchränkung innerhalb der Gränzen, die ein höherer Fingerzeig dem Sterblichen anweiſt.

In jedem Beruf und auf jedem Standpunkt, auf welchen uns unſere Beſtimmung ſtellt, bleibt es uns vorbehalten, ihm durch unſer ſittliches Betragen Ehre zu machen, und Achtung und Liebe in ihm und durch ihn zu gewinnen.

Habe bei dem Wirkungspunkt, den dir das Schickſal gab, nicht den Beifall der Welt, ſondern Gott vor Augen, und ringe darnach, dem innern Richter zu gefallen, den Gott dir in deinem Bewußtſeyn gab.

Erneſtine.

Der Zweifler

vor dem Bilde des heiligen Johannes.

„Bild des Glaubens, Bild der Liebe,
Leite mich auf dunkelm Pfade,
Zeig mir die geheime Lade,
Wo der Wahrheit Schlüssel ruht!“

„Lenke du die niedern Triebe,
Wende deine Himmelsblicke
Nach dem tief verborgnen Glücke,
Gieb mir Glauben, gieb mir Muth!“

„Ach, dem Zweifel schon zum Raube,
Ganz verödet, ganz verlassen,
Will mein Hoffnungsstern erblassen,
Glimmt ein schwaches Fünkchen kaum.“

„We, wo blieb der fromme Glaube,
Der den Lebensmorgen röthet?
Mittagsgluth hat ihn getödtet,
Aufgelöst den schönen Traum!“

Sephren spricht's, und hängt mit Thränen
An des Jüngers holdem Bilde,
Das voll Wehmuth, Wonn' und Milde
Auf zum Heißgeliebten sieht.

Und, wohl iſt es mehr als Wähnen,
Was mit lieblichem Geflüſter
Ihn umwehet, was durch's Düſter
Heil'ger Blenden ſchimmernd zieht.

„Untreu wollteſt Ihm du werden,
Alſo von des Jüngers Munde
Drang zu ihm die heil'ge Kunde,
Ihm, deß Joch nur Liebe heißt?"

„Wo im Himmel und auf Erden
Magſt du gleiche Liebe finden,
Magſt du gleiches Heil ergründen,
Troſt dem Herzen, Licht dem Geiſt?"

„Willſt du nicht der Liebe trauen,
Nicht dem Worte, das ſie ſpendet,
Nicht dem Zeugen, den ſie ſendet,
Welche Bürgſchaft giebt die Ruh?"

Und erwacht aus tiefem Schauen,
Rief der Jüngling, wahrentbunden,
Liebe! du haſt überwunden,
Alles überwindeſt du!

Eliſe Ehrhardt.

Dorothea Marie, Herzogin zu Sachsen Weimar.

Wem leuchtet es nicht ein, daß es gewisse Meinungen, ja, man kann sagen, Wahrheiten giebt die, weil man sie nur einseitig annimmt, als ausnahmlose Regel festgestellt, zu ganz falschen Schlüssen verleiten können? Eine solche angenommene Meinung, die der Ausnahmen doch sehr viele gestattet, ist die: daß bei Frauen von sogenanntem männlichen Geist, die mit männlicher Kraft und Einsicht zu handeln verstehn, die eigentlichen Tugenden ihres Geschlechts: Demuth, Milde und holdselige, liebevolle Weiblichkeit vermißt würden; denn die Geschichte hat uns den Namen, die Thaten so mancher Frauen aufbewahrt, die weiblich fühlten, männlich dachten, bei denen sich durchdringender Verstand mit sanfter Huld zum schönsten Einklang verband! Im engen Kreis zu klein, als daß die Nachwelt von ihnen wissen könnte, waren, und sind ihrer gewiß Viele, die durch die Vereinigung jener nur heterogen scheinender Eigenschaften ihre Angehörigen beglückten, ein Muster für Viele im Thun und Dulden wurden.

Unter den edlen Frauen, deren großartiges Seyn nicht im Strom der Zeit verschwand, und die als ein Beispiel der obigen Behauptung dastehn, glänzt vor Vielen der Name einer deutschen Fürstin, der Frau Herzogin Dorothea Maria zu Sachsen-Weimar, geborne Prinzessin zu Anhalt-Dessau.

In ſtreng jungfräulicher Sittſamkeit aufgewachſen, fromm und von Herzen demüthig, dabei ſo wohl unterrichtet, als man es damals bei einem fürſtlichen Fräulein für nöthig hielt, ward ſie 1593, in ihrem 19ten Jahre, zu Altenburg mit Herzog Johannes von Weimar vermählt. Sie war ſchön und reizend von Seele und Leib. Kein Wunder, daß ihr Gemahl ſeine Dorothea innigſt liebte, und daß dieſe Liebe ſich zur zärtlichſten, treuſten Freundſchaft für das ganze Leben bildete, denn auch die Herzogin liebte ihren Gemahl mit voller Kraft und Hingebung ihres ſchönen, reichen Gemüths. Auch hatte nicht die Politik dies Bündniß geſchloſſen, der Ruf ihrer Schönheit und Sittſamkeit, ihrer Anmuth und ihres großen Verſtandes war verbreitet in allen deutſchen Landen, und machte zuerſt des jungen Herzogs Mutter, Maria Suſanna, dann ihn ſelbſt auf ſie aufmerkſam, ſo daß er beſchloß, ſie zu ſehen, und um ſie zu werben. Schon in frühen Jahren hatte Dorothea das Unglück erlitten, ihren Vater zu verlieren, und ſie trug deſſen Tod mit höherer Standhaftigkeit und Ergebung, als von einem dreizehnjährigen Fräulein zu erwarten war. Schon damals ſuchte ſie allein Troſt und Hülfe bei Gott, ſetzte ihr ganzes Vertrauen auf Ihn, und nahm den Wahlſpruch an: „Gott wende mein Elend," den ſie bis zum Tode behielt. Ihrer Mutter, die ſich in zweiter Ehe mit dem Landgrafen Georg zu Heſſen-Darmſtadt vermählte, folgte ſie nebſt ihren vier Schweſtern und ſechs Brüdern an deſſen Hof, und obwohl ihr Stiefvater es redlich mit ihr meinte und für ihr Beſtes und ihre fernere Erziehung eifrig beſorgt war, hatte ſie dort häufig Gelegenheit, ſich in der Geduld und Klugheit, Eigenſchaften, die ſie auch in der Folge ſo ſegenreich

für ſich und andere anwandte, zu üben. Kein Vortheil des Reichthums und Glanzes konnte den Herzog beſtimmen, um ſie zu werben, ſie verdankte ſeine Wahl blos ihren ſchönen und großen Eigenſchaften, und auch ihr galt der biederherzige, reine Johannes mehr, als der regierende Herzog. So zufrieden auch ihre Ehe war, ſo pünktlich und liebevoll ſie auch die Pflichten der Gattin und Mutter erfüllte, ſollte ſie doch auch in den erſten Tagen des Glücks ſchon erfahren, wie hinfällig jede Hoffnung auf die Dauer irdiſcher, ungetrübter Freuden ſey. Unruhige Zeiten begannen, die Vorboten des dreißigjährigen Krieges, allenthalben entſpann ſich Zwietracht, die Glaubensbrüder, an deren Wohl die eifrige lutheriſche Chriſtin ſo herzlich Theil nahm, wurden von der Unduldſamkeit politiſcher Machthaber gedrückt und hart verfolgt. Der Herzog berieth ſich gern über den bedenklichen Zuſtand des gemeinſamen Vaterlandes mit ſeiner Gemahlin, denn ſie beſaß: (wie der Leichenredner in der Treuherzigkeit der Ausdrücke jener Zeit verſichert,) „einen hohen Verſtand, war weiſe und ſinnreich in Rathſchlägen, hatte einen beſtändigen, herzhaften Muth, und blieb auch bei den größten Widerwärtigkeiten unverzagt.“ Solche traulichen, berathende Mittheilungen mit ihrem Manne waren ihr mehr von Nutzen, als ſie ſelbſt glaubte; ſie gaben ihr eine allgemeine Ueberſicht der Lage von Europa und beſonders von Deutſchland, um welche ſich in jener Zeit Frauen, ſelbſt Fürſtinnen nicht viel bekümmerten; ſie lehrten ihr vor allen Staatswiſſenſchaft, und gaben ihr einen richtigen Ueberblick des Landes, das ſie bald beherrſchen ſollte. Schon 1605 verlor ſie ihren Gemahl, den Vater von eilf Söhnen, eine neue Hoffnung lebte unter

ihrem Herzen; es war eine Tochter, die einige Monate nach des Vaters Tode zur Welt kam. Dorothea hatte ihren Gemahl in seiner Krankheit Tag und Nacht gepflegt, mit unermüdeter Sorgfalt, mit aller Huld und Zartheit der alles aufopfernden Liebe. Johannes erkannte diese Treue, diese Hingebung, er wußte, welch einen Schatz er in ihr besessen, und sagte noch zuletzt zu seinem Beichtvater und getreuen Räthen: „Meine Dorothea Maria ist mir gewesen im Glück eine herzliche Freude, im Unglück ein mächtiger Trost, in Widerwärtigkeiten ein getreuer Beistand und Rath, in Krankheit der kräftigste Arzt!“ — Er ernannte sie auch zur Vormünderin und Landesregentin, ihr in bedenklichen Fällen den Churfürst von Sachsen als Obervormund zugesellend.

Pracht und Eitelkeit waren Dorotheen immer fern gewesen, und nur, um ihrem Gemahl zu gefallen, und der Würde ihres Standes genug zu thun, hatte sie bisher mit Gold und Edelsteinen sich geschmückt, nach des Herzogs Tode entsagte die noch immer sehr schöne Wittwe allem Schmuck, und legte die Trauer um ihn nicht ab, nicht um mit ihrem Schmerz zu prunken, sondern weil es ihrem Gefühl widerstrebte, sich bunt zu kleiden, da so tiefer Gram ihr im Herzen wohnte, und da ihr selbst der Schein, als könne sie ihres Verlusts je vergessen, unerträglich dünkte.

Mit haushälterischer Sorgsamkeit theilte sie die Zeit ein, damit sie weder den Uebungen der Gottesverehrung, noch den Regierungsgeschäften, die sie mit dem redlichsten Eifer und großer Sachkenntniß verwaltete, etwas entzöge, noch die Erziehung ihrer Kinder verabsäumte. So lieb sie auch ihre Söhne hatte, verzärtelte sie sie doch keineswegs,

ſie war der Meinung, daß man, um gut zu befehlen, erſt gut gehorchen lernen müſſe, und daß die ſchweren Zeiten tüchtige, an Leib und Seele geſunde Männer brauchen, ſtark im Glauben an Gott, von abgehärtetem Körper, tugendlichem Wandel, geſchickt und erfahren in körperlichen und geiſtigen Uebungen und Wiſſenſchaften, damit ſie vor Gott und Menſchen wohlgefällig ſeyen, ſich ſelbſt genug thäten, und ein Spiegel für Viele, wie dieß fürſtlichen Jünglingen gar wohl anſtände, würden. „Sie ſahe ſehr darauf, ſagt ihr Leichenredner, daß ihre Herren Söhne in aller Gottſeligkeit, fürſtlichen Sitten und Tugenden, löblichen freien Künſten und Sprachen, treulich unterwieſen wurden, und als ſie zu den Jahren des Verſtandes erwuchſen, auf der Akademie Jena ihre fürſtliche Regierungskunſt wohl ſtudiert, den Zuſtand des gemeinſamen Vaterlandes deutſcher Nation und ihres Erbfürſtenthums fleißig erforſchten.“

Bei dem allen blieb ihr noch Muße zu höhrer, eigner Ausbildung, ſie erwarb ſich auch in ſpätern Jahren noch manche Kenntniſſe, die ihr für die beſſere Staatsverwaltung und für ihr Seelenwohl nothwendig ſchienen; in der Theologie konnte ſie es mit manchem Doctor aufnehmen, ja, ſie lernte ſogar hebräiſch, um den Grundtext recht zu verſtehn. Ueber Wiſſenſchaften, Regierungs- und Erziehungskunſt vergaß ſie die Hausmutter, die Frau nicht. Ihr Hof galt für eine Schule aller Gottesfurcht, Tugend, Zucht, Emſigkeit und häuslicher Geſchicklichkeit, ſie ſelbſt war nie müßig, ſondern gab entweder hausmütterliche Befehle, oder war mit Arbeiten, die ihrem Stande angemeſſen waren, beſchäftigt; ſelbſt wenn ſie in dem Luſtgarten ſpazieren

ging, war ſie nicht unthätig, und ſie ſahe auch gar ſehr darauf, daß ihre Fräulein und Jungfern das Gleiche thaten. Durch Wort und Beiſpiel wirkte ſie auf ihre Dienerinnen und Frauen, als die trefflichſte Lehrmeiſterin; ſo ſtreng ſie auch auf ihrem Wittwengut Oberweimar auf Sparſamkeit und Ordnung ſah, und ſich auch um jeden Beſtandtheil der Wirthſchaft bekümmerte, ſparte ſie niemals Geld, wo es darauf ankam, ein Werk der Barmherzigkeit zu üben. Den Armen ließ ſie unentgeldlich Arznei reichen, ſtand den Kranken, zumahl Wöchnerinnen, perſönlich bei, und wußte auch ihre Umgebungen zu ähnlicher Mildthätigkeit und Dienſtleiſtungen zu ermuntern.

Das Schulweſen lag ihr ganz beſonders am Herzen, ſie unterhielt ſich oft mit den Lehrern, machte ſie auf dieß und jenes aufmerkſam, was ihr beim Unterricht fehlerhaft, oder doch einer beſſern Geſtaltung fähig dünkte, und zeigte auf dieſe Weiſe, daß geſunde Vernunft und ſchlichtes, klares Urtheil oft viel weiter und richtiger ſieht, als alle Gelehrtheit. Es war ihr Herzensſache, arme Knaben unterrichten zu laſſen, Studierende zu unterſtützen, auf ihre Sitten ein aufmerkſames Auge zu richten. Dieſelbe Ordnung und ſtrenge Eintheilung, womit ſie ihre Hofhaltung eingerichtet, übte ſie auch im Großen, in der Regierung des Landes. Freudiglich, mit dem feſten Bewußtſeyn, treulich ihr Tagewerk gefördert, viel Löbliches geſchaffen zu haben, konnte ſie nun das Ruder ihren, zu trefflichen Fürſten herangewachſenen, Söhnen übergeben, und ſich der Ruhe widmen.

Müßig war ſie auch jetzt nicht, mehr als je konnte ſie ihren wiſſenſchaftlichen, hausmütterlichen und mildthätigen Beſchäftigungen nachhängen; auch las ſie fleißig in der

Bibel, Luthers Schriften, Paul Gerhards Andachten, den Schauplatz der Christen und andern geistlichen Schriften, ließ sich auch von ihren Jungfrauen daraus vorlesen. Den öffentlichen Gottesdienst besuchte sie regelmäßig und legte es ihren Söhnen und Hofstaat recht dringend ans Herz, wie wichtig es sey, dieß nicht zu unterlassen. Nie ertheilte sie ihren Söhnen, nach deren angetretenen Regierung, ohne deren Ansuchen, Rath, doch gar oft suchten sie ihn bei der weisen, erfahrungsreichen Mutter. Sie war es auch, welche die Fürstensöhne Weimar's ermahnte, nicht durch weltlichen Vortheil und Selbstgewinn sich abhalten zu lassen, den unterdrückten Glaubensgenossen in Böhmen mit Kopf und Arm beizustehn, für Deutschlands Freiheit und Wohl allseits freudig Gut und Blut daran zu setzen.

So in scheinlosem, verdienstlichem Wirken verstrich manches Jahr, da wollte Dorothea einst am 20. Juny 1617 in der Dämmerung aus der Stadt nach ihrem Wittwensitz Oberweimar zurück. Ohngefähr halben Wegs stellt sich ihr ein Bettler entgegen, mit ausgestreckter Hand eine Gabe heischend; schon griff sie nach dem Seckel, ihm solche zu reichen, als ihr Pferd sich bäumte, sie herab und in die Ilver warf, aus der ihre Diener sie jedoch bald herauszogen. Im Gedränge war der Bettler verschwunden; dieß brachte beschränkte Abergläubische auf die Vermuthung, es sey kein Mensch, sondern ein Gespenst aus der Hölle gewesen. — Wie hätte ein böser Geist Ihr nahen, die Fromme, die Meine beschädigen dürfen! — Schrecken und Erkältung zogen der Herzogin eine Krankheit zu, die sie gleich für tödtlich erachtete, obgleich ihr Arzt sie anfangs das Gegentheil versichern wollte. Sie genoß das h. Abendmahl noch

einmal öffentlich, gab ihren Kindern und Umgebungen noch viele herzlich gemeinte, gute Lehren, blieb bei Besinnung bis zum letzten Augenblick, tröstete die Hinterlassenen und führte Sprüche aus der heiligen Schrift zu ihrer und der Umstehenden Erweckung und Beruhigung an. Sie gieng heim am 17. Julius 1617, von ihren Kindern, Vertrauten und Dienern, Armen und Kranken aufrichtig und innig beklagt und beweint. Ihr Testament bewies, daß sie bis in den Tod von den wohlthätigen Gesinnungen beseelt war, die, vereint mit so viel Klugheit und Einsicht in der Anwendung, so segensreich waren, und sie hatte sich bestrebt, auch nach ihrem Hinscheiden in diesem Sinne fortzuwirken. Sie wollte nicht blos nützen, auch erfreuen, wohl wissend, daß eine fröhliche Stunde in das Leben des Armen gebracht, ihn auf viele Tage beglückt, daß es ihn über sich selbst erhebt, und er die vom Glücke mehr Begünstigten nicht mehr beneidet, wenn er nicht bloß sein Bedürfniß befriedigt sieht, sondern wenn auch an sein Vergnügen gedacht wird. Dorothea hatte ein Capital in den Gotteskasten gelegt, dessen Zinsen jährlich am Todestage ihres seligen Herrn unter die Schulknaben vertheilt wurden; von tausend Gulden wurden an ihrem Sterbetage die Zinsen zur Hälfte unter arme Schüler, sonderlich die, so der Musik sich befleißigten, und zur Hälfte unter Wittwen vertheilt. Von den Zinsen von vierzehnhundert Gulden wurden die Armen in zwei Hospitälern an den drei Hauptfesten reichlicher und besser als sonst bewirthet. Mehrere Kirchen, Schulen, Hospitäler erhielten von Ihr Vermächtnisse, die Universität Jena bedachte sie mit zweitausend Gulden, und dieselbe Summe setzte sie aus für die Lehrer an den Schulen, damit

ſie ſich einer beſſern Methode beim Unterricht in de deutſchen und lateiniſchen Sprache bedienten, in der Art wie ſie an einigen auswärtigen Orten üblich war. Fü ihre treuen Diener ſorgte ſie wahrhaft fürſtlich, in der feſte und ſichern Ueberzeugung, daß ihre Söhne ihren letzte Willen ehren, die auferlegten Verpflichtungen auf ſich neh men würden. Die liebevolle Vorſorge für die Hinterlaſſenen die Glaubensfreudigkeit, mit der Dorothea Maria in ein beſſeres Leben übergieng, beſchloſſen auf das Würdigſt ihren irdiſchen Lauf. Sie hatte einen guten Kampf ge kämpft, war in keiner Prüfung unterlegen, und nahm den Ruhm mit ſich in die Gruft, daß ſie als Frau, Mutte und Regentin gleich gut und groß geweſen, und ſich de Edelſten ihres Geſchlechts an die Seite ſtellen dürfe.

Cäcilie.

Wiegenlied, an meinen Ernſt.

Süß und lieblich iſt die Ruh,
Schließe, Kind die Aeuglein zu,
Träume ſollen dich umſchweben
Und ein volles Blüthenleben
Soll dich duftend, licht umwehn,
Schlumm're, Knabe, mild und ſchön.

Wonnig iſt dein Augenpaar,
Schließ es, Liebling, immerdar,
Sollſt erwachend mich entzücken,
Mich erheitern, mich beglücken,
Will an deinem Lager ſtehn,
Will dein ſüßes Lächeln ſehn.

Schlummerſt, Knabe, noch nicht ein?
Reicheſt mir die Händchen dein,
Lächelſt, nickeſt, lächelſt wieder,
Himmelsträume, ſchwebet nieder,
Engel, ihm ſo nah verwandt,
Reicht dem Schlummernden die Hand!

Julie Nordheim.

Das umgeriſſene Feld.

Theano lebte gern im jugendlichen Kreis holdſelig aufblühender Jungfrauen, denn nicht fern von den Vorhöfen des Paradieſes weilt die unbefangene Unſchuld.

Wahre, innige Herzenswärme hat eine mild anziehende Kraft, darum wurde Theano nicht minder von ihren jungen Freundinnen wieder geliebt. So wurde Theano ein gemeinſchaftlicher Annäherungspunkt, ſelbſt für die, welche auf der friſchen Lebensbahn, durch Entfremdung des Gemüths ſich fern blieben, und an die gleiche Liebe und Anhänglichkeit jeder für ſie, ſuchte Theano das gemeinſame Band wahrer und treuer Freundſchaft, unter den Jungfrauen insgeſammt, zu knüpfen und zu befeſtigen.

Doch fehlt es der aufblühenden Jugend nur zu oft an duldſamen Sinn, und die Frucht wohlgenutzter Selbſt- und Menſchenkenntniß, in milder Beurtheilung Anderer, wird meiſt nur erſt dem reifern Alter gewährt. Dieſe heilbringende Frucht, die köſtliche Beute eines erfahrungsreichen Lebens, ſuchte vor Allem Theano in den Herzen ihrer jungen Freundinnen immer mehr zu entwickeln; denn zarte Duldſamkeit iſt der Nächſtenliebe edelſtes Organ im Verkehr des menſchlichen Lebens.

Selig iſt, wer duldſamen Sinnes iſt, ſprach Theano einſt zu Allwina, die ſie vor allen liebte. Heilige Stille waltet im Gemüth der Duldſamen, wie unter dem Schatten der Lebensbäume im Thale des Friedens.

Und die liebliche Jungfrau erröthete bei Theano's Rede, wie die ſich den Sonnenſtralen öffnende Roſe, denn ein Lichtſtral der Wahrheit hatte Alwina's Herz getroffen, und es öffnete ſich der ältern Freundin.

Dieß iſt's, ſprach die holde Jungfrau, verſchämt, was mir mangelt, was mein Herz in Unruhe bringt, und oft mich gegen die Geſpielen verſtimmt.

Iſt's dieß allein, meine Alwina? fragte Theano mit Liebe.

Mütterliche Freundin, ſage du mir's. Du lieſeſt in meiner Seele. Ach! ich kenne mich wohl ſelbſt nicht! Ich ſtrebe zwar, o! ich ſtrebe mit Ernſt nach dem Guten und Schönen, und das Bild der verklärten Mutter ſchwebt immer vor meinem Geiſt und mahnt mich zur Nachfolge, ſchwebt im Glanz des Himmels, meinen Armen entrückt, werde ich wohl je ſie erreichen?

Und Theano drückte die Klagende an ihr theilnehmendes Herz, und küßte die Thränen des Mitleids mit ſich ſelbſt, aus dem Auge der Unſchuld.

Solche Thränen ſind der Schönheit und Jugend ein köſtlicherer Schmuck als die edelſten Perlen.

Komm, meine Alwina! daß ich unter die Blumen dich führe, und das Lächeln der Natur wieder dein Herz erheitere!

Da giengen ſie hinaus in das duftende Feld, und ſetzten ſich im Blüthenſchatten eines wilden Apfelbaums. Vor ihnen breitete das Gefilde ſich aus, wie ein Garten Gottes, und der fleißige Ackersmann zog bräunliche Furchen in den grasbewachsnen Acker.

Siehe, meine Alwina, ſprach die liebende Theano, wie ich jetzt dich in das Feld führe, um am Buſen der

Natur Weisheit zu saugen, so führte auch einſt unſer göttlicher Freund Jeſus ſeine Jünger hinaus in die freie Schöpfung, und lehrte ſie an der Saat des Ackers, an der Blume des Feldes, erkennen die Wunder ſeines innern Reichs. Dein Geiſt leite mich, daß ich dich lehren möge, zu erſchauen das Unſichtbare im Sichtbaren.

Sieh, meine Allwina, wie jener Ackersmann die Erde mit der Pflugſchaar verwundet und nicht ſchonet der Blumen des Ackers, ſondern ihre Schöne begräbt unter der bräunlichen Scholle. Dauert es dich nicht um die Blumen, dieſe lieblichen Kinder des Lenzes? Wie ſollte michs dauern, ſprach Allwina, nicht Zerſtörung iſt ja des fleißigen Arbeiters Sinnen und Thun, ſondern nur Zubereitung des Ackers zu Hervorbringung edlerer Früchte.

Erſchaue nun, meine holde Allwina! in dieſem Bilde die Arbeit des Geiſtes Gottes an deiner Seele! Wie den beraſ'ten Acker Blumen ſchmücken im Lenz, ſo ſchmücken auch natürliche Gaben, die unabhängig von der Freiheit und Willkühr des Menſchen, aus denen von der Vorſehung beſtimmten Naturanlagen und bildenden Schickungen hervorgehen, das menſchliche Gemüth im Frühling des Lebens. Das, was man natürliche Herzensgüte nennt, zeigt ſich an ihnen, wie die Güte des Bodens ſich zeigt an jeder Pflanze nach ihrer Art und Gattung und ihrem freudigen Wuchs. Je mehr dieſer verſpricht, je ſorgfältiger die Bearbeitung zur alleredelſten Saat. — Wie bereitet nun wohl der Geiſt des Herrn ein natürlich edelmüthiges Herz, daß es geſchickt werde, den himmliſchen Saamen der Demuth, — dieſe köſtliche Perle, in der Seele jungfräulichen Kranz aufzunehmen und zur hundertfältigen Frucht zu bringen?

Heilsame Demüthigungen, mein Kind, sind es, welche bei einem gehörigen Verhalten unsrerseits, zu dieser heiligen Zucht dienen. Jede Kränkung verliert, wenn man als Demüthigung sie aufnimmt, ihren Stachel und ihre Bitterkeit. Zwar verwunden sie das Herz, doch nur um es zur Aufnahme der Demuth vorzubereiten. Scheinen zwar während dieser Arbeit des Geistes Gottes an unserm Innern alle natürliche Tugendgaben in Nichts zu sinken, wie die blühende Pflanze dahinsinkt vor dem schneidenden Eisen, doch sind sie unverloren, und dienen nur zur Entwickelung und zu freudigerm Gedeihen des himmlischen Saamens.

Traure daher nicht zu sehr, meine Allwina, wenn du dir selbst unduldsam scheinst, und laß dich nicht kränken durch die Unduldsamkeit deiner Freundinnen. Nimm jede Demüthigung, die dir durch Erkenntniß deiner eigenen Schwächen, oder durch die Kränkungen Andrer widerfährt, auf, als die Verarbeitung der züchtigenden Gnade an deiner Seele, dann wirst du einst den Herrn der Erndte durch die vollwichtige Garbe preisen, welche nur so zur Reife gebracht werden konnte!

Schweigend drückte Allwina Theano's Hand, mit der Innigkeit des Danks, und sie saßen noch eine Weile im Blüthenschatten, und freuten sich der lieblichen Schöne auf Gefilde und Flur.

Nie sahe Allwina seitdem eine Furche ziehen im Felde, ohne an Theano's Gleichniß zu denken.

Die Jungfrau ward holdselig und duldsam und wandelte in Demuth und Kindlichkeit einher, wie einst die hohe Maria.

—ß.

An meine Blumen.

Gehabt euch wohl, mit täuschend leisem Schweben
Naht schnell die Stunde, die mich von euch reißt;
Oft grüßte hier mich euer zartes Weben,
Mich eures Odems reiner Balsamgeist,
Und schien es auch zuweilen Spott dem Leben,
Daß mich der Rosen prangend Blüh'n umkreist,
Habt ihr doch manche Freude mir geschenket,
Als jede andre sich von mir gewendet.

So habet Dank für euer frisches Glühen,
Für jedes Lächeln, das ihr mir gehegt,
Und ihr vor Allen, die mit stillen Mühen
Der Mutter holder Fleiß für mich gepflegt,
Habt freundlich Dank, daß Euch in stolzem Blühen
Der schlanke Zweig so freudig aufwärts trägt,
Als fühl' er's, daß von diesen milden Händen
Der Segen doppelt Sorgfalt müsse spenden.

Wohl hold erscheint's, wenn lieblich Blumenleben
Der Kindheit gern in euren Kreisen wohnt,
Wohl holder noch, wenn freher Jungfrau'n Streben
Den heitern Gruß euch gern mit Sorgfalt lohnt,
Und euch zu allem Reize möcht' erheben,
Der auf der eignen, zarten Wange thront,
Doch rührend ist's, wenn noch zu eurer Pflege
Das Alter ist mit Lust und Liebe rege.

Wie manchmal wohl war schon der Arm ermattet,
Eh halb noch rund sein Gärtnerwerk vollbracht,
Wie manchmal wohl ward Kühlung euch verstattet,
Die heiße Müh der Pflegerin gebracht,
Wenn sie euch trug zum Laube dichtumschattet
In der gewölbten Linden Blüthennacht,
Zufrieden schon, wenn frischer eure Kronen
Sich hebend, nur die Mühe wollten lohnen!

Auch mir hat einst die treue Hand im Leben
Auf unbekanntem, unverstandnem Pfad
Den ersten Stab, den ersten Schutz gegeben,
Die labend oft euch mütterlich genaht.
So will uns dann ein freundlich Band umweben,
So blühet dann uns einer Pflege Saat,
Und oft auch soll ein schwesterliches Grüßen
Euch aus der Fern' im Lenzeshauch umfließen.

Und ihr, — wenn euer duftendes Gewinde
Sich aufrankt hell vor meines Geistes Blick:
O, ruft mir dann im Nachhall leis' und linde
Vergangner Tage ernstes Bild zurück.
Mahnt mich, daß jede Spur Erinn'rung finde,
Wo sanft geführt ein mildernd Geschick,
Auf daß ich still in kindlichem Vertrauen
Mög' auf die Bahn des neuen Lebens schauen.

Caroline Stift.

Vaterland und Mutterſprache.

An die heiligen göttlichen Familienbande, welche durch Gatten- und Elternliebe die Natur knüpft, und welche durch Ausbildung der ſympathetiſchen Gefühle das Goldkorn des rein Sittlichen wieder frei macht und läutert von den Schlacken der Sinnlichkeit, knüpfen ſich in den Benennungen **Vaterland** und **Mutterſprache**, die Begriffe desjenigen an, was ſelbſt dem ungebildeten Naturmenſchen das Theuerſte und Wertheſte iſt: Heimath und Rede.

Nur eine verbildende Aftercultur iſt vermögend, dieſe zarten und feſten Bande aufzulöſen, und ſo in egoiſtiſcher Genußgier den Staatsbürger zur Darbringung jedes Opfers, welches wahre Vaterlandsliebe heiſcht, unfähig zu machen, und durch aeſthetiſche Geiſtesſchwelgerei gleichgültig für die Accente, in welchen er zuerſt ſich bewußt ward ſeiner Empfindungen und Gedanken. Durch ſolches Majeſtätsverbrechen an den heiligſten Naturrechten, durch ſolchen Vater- und Muttermord an Vaterland und Mutterſprache begangen, fällt eine Nation der Nemeſis zur gerechten Züchtigung anheim.

Hat nicht die neuere europäiſche Geſchichte, und die Entwürdigung der Nationen unter das neufränkiſche Joch mit blutigen Zügen dieſe Wahrheit in jedes für Licht und Recht empfängliche Herz gegraben? Jetzt, da dies Joch zerbrochen, da der Nationalgeiſt der Deutſchen wieder zum neuen Le-

ben erwacht iſt, jetzt gilt es, daß auch das Weib lerne die Wiedergeburt ihres Volks, in Umkehr zur Einfalt der väterlichen Sitten, in ächt deutſcher Zucht, Biederkeit und Treue ſuchen, denn wahrlich, nur durch dieſe, nicht durch den Schnitt des Kleides, oder durch ängſtliche Vermeidung jedes einmal ſchon in unſerer Sprache das Bürgerrecht erhaltenen Worts, wird dieſe Wiedergeburt vollendet werden, — der Geiſt iſt's, der da lebendig macht, — und wo dieſer lebendig machende Geiſt im deutſchen Vaterlande waltet, da wird man nicht ſeiner Lebensart und ſeine Cultur im franzöſiſchen jargon, oder in Nachäfferei franzöſiſcher Galanterie ſuchen, ſondern vielmehr das anerkannt Vortreffliche anderer Völker, das, was an ſich ſelbſt, wahr und ſchön und lieblich iſt, im deutſchen Vaterlande einheimiſch zu machen ſtreben, wie der Landmann die nährenden Körner, das Geſchenk eines milderen Himmels jetzt als eigenthümliche Frucht des vaterländiſchen Bodens anbaut.

Doch hierüber ſind von Männern an Männer gelegenere, kräftigere, das Vermögen meiner Feder weit übertreffende Worte geredet; ich möchte nur meine deutſche Mitſchweſtern auf die zärtere, der weiblichen Beſtimmung angemeſſenere, und daher dem weiblichen Herzen näherliegende Bedeutung dieſer heiligen Benennungen, Vaterland und Mutterſprache, welche durch jene Worte deutſcher Männer meinem Gemüth anſchaulich geworden, aufmerkſam machen, oder vielmehr das klar in Worten auszuſprechen verſuchen, was allen edlen deutſchen Frauen unter dieſen Benennungen verſchwebt.

Den Ort, wo wir zuerſt das Licht der Welt erblicken, nennen wir unſern Geburtsort. Bei allen Nationen,

welche kein herumſtreifendes Nomadenleben führen, gehört jeder ſolcher Ort zu einer ſo oder anders eingerichteten bürgerlichen Verfaſſung, welche in gegenſeitigen Rechten und Pflichten, aus Geſetz, Herkommen und Sitten hervorgehend, ihre Mitglieder mit den heiligen Banden des Geſellſchaftsbundes zu Einem Volk vereinigt.

Kraft dieſer Verfaſſung nennen wir die Gegend der Erde, wo ſie beſteht: Vaterland, das Land unſerer Väter, wo ſie lebten, wirkten und wo ihr Staub ruht, ſie, — denen wir unſer irdiſches Daſeyn verdanken. So hielten ältere Völkerſchaften, die mit inniger Religioſität und hohem Gemeinſinn ihr Vaterland ehrten, ſich dem Boden entſproſſen; ſo weihte nach der altteſtamentiſchen Geſchichte, der Stammvater der Juden, das Land der Verheißung, durch ein erbliches Familiengrab, zum Vaterland für die Nachkommen ſeiner Enkel. Und ſpricht nicht das gleiche Gefühl ſich bei jenen amerikaniſchen Völkerſchaften aus, welche die Gebeine ihrer Väter auf ihren Hin- und Herzügen mit ſich führen?

Wo von dem Weibe das Feuer der Veſta auf dem heimiſchen Heerd vor aller Entheiligung bewahrt, und dadurch den Kindern die Vaterliebe geſichert wird, da iſt der Name Vaterland, kein leerer, geiſt- und gehaltloſer Erbenklang in dem Ohr des Staatsbürgers, und ſchon dies allein beweiſet nicht nur, daß Vaterlandsliebe eine der ſchönſten Blüthen iſt, welche die Welt der reinen unbefleckten Weiblichkeit verdankt, ſondern auch überdieß, wie alle öffentliche Tugenden nur aus dem Stamm und der Wurzel der reinerhaltenen Familienverhältniſſe hervorgehen, und daß

die Schlaffheit und Auflösung der Familienbande, auch dem staatsbürgerlichen Verein, seiner Auflösung näher bringt.

Hierin das Verderben des Zeitalters, den Grund der die Vaterlandsliebe tödtenden Selbstsucht und Unsittlichkeit anzuerkennen, und in reuiger Rückkehr die noch glimmenden Funken des heiligen Feuers anzufachen und zu reinigen, dürfte wohl am sichersten die Wiedergeburt des Vaterlandes, nicht zu einem ephemeren kränkelnden Daseyn, sondern zu einem vollkräftigen, gesunden, thatenreichen Leben befördern, jetzt, da die — selbst in der Züchtigung sich väterlich-offenbarende Gottheit, im drückenden Gefühl der Unterjochung den Schmerz als weckenden Lebensreiz für dahinsinkende Kraft der Volksthümlichkeit nutzte.

Noch bedeutender wird dieses Alles für das Weib als Staatsbürgerin, wenn wir erwägen, daß die Cultur der Muttersprache für das große Universal zu Genesung und Stärkung eines erkrankten und ermatteten, zur Wiederbelebung eines dahin sterbenden Vaterlandes gehalten wird *). Und kann wohl irgend etwas das Gefühl weiblicher Würde mehr erhöhen, die Erhabenheit der weiblichen Bestimmung lebendiger enthüllen, als dieses:

„Den Ausdruck der Empfindungen und Vorstellungen
„eines Volks, diesen treuen Abdruck eines geistigen
„Seyns"

mit der Benennung; Muttersprache, zu bezeichnen?

O! Mutter, Mutter, du, du bist die sittliche Bildnerin deines Kindes, wenn es, auf deinem Schooß ruhend, an deinem Busen sich nährend, aufblickt in dein liebestrahlen-

*) Siehe v. Heeren Aufsätze über die Erhaltung der Nationalität unterjochter Völker im 2ten Theil des vaterländischen Museums.

des Auge, und in den Tönen horcht deiner zärtlichen Rede. Von dir lernt es reden, dein Kind, und lallt immer vernehmlicher die Worte nach, wodurch es fähig wird, den Bruderbund zu schließen, der Mitbürger an Mitbürger, und diese gemeinschaftlich an Gesetz, Landesverfassung und Vaterland knüpft.

In dieser verhängnißvollen Zeit, wo durch äußeren Druck und inneres Elend das Veraltete wankend ward, wo Nachäfferei des Ausländischen und Fremden uns um alle Volkeigenthümlichkeit zu bringen drohte, die zwar in einem Moment hoher Begeisterung wiedererrungen, gleichwohl ohne wiederkehrende deutsche Zucht, ohne die Einfalt vaterländischer Sitte, ohne die, jedem fremdartigen Luxus entsagende Selbstverleugnung die schönste Blüthe nie zur Reife einer vollkommen gesunden Frucht auszubilden vermag; — Jetzt gilt es, daß auch das Weib, sich ermannend, nicht in überspannten thatenlosen Gefühlen sich berauschend, vielmehr mit Besonnenheit und Würde im Geist ihrer Bestimmung, innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises, die Gegenwart mit der Hoffnung einer bessern Zukunft tröste. Bei dem geheiligten Feuer des heimischen Heerds sollen sie, wie geweihte Vestalinnen, mit jedem Tropfen, welcher den Säugling an ihrem Busen tränkt, ihm Ehrfurcht für die Gottheit, Ehrfurcht für das Alter, Verehrung für Gesetz, Sitte und Zucht einflößen, und so durch Mutterſprache und Mutterbeiſpiel die reine Glut der Vaterlandsliebe in den Herzen der künftigen Staatsbürger entzünden.

Nur die Veredlung des Weibes in seinen häuslichen Verhältnissen kann die Wiedergeburt der Nationen,

wenn zwar nicht begründen, doch befördern und zur Reife bringen; und — wären die Mütter erſt ganz, was ſie ſeyn ſollten, bald würden ihre Söhne auch Männer werden.

Iſt nicht die Geſchichte der Germanen, wo das Weib, als dem was Heiliges innwohne, geehrt ward, — der alten Römer, der Spartaner, wo man die Würde des Weibes anerkannte, ſo wie hingegen die Erniedrigung der morgenländiſchen Sklavenvölker, wo das Weib innerhalb der Mauern des Harems den Zweck ſeines Daſeyns in der Befriedigung der Sinnenreize des Mannes ſuchend, ſich nie ſeiner innwohnenden Würde bewußt wird, Beleg für dieſe Behauptung?

Wohl unſerm Geſchlecht, daß die ſittliche Bildung, welche unſer Beruf als Töchter des Vaterlandes heiſcht, nicht das Werk iſt ſpitzfündiger philoſophirender Vernünftelei, ſondern aus einem unverbildeten Gefühl hervorgehend, am leichteſten durch das einfältige Wandeln an der Hand der Natur, zu erreichen iſt.

Das allereigenthümlichſte Weſen der wahren Weiblichkeit iſt — Liebe. Nicht jene, un.dentlichen ſinnlichen Trieben fröhnende Leidenſchaft, wodurch dieſer heilige Ausdruck ſo oft entweiht wird, ſondern das erhabene Gefühl des gänzlichen Dahingebens, der anſpruchloſeſten Entſagung aller Selbſtſucht. Wo dieſe nun durch nährende Muttermilch, bildende Mutterſprache, und leuchtendes Mutterbeiſpiel, übergeht in das Herz des Sohns, und ſich dort mit der geiſtigen und phyſiſchen Kraft des Mannes verbindet, da wird ſie dereinſt im hohen Gemeinſinn, in aufopfernder Vaterlandsliebe in ſeinem größeren Wirkungs-

kreiſe fruchtbringend für das Wohl des Staats wirken. Und wohl hatte jener alte Weiſe Recht, wenn er ſein weibliches Ideal mit allen ſtillen häuslichen Tugenden geſchmückt, ausmalend, am Ende ſo ſchließt:

Die Söhne dieſes Weibes kommen auf, und preiſen ſie ſelig. Ihr Mann lobet ſie. Sie wird gerühmet von den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke werden ſie loben in den Thoren. (Spr. Salom. 31, 28. 31.)

D. h. durch ihr Thun erwirbt ſie ſich ſtaatsbürgerliche Verdienſte.

Ich hoffe nicht, daß irgend Jemand dieſe Vorſtellungen für überſpannte Vorſpiegelungen weiblichen Dünkels halten werde. Man kann die eigenthümliche Würde ſeines Weſens in hoher Begeiſterung fühlen, und gerade deshalb um ſo tiefer durchdrungen ſeyn von der Erbärmlichkeit ſeines individuellen Zuſtandes, ſo wie Niemand deutlicher das Gefahrvolle eines blumigen Abweges erkennt, als wer vor dem Abgrund zurückbebte, an deſſen jähen Rand er, auf jenem wandelnd, verlockt ward.

Nicht alſo, daß ich es ergriffen hätte, oder vollkommen ſey, ſondern daß ich, und mit mir alle meine Schweſtern, des Vaterlandes Töchter, es ergreifen möchten, darin ſuchte ich es, als dunkles Gefühl ahnend in meiner Seele ſchlummerte, zu beleuchten, und dadurch vielleicht Würdigere zu vermögen, die Höhe und Tiefe des Heiligthums reiner, unentweihter, veredelter Weiblichkeit zu enthüllen.

O! daß ich dies erreichte! Daß wenigſtens in dieſen Worten ein ſchwacher Laut des Nachhalls der wahren Mutterſprache aus dem eigentlichen Urvaterland

vermögend wäre, in gleichgestimmten Seelen, den Anklang harmonischer Saiten zu wecken.

...g.

An Viktorie.

Herzogin von Kent, königliche Hoheit, geb. Prinzessin zu Sachsen-Koburg.

Am Morgen nach einem Hoffeste.
Amorbach 1812.

Als Deine Stirn und Wange Licht umglühte
Der köstlichsten Juwelen, deren Stralen,
Rein, wie Dein Herz, in Himmelsglanz sich malen,
Da rief ich: Schöner Thau, und schön're Blüthe!

Du lächeltest dem Wort in holder Güte,
Verschönt durch Demuth noch zu tausend Malen,
Kennt auch die junge Rose ihre Stralen,
Wenn Thau des Lichtes auf der Wang' ihr glühte?

Du Holde! nicht bedarfst Du der Juwelen,
Der Liebe Blick mit Wonneglanz zu weiden,
Und mild als Himmelsblüth' im Thau zu prangen,
In Thränen, die Dein Herz nicht kann verhehlen,
Geweint der bangen Zeit und ihren Leiden,
Erstrahlen süßer Deine Rosenwangen!

Helmina.

Winterlied.

Prangend Schneegefilde,
Blaues Himmelszelt,
Wie ſo licht und milde
Schmücket ihr die Welt;
Alle Blumen ſtarben,
Doch im Wiederſchein
Euer zarten Farben
Will es Frühling ſeyn!

Wie in Einſamkeiten
Stern an Stern erwacht!
Zarte Wellen gleiten
Tönend durch die Nacht,
Und ein Frühlingsdüften
Wogt im milden Schein,
Muß es doch in Lüften,
Wie im Herzen ſeyn!

Walte, ſtilles Leben,
Das die Welt nicht kennt,
Einſam Sehnen, Beben,
Das kein Name nennt,

Düfte nur in Liedern
Stilles Seelenflehn,
Willſt ja kein Erwiedern,
Willſt nur ein Verſtehn!

E.

Die Abentheuer in der sächsischen Schweiz und die Weihnacht 1716.

Eine romantische Skizze

von

Helmine von Chezy.

Es war in den lieblichen Herbſttagen, als eine fröhliche Geſellſchaft, bunt, wie ein friſches Tulpenbeet, und lärmend, wie ein Schwarm Singvögel, zu Roß und zu Wagen, durch die grünen Fluren der ſogenannten Sächſiſchen Schweiz über Hohnſtein nach Stolpen eilte. Wie ein Zauberbild zogen die beſonnten Fluren, die klaren, rieſelnden Fluthen der Polenz im Fluge vorüber. Jede holde Stelle ſchien den Blick um Verweilen zu bitten, und die Sonne übergoldete in voller Pracht die dichtbelaubten Waldeshöhen, über denen hie und da in der Ferne die Hohnſteiner Felſen auftauchten, als winkten ſie den Enteilenden noch einen Abſchiedsgruß zu. Einladend leuchtete aus der Tiefe die ſchön umbüſchte Häſelicht-Mühle hervor; hier giebt es friſche Milch, hört ihr die Glocken der Heerde klingen? liſpelte Mathilde, doch des Oheims Wink brachte den Wunſch der kleinen Näſcherin zum Schweigen. Wir müſſen, ſagte der General, noch vor Sonnenuntergang in Stolpen ſeyn. Das kann dennoch geſchehen, ſagte ſittiglich Wilhelm, der hochſchlanke, braungelockte Jüngling, der im Gaſthof zu Hohnſtein ſich dieſer Geſellſchaft zum Führer angeboten, und deſſen Anſtand und Haltung alle Herzen gewann. Auf ſeine Bitte ſtieg die ganze Geſellſchaft ab, und es betraten die Damen nicht ohne Beſorgniß die fliegende Brücke von Brettern, die über den Bach nach der

Mühle führt. Mathilde ließ ſich von Wilhelm leiten, und konnte die Frage nicht zurückhalten, ob er aus Hohuſtein ſey? Nein, ich bin fern von hier zu Hauſe, ſagte Wilhelm. Ich glaube, rief der General, du biſt aus dem Rieſenlande, junger Freund, hier kommen einem die Felſen eigentlich nur ſo groß an, weil die Menſchen ſo klein ausſehen. Du darfſt dich neben den Felſen ſchon ſehen laſſen! Lächelnd eilte Wilhelm voraus nach der Mühle, Erfriſchungen zu beſtellen. Die ſechs blonden, niedlichen Kinder der Müllerin ſprangen den Fremden fröhlich entgegen, die Hunde ſchlugen munter an, die Räder ſauſ'ten; es war ein reges, anregendes Leben, das ſich um und um im grünen, tiefen Thale kund that, den Reiſenden wurde es wohl dabei. Bald, ſo brachte die Müllerin Becher voll ſchäumender Milch und nannte unſre Wandrer treuherzig willkommen. Es war ein hübſches Weib, nur entſtellt durch das kurzgeſchnittene Haar. Schade um Euch, rief der General, in dieſer ganzen Gegend ſah ich jetzt die Landleute ganz verſcheren, wie man bei uns zu ſagen pflegt. Was ſoll die Arme-Sündertracht? Flechtet doch die Gottesgabe ein, und ſteckt die Zöpfe mit Nadeln auf; tragt ſie, als Schweizerinnen, mit Bändern durchwunden, das nenne ich mir eine Schweiz, das Thal ohne Seen, die Hirten ohne Alphörner, und die Mädchen ohne Zöpfe! Wir haben harte Arbeit, entgegnete die Müllerin, auf dem Felde iſt uns das Haar ſehr hinderlich, auch braucht es Zeit, es zu pflegen. Hab ich doch Eure Großmütter und Mütter noch mit ſchönem, ſauberm Geflecht angetroffen, fiel der General ein, die thaten wohl mehr als ihr! Glaubt mir, ſteht etwas früher auf, flechtet die Haare ſauber ein, und nehmt euch dabei Zeit zu guten Gedanken,

ich wollte wetten, ihr habt mit den Haaren zugleich den Morgenſegen abgeſchnitten! Die Müllerin erröthete, und der General war im Begriff, ihr ein mediziniſches Collegium über die Schädlichkeit des Haarabſchneidens zu leſen, doch mahnte ihn Wilhelm an, die Reiſe fortzuſetzen. Ganz erquickt eilte die Geſellſchaft weiter, der ſchöne Grund war nun zu Ende, ſie gelangten auf den Napoleonsweg durch Felder und Tannenbuſch, und nach einer halben Stunde ſahen ſie die Thürme der Bergveſtung Stolpen ſo zierlich und ſymmetriſch über der Ebne hervorragen, als habe hier nie die Zerſtörung gewaltet. Bald ſo lag Langenwolmersdorf, ein dichter, grüner Kranz von ſchönen Hütten und Bäumen, um den Abhang des Bergs gerunden, vor der Reiſenden Blicken. In einiger Entfernung glänzte durch die mahleriſchen Gruppen uralter, himmelhoher Linden die Abendſonne in goldner Wunderpracht. Hier ſtiegen die Freunde aus, und ſandten Wagen und Bedienung voraus nach Stolpen. Verſtreut auf dem Felde lagen in Fülle die Trümmer gewaltiger Baſaltſäulen, ein ſchwarzes Gewölk überzog den ſüdweſtlichen Horizont und bildete einen majeſtätiſchen Hintergrund zu der Veſtung ausgebrannter, verfallter Ruine, die, hell flammend im Abendſonnenglanz, ein ſchwermuthvolles Bild der Vergänglichkeit alles Irdiſchen, auf dem Wunderbau des hehren Baſaltfelſens ruht. Der Weſtwind rauſchte durch die pyramidaliſch aufſteigenden, dreifachen Reihen der ſchwarzblauen Baſaltſäulen, wie durch eine gewaltige Orgel; ergreifend, unwiderſtehlich feſſelte dieß Schauſpiel die Blicke. Aus dem Thale klang das Glockengeläute weidender Lämmer, Frieden umwehte mit mildem Hauch den Schauplatz der Zerſtörung, und Frieden blickte

von Oben herab, denn, indeſſ die Sonne ſank, war die Lichtblume des herrlichſten Regenbogens auf dem ſchwarzen Gewölke erblüht, und umkränzte ſiegprangend, in entzückender Schönheit, die verödeten Trümmer. Dieſer wunderbare Anblick ergriff alle Gemüther, in Mathildens ſeelenvollem Auge leuchteten Thränen ſtiller Rührung. Sie zeigte auf den Regenbogen hin, und ſchien im Goldglanz des Abendlichts, in der Glorie der wallenden Locken, im weißen Gewande der Friedensengel zu ſeyn, der auf das Bundeszeichen der ewigen Liebe deutet. Wilhelms Blicke folgten allen Bewegungen Mathildens mit ſüßer Trunkenheit. In ihrem Anblick verſunken, ſagte er mit Begeiſterung: Alles, was ich hier ſehe, erinnert mich an eine Begebenheit aus dem vorigen Jahrhundert, von der ich manches Nähere erfahren habe. Hier fand ein ſtolzes, überkühnes Herz über den Trümmern eines glänzenden und ſchmachvollen, ſturmbewegten Daſeyns ſeinen Frieden in Gott. Hier hat Joachima, Gräfin Coſel, dreißig Jahre lang gebüßt. Sie kennen vielleicht ihre Geſchichte? Doch wohl, ſagte der General, doch nicht genug, um zu ergründen, ob ſie auch den zerſchmetternden Sturz ihres Glücks, den Verluſt ihrer Freiheit, verſchuldet? — Wohl dem, der ſchon hienieden die Nemeſis erblickt, fiel Wilhelm ein. Betroffen über dieſen Ausdruck in eines Führers Munde, faßte ihn der General ſchärfer in das Auge und ſah ſeine beim erſten Anblick gemachte Bemerkung, daß Wilhelms ganzes Weſen auf einen höhern Stand, als den er kund that, ſchließen ließ, noch mehr beſtätigt. Dicht und zierlich umfieng eine ländliche Kleidung von blaugeſtreiftem Leinwand, wie ſie die Führer in dieſer Gegend zu tragen pflegen, den edelſten, herrlichſten

Wuchs. Mahleriſch wand ſich um das ſchwarze Barett eine volle Epheuranke über die Fülle brauner Locken hin, gebietend und geiſtreich zogen ſich dunkle Augenbraunen in leichtgeſchwungenen Bogen über die großen, ſchönen Augen. Ernſt, Kraft, Milde und Geiſt leuchteten aus den edlen Zügen, eine friſche, unentweihte Jugend blühte auf den feinen Lippen, jede Bewegung des ſchönen Jünglings, jeder Ausdruck in ſeinen Mienen zeugte vom reinen Einklang ſeines Gemüthes. Dieß alles hatten die Damen in dieſer Geſellſchaft viel früher als der General bemerkt, und freuten ſich, als dieſer die Loſung gab, darüber ſprechen zu dürfen, nur Mathilde und eine Dichterin, die ſich in dieſem holden Kreiſe befand, ſchwiegen, jede zwar aus ſehr verſchiedenen Gründen. Der General bat Wilhelm, der Geſellſchaft die Erzählung der Geſchichte mitzutheilen, deren Andenken ihn an dieſer Stelle ſo mächtig ergriffen. Wilhelm verhieß dieſen Wunſch morgen zu erfüllen. Die Sonne war nun geſunken, der weſtliche Himmel in das reinſte Gold getaucht, über den Kirchhof an der ganz von Baſalt erbauten Kirche gieng der Weg an Denkmahlen vorüber, deren viele, groß und einfach, wie aus der Hand der Natur hervorgegangen, den Blick anzogen.

Dieſe Säule ſchließt, ſagte Wilhelm, indem er die Geſellſchaft auf ein Denkmahl gleich am Eingange des Kirchhofs aufmerkſam machte, den Namen eines Ehrenmannes ein. Paſtor Gerken ruht hier, der fleißige Geſchichtsforſcher, deſſen unermüdeter Sorgfalt wir die anziehendſten Nachrichten über die Geſchichte der Stadt und Bergveſtung Stolpen danken. Er ſammelte die Namen und Lebensbegebenheiten der würdigen Gelehrten, die hier geboren, hier

ausgebildet werden, und zeichnete die Schicksale dieser Gegend auf. Dankbarkeit der Nachkommen widmete ihm dieß unverwüstliche Denkmahl; so wie Er fremdem Verdienst freudig huldigte, wand auch Ihm über seinem Grabe die Achtung der Mitbürger den Eichenkranz, der den König wie den Bürger schmückt.

Nachdem man noch manches andere anziehende Grabmahl betrachtet, führte der Weg auf den Markt, wo man überrascht vor dem in seiner Art einzig schönen Denkmahl, verweilte, welches dem Jubelfeste der Regierung Augusts gewidmet ist. Die ungeheure Basaltmasse, das Sinnreiche und Große der Anordnung, die Einfachheit und der edle Styl dieses Denkmahls erinnern an die ältesten Zeiten der Weltgeschichte, wo der Mensch, ehrend die Kunst und verschmähend das Künstliche, süße, heilige Erinnerungen, deren Unvergänglichkeit das Herz verbürgt, nur durch ein Mahl von Steinen bezeichnet. Natur hat diese Säulen geglättet, sie in dieß ernste Tiefblau getaucht; so wie sie im Urban sich ordnen, hat sie der Mensch hier aufgerichtet. Ein großer Stein bildet die Gedächtnißtafel, auf der einige schlichte Worte den Tag der Feier und die Gesinnung aussprechen, aus welcher dieses Werk hervorgegangen. Wie gern verweilt die stille Betrachtung hier! —

Ergriffen von der Größe dieses Eindrucks, giengen unsere Reisenden weiter. Alle bedurften der Ruh, und am frühen Morgen weckte sie die klare Sonne, einen schönen Tag verheißend. Man eilte nun die Besitzung zu betrachten. Jeder Winkel wurde durchspäht und noch manchen Stein empfieng die Tiefe des alten Brunnens, welche

die Kanonen und Eiſenwaffen, von den Preußen 1752 hineingeſenkt, noch immer in ſich ſchließt.

Nachdem die Reiſenden im dritten Hof an der Nordſeite noch einen köſtlichen Baſaltbau betrachtet, führte ſie Wilhelm in den St. Johannisthurm, der, in freundlichen Verhältniſſen aufgebaut, weit hinausſchauend über die reiche, fruchtbare, waldbewachsne Ebne, über Städte und Dörfer, aus den Fenſtern ſeiner Ründung, wie aus heitern Augen blickt. Dieß war, ſagte Wilhelm, das Gefängniß der Gräfin Cofel, ſie verließ es nicht bis in den Tod, ob ihr gleich in der Citadelle eine weit bequemere Wohnung angeboten wurde. Hier möcht' ich ſelbſt gefangen ſitzen, rief Mathilde, hier iſt es ja überaus hübſch und freundlich! Hier möcht' ich ſchreiben, flüſterte die Dichterin; hier möcht' ich frühſtücken, rief der General — und ſiehe, ſchon traten Diener mit einem anlockenden Frühſtück ein. Mathilde ſah die Dichterin an, ob ſie nicht die Schöpferin dieſer Veranſtaltung ſey, ihr Erröthen wurde für ein Bekenntniß angenommen, und man ſetzte ſich zu Tiſch und genoß der einladenden Speiſen mit großem Behagen, indeß durch die Fenſteröffnungen die friſche Morgenluft zog, und ringsum das grüne Thal freudig hineinſchaute.

Die Dichterin hatte ihre Schreibtafel hervorgezogen, und las, nach flüchtigem Einſchreiben, folgendes Lied:

Der St. Johannisthurm zu Stolpen.

Hier ſeufzt' ein Opfer wilder Triebe,
Der Eiferſucht, der Herrſcherwuth,
Sie fand ſie nicht, die ſüße Liebe,
Wo ſelig Herz an Herzen ruht.

Der Thurm, von Epheu grün umwunden,
Umfieng des bangen Herzens Qual,
Sie zählt mit Seufzen ihre Stunden,
Mit Thränen ihrer Jahre Zahl.

So frei ſah ſie die Wolken fliegen,
Die Vöglein fröhlich in der Luft,
Waldblumen an den Fels ſich ſchmiegen,
Die grüßten ſie in Thau und Duft.
Es lächelt mild die blaue Ferne,
Im Abendroth, im Morgenſchein,
Und blickten hell die goldnen Sterne
In ihre Einſamkeit hinein.

Es glüht' am Hag die wilde Roſe,
Im Gärtlein blüht' der Lilien Pracht,
Sie ſah es nicht, die Freudenloſe,
Denn um ſie her war Alles Nacht.
Die Schmerzen nicht im Buſen ſchliefen,
Dahin war alle Lebensluſt,
Und nicht ſo bang des Abgrunds Tiefen,
Ach, als die Tiefen ihrer Bruſt!

So friſch war noch das junge Leben,
Das volle Herz ſo bang und warm,
Und Alles ſchon dahingegeben,
Sie war ganz einſam, herzensarm.
Statt ſüßer Bande winkten Feſſeln,
An Thranes Statt des Kerkers Schmach,
Statt Liebesroſen ſcharfe Neſſeln,
Und Schmerzes-Ach ſtatt Wonne-Ach!

Wer war der Engel, deß Erbarmen
Gelöſ't der Sünde ſchweren Fluch,
Der mild in ſeinen Liebesarmen
Das wunde Herz gen Himmel trug?
Der Engel der mit frommer Treue
Das Werk zerſtört der finſtern Macht?
Das war des wunden Herzens Reue,
Der Himmelsſtern in Trübſalsnacht!

Verſöhnt iſt ſie dahingeſchieden,
Der Buße Ziel war ihre Gruft,
Und aus des Todes ſtillem Frieden
Noch mahnend ihre Stimme ruft.
Vernehmt den Ruf, ihr jungen Herzen,
Lernt ihn verſtehn, des Bildes Sinn,
Und nehmet gerne reine Schmerzen
Um falſchen Glückes Schimmer hin!

Ich danke Ihnen, ſagte Wilhelm der Dichterin, zu Joachima's Geſchichte, die ich dieſem anmuthigen Kreiſe vorleſen werde, haben Sie einen Prolog geliefert. Sind Sie jetzt alle geneigt mir Ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken? Darf ich Sie in das obere Zimmer führen, welches eine noch freiere Ausſicht hat als dieſes? Alles willigte ein, man folgte dem freundlichen Führer, über welchen man immer bedenklicher nachſann, und fand das benannte Zimmer ländlich mit Blumen ausgeſchmückt und mit Moosbänken verſehen. Hier ließ man ſich nieder, und Wilhelm zog ein geſchriebenes Heft aus dem Buſen, und begann zu leſen:

Vorwort.

Ein von mancher ſchmerzlichen Wahrheit und manchem erhebenden Troſt tiefergriffenes Gemüth hat die nachfolgende Schilderung, aus einer verderbnißvollen Zeit, für unſre Zeitgenoſſen entworfen. Die Tugenden, welche ſich im Anbeginn des vorigen Jahrhunderts ſchüchtern verhüllten, in Hütten bargen, ſtralen ſeit geraumer Zeit in vollem Glanz auf deutſchen Thronen; die Laſter, denen in jenem Zeitraum die Großen der Erde fröhnten, ſind zum Abſcheu geworden. Alles Elend jetziger Zeit fließt aus jener trüben Quelle, eben ſo wird das Heil der Zukunft aus der Wiederkehr zur ſtrengen Tugend erblühen. Es iſt troſtreich, Züge ſchrecklicher Verirrungen und ungeheurer Verderbniß zu einer Zeit aufzuſtellen, und in einem glücklichen Lande, wo von Oben herab das ſchöne, ſegensreiche Beiſpiel aller Frömmigkeit, Sitte, Zucht und Treue waltet, und ſo wie man in einem benachbarten Staate vor Jahren ein liebevolles Ehepaar mit bürgerlicher Sitte auf dem Throne erblickend, des Zeitraums unwillkührlich gedachte, deſſen Erinnerung noch ſo nahe lag, der ſo ſittenlos und Abſcheu erregend war, und bei dieſem Rückblick gerührter die Gegenwart ſegnete, ſo erweckt der Anblick der edeln, durch reine und zarte Herzensbande treuvereinten Familie auf dem ſächſiſchen Thron neben den Gefühlen herzlicher Verwunderung und Liebe unwillkührlich die Erinnerung an eine trübe Vergangenheit, voll Irrthum und Schmerzen! Wie die Lichtſeite jedes Bildes durch eine Schattenſeite erhöht wird, mag man ſich neben dem entzückenden Anblick ſo himmliſcher Tugenden, ſo reiner und wahrer Lebensfreuden, auch das Gegenſtück gern aufſtellen, und betrachten das tiefe

Elend, bei dem Pomp jener Festlichkeiten, dem Mangel an wahrem, religiösem Gefühl für die Kunst, bei dem nimmer rastenden Aufhäufen der Kunstschätze und Künsteleien; die Freudenlosigkeit im Taumel glänzender Ergötzlichkeiten, und so manches Andre, für welches so flüchtige Züge kaum zur Andeutung hinreichen. Heil der Welt, denn jene Tage sind vorüber, Heil der Zeit, dem schönen Lande, wo die milde Sonne der Gnade und Gerechtigkeit, der Gottesfurcht und Sitte vom Throne herab, statt falschen Scheinwerks der Weltlichkeit, leuchtet, und belebend das Mark des Landes durchdringt!

Mit schüchterner Hand sind die unzulänglichen Umrisse zu dem Bilde eines Monarchen entworfen, der, von der Natur mit verschwenderischer Liebe ausgestattet, großherzig, hochsinnig, edel und rechtlich, auch noch in mancher seiner Verirrungen liebenswerth war. Sein Volk tadelte ihn still und liebte ihn laut, Jubelruf aus dem Herzen empfing ihn, wo er erschien, und Thränen des Dankes und der Liebe netzten noch seine Gruft. Seine Irrthümer lagen in der Zeit, zu lockend und mächtig war das verderbliche Beispiel, das der französische Hof gegeben. In Frankreich wußte sich die höchste Verderbniß in der gewinnendsten Gestalt zu zeigen, mit seinen Moden wehte uns auch der Gifthauch seiner Laster an. Frankreich taumelte in den Abgrund, da Deutschland von selbst vom Taumel genas, das Verderben war den Deutschen nur angeflogen, nicht von ihnen ausgegangen. Alle, die viele Jahre in beiden Ländern zu gebracht, werden bemerkt haben, daß der Franzose im Allgemeinen die Unschuld der Begriffe früher schon einbüßt als die Unschuld des Lebens, der Deutsche aber selten be

hin gelangt, sie in beiden zu zerstören. Sein Daseyn ist im Kern gesunder. Daher die feurige Achtung, welche die Bessern unter den Franzosen nicht blos für Deutsche, sondern auch für das sittlich reinere Bestreben in unserer Literatur tragen. Die Literatur, und was in ihr Epoche macht, ist stets ein treuer Spiegel des Volksgemüths.

Man bittet um Nachsicht für diese Skizze, welche nicht trübe Erinnerungen schmerzlich erwecken, wohl aber das Gefühl einer schönern Zeit freudig erhöhen soll!

Die Weihnacht 1716.

An einem schönen Herbsttag, wo bei frühlingsmildem Wehen der Lüfte, und heiterer Sonne neuaufblühende Blüthen, und der Segen süßer Früchte die Felder schmückten, die ganze Natur Lust und Leben athmete, ging die junge, vor wenigen Monden erst einem edeln Gemahl vereinigte, schöne und stolze Joachima in ihres Gartens geröthten Laubgängen, einsam und in Thränen umher. Vor der Terrasse am Strom lag die lieblichste Landschaft ausgebreitet, Winzer lasen die Trauben im Sonnenschein, und sangen dazu fröhliche Lieder, rings um von den Dörfern klang Geläute durch die Lüfte, dazu rieselte ein hoher Strahl von der Wasserkunst melodisch in das Marmorbecken herab, seine Farben spielten als Regenbogen im Sonnenstrahl. Joachima nur hatte kein Auge

für die Lieblichkeit dieſes Tages, kein Ohr für die Harmonien der Schöpfung um ſie her, ganz erfüllt war ſie von dem Harm, der ſie verzehrte.

Alles iſt fröhlich um mich, lispelte ſie mit Seufzern, und ich vergehe hier einſam in Sehnſucht nach den ſchönen, reichen Freuden, die meinem Stand und meiner Liebenswürdigkeit gehören! Dieſer weite Park iſt mein Kerker, in dieſer Kette von Weinbergen ſeh ich den Vorhof meines Gefängniſſes! In dem öden Schloſſe ſpotten die hohen Wandſpiegel meiner Schönheit, meines Schmuckes, meiner traurigen Jugend! O, wie tirranniſch iſt eines Mannes Willkühr! Wie grauſam, verblendet und thöricht iſt der, welcher einen köſtlichen Edelſtein in die Erde vergräbt, oder eine ſeltene Blume hinter einem Vorhang birgt, ſtatt damit zu prunken! Wie haß ich die düſtre, ſtrenge Tugend, die jede unſchuldige Freude verbannt! Hätte ich mich niemals in dieſe Sklaverei begeben! Wär ich noch an dem Hofe, wo ich vergöttert wurde! Arm war ich und abhängig von Fürſtenlaunen, aber ich durfte tanzen und ſingen, ich war die Schönſte im Kreiſe meiner Geſpielinnen, frei war mein Herz, wie ein Vöglein in der Luft. Jetzt iſt meines Lebens Gang einförmig, wie dort die beſchnittene Taxushecke, und dieſer lange Winter, ach! meine ganze Jugend wird hier in dieſer Einöde verkümmern!

So, mit ſich ſelbſt ſprechend, brach Joachima in heiße Thränen aus; ſie verhüllte ihr Antlitz und warf ſich auf eine Bank hin, wo ſie ſich in ihrem Unmuth den Tod wünſchte.

Da kam die ſtille, freundliche Martha, des Hausho[f]meiſters bejahrte Gattin, in Schwarz gekleidet, das Schlüſ-

ſelbund am Latz, eine blaſſe, einnehmende Geſtalt, den Laubgang entlang gewandelt. Sie weidete die Blicke an der Herrlichkeit der Schöpfung an dieſem ſchönen Tage, und immer milder und milder verklärte ſich ihr himmelblaues Auge. Schmerzlich betroffen gewahrte ſie Joachimen, die ſchluchzend und bebend auf der Bank lag, und ihre Ankunft nicht bemerkte. Sie glaubte, ein entſetzliches Unglück habe ihre junge Herrſchaft betroffen, die ſonſt immer düſter, übelgelaunt, mürriſch, oft auch ausgelaſſen luſtig war, die ſie aber noch nie in ſolch einem Zuſtand erblickt. Die wackere Hausmeiſterin ſtand unſchlüſſig ſtill vor Joachimen, und wußte nicht, ob ſie ſie anreden ſolle, als dieſe, ſich aufrichtend, ihrer anſichtig wurde, und von ihren heftigen Wünſchen und trüben Vorſtellungen noch ganz erfüllt, ausrief: Ja, im Kerker bin ich, und dies blaſſe Geſpenſt mit dem Schlüſſelbund iſt meine Kerkermeiſterin! Frau Martha glaubte, ihre Gebieterin ſpräche im Fieber, beſorgt nahte ſie ihr, und die unverkennbare Treuherzigkeit in ihren ſanften Mienen machte Eindruck auf die leidenſchaftlich bewegte Joachima. Setze ſie ſich, Frau Marthe, hub ſie an, ſie hat mich ſehr überraſcht, ich glaubte, allein zu ſeyn, doch ſie ſcheint Mitleid mit mir zu haben, vielleicht kann ſie mir noch einmal helfen, ich bin ganz unglücklich, mein Leben iſt mir verhaßt! Du Gott, rief Frau Martha, wie könnt' ich denn helfen? Es müßten Eure Excellenz ja ein ſchweres Verbrechen begangen haben, wenn Ihnen Ihr ſchönes Loos verhaßt wäre! Sie ſind jung, ſchön, reich, von Dero würdigem Herrn und Gemahl treu und herzinniglich geliebt, geſund, nichts fehlt Ihnen, womit Gott ſeine Auserleſenen beglückt; wenn keine Schuld und Sünde

Sie beängſtigt, wofür Gott Sie ewiglich in Gnaden behüte, was ginge denn Ihrer Glückſeligkeit ab? Ach, Frau Marthe, rief Joachima, das iſt ja eben ein Vorzug der denkenden und fühlenden Weſen, daß ihnen das nicht genügt, was die Menſchen Glückſeligkeit heißen! daß ein höheres Sehnen ſie erfüllt! In die Welt möcht' ich hinein, und dort meine Vorzüge, meine Geſinnung geltend machen, dort wirkſam ſeyn mit allen meinen Kräften, und fröhlich ſeyn nach allen meinen Fähigkeiten, das Leben zu genießen! Was hilft es denn meinem Gemahl, wenn ich ſchön bin, und man preiſet in Sachſen anderer Frauen Geſtalt? Was helfen mir meine ſtrengen Grundſätze, wenn ich hier in der Einſamkeit ſie nicht in Ausübung bringen kann? Meine Geiſtesbildung, meine Talente, meine Unterhaltung, alles geht hier verloren, ja, ihn ſelbſt ſeh' ich kaum, ſeine Geſchäfte halten ihn in Dresden feſt, und ſelten gönnt er ſich hier eine Stunde Ruh. Wäre ich an ſeiner Seite, wie mancher Flehende würde ſich an mich wenden, wie könnt' ich ihm ſein ſchweres Amt verſüßen, ihm die Angelegenheiten der Bittenden zur günſtigen Stunde vortragen, ſelbſt ſo manches mit aufmerkſamem Scharfblick erſpähen, das ihm in ſeinen dunkeln Verhältniſſen Licht gäbe, ihm die Geſinnungen der Hofleute ausforſchen helfen, ihm die Gemüther gewinnen, — Frau Martha ſtand auf und ſchlug ein Kreuz, ſie glaubte, der Böſe ſpreche aus Joachimen. Meine gute, gnädige Herrſchaft, ſagte ſie, man ſieht, daß Ew. Excellenz aus Dänemark gekommen ſind, deutſchen Frauen fallen ſolche Dinge nicht ein, doch was ſag' ich, die hochſelige Churfürſtin, Mutter Anna, die meine ſelige Großmutter noch gekannt, war eine Dänin,

aber ein recht deutſches Herz, Gott ſey Dank! Nein, gnädige Frau, glauben Sie es einer alten Dienerin, die mit einem Fuß ſchon im Grabe ſteht, ſolche Gedanken ſind vom Uebel! Wenn hohe Fürſtinnen zu betrübten Wittwen werden, und als Vormünderinnen zarter Waiſen, und ihrem Lande Mutter und Vater zugleich ſeyn müſſen, dann erleuchtet ſie wohl nach brünſtigem Gebet Gottes heiliger Geiſt, ſo daß ſie rühmlich beſtehen, doch muthwillig ſoll ſich keine Frau eine ſolche Laſt wünſchen! Unſinnige Wünſche rufen oft zur Strafe und Erleuchtung der bethörten Herzen das heißerflehte Geſchick auf des Begehrenden Haupt!

Etwas betroffen ſchwieg Joachima nachſinnend, und die Hausmeiſterin fuhr fort zu ſprechen: Ach, meine theure gnädige Herrſchaft, muß ich Sie in ſolchem Jammer ſehen, und hatte mir ſo glückliche Tage von Ihrem Hierſeyn verſprochen! Sr. Excellenz kamen von der Hochzeit ſo freudig und vergnügt hier auf das Schloß, und ſagten mit ſo vergnügten Blicken: freut euch, Leute, ich bringe eine ſchöne Herrſchaft! daß wir alle vor Freuden weinten. Der Herr hatten immer ſich nicht vermählen wollen, Sie beliebten zu ſagen, ſie wollten keine Sachſin heirathen, denn dieſe ſeyen ſeit mehr als zehn Jahren ganz aus der Art geſchlagen, nun aber hatten Sr. Excellenz von Ihro Gnaden gehört, als von dem ſittſamſten, beſcheidenſten und frömmſten Fräulein aus däniſchen Landen, die man nur ſehen könnte, und da Dero Reize ihn ganz bezaubert, hatte er Sie gewählt, und verſprach ſich von Ihrem Beſitze die allerhöchſte Glückſeligkeit. Ach! wie hat Sr. Excellenz ſich betrogen! Sie müſſen ihn nicht ſehr lieben, da Sie ſich nach

etwas Anderm ſehnen, als nach dem Glücke ihm wohlgefällig zu ſeyn! O, ich liebe ihn von Herzen, rief Joachima, und würde ihn noch mehr lieben, wenn er nicht mein Kerkermeiſter wäre. Was bewegt ihn nur dazu? Ach, Ew. Gnaden wiſſen nicht, ſeufzte Frau Martha, wie ſo böſe die arge Welt iſt! Der Sinn der Frauen iſt jetzt nur auf Prunk und Zerſtreuungen gewendet; in großen Häuſern werden Sie keine Damen mehr finden, welche noch für die Wirthſchaft ſorgen, oder die Nadel führen, das Verderben reißt ganz ein, zumahl bei Hofe, und die Frau Churfürſtin Mutter ſind ſo erbittert auf ſchöne junge Frauen und Fräulein, daß Sie wenigen derſelben, nur ſolchen, die ein Ausbund von Sittſamkeit und Demuth ſind, freundlich begegnen, und das wundert Keinen, der da weiß, wie ſo Viele ihre Netze nach dem Herzen des ſchönen, großmüthigen Königs auswerfen. Unmuthig zog Joachime die Stirn zuſammen, und mit aufgeworfner Lippe ſtammelte ſie: Sehr verwegen iſt ſie, Frau Martha, mir ſo etwas anzudeuten! Das Geſchlecht der Beckdorf prangt in einer langen Reihe von Ahnfrauen durch ſtrenge, makelloſe Tugend, und der edle Name meines Gemahls iſt eine heilige Verpflichtung zur höchſten Sittſamkeit und Würde! O, ich möchte an Hof, um dieſem Monarchen zu zeigen, was eine Frau, wie ich, ſich ſchuldig iſt; ſeine Eitelkeit möcht' ich demüthigen, ſeine Zuneigung kränken! Der König, ſagte Frau Martha kopfſchüttelnd, iſt ein ſehr ſchöner Herr, ſeines Gleichen an Herrlichkeit der Geſtalt, Anmuth des Weſens, Huld und Majeſtät iſt auf Erden nicht. Säh' ich ihn nur einmal, rief Joachima. Es würde nichts zu ſagen haben, entgegnete

Frau Martha, wenn Ew. Excellenz Ihn ſähen, wenn Er nur Sie nicht ſieht! Ein Lächeln flog über Joachimens Züge. Alſo meint Sie — rief ſie aus, doch mit ſtrengem Blick fiel Martha ein: ich meine nichts, Ew. Gnaden, als daß die Weltkinder immer nach neuem Spielwerk haſchen, wenn ſie des Vorigen müde ſind, denn ſie bleiben kindiſch, aber nicht Kinder, von denen unſer Heiland ſagt: ſo ihr nicht werdet, wie dieſe, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen! O, meine theure, gnädige Frau, bleiben Sie gern in dieſer ſchönen, ſichern Zuflucht, wer weiß, welche Anſchläge ſchon gemacht werden, Sie von hier wegzureißen, doch es würde Ihr Elend ſeyn, bleiben Sie hier! Nein, rief Joachima mit Heftigkeit, auf den erſten Wink verlaß ich dieſe Wüſtenei, dieß trübe Gefängniß voll alter Ahnenbilder, noch im Geſchmack des vorigen Jahrhunderts meublirt. Leben und handeln will ich, dieß iſt ein Pflanzendaſeyn. O, meine theure Herrſchaft, rief Martha ſchmerzlich, die Frau ſoll ja auch eine Rebe ſeyn, die ſich treu und feſt an den Gatten ſchmiegt, eine Blume, die ſich, der Sonnenwende gleich, nur nach dem Licht ſeiner Augen ſehnt!

In dieſem Augenblick kam der Amtmann den Gang entlang, er war von Joachimen wohlgelitten, weil er Neuigkeiten zu bringen pflegte. Er überreichte ihr einen Brief, der eben angelangt war, und ſagte: Große Neuigkeiten, Ew. Excellenz, große Neuigkeiten! Es geht nun hoch in Dresden her, Sr. Majeſtät ſind aus Polen zurück! Und wiſſen Ew. Gnaden, was er mitgebracht hat? Nun? fragte neugierig Joachima. — Ach, das denken ſich die Frau Miniſterin nun und nimmermehr, Sr. Majeſtät

haben einen groſſen, ungeheuren Bären aus Polen nach Dresden transportiren laſſen, mit welchem Sie gernhen, wie mit einem Hündlein zu ſpielen! Wenn es weiter nichts iſt, rief Joachima ungeduldig; ſie erbrach nun den Brief, und der Amtmann und Frau Martha zogen ſich zurück.

„Meine liebe Gemahlin!“ begann ſie zu leſen — „Wie ſo gern würde ich heute zu Dir gekommen ſeyn, wenn mich der König nicht abhielte, der ſeit mehrern Tagen aus Polen zurück iſt, um ſich wegen neuer Hülfsquellen zu berathen, ſeine Krone zu behaupten. Er hat mich auf heut mit Fürſtenberg und Witzthum zu einer Luſtpartie eingeladen, ich hätte ſehr gewünſcht, abſchlagen zu dürfen, doch hoffe ich ihn bei dieſem Anlaß auf manches erſprießliche Geſpräch zu bringen, das den dringendſten Angelegenheiten meines Vaterlandes zu Gute kommen ſoll. Was machſt Du in Deiner Einſamkeit, meine liebe Frau? Denkſt Du an mich und freuſt Du Dich auf unſer Wiederſehn? Ich küſſe Dich herzlich und verbleibe bis in den Tod Dein getreuer Mann H.“

Halb im Schlaf geſchrieben! murrte Joachima, wie trocken, wie ohne Zärtlichkeit! Die paar Zeilen ſollen mich für ſeine Gegenwart ſchadlos halten?

Jetzt wurde ſie benachrichtigt, daß aufgetragen ſey, ſie gieng an die Tafel. Die Aufmerkſamkeit des Amtmanns hatte hier neben dem Gedeck die Zeitung, und dann die Anſchlagzettel der Schauſpiele in Dresden herbeigeſchafft. Mit klopfendem Herzen las ſie von der bezaubernden Zauberoper La princesse d'Elide, von den Balletten, von der Pracht des neuen Schauſpielſaales im Zwinger, die als unübertreflich, unerhört geprieſen war, von einem Turnier,

welches der König gegeben, und wo er als Sonnenritter alle Preiſe davon getragen, von einem türkiſchen Aufzug, der zubereitet wurde. Heiß beſeufzte ſie, daß dies Alles ſo nahe ſey, ſie zu ſolchem Glanz geboren, und in einem Landſchloß ſchmachten müſſe; in trüben Gedanken warf ſie ſich nach Tiſche auf ein Ruhebett, wo ſie den Schlummer ſuchte, und ihre Wünſche und Gedanken, vom Traum mit ätheriſchen Körpern bekleidet, um ſie her gaukelten. Gegen Abend, als ſchon in Weſten das reine Licht des Abendſterns flammte, erwachte ſie unmuthvoll aus den ihr ſchmeichelnden Träumen, ſie ließ, ohne auf den ſanften Roſenſchimmer des herrlichen Abend zu achten, Kerzen bringen, und nahm die Zeitungsblätter wieder zur Hand. Der Czaar war darin bis in die Wolken erhoben, nicht minder Auguſt, doch der Schwede mußte den ganzen Grimm des Zeitungsſchreibers büßen, und ſeine Truppen wurden als wilde Horden geſchildert, ſchlimmer als zu den Zeiten des Orenſtiern. Was kümmerte Carl der Zwölfte, was Peter, was die polniſche Krone Joachimen? Es gab Bälle in Dresden, und ſie, die Göttin des Tanzes, die Unnachahmliche, die Hinreißende, mußte hier vergraben leben, büßte vielleicht aus Mangel an Uebung ihr himmliſches Talent ein! Thränen des Unmuths drangen wiederum aus ihren Augen, eine ſchmerzliche Pein des Alleinſeyns überfiel ſie. Es wurde dunkler, nach und nach alles ſtill, der Kammerdiener kam, die Laden zu ſchließen, die Vorhänge niederzulaſſen, außen wurden die Pforten feſt verſchloſſen, und dieſer Klang deutete an, daß nun die Nacht gekommen, jede Möglichkeit zu einer Unterbrechung dieſer Einſamkeit abgeſchnitten ſey. Kummervoll griff Joachima nach einem Band von Moliere,

ſie las noch ſpät in der Nacht eifrig, als ein gewaltiges Pochen an der eiſernen Gitterpforte des Schloßhofes ſie aufſchreckte. Eben ſchlug es Mitternacht. Mühſam wurde das Geſinde wach, das auf dieſem ſtillen Landſitz ſchon ſeit neun im Schlummer lag. — Ungeduldig ſcharrte und ſtampfte ein hohes Roß vor dem Gitter. Nach einer Weile flogen die Thüren auf, und Joachime ſah eine baumlange, ſchwarzvermummte Mannsgeſtalt, von wildem, dunklem Haar ſtürmiſch umflogen, und ſchauerlich anzuſehn bei dem Schein der Wachsfackeln, welche die herzueilenden Diener trugen, ſich dem Schloſſe nahen. Seltſam beängſtigt von dunkler Ahnung, hatte dieſer Vorgang etwas geiſterhaft Entſetzendes für die Einſame. Ihr Herz ſtand ſtill vor Erwartung, Schritte wurden auf der Treppe vernehmbar, der Kaſtellan trat, von der Kammermagd geführt, in das Zimmer, und überreichte ſeiner Gebieterin einen Brief; zitternd löſete ſie das Siegel und las mit namenloſem Erſtaunen:

Meine theure Gemahlin, wenn Du mich liebſt, komm ſogleich, noch in dieſer Nacht, nach Dresden, nimm Deinen ganzen Schmuck, Deine reichſten Kleider, ich führe Dich morgen an Hof. Die Reſidenz ſoll Deiner Schönheit huldigen, welche bis jetzt noch, wie das Veilchen, im Verborgenen geblüht. Deiner, meine Theure, wartet mit Sehnſucht Dein Dich bis in den Tod liebender H.

Dieſe Zeilen waren mit zitternder Hand geſchrieben.

Der ganze Vorgang glich einem Traum. Sollte der Brief eine Täuschung seyn? Doch nein! wer hätte dieß gewagt? Joachima war zu froh über den unerwarteten, ihr noch unbegreiflichen Wechsel ihres Schicksals, um nicht zu zweifeln, ob ihr Glück auch Wahrheit sey, und wiederum zu heftig entbrannt von Verlangen nach der höchsten irdischen Lust: am Hofe zu glänzen, um nicht jeden Zweifel niederzuschlagen. Unbegreiflich war ihr der Inhalt des Schreibens, die Zeit, zu der sie es empfangen, befremdlich, fast fürchtete sie eine Verstandesverwirrung ihres Gemahls. Das schnellste Mittel, diese Räthsel zu ergründen, das, wozu ihr ungeduldiges Herz sie unter dem beschönigenden Vorwand hintrieb, ihn zu pflegen, falls er krank sey, war, ohne Zeitverlust hinzureisen. Sie ließ den Boten rufen, um einigen Aufschluß zu erhalten, er war verschwunden, wie ein Trugbild der räthselhaften Nacht. In zitternder Hast ließ sie die Juwelen, die reichen Gewänder in die Reisekasten legen, wenige Stunden genügten zu diesem Geschäft, schon wollte sie hinabgehn, als der Hausbofmeister mit bekümmerter Miene ihr entgegen kam, und sie dringend bat, sich nur auf einige Augenblicke zu seiner sterbenden Frau zu begeben, welcher der heftige Schreck über die nächtliche Störung und eine Erkältung einen Schlagfluß zugezogen, und die unaufhörlich nach ihrer Gebieterin verlange. Unwillig, daß eine Stimme, schon wie aus dem Grabe, sie noch länger zurückhielt, die neue Lebensbahn zu beginnen, folgte Joachima. Sie trat mit trübem Blick vor das Bett der sterbenden Martha, die ihre Hand ergriff und stam-

meind ſagte: das iſt das Werk der Nacht, erwarte den Morgen, bleib, du Arme! Dabei hielt ſie mit der kalten Hand ihre ſtillzürnende Gebieterin feſt, die in Todesangſt ſich loszureißen ſtrebte, doch vergebens. Frau Martha ſtöhnte noch immer mühſam die Worte aus: Morgen, — Morgen! — Bleib hier! und Joachima ſah ihr, wie in ſtummer Verzweiflung in die Augen, die ſchon zu brechen begannen. Nach einigen Minuten verließ die Sterbende die letzte Lebenskraft, ſie ließ Joachimens Hand ſahren, und faltete mühſam ihre Hände zum Gebet; noch ſtand die eben erſt ſo Eilfertige gefeſſelt vor Entſetzen. Sie ſah den Frieden Gottes das ſanfte Antlitz verklären, hörte die ſchweren Athemzüge der beängſtigten Bruſt, und fühlte ſich ſchon geneigt, dem höhern Wink zu folgen, den Morgen zu erwarten, als der Poſtillon in das Horn ſtieß, und der raſche, muthige Klang ſie mächtig in das Freie rief. Eilig verließ ſie das Zimmer, warf ſich in den Wagen und die leichten Roſſe legten in wenigen Stunden den Weg nach Dresden zurück. Die Morgenſonne gieng in voller Pracht über die herrliche Königsſtadt auf, die Wälle prangten im Schmuck der hohen, dichtbelaubten Lindenwipfel, die Glocken klangen majeſtätiſch durch die Luft, raſch donnerte der Wagen über die Elbbrücke durch das hohe, dunkle Veſtungsthor, vor des Miniſters Wohnung hielt der eilenden Roſſe Lauf. Am Schlage ſchon trat Joachimen bleich und entſtellt ihr Gemahl entgegen und ſagte: Wollte Gott, Du wärſt nicht gekommen! Warum denn nicht? rief ſie ängſtlich, was iſt denn geſchehen? Jenes unſelige Gaſtmahl, ſagte er, ſie hinaufführend, meine Eitelkeit, meine Liebe zu Dir, die ſchönſten Frauen unſrer Zeit wurden geprieſen, ich behauptete, Du

überträfft ſie alle, man wollte mir nicht glauben, ich foderte meinen heftigſten Widerſacher, es ihm mit dem Degen in der Hand zu beweiſen, doch alle Stimmen erhoben ſich gegen mich und ſagten, ich müſſe den Augenſchein entſcheiden laſſen, da wurde denn eine hohe Wette feſtgeſetzt, der König ſelbſt zum Schiedsrichter ernannt, in mich wurde ſo gewaltſam gedrungen, ſogleich zu Dir zu ſenden, ſo beißend war der Spott über die Lebensweiſe auf dem Lande, zu der ich Dich, wie ſie ſagten, verdammte, daß die heilloſe Welt mit ihren Rückſichten überwog und ich Unſinniger Dich dem ſüßen Frieden Deines Schloſſes entriß. Der Bote, den ich Dir noch in der Nacht entgegenſchickte, Dich von der Reiſe zurückzuhalten, hat Dich verfehlt. Verzeihe mir, geliebte Frau, und der Himmel gebe, daß ich es nie bereue, Dich hieher in den Strudel gelockt zu haben! — Iſt heute Hofball? fragte lebhaft Joachima, und ſehr betroffen erwiederte ihr Gemahl: Ja, doch darf ich hoffen, Du werdeſt Dich mit Ermüdung entſchuldigen und nicht tanzen, wo eine — Sie unterbrach ihn ſchnell mit den Worten: Ich ſterbe vor Luſt, den Ball zu ſehen, wenn ich auch ſelbſt nicht tanzen ſollte! Wehmüthig blickte Herr von Heym nach Oben und ſagte mit einem Seufzer: Ich darf nicht klagen, ich habe dieſe dunkle Wolke ſelbſt heraufbeſchworen!

Nach einer kurzen Raſt ſandte die Miniſterin zu allen Modehändlerinnen, um noch zu erſetzen, was an ihrem Anzug fehlte. Strahlend und blühend ſchlüpfte ſie in die Sänfte, und erſchien im Königsſaale, wie eine Göttin der Anmuth und der blühenden Schönheit. Ein Flüſtern gieng durch die Reihen der Höflinge, ein Murmeln des bleichen Neides durch der Frauen Schaaren, und Eberhardine, die

edle Fürstin, die das blendende, junge Weib mit zarter Huld empfieng, heftete einen langen Blick, wie des Mitleids, auf sie, vor welchem sie verwirret die Augen senkte, dahingegen die Frau Churfürstin Mutter sich nach dem ersten Compliment, welches sie mit kurzem Neigen erwiederte, eilig von ihr abwandte. Allerdings konnte Joachimens wunderbare Schönheit durch einen, ebschon prachtvollen, doch im Styl und in der Anordnung einfachen Putz gewinnend und rührend werden, an diesem Tage aber sprach das Verlangen, Alles zu besiegen, zu deutlich aus der Wahl ihrer bunten und strahlenden Bänder und Blumen. Es war nicht möglich, eine schönere Gestalt zu sehen, als die Joachimens, sie hatte die Schlankheit einer Nymphe, die Majestät einer Königin, die Anmuth selbst hatte sich in ihren Bewegungen verkörpert. Der König war hingerissen von ihrem Anblick, sie übertraf, nicht an süßem Liebreiz unschuldvoller Huld, doch an prachtvoller Schönheit alles, was er jemals gekannt, ja, selbst, was er sich jemals gedacht. Er wendete sich zu ihrem Gemahl und sagte ihm, daß er nie in seinem Leben eine so schöne Frau gesehn. Sein Ernst bei dieser Versicherung, die zarte Sitte, mit welcher der Erhabene Joachima behandelte, entzückte ihren Gemahl. Ueberdieß war der König in diesem Augenblick mit ernsten Planen für die Zukunft beschäftigt, seine ganze Seele war erfüllt von großen und kühnen Gedanken, ganz Europa war auf den Ausgang seines Unternehmens gespannt, aller Augen auf des Königs Handlungen gerichtet. Von ihrer erträumten Höhe blickte Joachima auf den Monarchen herab, dessen erster Blick ihr zu huldigen schien, sie kannte weder die Welt, noch ihr eigenes Herz, und

wußte nicht, daß ein weibliches Gemüth, das ſich aus den ſtillen Kreiſen der Häuslichkeit hinausſehnt, auch ſchon in den Stricken der Sünde liegt. Ihr ſchwindelte von dem Beifall, den am Abend dieſes verhängnißvollen Sonntags, (an welchem ſie an keine Kirche nur gedacht hatte) ihr entzückender Tanz erhielt. Der Mächtige ſelbſt hatte den Ball, deſſen Königin ſie durch Pracht, Schönheit und Lieblichkeit war, mit ihr eröffnet, eine tiefe Stille herrſchte im Saale, indeß ſie tanzte. Als ſie aufgehört, öffneten ſich die Schleuſen des Stroms der lebverſchwenderiſchen Beredſamkeit, ſelbſt der ernſte Gemahl wurde von dem allgemeinen Taumel mit hingeriſſen, und das ſüße Gift der Schmeichelei fand Eingang in ſeiner Bruſt. Er freute ſich des Eindrucks, den ſeine angebetete Joachime machte, und ſagte ſich mit namenloſem Entzücken: dieſe gefeierte Schönheit, dieſes himmliſche Weib iſt mein, mich liebt ſie, mich ſuchen ihre ſüßen Blicke allein!

Wir ziehen einen Vorhang über die Szenen der Tage, welche dieſem nachfolgten. Joachimens ſtolze Sicherheit riß ſie unaufhaltſam in den Abgrund. Ihr unglücklicher Gemahl floh in die tiefſte Einſamkeit, dort ſein Leben zu vertrauern. Seine treuloſe Frau legte den Namen ab, den ſie entweiht, und nahm den einer Gräfin Eſel an. Im Zorn hatte der Himmel ihren Traum von einem mächtigen Einfluß auf Staatsgeſchäfte erfüllt, ſie ſtürzte und erhob, je nachdem ihre Leidenſchaft ſie dazu antrieb. Tief und bitter fühlte ſie die Verachtung manches Edlen. Wir

übergehen die Epoche ihres höchſten Glanzes, die erſten Jahre ihres Waltens über Auguſt, des immer tiefern Verſtrickens ihrer Seele in der Sünde Netzen. Glücklich war ſie nicht, ein brennender Fieberdurſt nach immer neuen Genüſſen mußte ſie quälen, die jeder wahren Lebensfreude ſich unwürdig gemacht. Die Qualen der Eiferſucht, die nie ſchlummernde Angſt um die Erhaltung des flatterhafteſten Herzens, ihre Heftigkeiten gegen den König, das ganze Bild ihres glänzenden Elends, ihrer Verſunkenheit und ihres Hochmuths ſind wir zu zeichnen zu ſchwach. Wohl fühlte ſie ſich unglücklich, doch nie fiel es ihr ein, die Linderung ihrer Qualen an der rechten Quelle zu ſuchen, und wie der Nachtvogel um die Flamme taumelte ſie um das Verderben her, bis es ſie ergriffen hatte.

Hier hielt Wilhelm im Leſen ein, und der General ſagte mit dem ſchlauen Blick, der ihm ſo wohl ſtand: wenn mich nicht alles täuſcht, ſo kenne ich die Feder, aus der dieſe Erzählung floß. Sie gehört, wie ich glaube, einer kleinen kritzlichen Hand, welche die Setzer zur Verzweiflung bringt. Erröthen Sie nicht, fuhr der General fort, indem er ſich zur Dichterin wandte, der Zuſammenhang fängt an mir klar zu werden, nur ein dünner Flor liegt darüber, und der hat Reiz für uns Alle! Ich werde weiter leſen, fiel Wilhelm haſtig ein, die Dichterin ſah ihn mit dankbaren Blicken an, Mathildens Auge winkte Beifall und er las:

Joachima.

Zweiter Abſchnitt.

Eine tiefe, unerklärbare Schwermuth hatte ſich Auguſts ſeit ſeiner Rückkehr von ſeiner zweiten Reiſe nach Polen bemeiſtert, wohin ihn die Gräfin Coſel begleitet hatte. Nicht der Glanz der Siege ſeines heldenmüthigen Feindes, nicht der, dem Anſchein nach, nun entſchiedene Verluſt der polniſchen Krone vermochte ſein hohes Herz zu beugen, tiefer lag der Grund ſeiner geheimen Qualen, die Niemand errieth.

Joachima, ſtets aufmerkſam auf die Regungen eines Herzens, das ſie gefeſſelt hatte, ohne es zu gewinnen, fühlte Auguſts Veränderung tief und bitter, und bot jede Kunſt auf, ihn wieder zu gewinnen. Es entging ihrem Scharfblick, daß Auguſt im Begriff ſtand, ihr Freund im Sinne des Worts zu werden, daß ihr geiſtvolles Geſpräch, ihr Scharfſinn, ihre Eigenthümlichkeit des Charakters, ſo wie ſie ſich ihm zeigte, ihn an ſie feſſelten, als er ſchon ihrer ſtürmiſchen Zärtlichkeit überdrüßig war. In ihrer Verblendung hatte ſie geglaubt, der König liebe ſie wahrhaft, und würde ſie dereinſt auf den Thron erheben; nur ein Weſen ſtand ihr, ſo träumte ſie, im Wege, und dies war ja ein ſterbliches Weſen, es war die ſanfte, tugendreiche, allgeliebte Königin. Dieſe einſt ſo lieblich blühende Geſtalt wandelte nun ſtill und bleich, wie ein ſchon abgeſchiedener Geiſt unter den Lebenden einher. Ihr himmelblaues, wunderſüßes Auge zeigte oft die Spur vergoſſener Thränen, wenige waren ihrer Worte, die ſie mit ſanf-

tem Leidenden, ſtets begütigend, ſtets wohlthuend aus-ſprach. Ihr Leben ſchien an einem ſchwachen Faden zu hängen, doch dieſer war ſo ſtark, als zart, es war die Mutterliebe! Die weiße Blüthe ihres holden Angeſichts glänzte in Sonne und Thau, wenn Eberhardine ihren Auguſt ſah, der ſo herrlich, ſo blühend emporwuchs. Joachimens Blick entging die Wahrnehmung dieſer ſtillen Seligkeit des wunden, müden Herzens, ſie ſahe nur die Hinfälligkeit von Eberhardinens Geſtalt, ihre bleichen Lippen, ihr eſt ſchmerzliches Lächeln, und glaubte in den leuchtenden Augen, die ſich oft, wie flehend, gen Himmel wandten, einen Ausdruck inniger Todesſehnſucht zu erkennen. Sie hatte die Königin vom erſten Tage, wo ſie ihr vorgeſtellt wurde, ſo ſtill und wehmüthig gefunden, alſo hielt ſie ſich für ſchuldlos an ihrem Leid, wohl aber baute ſie ihres Erdenglücks ſchwindliche Hoffnungen auf das ſchon offene Grab der edeln Gemahlin Auguſts. Die Ehrerbietung und Theilnahme, mit welcher jedes unverdorbene Herz, und ſelbſt mancher weniger Edle, der Königin huldigte, war Joachimen ſehr läſtig, ſie fühlte wohl, daß ſie mit all ihrem Pomp und in allem Prunk ihrer eigenthümlichen und ihrer erborgten Reize nicht einen ſolchen Blick der Innigkeit und Ehrfurcht ſich gewinnen konnte, als der war, mit welchem Alles der Königin entgegenſah, wenn ſie erſchien. In ihrer Verblendung hielt ſie dafür, dies alles würde ſich nach ihren Wünſchen fügen, wenn ſie einmal ſelbſt Königin wäre, dieſen Zeitpunkt glaubte ſie nicht fern, und beruhigte mit dieſer Täuſchung ihre gekränkte Eitelkeit.

Auguſt brachte die ſchöne Sommerzeit in Pillnitz zu, wo er ein Paradies geſchaffen hatte. Die Gräfin mußte

ihn begleiten. Gern ſchweifte der König auf den Waldeshöhen, in deren Schoos ſein neuer Palaſt lag, zu Roß umher, ſtets war Joachima mit ihm, und ſie befand ſich wohl dabei, das Herz ihres hohen Freundes athmete freier in der ſchönen Luft. Eines Morgens, als der König den Gipfel des weitumſchauenden Borsberges erſtiegen, und die Höhen der böhmiſchen Grenze vor ſeinen Augen im Morgenduft zauberiſch prangten, fühlte er einen lebhaften Drang, einen dieſer Berge zu beſteigen, und erſah ſich den nahen Liljenſtein. Er fragte einen Landmann, der eben des Weges kam, ob wohl ein Weg dahin führe? Dieſer berichtete, daß ein ſteiler, nicht gefahrloſer Weg, auf welchem die Dorfkinder „in die Beeren" gingen, wohl zu erklimmen ſey. Wenn reifen die Heidelbeeren? fragte Auguſt, und Joachima erwiederte lächelnd, es möge wohl jetzt, da es Sommer ſey, an der Zeit ſeyn. Es mag eine barbariſche Erquickung ſeyn, rief der Hofmarſchall, und ſoll die Lippen blau färben! Färbten ſie roth, flüſterte ein Page, ſo würden alle ſchöne Damen auf den Liljenſtein klimmen, und die Mühe nicht ſcheuen! Der liebe Gott iſt der beſte Schönfärber, murmelte ein alter Oberforſtmeiſter, und blickte mißmuthig auf Joachima hin, die reizend, wie die Blumenflur, aber nicht, wie ſie, mit natürlichen Farben prangte; dieſe war ſo eben in lebhaftem Wortwechſel mit dem König begriffen, ſie wollte durchaus mit ihm den Liljenſtein erſteigen, Auguſt es nicht zugeben, weil der Weg gefährlich ſey. Diesmal ſiegte endlich der König, ſeine Freundin mußte, von einigen Cavalieren und ihren Frauen begleitet, nach Pillnitz zurück, und Auguſt, der ein einmal gehegtes Verlangen gern ſogleich erfüllt ſah, ritt mit Wizthum und

einem zahlreichen Gefolge den Abhang des Borsbergs hinunter in den dichten Wald, der durch Liebethal nach Lohmen und von dort nach Rathen und den Liljenſtein führet. Am Fuß des Liljenſteins, in der Ebenheit, ſtieg Auguſt vom Pferde, und ließ einen Landmann zum Führer durch die gewundenen Waldespfade rufen. Kaum war es bekannt geworden, daß der König anweſend ſey, als ſich alle Bewohner der Hütten ſchnell verſammelten, den geliebten Herrſcher, dem ſein Unglück nur höhere Rechte auf die Herzen ſeiner Unterthanen gab, zu bewillkommnen; ſinnreiche Liebe hatte bald ein heitres Feſt angeordnet; die Mädchen warfen ſich in den Sonntagsputz, kein buntes Band blieb mehr in der duftenden Lade, keine Blume in den Gärtchen, alle wurden zu Kränzen gewunden, um einige Lauben aus Tannenreiſern zu ſchmücken, welche die Landleute ſchnell aufbauten, um dem König und ſeinem Gefolge Raſt und Obdach zu gewähren. Bald ſchiffte ein Nachen, mit Früchten jeder Art, Geflügel, Wildpret, feinem Weizenbrod und Wein beladen, von Königſtein herüber; Feuer loderten auf Heerden von Steinen im Felde auf; ſchleunig wurde ein Mittagmahl bereitet, deſſen Würze Ermüdung, Appetit und herzliche Freude an der freundlichen Geſchäftigkeit des regſamen Landvolks war. Dieſe Sauberkeit der Häuſer und Geräthe, dieſe Blüthe der Geſundheit und Lebensfreude ſeiner ſächſiſchen Bergbewohner, dieſe maleriſche Vertheilung der köſtlich angebauten Felder, wo Grün an Grün der edelſten Feldfrüchte in der lieblichſten Abſtufung der Farben mit der lichtblauen Blüthe des Flachsbaues, und der bunte Schmelz der vollen Mohnfelder mit einander wetteiferten, entzückte den König, der auf dieſer Höhe eine

ſolche Triebſamkeit des Fleißes, einen ſo üppigen Wuchs der Obſtbäume in den Gartengehegen, einen ſolchen Reichthum von duftenden Roſen, Lilien, Nelken und wohlriechenden Pflanzen nicht vermuthet hatte. Er ſah mit Wohlbehagen die wohlbereiteten Speiſen auf den von Reinlichkeit ſtralenden Eßgeſchirren, das hohe, prangende Kryſtallglas mit Blumen in der Mitte, den Segen des ſüßen Obſtes. Ein Chor von Muſikanten aus der Beſatzung Königſtein zog mit klingendem Spiel den Berg herauf, eben als man ſich zur Tafel ſetzte, alles war ſo fröhlich und blühend an dieſem heitern Tage, auf dieſer grünen Höhe, als habe es nie ein Leid auf Erden gegeben. Die ſanfte Gewalt dieſes lieblichen Eindrucks bemächtigte ſich aller Herzen, ſelbſt Auguſt wurde heiter, und verließ friſch erquickt dieſen gaſtlichen Ort, nachdem er mit der verſchwenderiſchen Freigebigkeit, die ein Bedürfniß ſeiner königlichen Seele war, die Mühe der guten Landleute vergolten hatte.

Schon wandte ſich die Sonne gegen den weſtlichen Himmel, die klaren Lüfte hauchten Kühlung ſchon, als Auguſt den Weg antrat, deſſen Beſchwerden ſeinen Muth nur höher entflammten. Durch ein Labyrinth von Felsſtücken wand ſich der König, ihm folgte Witzthum unverdroſſen, die Cavaliere keuchten nach, vielen wurde es ſchwer, ihren Verdruß über dieſe Jammerfahrt zu verhehlen. Oft hemmten herabgerollte Felsmaſſen den Weg, man mußte hinaufklimmen, einen weiten Sprung von ihrer Spitze wagen; Auguſt, rieſenſtark und behend zugleich, war immer der erſte voran, und ergötzte ſich im Stillen an der Angſt und Unbehülflichkeit ſo manches Kammerjunkers, der auf dieſem todesgefährlichen Wege vielleicht zum erſtenmal ernſthaft

an Gott dachte und hoffte, daß er eine Seele habe, die noch einmal in einem andern Leben zu brauchen ſey. Die Bauern, welche ſämmtlich den Zug geleiteten, halfen den Lebenden hinüber; nach dem Springen kam es an ein Klettern, das nicht minder ſchlimm von Statten ging, dann watete man durch einen wahren See von verwittertem Geſteine; welche ungeheure Maſſen muſste hier ſeit vielen tauſend Jahren die Zeit mit ſparſem Zahn zu Sand zermalmt haben! Ew. Majeſtät betrachten die kleine krumme Kiefer auf dem ganz nackten Steine ſo aufmerkſam, ſagte Vitzthum, und eben erzählt mir einer der Landleute, dieſe Kiefer wurzle ſeit Menſchengedenken auf dieſer Höhe, ohne daß die Urväter ſie jung geſehn. Sie hat nicht Erde zum Boden, in den Felſen hat ſie unverdroſſen und langſam ihre Wurzeln hineingetrieben, und ihr Haupt im Thau und Regen gebadet. Wie mag das Saamenkorn, das hier ſeit vielleicht drei bis vier Jahrhunderten wächſt, an dem glatten Fels gehaftet haben? Fortunam Virtute superat, ſprach Auguſt, wenn die Beharrlichkeit eines winzigen Saamenkorns den Fels überwindet, wie ſollte nicht ich jetzt, im bitterſten Kampf mit dem Geſchick, Sieger bleiben? Deine Erklärung freut und ſtärkt mich, Vitzthum, nur höher hinauf, wir kommen fröhlich zum Ziele!

Jetzt ſtanden ſie vor den glatt und ſchroff aufſteigenden Maſſen des Berggipfels, Stufen, in das Geſtein gehauen, thaten hohes Alterthum kund. Sollte hier kein feſtes Schloß, wie der Neu-Rathen, geſtanden haben? fragte Auguſt. Gewiß, rief Vitzthum, denn die Alten erſahen ſich gern den Grund ſteiler, glatter Felsmaſſen zu Wohnſitzen. Uebel mag es im Thal ausgeſehen haben, als ſich

zuerſt dort Menſchen anzubauen wagten, und ſicherlich drängte die Schwächern nach und nach der Uebermuth der Mächtigen hinunter in das Walddickicht, nur bewohnt von Schlangen und Reihen. Sicherlich wand ſich damals die Elbe nur mühſam, wildbrauſend durch die zwieſache Bergkette hier, und nur Fleiß und Triebſamkeit gewannen, Fuß an Fuß, dem Ufer die grünen Wieſen ab, welche die Hütten des Thales umduften. Der Strom mag das Seinige gethan haben, lächelte Auguſt, ehe noch Menſchen Hand anlegten. Erſt brach er ſich gewaltſam die Bahn, dann begann die Fluth bedächtig und langſam ihre Arbeit, machte die ſtarren Maſſen weich, und ſpülte Erde und Schlamm darauf hin. Der Wind wollte nicht müßig bleiben, und wehte Saamenkörner herbei, und frohes Leben grünte an des Stromes Rande. Doch hinauf, hinan, das Ziel iſt nah! Die ſtarren Felſenmaſſen ſchienen die Wandrer zurückzuwinken, umſonſt, das Wageſtück wurde begonnen; nach vieler Mühe gelangte Auguſt mit Witzthum auf die Höhe, und auf alle erdenkliche Weiſe von den Bauern hinaufgeſchaft, war ſein Gefolge ihm nachgekommen. Nun ſchöpften alle Oden im Kühlen, im wehenden Schatten der Buchen und Tannen, im wild und lieblich blühenden Irrgarten der Natur! Purpurn brannte im Abendlicht das Haidekraut mit ſeinen zierlichen Blumenſtauden, blühende Pflanzen aller Arten krönten die ſtille, grüne Höhe, von deren Fläche herab die ſanftgeſchlungene Elbe, lichtblau und heiter, das Felſenthal mit ſeinen Dörfern und dem freundlichen Schandau, im Schoos der Schrammſteine und der herrlichen Waldberge, wie ein Paradies zu ſchauen war. O, es iſt ſchön hier, rief Auguſt, und ließ die wonnetrun-

lenen Blicke über ſein geſegnetes Land ſchweifen. Mein Sachſen, mein Vaterland, du Land der Kraft, der Treue, des Ernſtes, der ſtillen, beharrlichen Triebſamkeit, angelächelt von milden Stralen, umweht von ſanften Lüften, von herrlichen Fluthen durchſtrömt, du, deſſen Treue ſich wie lauteres Gold im Prüfungsfeuer bewährt, wie biſt du mir aufs Neue ſo theuer und ſo vertraut! O, wie konnt' ich jemals etwas anders ſeyn wollen, als alles, was ich bin, nur dir allein!

Nur des Königs Freund hörte dieſe Worte, in ehrerbietiger Entfernung blieben die Uebrigen, die ihm gefolgt waren. Alle fühlten ſich ſo erſchöpft und lechzend, daß die karge Labung, die Himbeerſtauden und Heidelbeeren boten, willkommen war. Indeß der König gedankenvoll und entzückt auf der öſtlichen Höhe des Felſens verweilte, brachten die Landleute einen hohen Stein herbei, der zum Andenken an Auguſts Wanderung hier zur Spitzſäule gemeiſelt und auf der Felsplatte aufgerichtet werden ſollte. Der Prediger aus Königſtein trat hervor, verneigte ſich, und überreichte Auguſt ehrerbietig ein Blatt, auf welchem folgender Entwurf zu einer Inſchrift ſtand:

Fridericus Augustus. Rex et Elector Sax. ut Fortunam virtute, ita asperam hanc rupem primus Superavit — 1708.

Schön, rief der König, und ich wünſche, daß noch hinzugefügt werde:

Aditumque faciliorem reddi curavit!

Zu deutſch, fuhr Auguſt lächelnd, zu ſeinem Gefolge gewendet, fort: und er befahl die Bahn zum Gipfel hinauf erſteiglicher zu machen; denn, wenn ich wirklich der Erſte

meines Stammes bin, der dieſe Spitze erklommen, ſo hielten meine Vorfahren bloß diejenigen von ihrer Umgebung ab, denen alles Emporkommen durch Verdienſt und redliche Mühe ein Gräuel war, und die am liebſten von der eingebildeten Höhe ihres Nichts auf die übrige Welt hinabſahen; ſolche, wie es noch heut zu Tage geben ſoll, deren Wahlſpruch heißt: Erſt ich, dann mein Vortheil, dann, was dem Herrn gefällt, dann, was die Welt verlangt, zuletzt, wo möglich, noch, was Gott will! Vitzthum lachte laut auf bei dieſen Worten, das Abendroth verhinderte den König, zu unterſcheiden, ob die Gluth auf den Geſichtern der Hofleute vielleicht Beſchämung ſey? Unterdeſſen hatten Landmädchen den Obelisk mit wilden Roſen und andern Blüthen umwunden, welche den ernſten Scheitel des Bergrieſen bekränzten. Chorgeſang und Muſik trugen den Jubel von der Höhe in die fernſten Thäler hinab. Auguſt war unendlich gerührt. Möchte doch, ſo rief er, dieſes einfache Denkmahl frommer, ſinnreicher Liebe, dieſer Stein, der aus der Ferne den Wandrer herwinkt, noch in ſpäter Zeit an mich erinnern, und den Enkeln ſagen, daß nur Treue meines Volks mich über mein Schickſal erhob!

Den Königſtein in das Auge faſſend, ſagte Auguſt nach langem Nachdenken: Wer nur den Zuſammenhang dieſer zwei befreundeten Höhen, welche, wie von der Natur eine der andern zum Schutz errichtet, aufſteigen, von früherer Zeit her ergründen könnte! Liljenſtein müßte vermuthlich vom Königſtein beſchützt werden, wenn es jetzt darauf ankäme, denn der Lage nach zu ſchließen, könnten Kugeln von hier nicht über die Elbe, die zu weit ab liegt und die ſchon ermattenden anziehen würde, vom Königſtein hingegen, den ſie

dicht am Fuß umſchlingt, würden die Kugeln hieher gelangen. Früher, wo es kein Schießgewehr gab, muß dennoch der Lilienſtein von mächtigern Nachbarn abhängig geweſen ſeyn. Sicherlich war er bewohnt, und wir müſſen die Spuren auffinden!

Raſch entſchloſſen ergriff der König ſelbſt eine Hacke, er bahnte ſich einen Weg durch das Gehölz, die Landleute arbeiteten wacker, und zur höchſten Freude des Königs wurde ein Brunnen mit der Jahreszahl 1499 entdeckt, doch er war verſchüttet, auch zeigten ſich unverkennbare Spuren der alten Burg, die hier gethronet. Erſt 307 Jahr ſind dieſe Trümmer alt, rief Auguſt, und keine Spur mehr von ihrem Schickſal, von ihrer Entſtehung, ihrem Untergange? Welch eine Vergeſſenheit und Sorgloſigkeit von den Nachkommen, über das, was ſo nahe liegt, und welch ein Unterſchied zwiſchen der Zeit, wo man dieſe Berge nur zum Vergnügen erſteigt, und jener, wo ſie erkohrner Wohnſitz der Gewaltigen im Lande waren! Was hat nur Alle hinabgezogen in die feuchten Thäler, in der Städte dumpfige Gaſſen, wo der Blick beengt, Luft und Sonne weggebaunt, der Menſch vom Einfluß aller befreundeten Naturmächte abgeſchieden, ganz auf das Elend der Sterblichkeit zurück verwieſen iſt! Wie erhebend mußte den Urvätern der Blick in die weite, herrliche Ebene ſeyn! Die Geſchichte beweiſet, ſiel Vitzthum ein, daß Gewohnheit den Menſchen für die erhebendſten Eindrücke abſtumpft. Bekanntlich auf dem Ritterſitz Neu-Rathen, und vielleicht auch hier, haben adeliche Räuber gehauſet, wer weiß, ob die meiſten Bewohner dieſer Höhe nach etwas anderm, als nach Beute in die Thäler hinabſahen? Nur der gerechte Haß der Völker, der edle Unwille würdiger Regenten hat die ſtolzen Veſten zertrümmert, die,

auf Felsengrund, der Zeit und jeder menschlichen Gewalt zu trotzen schienen, zuletzt aber dem Drang der Masse, die sich gegen die Willkühr der Einzelnen empörte, erliegen mußten. Es möchte, antwortete seufzend August, in unsern Tagen, der Tirannei und entschlossenen Willkühr im Thale mehr noch gelingen, als ehemals, wo sie auf diesen Höhen waltete. Wachsame List weiß sich überall eine Spähwarte zu errichten und ein Bollwerk zu bauen; die Herrschaft, die sonst von unersteiglichen Felsen herab verübt wurde, wirkt jetzt blos geistig, und Buchstaben haben in unsern Tagen eine grausere Macht, als ehemals offene Gewalt!

Jetzt bestieg der König die westliche Seite des Felsens, der eine überschwänglich mannichfaltige Aussicht darbietet. Im goldnen Duft des heitern Abends krönte die waldumgrünte Bergveſtung Stolpen mit ihren vielen schlanken Thürmen und herrlichen Zinnen, in den leisesten Umrissen scharf und bestimmt gezeichnet, wie ein Bild von Meisterhand, den äußersten Rand des Horizontes. Dresden mit seinen Kirchen hob sich so deutlich aus seinen lieblichen Umgebungen empor, daß man die Brücke unterscheiden konnte. Die vom Abendlicht bestralte Elbe umschlang es mit einem Purpurbande zart, im bläulichen Schleier woben sich die fernen Gebirgmassen umher. Weit über Dresden hebten die Umrisse der Burg Scharfenberg im Abendgolde, zwischen den waldbewachsenen Meißner Hügeln leuchtete der Elbe Spiegel, ein flammender goldner Schild, mächtig hervor, unendlich süß und herrlich neigte sich die Sonne am klaren Himmel, im Scheiden von einem Gewölke von Rosen umwoben. Göttlich! entzückend! so rief Alles, wie aus einem Munde, und mit einem Händedruck zu seinem

Jugendgefährten gewendet, flüſterte Auguſt: Wie ſchön iſt es, daß die Sonne zu ſinken ſcheint, indeß von ihr nun die Erde ſcheidet. O gewiß, ſo iſt auch der Tod, die Erde ſinkt weg, indeß der ewige Geiſt durch ſeine unendlichen Bahnen weiter rollt. Kein Ziel, alles Endzweck; kein Maaß, alles Einklang; kein Beginn, alles Fortdauer; nichts Schein, alles Bild; alles klein von Gott und das Kleinſte groß von Gott! Welch ein ſchönes, aufgerolltes Buch iſt dieſes ſtille Thal zu meinen Füßen hier, mein Herz lieſet darin und erhebt ſich zu ſeinem Schöpfer. Sieh, dem kahlen Geſtein entringt ſich ſiegreich das Leben, nichts iſt Tod, nichts Verweſung, alles nur Umwandlung zu einem ſchönern Daſeyn! —

Jetzt war der letzte Schimmer der ſcheidenden Sonne verſchwunden, tiefer Purpur ließ noch die Spitzen der ſchlanken Fichten auf den Bergeshöhen, wie feurige Säulen, lodern. Die Landleute ſuchten trockne Kiefernzweige zuſammen, zündeten ſie an und eilten leuchtend voran durch den dunkeln Wald. Heiter und ſcherzend gieng es die ſteilen Höhen hinunter, Abendkühlung und Fackelſchein gaben ſelbſt der Gefahr etwas Anmuthiges, bald war die Ebenheit erreicht, die muthigen Roſſe ſtampften und ſcharrten, und von Jubel und Segenswünſchen begleitet, gelangte Auguſt in das Thal und kam bei hellem Sternenſchein an das Ufer, wo erleuchtete Gondeln bereit ſtanden, den König und ſein Gefolge nach Pillnitz zu bringen. Das Innere der Gondel Auguſts, mit weißem Atlas bekleidet, mit Roſengewinden verziert und vom ſanften Licht der Alabaſterlampen erleuchtet, bot ihm eine freundliche Ueberraſchung dar; auf weichem Polſter gelehnt, die Laute in Armen, erwartete ihn

dert. Joachima, die ihn mit Geſang bewillkommte. Sie war ſo ſchön im blaſsrothen, ſilberdurchſchimmernden Kleide, im Perlenſchmucke auf den ſchwarzen Locken, um den blendenden Hals, daſs ihr Anblick ganz bezaubernd war. Zärtlich und heiter verplauderte er die kurzen Stunden der Waſſerfarth mit Joachima und Vitzthum, und alle ergötzten ſich am Wiederhall der Muſik von den Felsmaſſen, und am Schimmer der erleuchteten Schiffe, in welchem Fluſs und Gebirge ſich verklärten. Schon wiegte ſich der Morgenſtern auf den Fluthen, als Auguſt an das Land ſtieg, in ſeinem Schloſſe von aller Luſt und Ermüdung dieſes ſchönen Tages zu ruhn.

Die Mittagzeit war über Wilhelms Vorleſen herangerückt, der General bemerkte dieſs zuerſt, und ſagte zu Wilhelm, der eben pauſirte: Hören Sie jetzt nur auf, wir werden wohl nun in den Rachen unſers rothen Leuen hinein müſſen! Raubgierig iſt dieſer Rachen eben nicht, bemerkte Wilhelm, und der Wein iſt gut! Dieſe willkommene Nachricht ſpornte den General noch mehr zur Eil. Es fand ſich bei der Tafel, daſs Wilhelm wahr berichtet hatte; gute Bewirthung, köſtlicher Trunk und eine mäſsige Rechnung, verbunden mit der ſittigen Freundlichkeit der raſchen Wirthin, befriedigten die Gäſte ungemein, ſie lieſsen ihre Zufriedenheit laut werden und der General vor Allen. Wenn ich in einen Gaſthof trete, rief er aus, ſeh ich gleich nach dem Barometer, das iſt das Geſicht der Hausfrau. Iſt es rund und glatt, ſind die Augen freundlich und hell, iſt ſie wohlgenährt und rührig zugleich, dabei ſauber, ſo ſind Tau-

ſende gegen Eins zu wetten, die Bewirthung wird trefflich ſeyn; ſolch ein Geſicht trägt die Worte: Leben und leben laſſen, auf der Stirn geſchrieben. Im Nothfall darf man auch nach dem Wirthe ſehen, dieß aber iſt noch eher der Täuſchung unterworfen. Doch, was nun beginnen? — In Stolpen können wir nicht bleiben. Laſſen Sie uns nach Schandau fahren, flehte Mathilde, und alles vereinigte ſich mit ihr, den General darum zu bitten. Es ſey! ſprach er lächelnd, die Stimmenmehrheit entſcheidet, ich meines Theils wollte, wie ihr euch entſinnen werdet, nach dem nähern Radeberg. Ich möchte alle die Schnörkel und Künſteleien wieder ſehen, die ich nur in der Anlage noch gekannt. Das hat nun einmal eine Landſchaft vor koketirenden Damen voraus, daß, wenn bei alternden Jungfrauen Künſteleien, mit denen ſie in der Jugend ſchön thaten, zur Fratze und ganz widerwärtigen Unnatur werden, ſo wird in einer Gegend, wenn nicht die Gartenſcheere jedes Jahr darin wüthet, die Künſtelei wiederum zur Natur. Ich höre das Seifersdorfer Thal oft ſo ſeelig preiſen, daß ich es gewißlich dieſes Jahr noch beſuche. Von Herzen gern, fiel die Generalin ein, laß uns nur jetzt nach Schandau!

Nach kurzer, fröhlicher Fahrt ſtiegen unſere Freunde im ſtillgrünen, rings mit Felſen umſchloſſenen, von der klaren Kirnitſch durchſtrömten Wieſenthal ab, in deſſen Schoos die Quelle entſpringt, die zu Erbauung des geräumigen, ſchönen Badehauſes Anlaß gab. Der geſchlungene Wieſenpfad, die Pappeln an der hellen Fluth, die duftende Jelängerjelieberlaube auf der Wieſe machte den angenehmſten Eindruck auf Mathilden, ſie ſah den reizenden Ort zum

Erstenmale. Man trank den Thee in der von Pappeln beschatteten Rotenda, am Ufer, von wo der Blick den Lauf des Wassers bis zum Ende des Thales verfolgt, wo der Kirchthurm mit seinem hellblitzenden Goldstern sich in die blaue Luft erhebt und wiederum in der Kirnitsch spiegelt. Alles war einsam an diesem schönen Abend, um so ungestörter der liebliche Eindruck der Umgebungen. Nach dem Thee führte Wilhelm unsre Pilger den angenehmen Waldweg hinauf nach dem freundlichen Sitz, der nach einem geachteten Bewohner Schandau's, Carl Hering, der ihn sich zuerst zur Lieblingsstelle erkohr, und für den er mit Bänken besetzt wurde, Carls-Ruhe heißt. Das fruchtbare, grüne Elbthal breitet sich reizend vor dieser Felsenhöhe aus, von der Elbe Arm umschlungen, zierlich bietet sich das Panorama des Städtchens dem Blicke dar, der Liljenstein brennt in Abendgluthen, der Winterberg dämmert bläulich im Duft der Ferne, hell beglänzt schaut Krippen aus seinen Waldbergen hervor, wie goldne Augen blicken die Fenster verstreuter Hütten hie und da aus den Gebüschen.

Wilhelm lud die Gesellschaft ein, nach einiger Rast auf dieser anmuthigen Stelle, die Ostrauscheibe zu besteigen, die einen weitumfassenden Anblick aller umliegenden Felsgebirge gewährte, gern folgten die Freunde dem aufmerksamen Führer. Sie stiegen den sanften Abhang hinan, der, von hohen Tannen beschattet, die Elbe hie und da hinaufleuchten läßt; bald sahen sie den geheimnißvollen Rosenberg dämmern, immer mehr umwaldete Gipfel stiegen hinaus aus der Tiefe, nun standen sie auf der Oberfläche des Berges, sahen die Häuser von Ostrau zwischen alten

Linden Wipfeln hervorblicken, und um und um einen Reichthum von wunderſam geſtalteten Felſen, wie ihn kein anderer Standpunkt dieſer Gegend darbietet. Sie zählten vier und dreißig Gipfel, und konnten ihr Auge von den räthſelhaften, ernſten, herrlichen Schrammſteinen nicht abwenden, die im Purpur der Abendſonne, beim Spiele fliegender Wolken in unausſprechlicher Hoheit und Lieblichkeit als die Krone dieſer Höhen flammten. Ich liebe, ſagte die Dichterin, eben dieſe Felſen und ihren Nachbar, den Falkenſtein, ganz ungemein, wohin man ſich auch wende, auf allen Punkten dieſer Umgegend ſieht man ſie wunderſam und überraſchend thronen und leuchten. Die Sonne wendet ſich beim Scheiden zögernd von ihrer Herrlichkeit und will das ſtarre Felſenherz mit ihren Purpurgluthen beleben, ſie ſelbſt locken bei ihrem Abſchiedkuſſe aus der grünen Tiefe, wie Flammen, hervor, und leben erſt im Augenblick des Scheidens, um die Nacht durch zu trauern. Auch aus der Tiefe des Stromes winket ihr Bild den Schiffenden von der Höhe den Gruß.

Es iſt ein eignes Weſen um all dieſe Felsgeſtaltungen und Untiefen, fiel der General ein, das Meer ſoll über dieſen Klippen weggeſtrömt ſeyn, alles zeugt dafür, und ſtatt der Waſſerwellen, die hier gerauſcht, wogt nun in dieſen Thalen, auf dieſen Höhen ein Meer reiner Luft, darin ſich die ganze Seele taucht. Nie ſog ich den Odem reinerer Lüfte, nie rieſelten ſo klare Fluthen, als in dieſen Felsthälern, und nirgend fühlt' ich mich ſeliger von der geheimnißvollen Wonne, den Räthſeln der Schöpfung nachzudenken, durchdrungen, als hier!

Man ſahe ſich nun mit ſteigender Luſt nach allen übrigen Höhen um, und beeiferte ſich, ſie zu benennen, zu unterſcheiden, von den lichten Flammen der Schrammſteine wendete ſich der Blick gern nach den grünen, tiefen Wogen einer Gruppe von ſchönen Waldbergen hin, die den hohen Tſchirnſtein umfangen. Hier, rief Wilhelm, wird mir recht klar, was Ruisdael in ſeinen Landſchaften gedichtet, hier find' ich die Seele ſeiner Eingebungen. Ausſprechen kann ich es nicht, wer dies ſah und ſeine Schöpfungen kennt, wird mich verſtehen.

Nie fanden, fiel die Dichterin ein, tiefe, ſinnige Weſen dieſe Stelle, ohne ſie lieb und immer lieber zu gewinnen. Ihr hoher Ernſt rührt und feſſelt, und ruft immer ſüßer die Sehnſucht zurück. Ueberhaupt weiß ich mir nichts lieberes, als alle dieſe Standpunkte zu allen Tagesſtunden, zu allen Jahreszeiten zu betrachten. Immer gewinnt ihr Anblick einen neuen, überraſchenden Reiz von Luft, Licht, von Morgenſtraten, Abendgluthen, Sternſchein und Mondenſchimmer! Immer mehr wird das Gemüth mit der Lieblichkeit und Hoheit dieſer Gegend vertraut, jeder Felſen wird zum ſtillen Freund, und das innerſte Herz vernimmt ſeine Stimme.

Eine liebe Erinnerung, flüſterte Mathilde, ſcheint hier meine Freundin tiefer zu bewegen, als ich ſie ſonſt wohl geſehn. Ja, erwiederte jene, Du haſt es errathen, ich ſahe von dieſer Höhe, in einem theuern Kreiſe, die Sonnenfinſterniß in ihrer ganzen Pracht, und würde vergebens ſuchen, Dir den Eindruck dieſer großen Naturſzene an dieſer Stelle und den lebhaften Antheil der lieben Anweſenden daran, zu ſchildern. Die Schrammſteine waren wunderſam, wie vom

Monde beleuchtet, in ein seltsames Tiefblau tauchte sich der Himmel, und die Wolken zogen in Regenbogenform darüber hin, alle diese Gipfel und Schluchten trugen den Abglanz der ganz unbeschreiblichen, magischen Wechselwirkung von Licht und Schatten. Wilhelm sprach vorhin von Ruisdael, und ich mußte besonders an diesem Tage lebhaften seine schönsten Bilder denken.. Wen ziehst Du vor, fragte Mathilde, Claude Lorrain oder Ruisdael? — Das ist schwer zu entscheiden, liebe Mathilde, denn eine innere Stimme straft mich, wenn ich Ruisdael die Palme reichen möchte. Zwar ist Ruisdael ganz Geist und Wehmuth, Claude Lorrain ist der sinnliche Maler der schönen Natur, Ruisdael der große Tonkünstler, dessen Landschaften Symphonien zu vergleichen, die Harmonien des Sturmes und der Fluthen erklingen, und die fliegenden Wolken und Sonnenblicke sind große Akkorde, welche die Seele vernimmt, doch ist wiederum Claude Lorrain so zart und rührend, und seine Werke sind melodisch und bilden einen einzigen Akkord, der groß und innig ist. Ruisdael wühlt die Tiefen des Herzens zur Wehmuth und Sehnsucht auf, Claude Lorrain liebkoset der sehnenden Seele, er beschwichtigt und stillt sie durch die goldnen Bilder der süßen Feier der Natur.

Der aufgehende Mond mahnte unsre Freunde an die Rückkehr, sein Silberlicht bestralte die grünende Felskuppe, hohe Liebe genannt, und wob einen milden Duft um den Liljenstein und den herrlichen Rosenberg her. Zögernd schied man von dieser köstlichen Höhe, und kehrte nach dem Tannenwald zurück, durch dessen Dunkel die mondbeglänzte Elbe noch lieblicher heraufgrüßte, als vorhin. Auf dem Rückwege zeigte Wilhelm dem General Luthers Büste, die

in einem Blumengarten am Felſenhang in einer runden Niſche ſteht. Deutlich ließen ſich im Mondlicht die eingehauenen Worte leſen: Eine feſte Burg iſt unſer Gott! Dem 31. October 1817 geweiht. — Die ganze Anlage zeugt vom edlen Sinn ihres Stifters für eine große Begebenheit. Hier bietet, rief der General, die Natur ſelbſt Erinnerungstafeln dar! Wo wir Steine aufthürmen, und Marmor kommen laſſen müſſen, wählt ſich der Bewohner dieſer Berge eine ſchwindſüchte Felswand an einer reizenden Stelle, und gräbt einfache Worte darauf ein, er läßt die Natur und das Gemüth des Beſchauers das Meiſte ſagen, und dieſe ſagen oft das Beſte.

Indeß reichte Wilhelm Mathilden eine ſchöne, purpurne Kaiſernelke, die er gepflückt. Weißt Du auch, ſagte die Dichterin zu Mathilden, was Du an Dein Herz nimmſt? Dieſe Blume heißt auf Engliſch sweet William — (ſüßer Wilhelm). War das zart? flüſterte Wilhelm, als Mathilde erröthend, in höchſter Verlegenheit nach der Blume langte, als wollte ſie ihr die Freiſtatt, die ſie ihr gewährt, wieder rauben. Es iſt doch wahr, rief jene ſchalkhaft, und thut nichts, da wir nicht in England ſind. Hier iſt es doch nur eine Lychnis, Pechnelke zu Deutſch, ebenſchön keine gemeine. — Ich bin nur die Wieſen-Lychnis, ſagte Wilhelm ſeufzend, meine niedrige Abkunft, mein Stand als Führer — O, fiel Mathilde ein, Sie würden jedem Stande Ehre machen, ich glaube auch, Sie ſind nicht, was Sie ſcheinen! Fräulein, rief Wilhelm, ſind auch Sie vom unſeligſten Vorurtheil verblendet, glauben Sie, daß höhere Bildung nur einem Stande eigen ſey, und daß ein einfach, in dürftigen Verhältniſſen erzogener

Bürgersehn nicht durch eine gute Leitung erringen könne, was so vielen Cavalieren fehlt? Mathilde sah Wilhelmen betroffen an, und er fuhr mit schmerzlicher Bewegung fort: Ich betheuere Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie sich täuschen, wenn Sie mich für etwas anders, als den Sohn eines schlichten Handwerksmanns halten, ein solcher ist mein Vater, er lebt noch, weit, weit von hier, ich ehre und liebe ihn unendlich, er ist edel, gut, fromm und sittevoll, kein König hat ein größeres Herz, als das Seine, ihm und meiner herrlichen Mutter dank' ich eine reine Denkungsart, einen geraden Sinn und unverdorbene Sitten; warum sollten diese durch Bildung des Herzens nicht jedem Stande eigen werden können? Giebt es einen schönern und richtigern Leitfaden zur Sittlichkeit und Sitte, als die Religion? Es war ein Glück, daß die übrige Gesellschaft vorausgegangen war, denn Mathilde erblaßte, und lehnte sich, von Empfindung überwältigt, an der Freundin Herz. Rauher Jüngling, flüsterte diese Wilhelmen zu, und er antwortete leise: Ich hatte schon zu lange geschwiegen, auch durch Schweigen kann man entsetzliche Lügen sagen, es war hohe Zeit, daß ich sprach!

Komm, Geliebte! sagte nun die Dichterin zu Mathilden, und führte sie schmeichelnd den Uebrigen nach. Es war ein himmlischer Abend, Glühwürmer zogen leuchtend durch die milde Luft, und ruhten im Grase. Als die Reisenden sich dem Bade nahten, vernahmen sie eine sanfte Musik, und fröhlich überrascht, rief Alles: Ein Ball! Alle bestürmten die Aeltern mit Bitten, sie tanzen zu lassen, nur Mathilde nicht. Eine zahlreiche Gesellschaft, eine Menge schlanker, niedlicher, geputzter, junger Mädchen, und ein

seltsames Gemisch von fremden Jünglingen war hier vereinigt, an den Wänden umher saßen die Mütter und Basen. Auch unsere Reisenden ließen sich nieder, Mathilde, blaß und erschöpft, von Kopf zu Fuß in ihren schwarzen Caschemir gewickelt, ließ sich nieder; die jungen Herren suchten Tänzerinnen, und Cäcilie, Charlotte und Allwina, in ihren rosigen, himmelblauen und weißen Kleidern, die netten, obschon schwarz geschuhten Füßchen wie tanzfertig gestellt, den Shawl auf den Armen, zeigten ziemlich deutlich in Mienen und Geberden die Lust zum Tanz, so daß sie bald aufgefodert wurden. Der braunen, kleinen Cäcilie nahete sich ein baumhoher Jüngling im linnenen Reisekittel, die grüne Brille vor den Augen, das Haar kurz geschoren, mit Ausnahme zweier langer schwarzer Locken, welche von den Schläfen bis zur Brust herabhiengen. Es ist wohl Maskenball? flüsterte die muthwillige Allwina, als sie die abentheuerliche Gestalt nahen sahe, indem zu gleicher Zeit ein deutscher Rock von kirschbraunem Bombassin auf sie zuschritt, der sich indeß als Hülle einer recht edeln Gestalt verzeihen ließ. Charletten fiel ein wahrer fliegender Fisch von einem Tänzer zu. Die Flosse und Flugfedern waren ein weit versiehender röthlicher Stutzbart; dieses Dreiblatt war eben erst vom Liljenstein hinabgestiegen, wie die Motten dem Lichte nach in den Saal geflogen, und auch gleich durch die Anwesenheit der drei jungen Damen mit Tänzerinnen versehen.

Wilhelm stand bescheiden außen und sah durch die Fenster in das bunte Gewühl hinein. Die Ruhe und Anmuth des mondbeglänzten Thales, das Rauschen des Mühlbachs durch die stille Nacht rührten den Jüngling wunderbar.

Er ſah zu Mathilden hin, deren goldumlocktes Köpfchen, blaß und ſüßgeneigt, aus dem Shawl hinaus wie ein ſanfter Stern aus ſchwarzen Wolken blickte. Sie verſagte ſich jeder Aufforderung zum Tanze, Wilhelm ſah nichts als ſie, und fühlte mit unendlich ſeliger Wehmuth, daß ſie an ihn dachte. Mögen doch, flüſterte er ſich zu, dieſe Tage vorübereilen und die letzten Seligkeiten meines Lebens mit ſich fortreißen, iſt doch hier ein Paradies, und ich durfte mit dieſem Engel darin wandeln!

Indeß war der General in tiefem Geſpräch mit einer artigen Dame, die ſich neben ihn hingeſetzt, und hier gewiſſermaßen einheimiſch ſchien, ſie mußte ihm alle hübſche Mädchen nennen, Fremde und Eingeborne, welche die flüchtige Luſt dieſes Tanzes vereinigte. Von Zeit zu Zeit neigte ſich eine der vorüberfliehenden Töchter an des Vaters Ohr und flüſterte ihm zu: Der Ball iſt hübſch, Väterchen; und die jungen Herren kamen auch wohl einmal heran, und ſagten: hübſche Mädchen hier, auf Ehre, und tanzen königlich, ſind leicht wie die Federn! Die Generalin lächelte wohlgefällig auf die Fröhlichen hin. Ein dürrer Franzoſe, vergelbt, mit tiefen Augen, deſſen Körper in der modernen Kleidung wie ein tauber Kern in einer welken Schote hieng, ſetzte ſich zu ihr, und flüſterte ihr zu, man ſähe nur in Frankreich, eigentlich nur in Paris tanzen, die deutſchen Mädchen ſeyen alle viel zu friſch und bäuriſch! Die deutſche Frau lächelte ſehr, da eben ihre geſunden, blühenden Töchter vorbei walzten. Eine Ecoſſaiſe wechſelte bald darauf mit dem Walzer ab, ſie wurde ſehr ſinnreich ausgeführt, und gewann noch durch eine ſchnelle Copie, welche mehrere der niedlichen anweſenden Kinder hinter dem Rücken

der größern Schweſtern und Brüder entwarfen. Man ſahe deutlich, wie die kleinen Weſen ſich ſehnten, groß zu werden, und ſie führten die Nachahmung ſo glücklich und artig aus, daß man geſtehen mußte, daß Natur und Luſt zur Sache die beſten Lehrmeiſter ſind.

Die drei abenteuerlichen Erſcheinungen, die wir v[illegible]hin bezeichnet, blieben für dieſen Abend die Tänzer Cäcilens, Allwinens und Charlottens. Zwiſchen den Medusenſchlangenlocken des Einen hindurch hatte Cäcilie nach kurzer Bekanntſchaft, als die Brille abgenommen war, zwei tiefblaue, ſeelenvolle Augen entdeckt und edle, regelmäßig ſchöne Geſichtezüge. Allwina war ſogleich für ihres Tänzers ſchöne Geſtalt eingenommen, wenn gleich der verpönte deutſche Rock ſie beängſtigte, und Charlotte vergaß die Schwungfedern des fliegenden Fiſches über die wunderbare Leichtigkeit ſeines Tanzes und über den ſchönen Ernſt und die Würde ſeiner Geſtalt. Bald erfuhren die Mädchen, daß ihre Tänzer drei Edelleute wären, die im preußiſchen Heere als Freiwillige gedient, eben ihre Studien vollendet hatten, und daß Adolph, der langgelockte, die grüne Brille wegen ſeiner vom Bivouakiren verletzten Augen trug. Cäcilie wollte nach dieſer Entdeckung nicht zugeben, daß Adolph länger tanze, und Ehrenfried und Helmhold, vom Liljenſtein ermüdet, baten um Erlaubniß, den Aeltern der holden Jungfrauen vorgeſtellt zu werden. Die Anmuth ihres Benehmens verſöhnte ſelbſt die Alten mit der wunderlichen Tracht, man gab ſich einander zu erkennen, man traf auf Familienbeziehungen, entdeckte gegenſeitige theure Bekanntſchaften, und beſchloß vor dem Auseinandergehn, die nächſte Wanderung in dieſe ſchönen Thäler mit einander zu ma-

chen. Man verließ den Ballſaal und begab ſich in die Laube, wo Wilhelm zur Conferenz für den nächſten Ausflug berufen wurde. Er ſchlug den König der ſächſiſchen Urgebirge, den hohen Tſchirnſtein vor, und bedauerte nur, daß er unwirthlich, und nicht wie der Winterberg, mit einem gaſtlichen Obdach verſehen ſey. Dafür kann Rath werden, rief die Generalin, ſo wie nur Holz oben wächſt und Waſſerquellen rinnen, darf man nicht eine Kuppe unwirthlich ſchelten! So räthſelhaft dieſer Ausſpruch klang, fügten ſich ihm Alle gern, und erwarteten das Weitere von der mütterlichen Sorge.

Ein kurzer, ſüßer Schlummer ſtärkte die Wandrer, mit dem Frühſten war alles wieder in Bewegung. Verwandelt ſtanden Adolph, Ehrerfried und Helmhold vor ihren ſchönen Tänzerinnen, die Locken des Einen, die Schwungfedern des Andern waren verkürzt, und eine gefällige, nicht auffallende Tracht gab allen dreien ſchon auf den erſten Blick ein menſchliches Anſehen. Mit erleichtertem Herzen reichten die Mädchen den Jünglingen den Arm, die friſche Wieſe wurde durchwandert, der Nachen im obſtreichen Poſitzwitz beſtiegen, das grünumbüſchte Krippen durchſtreift, die Höhe von Reinhardsdorf freudig erklommen, und hier ſchöpfte man Odem, ſich der köſtlichen Ausſicht erfreuend. Wie eine feſte Stadt blickten die Schrammſteine in der ſeltſamſten Geſtaltung vom jenſeitigen Elbufer herüber, und eine Welt von Bergen und Felshöhen gieng nach und nach vor den Blicken auf. Die ſächſiſche Schweiz kommt mir immer wie der Mond vor, ſagte die Dichterin; als ich in unſerm Vaterlande wie der Fiſch auf dem Sande ſchon als Kind nach Luft und Waldbergen mich ſehnte, ſah ich einmal in den

Mond durch eines der herrlichſten Himmelsgläſer auf der Sternwarte hinein, und wenn ich auf dieſen Höhen ſtehe, iſt es mir, als ſähe ich ihn wieder. Damals ſehnt' ich mich ſehr aus unſern Flächen hinaus in ein ſo ſchönes Gebirgsland, und ſucht' es nur oben im Monde. Seit ich Gebirgsgegenden bewohnt, kann ich nirgend ſonſt mehr gut aushalten. Die wirkliche Schweiz mit ihren großen Seeſpiegeln möchte dem Monde ähnlicher, als dieſe ſeyn, ſagte Helmhold, und das Schweizerheimweh der Eingebornen iſt Niemandem ein Räthſel, der jemals jene Luft eingeathmet. Es giebt, fiel der General ein, eine geiſtige Bergluft in unſerm Vaterlande, nach der ich ſchon oft auf meinen Reiſen ein Heimweh empfunden. Wem der Himmel ſeinen Himmel nicht im heimiſchen Lande beſcheert, der wird ihn weder in Italien, noch auf den Schweizermatten finden.

Man war am Eingang des gebirgten Waldes und hatte nun noch Dreiviertelſtunde bis zum Gipfel des Tſchirnſteins hinauf. Zuerſt führte ein drei und ſiebenzigjähriger Greis aus Reinhardsdorf, der rüſtig, wie ein Jüngling, fürbaß ſchritt, unſere Freunde nach dem kleinen Tſchirnſtein, von deſſen Spitze aus ſich Gießhübel im Thale, der Geiſchſtein und der hohe Rabſtein und über dem Königſtein weg Dresden höchſt anmuthig darſtellt. Lange verweilten die Reiſenden bei dieſem anziehenden Bruchſtück der Ausſicht, welche ſie auf der höchſten Spitze des Bergs in weiterm Umfang genießen ſollten. Auf ihrem Weg nach dem großen Tſchirnſtein ſahen ſie wiederum eine Menge Baſaltſtücke zerſtreut liegen. Es iſt höchſt glaubwürdig, ſagte Wilhelm, daß dieſe Gegend einſt vom Meere überſchwemmt

war, und feuerſpeiende Berge hatte. Stolpen, der groſſe Winterberg, der Rückelsberg und vor Allen der merkwürdige Heilberg ſind Baſaltfelſen, und bieten in ihren wunderbaren, räthſelhaften Erzeugniſſen dem Geognoſten ein reiches Feld zur Beobachtung dar. Die ganze Gegend iſt erfüllt von Beweiſen eines in der Geſchichte ſpurlos verſunkenen Menſchenalters, einer frühern, wunderſamen Weltgeſtaltung, einer alles umwälzenden, gewaltſamen Zerſtörung. Blicken Sie nur hier vom Felſengipfel in das unermeßliche Thal, iſt nicht Harmonie in dieſer reichen, milden Mannichfaltigkeit von Erhöhen und Gründen? Iſt nicht bei Wolkenzügen und Sonnenblicken die Gegend ein groſſer Hymnus von kühnen Gedanken durchblitzt?

Ein lauter einſtimmiger Ausruf der Bewunderung und des Jubels unterbrach Wilhelms Rede, denn man ſtand nun auf der ſüdlichen Platte des Tſchirnſteins, welche jäh in die Tiefe hinabblickt, und genoß in der herrlichſten Beleuchtung des Anblicks des reichſten und groſſartigſten Standpunktes der ganzen ſächſiſchen Schweiz. Wer zählt die Gipfel, die Dörfer und Thäler, die hier das Auge überſieht? Wie Ahnungen dämmern am fernſten Horizont Bergſpitzen hervor, ein blauer Nebelhauch, und was im Thale groß erſchien, wird hier zum bedeutſamen aber geringen Theil des groſſen Ganzen. So groß iſt der Anblick, daß man mehrerer Stunden bedarf, um ſich Rechenſchaft von den Einzelnheiten zu geben. Adolph, der Schleſier, hatte bald in einer bläulichen, halben Mondesförmigen Mündung, zwiſchen dem Roſenberg und dem Gräbet, die Schneekuppe des Rieſengebirgs entdeckt, und begrüßte, uns bekümmert um Götzinger, der ſie zum groſſen Rade noch

in der Vorrede umstempeln will, die theure heimathliche Höhe mit patriotischem Jubelruf. Alsbald glaubten die Umstehenden einen zarten Wiederhall zu vernehmen, sie prüften ihre Entdeckung näher, und wurden durch ein Echo von wunderbarer Lieblichkeit überrascht, das von so reichem Umfang und so lang anhaltend war, daß es schien, als wiederhole die ganze unermeßliche Reihe von Felsen aus der weitesten Ferne den einzelnen Ruf, der so zart und hell wiederklang, als sängen ihn Engelsstimmen nach. Bald begnügten sich unsre Pilger nicht mehr mit dem Rufen, sie zogen Waldhörner und Flöten hervor und belebten die tausend und tausend Zungen der chaotischen Felsgegend zum entzückenden Wiederklang. Niemand begriff, wie es ein Echo geben könne, wo der nächste Felsen noch über eine Stunde weit liegt, und wie dieses Echo so anmuthig und wundersam und anmuthig täusche, als ob es sich durch das ganze Halbrund der Ferne verbreite, und erst an den entferntesten Bergketten verhallte? Die Gesellschaft wurde nicht müde, den Wiederhall auf alle ersinnliche Weise zu versuchen, und bei jeder Prüfung von Neuem entzückt. Endlich riß man sich von dem anfesselnden Standpunkt los, um den westlichen Gipfel, genannt die Nakentaufe, zu betrachten. Hier lagen in der Ferne der Königstein und Liljenstein, wie zierliche Erfindungen, wie Schnitzwerke einander gegenüber. Dresden glich einem Bilde aus Duft gewoben, eine Linie von Diamant war die Elbe bei Uebigau durch ihre grünen Ufer gezogen, der Eulmberg ein Lufthauch, das Erzgebirge eine Nebelwolke. Auch hier ward das Auge nicht müde, sich auf der unermeßlichen Landcharte, von Gott gezeichnet und erleuchtet, umzu-

ſchauen, alle riefen: man müſſe hier Tage lang zubringen, und wer von den Anweſenden auf dem Winterberge geweſen, mußte geſtehen, daß die Ausſicht vom Tſchirnſtein weit großartiger, umfaſſender und mannichfaltiger ſey. Vom dritten Standpunkt, wo die Felſenplatte gegen Oſten kühn heraustritt, überſah man noch deutlicher, als von dem erſten, den Winterberg, der von hier aus klein erſcheint, und über ſein Haupt weg die Zittauer Gebirge und einen Theil von Böhmen ſehen läßt.

Ob man vor Zeiten hier Perſiſch geſprochen haben mag, und Tſchirnſtein von Schirin, dem Ausdruck für Schönheit und Herrlichkeit, herkommt? fragte eine Dame, die Hammers Ueberſetzung von Khosreus Schirin geleſen. Die meiſten in dieſer Geſellſchaft kannten die liebliche Dichtung, und man kam überein, unter ſich dieſen Berg nun nicht anders als Schirinſtein zu benennen. Ich würde den Superlativ anhängen, ſagte Helmhold, und ihn Schirinter (Herrlicher noch) heißen, wenn auf ihm ein Schirinhäuschen ſtände, wie das Winterhaus, wo man ſich erquicken könnte. Die Generalin lächelte ſchlau bei dieſen Worten und bat die Geſellſchaft, ihr zu folgen, man that es erwartungsvoll, und fand auf der Mitte der Berghöhe eine Eſelin aus Schandau, die ſittiglich abwartete, daß ſie der Eßwaaren und Geſchirre, welche ſie ungefährdet heraufgetragen, erledigt würde, unweit von da loderte ein luſtiges Feuer auf, alle Damen waren umher beſchäftigt und ſelbſt die Dichterin ſchien zu kochen, man behauptet aber, es ſey nur Phantasmagorie geweſen und eine anweſende Köchin habe das Beſte gethan. Auch eine Tafel wurde angerichtet und man aß mit unerhörtem Appetit. Rheinwein

und Tokayer und der liebenswürdigſte aller leichtſinnigen franzöſiſchen Brauſeköpfe, der Champagner, hatte wohl nie ſo gut geſchmeckt, als unſern Freunden auf des Tſchirnſteins Gipfel. Rangordnung konnte nicht Statt finden, wo es keine Sitze gab, und die Tafel nur aus Steinen beſtand, ſomit gieng es ſehr wohl an, daß Wilhelm unweit von Mathilden ſaß. Seit jenem Geſpräch auf der Carlsruhe hatten ſich beide kein Wort geſagt, doch Wilhelms Blicke waren nicht ſtumm. Mathilde wollte ſich nicht recht geſtehn, was in ihrem Innern vorgieng, ſie ſuchte ſich darüber zu beſchwichtigen, überließ ſich den großen und lieblichen Eindrücken der Ausſicht und nahm am allgemeinen Vergnügen Theil. Wilhelms Geſicht wurde zum Spiegel ihrer Heiterkeit, nicht minder fröhlich war der ganze Kreis. Nachdem man ſich erquickt, gieng es wieder auf die großen Felsplatten zurück, man ſah mit Entzücken die Wolkenſchatten über das lichtgrüne, weite Waldesthal ziehen, einzelne Städtchen und Gebäude beim Sonnenblick bald erſcheinen, bald verſchwinden, die Zauberlichter des Abends dämmern und die Umriſſe der Felſen mit kühnern Farben zeichnen. Nur mit Mühe riß man ſich los und gieng durch die Waldung den Berg hinunter, bis man auf dem Felde war, wo man einſtieg und bei raſcher Fahrt den herrlichen, waldbewachsnen Roſenberg und ſo manche Höhe, die man im großen Gemälde bewundert, nun gigantiſcher aus dem Thal hervorragen und nach und nach verſchwinden ſah. Von Reinhardsdorf führt der Weg am rieſelnden Bach durch den mondbeleuchteten Grund nach dem fruchtbaren Dorfe Krippen, das mit ſeinen ſchönen Mühlen und Häuſern faſt einem Städtchen gleicht. Die Elbe

leuchtete im Mondenglanz und winkte ohne Wellen und Sturm zur ruhigen Ueberfahrt, die herrlichen Berggeſtalten in ihrem Spiegel. Heiter kam die Geſellſchaft nach Schandau und ließ ſich im erleuchteten Brunnenſaal an der mit Blumenvaſen beſetzten Tafel Forellen und Wein ſo gut als auf dem Tſchirnſtein gefallen, die Alten wollten ſogar behaupten, es ſey hier nicht ſo poetiſch, doch um vieles beſſer und bequemer, und zuletzt mußte die Jugend ihnen Recht geben.

Da die Ermüdung des geſtrigen Tages den Ausflug in entfernte Gegenden nicht geſtattete, wählte man am andern Morgen die Oſtrau-Mühle zum Frühſtücksplatze und zur Vorleſung. Sie liegt höchſt freundlich im Kirnitzſchgrunde. Ein Pavillon, nur von Brettern, nahm unſre Freunde auf, und beim ſanften Rauſchen der Fluthen las Wilhelm die Fortſetzung von Joachimens Geſchichte.

Joachim.

Dritter Abſchnitt.

In die kühlen Felſenthale, die Auguſts Blick vom Liljenſtein aus erſpähte, zog eine unnennbare Sehnſucht den König hin. Tauſend ſüße Stimmen riefen an ſein Herz, wie bekannte Geſtalten dämmerte es vor ſeinen Blicken und winkte ihm zu. Einige Tage widerſtand er dieſem wunderbaren Drange, der ſo neu und ſeltſam in ihm reg

geworden, doch in einer ſchlafloſen Nacht, wo er zu Pillnitz am Fenſter ſtand, und im Schimmer der Morgendämmerung die Felſen ihm aus der Ferne zuwinkten, ließ er die Gräfin Coſel wecken, und um ihre Begleitung nach den Schandauer Forſten bitten, die er in ſeiner Jugend öfters beſucht hatte. Joachima ließ bald nach dieſer Einladung melden, daß ſie bereit ſey. Auguſt eilte zu ihr. Ein knappes, reichgeſticktes Jagdkleid umfloß ihren ſchlanken Leib und ein reich mit Federn umwallter Hut wiegte ſich auf dem blendenden Glanz der ſchwarzen Locken. So thronte ſie glänzend auf ihrem milchweißen, gold- und purpurgeſchirrten Roſſe mit perlengeſtickter Decke, das ſtolz und ſicher neben des Königs herrlichem Araber hinflog. Mühſam nur ſprengte das Gefolge nach, der ſchöne, ſchlanke, immer heitere, immer aufmerkſame Witzthum blieb in der Nähe ſeines hohen Freundes, nur er durfte ſein Geſpräch mit der Gräfin belauſchen, die ihn öfters zufrieden und freundlich anlächelte, gleichſam als geſtatte ſie ſeine Annäherung. Wohl hatten nie die grünen Elbufer ſo reich geprangt, als an dieſem Morgen. Wälder, Wieſen, Obſtgehege funkelten im kühlen Thau, den die Sonne durchblitzte. Freudig wieherten die Roſſe, ſchlugen die Windſpiele an, die Landleute waren ſingend auf den Feldern zerſtreut, und auf den grünen Auen die glockentönenden Heerden. Morgenlicht und Frühluft rötheten der Höflinge bleiche Wangen, ſie fühlten die Macht und Wonne des friſchen Lebenshauches. Plötzlich fielen Schüſſe, die von den Rathner Felſen wie Donner wiederhallten. Entſetzt über den Frevel des Schießens in des Königs Nähe, wollten ſchon die Jäger eilen, die Vermeſſenen zu beſtrafen, als hinter der Biegung des Gebirgs

hervor ein ſchöner Anblick ihre Aufmerkſamkeit feſſelte, und ihres Zornes Ausbruch hemmte. Ein zartes, liebliches Mädchen in der Brautkrone, mit Gold und Bändern durchflochten, kam an der Hand ihres Neuvermählten, von Aeltern, Verwandten und Freunden begleitet, ein geiſtliches Lied anſtimmend, langſam hinter dem Felſen hervor. Der ganze Zug im feſtlichen Staat, geleitete das junge Paar nach Rathen, wohin die junge Frau, die in Königſtein getraut war, von ihrem Manne heimgeführt wurde. Freudenſchüſſe, Muſik von Blasinſtrumenten und fromme Lieder verkündeten der Gegend die Feier des glücklichen Paares. Beſcheiden grüßend, ohne ihren Geſang zu unterbrechen, zogen die Landleute vorüber. Als das Lied geſungen war, ließen ſich die fröhlichen Salven wieder hören. Es klang herrlich, wie die Stimme des Geſchützes im Schoos der Felſen und Fluthen allmählich verhallte. Ein Dämmern wehmüthigen Nachdenkens flog über des Königs ſchönes Angeſicht, als die Felſen von kriegeriſchem Ton wiederhallten; er winkte Vitzthum näher und ſagte: wunderbar wird doch Alles durch ſeine jedesmalige Bedeutung verändert, der Todesruf des Schießgewehrs wird bei dieſem Feſt zum Herold der Freude, ein rüſtiger Burſch führt ſein Mädchen heim, drum muß hier die ganze ungeheure Kathedrale von Felſenmaſſen wiederhallen, als ſey die Welt in Aufruhr gerathen! Vitzthums Lächeln bei dieſen Worten ermuthigte Joachimen zur Neckerei, die Braut war ſchön, rief ſie aus, nichts iſt zierlicher als die Taubenflügel der ſächſiſchen Häubchen, aus denen die roſigen Geſichtchen ſo artig hervorleuchten; mich wundert ſehr, daß Ew. Majeſtät über die Braut nicht alles Uebrige vergeſſen! Sie erſchrak, als ſie

dieß gesagt, denn ernster sah sie des Königs Züge sich umwölken. Er hielt sein Roß an und nahm seine Schreibtafel hervor. Nach kurzem Suchen wählte er eine Anweisung von einigen hundert Thalern, reichte sie Vitzthum und bat ihn, sie dem Brautpaar zu überreichen. Sie sollen dem König und seiner liebsten Freundin nicht umsonst begegnet seyn, setzte er freundlich hinzu. — Die Glücklichen! rief er seufzend, als Vitzthum schnell sein Roß wendete, den Befehl zu vollziehen. Die Glücklichen! seufzte, kaum vernehmbar, Joachima ihm nach. Der König blieb trübe, so sehr sich auch der schnell wiederkehrende Vitzthum bemühte, ihn durch die Beschreibung des dankbaren Entzückens der Landleute zu erheitern und ihn bat, zu vergönnen, daß ihm das Brautpaar selbst danken dürfe, was sie inständigst erflehten. August lehnte dieß ab und ritt schweigend die Elbufer entlang; nach einer Stunde sah man Schandau mit seinem goldnen Thurmknopf und weinumrankten Hütten an den blaudämmernden Winterberg angelehnt, aus seinem Wiesengrünen Kranz malerisch hervorschauen. Immer heitrer that sich in Schandau's Nähe das Elbthal auf. Ernst und ehrerbietig, ohne Zudringlichkeit, begrüßten die Bewohner dieser triebsamen Gegend, von den Steinbrüchen und Schiffbauten den Monarchen, der in milder Hoheit, mit seinen großen blauen, stralenden Augen jeden Gruß mit freundlicher Huld erwiederte. Nur keine Freudenbezeigungen, keine Anstalten heute, rief er Vitzthum zu, der König ist nicht hier, nur August will in diesen grünen Felsthälern heiter werden. Geh, Vitzthum, sende die Jagd hinüber nach Reinhardsdorf, ich will mit der Gräfin und Dir die Kirnitsch entlang, nach dem kleinen

Winterberg reiten, wo Churfürſt Auguſt den weißen Hirſch erlegt. Nur kein Gefolge, voran mag der Koch die Tafel beſtellen. Wollen Ew. Majeſtät, ſprach Vitzthum, nicht eine ſeltſame Naturmerkwürdigkeit, den Felſen, ſehen, deſſen Höhlung im dreißigjährigen Kriege viel hundert Dorfbewohnern mit ihren Heerden gegen den Feind zur Zuflucht diente? Ich erinnere mich, ihn geſehen zu haben, ſprach Auguſt, man nennt ihn den Kuhſtall, es iſt eine gewaltige Kluft und Höhle im wildeſten, faſt unzugänglichen Dickicht, von einem ſchönen Thale begrenzt, durch welches die Kirnitſch rauſcht, mögen wir heut einmal dorthin unſern Ritt lenken! Das Gefolge hatte ſich zerſtreut, der König ſprengte ſchweigend mit der Gräfin und Vitzthum weiter, wohlgefällig verweilte ſein Blick auf den waldbekleideten Felsmaſſen des Wieſenthales, auf der klaren, rauſchenden Fluth. Fleißig trieb die Oſtraumühle ihre Räder im kühlen Waldesſchatten, und von Roſen und Weinlaub umrankt, blickte ihr gegenüber das Forſthäuschen aus ſeiner duftenden Gartenumzäunung. Die Anmuth, der ſüße Frieden dieſes Thales drangen in das ſturmbewegte Herz der ſtolzen Joachima und umfiengen des Königs hohes Gemüth mit allem Zauber ſüßer, träumeriſcher Wehmuth. So ritten ſie weiter bis zum Waſſerfall, der ſich mit Getös durch die gewölbte Felskluft ſtürzt. Ueberraſcht hielt Auguſt ſein Pferd an, die Gräfin ſchwang ſich leicht und anmuthig vom weißen Roß herab, legte ihm den perlengeſtickten Zügel über den Hals, und gab ihm mit einem ſanften Schlage ein Zeichen der Freiheit, der König und Vitzthum folgten ihrem Beiſpiele, und da die tiefe Einſamkeit des Thales keine Störung fürchten ließ, wählte die Gräfin eine be-

mooste Felsbank am Waſſerfall zum Ruheſitz, Auguſt und Vitzthum ließen ſich auf den Raſen zu ihren Füßen nieder. Wohlgemuth weideten die Roſſe im hohen Klee. Still horchte Auguſt dem gewaltigen Rauſchen des ſchäumenden Waſſerfalls, den die Mittagſonne zum Regenbogen verklärte. Die ſchlanke Steinbrech, aus den Felsritzen emporſchwebend, ließ überall am Geſtein ihre zarten, weißen Fahnen wehn, lieblich thronend über dem reichen, glänzenden Laub. Die Gräfin bewunderte die Zierlichkeit der holden Tochter des Felſens und ihr blendendes Weiß, ſie hatte dieſe Blume noch nie geſehn. Ach, rief Auguſt, dieſe ſtolze, hohe, zarte Blüthe ruft meiner Erinnerung eine andere zurück, die der Sturm der Leidenſchaft geknickt, doch nicht entweiht. O, meine Freundin, ich bin unausſprechlich ſelig geweſen, es gab eine Zeit, wo ich vor Entzücken weinte, wo mir mein Leid die höchſte Wonne bot, wie ich ſie nie wieder im Taumel aller irdiſchen Glückſeligkeit genoſſen! Joachima erſchrack heftig bei dieſen Worten, befremdet ſah ſie den König an. Laſſen Sie mich, ſprach Auguſt ſanft, heut, am Todestage der reinſten und liebreizendſten Frau, in dieſer Stunde, wo mich eine Seligkeit der Schmerzen umfängt, die ich ſchon für mich verſchwunden glaubte, Ihnen ſagen, was ich gelitten, und was das geliebteſte Weſen um mich leiden mußte! Ich bin einmal geliebt worden — einmal! — ich habe einmal geliebt — einmal! — Ja, ich fühl' es in dieſer Stunde, ich hätte in Spanien ſterben ſollen, denn das ganze Leben iſt arm, nur in Ihr war Reichthum, Liebe, Wonne und Herrlichkeit!

Joachima war auf das heftigſte erſchüttert. Nie hatte ſie den König ſo geſehn. Er glühte, ſeine Augen

glänzten von überirdiſchem Feuer, Thränen ſanken auf ſeine Wangen nieder, ſein Herz ſchlug laut, er bebte und wechſelte die Farbe, und drückte ſeine Hände gefalten auf die Bruſt. Mit ihrem mildeſten Blick ſchaute ſie, wie ſchüchtern fragend, auf ihn hin, eine ihr ſelbſt unbegreifliche Rührung zuckte durch ihre Bruſt. Sprechen Sie, mein edler Freund! ſagte ſie mit dem ſanfteſten, liebkoſendſten Ton. Auguſt ſeufzte tief, und, zum Himmel blickend, begann er ſeine Erzählung.

Als mich das unſeligſte Mißverſtändniß aus Sachſen entfernt, und ich unter dem Vorwand, auf Reiſen zu gehn, nur meinem Gram zu entfliehen ſtrebte, wendete ich mich, von meinem Jugendfreund hier begleitet, nachdem ich Holland und Frankreich geſehn, nach Spanien, angezogen vom Ruf der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Spanierinnen und des edlen Geiſtes, der dies ſtolze, tapfre und geſangreiche Volk beſeelt. Unerkannt gelangten wir nach Madrid, als eben der Hof einem Stiergefecht zuſchaute. Wir drängten uns durch die Menge und gelangten bis zu den Schranken, wo ich eine Weile müßig ſtehen blieb. Bald drängte es mich, meine Kraft mit der dieſer raſenden Thiere zu meſſen. Ein ungeheurer Stier, den man losgelaſſen, war im Begriff, den wackern Streiter, der ihn vergeblich zu beſiegen ſtrebte, in die Höhe zu ſchleudern, als ich mich über die Schranken ſchwang, auf das wüthende Unthier ſchnell und ſicher hinzuſtürzte und mit gezücktem Schwerdt aus voller Kraft einen ſo gewaltigen Streich auf des Stieres Nacken führte, daß er zuckend und brüllend, unter mir hingeſunken, in ſeinem Blute den letzten Odem verhauchte.

Dieſe That eines Fremdlings ärndtete den rauſchenden Beifall eines Volkes, das, wie die alten Römer, die Lebensverachtung über alles ſchätzt. Ein Jubelruf erfüllte die Luft, Blumen und Kränze flogen von den Balkonen zu meinen Füßen nieder, und ſelbſt der König ſandte einen Offizier hinunter, ſich nach meinem Namen zu erkundigen. Ich hatte nicht Zeit, zu antworten, denn eine Lilje, die zu mir hinabgeflogen kam, mahnte mich durch Duft und Glanz, mein Auge dahin zu wenden, wo ich die Hand entdecken könnte, die ſie mir geſpendet. Ich ſahe nur eine ſchlanke, jungfräuliche Geſtalt, ſie hatte das Geſicht abgewendet, ihr blendender Nacken war ſichtbar, des Hauptes zarter Umriß umwand maleriſch ein Geflecht goldnen Haares, deſſen Glanz die Sonne beſchämte. Kaum hatte ich dies reizende Weſen entdeckt, als ein neues Unthier auf dem Kampfplatz erſchien; die Hoffnung, durch einen neuen Sieg ihren Beifall zu erringen, vielleicht ihr Antlitz zu ſchauen, feuerte mich zu neuem Kampf an, mein Leben war diesmal in Gefahr, alles hielt den Odem an, doch nach langem Kampf erlag mein Feind und der Jubel des Volks war ungemeſſen. Wiederum ſchaut' ich auf nach der Tribune, wo die Lilje herabgeflogen, die ſüße Geſtalt war verſchwunden, und nichts mehr wär mir der Beifall der Menge. Von Neuem nahte ſich der königliche Offizier, mich nach meinem Namen zu fragen, ich nannte mich, und bat um die Gunſt, dem König noch heut' aufwarten zu dürfen, die Hoffnung, dort etwas von der Unbekannten zu erfahren, trieb mich an. Ehrerbietig neigte ſich der Bote, ich aber begab mich mit Witzthum nach dem Hotel in der Calle mayor, wo wir abgeſtiegen waren, zurück, um

mich umzukleiden, dort empfing ich eine Einladung von der jungen, edeln, ſpaniſchen Königin. Eine ſtille Ahnung verhieß mir, ich werde dort meine Unbekannte wiederſehn, ich barg die Lilje, den holdeſten Kampfpreis, den je der Muth eines Sterblichen errungen, an meinem Herzen, nur ihr Duft verrieth ihr Leben! Mit beflügelter Eil ging ich zur Königin, die mich, von allen ihren Damen umgeben, unter einem Thronhimmel ſtehend, gütig empfing. Ihre unbeſchreibliche Huld, die Anmuth der italieniſchen Sprache, die von ihren Lippen, wie ein Strom durch Blumen, melodiſch rauſchte, entzückte mich. Sie pries meinen Muth, und ſagte mir, ſchon an der hohen Geſtalt und dem braunen Haar habe ſie mich für einen Deutſchen erkannt. Ich war ſo bezaubert von der hinreißenden Freundlichkeit der Königin, daß ich auf ihre Umgebungen nicht mehr aufmerkſam war, als das Gefunkel eines Brilliantſchmucks von ſeltener Schönheit mein Auge traf, ich unwillkührlich meinen Blick dahin richtete, und ſogleich an dem reinen Gold des zierlichſten Geflechts meine Unbekannte zu unterſcheiden glaubte. Nur die ſchneeweiße Stirn konnt' ich ſehen, die über die andern Frauen hervorragte, wie früherhin beim Kampf hielt ſich die Liebliche gefliſſentlich verborgen. Meine Blicke verfolgten alle Bewegungen der Grauſamen, lange blieb ich in Ungewißheit, doch die Königin ſtand auf, die Damen vertheilten ſich, wie Gewölk vor der Sonne, denn nun ſah ich ſie, die Herrliche — o, Gott! mit ihr iſt die Schönheit von der Erde geſchieden, nie ſeh' ich ſolch einen Engel wieder!

Den zartgebauteſten Körper, hoch und herrlich geſtaltet, das zierlichſte Ebenmaaß der Glieder umfing ein ſchim-

mernder Goldſtoff mit Perlen ganz überſäet, das ſchöne Haar war auf dem Scheitel aufgeknüpft, anmuthig und bebend, wie Stralen, umwaliten leichtgeſchlängelte Locken Stirn und Schläfe, und ließen den blendenden Nacken frei. Eine Lilje duftete an der ſittſam verhüllten Bruſt; das Füßchen war ein Wunder von Zierlichkeit. Die großen, braunen Augen leuchteten unter ſanftgebognen Augenbraunen und langen Wimpern über die zarten Wangen hin, die nur ein Roſenhauch, wie ein himmliſcher Wiederſchein beſtrahlte. Das Mündchen war kindlich voll und jungfräulich knospend, als hätte nie ein Kuß es berührt. Alle die holden Züge in Einklang, voll himmliſchem Ausdruck, Geiſt und Lieblichkeit, alle Bewegungen von Huld und ſittſamer Anmuth begleitet.

Meine Beſinnung ſchwand, als ich dieß Wunder von Schönheit erblickte, alles um ſie her ſchien nur geſchaffen, ihren himmliſchen Reiz zu erheben, ſie aber thronte in unbewußter Herrlichkeit. Ich konnte mich nicht enthalten, nach dem Namen dieſes Fräuleins leiſe auf Deutſch zu fragen. Fräulein? erwiederte die Königin lächelnd — Ach! wohl Mancher wünſcht, ſie möchte noch wählen dürfen! Die Uebereinkunft der Familien hat bereits über ihr Schickſal entſchieden. Seit einem Jahre iſt ſie dem Marques Manzera durch Vollmacht vermählt, den wichtige Angelegenheiten noch in Amerika feſſeln. Ihr Gemahl betet ſie an; leſen Sie dies Blatt, Prinz, und erfahren Sie, wie ein Spanier liebt!

Mit dieſen Worten reichte mir die Königin einen Brief, den ſie vom Tiſch genommen hatte, er war an

die Mutter des Marques überſchrieben, und ich blickte bebend auf die ſchöngebildeten Schriftzüge einer Hand, die das Schickſal an Ludovika's Hand geknüpft. — Glücklich? ſchrieb Manzera, glücklich nennen Sie mich, meine theure Mutter, ach! zu groß würde mein Glück ſeyn, wenn ich es nicht auch als Schmerz empfände! Doch meine Marter iſt auch meine Luſt! Lächeln Sie nicht, verehrte Mutter, ſehn Sie nur meinen Engel an, in Ihr ſind alle Räthſel meines Daſeyns enthalten, und in Ihr ſind ſie alle gelöſet! Die Gluth, mit der ich Sie anbete, verzehrt mich, es iſt zuviel, ſterblich zu ſeyn, und Sie beſitzen, es iſt zu kühn, von Ihr Liebe zu verlangen, und doch muß ich vergehn, wenn Sie nicht bis in Ihren innerſten Gedanken *mein* wird, wenn Sie nicht um mich ſtirbt, wie ich um ſie! Mit unruhvollem Herzen, von dem die ſturmbewegte See nur ein ſchwaches Bild iſt, nah ich Spanien — Ludoviken — o, lieber untergehn in dieſen Wogen, als ſie kalt, ſie treulos finden! — Ich werde Sie wiederſehn — Sie kennt mich noch kaum — hat mich nur flüchtig geſprochen — Theure Mutter — ich müßte mich ſelbſt haſſen, wenn ich Sie mit Zuverſicht *mein* nennen wollte, eh' ich Ihrer Liebe gewiß wäre! Ihr nahe nur ſchüchterne Ehrfurcht, nur brüderliche Zärtlichkeit — Sie iſt ein Heiligthum, durch deſſen Anblick ſelbſt die glühendſte Leidenſchaft ſich veredeln muß. O, warum iſt ſie ſchon an mich gefeſſelt — wie ſelig wäre es, Sie von ſich ſelbſt als freies Geſchenk zu empfangen! Wird Sie nicht glauben, Sie *müſſe* mich lieben? Hat dieſe Handlung des Gehorſams, da Sie dem Entfernten ſich, auf Bitte der Aeltern, vertraute, nicht Ihre Liebe im Keim erſtickt? Wie quälen

mich dieſe Zweifel — wie bange ich der Stunde entgegen, die ſie löſen ſoll!

Hier ſchloß der Brief. Erſchüttert reicht' ich ihn der Königin zurück. Iſt Manzera ſchön? ſtammelte ich, iſt ſein Weſen einnehmend? Ja, rief die Königin, er trägt ein edles Gepräge ſeiner ſpaniſchen Abkunft. Er iſt ein hoher, ſtolzer, männlicher Mann, voll Pracht, Würde und Anſtand in ſeiner Erſcheinung, voll Ernſt und Milde. Ludovika wird ſehr glücklich ſeyn! — Die Ankunft einer Fremden unterbrach dies Geſpräch Ich überließ mich nun meinen Träumen, — die Nachricht, welche ich über das Geſchick der Geliebten empfangen, nährte meine Hoffnung — konnte der Entfernte nicht noch lange abweſend ſeyn? — das Bündniß, das Convenienz geknüpft, doch nicht vollzogen war, nicht gelöſet werden? Ohne Rückhalt überließ ich mich der Wonne, die heitere Unſchuld ihres kindlichen Blicks und Weſens zu betrachten, ich ſah ihr Auge oft auf mir verweilen, ſah ſie ſchnell den Blick wieder ſenken, und Erbleichen und Erröthen auf ihrem Angeſicht wechſeln. — Ich mußte fort — denn die Stunde ſchlug, wo die Königin ihren Cirkel zu entlaſſen pflegte; vielleicht verſchwand die Holde mir nun auf immerdar! Dieſer Gedanke ließ mich in die Zukunft, wie in eine dunkle Kluft hinab, blicken, und mir ſchauderte vor der Einſamkeit, vor der Leere des Lebens, das ohne ihre Liebe dahin ſchleichen ſollte. —

Ich weiß nicht, wie es mir gelang, mich von dem Ort loszureißen, wo Sie weilte, nicht, was ich der Königin ſagte — ich flüchtete mit dem ſtrahlenden Bild der erſten Liebe in die Einſamkeit, hier träumte ich,

kein unkenſcher Gedanke trübte mir die reine Wonne des Anſchauens der Schönheit.

Laſſen Sie mich übergehen, durch welche Mittel es meiner unermüdlichen Sorge gelang, Ludovika einen Brief von mir zu überſenden. Was vermögen Mönche und Duegnen nicht, wenn ſie etwas unternehmen? Bruder Stefano, ein Italiener, den ich für mich gewonnen hatte, ſtand oft muthlos von unſerm Wageſtück ab, und wollte ſich losſagen, Ludovika war kindlich, unſchuldig, unerfahren, aber felſenfeſt in dem Entſchluß, mir ihre aufkeimende Neigung nie zu geſtehen, und mich auf ewig zu meiden. Mehr, als meine Geſchenke, vermochte meine Verzweiflung über die Seelen meiner Verbündeten. Lora, die ſtäte Gefährtin der holden Ludovika, hatte beobachtet, daß ich Eindruck auf ſie gemacht, und ſtets war ſie darauf bedacht, die Gewalt dieſes Eindrucks zu verſtärken, indem ſie nicht aufhörte, von mir zu ſprechen. Anfangs fragte ſie immer die Duegna, welche ihr Wunder von mir mit ſpaniſcher Uebertreibung berichtete: Haſt du mir nichts vom ſchönen Fremdling zu erzählen? — dieſen Namen hatten mir die Spanierinnen gegeben, — ſpäterhin, zu ſpät für ſie und mich, verbot ſie Lora, von mir zu ſprechen, allein vergebens.

Ludovika hatte dem Marques nur aus kindlichem Gehorſam ihre Hand gereicht, ſie hatte in glücklicher Unbefangenheit gelebt, freundlich gehegt von ſeiner innigen Sorgfalt, ſeiner zarten Liebe, ſeit ſie mich geſehn, ſeit meine unverkennbare Leidenſchaft ſich ihr in Worten und Blicken verrathen, war es anders, doch ſie ſtrebte nicht, mich nicht zu lieben, ſondern bloß, daß ich es nie erfahren ſollte.

Meine unabläſſigen Bemühungen um ſie beſiegten zuletzt ihre Standhaftigkeit, ich war wie ihr Schatten an ihre Schritte gebannt, und wußte durch eine Menge Erfindungen die Wachſamkeit Manzera's und der Herzogin von Fernandino, ihrer Mutter, zu täuſchen, welchen mein im Anfange ſo unvorſichtiges Benehmen mich verrathen hatte. Lora entflammte meine Hoffnungen durch die Schilderung von Ludovika's ſtillen Leiden, das friſche Roth ihrer blühenden Jugend war von ihren Wangen gewichen, ſie ſuchte die Einſamkeit, oft überraſchte man ſie in Thränen, ſie wünſchte den Tod, und ſuchte vergebens am Altare im Gebet eine Zuflucht für ihren Kummer. Wäre Ludovika anders umgeben geweſen, ſo mußte ſie in dieſem Kampfe Siegerin bleiben, ihre Unſchuld und Tugend hätten mich zu mir ſelbſt zurückgeführt, ich wäre verſchwunden, Ludovika würde den Lohn ihrer Leiden in ſich ſelbſt gefunden haben, doch Lora, die unerſättlich gierig nach Geſchenken und für mich ſehr eingenommen war, riß durch ihre anhaltenden Bemühungen immer wieder ein, was Einſamkeit, Gebet, Reue und Pflichtgefühl in Ludovika befeſtigt hatten, und was die Bewunderung ihrer Tugend und Engelsreinheit auch in mir wirkte. Meine Liebe, meine Verzweiflung wurden ſtets der Gegenſtand der Geſpräche Lora's mit meiner Geliebten, ſelbſt die Einſamkeit, in welche ſie ſich vergrub, um mir nicht am Hofe zu begegnen, wurde meine Fürſprecherin. Sie ließ ſich bewegen, meine Briefe zu leſen, die ſie mir ſonſt unerbrochen zurückgeſchickt, und endlich, endlich beantwortete ſie einen Brief, in welchem ich ſie erflehte, mir durch ein Wort der Milde das Leben ertragen zu helfen, hier ſind dieſe holden Worte.

Auguſt zog aus ſeinem Buſen eine kleine goldne Schreibtafel, darin unter einem Criſtall eine blonde Locke bei aufgetrockneten Blumen und einigen beſchriebenen Blättern lag. Seine Thränen fielen auf das Blatt, welches er herausnahm, er konnte vor Wehmuth nicht ſprechen. Joachima wagte kaum zu athmen. Oft hatte ſie es tief empfunden, daß Auguſt ſie nie geliebt, doch nie ſo klar als in dieſer Stunde. Sie fühlte ſich unheilbar verwundet. Das Rauſchen der Fluthen, das Säuſeln im Laube, die lieblichen Stimmen des Waldes umfiengen ſie ſchmerzlich betäubend, ſie fragte ſich, warum ſie jemals habe leben müſſen? Auguſt, der für ſie jetzt keine Augen hatte, entfaltete das Blatt und las:

„Auch ich will gern nun ſterben, nachdem meine bebende Hand Ihren letzten Wunſch erfüllt, möchte ich meine Seele in den Worten aushauchen, die ich an Sie richte, möchte ſich Seele und Leben mit meiner Liebe himmelan ſchwingen, noch ungetrübt vom Hauch der Schuld! Ich bin ſo ſtrafbar, ſo gottvergeſſen, daß ich nichts denke, als an Sie, nichts einathme, als den wunderbaren Zauberhauch, mit dem Ihre Liebe dieſes einſt ſo dürftige Leben beſeelt. Wäre ich ein Landmädchen aus unſern Gebirgen, ſchwarzgebrannt von unſrer heißen Sonne, unbemerkt von Ihnen, ich wollte Ihr Schatten ſeyn und wie das braune Veilchen ſterben, ohne daß Sie um mich gewußt; hätte ich die Kraft gehabt, Ihnen meine Empfindungen ganz zu verhehlen, ich würde in ein Kloſter flüchten und Gott mit mir zu verſöhnen ſuchen, — doch jetzt! — O, allmächtiger Gott! ich habe Manzera Treue geſchworen und geſtehe einem Andern, daß ich ihn liebe! Meine Gedanken, jeder Herzſchlag kränkt die

Ehre des edelsten Mannes, die zarteste und glühendste Liebe, ich kann sie nicht erwiedern, doch ehren sollte ich sie! Diese Worte, diese Geständnisse, die Ihre Verzweiflung mir abzwingt, sind Verbrechen, ich weiß es, drum lassen Sie dieses erste Vergehen mein letztes seyn, verlassen Sie Madrid, Ihre Entfernung wird vieles wieder gut machen. Ich werde ruhiger leben, gottergebener sterben, auch Sie werden Ludovika vergessen. — Vergessen? — kann Liebe vergessen? — nein, dazu war unsere Liebe zu schön! Mögen Sie nie vergessen, wie theuer Sie mir sind, doch machen Sie meinen Schmerz nicht strafbarer, als er schon ist, wer wäre nicht gleich zur Wahl entschlossen zwischen einem reinen Schmerze und unreinen Glücke? Lassen Sie mich still auslöschen in Reuethränen, und meine strafbare Liebe durch die strengste Entsagung adeln. In Gottes Schutz befehle ich Sie! Ludovika."

Welche bittersüße Thränen weinte ich auf dieses liebliche Zeugniß der schönsten Empfindung hin! Ja, durchdrungen von Anbetung und Verwunderung, durch Ludovika's Tugend über mich selbst erhoben, wollt ich fliehen, — gleichviel wohin. Krieg, Schlacht, der Tod im Gewühl, das war mein brennender Wunsch, stürmisch rief ich nach Leuten, befahl die Abreise in einer Stunde, denn eben sank ich bleich und bewußtlos in Wittthums Arme. Lora, die mir den Brief gebracht, war noch immer zugegen, der Anblick meiner Verzweiflung, und vielleicht auch die Aussicht auf das nahe Versiegen der Geldquellen aus meiner Hand brachte ihr ganzes Gemüth in Bewegung, sie weinte und rief: Wäre ich Ludovika, ich müßte Sie sehen, und sollte ich diese Seligkeit die Stunde darauf mit meinem Leben

zahlen! Dieſe Worte erweckten wie durch einen Zauberſchlag meine ſtrafbaren Wünſche aufs Neue, o, hätten ſie ewig geſchlummert! So laß ſie mich denn ſehen, Lora, rief ich, und nimm alles, was ich jetzt beſitze, zum Lohn, ſage, ich wolle ſogleich Spanien verlaſſen, nur Abſchied von Ihr nehmen, ſelbſt dem Verbrecher wird vor dem Tode noch ein Glück gegönnt, um das er bittet, warum nicht mir? Kann dieſe Unterredung ihre Reinheit entheiligen? Sie ſollen Sie ſehen, rief Lora entſchloſſen, ſeyn Sie dieſe Nacht an der Gartenpforte, Schlag Mitternacht erwarte ich Sie dort, was mir auch geſchehen möge, Gott helfe mir, ich kann Ludovika und Sie nicht hoffnungslos leiden ſehn!

Schon Lora's Verſprechen erweckte meine glühendſte Dankbarkeit, ich überſchüttete ſie mit Geſchenken, ich nannte ſie meine Retterin, meinen Schutzengel, faſt wär ich ihr zu Füßen hingeſunken. Tief gerührt verließ ſie mich, und die langſamen Stunden wichen eine nach der andern hin, bis Mitternacht nahte. Eingedenk, daß wir in Spanien ſeyen, reichte mir Vitzthum Waffen, er ſelbſt ſteckte zwey Piſtolen in den Gürtel und nahm den Degen mit. Niemand durfte ahnen, wohin wir giengen, die tiefſte Dunkelheit umfieng uns. Was vorgieng, weiß ich nicht, ich taumelte beſinnungslos an Vitzthums, an Lora's Hand, bis ich zu Ludovika's Füßen lag, ihre Hände mit Thränen überſtrömend, ſie ſelbſt lehnte wie entſeelt in Lora's Armen. Tiefe Stille umgab uns, eine Lampe goß bleiche Schimmer über das ſüße Engelsantlitz meiner Geliebten, ihre Augen waren geſchloſſen, die Lippen blaß, das goldne Haar ſtrömte auf ihr weißes Nachtgewand nieder, ſie war zu ſchön für dieſe Erde, zu himmliſch für jeden unheiligen Gedanken. Mein

ſüßer, ſüßer Engel, meine Seligkeit, mein Alles dieſſeits und jenſeits, mein Leben, mein Herz! ſolche Worte rief ich ihr zu, ich ſah die Zeugen dieſer Stunde, meinen Freund und Lora weinen, indeß Ludovika noch immer in der leuchtendſten Verklärung der Liebe und des Leides an Lora's Bruſt mit geſchloſſenen Augen lag. Meine Worte, mein Flehen, riefen ſie zurück in das Leben. Auguſt, ſagte ſie mit matten, holden Tönen, die ganz Melodie waren, Auguſt, wiederholte ſie, was haben wir gethan! Dieſe Abſchiedsſtunde iſt ein Vergehen, möge Gott es vergeben, gehn Sie nun, nehmen Sie mein Leben mit ſich, es bleibt nicht bei mir, es wohnt in Ihnen! Ja, ich hatte noch nichts als Sie geliebt, ich werde Sie liebend ſterben, leben Sie wohl! In ſtummer Verzweiflung lag ich noch immer zu ihren Füßen, ich hoffte hier mein Leben auszuathmen, ich ſchwieg, nur meine Thränen, meine Seufzer ſprachen für mich, noch einmal erblaßte Ludovika, noch einmal wollte ſie, wie entſeelt, in Lora's Arme ſinken, doch ich eilte, ſie an mein Herz zu ſchließen, ich hielt ſie umfangen in namenloſer Seligkeit, ruhig über alles, was noch geſchehen könnte, entſchloſſen, nur für ſie zu leben oder zu vergehen. Ein fernes Geräuſch erſchreckte Lora, Witzthum mit ſich nehmend, ließ ſie uns allein, um für unſre Sicherheit zu ſorgen. Kaum bemerkte ich es, daß wir ohne Zeugen waren, die Welt hätte um uns Beide vergehen können. Die Süßigkeit des Beiſammenſeyns, die Stille der Nacht, das Flöten der Nachtigall im Walde, das Duften der Blüthen vor den Fenſtern, alles umfieng mein Herz mit niegeahnter Wonne, ich ließ Ludovika, die ſich nach und nach erholte, auf eine Ottomanne nieder, ſetzte mich auf den Teppich vor ihr hin, drückte ihre Hände an

mein Herz und blickte mit ſtiller, reiner Wonne in ihr lichtes Auge hinein, Seele um Seele in Blicken tauſchend. Nie hat mir aller Welt Genuß die reine Wonne dieſer Stunde zurückgegeben! Mein! Dein! nur ſolche Worte flogen mit unſern Seufzern von unſern Lippen, Ludovika's Haupt lehnte an meiner Bruſt. — Ach! welcher Erdenglanz reicht an den Glanz ihrer goldnen, ſüßduftenden Locken, mit denen ich in wonniger Trunkenheit ſpielte? Welcher Stern ſtralt, wie ihre liebevollen Blicke, welche Roſe, wie ihre glühende Wange? — Nach und nach fanden wir Worte, ich ſagte ihr alles, was ich um ſie gelitten, Ludovika fand Sprache, mir ihre Kämpfe, ihre Thränen zu nennen, ich ſchwor den heiligſten Eid, ihr Vertrauen nicht zu entweihen, über mich ſelbſt zu wachen, Manzera's Liebe zu dieſem Engel heiligte ſie in meinen Augen ſo ſehr als ihre Unſchuld, ihre kindliche Hingebung, und von meinen Lippen flog der Schwur, nie Manzeras Ehre zu kränken, ſelbſt durch Gedanken nicht ihre unſträfliche Reinheit zu verletzen, durch die höchſte Zartheit den Adel meiner Liebe zu bewähren. Ludovika beruhigte ſich bei dieſem Schwur, ſie fand ſich und mich weniger ſtrafbar, ſie willigte ein, mich wieder zu ſehen. Wie unausſprechlich ſelig war mein Glück! Nur zu ſchnell waren die erſten Stunden dieſer Nacht entflogen, wir ſtanden am Fenſter Hand in Hand, der Morgenſtern funkelte über den Myrthenwald, die Vögel ſangen, ein lichter Streif in Oſten verkündete den nahen Aufgang der Sonne, es ſchlug drei! — Wir mußten uns trennen, lange ruhten meine glühenden Lippen auf der weißen, zarten Hand der Geliebten, ſtumm, mit Thränen nahmen wir Abſchied, morgen ſollte ich ſie wiederſehen!

Donna Lora geleitete mich und Vitzthum durch den Garten, ich zog einen ſtralenden Ring von hohem Werthe ab, und ſchmückte damit die hülfreiche Hand, die mich zu meinem Glück geleitet, mein Leben weihte ich in tauſend Schwüren, in der ſeligſten Entzückung, der Tugend, der Liebe, allem Guten und Großen; dieſes noch eben nur ſo dunkle, ſo verworrene Leben hatte nun Geſtalt, Klarheit, Zweck, Harmonie gewonnen! Das Herrlichſte wollte ich vollbringen, mein Ruhm ſollte in ihr Herz leuchten, war ſie doch die reine Sonne meines Daſeyns!

Ich ſah ſie wieder, o unvergeßliche, himmliſche Stunden! o reines Glück einer zarten, keuſchen Liebe! Ludovika war mir die liebevollſte Schweſter, die ſüßeſte Freundin, ſo fern, wie die Sterne am Himmel ſtehen, war ſie über jedes irdiſche Verlangen erhaben, vielmal ſagte ſie mir: Meine Seele iſt Dein! Ein Blick ihres ſüßen Auges durchzuckte mich mit einer Luſt, die mir ſeitdem nichts auf Erden gewähren konnte. Sie reichte mir in einer mondhellen Nacht dieſe Blumen und dieſe Locken, ſie neigte ihr zartes Haupt an mein hochſchlagendes Herz und flehte mich an, ſie nun recht lange nicht wieder zu ſehen, Spanien zu verlaſſen und eine thätige Laufbahn zu wählen. Ihr Wille war Gebot, ich betheuerte Erfüllung, und wollte ſie nur noch in der folgenden Nacht ſehen, um das ſüße Weh der Abſchiedsſtunde in vollen Zügen einzuſchlürfen. Nur mühſam geſtattete ſie noch eine Zuſammenkunft, und wunderbar war es, daß ſie ſich in jener Nacht gar nicht entſchließen konnte, mich fortzulaſſen, bei Lora's wiederholten Ermahnungen, daß der Morgen dämmere, zerfloß ſie in Thränen, ſie drückte meine Hand an ihr Herz und beſchwor mich zu bleiben,

ſie ſprach ahnungsvolle Worte, von Tod und Trennung, ein kalter Schauer ergoß ſich durch meine Adern, auch mir war, als müßt' ich zu ihren Füßen ſterben — o, Joachima! ich kann nicht weiter erzählen, laſſen Sie ſich von dem mitleidsvollen Zeugen meiner Leiden, von meinem Freund das Uebrige mittheilen, ich habe ſchon zu viel geſagt, alle Schrecken jener Stunden faſſen mich wieder! Auguſt ſchwieg, und wendete ſein Antlitz ab, ſein Freund nahm das Wort, und ſprach mit unverhehlter Rührung:

Es gelang mir, Auguſt hinweg zu führen, ſein Zuſtand in jener verhängnißvollen Nacht war unbeſchreiblich, er drückte Ludovika's Locke an ſeine Lippen, und benetzte mit Thränen das theure Pfand der Zärtlichkeit der liebevollſten und reinſten Frau. Eine unerklärbare, dumpfe Angſt hielt ihn wach, er befahl, ſeine Zimmer hell zu erleuchten, ſeufzte und rang die Hände, wie wenn einer hoffnungslos nach Rettung ſchmachtet. Ich wagte nicht, ihn anzureden, auch ſchien er kaum um meine Gegenwart zu wiſſen. Erſt, als die Morgenſtrahlen die fernen Gebirge röthelen, ſagte mir Auguſt: Laß alles zur Reiſe bereit halten, morgen in der Frühe müſſen wir fort, noch hier ſeyn, und ſie nicht ſehen, wäre fruchtbar, keine Abſchiedsbeſuche, keine Freunden kann ich ſehen, ich will in den Tod, was ſoll mir das Uebrige? Beſorgt blickt' ich zu ihm hin, und fand ihn bleich, ſeinen Blick verſtört, er drückte mir die Hand, lächelte ſanft, und ſagte: Ich fühle mich ganz unausſprechlich krank. War es Ahnung, die ihn ſo ergriff? Weiß glaube ich es, denn wer ergründet die Gewalt und den Umfang der unſichtbaren Kette, welche die Seelen bindet?

In der ſiebenten Stunde empfieng ich eine Botſchaft, ein Blatt von Ludovika's Hand in einem Um-

ſchlag an mich. Ich übergab es Auguſt. Aus den theuren Zügen ſchien neues Leben in ſein erſtarrtes Herz zu ſtrömen, er las, und wurde blaß, ſchweigend und zitternd reicht' er mir das Blatt, der Inhalt blieb meinem Gedächtniß eingeprägt.

Auguſt! wir dürfen uns nicht wiederſehn! Ich würde das Opfer dieſer Stunde ſeyn, würde ſie mit meinem Leben zahlen, ach, und Ludovika, die für Auguſt nicht leben darf, ſoll auch nicht für ihn ſterben! O, mein Freund, ich habe dieſe lange, dunkle Nacht in Thränen und Gebet zugebracht, und Gott um Kraft gefleht, das Leid zu tragen, das auf mein junges Leben eingedrungen iſt, nie werde ich mich mit mir ſelbſt verſöhnen können; je mehr ich in dem Wahn befangen war, meine Liebe ſey unſchuldig und werde Gnade vor Gott finden, je größer, je beſtimmungsloſer erſcheint mir nun mein Vergehn, denn nicht unſre Handlungen, unſre Gedanken ſind Sünde, wenn glühende Wünſche des bethörten Herzens die heiligſten Pflichten verletzen. — Alles iſt dahin, das unausſprechliche Glük der Stunden des Beiſammenſeyns, und die Ruhe, mit der ich es genoß, heiße Reue beichtet mich, daß es ein ſträfbares Glük war, und raubt mir die bange Wehmuth der Erinnerung, verbietet mir, ſie zu hegen — Wie werd' ich leben können?

Laſſen Sie mich über alles ſchweigen, was, nachdem Sie mich verließen, hier vorgieng. Es iſt geſchehn — möge Gott der Schuldigen vergeben, wie ich ihr verzeihe! Es gilt nun, ſich aufzurichten, die entſcheidende Stunde ſchlägt! Er iſt nah, der Gemahl, dem ich mich zum Eigenthum gelobt, er ahnt nicht mein Vergehn, nicht meinen Jammer, weiß nicht, daß es im Tode und im Leben keinen Troſt mehr für mich gibt! Auguſt, leben Sie wohl! Ehren Sie mein Gebet, vielleicht verſöhnt das Opfer der

letzten Abſchiedsſtunde den himmliſchen Erbarmer mit unſrer Schuld. Im Tode noch betet für Auguſt Ludovika.

Vergebens würde ich den Zuſtand meines Freundes ſchildern wollen, nachdem er dieſe Worte geleſen! Er blieb den ganzen Tag über wie bewußtlos, den Brief in der Hand, hinſtarrend auf die herben Worte des Scheidens. Ich wagt' es nicht, ihn aus dieſem dumpfen Hinbrüten reißen zu wollen. Die Sonne dieſes Tages der Qual ging unter; als der Abendſtern, noch geſtern der Herold der Wonneſtunde des Wiederſehens, klar und lieblich, wie ſonſt, durch die Fenſter leuchtend winkte, fand Auguſt Thränen und Worte wieder. Nicht mehr ſprechen will ich ſie, ſagt' er mit tiefem Seufzen, doch meine Seele ſehnt ſich nach dem Lichtſchimmer von ihren Fenſtern, nach dem Odem der Luft, der ſie umweht. Wir wollen hin, ich werde ſtill dort verweilen, dort, wo ich ihren Schatten erlauſchen kann, wo die Weiſe ihre Klagen zu mir herniederſäuſeln, dann will ich fort, in das verödete Leben hinein! — Ich unterdrückte meine Thränen, und rüſtete mich, meinen Freund zu begleiten. Er gieng ſtumm vor mir her nach Ludovika's Wohnung, die aus den Schatten der nahen Waldung mit hellen Fenſtern, wie ein Geſtirn hervorleuchtete. Auguſt winkte mich zurück, als wir vor dem Schloſſe angelangt waren; er warf ſich auf den Raſen hin, und ließ ſeinen Thränen freien Lauf. Tief bekümmert ließ ich meine Blicke auf der Landſchaft umherſchweifen, die, wie der goldne Traum eines ſchönern Daſeyns, vor mir lag. Alles ſtill umher, mondbeglänzt die Fluthen, alles Duft und Licht, Anmuth und Frieden, und alles, was ich liebte, ſo unglücklich, ſo ſchmerzerfüllt! — Wenige Zeit nach unſerer Ankunft war es, als Fackelſchein auf der

Landstraße, und Rossestrapp mich aus meinem kummervollen Nachdenken weckte. Ich eilte zu August, und bat ihn, sich der Aufmerksamkeit der Vorüberkommenden zu entziehn, er willigte ein, Ludovika's wegen, und wir verbargen uns beide in ein nahes Gebüsch. Näher kam das Geräusch, einige Reisende hielten an der Pforte, Diener öffneten, ein Jubelschrei des Willkommens verkündete uns, daß der Marques selbst angelangt sey. Er ritt mit seinen Leuten in den Hof, die Pforten wurden geschlossen, die tiefste Stille umfing uns von Neuem. Augusts Schmerz war grenzenlos. Sie wird mich vergessen, sagt' er dumpf zu mir, o, wie wenig kannt' er sie!

Auf das schmerzlichste für ihn besorgt, wollt' ich ihn fortreißen von dieser unglücklichen Stelle. Es gelang mir nicht, er blieb, eine unsichtbare Gewalt hielt ihn fest. Wir standen auf einer Anhöhe, so daß wir durch Ludovika's Fenster die Schatten der im Zimmer umherschwankenden Gestalten sehn konnten, die peinlichste Angst beklemmte uns, als wir das unruhigste Treiben dort bemerkten. Plötzlich wurden die Fenster aufgerissen, Wehklagen drangen herzzerschneidend an unser Ohr. August sammelte die letzte Besinnungskraft, um hinzuschauen, er zitterte so heftig, daß ich ihn fest umschließend halten mußte — allmächtiger Gott, welch ein Anblick! Ludovika wurde entseelt auf den Balkon getragen, ihr trostloser Gemahl rief vergebens mit den innigsten Worten der Liebe ihr Leben zurück; ihre Mutter lag auf den Knieen, händeringend. Dienerinnen standen wehklagend um sie her! August starrte noch hin, als eine hagre Weibsgestalt mit fliegendem schwarzem Haar im Nachtgewand aus der wohlbekannten Gartenpforte hervorstürzte, flügelschnell über das Feld nach dem nahen Strome eilte, und eh wir uns nur besinnen konnten, in den Fluthen verschwunden war. Lora war es, wir hatten sie beide erkannt!

Als Auguſt ſich überzeugt, daß kein Traumgeſicht ihn blende, daß all dieſes Entſetzen Wahrheit ſey, da war keine menſchliche Gewalt ihn zu halten vermögend, er entwand ſich meinen Armen, und wollte hinauf zu der theuern Leiche. Ganz in Verzweiflung folgt' ich ihm nach, entſchloſſen, mit ihm zu ſterben; in dieſen Augenblicken ſchien das ganze Leben mir nichtig. Lora hatte die Gartenpforte offen gelaſſen, unſer Weg führte ſchlängelnd durch einen dichtbeſchatteten Platanengang nach dem Pavillon, wir waren ſchon nahe, als Auguſts Faſſung ihn verließ, mit einem Seufzer ſank er in tiefer Ohnmacht auf den Raſen hin. Kaum meiner ſelbſt mächtig, ungewiß, ob mein unglücklicher Freund noch lebe, hielt ich ſeine kalte Hand an mein Herz geſchloſſen und weinte ſtill, es gab Augenblicke, wo ich wünſchte, er möchte nicht wieder erwachen, ein ſanfter Tod ihn der Seele ſeines Lebens vereint haben. Als ich Faſſung und Beſinnungskraft wieder errungen, bemüht' ich mich, ihm Hülfe zu leiſten. Es gelang mir erſt, als ſchon der Morgen dämmerte. Da er, wie aus einem Traum, von der Ohnmacht genaß, riß ich ihn fort, aus dem Garten, wir waren ſchon am Stadtthore, als Auguſt allmählich ſich des Vergangenen erinnernd, zurück zu Ludovika's Leiche wollte. Mit aller Gewalt der treuſten Liebe drang ich nun in ihn, mit mir nach meiner Wohnung zu kommen, Ludovika's Andenkens wegen. Es iſt wahr, ſagt' er, kaum begreiflich, die Welt würde nicht glauben, daß dieſer Engel jüngſt hienieden im Licht der Verklärung wandelte; ich danke Dir dieſe Sorgfalt, ſie beweiſet mir, wie theuer auch Dir die Selige iſt! Er wandte nun den feuchten Blick gen Himmel, ließ ſich von mir leiten, und ſank in ſeinem Zimmer, wie entſeelt, nieder. Ich ließ Aerzte

rufen, die ſeinen Zuſtand für höchſt gefährlich erklärten. Er verblieb ganz bewußtlos, ein heftiges Fieber drohte ſein blühendes Leben zu zerſtören. Die Nachricht von des Marquis jähem Tode an demſelben Tage empfieng ich, und verſchwieg ſie Auguſt; ich forſchte vergebens nach der Urſache von Ludovika's Sterben, von Lora's Verzweiflung, alles blieb dunkel, und nur aus einzeln zu uns gelangten Nachrichten konnten wir ahnen, daß Lora's Ränke die zarte Ludovika gemordet, das Gottesgericht auf das Haupt der Heuchlerin herabgerufen hatten, und daß Manzera's Gram um ſeiner jungfräulichen Gattin Erblaſſen den Dolch in ſein Herz gedrückt. Viele Wochen blieb Auguſt krank, die Jugendkraft rang dem Tod ſeine Beute ab, und wenn mich je im Leben, im höchſten Schmerz jeder Troſt verlaſſen ſollte, ſo wird mich das Bewußtſeyn aufrecht halten, daß Auguſt meiner Sorgfalt, der Behutſamkeit, mit der ich alles, was ihn tiefer verwunden konnte, von ihm entfernt hielt, ſein Leben dankt.

Finſter ſchaute Auguſt bei dieſen Worten auf. Ja, Freund, ſagte er, Deine Liebe und Treue fühle ich oft mit einer glücklichen Empfindung, doch das Leben, das Du zu retten vermochteſt, war kein Leben mehr! Mein edleres Selbſt iſt damals geſtorben. Wie glücklich iſt Manzera, er hat mit ſeinem Tode die Kraft ſeiner Liebe beſiegelt, er blieb nicht einſam zurück, wahrhaft himmliſch muß ſeine Liebe geweſen ſeyn, da ſie ihn des Lebens erledigte und die müde Seele gen Himmel brachte! Ich aber verſcherzte auch für jenſeits das verlorne Gut, das mir nur für hienieden entrückt war! Nie bin ich wieder glücklich geweſen, die Unmöglichkeit, es zu werden, lag in mir ſelbſt, ich habe das ſchon oft ſehr klar gefühlt, doch nie ſo lebhaft, als in dieſer Stunde.

Auguſt ſchwieg, eine dumpfe Stille herrſchte ringsum.

Joachima wagte kaum zu athmen. Ich eile voran, sagte endlich August, leite Du die Gräfin, mein Freund — und mit diesen Worten war er auch schon auf dem Rosse, das mit Windesschnelle durch den Bach die Anhöhe hinaufsprengte, wo der Wald den Blicken der Nachstarrenden Roß und Reiter entzog. Die tiefbewegte Joachima war nicht vermögend, dem Freunde zu folgen, sie blieb nachdenklich am Wasserfalle stehen, sie sah ihr Traumbild von Augusts Liebe verschwunden, fühlte ihre Herrschaft schwanken, sah, daß sie ganz vergebens das Opfer ihrer Seelenruhe, ihrer Ehre gebracht. Wie ist doch alles Weltliche Irrthum und Lüge, seufzte sie, wie müßte dem Herzen so wohl seyn, das Gott gefunden, setzte sie hinzu.

Jetzt kam der schwarzbraune Müller von Mittelndorf singend die Anhöhe herab, seine Kinder sprangen ihm entgegen, nun eilte auch sein junges Weib herbei, den Säugling an der Brust. Er schüttelte ihr die runde Hand und küßte sein Kind. Die Glücklichen sahen die Gräfin nicht, sie eilten unter ihr sicheres Hüttendach. Dieser Anblick riß Joachima aus ihrer Betäubung, sie entsetzte sich vor der Tiefe ihres Elends, und gleichsam, als wolle sie ihrem Kummer und sich selbst entfliehen, sprengte sie auf ihrem Rosse mit solcher Hast davon, daß am Ufer der Elbe das schöne Thier zusammensank, und Joachima selbst, müde bis in den Tod, in die Gondel stieg. Schweigend, mit mühsam verhaltenen Thränen, lehnte sie in die Polster, und würdigte die reizenden Elbufer, die herrlichen Felsmassen keines Blickes, sie sah auf Erden nur ihr Leid. Als sie ihre Wohnung erreicht, schloß sie sich ein, weinte, als wollte sie ihr Leben hinströmen in Thränen, und fuhr bei jedem Schlag von Rosshuf, bei jedem Geräusch auf, hoffend, August werde eintreten, und ihr verletztes Gefühl zu versöhnen suchen.

Auguſt hatte ſich indeß in der Waldung verirrt, und fand nur mit Mühe den dazumal ſo wenig gebahnten Pfad nach dem Kukſtall, deſſen Wundergrotte einſam und ſtill, dichtumbüſcht, mit Epheu ganz verhangen, auf der ſteilen Höhe thronte. Noch waren die früheſten Jahrmaſſen unentſtellt durch die alles beſchreibenden Finger des Geiſtes der neuern Zeit, die ſie in wenigen Jahren, ſo weit das Auge reicht, mit viel tauſend Namen bezeichnet, von denen die meiſten ſich nur an dieſer Stelle eine Art von Unvergänglichkeit geſichert haben, wo ſie, wie ein ewiger Vorwurf der eignen Nichtigkeit, daſtehn. Nur die Natur hatte die Felſenhalle mit zarter Blumenſchrift geſchmückt, in welcher des Ewigen Name zu leſen war. Auguſt ſah die Sonne die Gipfel ringsum vergolden, Dunkel waltete im Thale, durch die tiefe Stille rauſchte die Kirnitſch hinauf, die Vögel ſchwiegen in der ſchwülen Mittagszeit, es ſonnte ſich alles Leben, alles Grün in freudiger Fülle, goldne Andachtfeier lag über die Schöpfung verbreitet, es war zu ſchön hier, um nicht gern zu verweilen. Auguſt ſtieg vom Roſſe, ließ es ruhen, und lehnte ſich an eine uralte Fichte, die, wunderlich gebeugt, eine Art Geländer bildete, von wo aus man ohne Gefahr die ſchroffe Höhe hinab in das liebliche Thal blicken konnte. Als Auguſt hier lange verweilt, erſah er im Wald einen Landmann, dem er befahl, ihm den Weg in die wunderbaren Schluchten und Höhlen zu zeigen, wo ſich ehedem das Volk vor dem Grimm des Feindes geborgen, alle Klüfte hier kannte der Greis, er gab treffliche Auskunft, und der Verwöhner herrlicher Paläſte ſah, wie wenig der Bedrängte bedarf, und fühlte, daß die Wonne, ſein Liebſtes gerettet zu haben, dieſe Höhlen wohl einſt zum Sitz der Freude und ſeligen Danks umgeſchaffen hatten. Jetzt war Auguſts Herz erquickt und

und erhoben, das fröhliche Singen der Waldvögel erheiterte des Königs Muth, er wendete seinen Ritt nach dem kleinen Winterberg hinauf, und weilte gern und sinnend auf der steilen Höhe, wo sein Ahnherr durch Muth und Geistesgegenwart dem Tode entgangen, als er dem dräuenden Hirsch zurief: Du, oder ich! und ihn mit einem Schuß zu Boden streckte. August fühlte den ritterlichen Muth seiner Vorfahren in seiner Brust, und stählte an dieser Erinnerung sein großes Herz, indem er ruhig in die bodenlose Tiefe hinabblickte, wo der gewaltige Hirsch zerschellt gelegen. Noch prangte auf dem Jagdhäuschen, das Churprinz Christian seinem Vater auf dieser Waldeshöhe erbaut, des weißen Sechszehnenders furchtbares Geweih, im runden Saale war bereits des Königs Tafel bestellt, der vergebens auf seines Freundes und Joachimas Ankunft harrte, nur im Fluge erquickte sich August mit etwas Brod und Wein, und schweifte dann zu Fuß auf des waldigen Berges Rücken umher. Die Abendsonne webt Gold und Purpur durch der hohen Buchen zartes Grün, alle Wipfel, vom Winde bewegt, waren Wohlklang, die klaren Bergquellen rauschten laut, die frisch gemähten Wiesen dufteten mächtig im Abendhauch, und zur klingenden Sichel erscholl der Mäherinnen heiteres Lied. Drei der schlanksten und jüngsten stellten sich zuversichtig mit einem Bande dem König in den Weg, sie waren, hochgeröthet die Wangen von der Arbeit, das Haar mit Bändern aufgebunden, im knappen Mieder, Waldglocken am Busen, mit ihren blitzenden Augen und schelmischen Mienen, gar zu lieblich anzusehn, August gestand sich im Herzen, daß dieser Anblick ihn mehr erheitere, als Wald und Wiese,

und daß dies frische Roth und blühende Weiß der holden Landmädchen alles übertreffe, was Kunst und Gefallsucht ihm im Palast und auf der Schaubühne boten. Er nahm aus der Börse drei Goldstücke, drückte jedem der Mädchen eins in die runde Hand, der Schönsten gab er noch einen goldnen Ring, den er vom Finger zog, und fragte sie lächelnd: Weißt Du denn, daß Du so niedlich bist? worauf sie schnell und freundlich Ja sagte. Da lachte August laut, küßte das verschämte Kind des Meißner Hochlands und verfolgte seinen Weg, indeß der jubelnde Dank der vergnügten Mädchen ihm nachschallte. Trümmer von Basalt und viel andern seltnen Steinen zeugten hier in unendlicher Mannichfaltigkeit von einer reichen und räthselhaften Werkstätte der Natur, und den nachsinnenden August entzückte das wunderbare Gemisch des Großen und Wilden mit dem liebkosend Anmuthigen der Erzeugnisse dieses fruchtreichen Bodens. Alles Grün so duftend und frisch, die Fluthen so klar, nie hatten ihm auf seiner prachtvollen Tafel Früchte aus Indien und Italien so süß geschmeckt, als die Erdbeeren, die ihm eines der lieblichen Kinder auf einem Blatte vom wilden Weinstock darreichte. August schied von diesen Höhen, beruhigt, erheitert, gestärkt, und ritt hinab, die Elbe entlang, bis zur Schmilka, wo eine Gondel den König und sein Gefolge erwartete, die Menge der Ruderer bewirkte eine rasche Fahrt bei des Ostwinds günstigem Wehen, und in wenigen Stunden war August in Pillnitz. Er eilte, wiewohl es spät war, zu Joachimen, die er bleich und in Thränen fand. Wie durch einen feindlichen Zauberschlag waren bei diesem Anblicke die sanften Eindrücke der jüngstvergangnen Stunden

dahingeſchwunden, wie viel würde die Gräfin gewonnen haben, hätte ſie ihm freundlich und ruhig entgegen geblickt! Eine ängſtliche Förmlichkeit trat nun an die Stelle des herzlichen Mittheilens, zu welchem ſich beim Eintritt Auguſt geneigt gefühlt, er ſchien um ihre Geſundheit beſorgt, und es war ihm heimlich lieb, unter der Hülle dieſer Beſorgniß ſie bald verlaſſen zu dürfen. Troſtlos weinte ſie ihm nach, ſie hatte wohl ſehr klar erkannt, was in Auguſts Benehmen fehlte, aber ſie fühlte nicht, daß ſie ſelbſt eine Rinde um ſein Herz gezogen, das ſich ſo leicht und gern öffnete. Gequält von tauſend Entwürfen, die ſie erſann, um Auguſt wieder zu gewinnen, fand der Morgen die Unglückliche noch in Thränen auf den Polſtern, wo ſie am Abend geweilt, und indeß ihre geringſten Dienerinnen ſich der Ruhe erfreuten, ſchmachtete ſie vergebens nach Erquickung von ihren quälenden Schmerzen, ein Gemiſch von Reue und Frevel, von Liebe und Haß durchkreuzte ſich in der wildbewegten Bruſt, und ſie ſah den König wieder, aber es war ihr, als ſey er ein fremdes Weſen, das ſich nur mit Auguſts theurer und herrlicher Geſtalt bekleidet habe, und ſelbſt die zarte Freundlichkeit, mit der er ihr nahte, die unverkennbare Sorge um ihre Stimmung, die aus ſeinem ſeelenvollen Blick ſprach, vermochte ihr keinen Troſt zu gewähren.

Von verſchiedenartigen Empfindungen bewegt, gingen unſre Wandrer, als Wilhelm dieſen Abſchnitt beendigt, ſchweigend durch das Kirnitſchthal nach dem Bade zurück.

Nachdem sie der ausgesuchtesten Bewirthung genossen, vereinten sich alle im Pavillon, von spätblühendem Jelängerjelieber umduftet, um dort den Kaffee zu trinken, da die milde Luft eines schwülen Herbsttags das Sitzen im Freien zuließ. Wilhelm, der schon in Stolpen bei Tische sein Führerkostume abgelegt, mußte sich zu den Uebrigen setzen, sein trüber Blick hielt die Fragen zurück, die Theilnahme und Neugier auf die Lippen drängte.

Es war der lieblichste Nachmittag, die Sonne übergoldete das holde, grüne Thal, melodisch rauschte die Kirnitsch vom umbüschten Wehr der nahen Mühle herüber, der hellbeglänzte Kirchthurm prangte lieblich aus den dunkeln Tannenbergen hervor. Der stille Frieden dieser Gegend, der Zauber der Beleuchtung durchdrang die Gemüther mit Lust, es wurde ihnen schwer, sich loszureißen, als sie sich anschickten, den nahen Pabststein zu besteigen.

Ueber die Elbe, an den Steinbrüchen entlang, ging unsrer Freunde Weg über Klein-Hennersdorf nach Pabstdorf, wo ihnen der Forstmüller zum Führer empfohlen war. Der freundliche Alte und sein Sohn kamen alsbald mit Kienspänen versehen, um die Herren auch in den Stollen zu leiten, der an des Gerischsteins Fuß tief in die Erde hinab sich senkt. Ein verfallner Gang führt hinein, die Jünglinge schickten sich sogleich an, mit Kienfackeln gerüstet, ihn zu durchstreifen, eben so die schlanken Mädchen, nur die ältern Damen blieben zurück. Die Berggeister mochten sich auf angenehmen Besuch gefaßt gemacht haben, denn wider Vermuthen war das Innere des unterirdischen Ganges trocken, die Fackeln brannten und loderten hell, und warfen seltsame Lichter auf die

Geſtalten. Der tiefe, grauſige Schacht in der Mitte des Stollens unterbrach die Wandrung, wie um ein offnes Grab verſammelten ſich alle um ihn her, und ein Schauder durchflog die jungen Gemüther, wie der Kreis um den Schacht bei Fackelſchein geſchloſſen war. Hier iſt die Stelle, einen Schwur der Weihe zu begehn, rief Helmhold, die freundlichen Geiſter des Tages ſind ausgeſchloſſen, uns hört nur die ewige Mutter des ewigen Lichts, die Nacht. Was Schwur? fiel Adolph ein, kein Schwur iſt ſo heilig, als der, der die Lippe nicht überfliegt, alle Weihe ſchöner Jugendgefühle iſt in einem Liede enthalten, das in den Stürmen unſrer Zeit nur ſelten noch durchtönt, laſſt uns Schillers Freude ſingen! Ja, Schillers Freude! rief alles aus einem Mund, und mit glühender Begeiſterung wurde das göttliche Lied geſungen.

Als der Geſang verhallte und die jungen tiefbewegten Seelen wortarm und liebereich wieder an das Tageslicht gelangt, Luft und Licht mit Wonne zu athmen, und aller Augen Spuren ſeliger Thränen zeigten, ſagte Wilhelm: man ſollte nie vergeſſen, daß die höchſte Wonne auf Erden nicht Luſt iſt, ſondern Schmerz, und dieß allein würde von himmliſcher Abkunft der Seele zeugen, nur bis zur Sehnſucht kann ſich der Menſch erheben, und die Thräne iſt das höchſte Zeugniß ſeiner Luſt. Mathildens Wehmuthsblick ſagte Wilhelm, daß ſie ihn verſtanden.

Mit namenloſer Mühe wurden die ungebahnten Wege des Pabſtſteins beſtiegen, ſein Gipfel gewährte eine überaus reichhaltige und liebliche Ausſicht weit über Dresden und nach Pillnitz hin, das unendlich lieblich weiß und grün von der blauen Elbe umſchlungen, hervorleuchtete; wie weiße

Punkte, wunderklein und deutlich erhoben ſich bei günſtigem Sonnenlicht die ferner hin anmuthig verſtreuten Gebäude und ſtolzen Beſitzungen. Vor allem aber prangte das Rathner-Gebirge in unendlich heller Beleuchtung und Zartheit aus der grünen Ebne hervor; auch Hohnſtein und die Hohenbuckersdorfer Linde grüßten aus dem Thale, und überraſchend anmuthig leuchtete mit ſeinen weißen Thürmen Stolpens Veſte aus dem reinen Blau. Es iſt ſo ſchön auf dieſen Bergen, rief die Dichterin, daß alles in der Ferne, was man als groß und bedeutſam kennt, wiederum ſo klein und freundlich und in dieſer Kleinheit doch wieder auch ſo groß erſcheint! Es bleibt dabei, daß Gott der größte Dichter iſt, lächelte der General.

Heiter ſtiegen unſre Pilger den ſteilen Pfad hinab, und kehrten bei Abendroth und aufgehendem Monde auf dem ſchönen Pfade zurück, dem ſie nun erſt ihre Aufmerkſamkeit ſchenkten. Durch einzelne, herrliche Gruppen ſchlanker Birken, die auf der Höhe verſtreut liegen, dämmerten in der Abendbeleuchtung die Böhmiſchen Gebirge ſo wunderherrlich hervor, und die gewaltigen Schrammſteine flammten ſo kühn im Purpurglanz, daß alle geſtanden, dieſe Bergfläche ſey ungleich reizender noch als die Oſtrauſcheibe, zumal in dieſer Beleuchtung. So ahnungsvoll in blauen Duft gewoben, hatten nie in dieſer Gegend Bergketten den Horizont bekränzt, und lieblicher war nie der Blick in ein maylich grünes Thal, als von den Steinbrüchen nach Schandau hinab. Ganz beſeligt von den immer wechſelnden Schauſpielen der großen Natur, und immer freundlicher verſtändigt durch gleiche Liebe für dieſen reinen Genuß, gelangten unſere Freunde nach dem Ruheplatz im Badehauſe zurück,

deſſen glückliche Lage im Wieſenthal die Begeiſterung noch nährte. Harfentöne klangen aus dem Brunnenſaal und eine muſikaliſch gebildete, nicht unliebliche Stimme begleitete ſie mit artigen Liedern. Es war eine Böhmin, welche, ſittſam und beſcheiden, von ihrem Mann begleitet, mit ihrer Harfe hier von Ort zu Ort wanderte, immer erfreulich, nie zudringlich. Eben als die Geſellſchaft eintrat, ſang ſie ein ſchönes Lied: „Nur die Hoffnung laß nicht ſinken!“ Man denke ſich, ob dieſe verheißungsvollen Worte jungen Herzen willkommen waren, die alle ſtill hofften, alle in dem Zuſammentreffen mit den liebenswürdigſten Weſen in dieſem ſchönen Lande eine liebreiche Fügung zu künftigem Glück ahneten, und auf alles lauſchten, was ihnen Gewährung verhieß, indeß auch ein Jedes bedacht war, den im Herzen erkohrnen Gegenſtand in ſeinen Aeußerungen recht zu beobachten; denn eine Reiſe und Wanderung iſt ein Lebenslauf im Kleinen, und nichts ſo charakteriſtiſch als die Aeußerungen, die bei überraſchenden Unfällen, wie bei unvorgeſehenen Freuden entſchlüpfen. Unſere lieben Mädchen alle waren ſo gut und herzensfroh, trugen ſo freudig jedes Ungemach und äußerten ſo anſpruchlos ihre Luſt an der ſchönen Natur, daß die Jünglinge meinten, die Wanderung durch das Leben würde ſich mit ihnen wagen laſſen, und nur bange waren, ob auch die holden Jungfrauen von ihnen ein Gleiches dächten.

Der laue Abendduft, der goldne Mondglanz vereinigte unſre Wandrer noch im Freien; es ſchien ganz wieder Frühling geworden zu ſeyn. Wer ſich recht glücklich fühlt, ſcheut das Neue und Fremde, aus der dunkeln Ahnung, es

könne eine Störung hervorbringen. So gieng es unſern Reiſenden, als ſie Wagen an Wagen im Kirnitſchthal landen ſahen; durch Zufall waren die vorigen Tage einſam geweſen, und zufällig traf nun wieder ein Andrang von Reiſenden zuſammen, der den Wirth in nicht geringe Verlegenheit ſetzte, ſo geräumig auch der Wohnplatz iſt. Der kleine Pavillon nahm eine Geſellſchaft auf, und der Tanzſaal mußte zum Dortoir verwandelt werden, der Taubſtumme, ein Factotum des Badehauſes, mit ſeinem freundlichen Geſicht, gerieth in den lebhafteſten Wortwechſel mit der Vorſtau, doch ſeine überwiegenden Gründe mußten geſiegt haben, denn er nahm mit triumphirender Miene einige Schlüſſeln an ſich und ſchaffte Bettdecken in den Tanzſaal. Aufmerkſame Zuhörer dieſes Zwiſtes, der ſo affektvoll wie jeder andere, obſchon mit Worten nicht, und mit den Händen geführt wurde, ohne daß es zum Handgemenge kam, verſtanden nun, daß der Taubſtumme bei der Kälte der Herbſtnacht Betten für die Streu im Tanzſaal verlangt hatte, und die Aufſeherin ſie nicht gern hatte hergeben wollen. Der namenloſe, gehörloſe und wortloſe flinke Burſche hier, der doch auf jeden Wink bereit, ſo thätig, verſtändig und nützlich iſt, ſagte die Generalin, ergötzt mich ungemein, ſeit all dieſen Tagen, wo ich ihn beobachtet habe. Auch iſt er ein neuer Beweis, wie unabhängig die unſterbliche Seele von der Organiſation des Körpers iſt. Wenn ich ihn ſo mit Unwillen eine große abgeſtandene Forelle aus dem Fiſchkaſten auf die Steine hinſchleudern ſehe, ſo erfreut mich ſein ehrliches und richtiges Gefühl, das ihm ſagt, dieſe Speiſe könne den Gäſten nicht behagen, und ſeine Entfernung von dem Gedanken, die Forelle als le-

bendig mit einzuſchwärzen. Seine Heiterkeit und friſche Geſundheit zeugt davon, wie glücklich ein ſtilles Gemüth iſt, das von Allem nichts erfährt, was in der Welt vorgeht, nicht hört, nicht ſpricht, und jeden Streit ohne Worte abmachen kann, ohne das herzverwundende Gift fremder Bosheit einſaugen zu müſſen. Seine Aufmerkſamkeit, ſeine unverkennbare Theilnahme an allem, ſeine gewinnende Freundlichkeit und ſein Eifer beweiſen den ſchönen Urſprung der Gefühle dieſes Naturmenſchen, und den unermeßlichen Abſtand zwiſchen der menſchlichen und thieriſchen Natur. Dieſer in keinem Inſtitut gebildete Junge iſt dennoch ein äußerſt brauchbares Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft, und dankt beinahe ſich ſelbſt allein alles, was er iſt! Du ſprichſt wie ein Buch, mein Weibchen, lächelte der General, aber ich glaube dir gar nicht, wenn du deinen Glauben an eine göttliche Natur des Menſchen, an eine Ewigkeit und Unabhängigkeit der Seele dießmal durch den Taubſtummen mehr zu begründen glaubſt, denn ſo wie dieſer dich darüber beruhigt, könnte der Anblick wahnſinniger Menſchen dich darin ſchwankend machen. Was ſind alle dieſe äußern Zeichen gegen die innere Stimme in unſrer Bruſt, und gegen die göttliche Offenbarung?

Die herbeihüpfende Allwina unterbrach dieſes Geſpräch. Ach, es ſind ſo viel Menſchen hier, rief ſie aus, welch ein köſtlicher Ball könnte zu Stande kommen, wenn alle wollten! Der Vater ſah etwas finſter zu dieſen Worten aus, doch ein verſchämter Blick und ein Kuß auf ſeine Hand verſöhnten ihn wieder mit dem jugendlichen Wunſch. Für ſolche Mädchen, ſagte er lächelnd, iſt das Erdrund ein Tanzſaal, und der Sternhimmel hängt voll Geigen. Es

dauert ja nicht lange, rief die Mutter begütigend, wer wollte ihnen die wenigen Jahre nicht gönnen? Indeß kam Ehrenfried herbei und rief: Wie viel Menschen da sind, es ist ungeheuer, was die Sächsische Schweiz Mode ist. Ja, Mode! fiel der General ein, das ist das rechte Wort. Ich war in den siebziger Jahren hier, wo mich manche schöne Stelle ganz entzückte, damals war keine Rede von einer Sächsischen Schweiz. Was wollen Sie denn, sprach die Dichterin, vom guten, wackern Götzinger sagen, der in frühern Werken über Hohnstein, Schnitz u. a. O., die ich von ihm gelesen, die Gegend sehr herrlich preis't, doch mit Einfachheit, und dessen sonst so vortrefflicher Wegweiser, den er schrieb, als nun die Gegend Sächsische Schweiz hieß und „Mode" wurde, von Entzückungen so unförmlich angeschwollen ist, daß ihn kein Reisender in der Tasche fortbringt! Ich liebe den Götzinger, rief der General, und zu Hause kann man sich an diesen Entzückungen noch einmal durchwärmen. Wüßte ich nur, wer die Gegend hier so in Ruhm gebracht hat! Vor etwa zwanzig Jahren, erwiederte die Dichterin, hat sich, wie mir berichtet ist, ein schlesischer Graf eine Zeitlang in Lohmen niedergelassen, und nach und nach seine Freunde und Bekannten hierhergezogen und auf den schönsten Punkten umhergeführt, dieser soll auch das Kind getauft haben, und wenn der Name nicht ganz paßt, ist er immer besser, da er Sinn und Bedeutung hat, als einer, der keine hätte; denn man könnte im Uttelgrund und im Kunitschthale die Gegend auch das sächsische Tyrol nennen, der Name wäre nicht richtiger und auch nicht falscher. Vergleichungen hinken alle, doch weckt ein schöner Name immer ein schönes Gefühl der Sehnsucht oder

Erinnerung, und ſo iſt mir dieſer recht lieb! — Sollte einſt —

Wenn von Dankbarkeit für diejenigen die Rede iſt, unterbrach Adolph, die uns die erſten Anſichten und Leitfaden in dieſes Wonnenlabyrinth darboten, ſo gebührt neben meinem wohlbekannten ehrenwerthen Landsmann, dem ſchleſiſchen Grafen G. und Göttingern, auch Nikolay, dem Pfarrer in Lohmen Dank. Wir fanden den drei und achtzigjährigen heitern Mann kürzlich bei unſrer Durchreiſe, wo wir ihn für ſein Buch dankbar begrüßen wollten, an ſeinem Arbeitstiſch, wo er ganz kleine Landſchaften von der ſächſiſchen Schweiz recht ſauber illuminirte. Kaum daß er ſich vom herannahenden Abenddunkel auf unſere Annahnung unterbrechen ließ. Es war ein wahres Stillleben, fiel Helmhold ein, das Stübchen mit dem alten, ehrenfeſten Hausrath, der bleiche, lächelnde Greis darin an ſeiner Arbeit, die Hausfrau, ernſt und freundlich, die bloß auf des Mannes Wink zu achten ſchien, die klare, ſittige Tochter im Hauskleide, der einförmige Gang der Stubenuhr und das milde Wehen in der alten Linden Wipfeln vor dem offenen Fenſter. Alles, was man ſah, bezeugte, daß die Schwindel des Zeitgeiſtes dieſes ſchlichte Aſyl der Gottesfurcht und Rechtlichkeit unberührt gelaſſen, daß alle Wonnen und Schmerzen, die ſeit ſo manchem Jahrzehend durch die Gemüther der Bewohner gezogen waren, den innerſten feſten Freund nicht zum Schwanken gebracht; daß hier jeder Tiſch noch an dem Platze ſtand, wo er vor funfzig Jahren geſtanden, und die innere Harmonie der Seelen, der geiſtige Wohlklang des in Gott ſo freudigen Lebens nicht aufhöre zu tönen, ſo daß ein uraltes Clavier, welches wir ver-

fanden, mit ſeiner einfachen Claviatur leicht eine Quelle muſikaliſcher Genüſſe geworden ſeyn mag, reiner, und ſelbſt kunſtgemäßer vielleicht, als ſie oft das Geklingel des rauſchenden Pianoforte gewährt, wenn die höhere Seele der Kunſt gebricht.

Es traf ſich ſchön, fügte Helmfeld hinzu, daß wir, nachdem wir bei ſtrömendem Regen angekommen, die Luft ſich aufheitern ſahn, und die Abendſonne immer leuchtender aus den Gewitterwolken hervortrat, in dem Maaße, wo des Greiſes Antlitz, indem er von ſeinem Sohn in Berlin ſprach, ſich freudig von innen heraus verklärte. Wir verließen ihn nach einer Stunde traulichen Geſprächs, um noch vom Schloßbalkon herab einer göttlichen Ausſicht zu genießen, die hohen Baumgipfel alle hingen voll großer, ſonnendurchblitzter Regenperlen, die Weſenitz rauſchte hellfunkelnd, Vögel ſangen, und in namenloſer Pracht verklärte die ſich neigende Sonne das herrliche Thal, und ließ nach dem Scheiden den ganzen Himmelsdom in Gold getaucht zurück! Wohl Allen, ſagte die Dichterin, gerührt von des Jünglings reinem Entzücken, die ein Herz und ein Auge für jeden Wechſel der großen Naturſzenen haben, doch ſelig vor Allen, wer die Seele der Natur verſteht, und ſie in Liebe zu ſich neigt, daß ſie in ſeinen Werken kund wird! Wenn ich Jean Pauls Naturſchilderungen leſe, dann fühle ich mich von ſeinem Genius dahin getragen, wo Alles um mich himmliſch glänzt und blüht. Der Flügelſchlag ſeines Geiſtes iſt die Stimme der Natur! Es iſt mir lieb, fiel Mathilde ein, daß Du eben Ihn, und keinen Andern nannteſt, ſo Mancher auch genannt zu werden verdient; frommer und ſeliger hat

kein Dichter die Weihe der Schöpfung begangen, als Jean Paul, und da wir zum Glück aus einer Zeit heraus sind, von der ich gehört habe, und wo die Liebe der Frauen zu seinen Werken eine Krankheit war, so ist es mir eine Lust, ihn von Herzen recht gesund zu lieben, ja, zu vergöttern, nun er nicht Mode, sondern etwas viel Besseres und Größeres ist, ein Stern aus den Wolken, der, nachdem so Viele verschwunden, einzeln hervorleuchtet, eine einzeln himmelanragende Prachtsäule über Schutt und Trümmer der in zersplitterten Bestrebungen sich selbst vergrabenden deutschen Literatur! Wie einseitig die Jugend ist, wenn sie liebt, fiel die Dichterin ein, wir hätten diesen Abend nicht Zeit, alles herzunennen, was sich dagegen aufstellen ließ. — O, lassen Sie dem jungen Herzen seinen Dichtergott, rief der General, ich liebe dies Auflodern einer Flamme der Bewunderung und Liebe, denn je stärker die Flamme, je höher sie steigt!

Während dieser Gespräche war auch die Mondesflamme hoch emporgeschwebt, und lächelte von der Mitte des Himmelsdomes hernieder. Kühler wehten die Lüfte, Nebel umweben die Berge, und man trennte sich mit dem Versprechen, den nächsten Tag im Ochelgrunde zu begehen, den Wilhelm als eines der anmuthigsten Thäler dieser schönen Gegend pries.

Die jungen Damen standen nach süßverträumter Nacht am Fenster und sahen mit Lust die Waldeshöhen von der Morgensonne geröthet, als Guitarreptöne die liebliche Stille

des Thals unterbrachen, und folgendes Lied zu ihnen herauftklang:

Da blick' ich in die Ferne hin,
Mir wird so wohl und bang' zu Sinn,
Weit über Höhen, Strom und Thal
Denkt Liebe mein, nur mein zumal!

Der Morgen glänzt in Purpurgluth,
Es weht der Wald, es rauscht die Fluth,
Die Blumen ranken himmelwärts,
O, Sehnen, Hoffen, süßer Schmerz!

Fliegt nur in Lüften, Vögelein,
Süß' Liebe muß noch schneller seyn,
Rausch' Wettenklang, tön' Waldgesang,
Süß' Liebe hat noch süßern Klang!

Rankt, grüne Reben, himmelwärts,
Mein Himmel ist ein liebes Herz,
Da rankt mein Leben sich hinein,
Ist immer Mai und Sonnenschein!

Die Töne verklangen allmählich, die Fräulein blieben in Ungewißheit, wer der Sänger gewesen. Man vereinigte sich unten zum Frühstück und Wilhelm that den Vorschlag, mit der Wallfarth nach dem Ochsengrunde eine zweite, nach dem tiefen Grunde und der seltsam gestalteten Felshöhe, die: der Brand, heißt, zu vereinigen. Die schönen, verschiedenen Punkte dieser reichen Gegend sind nicht genug geschätzt, bemerkte die Dichterin. Man besucht den Ru-

ſtall und die Winterberge, die Baſtei und die beiden angrenzenden Gründe, allenfalls Hohnſtein noch und den Liljenſtein, und verläßt die Sächſiſche Schweiz, ohne an den herrlichen Schneeberg, der freilich ſchon in Böhmen liegt, und einen Tag erfodert, nur zu denken, ohne den nahen Aſchirnſtein zu beſteigen; nur zufällig erfahren Reiſende von der Oſtrauſcheibe, auf die Höhe der grünen, hohen Liebe führen ſchlechtgebahnte Wege, eben ſo auf den großartigen, ſeltſamen Pabſtſtein, und von Wenigen wird der Brand erſtiegen, und der köſtliche Waizdorfer Berg! Auch Hickels und Richters Schlüchte, Arnſtein und Kleinſtein bleiben unbeachtet! Wenige kennen die obere Schleuſe. Nicht daß man nicht auch von den meiſten Bergen dieſelbe Gegend vor ſich hätte, doch immer zeigen ſich all dieſe befreundeten Höhen, von den verſchiedenen Standpunkten aus, ſeltſamer und mannichfaltiger durch einander geworfen, ſo daß man ſie mit namenloſem Vergnügen in einer ganz neuen Geſtaltung wieder kennt. Da mag wohl, rief Alwina, die ſächſiſche Schweiz ein Kartenſpiel ſeyn, das die Natur auf jedem Berge anders gemiſcht darreicht? — Die Ankunft der Wagen unterbrach dieſes Geſpräch; man ſtieg ein, und fuhr mit Entzücken durch die lachende Ebene, die ſchöne Sebnitzbach entlang, durch die verdeckte Brücke und das wunderliebliche, reichumbüſchte Wieſenthal, von gewaltigen, herrlichen Felsgeſtalten, und von hohem, ſchön in einandergeſchlungenen Gebirg eingeſchloſſen, auf deſſen Scheitel einige Dörfer thronen. In der Tiefe vereinigte ſich die Sebnitz mit der Polenz, rauſcht die Porſchdorfer Mühle, wehen die Wipfel herrlicher Bäume; voll Pracht und Anmuth iſt dieſes ſchöne Thal. Der majeſtä-

tiſche tiefe Grund überraſchte unſere Freunde, alles vereinigte ſich an dieſem ſonnigen Herbſtmorgen, ſeine Schönheit zu erhöhen, der tiefblaue Himmel, die Wunderlichter der milden Sonne auf den erhabenen Felſen, die ihn umgeben, und auf der raſchen, freudigen Fluth, die purpurne und goldne Pracht der Birken, die der farbenreiche Herbſt geſchmückt, der Thau, der noch auf den grünen Erlen blitzte, und die ſüße, duftreiche Luft. Mit unausſprechlicher Rührung überließen ſich unſere Freunde dem großen, beſeligenden Eindruck, den alle Schönheit um ſie her auf ihr Gemüth machte. Hier hat die Natur ihr Füllhorn überſchwenglich ausgeſchüttet, rief die Dichterin, es iſt noch etwas Bedeutungsvolleres in dieſem Thale, es weht noch ein anderer Geiſt auf dieſen Höhen als anderswo, ihr Reiz iſt großartiger und inniger zugleich, wenigſtens ſo ganz von dem übrigen, was man in dieſer Gegend ſieht, verſchieden, daß er ſich mit nichts anderm vergleichen läßt. Soweit habe ich, bemerkte Wilhelm, die Gegend ſchon kennen gelernt, daß ſie, die zu jeder Jahreszeit neue Reize darbietet, doch im frühſten Frühling und im Herbſt, von Mitte Septembers bis zu Ende eines ſchönen Oktobers gerechnet, am ſchönſten iſt, wenn man nicht im Junius und Anfang Julius die ſchöne Zeit erwähnen will, wo die einzig liebliche Steinbrech alle Gründe und Höhen ſo bedeutſam und anmuthvoll ſchmückt, daß man ſie die Brautkrone dieſer Felſen nennen möchte. Auch die wilde Roſe rankt ſich in jenen Sommertagen um die ernſten Steinmaſſen, ſie erſcheinen dann feſtlich geſchmückt, und zart umkränzt vom friſchen Sammetgrün des Wieſenteppichs zu ihren Füßen, von der vollen, tiefblauen Vergißmeinnicht-Einfaſſung der üppigen Fluthen

Nur der Auguſtmond iſt keinem anzurathen, der dieſe Reiſe machen will, es müßte denn ganz in den letzten Tagen ſeyn. Gewöhnlich iſt der Horizont umzogen, die Hitze drückend, Bäche und Quellen ſchmachten, und die Luſtfarth wird zur Quaal.

Sie haben Recht, fiel die Dichterin ein, von Mitte Julius bis gegen Ende Auguſt würde auch ich keine Wallfarth hieher unternehmen, es müßte denn unmittelbar nach einem ſtarken Gewittertage an einem mäßig heißen Tage ſeyn. Im Frühling wetteifert das wunderzarte Grün der ſchlanken Birken und Buchen, die aus den Felſen ſo wunderartig emporſtreben mit jener Schönheit des Blumenſchmucks in den Juniustagen und bis gegen Mitte Julius, von welchen Sie uns eben ſagten. Uebrigens wird Niemand von dieſer Gegend einen rechten Begriff mit ſich nehmen, der im Frühling und Sommer nicht die erſte Morgenfrühe und die Pracht des Sonnenuntergangs belauſcht, und der im Herbſt nicht vor Allem die ganze Herrlichkeit des herannahenden Abends und der Sternenpracht ſich im Freien entfalten ſieht. Alle dieſe Felſen werden zu Roſen, in unnennbar holden Abſtufungen wechſelt Farbe mit Farbe, Glanz mit Glanz, bis die erſten Sterne erwachen, heute noch ſollen Sie alle ſehen, daß ich nichts übertreibe, wie Ihr Lächeln mir zu ſagen ſcheint!

Nein, Liebe, ich belächle Ihres reinen Gefühles Ausdruck nicht, entgegnete die Generalin, an welche dieſe Worte ſich zumeiſt zu richten ſchienen. Ich dachte nur eben an allerlei, was mir zugleich einfiel: Erſtlich an eine Menge Menſchen, denen alles, was ſie preiſen, vorübergeht, ohne Eindruck auf ſie zu machen, und die nach einem andern

Glanz haſchen, als jenen ewigen, der die Felſen zu Roſen verklärt. Dann dacht ich an Manche, die ich faſt noch mehr bedauere, die das Alles nur mit der Zunge bewundern, und dafür zu ſchwärmen theils glauben, theils ſcheinen, ohne daß es ſie eigentlich rührt. Ich habe ſolch ein Zwitterding von Kunſt- und Gefühlsweſen gekannt, das vor Unwillen außer ſich gerieth, wenn etwa ein ehrlicher Schiffmann oder ein Führer ein lautes Wort ſagte, bei jedem ſchönen Genuß ungenießbar war, und ſelbſt in Geſellſchaft gebildeter, ausgezeichneter Perſonen verſicherte: die Natur ſpräche zu ihr, und wenn die Menſchen anfengen zu reden, ſo ſchwiege die Natur! Sie hatte ſich in dieſen Ausdruck ſo verliebt, daß ſie ihn überall und auch einmal in einer Geſellſchaft, wo nur franzöſiſch geſprochen wurde, anbrachte, wo denn das „La nature me parle" und „alors la nature se tait" den paradoxen Satz noch paradoxer machte. War es die Nämliche, fragte Albwina, welche die Baſlei: Maulwurfshügel, nannte? Die Generalin nickte bejahend, und Cäcilie fiel ein: Nun, ſo unleidlich ſie unter uns war, ſo exaltirt habe ich ſie geſehn, wenn Fremde dazu kamen, auf welche ſie Effekt machen wollte, ſie war dann ein aufgezogenes Uhrwerk, voll rauſchenden Entzückens und leidenſchaftlicher Exklamationen! Laß doch die Unnatur, rief ernſt verweiſend die Mutter, und beklage ſie, es thut mir leid, daß es mir nur in den Sinn kam, von ihr zu ſprechen! Es war, ſagte der General, die erſte Mediſance auf der ganzen, ſchönen Zarth, und mag als Opferzoll der böſen Gottheit der Frauen hingehn, bring nur keine zweite Opfergabe! Zu dieſem „la nature me parle" ließe ſich indeß wirklich ſagen, daß erſt des Menſchen Herz der

Natur Seele und Sprache verleiht, und daß für mich der ungekünſtelte Ausdruck wahren Gefühls beim Anſchauen der Herrlichkeit Gottes wahrhaft beſeligend iſt, wo ich von lieben Lippen ihn vernehme, ja, daß ohne ihn kein Naturgenuß mich ganz entzückt!

Am Forſtweg ſtiegen unſre Freunde nun ab, und beſtiegen die Höhe, bis ſie links ab ſich in den Waldweg wandten, der nach dem frei herausragenden Horne des Brandes führt, das ihnen ſchon im tiefen Grunde gezeigt worden war; oftmals dämmerte durch das Gebüſch die Ferne, duftumwoben. Durch einen dichtbeſchatteten Waldweg gelangte man auf die freie Fläche, uralte, hohe Kiefern machen das Halbrund der Felſenplatte zur Säulenhalle. Hier iſt Gottes Tempel! rief Adolph, und ein Wonneſchauer heiligen Entzückens durchbebte die jungen Herzen. Von Allem, was man bis jetzt geſehn, war dies noch ganz verſchieden, und wiederum ſo ganz überraſchend, lieblich und wonnereich! Wie einſam und hold leckt ein dunkles grünes Thal, von der Polenz durchſchlängelt, den entzückten Blick, ja, das Herz, in die ſchroffe Tiefe hinab! Wie anmuthig iſt die klare Elbe um das Rathner Gebirg geſchlungen! Wie lächelt das Wehlſtädtel ſo freundlich aus dem hellen, lichtgrünen Streif der Wieſen, welche ſich als Blumengürtel ſcheidend zwiſchen waldbekrönter Felſenreihe und Strom ziehn! welch ein zartgewobenes Duftgebilde ſteigt das Erzgebirge am fernſten Horizont empor, und reiht ſich an die böhmiſchen Felſenmaſſen, die bläulich und ernſt, in edler Geſtaltung hier aufſteigen! Der hehre Roſenberg ſchließt den Kreis und blickt hinter den hellbeglänzten Schrammſteinen hinaus, wie ein Nachbar des Winter-

bergs, die seltsamste und imposanteste Gruppe bildend; in seiner ganzen Majestät thront der Tschirnstein, wunderherrlich gestaltet, wie man ihn von keinem andern Gesichtspunkt erblickt, alles überragend, wie hat jeder einzelne Berg, jede Felsmasse eben hier die vollste Bedeutung, den schönsten Vereinigungspunkt! Wie süß ist das Thal, wie erfreulich der Anblick der reichangebauten, nahen Bergwipfel, die durch der Thäler und Waldeshöhen Fülle und Anmuth und durch die schroffe Wildheit der Felsen hindurch, wiederum so freundlich daran erinnern, daß man in einem Lande lebt, wo Fleiß und Sitte wohnen!

Die Fürsorge der Generalin hatte bewirkt, daß im Gebüsch eine mit kalten Speisen und Wein wohlbesetzte Tafel bereitet stund, an welcher sich die Gesellschaft labte, denn zu schön war es auf dieser Höhe, um so schnell von ihr zu scheiden. Leicht war es, auch Tisch einen wohlschmeckenden Kaffee von mitgebrachten Vorräthen zu bereiten, auch das Wasser hatte herbeigeschafft werden müssen, weil keine Quelle auf dieser Höhe fließt.

Ich ziehe jede Beschwerde des Heraufschaffens, sagte die Generalin, und selbst die Nothwendigkeit, wenn es nicht anders seyn kann, auf solcher Höhe nur mit Waldfrüchten den Durst zu laben, der Widerwärtigkeit vor, einen Tempel Gottes in eine Tabagie verwandelt zu sehn, wo Tisch an Tisch mit zum Theil rohen Gästen angefüllt ist, und Harfner und Gaukler dudeln, und ihr sonstiges Wesen treiben, wie auf der Bastei, wo mich die vielen Hütten, gerade auf dem herrlichsten Standpunkt, unbeschreiblich stören! Im Kuhstall gieng es mir nicht besser, es ist eine große, widrige Bierschenke! Man erquickt sich

doch ſo gern, fiel Adolph ein, und freut ſich über eine freundliche Bewirthung! Unſer Ems hat nie, oder doch ſelten, das Glück, die Pilgerfahrt mit mütterlichen Schutzgottheiten zu begehen! Sey es, entgegnete ſie, nur, daß es ſowohl auf der Baſtei, als in der Wildenſteiner Felſenhalle, oder im Sachſenſteine, wie ihn Ewald Dietrich ſinnig nennt, eine Menge Stellen im Walde giebt, wo die Tiſche und Bierſchänke ſtehen könnten, ohne den Platz heiterer Andacht und ſeliger Naturentzückung durch einen rohen Anblick zu entweihen! Nieder mit den Hütten auf der hohen Felſenplatte, fort mit den Tafeln, wo Käſe und Schinken, Wurſt und Branntwein angeſchrieben ſtehn, vor den himmelhohen, uralten Eichen und Kiefern, welche die Säulen und das Obdach des Prachttempels bilden! Glauben Sie mir, mein Lieber, hätte uns hier ein Harfner empfangen, der ein Lied vom Benapart gebrüllt, und ſähen Sie eine Menge Cajüten voll Zecher und Schlemmer, Sie würden die unendliche Luſt des Anblicks der Schönheiten hier nicht rein genießen können! Eben die tiefe Stille umher, die Süßigkeit des Rauſchens in den Wipfeln vollendet den Zauber des Eindrucks, von dem wir alle ergriffen ſind! — Und wenn Sie das drucken ließen, beſte Frau! fiel die Dichterin ein, es würde um kein Haar anders, glauben Sie mir! Die Kraft, mit der man zürnt, iſt immer beſſer angewendet, wenn man ſie mit feſtem Willen auf ſein eignes Gemüth richtet, um ſich in alles zu fügen, und wo möglich, ſich durch nichts ſtören zu laſſen. Hundert Andere haben dies Tabagieweſen auf der Baſtei gerügt, es wird aber wenigſtens in den erſten zehn Jahren nicht anders werden, bis die Neugierde

ſo vieler befriedigt, der Ort aus der Mode iſt, die gebrechlichen Hütten einſtürzen, nur der Tabor, der ewigthronende, leuchtet, und nur wahre Pilger dahin wallen, wo eine heilige Stätte der Andacht winkt!

Da wir einmal beim Raiſonniren ſind, rief der General, muß auch meine Klage laut werden. Sie kennen wohl nicht den Anſelgrund? Wir kommen daher, antwortete Adolf, wir freuten uns auf die von Millionen Tropfen beſtäubte Anſelhöhle, die beſonders beim Mittagslicht ganz in Regenbogenfarben ſchillern, und ſich bei Fackelſchein herrlich ausnehmen ſollte, wir fanden ſie aber trocken, und, wie aus einer Dachrinne, ergoß ſich, der Höhle zur Seite, ein unbedeutender Waſſerguß, der ganz andächtig in eine Steinrinne rann. Ganz recht! fiel der General heftig ein, es iſt nun im Sinn des Wortes eine trockne Höhle geworden, die Arbeiter haben die Felſenſpaltungen zugeklebt, durch die ſich das Waſſer einſt mit wunderbarer Gewalt ſelbſt Bahn gemacht hatte! Nun fällt es, zwar koncentrirt, jedoch ungeſchickt, und, wie Sie ſagen, dachrinnenmäßig, an einer Seite herab, und das ganze Zauberſpiel von Duft und Sonne und Waſſerrieſeln im Innern des ſchönen Felsgebäudes iſt dahin, ja, um nichts fehlen zu laſſen, hat man einen Zugang, regelrecht und wohlgepflaſtert, links hinein fabrizirt, und die ſchönen, wunderlich geſtalteten Kieſel- und Felsſtücke, auf denen man ſich ehedem mit ergötzlicher Mühe und heitrer Gefahr des gefahrloſen Ausglitſchens in die Höhle begab, ſind weggeräumt! „Da werden ſich alle freuen, die ſchwer beleibt ſind, und die den Schnupfen ſchon von der Angſt vor naſſen Füßen bekommen, rief Cäcilie. Ich begreife

nicht, wie man wohlthätige Bürgerrettungs-Anſtalten kritiſirt!" — Es liegt in der Zeit, mein Kind, unterbrach die Generalin Cäcilie, daß alles beſprochen und kritiſirt wird, die Zeit weiß eigentlich ſelten, was ſie will, Gott aber weiß immer, was er mit der Zeit will! Nun muß ich auch mit meiner guten Neuigkeit nachkommen, rief unſre Dichterin, und Ihnen ſagen, daß die Klage wegen des Umſelgrundes jetzt grundlos iſt, denn auf höhre Veranſtaltung iſt dem Ungeſchick der Arbeiter abgeholfen, der klaren Grünbach ihre alte Bahn wieder geöffnet. Gottlob, rief Alles, wie aus einem Munde, und man hätte das Geſpräch über die Stumpfſinnigkeit ſolcher Menſchen, die durch ihre weiſen Einſichten Gottes Werk verderben, fortgeſetzt, wenn der General dem lieben Kreiſe nicht bedeutet hätte, daß Wilhelm weiter leſen wolle; willkommen war dieſe Nachricht, und alles lauſchte nun Joachimens Geſchichte.

Die Weihnacht 1716.

Vierter Abſchnitt.

Wohl fühlte Auguſt, daß ſeine Mittheilung auf Joachimen den herbſten Eindruck gemacht, und dies um ſo ſchmerzlicher, da es eine liebreiche Regung war, welcher ſie dieſe Eröffnung zu danken hatte. Auguſt war zu gütig, ſie durch ſichtbare Empfindlichkeit für dies Mißverſtehn zu ſtrafen, vielmehr war er freundlicher als je, um die unverſchuldete Kränkung wieder gut zu machen. Ihr ge-

währte ſeine wiederkehrende Herzlichkeit einen Schatten von Glück, und tiefer als je beugten ſich vor der Stolzen alle, die ſie fürchteten, oder ihren Einfluß benutzen wollten. Der Wunſch, ſeine Freundin zu erheitern, gab dem König den Gedanken zu einer prachtvollen Jagdpartie. Er wählte Stolpen, weil dieſer Ort ſeit Jahrhunderten ein Lieblingsziel der Vergnügungen der ſächſiſchen Regenten war. Auguſt wollte dieſe Reiſe benutzen, um die einzig herrlichen Feſtungswerke, denen der Baſaltfelſen einen unerſchütterlichen Grund darbot, recht in Augenſchein zu nehmen. Außerdem war ihm bekannt, daß kein Revier in Sachſen ſo auserleſenes Wild einſchloß, als der Mauerumgebene große Park, in welchem weiße Hirſche, prachtvoll und ſtark ſonder Gleichen, ſich ergiengen, und ſeltne indianiſche Thiere aller Arten mit großer Sorgfalt gehegt wurden.

Am 16ten Julius 1708 ritt der König von Pillnitz nach Stolpen, von einem zahlreichen, glänzenden Gefolge begleitet. Sein Beſuch war voraus gemeldet worden. Ihn empfing der würdige Greis, Obriſtlieutenant Martin von Frankenberg, an der Spitze der Beſatzung, eine Stunde vor der Stadt; der Donner des Geſchützes auf den Wällen verkündete des Monarchen Ankunft. Friſch belebt durch die Freude, ſeinen Herrn wiederum hier zu ſehn, dem er als jugendlich blühenden Churprinzen 1694, den Tag vor der Erbhuldigung in Budiſſin, hier an der Seite ſeines alten, verſtorbenen Freundes von Schönberg, des damaligen Commandanten, entgegenritt, ließ der edle, im Dienſt des Vaterlands ergraute Kriegsmann eine Thräne auf die ihm huldvoll gereichte Hand des Königs fallen, und bat um die Gnade, ihm alles ſelbſt zeigen zu dürfen. Das

einſichtvolle Lob, welches der Monarch ſo mancher weiſen Einrichtung ertheilte, erquickte des Greiſen Herz.

Kaum war Auguſt ſeit einer Stunde in Stolpen, als Joachimens Wagen über die Brücke rollte. Der König ging ihr mit bezaubernder Freundlichkeit entgegen, er bot ihr den Arm, und ſprach: Kommen Sie, meine Freundin! wir waren ſo oft in Paläſten und in Verſammlungen, wo die Freude thront, nun laſſen Sie uns dieſe Kerker beſuchen, die dem Verbrecher als Ziel ſeiner Irrbahnen winken. Fern von ihnen wiegt ſich oft der Uebermüthige mit frevelhaften Gedanken, glaubt ungeſtraft das Werk der Nacht zu vollbringen, indeß dieſe Gewölbe ſchon ſeiner harren, und ihn mit ſtiller, unfehlbarer Gewalt in ihre Schlünde ziehn! Ein Schauder überflog Joachimen bei dieſen Worten, doch ſie verbarg ihn, und Auguſts Freundlichkeit verſcheuchte den trüben Ahnungsſchatten. Im Weitergehn ſagte Auguſt noch zur Gräfin, daß ihm von vielen Erinnerungsſtellen, an die ſich große Begebenheiten knüpfen, Stolpen eine der verhängnißvollſten und wichtigſten erſcheine. Es iſt auch ſo, ſo, ſprach Vitzthum, man kann dieſe Thürme nicht ſehen, ohne zu denken, welche Stürme der Zeit über ihrem Haupt weggezogen, und nicht immer ohne Spur. Auch ſie können einſtürzen, ſagte der Commandant, das Höchſte hat den tiefſten Fall! Joachima blickte betroffen auf den Greis, der, wie eine leiſe Ahnung ihr ſagte, in dieſen Worten ihr Geſchick ausſprach; ſein Blick war ſo eiſig und ſtreng, daß ihr zu Muth war, als zeige ihr böſer Genius ihr den dunkeln Weg in dieſe unterirdiſche Labyrinthe. Dem König kam unmittelbar ſein Gefolge nach, der Amtshauptmann George von Knobelsdorf ſchloß

ſich an Vitzthum an, zuletzt kam der Amtſchöſſer Marche mit den übrigen Beamten. Oefters ſah ſich Joachima nach den andern Bewohnern dieſer Feſtung um, weil ſie die durchbohrenden Blicke des bleichen, ſchweigſamen Commandanten, von den Fackeln, die dieſe Schreckensorte erhellten, geiſterhaft beleuchtet, nicht ertragen konnte.

Schon waren die äußern finſtern Feſtungsgänge durchſtreift, im erſten Hof der Marſtall, die grauſe Marterkammer, und manches andre dunkle Behältniß, das noch im dumpfen Wiederhall der Unglücklichen Seufzer auszutönen ſchien, in Augenſchein genommen. Ein ſo banges Grauſen hatte Joachima's Seele gefaßt, daß ſie nicht wußte, wie ſie in den hellen, ſchönen Thurm gelangt war, den der Commandant Johannisthurm nannte; ſeine heitre Ausſicht gefiel dem König, doch Joachimen war zu Muth, als brenne der Boden unter ihren Füßen, als klemmten die Mauern ihre Seele ein. Dort eben, in der Thurmſpitze, ſagte der Commandant, iſt ein enges Gefängniß, das nur durch einige Oeffnungen in den dicken Mauern eine Ahnung vom Tage bekommt, ob es gleich ſo hoch und luftig in die Wolken ſich hebt. Dies heißt: Der Richter Gehorſam. Johannes der Sechſte, Biſchoff zu Meißen, ließ dieſen Thurm im 15ten Jahrhundert erbauen, er wurde nach ihm genannt. Hier auf ebner Erde befindet ſich ein zweiter Kerker, in welchem geringe Vergehungen mit kurzer Gefangenſchaft beſtraft wurden, doch der dritte, merkwürdigſte, iſt unter der Erde befindlich, tief hinab gehn die gewaltigen, feſten Mauern, die ihn umgeben, er iſt mit Quaderſteinen gepflaſtert, kein Lüftchen kann dort wehen, kein milder Strahl dringt hinein. An einem Seil wurde

vor Zeiten der Gefangene hinunter gelaſſen, dort lebendig in der Gruft zu ſeyn, nie erblickt' er das Tageslicht wieder; ſehn Sie die Oeffnung hier — der Commandant leuchtete ſelbſt mit der Fackel hinein, Joachime blickte hin, eine dräuende Nebelgeſtalt tauchte aus der Tiefe auf, ihr entgegen, mit einem dumpfen Schrei ſank Joachima zu Boden.

Allgemein war die Beſtürzung, unausſprechlich beſorgt war Auguſt, die zärtlichſten Bemühungen riefen die Gräfin zum Bewußtſeyn zurück. Fort von dieſer Stelle, rief ſie mit ſcheuen Blicken, hier iſt meine Marter, mein Verderben, mein Tod! Man wollte fort, doch ſo bleich und bebend war die Gräfin, daß der anweſende Leibarzt für rathſam hielt, ſie auf einige Zeit der Ruhe genießen zu laſſen, man ſtieg alſo mehrere Stufen hinauf in das erſte Stockwerk des Johannisthurms, wo eine Ottomanne ſtand, ohnmächtig ſank ſie darauf hin. Ein Wink Auguſts entfernte alle Anweſende, er ließ ſich neben ihr auf einen Seſſel nieder, nahm ihre kalte, zitternde Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. Dankbar ſuchte ſie ihn anzulächeln, doch die Vernichtung, das Entſetzen in ihren Mienen gab dieſem Lächeln etwas ſchauderhaftes. Was iſt Ihnen, Gräfin, rief Auguſt erſchrocken. Ich habe, ſagte ſie dumpf, einen Blick in die Geiſterwelt gethan, von ſolchen Schrecken geneſet man nicht wieder. Theure Freundin, welche Phantaſien, rief der König. Nein! fiel Joachima heftig ein, ich habe Beichling geſehn, er drohte mir dort aus der Tiefe. Auguſt erblaßte, doch bald gefaßt ſagte er beruhigend: Dunkelheit, Dünſte, Fackeldampf und eine aufgeregte Phantaſie erzeugen manches Schreckgebilde, ich habe ſehr unrecht gethan, Sie ſol-

chem Unfall auszusetzen. Ruhen Sie ein wenig, Liebe, ich werde gleich wieder bei Ihnen seyn. Wild umklammerte sie des Königs Hand. Hier allein? rief sie, hier müßte ich sterben, nein, bei allem, was heilig ist, lassen Sie mich nicht allein, was habe ich gethan, daß ich hier verschmachten soll? Eine wahre Todesangst beklemmte des Königs Herz bei diesen Worten, was Ahnung aus Joachimen weissagend sprach, hielt er für Wahnsinn, namenlos war sein Entsetzen, er starrte sie zweifelhaft an und entzog ihr nicht seine Hand. Joachime senkte nun die Augenlieder, bald schloß sie sie fest, ein tiefer Schlaf bemächtigte sich ihrer Sinne, es gelang dem König, sich sanft von ihr loszumachen, er gieng an das Fenster und überließ sich während dieses Schlummers ernsten Gedanken. Eine halbe Stunde mochte Joachima in dieser Betäubung gelegen haben, als sie erheitert aufwachte und keine Erinnerung an die vergangenen Schrecken aus dem Schlummer mit hinüber genommen hatte. Sie sahe August sich theilnehmend ihr nahen und lächelte ihm süß entgegen, mir ist wieder wohl, lispelte sie, lassen Sie uns hinunter gehn. An des hohen Freundes Hand gieng sie leicht, wie ein Reh, die Stufen hinab.

Im Flügel des Schlosses, der für hohe Besuche aufbewahrt stand, war ein reiches Mahl angerichtet, der König ließ den Commandanten ihm gegenüber sitzen. Joachima und einige Damen, die ihr sehr ergeben und von allen ihren Parthieen waren, saßen an den obern Plätzen. Das Tischgespräch wurde durch Vitzthums allbelebende Munterkeit äußerst glänzend und erheiternd, Joachima hatte den Wink der Nemesis vergessen und entzückte alle Anwesende durch

den Zauber ihres Witzes, durch ihre Anmuth und Freundlichkeit. Dieß war das Band, an welchem ſie Auguſt feſſelte, der, von mancher ſchweren Sorge, von mancher ſchmerzlichen Erinnerung gedrückt, nur immer ſtrebte, ſich ſelbſt zu entfliehen und den der Witz in Frauenmund am meiſten entzückte. Er wurde ganz Ohr bei ihren Scherzen, und ſie freute ſich ſeiner Heiterkeit. Kaum bemerkte ſie den trüben Blick des Commandanten, wenigſtens vermochte er nichts über ſie, dieſer Edle aber, dem es zuviel dünkte, daß eine Frau an dieſer Stelle ſo ganz aus der Reihe aller Sitte herausgetreten, nun auch den letzten Schatten weiblicher Würde opfre, indem ſie, nach ſeiner Meinung, ſich unter ſo vielen Männern nun auch geiſtig preisgäbe, ergriff die Gelegenheit, die ihm eine kurze Pauſe bot, und ſuchte den König in ein ernſthaftes Geſpräch zu verwickeln. Dieß war nicht ſchwer, bald lieh ihm Auguſt ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und nach einigen Wechſelreden erhob der würdige Greis ſeine Stimme und ſagte:

Ew. Majeſtät geſtatten mir, Ihnen einige Lebensumſtände eines meiner Freunde und in Gott ruhenden Vorgänger allhier auf Stelzen zu berichten. Franz Ferdinand von Troilo, der dreimal in Jeruſalem das h. Grab des Erlöſers beſuchte, den Berg Sinai beſtieg, in Algier als Sklave ein ganzes Jahr ſchmachtete, wunderbarlich losgekauft 1670 nach Livorno ſchiffte, und über Venedig und Wien glücklich nach Hauſe gelangte, wo er mit Jubel von den Seinigen empfangen wurde. Dieſer vielgeprüfte Fromme trat 1673 in ſächſiſche Militärdienſte, und ließ in Dresden ſeine ſchöne orientaliſche Reiſebeſchreibung drucken. Er war dem Hochſeligen Churfürſten, Dero Vater, theuer, der ſeine chriſt-

liche Unterhaltung liebte. Er vermählte ſich 1678 mit Hedwig Sophie, einer gebornen von Polenz, und bezog mit ihr 1682 dieſe Veſtung als Commandant; in der einſamen Einförmigkeit dieſes Berufs beſchloß er ſein thatenreiches Leben, indem er mit ſeiner chriſtlichen Hausfrau hier alle Tugenden der Geduld und Liebe und edlen Standhaftigkeit ausübte, zu denen er am Grabe des Heilands ſich im Gebet geſtärkt. Sein und Frau Hedwigs Leben war eine Kette von guten Handlungen, ſie kleidete ſich in ſchlechte Zeuge, um von den Erſparniſſen Kranke und Gefangene zu erquicken, Elende zu verſorgen, nie ruhten ihre fleißigen Hände vom Arbeiten, und falteten ſich nur zum Gebet. Man ſahe ſie ſtets ſittiglich und ſchweigſam, wie Frauenzimmern gar wohl anſteht, im Kreis der Männer, die Augen hold geſenkt, die unter den Schleiern der Zucht viel herrlicher hervorſtralten, ich ſahe es ſelbſt, denn ich habe die Selige wohl gekannt. So überaus ſchön ſie auch war, glänzte ihre Seele noch hervor über die hinfällige Blüthe des Körpers, Niemand konnte ſie ſehen, ohne ſie zu lieben; ihre Kinder wuchſen in trefflicher Zucht und Ordnung auf, und wer den blaſſen, ſtillen, heitern Ferdinand von Troilo, neben ihm das wunderherrliche Weib, und die nur zarten Kindlein umher ſah, dem gieng das Herz auf, denn ſo freundlich ſie waren, ſo liebreich ſie ſich bezeigten, ſchienen ſie alle doch nicht von dieſer Welt zu ſeyn, und nur durch ihre Milde der Menſchheit anzugehören. Frau Hedwig ſtarb am 20ſten März, Frühlingsanbeginn, im 38ten Jahre ihres Lebens. Weinet nicht, ſagte ſie ihren Lieben, mein wartet ein ewiger Frühling! Noch weinen Greiſe und Matronen um ſie, die ſie gekannt, ich aber war in meiner Jugend ſo gerührt von

ihrer Vortrefflichkeit, ihrer Zucht und Scheu, ihrer Demuth und Edelmüthigkeit, daß ich mir gelobt habe, kein Weib zu freien, weil ich keine ihr gleich finden könnte, wenn schon zu meiner Zeit deutsche Frauen mehr auf sich hielten, als heut zu Tage. Ich segnete mein Schicksal, als ich 1697 allhier als Commandant einzog, und auf eine oder die andere Art in Ferdinands von Troilo Fußtapfen treten konnte, doch der Einsame vermag wenig, und ich fühle es wohl, meine Tage sind gezählt!

Von streitenden Empfindungen gequält gab der König, als Martin von Frantzen schwieg, das Zeichen des Aufbruchs, dieß war allen hoch willkommen, die nicht wußten, was sie zu des Greises Erzählung sagen sollten. August begab sich nach dem Thiergarten, um dort zu jagen, Frantzen zeigte den Weg. Als sie über den Hof giengen, machte der Commandant auf ein einzelnes Gebäude mit einem spitzen Thürmchen den König aufmerksam und sagte: hier ist die Stelle, wo sonst das Häuslein stand, in welchem Mutter Anna allerhand edle und köstliche Arznei und Duftessenz unter eigner Aufsicht brennen ließ, zum Heil und zur Labe! Nie reiſete die hohe Frau, ohne mit Hülfe für sich und andere im Fall eines Unglücks versehen zu seyn. Hier in Stolpen hauſ'te sie lange und gebar zur unaussprechlichen Freude ihres Eheherrn den Prinzen Leopold, 1571, den die hochgelahrten Herrn: Caspar Peucer und Dominus Philippus und die ehrsame Wittwe Frau Doctorin Neſin in hiesiger Kirche zur Taufe hielten. Das war ein Weib nach dem Herzen Gottes! ja, Gott segne Sachsens fromme Fürstinnen! Gerührt von des Greises Gutmüthigkeit, drückte ihm der König die Hand und sagte: Dank, braver

Frauen, für die schöne Erinnerung, die mir an dieser Stelle willkommen ist!

Der Commandant führte August und Joachim nun in die Schloßkapelle, welche die schönen, spurlos nun verschwundenen und zerstörten Alterthümer enthielt, von denen uns nur noch einige flüchtige Beschreibungen Nachricht geben. Der schon seit der Uebergabe Stolpens von den Wenden an das Bißthum zu Meißen gestiftete Altar der h. Barbara war ein Werk von Bartholomäus Vaß und Georg Heyde, ihn ließ Bischof Johannes V. 1487 überaus reich verzieren und stark vergolden. Aus seiner Zeit waren vermuthlich, vielleicht aber auch aus noch früherer Zeit, die gepriesenen Gemälde auf Goldgrund, die entweder, oder zertrümmert, oder verbrannt sind. Sie stellten viele biblische Geschichten vor, den Altar aber schmückten, als Hauptgemälde die Abbildungen der h. Barbara und des St. Erasmus. Das Mittelbild stellte die h. Jungfrau vor, welche das Jesuskind auf dem linken Arme trägt. Eine goldene Krone umfieng ihr Haupt, der Mond war zu ihren Füßen. Was muß das bedeuten, fragte die Gräfin, daß man in alten Gemälden so oft zu den Füßen der Gottesmutter den Mond sieht? Ich weiß es nicht, Ew. Excellenz, sagte der Commandant, doch habe ich mir folgende Auslegung gemacht: Die reine Magd, welche in steter Demuth als Himmelskönigin thront, die keusche, süße Mutter des ewigen Heils, hat das Vergängliche, das Nichtige, den Schein, das Heuchelwesen des erborgten Prunkes, davon der, kalte, gleissende Mond ein treffliches Sinnbild abgiebt, zu ihren Füßen liegen und thront im Lichte des wahren Gottessmahles der Zucht und Unschuld, der Sitte und Ehr

muth, der Milde, des Erbarmens, der Sanftmuth und Lieblichkeit. Sehn Sie einmal dagegen eine nackte Heidengöttin, oder ein frech geputztes Weib beim Tanze an, und Ew. Excellenz werden den Sinn der Darstellung noch besser verstehn! Herrlich sind die Gemälde erhalten, wie gestern erst gemalt, unterbrach der König den Greis; das kam, fiel Bitzthum ein, von den ächten Farben her. Ich weiß nicht, rief Frantzen, ich glaube fast eher, es kam vom ächten Sinn und Gemüth der Meister! denn wer kann diese ganz himmlischen Gestalten sehen, ohne sich erbaut, gerührt und erhoben zu fühlen?

Nur kurze Zeit noch verweilten die Anwesenden in der Capelle, denn außen klangen die Hörner schon zur Jagd. Der König bat Frantzen, den er blaß und ermattet sah, zurückzubleiben, und dankbar that es der Greis. Alles schwang sich nun auf die Rosse und es begann in diesem geräumigen und herrlich gelegenen Revier eine lustige Jagd. Ein gewaltiger Hirsch war gestellt, die Freude der Jäger wurde erhöht durch des Thieres Behendigkeit und Muth. Der König selbst erlegte ihn. Man schaffte noch viel anderes Wild herbei. Joachima wollte schießen, sie hörte etwas im Gebüsch rasseln, legte an, traf, eilte hinzu, da fand es sich, daß sie einen Silberfasanen geschossen, der in seinem Blute, mit den sanften, brechenden Augen rührend anzuschauen war, und einen tiefen Schrei ausstieß. Heute war es einmal bestimmt, daß Alles sie stören mußte. Sie warf die Flinte von sich, und sprengte durch den Park nach dem Schlosse zurück, August jagte unaufhaltsam fort. Die Damen, welche sie begleitet hatten, eilten ihr entgegen, und führten sie voll Besorgniß nach dem Johannisthurm,

wo Alles ſchon zu ihrer Aufnahme für dieſe Nacht bereitet war.

So wunderbar unheimlich als hier, war es Joachimen noch an keiner Stelle geweſen, mit unbeſchreiblichem Schauder gieng ſie die Stufen hinan. Auch hatte ſich der Himmel ſchwer umwölkt, ein Gewitterſturm brauſ'te durch die Waldung und heulte gegen die Mauern, man konnte vom Untergang der Sonne nur blutrothe Streifen am äuſſerſten Rand des Horizontes ſehen; im Gemäuer rieſen unheimliche Nachtvögel und die Wetterfahne ſchrillte im Sturm. Hierbaſt durchſchauert, ganz betäubt, war die Gräfin außer Stand zur Abendtafel zu gehen. Der König kam noch nach Tiſche, von Witzthum begleitet, ihr gute Nacht zu ſagen. Ihre Stimmung, ihr verirrter Blick erfüllten alle, welche ſie in dieſem unerklärlichen Zuſtande ſahen, mit Entſetzen. August ſandte den Arzt zu Joachimen, bei ihr zu wachen, ſie ſchlug den lindernden Trank aus, den er bereitet, und ſank bald nach des Königs Entfernung in einen dumpfen, ſchweren Schlummer, im Traum ſchien es ihr, als verlängere ſich der Thurm zu einem düſtern, gewölbten Gang, durch welchen ſie unaufhaltſam fortgehn müſſe, weiter und immer weiter, erſt nach langem Wandern ſahe ſie einen Strahl, als brächte der Morgen durch die Dunkelheit. Als ſie dem Licht ſich nahte, erwachte ſie. Es war Mitternacht, der Traum hatte ſie angegriffen, ſie fühlte ſich vereinſamt und furchtbar beängſtigt. Keinen Schlummer fand ſie in dieſer Nacht, bis gegen Morgen, wo ſie in verworrenen Träumen fortſchlief, bis die Sonne hoch ſtand, da eilte ſie, ſich ankleiden zu laſſen, um acht Uhr hatte der König fortgewollt. Er kam heiter, ihr einen guten Morgen

zu bieten, und führte ſie nach ſchnell eingenommenem Frühſtück in den Wagen. Frei athmete Joachima, als die letzte Feſtungspforte ſich hinter ihr ſchloß, und nahm ſich im Stillen vor, nie wieder dieſe grauſige Schwellen zu überſchreiten.

Es iſt ſchön, rief der General, als Wilhelm im Leſen inne hielt, daß Sie uns ſo trübe Szenen an ſo heitrer Stelle vorſchreiben laſſen, gleichſam als wenn ein ſommerliches Thaugewölk über den beſonnten Himmel fliegt. Doch ſchon naht der Abend, laſſen Sie uns nun heimkehren, vielleicht ſehen wir im Abendſchimmer noch den tiefen Grund in ſeiner ganzen Pracht, wie er uns beſchrieben worden.

Zögernd giengen alle, denn allzuliebkich verklärte die ſchon ſich neigende Sonne die entzückende Landſchaft. Der grüne Wald war von Strahlen durchblitzt, die hohen Felswände des Forſtes braunten in Abendlicht. Mit ſteigendem Entzücken giengen unſre Wandrer den tiefen Grund hindurch, oftmals von der Zauberpracht der Felsmaſſen feſtgehalten, welche die Abendröthe im Sinn des Worts zu Roſen umſchuf. Unten rauſchte der Bach ſeinen Nachtgeſang, dunkel war es im Grunde, nur die Höhen flammten kühn in den blauen Himmel hinein, der Prachtbau des Brandes enthüllte ſich in voller Herrlichkeit, und von der reinſten Rührung durchdrungen, kehrten unſere Wandrer zu ihrem gaſtlichen Obdach zurück. Den verſäumten Ochelgrund beſchloß man nächſtens zu beſuchen.

Da die Kühlung dieſes Herbſtabends ein Beiſammenſeyn am traulichen Ofenfeuer begünſtigte, ließ die Dichterin

auf ihrem Zimmer die Gesellschaft sich vereinigen. Der muntern Flamme Wiederschein spielte an der Wand, der Theekessel brauſ'te, die Astrallampe leuchtete mondscheinartig, und bald vereinigten sich die anmuthigen Gäste. Wilhelm nahm am Tisch Platz, und Mathilde saß ihm gegenüber. Die jungen Herzen alle durchzuckte der Schmerz des Vorgefühls eines nahen Scheidens. Alle rief ihre Bestimmung an verschiedene Orte hin, keines hatte dem Andern von seinen Gefühlen etwas sonst als durch Blicke unwillkührlich verrathen, und die innere, stille Gewißheit der Gegenliebe, das Unnennbare des süßesten und bängsten Glücks, der Hoffnung, der Sehnsucht nach einem Worte der Erklärung, erhöhte den Schmerz der nahen Trennung, und zog wie schöne Blitze durch den umwölkten Horizont. Mathilde und Wilhelm waren die bewegtesten von Allen, tief und mächtig war in Beiden zugleich eine Liebe erwacht, deren Innigkeit und rasches Fortschreiten auf die innere Gewißheit gegenseitiger Vortrefflichkeit beruhte, auf eine Gewißheit, für welche oft flüchtige Wahrnehmungen, schnelle, tiefe Blicke in ein geliebtes Herz bessre Bürgschaft leisten, als jahrelange Beobachtungen. So nah sich ihre Herzen waren, so fern standen sich beide ihrer äußern Lage nach. Mathilde war die verwais'te, reiche Erbin eines stolzen, edlen Stammhauses, Wilhelm verdankte einen ausgezeichneten Standpunkt in der menschlichen Gesellschaft nicht der Geburt, nicht dem Vermögen, sich und seinen Verdiensten allein. Er beschloß durch das Vergehen, daß er eines Handwerkers Sohn sey, der Neigung Mathildens, die er zu errathen glaubte, sogleich Einhalt zu thun. Er hielt dieß für Pflicht, und hatte sich deshalb in seinem Le-

ben die erſte Lüge erlaubt. Ein würdiger Landgeiſtlicher war ſein Vater, Wilhelm bekleidete in der Armee einen für ſeine Jugend anſehnlichen Rang, den er ſich in den glorreichen Schlachten von Lützen, Leipzig, Waterloo und Paris erkämpft. Er hatte Mathilden im Theater zu Dresden geſehn, ohne zu wiſſen, wer ſie ſey, war ihr am andern Morgen, ihr unbemerkt, nach der ſächſiſchen Schweiz nachgefolgt, und hatte dort die Dichterin, ſeine Verwandte, angetroffen, die in ſeinen jugendlichen Plan, eine Zeitlang die Rolle eines Führers in der ihm wohlbekannten Gegend zu übernehmen, um ohne Zudringlichkeit in Mathildens Nähe zu ſeyn, eingehen mußte. Der alte Adel Mathildens, ihre ausgebreitete, ahnenprunkende Familie ſtand wie ein Schreckgeſpenſt zwiſchen den glühenden Wünſchen des Jünglings, mehr als dieß aber das glänzende Loos, welches der reichen Erbin harrte. Dieß Alles hatte Wilhelm erſt nach und nach von ſeiner Freundin erfahren, und es beſtärkte ihn in dem Entſchluß, bald die Gefahr zu fliehen, ohne ſich eigentlich zu erkennen zu geben, ohne eine Spur von ſich zurück zu laſſen. Mathilde ahnete manches vom Zuſammenhange, und je höher ſie Wilhelm in ſeiner Entſagung ſchätzen mußte, je mehr ſie ihm darin Recht zu geben gezwungen war, je heiliger und glühender flammte die Liebe zu dem edlen Jüngling in ihrer Bruſt auf, und jemehr beſtärkte ſie ſich in dem Vorſatz, ihn zu prüfen und für ſein Andenken allein zu leben, wenn er ihrer Liebe ſo würdig ſey, wie ihr eine innere Stimme es verbürgte. Wilhelm las in Mathildens Seele, und beide fühlten, ohne es ſich je zu ſagen, wie unzertrennlich ihr Schickſal ſey, dem nur die Erde entgegen ſtand. War Wilhelm ein edler Mann, blieb

er treu, ſo hatte Mathilde beſchloſſen, dereinſt, wenn ſie unabhängig ſeyn würde, ſeine Beharrlichkeit zu beſiegen, doch fühlte ſie, daß er ihr jeden Widerſtand männlicher Entſchloſſenheit entgegen ſetzen würde.

Anders waren die Ausſichten, die ſich Ehrenfried, Adolph und Helmhold darboten, die drei lieblichen Schweſtern waren unverlobt, der Jünglinge Verhältniſſe berechtigten ſie auf ihre Hand zu hoffen, und ein ſchönes Wiederſehen winkte in kurzem Zeitraum, wo ſie beſchloſſen hatten, den General auf ſeinen Gütern zu beſuchen. Dort wollten ſie einander näher kennen lernen, und ſich bei günſtiger Gelegenheit erklären. Cäcilie, Charlotte und Allwina mochten davon wohl eine Ahnung haben, doch was wäre Liebe, wenn ſie nicht Alles fürchtete, indem ſie Alles hofft?

Unſere Dichterin, welche ſo ziemlich klar die jungen Herzen durchſchaute, wünſchte an dieſem traulichen Abend ihre Freunde von der Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt abzuleiten, und die Spannung der Gemüther für ihr Werk zu benutzen, deshalb bat ſie Wilhelm, den Schluß von Joachimens Geſchichte zu leſen. Alles ſtimmte in dieſen Wunſch mit ein, und Wilhelm, dankbar für die Fürſorge der Freundin, las mit bewegter Stimme:

Die Weihnacht 1716. (Schluß.)

Mehrere Jahre waren ſeit jener Jagdparthie nach Steipen vergangen. Der König war, müde der Unthätigkeit, und dürſtend nach kriegeriſchem Ruhm, nach den Niederlanden gegangen, wo er unter Prinz Eugens ſiegreichen

Fahnen unerkannt kämpfte, und die Farbe dieſes Helden trug. Manche kühne That und manches heitre Abentheuer beſchäftigten ihn dort, und wenn ihn Marlborough und Eugen, die Helden, bei den unerhörten Wagniſſen, wo Auguſt, ſeiner Löwenkraft und ſeinem unerſchütterlichen Muth vertrauend, mit dem Leben ſpielte, Auguſt warnten, ſagte er lachend, man müſſe im Kriege Proteſtant ſeyn, und an Vorherbeſtimmung glauben.

Müde der Verzögerung, welche die Belagerung von Liſſel in den Kampf brachte, und ſehnſüchtig nach dem Anblick der Seinigen, kehrte Auguſt nach einigen Monaten von Flandern nach Dresden und zu Joachimen zurück, die in Schmerz über dieſe lange Trennung faſt verging, und der Feldpoſt mit ihren Briefen allein Beſchäftigung in Fülle gab. Dieſe Briefe athmeten nur Kummer und Verzweiflung, die furchtbarſten Drohungen waren darin enthalten, wenn Auguſt ſie je verließe. Auguſt fühlte ſich durch dieſes leidenſchaftliche Treiben auf das ſchmerzlichſte beunruhigt. Er räumte ſeiner ſtürmiſchen Freundin äußerlich mehr Herrſchaft ein, ſein innerſtes Gemüth aber wendete ſich mehr und mehr ab von ihr, indeß er jedes Mittel aufbot, den Dämon der Zwietracht zu beſchwören. Nicht unbemerkt gieng an der Unglücklichen dieſes Nehmen im Spenden vorüber, doch oft täuſchte ſie ſich wieder ganz, wenn ein rückkehrendes Gefühl für ſie Auguſts Seele bewegte, und er wieder ſo hingegeben, ſo hold und innig als ſonſt erſchien. Tage des höchſten irdiſchen Glanzes, ſo wie kaum eine Maintenen ſie erlebt, giengen dem Sturz Joachimens kurz zuvor. Ein fremder Monarch kam, Auguſt zu beſuchen, dieſer war noch jung, ſehr liebens-

würdig, voll mediſcher Galanterie, und feurig ſchon für den Ruf von Joachimens Schönheit eingenommen. Er hatte ihr, ſobald er ſich nach dem erſten Beſuch bei der Königin beurlaubt, von Auguſt begleitet, ſeine Aufwartung gemacht. Ihre feenhafte Erſcheinung in ihrem Gartenſchloſſe an der Elbe, wo alle Blumenpracht mit dem Zauber der Muſik und der Anmuth der herrlichen Umgebungen ſich vereinigte, die Sinne zu beſtürmen, machte den tiefſten Eindruck auf den königlichen Fremdling. Zu Joachimens Ritter erklärte er ſich, nahm eine purpurne Bandſchleife von ihren Locken und theilte ſie mit Auguſt, indem er ihn bat, zu vergönnen, daß er bei den ſtattfindenden Feſtlichkeiten und Ringſtechen mit ihm zugleich die Farbe der Gräfin Coſel trüge. Feſt an Feſt bezeichnete die Stunden der Anweſenheit des Monarchen, Joachima war die Königin dieſer Tage, ſie ſchwamm, hin und hergeſchleudert auf den ſtürmiſchen Wogen des höchſten Glanzes und der tiefſten Schmach; der Huldigung der feinſten Schmeichelei und der oft bittern Kälte, mit welcher der König ihre Anfoderungen an ſeine Liebe zurückwieß, indeß er oft auch wieder ſie zu verſöhnen ſtrebte. Bis zur Wuth reizte Joachimens ſiegreiches Prangen bei den Luſtbarkeiten des Hofes ihre Widerſacher, vor allen aber diejenigen, welche der Königin anhiengen, und Joachimens frevelhafte Hoffnungen durchſchauten. Wohl hatte die Königin keinen ſo glühenden Verehrer ihrer Tugenden und großen Eigenſchaften als — ihren Gemahl ſelbſt, und oft begegneten ſich beide Gatten in der Liebe zu ihrem Sohn ſehr herzlich wieder, ohne ſich deshalb in ihren Verhältniſſen näher zu werden. Nie hatte wohl ein junges Herz den Traum der Liebe ſüßer geträumt

als Eberhardine, da ſich Auguſt um ihre Hand bewarb. Den Zauber der Liebenswürdigkeit des ſchönſten, herrlichſten Fürſtenjünglings, der, wie zum Herrſcher geboren, höher, kraftvoller, glänzender in Schönheit aufgeſproßt war, als alle Männer ſeiner Zeit, deſſen Geiſt mit der liebreichſten Milde, deſſen Anmuth mit Würde gepaart war, durchglühte ihre noch unſchuldige Seele mit unwiderſtehlicher Leidenſchaft für ihren edlen Bewerber. Eberhardine war ein ganz weibliches Weſen, im ſchönſten Sinne des Worts. Ihre engelgleiche Demuth und Sittſamkeit erinnerte Auguſt an den hingeopferten Engel Ludovika, er glaubte in ihrem Beſitz Erſatz zu finden, und vergaß, daß die ſtürmiſche Leidenſchaftlichkeit, mit welcher er geſtrebt, Ludovika's Liebe zu gewinnen, die Strafe des Himmels auf dieſes holden Weſens ſchuldloſes Haupt herabgezogen, und jede Möglichkeit eines reinen Glücks von ihm entfernt hatte. Der Schatten der Hingeopferten ſtand vor ſeiner Phantaſie, ſtörend zwiſchen ihm und ſeinem Glück, er verſtand die Stimme nicht, die ihn erleuchtend mahnen wollte, er ſtrebte der innern Qual zu entfliehen, und irrte auf Pfaden umher, die ihn ſtets wieder dieſer Qual in die Arme führten. Mehr als alles riß ihn das Beiſpiel fort, das der franzöſiſche Hof gab. Lange hatte die ſanfte Eberhardine die Flatterhaftigkeit des theuern Unbeſtändigen mit aller Geduld der treuſten Liebe, mit allem Glauben einer reinen Seele getragen, vielfach hatte die ſtrenge Mutter gewarnt, gefleht, gezürnt, — es war vergebens! Auguſt wogte fort auf dem Strudel, der ihn unaufhaltſam mit ſich riß, die ſanften Klagen, die warnenden Stimmen verhallten, ſeile Seelen, deren Abſichten die Verirrungen des Gebieters

willkommen waren, beförderten ſie auf alle Weiſe. Auguſt kehrte nicht zu ſeiner herrlichen Gemahlin zurück. Viele Jahre hatte ſie zwiſchen Furcht und Hoffnung geſchwankt, wurde aus dem Himmel der Liebe in die Nacht troſtloſer Verlaſſenheit zurückgeworfen, doch kein Auge durchſchaute das wunde Herz, das ſo ſtolz als ſanft war. Der ſüßeſte Troſt wurde ihr von der liebenden Vorſehung in ihrem Sohne geſchenkt; ſein zartes Leben, ſeine hülfloſe Kindheit nahm das ganze Daſeyn der zärtlichen Mutter in Anſpruch, ihm weihte ſie ſich ungetheilt, und fand in ihrem Bewußtſeyn und in der reinen Seligkeit der Mutterfreuden Troſt, Frieden und Erſatz für das verlorne Eheglück.

Wie ſo anders die Beklagenswerthe, die für den Flitterglanz eines verbrechriſchen Weltglücks das Heiligſte, Ehre und Tugend, dahingegeben! Gewiegt von ſtolzen Hoffnungen, erwartete ſie mit glühender Ungeduld ihr ganzes künftiges Glück von ihrem Sohne, den ſie im Geiſt ſchon auf dem Throne ſah. Was ihr im Wege ſtand, war ſterblich, uneingedenk, daß ſie dieß auch ſey, baute ſie ihr Luftgebäude auf die Hoffnung, der Tod werde alle Hinderniſſe zu ihrem Emporkommen hinwegnehmen. Schon dreimal war ſie Mutter geworden, und hatte ihre Kinder gleich nach der Geburt in den entlegenſten Theil ihres Schloſſes verbannt, ſie mehrern ausländiſchen Wärterinnen übergeben, und höchſtens einmal zu ſehen begehrt, wenn ſie beſſte, durch ihren Anblick auf den Vater zu wirken. Wohl muß die ſonſt ſo mächtige Stimme der Natur verſtummen, wo die Seele in den Stricken der Sünde liegt, und billig iſt es, daß der Vorſchmack aller Himmelswonne, die unaus-

ſprechliche Seligkeit, mit der des Kindes Blick ein Mutterherz durchdringt, nur reinen Frauen zu Theil werde!

Auguſt hatte ſeinen königlichen Freund nach Berlin zu Friedrich I. begleitet. Er war erſt ſeit einigen Tagen von dieſer Reiſe zurück, als die Nachricht von Peters des Großen Siege bei Pultawa und der Flucht Carls des XII. wie ein Strahl aus Wolken die Gemüther traf. Die Liebe der Pohlen, die Sorge für das Wohl eines edeln Volks, dem er ſich durch frühere Verpflichtungen immer noch ſchuldig war, und die mahnende Stimme des Czars rief Auguſt nach Warſchau; trunken vor Freude über den unerwarteten Wechſel des Glücks ſah Joachima ihn die Anſtalten zur Reiſe betreiben. Heiß floſſen beim Scheiden ihre Thränen, tauſend und tauſendmal ließ ſie ſich von ihm verheißen, daß er ſie nie verlaſſen wollte, mühſam entriß ſich ihr Auguſt; ihre Todtenblaſſe, ihre Blicke durchdrangen ihn mit Grauſen. Ihr letztes Wort war: Treue oder Verzweiflung und Tod!

Ernſte, ſchwerverwickelte Angelegenheiten harrten des Königs in Polen. Er gab ſich ganz mit ungetheiltem Eifer der Sorge hin, ſeines Thrones Pfeiler feſt zu gründen, und ſchmerzlich riſſen ihn Joachimens Briefe aus ſeinem tiefen Nachdenken über große Plane ſtets gewaltſam heraus, in die kleinliche Wirklichkeit hinüber, in die Netze zurück, denen ſich längſt ſein Gemüth entwunden hatte, der Wahnſinn der Leidenſchaft ſprach ſich ohne alle Weiblichkeit in Joachimens Briefen aus. Sie, die nie etwas anders als ſich ſelbſt geliebt hatte, war nach und nach in dem Wahn befangen worden, daß ſie den König innerlich liebe. Man hätte ſie die größte Heuchlerin nennen

müſſen, weil ſie im Kreis zahlloſer Anbeter und gegen Auguſt ſelbſt mit Gefühlen ſpielte, aber die grenzenloſe Unwahrheit ihres Seyns, die ſtete Lüge, worin ſie lebte, ließ ſie ſich ſelbſt täuſchen, und ſie glaubte auf Stunden, wirklich alles das zu ſeyn, wofür ſie ſich gab. Ihre Feinde nannten ſie hochmüthig, lügenhaft, ſchwindelnd, ſie war es in einem Grade, der jeden Begriff eines redlichen Gemüths überſteigt; doch Leichtſinn und Egoismus waren vorherrſchend in ihrem Weſen, und wanden ſich, wie wucherndes Schlingkraut, erſtickend um alles Schöne und Edle, womit Himmel und Natur dies ſeltſame, höchſt unglückliche Geſchöpf ausgeſtattet hatten. Sie mußte irdiſch geſtürzt werden, um ſich zu retten; der göttliche Erbarmer rief ſie an ſeine Bruſt, ſie ſollte nicht verloren gehn! So lange der unnennbare Zauber ihrer Gegenwart den König feſt hielt, hatte der glühende Haß ihrer Feinde, die größtentheils edle Männer waren, und nicht ſie, nur ihre Frevel verabſcheuten, keine Gewalt über Auguſts Gemüth, doch als ſie aus der Ferne durch die Süßigkeit, welche ſie Verſöhnungsſzenen zu geben wußte, nicht mehr Auguſt wieder gewinnen konnte, nachdem ſie ihn durch ihre empörenden Briefe verletzt, als die Aufheiterung, die er bei ihr gefunden, ihm von der Abweſenden nicht mehr gewährt wurde, verſchwand die Anhänglichkeit und nur der Unwille blieb in Auguſts Seele zurück. Nun wurden Männer, welche ihr Uebermuth, ihr Hohn, ihre Verſteckheit, ihre Ränke ihr zu Feinden gemacht, kühner, ſie wirkten vereint gegen ſie auf den König. Sie enthüllten ihm ein furchtbares Gewebe von Unthaten, und brachten ihn zu dem Ausruf: Wäre ich nur erſt ganz ihrer Feſſeln frei! Die Gräfin erfuhr durch

eine dienſtfertige Hand, welche Stürme über ihrem Haupt ſich verſammelten, zugleich wurde ihr berichtet, daß eine ſchöne, junge Polin des Königs Herz zu gewinnen bemüht ſey. Dieſen Brief durchfliegen, nach ihren Piſtolen greifen, ihren Wagen verlangen, ſich beſinnungslos hineinwerfen und rufen: „Nach Warſchau!“ war das Werk weniger Minuten. Nicht eine Kammerfrau folgte der Gebieterin, die Tag und Nacht reiſte, um den König zu überraſchen. Sie nahte, wie eine verhängnißvolle Gewitterwolke, doch ſchneller, als ſie, war der Sturm, der ſie zurückſchleudern ſollte. Die gegen ſie Verbündeten waren gewarnt, die ernſteſten Rückſichten bewogen den König, ſtreng zu ſeyn, und der Tollkühnen ſeine Macht fühlen zu laſſen; ein unnennbares Entſetzen machte ihm bang vor dem Anblick der von aller Weiblichkeit und Sitte entkleideten, ganz entzügelt leidenſchaftlichen Frau, die um ſein Herz, wie mit räuberiſcher Gewalt um eine Beute, ringen wollte. Sein feſter Wille wies ſie von der Polniſchen Grenze nach Dresden zurück, wohin das Gerücht ihres Sturzes ihr vorausgegangen war. Vernichtet ließ ſie ſich von Ort zu Ort fahren, ſie ruhte faſt auf jeder Station tagelang aus, ſie zögerte, um noch in der Nähe des Königs zu bleiben, hoffte noch, er würde ſie zurückrufen, oder ihr nacheilen, es geſchah nicht, und wie vor funfzehn Jahren die Bethörte, betäuſcht von Wonne, den Triumph einer einzig ſtrahlenden Schönheit im königlichen Saale zu feiern, mit Ungeduld den Wagen über die Brücke fliegen hieß, ſo zog jetzt die Enttäuſchte, Gemarterte, langſam, wie eine Sterbende ein. Niemand harrte ihrer, kein Herz hieß ſie willkommen, die längſtverhehlte, nie ungeſtraft ausgeſprochene Verachtung

der Redlichen durfte nun laut werden, und fürchterlicher und dunkler war die Schmach, die ihrer harrte, als jemals ihr Triumph geleuchtet, denn ihr Glück war Traum und Lüge gewesen, und Wahrheit war ihr Mißgeschick!

Sie wurde aus der Kutsche in ihr prachtvolles Schloß getragen, auf die schwellenden Polster des Divans sanft niedergelassen, von ihren Dienerinnen gepflegt, und ihrer stets geübten Härte und Launenhaftigkeit ungeachtet, mitleidig beklagt. Sie war fühllos gegen die Theilnahme ihrer Untergebenen, denn sie hatte oft gesagt, dienende Menschen seyen nur Maschinen, sie hatte immer nur sich in der Welt erblickt, eine Hölle ist die Einsamkeit der Eigensüchtigen, wenn ihre Plane mißlingen, wenn das Glück sie verläßt. Oede, unbesucht von schmeichelnden Verehrern stand der Palast, den vor sechszehn Jahren Verschwendung und Kunstgeschmack zu einem Aufenthalt der Feen umgeschaffen hatten, dessen Schwelle die des Tempels der Fortuna für den Bittenden war, der sie betreten durfte. Wie düster strahlte nun der Kerzenglanz von dem Golde, den köstlichen Steinen, den herrlichen Kunstwerken zurück! Wie dumpf schallten die Schritte ihrer Leute in den großen, leeren Sälen! Wie unerträglich langsam schlichen die Stunden dahin! Ach, welches Kerkers bedurft' es noch für eine Unglückselige, die, von Schätzen umgeben, in strahlenden Zimmern sich wie im fürchterlichsten Gefängnisse befand? Die Wunderpracht um sie her schien der Verlassenen zu spotten, schmerzlich lachelte sie die hohen Kisten an, die, zum Theil mit Ceselschen Münzen, den traurigen Denkmahlen ihrer Hoffarth, angefüllt, in dem unzugänglarsten Zimmer des Palastes aneinander gereiht standen.

Zu welchem Feſte ſollte ſie ſich mit den Juwelen ſchmücken, die bei der Anweſenheit des Königs von Dännemark Erſtaunen und Neid durch ihre beiſpielloſe Pracht erregt? Ihr Stern war erbleicht, und ſo hatten auch dieſe Schätze ihren Glanz verloren! Was ſollten die goldſtoffnen Kleider, auf denen üppige Prunkliebe volle Blumenſträuße von bunten Edelſteinen in Fülle hingeſtreut? Wozu die italieniſchen Blumen, wetteifernd mit der Natur an Farbenpracht und Düften? Was frommten die Spitzengewebe aus Brabant, zart, wie ein Nebelhauch, was die hochrothen und leuchtenden franzöſiſchen Bänder, die ſie ſo gern und ſinnreich durch ihre ſchwarzen Locken ſonſt gewunden, was alle Hülfsmittel der ausgeſuchteſten Kunſt, auf deren Anwendung ſie ihre halbe Lebenszeit verwendet, um ihre Schönheit zu erhöhen? Da lag in Gold und Kryſtall das feine, koſtbare Gift vorräthig, von welchem ein Tropfen hinreicht, die ganze Geſtalt mit blendender Weiße zu bekleiden, da funkelte das feinſte Purpurroth für die Lippen, und eine Schminke, welche die Pracht der Roſe beſchämte, da athmete ſie noch die tauſend Wohlgerüche ein, von denen Aroma umwallt ſie einſt einer wandelnden Blume gleich geweſen. Alles, was ſie nur erblickte, ſagte ihr nur, wie ſo ganz elend und verlaſſen ſie ſey. Oft lauſchte ſie am Fenſter und ſah mit Seufzen des Königs ſieben Lieblingspferde, die in Europa nicht ihres Gleichen hatten, die er ſtets ſein Siebengeſtirn hieß, vorbeiführen. Jedes wetteiferte mit dem andern an wunderherrlicher Schönheit und ſeltnen Eigenſchaften, wie ein Gedanke flogen ſie vorüber, ihre wohlbekannte Stimme, ihre herrlichen Bewegungen, alles rief Joachimen die Erinnerung der Tage zu-

rück, wo ſie an Auguſts Seite auf ſchlankem Roß durch die Lüfte wogte. Es geſchah auch wohl, daß der muthige, tigerartig gezeichnete Araber, ihr Liebling, vermeinend, hier ſey ſein Ziel, aus alter Gewohnheit an der Gräfin Thür ſtehen blieb, als erwarte er ihre Ankunft. Er mußte dann faſt gewaltſam fortgetrieben werden, und Joachimens Herz wollte vor Wehmuth brechen. Ihre Feinde gingen, Arm in Arm, wie im Triumph an ihren Fenſtern auf und nieder, die Luft trug höhniſche Worte zu ihr hinauf, der Schmerz hat ein leiſes Gehör! Dann ſah ſie auch wohl den Arbeitsmann auf der Straſſe, dürftig gekleidet, dem ſein friſches, fröhliches Weib das Mittagmahl brachte, und es lachend und ſcherzend mit ihm verzehrte. Von Joachimens einſamem Tiſch wurden die ausgeſuchteſten Speiſen, die duftreichſten Früchte aller Welttheile, unberührt weggetragen, bittre Thränen waren ihre Koſt, und ſie ſann nur auf Plane der Rache. Dieſe Monden des Wehes und der Einſamkeit waren ihr von der milden Hand des erbarmenden Gottes gegönnt, um die Verblendete zu retten, ſo nahe lag ihr Troſt, und ſie griff nicht danach! Wahrſagerinnen und Zigeunerinnen wurden von ihrer Dienerſchaft aller Orten aufgegriffen und zu ihr geführt, hier gab ſich die Aethörte den dunkeln Gewalten hin, die in unſichtbaren Netzen die Seelen verſtricken. Thörichte Hoffnungen, düſterer Aberglaube beſingen Joachima, ſie glaubte noch ihre ganze Herrlichkeit wiederzugewinnen; dem König ſchrieb ſie nicht mehr, ſeit ihre Briefe unentſiegelt an ſie zurückkamen, er war den Zauberkreiſen ihrer Anmuth und Schönheit entflohn, jetzt ſuchte ſie ihn in den magiſchen Schlingen der Unterwelt zu feſſeln, ſie opferte den Schwarzkünſtlereien,

den zauberischen Flammen sein Bildniß, seine Haarlocke, seine Briefe, sie wandelte einen Theil ihres Palastes in ein Laboratorium um, Zaubertränke zu brauen, durch ihre unermeßlichen Reichthümer hoffte sie eine hülfreiche Hand für ihre Plane zu gewinnen. Ach! Sie gedachte nicht des ewigen Freundes, der, die ihn lieben, nie verläßt! Sie durfte nur in die nahe Kirche gehen, wo Glockenklang und Orgelgetöne, vereint mit den Stimmen der singenden Gemeinde, sie so oft mahnte, hier konnte sie ihre Thränen weinen, ihr Herz im Gebet reinigen, dann zu ihren Kindern gehn und mit ihnen in das entfernteste Land flüchten; doch nie betrat sie die heilige Stätte, nie genoß sie das sühnende Abendmahl, und keinmal verlangte sie nach den Kindern, die ihr, begegnete sie ihnen zufällig, fremde waren und blieben.

So ungenutzt, so frevelhaft verderben verfloß die lange Frist, wo Joachima unverfolgt und ungefährdet, frei und im Besitz ihrer Schätze blieb. Wie sehnte sie sich selbst dem Ende dieser Zeit, der Ankunft des Königs entgegen! August war noch eine Tagereise von Dresden entfernt, und ging nicht ohne Herzbeklemmung dem Wiedersehen Joachimens entgegen; er dachte sich schon Alles, was er ihr zum Trost, zur Beruhigung sagen wollte, denn er hoffte, sie sanft und ergeben zu finden, doch anders war es im Rath ihrer Verfolger beschlossen, sie kannten nur allzugut ihre Gewalt über Augusts Willen und Neigungen, sie wußten es, daß sie verloren waren, wenn er sie wiedersah. Der König wurde bestürmt, sie von Dresden zu verbannen, nichts wurde außer Acht gelassen, den Gründen, mit denen man in ihn drang, Gewicht zu geben, wohin Joachimens unselie-

ger Verkehr mit verlaufnem Geſindel gehörte, das meiſtentheils im Sold ihrer Feinde ſtand. Im Publikum wurde das Gerücht ausgeſtreut, ſie wollte ſelbſt die jüdiſche Religion annehmen; im Allgemeinen hatte ſich die öffentliche Stimme mit einer furchtbaren Gewalt gegen die Frau erhoben, die in den funfzehn Jahren ihres Glanzes mit mehr als königlicher Pracht umgeben geweſen, ſo manchen Edeln geſtürzt, ſo manchen Unwürdigen erhoben, blind, wie Fortuna, geſchaltet, unermeßliche Reichthümer an ſich geriſſen, ungeheure Summen verſchwendet, die tollkühne Hoffnung, einſt auf den Thron zu ſteigen, überall in ihren Handlungen durchſchimmern laſſen, dem ſanften Engel Eberhardine mit unerhörter Frechheit in all ihrem Pomp unter die Augen getreten war, und bei alle dem, ſo lange ſie ſich in ſtrahlender, ganz bezaubernder Schönheit, ſüß lächelnd, hold umherblickend, ſo hinreißend, als ſtolz und verwegen gezeigt, Gewalt über die Gemüther geübt hatte.

Jetzt zeigte ſie ſich nur noch flüchtig, bleich und im nachläſſigen Gewand am Fenſter, der Nimbus des Glücks und der Macht, der ſie einſt umfing, war von ihr gewichen, ſie ſtand von der trüben Nacht des Mißgeſchicks umhüllt, kein Redlicher konnte ſie beklagen, die eben ſo, wie ſie ihr vermeintes Glück gemißbraucht hatte, nun auch von ihrem vermeinten Unglück keinen Nutzen zog.

So geſchah es denn, daß die Wiederkehr des Königs, die alle ihre ſtolzen Hoffnungen belebte, der ſie mit Herzklopfen und glühenden Ahnungsträumen neuen Glücks entgegenſah, für ſie eine Quelle der Schmerzen wurde. Am Tage vor ſeiner Ankunft war das ganze Heer armſeliger Gaukler und beſtochener Kundſchafter, das, kaum verächtli-

cher, als die übrigen Glücksritter und Schmeichler an ihrer Statt nun die Prachtſäle des Coſelſchen Palaſtes erfüllte, bei ihr geweſen; alle Vorzeichen ſchienen günſtig, alle Sterne ſtralten Glückverheißend. — Reich beſchenkt hatte ſie um Mitternacht noch die letzte Wahrſagerin entlaſſen, und warf ſich zu kurzer, oft unterbrochner Ruh auf eine Ottomanne hin. Die Sonne war kaum aufgegangen, als raſcher Pferdetrapp im Hofe erſchallte. Sollten die Verheißungen ſo raſch in Erfüllung gehn? kam Auguſt reuig, liebevoll zurück? Sie hielt den Athem an, legte die Hand auf das Herz und ſchloß die Augen, um Faſſung zu gewinnen, ſie hörte die Flügelthür öffnen, jemand trat ein — der Bote ihres Glücks, oder Auguſt ſelbſt? Es war ihr in der Erwartung zu Muth, als wolle der Reſt ihres gequälten Lebens aus ihrem Buſen entfliehn; feſt hielt ſie noch immer die Augen geſchloſſen, als eine Stimme, deren Klang ſie mit Todesſchauder durchdrang, ihren Namen rief. Fürſtenberg, den ſie ſo oft tödtlich verletzt und gekränkt, war es, der vor ihr ſtand, nicht hämiſch, nein, entwaffnet durch ihre Bläſſe, ihr Elend und ihren Schmerz. Sie ſah ihn ſtarr an, und horchte, was er ihr verkünden möchte. Ich bin geſandt, Ew. Excellenz zu erſuchen, hob er mit bebender Stimme an, indem er mild auf ſie hinſah, heute noch — — — die Reſidenz zu verlaſſen, und komme, Ihre Befehle wegen Ihres künftigen Aufenthalts zu empfangen, ich erſuche Ew. Excellenz, fügte er mit immer milderer Sitte hinzu, ganz über mich zu gebieten und meines Eifers gewiß zu ſeyn; Dresden muß Ihnen von nun an verhaßt ſeyn, man fühlt dies, und die Sorge für Ihre Ruhe, Ihre Zufriedenheit, gnädige Grä-

ſin, hat; glauben Sie es feſt, den meiſten Antheil an des Königs Wunſch — Bei dieſen Worten erhob ſich Joachima von ihrem Sitz, ihre Faſſung war wiedergekehrt und mit ihr Haltung und äußerliche Würde, und all die hinreißende Anmuth, die ihr ſo ganz eigen war. Ich danke Ihnen, Fürſt, ſprach ſie mit feſter Stimme, wie mit Herablaſſung, zu dem Betroffenen, ſagen Sie Sr. Majeſtät dem König, daß ich kein andres Verbrechen begangen habe, als ihm nur zu ſehr ergeben zu ſeyn. Iſt dieß ſtrafwürdig, ſo werde mir mein Prozeß gemacht, kann man mir ein Tribunal anweiſen, vor welches eine freie, fremde, edelgeborne Frau gehört, die nichts begangen hat, ſo werd' ich mich ſtellen, dort werde mir mein Urtheil geſprochen, doch das kann ja nicht ſeyn, und ſo flehe ich um die einzige Gnade, daß man mich hier — in meinem Hauſe — in Frieden — ſterben laſſe — ſie erblaßte, und ſank bewußtlos nieder, als ſie dieſe Worte geſprochen. Fürſtenberg war gerührt, ihr Stolz war gebrochen, ihr Glanz vernichtet, ſiegreich ſtand er vor derjenigen, vor welcher er ſo oft ſich beugen mußte, hier fand ſein Haß ſeine Grenze. Er rief den Frauen der Gräfin, und übergab ſie ihrer Pflege, dann entfernt' er ſich, feſt entſchloſſen, ſie nicht im Elend noch zu ſchmähen. Er meldete dem König durch einen Eilboten den ganzen Vorgang, und fügte die Bitte hinzu, die Unglückliche nicht zu beunruhigen. Dieſe, von allen Feinden Joachimens, die den König umringten, mit Herzklopfen erwartete Nachricht machte ſie alle beſtürzt. Wie groß mußte die Gewalt ſeyn, welche den Haß Fürſtenbergs entwaffnen, ihn zu einem Fürſprecher umwandeln konnte, was würde es nicht ſeyn, wenn

Auguſt ſelbſt wiederkehrte, und er ſie ſähe! Um jeden Preis mußte dies vermieden werden! Es wurde ſchwer, den König für die Racheplane von Joachimens Verfolgern zu gewinnen, nur die einzige Rückſicht konnte ihn beſtimmen, daß dieſe Entfernung auch für ihre Ruhe nothwendig ſey. Nicht mehr ſollte dieſe Angelegenheit in des umgeſtimmten Fürſtenbergs Hand gelegt werden, ein junger Adjudant des Königs wurde in höchſter Eil abgeſchickt, um ihr ausdrücklich zu befehlen, Dresden ſchnell zu verlaſſen. Der Hufſchlag des angeſpornten Roſſes berührte kaum die Erde, wenige Stunden nach Fürſtenberg kam dieſer zweite Bote zu Joachimen. Sie erkannte den ſchönen Jüngling auf den erſten Blick, als er im Schloßhof abſtieg und das Schaumbedeckte Roß den Dienern übergab, ſie hatte ihn als Page aufwachſen, als Offizier abreiſen, mit Ehren aus den Feldzügen wiederkommen ſehn, und ſelbſt zu ſeinem Emporkommen beigetragen. Sein Anblick flößte ihr Hoffnung ein, konnte dies ein Andrer ſeyn, als ein Bote des Friedens und der Freude? Arme Bethörte! er war es auch, hätteſt du nur ſeiner Stimme gefolgt, und wäreſt du vom Schauplatz friedlich abgetreten! Mit freudiger Haſt ging Joachima dem Hereinkommenden einige Schritte entgegen, ſeine trübe Miene weiſſagte nichts Gutes. Ich komme, ſagte er ſchüchtern, Gnädigſte, Sie ehrerbietigſt anzuflehn, ſich und dem König Ruhe zu ſchenken, Ihre Entfernung wird als das einzige Mittel betrachtet, ſie muß Ihnen ſelbſt wohlthun — ich ſoll darauf dringen — ſetzte der Jüngling mit ſchwankender Stimme hinzu. O, Guſtav, rief die Gräfin, auch Sie? Ihre Thränen ließen ſie nicht weiter ſprechen. Sie ſchwankte, ließ

ſich nieder, winkte dem Offizier, Platz zu nehmen, und überließ ſich nun ohne Rückhalt ihrem Jammer. Lange Zeit verging, ehe ſie ſprechen konnte, dann ſagte ſie: Knieend wurd' ich einſt beſchweren, dieſe Stadt zu meinem Aufenthalt zu wählen. — Dieſer Palaſt wurde zu meinem Wohnſitz eingerichtet, er war mit Blumen ganz ausgeſchmückt, ſonnenhell erleuchtet, erklingend von göttlichen Harmonieen, als ich einzog, ihn zu bewohnen. Nie wurde er leer von Menſchen, die ſich um meine Huld bewarben, es war ein Vorzug für Mächtige, ihn betreten zu dürfen! Hier ſoll ich fort, ſchimpflich verwieſen aus meinem Eigenthum? Von meinen Kindern weg? Was habe ich begangen? O, Gott, laſſen Sie mich noch wenige Tage hier, die Rache meiner Feinde wird geſättigt werden, ich werde dieſes Schloß verlaſſen, doch nur als entſeelter Leichnam! — Der Jüngling war tief bewegt, mit gebrochener Stimme bat er Joachima, ſeine Dienſte anzunehmen, er wollte dem König berichten, wie er ſie gefunden. Wiederum erwachte Hoffnung in ihrer Seele, milder floſſen ihre Thränen, lange ſann ſie nach, dann entſchloß ſie ſich, noch einen Verſuch auf Auguſts Herz zu wagen, denn ſie hatte zu dem Jüngling Vertrauen gefaßt. Nehmen Sie mich mit ſich, rief ſie dringend, ich will mich in männliche Tracht verhüllen, den König aufſuchen, vor ſeinen Augen ſterben oder ſeine Gnade wieder erlangen. Niemand wird ahnen, was wir vorhaben, die Nacht bricht herein, ich fürchte nichts, wenn ich Auguſt ſehe, ja, und ſollte es vergebens ſeyn, ſollte er mich verſtoßen, ſo will ich mein Urtheil aus ſeinem Munde empfangen, den Tod zugleich, denn ich werde es nicht überleben! Lange ſchwieg Guſtav ſtumm, doch dann ſagte er

bleich und zitternd: Gräfin! das wäre Betrug, es iſt wider meine Pflicht, meine Ehre ſteht auf dem Spiele, doch es giebt ein Mittel, das ſich mit meiner Pflicht vereinbart, ſchreiben Sie dem König, ich gebe den Brief in ſeine eigne Hand, o, der König iſt gut, iſt edel, er wird gerecht ſeyn! Nein, rief Joachima, ich ſelbſt muß ihn ſehen, in ſein Auge muß ich blicken, wo alle Stralen der Huld und Liebe leuchten, ſein Zorn wird mich tödten, oder ſeine Gnade mich beleben! O, Gräfin, rief Guſtav ſchmerzlich, dieſe Gewaltſamkeit, dieſes Auflodern iſt es ja eben, was Sie dem Könige ſo furchtbar macht! Ihre Erſcheinung würde ihn zum Aeußerſten hinreißen, denn, ach! laſſen Sie es mich Ihnen geſtehen, Ergebung erwartet er nicht von Ihnen, der tödtlichſte Haß, Verderben, Mord und Entſetzen ſoll von Ihrer Hand auf ſein geheiligtes Haupt geſchleudert werden, ſo haben Sie Ihre Feinde geſchildert, ſo denkt er ſich nach Ihren eignen Briefen Ihre Stimmung. Schreiben Sie ihm, zeigen Sie ihm Demuth, Reſignation, er wird Ihre Stimme vernehmen, wird Sie nicht mehr verkennen, o, glauben Sie mir, die raſtloſe Geſchäftigkeit Ihrer Feinde Sie zu ſtürzen, iſt ein Beweis dafür, wie ſehr Sie noch in Auguſts Herzen leben! Joachima ſann betroffen und ſtill eine lange Zeit nach, dann ſagte ſie: Ja, es iſt wahr, ich ſelbſt habe mein Unglück verſchuldet, ich Unſinnige habe tauſendmal gedroht, Mörderin zu werden! Hätte ich es nie gethan, hätte ich mich immer nur auf die ſicherſte Schutzwehr des Weibes, die Sanftmuth, und auf Auguſts Edelſinn verlaſſen! Sie ſchwieg und weinte wieder, und Guſtav flehte ſie dringend an, dem König zu ſchreiben. Er führte ſie an den Schreibtiſch, bat ſo freund-

lich, mit einer ſolchen Gewalt redlicher Ueberredung, daß ſie nachgab, ſie ſchrieb Worte, von ihren Thränen halb ausgelöſcht, kaum leſerlich gezeichnet von ihrer zitternden Hand, ſie entſagte auf die Liebe ihres hohen Freundes, bat um Vergebung, um Wiedergabe ſeiner Achtung, flehte, ſie nicht von ſeinem Angeſicht zu verbannen, und bekannte ſich ſchuldig der Kränkung ſeiner königlichen Würde. Sie ſiegelte und gab bebend das Blatt hin, dann ſank ſie in ihr Sopha, verhüllte ihr Angeſicht und winkte den Jüngling fort. Voll Hoffnung blieb ſie zurück, und nach und nach ſank die Demuth und Ergebung wieder, zu der ſich ihre Seele durch den Schmerz auf kurze Zeit erhoben, und ſie faßte wieder Muth zu weit ausſehenden Planen. Indeß kam der Offizier mit ihrem Brief nach Bautzen, wo er den König treffen ſollte, er trat in den Saal, welcher an das königliche Schlafzimmer ſtieß und mit heller Kämingluth erwärmt war. Dort lauſchte ſeiner Ankunft ſchon Joachimens unverſöhnlichſter Feind, der ihm ſogleich entgegenrief: Iſt ſie fort? Nein, ſprach Guſtav ernſt, ich durfte nicht Gewalt brauchen, ſie findet den Verbannungsſpruch ungerecht, ſie appellirt an die Huld des Monarchen, dieſen letzten Verſuch muß man geſtatten, der König entſcheide! Dieſer Brief, rief der Gewandte, indem er ihn unverſehens dem Adjudanten wegriß, iſt wohl für Sr. Majeſtät beſtimmt? Geben Sie den Brief wieder, rief Guſtav, er iſt an den König, und ich ſelbſt habe verſprochen, ihn in ſeine Hand zu bringen. Noch hatte Guſtav dieſe Worte nicht ganz ausgeſprochen, als der Brief ſchon im Kaminfeuer lodette. Herr! rief er heftig, die Hand an den Degen legend, doch jener faßte ſeine Hand und ſagte mit hohem Ernſt: Armer,

bethörter Jüngling, hat die Sirene auch Sie und Ihre Tugend eingesungen? Wissen Sie denn nicht um die Verhöre der verruchten Zauberkünstler, mit denen sie stets umgeben wär? Haben Sie nie von vergifteten Briefen gehört? Wie, wenn der König den Tod aus diesen Zügen der giftigen Schlange gesogen hätte? Verkennen Sie nicht meinen redlichen Eifer, ich selbst will der Unglücklichen wohl, ihr ist nichts wünschenswerther, als Ruhe und Entfernung von den Gegenständen, die ihr aufgereiztes Gemüth immer in neuen Aufruhr bringen. O, rief Gustav, sie war voll Reue und Demuth, Steine hätten sich erbarmen müssen, sie glich sich selbst nicht mehr, doch niemals hatte ich sie so schön gesehn. Ein hämisches Lächeln flog über des *** Gesicht; war sie, so sprach er, ganz Demuth und Reue, so mußte sie es durch Gehorsam beweisen, nicht durch Widerstand gegen den königlichen Willen; gehn Sie, junger Mann, ich selbst werde dem König Bericht erstatten, werde suchen Ihr Fürsprecher zu seyn, denn Sie haben, wenn schon als Mensch Erbarmen gezeigt, doch als Unterthan schwer gefehlt! Es lag etwas Wahres in diesen Worten, das Gustav besiegte, stumm und trübe entfernte er sich. Triumphirend ging jener nunmehr zu August, und mahlte ihm Joachimens Widerstand mit den schwärzesten Farben aus, er beschwor ihn, jeden Anlaß zu öffentlicher Kundwerdung ihrer Stimmung zu vermeiden, sie zu entfernen, ehe er nach Dresden käme. Von der Gewalt hinreißender Beredsamkeit besiegt, unkundig der Resignation und Sanftmuth der Armen, traf August entscheidende Maaßregeln, und die von allen Seiten Bedrängte warf sich endlich in einen Wagen und eilte nach

Villnitz in ihre gewöhnlichen Zimmer, dort hoffte sie sicher zu seyn, doch auch bis dorthin verfolgte sie die geschäftige Sorge ihrer Feinde. Gustav, dem der König sehr zürnte, hatte Mittel gefunden, sich zu rechtfertigen, und ihm ihre ganze Unterredung zu berichten. Die unverkennbare Reue der Gräfin rührte Augusts Herz, er sann darüber nach, wie er die Trostlose beruhigen könnte, seine Stimmung, die dem Scharfblick der Feinde Joachimens nicht entging, wurde zwar wieder mit Erfolg bekämpft, doch nicht so ganz, daß er beruhigt gewesen wäre. Es war auf ihrer Feinde Anstiften geschehen, daß sie sich von Gauklerinnen überreden lassen, des Königs Briefe zu verbrennen, und die Asche in einen seynsollenden Zaubertrank zu mischen. August war dieser Umstand unbekannt. Zu ihrem Unglück gerieth er auf den Gedanken, in welchem ihn ihre Feinde bestärkten, ihre Resignation auf die Probe zu stellen, indem er seine Briefe von ihr zurückverlangte. Nur allzugut wußten die Geschäftigen, daß die Gräfin diesen Beweis der Veränderung ihrer Gesinnungen nicht geben konnte. Eben so durften sie mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, sie würde nicht eingestehn, daß sie die Briefe verbrannt, und so hofften sie des Königs Zorn aufs Neue gegen sie zu zu entflammen, und sie ganz zu entfernen. Als die Aufforderung an sie gelangte, jene Briefe zu überliefern, schrieb sie nur mit bebender Hand auf den Rand des an sie gelangten Befehls: unmöglich, nimmermehr! und winkte dann den Ueberbringer hinweg, dann aber überschaute sie, welche Folgen dieser Widerstand für sie haben könnte, und getrieben von den unterirdischen Gewalten, die sie in unsichtbaren Netzen mit sich fortzogen, ergriff sie mit ähnlich-

haltſamer Haſt die Flucht. Wie mancher glaubt, wie Jochima, ſeinem Schickſal zu entfliehn, und nimmt den Feind mit fort in der eignen Bruſt! So auch ſie, denn nur Bangigkeit für des Königs Unwillen trieb ſie hinweg, und die Hoffnung, an einem befreundeten Hofe Fürſprecher zu gewinnen, bewog ſie, ſtatt ſich, fern von Sachſen, in die Stille irgend eines Landſitzes zu vergraben, in eine nahe Reſidenz zu eilen. Der Ruf, der ihr vorausgegangen war, verſchloß ihr nicht blos hier alle Thüren, ſondern bewog auch die Regierung, ſie aus der Stadt zu verweiſen. Dieſer Schlag traf zermalmend ihr Herz; ſie konnte nun einmal, die Unglückſelige, von den Menſchen ſo ſchmachvoll abgewieſen, in dieſem ſcheinbaren Mißgeſchick nicht Gottes Wink erkennen, der ſie zu ſich hinrief, in die immer offne Zuflucht Seines Vaterherzens, die dem gräßlichſten Verbrecher unverſchloſſen iſt, ſie klagte die Verderbtheit der Menſchen an, die nur dem Glücklichen lächeln, und vergaß ihre eigne Vergehen, ſie ſtand vor ihren eignen Augen entſündigt da, weil ſie ſich für ein Opfer des Haſſes, der Ränke und tirranniſcher Willkühr hielt. Je ſchwerer ſich ihre Gegner gegen ſie vergangen hatten, je furchtbarer war ihnen die Möglichkeit der Rache der einſt ſo Gewaltigen, die noch im Beſitz aller ihrer Reichthümer war. Sie mußte nun ganz entwaffnet werden, man mußte ſie vernichten. Unbekannt iſt das Gewebe, wodurch es den zu ihrem völligen Untergang Verbündeten gelang, den milden König zur Unterſchrift des Verhaftsbefehls gegen ſie zu bewegen, der, noch feucht, ſeinen Händen im Triumph entriſſen wurde, doch iſt gewiß, daß ſie ſelbſt viel dazu beigetragen, indem ſie, umherirrend ohne Raſt, mit vollen

Händen Gaben ausſtreuend, nur darauf ſann, die ſchwere Laſt der Stunden von ſich abzuwälzen, und nicht Maaß, nicht Ziel in den unbeſonnenen Reden hielt, die ihren Lippen entſchlüpften, leichtgläubig jedem Raubſüchtigen, jedem erkauften Schleicher ihr Herz öffnete, und hoch betheuerte, ſie ſelbſt wolle ihrem Leben ein Ende machen, doch nicht ohne ſich zuvor gerächt zu haben. Wohl mochte ſie nur ihre Feinde meinen, doch dieſe, welche den wahren Sinn ihrer Reden wohl verſtanden, deuteten ſie öffentlich anders. Wie die Lawine, wälzte ſich das Gerücht ihrer frevelhaften Vorſätze immer näher, immer beherzter wurden ihre Verfolger, ſie hatten ihr Ziel erreicht, mit furchtbarer Haſt wurden die Anſtalten betrieben, und in tiefer Nacht, mitten im Winter, wurde Joachima auf ihrem Lager, auf welchem ſie unentkleidet in Thränen weilte, mit dem Verhaftsbefehl überraſcht. Gefangen, ich? rief ſie aus, wie ungerecht, wie barbariſch! — dann verſank ſie in ein dumpfes Schweigen, ließ ſich in den Wagen bringen, und blieb dort, ſprachlos, ohne Bewegung, ohne Thränen. Sie wurde, nach Tag und Nacht ununterbrochenem Fahren, nach Pillnitz gebracht, noch einmal ſollte ſie die Stätte ihrer ehemaligen Herrlichkeit wiederſehn, ſie betrat die Zimmer, wo ſie, ſchwimmend in Ueberfluß und Pracht, doch ſo elend geweſen, mit namenloſem Schauder. In den hohen, reichverzierten Vaſen ſtanden die Indiſchen Blüthenſtauden, die ſie einſt gepflegt, verdorrt, die Ranken der glockenreichen Cobea Scandens, welche einſt voll und maleriſch ihr Cabinet umwanden, zerſtäubten, als ſie ſie berührte, die hohen Centifolienbäume boten nur Dornen dar, duft-

los, mit verdorrten Früchten trauerte der Orangenhaus. Unordnung waltete in den Zimmern, Staub entstellte die prachtvollen Geräthe, gleichsam um ihr zu sagen, daß alle Erdenpracht Staub und Asche sey. Wachen standen vor der Flügelpforte, an welcher ehrerbietig die Schaar der Hiflinge sonst gelauscht, ein eisiger Hauch, wie der des Todes, zog durch die hohen Säle, man legte Feuer in die Kamine, feindselig trieb der Wind den Rauch hineinwärts, Joachima flüchtete an das Fenster, noch nie hatte sie die Landschaft, die sich so reizend vor Pillnitz ausbreitet, im Winter gesehn. Starr und kalt, wie die Herzen der Menschen gegen sie, lag die Elbe zu des Schlosses Fuß, die Insel mit ihrer Waldung war mit Schnee bedeckt, schwarze Gewölke jagte der Nordwest über die im Leichentuch eingehüllten Felder. Alles war dunkel und öde, doch nach dem durchwachten Tage brachen Sterne durch die Wolken, die Flamme im Kamin loderte hell, die Hütten ringsum erschienen in der Dämmerung mit klar leuchtenden Fensterlein, Glocken läuteten von den Thürmen aus allen Dörfern umher, Kinder jauchzten, Hirtenlieder klangen, Joachima riß einen Fensterflügel auf und fragte die Schildwacht unten, was der Anlaß zur Feier sey? Es ist der heilige Weihnachtabend, rief der Soldat, und wie vom Blitz getroffen durch diese Worte, sank Joachima in ihren Sessel zurück, bald, so flossen ihre Thränen. Ein Strahl von Oben war in das dunkele Herz gedrungen, und eine höhere Gewalt riß sie nieder von ihrem Sitz auf die Knie. Hell läuteten die Glocken fort, indeß ihre Thränen unversiegbar rannen. Niemand belauschte das ringende Flehen zum göttlichen Erbarmer, in welchem ihre Seele sich den letzten

Stricken der Sünde entwand. Sie brachte die ganze Nacht im Gebete zu, der am Morgen eintretende Offizier fand ſie, ſanft weinend, auf den Knieen. Sie blickte ihm durch die Thränen liebreich entgegen, und ſagte, ſich langſam erhebend: Guten Morgen, Capitain, was führt Sie zu mir? Ew. Excellenz, ſagte der Offizier, möchten ſich ſogleich zur Farth bereiten, Sie ſind noch nicht an dem Ort Ihrer Beſtimmung. Auch das? ſagte ſie wehmüthig, ach! hier blieb ich nun gern, denn mir iſt hier wohl geworden! Der Hauptmann zuckte die Achſeln, und ſchnell in die Rede fallend, die er ſchon begann, rief Joachima: Sey es! der Kelch kann nicht herb genug ſeyn, wenn ich genesen ſoll, ich folge Ihnen! Schon war ſie an der Thür, um in den Wagen zu ſteigen, als der Offizier ſie freundlich mahnte, ſich vor Kälte zu ſchützen. Sie lächelte ſchmerzlich, ſann ein wenig nach und ſagte: ja, es wird beſſer ſeyn, dieſes Leben erhalten! dann gieng ſie zu einem Schrank, drückte an die Feder des Schloſſes und nahm einige indiſche Wolltücher hinaus, in welche ſie ſich hüllte, dann ſtieg ſie ein, und fuhr weg, indeß die Glocken der Weihnachtmorgenfeier in vollen Tönen zu läuten begannen. Sie blickte nicht um ſich her aus dem Wagen hinaus, ſie war nun ſo ganz in ihr Schickſal ergeben, daß es ihr gleich war, wo ſie ein Leben beſchließen ſollte, das ſie der Buße im inbrünſtigen Gebet geweiht. Nach einer überaus beſchwerlichen Fahrt hörte ſie eine Zugbrücke fallen, Gitter klirren, Mannſchaft in das Gewehr treten, ſie war auf der Veſtung Hohnſtein, wo ſie Raſt halten ſollte, um nach Tiſche weiter zu fahren, ſie wurde in den Thurm geführt, der in die ungeheure Kluft des Bärgartens hinabſchaut.

Hier fand ſie ein geheiztes Zimmer, ein einfaches Gedeck an einem kleinen runden Tiſch. Sie trat an das Fenſter, und ſchaute in die waldbewachſene Tiefe, in welche ſie mehreremal an Auguſts Seite vom Altane des Thurms hinab geblickt. Es war ein heller, lieblicher Morgen, die ganze Waldung, wie aus gewachſenem Silber, vom Schnee belaubt, flimmerte im Sonnenſchein in der kalten, klaren Luft, die Gebirgsmaſſen, rings um den Horizont gezogen, glänzten freudiglich in ihrem weißen Schmuck, eine Blüthenwelt, ein beſonntes Feenland, erſchien die Landſchaft, dazu klang ſanft und herrlich Orgelton und Kirchenlied aus der Schloßkapelle. Wie ſo anders war dieſe ſtille Wunderpracht, gegen die, welche einſt Joachima umgaben, die feierlichen Klänge der Gottesfeier drangen mit ſanfter Gewalt an ihre Bruſt, eine heiße Sehnſucht erfaßte ſie, ſich zu vereinen der betenden Gemeine, doch fühlte ſie auch, daß ſie deſſen nicht würdig ſey. Schon war der Gottesdienſt vorüber, und ſie hörte ſchon wieder unten im Schloſſe die Anſtalten zu ihrer nahen Abreiſe treffen, als ein furchtbares Gebrüll aus der Tiefe des Abgrunds zu ihren Füßen ihr Ohr traf. Sie ſchaute hin und erkannte alsbald an ſeinem goldnen Halsſchloſſe das gewaltige Unthier, den ſchwarzen, zottigen Bären, den Auguſt jung aus Polen mitgebracht und ſtets um ſich in ſeinem Zimmer gehalt. Er ſchoß mit zügelloſer Wuth auf einen andern Bären los, den er nach einem furchtbaren Kampf todt zu Boden ſtreckte, ruhig ſetzte er ſich alsdann neben des Feindes Leichnam hin, und blickte mit ſo entſetzlichem Grimm auf die Wärter, die, gepanzert und ſchwerbewaffnet, in den Bärgarten kamen, den Todten wegzuſchaffen, daß ſie mit

dem Ausruf: nun, ſo mag er ihn auch ſelbſt begraben, da er ihn ſelbſt todtgeſchlagen hat! davon giengen. Bald darauf traten Diener ein, das Eſſen zu bringen, und die Gräfin konnte nicht umhin zu fragen, ob ſie nicht wüßten, was Sr. Majeſtät bewogen habe, ſeinen Bären lieber zu verbannen? Der alte Thurnwart, mit welchem die Gräfin ſprach, ſetzte die Schüſſel auf den Tiſch, neigte ſich und ſagte: Ew. Excellenz halten zu Gnaden, der Bär iſt auch inne geworden, was Heſslück iſt, ſo gut wie mancher andere ehrliche Mann, der das Necken nicht verträgt! Sr. Majeſtät hatten bekanntlich den Bär auf der Jagd im großen Walde in Polen gefunden, als er noch an der Mutter trank, die neben ihm erſchoſſen in ihrem Blute lag. Ihn jammerte des Thierleins, das ganz beweglich ſchrie, er nahm ihn ſelbſt auf, zum großen Schrecken einiger am Hofe, ließ ihn mit Kuhmilch aufziehn, und dergeſtalt pflegen, daß man ſagen kann, er iſt zum Goliath unter den Bären aufgewachſen. Nun mochte das Thier auf irgend eine Weiſe gemerkt haben, daß ſich Sr. Majeſtät ſeiner ſo gnädig angenommen hatten, das brachte in dem wilden Gemüth eine ſolche Devotion hervor, daß der Bär ſeine ungeſchlachte und knurrige Natur gleichſam ganz ablegte, und um den König nicht anders als ein Hündlein bemüht war. Viele unter den Umgebungen Sr. Majeſtät, beſonders der Zwerg und der Hofnarr, bekamen allemal fromme Gedanken, und befahlen ihre Seele Gott, wenn ſie in ſein Zimmer gerufen wurden, weil es ihnen vorkam, als wenn der Bär ſie ſchief anſähe. Herr von Mißthum und viele andere Herrn noch thaten alle ganz bekannt mit dem Bären, weshalb er ſie alle auch ſehr wohl

leiden konnte, wen er hingegen ſchleichen und zagen ſahe, den brummte er an, und drehte die Augen fürchterlicher und wilder, wie Churfürſt Chriſtians bekannter Neckbär mit der Trommeluhr, den unſer Goliath gleichfalls nicht ausſtehn konnte. Noch gar nicht lang iſt es, als der König von Polen zurückkam, daß er den Bären wieder zu ſich kommen ließ, man will aber ſagen, das arme Thier ſey in der Abweſenheit des Königs, auf Anſtiftung ſeiner Feinde am Hofe, fürchterlich geneckt worden, ſo daß ihm ſeine Freundlichkeit und wohlgeartete Sitte ordentlich abhanden gekommen war, und er dem König nicht mit der ſonſtigen Reverenz entgegen kam. Viele Herren vom Hofe baten Sr. Majeſtät flehentlich, er möge das zottige Scheuſal nicht immer ſorglos um ſich haben, es könne einmal Tücken bekommen und in einem unglücklichen Augenblick ſich ſeines wilden Herkommens erinnern und dem koſtbaren Leben des Königs ein Ende machen. Doch der König ſagte: Wild und frei iſt groß und treu! ſtreichelte ſeinen Bären und lachte die Beſorgten aus. Eines Morgens aber war Sr. Majeſtät mit dem Bären auf ſeinem Zimmer ganz allein und frühſtückte. Da fiel dem König das beliebte, oft getriebene Spiel bei, daß er dem Bären eine Mundſemmel hinhielt und wieder wegzog, wenn er danach ſchnappte, wobei ſich der Bär immer ſehr poſſirlich zu geberden pflegte, indem er brummte, mit ſich ſelbſt zu kämpfen ſchien, und dann ſich demüthiglich und bittend vor dem König hinſtellte, wobei er ſo beweglich ausſah, als wollte er ſagen: Necken mich Ew. Majeſtät doch nicht ſo, damit ich nicht einmal vergeſſe, wen ich vor mir habe! So traf es ſich denn an jenem Unglückemorgen, daß aus Neckerei der Zwerg

dem Bären heimlich ſein Frückſtück weggenommen, weshalb er ſehr hungrig war, ſo daß die wilde Natur das Uebergewicht bekam, und der Bär nach dreimaligem vergeblichem Verſuch die Semmel zu erfaſſen gräßlich brüllte und hochgebäumt mit offenem Rachen und feuerſprühenden Blicken auf Sr. Majeſtät eindrang, der ſogleich einen Tiſch ergriff, ihn als Schild vor ſich hielt, bis er ſeinen Hirſchfänger ergreifen konnte, mit welchem er auf den Bären losgieng und ihm nach kurzem aber furchtbarem Kampf den Kopf ſpaltete. Nun drangen auch die Hofleute hinein und wünſchten Sr. Majeſtät Glück zur Lebenserhaltung. der Bär lag ächzend in ſeinem Blute, zuckte, und ſchaute beweglich, wie mit weinenden Augen auf den König hin. Ihn jammerte des Thieres nicht minder als an dem Tage, wo er ſich ſeiner im Wald erbarmte, er wendete ſich weg und befahl, jedes erſinnliche Mittel aufzubieten, um den Bären am Leben zu erhalten, und da das arme Thier nicht eben Feinde unter den Herrn Chirurgen hatte, gelang die Cur. Er wurde hergeſtellt, doch der König, ſeiner beſtandenen Gefahr eingedenk, wollte ihn nicht mehr um ſich haben und ließ ihn hier in den Bärgarten ſchaffen, wo er nun ganz in Melancholie verfallen das Schrecken der Wärter iſt, und ſolcher Wildheiten gegen ſeines Gleichen, wie dieſe war, ſchon manche ausgeübt hat. Zum Erſtaunen aller Menſchen aber iſt es, wenn Sr. Majeſtät ſich hieher nach Hohnſtein begeben, das unvernünftige Thier zu ſehen, wie es herbeikömmt, ſobald es des Königs Stimme hört, und ſich vor dem Gitter demüthiglich und winſelnd ſeinem Herrn und Ueberwinder zu Füßen legt, — es gehen Einem dabei die Augen über,

und dem König ſelbſt geht es nahe, denn er hatte das Thier einmal lieb.

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Thurmwart und überließ die Gräfin allen Betrachtungen, welche dieſe ſeltſame Geſchichte von dem Verhängniß, dem ſelbſt ein Bär am Hofe nicht entgehen kann, in ihr erweckte. Sie genoß, mit Thränen vermiſcht, ihr kleines Mahl, und gieng ſodann auf die Nachricht, daß Alles bereit ſey, die Treppen wieder hinab, den Wagen zu beſteigen. Der eingeſchlagene Weg an der Polenz vorüber belehrte ſie, daß Stolpen das Ziel ihrer Fahrt ſey, und ohne Zweifel auch zu ihrem künftigen Aufenthalt beſtimmt ſeyn müſſe. Tief ſeufzend rang ſie nach Ergebung, und fand ſie im ſtillen Gebet. Wie ſo anders war ihr Empfang in der Veſtung, als an jenem Tage der Jagdpartie! kein Monarch trat ihr nun ſanftlächelnd entgegen! Der alte Frantzen war geſtorben, ſein Nachfolger, der würdige Greis Johann Friedrich v. Wehlen, empfieng Joachima am Schlage, und, einen milden Blick auf die bleiche Geſtalt heftend, nannte er ſie freundlich in dieſen Mauern willkommen. Noch manche ihr erinnerliche Geſtalt reihte ſich bei Fackelſchein um den Wagen her. Der Commandant bot der Gräfin den Arm und führte ſie nach dem Johannisthurm, alle Schauder jenes Tages, wo ſie ihn zuerſt betrat, ergriffen ſie von Neuem, ſie zitterte heftig, der Commandant unterſtützte ſie, und da eben die Glocken zur Abendandacht läuteten, fragte er, ob ſie nicht zum Gottesdienſt in die Schloßkapelle kommen wolle? Sie winkte ein Ja, welches ſie nicht auszuſprechen vermochte, und ließ ſich hinabführen. Die Orgel klang in milden Tönen, mit Kerzen und Geſangbüchern, feſtlich geſchmückt zur

Weihnachtfeier waren die Einwohner der Stadt verſammelt, in abgeſonderten Stühlen ſaßen einige der Gefangenen, der Klang des frommen Liedes, das eben angeſtimmt wurde, ſprach für alle, die Thränen der Büßerin rannen milder unter ihrem weißen Schleier, und erleichterten das gequälte Herz. Ein hoher Greis beſtieg die Kanzel und ſprach Worte des Danks und der Weihe, ſchlicht und bündig darthuend, daß der göttliche Mittler unſrer Armuth einzig Gut ſey, und die Verblendung der Seele ſchildernd, welche ſich auf ſich ſelbſt verläßt, ohne den göttlichen Schutz und die Milde des Erlöſers anzuflehn. Hell gieng der Unglücklichen ihr ganzes Schickſal bei dieſen Worten auf, und inbrünſtig faßte ſie den himmliſchen Troſt, den die ewige Gnade bietet. Sanft war die Nacht, welche dieſem Tage folgte, ſanft war die Stimmung der folgenden Jahre, wo ſie litt, weinte, büßte und betete, und alle, die ihr nahten, mit der holdeſten Freundlichkeit und Dankbarkeit für ihre Theilnahme empfieng.

Ein zarterer Glanz der Schönheit, als je ihre Züge vorher geſchmückt, blühte, bei wiederkehrender Geſundheit der Seele Joachimens, auf ihrem Angeſicht auf. Als ſie nach dreißig Jahren der Buße friedlich in Gott entſchlummert und ihre Leiche mit der ihrem Rang gebührenden Pracht ausgeſtellt war, ſahen alle Anweſende mit Erſtaunen und Rührung ihr mildes, weißes Angeſicht, wie ein Bild der Verſöhnung lächeln, und der Wiederſchein der ewigen Jugend und Freude, zu dem ihre unſterbliche Seele eingegangen war, auf ihrer irdiſchen Hülle ſtrahlen.

Ein langes Schweigen erfolgte, und tiefer Wehmuth Herzensthränen verklärten die Blicke der holden Anwesenden. Nach dieser stillen Feier der Rührung reichte die Generalin der Dichterin die Hand und sagte ihr Dank für diese Mittheilung. Es ist nur eine Skizze, unterbrach jene, zur Ausführung gehörte ein lebendiges Vorbild und gottlob, das lebt wohl nicht in unserer Zeit! Der General liebte es nicht, über etwas, das ihn tief ergriff, lange zu sprechen, er hatte den Grundsatz, den man den Portugiesen nachrühmt, daß sie wenig Worte machen, weil sie glauben, ein völliges Aussprechen raube dem innern Gefühl seinen schönsten Gehalt. Deswegen unterbrach er die Frauen mit dem Vorschlag zu einer neuen Wallfahrt. Man sollte sich mit bis jetzt nie angewandten Vorsichtsmaasregeln zu dieser Wanderung in ein selten betretenes Gebiet auf ungebahnten Wegen ausrüsten, vor allen sich mit Muth bewaffnen. So bedenklich dieß klang, so freudig stimmten die Fräulein ein, die Jünglinge äußerten ihr Vergnügen, daß sie doch auf dieser bis jetzt gefahrlosen Reise auch einmal die muthige Lust des Wagens genießen sollten. Man nannte sich schnell mit der Verheißung, um halb sieben fertig zur Reise zu seyn. Früher noch waren alle im Brunnensaal vereinigt. Wagen und muthige Rosse standen bereit. Beim goldnen Licht eines frühlingsheitern Oktobermorgens begann die Fahrt durch das Kinitschthal bis an den Wasserfall. Hier stieg man aus, um, von Wilhelm geleitet, über den Kühnberg nach dem Kleinstein und Arnstein zu gehn. Der Weg führte vom Wasserfall aus zuerst in das Gehölz rechts, dann bergan, dann auf die Anhöhe, die sich sanft wieder in das Thal neigte, die Kinitsch entlang. Nahe

der Lichtenhayner Mühle, die ungemein reizend liegt, gieng es auf der Wiese, und durch die lieblichste Abwechselung von Feld und Wald hindurch, an andern Mühlen vorüber, auf dem schmalen Pfad hin, der an des Kühnbergs Abhang im engsten Thal längst der Kirnitsch führt. Dieser einst so gefährliche Weg ist durch die Vorsorge des Flossmeisters von Schandau gangbar gemacht. Unsre Reisenden fühlten dies mit frohem Dank. Hier, wo zwischen dem schmalen Bett der ungeheuren Waldeshöhen, mit Tannen gekrönt, die Kirnitsch rauscht, die mit der üppigsten Fülle von Erlen, Ahorn, Haseln, Birken und Ulmen umwachsen ist, wo herrliche Buchen die gewölbten Zweige wie sehnsüchtig in die Fluth tauchen, andre mit majestätischem Wipfel ihre Schatten weit über den Rand des andern Ufers verbreiten, wo eine Fülle von Waldblumen die klare Fluth umkränzt, aus dem Grün des Waldes die seltsamsten Felsgestalten im Sonnenschein herniederleuchten, in dieser engen Schlucht voll Anmuth und Lieblichkeit, voll Licht und Melodie, fühlten sich unsre Wandrer von noch nie geahntem Entzücken bewegt. Oft ruhten sie, unwiderstehlich gefesselt von der Herrlichkeit, die um sie her leuchtete und wehte, noch nichts hatte sie so tief und süß ergriffen, so berauscht in überraschender Wonne.

Hier wird die ganze Seele einheimisch, rief die Dichterin. Ich möchte klagen, daß ich diese Stelle nicht früher gekannt, daß der nahende Winter sie mir gleich wieder raubt! Hier sollten Sie den Frühling sehen, sprach Wilhelm, doch seine Freundin versetzte: und was kann er dieser Herrlichkeit noch zufügen? Sind nicht diese uralten, in freudiger Fülle gewölbten Buchenwipfel noch grün, wie im

May? Schimmert nicht der warme Sonnenstral, der tief-blaue Himmel liebkosend hindurch? rauscht nicht der Bach ein süßes Frühlingslied, und fehlt es dem leuchtenden Waldsänger an dem Kranz der Waldglocken, Felsnelken und der Vergißmeinnichte? und nun sehen Sie das Sprießen und Drängen des jungen Lebens auf diesen ungeheuren Felsstücken, die um und um am Rande der Fluth, wie von Riesenhänden hingewälzt, mit frischen Kronen der zierlichen kleinen Tannen junger Buchen und Birken, und seltsamen Moosen prangen? Hier das purpurblühende Trompetermoos, dort die korallenartigen Blüthen des hochgelben, dort die Perlen des Inkarnatfarbigen! — Ja, eine Welt voll fremdartigen Lieblichkeiten umfängt uns hier, fiel der General ein, ich glaube aber wirklich, daß unsre Lust durch das Gefühl, daß wir im Oktober sind, noch erhöht wird. Man fühlt es so dankbar, so recht als Geschenk vom Allgütigen, wenn ein Herbsttag noch so entzückend schön ist! — Wilhelm erinnerte, daß man weiter müsse, wenn man den Plan der Zeiteintheilung, den der General entworfen, streng befolgen und heut noch Hinterhermsdorf sehen und auf zwei Berge an der böhmischen Gränze außer den frühgenannten wolle. Ungern verließen die Pilger ihren schönen Standpunkt. Der schmale Pfad erlaubte nur einzeln zu gehn, und so streng auch Wilhelm über sich wachte, um Mathilden keine Empfindung zu verrathen, die Ehrgefühl und Vernunft mißbilligten, konnte er doch eine zarte Sorge für sie auf dem oft unbequemen Wege nicht verhehlen, und bot ihr die hülfreiche Hand. Mit Wehmuth gieng das holde Geschöpf an der Seite des still Geliebten, den Uebrigen weit voraus, und manche Thräne sank verstohlen auf den Feldblumen-

ſtrauß, den ihr Wilhelm gepflückt. Es waren die letzten Tage des Beiſammenſeyns, nie vielleicht ſah ſie ihn wieder! Wilhelm trug ſeinen Schmerz als Mann, er fühlte, was in Mathildens reiner Seele vorgieng und fand in der unaussprechlichen Seligkeit, geliebt zu ſeyn, Troſt für die nahe Trennung, für das Leben, das öde vor ihm lag, an ihrer Liebe ſtärkte er ſich zum Entſagen.

Der Weg gieng nun bergan, man mußte vom Kienitſchthal ſcheiden, Wilhelm verhieß den Trauernden, ſie würden es auf ihrer Wanderung noch wiederſehen. Mühſam nur klomm man empor, und gelangte durch eine wilde Gegend an den Fuß des Kleinſteins, deſſen ſcheinbar ganz unbedeutende Oeffnung aus einem weitumfaſſenden Felsbau von ungeheurer Höhe in das Thal hinab ſieht. Wilhelm ermahnte unſere Freunde, ſich deshalb die Wanderung nicht reuen zu laſſen, und führte ſie einen hinter Felsſtücken verborgenen, ſteilen und ſchmalen Pfad hinauf, der zu ihrer Ueberraſchung nur eben ganz friſch und vortreflich gebahnt war. Auf die Höhe gelangt, lag nun vor den angenehm betroffenen Blicken die ſeltſame, ſchöne Felshöhle, ſie traten hinein, und ſchauten hinab in die jähe, grüne, einſame Tiefe hinüber nach den waldbewachſnen, hohen Bergen. Hier ruhten unſere ermüdeten Pilger, und willkommen war ihnen die Fürſorge der Generalin, die dem Bedienten einige Flaſchen alten Weins, Brod und Obſt mitnehmen geheißen. Die jungen Damen wünſchten ein Angedenken von dieſer mühſam erklommenen Felshöhe mitzunehmen, und die aufmerkſamen Begleiter eilten Waldblumen zu pflücken, die in Fülle auf dem Wege ſtanden. Sie wurden ſchnell zu Kränzen gewunden, und wer in die Grotte

getreten wäre, hätte vermeint, in den ſchönbekränzten, lieblichen Mädchen die Schutzgottheiten dieſer Einöde zu ſehn. Die Mühe des Steigens hatte alle Wangen, ſelbſt die der bleichen Mathilde, hochgeröthet, ſo daß es ſchien, als hätten ſich die Feldblumen und Eichenzweige huldigend um friſche Roſen gereiht.

Es gieng nun durch den Wald, dann durch den Wieſengrund, den die kleine, rege Weisbach durchrieſelt, nach dem Arnſteine hin. Ich möchte nur wiſſen, rief die Generalin, welch ein Genius heute alle unſere Wege bahnt! Sehen Sie doch, wie die ganze Höhe angefüllt iſt mit Arbeitern, die pflanzen, ebnen, Wurzeln abſägen, und den ſteilen Pfad mit Stufen behauen! Prinz Anton ſoll morgen kommen, rief einer der naheſtehenden Arbeiter der Geſellſchaft entgegen, und froh über dieſes günſtige Zuſammentreffen nahmen unſere Pilger den Weg hinauf, der ſo eben mit junger Tannenanpflanzung zu beiden Seiten eingefaßt wurde. Eine neue Brücke, eine friſche Leiter führte über die ſchroffen Schlüchte nach dem Gipfel, auf welchem ſtatt der ſtolzen Burg nun alte Kiefern ſtanden und Eichen ſproßten. Der in den Fels gehauene Brunn, der ehedem ſein Waſſer der Kunitſch verdankt haben ſoll, das unbegreiflich waglichе und mühſame Werk einer dunkeln, ſchon vergeßnen Zeit, war mit Laub und Steinen verſchüttet. Noch ſahe man hie und da die Löcher zu den Falzen in den Felſen, ſonſt keine Spur mehr von der Burg, die dieſe Wildniß überſchaute. Fernhin ragt zwiſchen dem Winterberg und der hohen Liebe der Falkenſtein hervor. Man ſieht das kleine Winterhäuschen, wo Churfürſt Auguſt den Hirſch erlegte, und den Kuhſtallfelſen, der in ſeiner ganzen Majeſtät dieſem

gegenüber thront. Diese ganze, romantische Felsgruppe ist höchst malerisch einander nahe gerückt und geordnet, und läßt die blaue Ferne, wie einen Traum durchschimmern. Nun reiht sich der hohe Laurentiusberg und manche andere Felshöhe an dieses Prachtgemälde, und sanft senken sich die Waldberge, um wieder einen reizenden Blick südlich in die felsumkränzte, lichtblaue Ferne zu vergönnen. Rings um den Arnstein leuchtet die lieblichste grüne Waldeinsamkeit, wie auf einem rauschenden Meere wogt der Blick auf den wehenden Wipfeln, die aus der Tiefe grüßen. Ernstere Wolkengebilde Schatten fliegen über dieses besonnte Meer, Licht und Schatten waren nie in einem holdern Streit als hier.

Auch von hier mußt' es bald geschieden seyn! Es gieng den Grund hinab nach der Mühle, wo schon die Wagen bereit standen, die unsre Freunde nach Hinterhermsdorf führen sollten. Die Fahrt war nicht ohne Beschwerden, bergan, bergab, aber höchst belohnend; aus der Ferne winkten die Höhen, die man in der kurzen Zeit schon liebgewonnen, alle hervor, tauchten wieder unter und grüßten bald von Neuem. In der Nähe von Hinterhermsdorf, am Scheideweg nach Nixdorf, gieng die ganze Pracht der Bergprospekte von Sachsen und Böhmen in herrlicher Farbenmischung vor den Blicken auf, so ganz unähnlich allem, was man bis jetzt gesehn, und dennoch wären sie es, die lieben, unvergeßlichen Höhen, zum Kranze gereiht im goldnen Abendschein!

Als sich unsre Freunde lange an diesem Anblick geweidet, ersuchte Wilhelm den General, den Weg sogleich nach dem Hautschberg hinauf zu nehmen, von dessen sanft

anſteigendem Wipfel ſich eine herrliche Ausſicht darbietet. Eigentlich, ſagte der Jüngling, ſollte dieſer Berg in der Morgenfrühe erſtiegen werden, doch erlaubt uns die Zeit nicht, alles in ſeiner vollen Schönheit zu genießen. Nach einer halben Stunde war der Gipfel erreicht, das Cruzifix winkte an der böhmiſchen Gränze, das ſtattliche Nirdorf mit ſeiner ſchönen Kirche leuchtete aus dem Thal hervor, und im Schleier des Abendduftes breiteten ſich die ernſten, herrlichen Maſſen des böhmiſchen Gebirgs in der Ferne unbeſchreiblich groß und herrlich aus. Die Schneekuppe, das große Rad! rief Adolph, öſtlich ſich wendend, mit Entzücken aus, alle ſahen hin, und erkannten freudig das ferne Rieſengebirge. Man konnte ſich von der Wunderpracht dieſes ſchönen Anblicks gar nicht trennen, und wollte es Wilhelm nicht glauben, als er verſicherte, daß die Gebirgsmaſſe im Morgenlichte noch bezaubernder ſey. Die ſinkende Sonne mahnte zur Eile, man fuhr nach Hintershertsdorf hinunter, genoß noch einmal des ſüßen Anblicks in die weſtliche Ferne, in ſeiner ganzen Fülle, und war im ſchönen, großen Dorfe angenehm überraſcht, ſtatt des widrigen Eindrucks, den mancher andre Ort in dieſer Gegend gemacht, hier Wohlſtand, Reinlichkeit, Sitte, Freundlichkeit in einem ſehr hohen Grade zu finden. Die ſauberſten Zimmer, die köſtlichſten Betten ſtanden bereit, eine einfache, höchſt ſchmackhafte Bewirthung, auf dem feinſten Damaſtgedeck und in den zierlichſten Geſchirren, und eine ſtädtiſche ſittige, und ländlich treuherzige Aufmerkſamkeit der Wirthsleute erfreute die Geſellſchaft. Sahe man das wohlgeordnete Treiben der vielen Knechte und Mägde im geräumigen, reinen Hofe, die Menge des ſchmuckſten Federviehs,

die ſchönfarbigen, leuchtenden Tauben, die ſich auf den Dachgiebeln wiegten, die prächtigen Heerden mit ihren Glocken, von den Triften kommend, ſo mußte man an Homer und Göthe denken, denn wahrhaft idilliſch war das ſtattliche Haus mit den wohlgeordneten Wirthſchaftgebäuden, wie in einem Rahmen, von dem auf Hügeln ſchön liegenden Dorfe eingefaßt, und öſtlich begrenzt von der hochthronenden Kirche, die, umweht von den prächtigſten Bäumen, auf deren grünen Wipfeln noch des Abends Purpur glänzte, von Denkmalen dicht umgeben, herniederſchaut. Um des Generals Freude über dieſen ſo ſchönen Eindruck zu vollenden, ſah er die Wirthin und ihre hübſche Schweſter mit zierlichem Haargeflecht prangen, und auch die übrigen Frauen und Mädchen mit Flechten um den glatten Scheitel. Vollſtändig würde das Idill werden, bemerkte Wilhelm, wenn Sie noch den würdigen, freundlichen Paſtor, ſeine liebe Gattin und die wahrhaft anmuthigen Töchter kennen ſollten. Nach einer ſanften Nacht fand die Morgendämmrung unſre Pilger zur Fahrt bereit. Ein freundlicher Alter, Hentſchel genannt, führte ſie. Dicht lag der Reif auf den Feldern, in ſeliger Pracht ging die Sonne des ſchönſten Tages auf, ihre Strahlen blitzten durch den Wald, in welchem ungeachtet der ſpäten Jahreszeit die Vöglein ihr Morgenlied jubelnd ſangen. Wie Sträußer von Juwelen ſtanden einzelne, vom Reif dicht überzogene, vom Frühſtrahl durchleuchtete Pflanzen am Wege, indeß die hohen Buchenwipfel und ſchlanken Tannen ſich ſmaragdgrün mit üppigen Zweigen über den Laubgang woben. Auch hier war der einſt unwegſame, ſteile Weg geebnet worden, weil Prinz Anton die obere Schleuſe ſehn wollte.

Dankbar für dies günstige Geschick, gieng man die Grünstelle, den hohen Fels hinan, der einsam und lieblich auf dieser Höhe thront. Es schaut sich anmuthig von hier in das befreundete, nachbarliche Gebirgland hinein. Nach kurzem Verweilen stiegen unsre Reisende wieder herab, und gelangten beim Morgensonnenschein auf die Hohwiese und zu dem Abhang hin, der nach der obern Schleuse hinunter führt. Sie war schon losgelassen, schon von der Höhe sah man die Kirnitsch tiefblau und still im Felsenschooß fluthen, rasch gieng es hinab, und man stand, von den Felsenketten dicht umfangen, auf der Brücke! Ein schmaler Streif nur vom Himmel blickte brennend blau durch die schroffen, ungeheuern Felsmassen, zwischen deren Enge sich der Bach nur mühsam hindurchdrängt, einzelne Bäume sprossen aus dem Gestein, die Welt ist, wie abgeschlossen, Nacht herrscht hier, doch die Gipfel leuchten rosig im Morgenlicht. Hier hat sich Narziß in der Fluth betrachtet, rief die Dichterin, und auf diesen Felsen wurde Echo zur Stimme, die ewig hier wohnt! Doch der Wiederhall schweigt, bis die Sehnsucht ihn ruft!

Wer hier nicht war, rief Mathilde, sage nicht, daß er die sächsische Schweiz gesehn, diese tiefe, abgeschlossene Felsenwelt, diese Fluth, dies heilige Dunkel, diese bedeutsamen Höhen fassen Wonnen in sich, die sich nicht beschreiben lassen, hier möcht' ich lange, oft verweilen können, die Felsen würden zu Flügeln der Andacht für meine Seele werden. Du machst es bald, unterbrach die Dichterin, wie jener Bediente eines Litthauer Grafen auf der Bastei, der zu seinem Herrn sagte: Diese Felsen habe Gott zu einem Wohnplatz für einen Heiligen erbaut.

Der Führer unterbrach dieſe Bemerkungen, um der Geſellſchaft deutlich zu machen, welche Mühe der Schandauer Floßmeiſter, Lieutenant Hering, in dem regnichten Jahre 1816 gehabt, dieſe Schleuſe zu bauen. Er zeigte nach der Kirnitſch hin, die noch ſehr tief unter der Brücke ſich den Weg durch die enge Felſenſchlucht bahnt, und erzählte, wie man zuerſt einen Bogen hoch in der Luft errichten mußte, durch deſſen Höhlung das Waſſer, welches durch keine Gewalt gedämmt werden konnte, Abfluß gewann, und wie dann, vermöge der mit namenloſer Mühe nach dieſer Untiefe herbeigeſchafften Baumaterialien und Quaderſteine, der Damm errichtet werden konnte, den im Anfang die vielen, aus der Tiefe hervorſprudelnden Quellen wiederholt zerſtörten. Mit Lebensgefahr für die Arbeiter ſowohl, als für den verdienſtvollen Unternehmer, war dieſer vortreffliche Bau verknüpft, der das ſo wichtige Floßgeſchäft nun befördert. Auf die Frage: Ob die Kirnitſch, an welcher die böhmiſche Grenze beginnt, ſächſiſch oder böhmiſch ſey? antwortete der Führer: Sachſen hätte das Floßrecht, und Böhmen, ſo weit ſeine Grenze reicht, die Fiſche. Man mußte nun aus dieſer Wildniß und Nacht den ſchmalen Pfad wieder hinan zum Tageslicht. Der Reif war indeß von den Feldern weggeſchmolzen, die Wieſe prangte in mailichtem Grün. Trotz dem Flehen der jungen Damen wurden ſchlanke, junge Birken zu Wanderſtäben geſchnitten, und den Pilgern, vor allem aber den ſchönen Pilgerinnen ausgetheilt. Nach kurzer Wandrung war man auf den Dornſtein gelangt, und blickte vom Felshorn, welches der Rabenberg geheißen iſt, mit Luſt in das Wieſenthal hinab, das die Kirnitſch durchſchlängelt,

die Heerſtraße maleriſch durchſchneidet, das herrliche Felswände einfaſſen, hohe Waldungen umgeben, Hütten und ſchönangebaute Felder ſchmücken. Von der Höhe herab blickt es aus der Ferne, klein, wie ein holdes Bild, und nie ſchlängelte ſich eine helle Fluth anmuthiger durch ein heitres Thal als hier. Warum denn kann man, riefen alle einmüthig, dieſen Stellen nicht Stunden der Betrachtung und des Entzückens widmen? Nach leichtem Hinabſteigen befand man ſich im Kirnitſchthale, erquickte ſich dort mit friſcher Milch, und eilte dann nach dem Ziegengrunde, weihte dem einſamen Altarſtein ein Erinnerungsgefühl, der Zeit gedenkend, wo hier verfolgte Gläubige beteten und weinten; ſodann gieng es den ſchroffen, ſchlüpfrigen Pfad des Hänelsbergs hinan, auf welchem man vielmal wünſchte, Prinz Anton habe ihn beſteigen wollen. Als man dort angelangt, leitete der Führer unſre Wandrer einen ſchmalen Weg, die Schluft entlang, und man ſtand mit einemmal vor einer Felsſpaltung, welche den Blick in die Tiefe frei ließ; hier wurde den Damen bedeutet, daß ſie hinab müßten. Hier hinab? riefen alle, das iſt rein unmöglich, das iſt ja kein Weg, jäh ſenkt ſich die Oeffnung nieder, hier kommt kein Menſch lebendig hinunter! Da haſt Du nun den Lohn für Deinen Spott mit den Bürgerrettungsanſtalten, neckte die Dichterin Cäcilien, die ſtill und ganz bleich hinunter blickte, wie würdeſt Du dem Himmel danken, wenn hier eine gütige Vorſorge den Weg gebahnt! Nachdem ſich die Herren mit dem Führer beſprochen, der ihnen zeigte, wie man trotz des ausgedörrten Sandes und der durch die trockne Witterung ſpiegelglatten Tannnadeln auf dem Wege mit feſtem Schritt hinunter gelange, entſchloß

man ſich, hinabzuſteigen. Wilhelm bat Mathilde, bis zuletzt zu warten, und dann, von ihm geleitet, das Wageſtück zu beginnen. Nicht ohne unſägliche Mühe und Gefahr, aber mit deſto größerem Triumph, ging das Werk von ſtatten. Langſam leitete Wilhelm zuletzt die bleiche, bebende Mathilde; er fragte ſie, ob ſie den Tod fürchte? In dieſem Augenblick nicht, ſagte ſie leiſe, und Wilhelm ſenkte die Augen, um ihre hervorſtrömenden Thränen nicht zu ſehn. Man war hinunter gelangt, und ſtand nun inmitten der herrlichſten großen Wildniß von Felſenhöhen; wohin das Auge blickte, ragten die Felswände, in bis dahin unerhörter Geſtaltung himmelan, ein heiliger Schauer durchſtrömte die Herzen, wiederum verſchwand alles, was man noch geſehn, vor der Erhabenheit und wilden Schönheit dieſes Anblicks. Der Wald rauſchte freudig herauf aus geheimnißvoller Tiefe, der Himmel wölbte ſich als tiefblaues Dach über den weiten Felſendom, über die ſtolzen, ewigen Hallen, und mit liebkoſender Anmuth ſproßten aus den Felſen zarte Bäumchen hervor, noch im friſchen Grün den Sieg des Lebens feiernd.

Hier ließ man ſich nieder, und der Pilgerinnen zarte Lippen verſchmähten nicht die herbe Erquickung purpurner Preiſelbeeren, die hier theils reiften, theils noch mit weißrothen Glöckchen blühten. Als man ſich einige Zeit lang geſonnt und geruht, und vom Ueberſchauen des Ganzen nun nach und nach zu den Einzelnheiten überging, richteten ſich die Blicke unſrer Wandrer zuerſt auf einen Stein, der aus der ungeheuern Tiefe, wie eine Urne auf einem Fußgeſtell ſich erhebend, in Lüften thronte. Der wackre Führer ſagte, daß er unſre Freunde nur dieſes wunderſam geſtalte-

ten Steins wegen den jähen Spalt hinab geführt, weil man nur auf diesem Wege zu ihm gelange. Wer ihn noch je gesehn, habe sich dessen gefreut, und man habe ihn ausgemessen, wo er denn dreißig Ellen hoch, zwanzig im Umfang stark sey, und so, frei schwebend mit dem ungeheuern Gewicht, nur auf einem Boden von drei Viertelellen im Umkreis ruhe. Die Jünglinge sprangen alsbald hinüber und wollten die seltsame Vase, der nur noch Blumen hätten entsprießen sollen, in der Nähe betrachten. Der Alte erzählte, man habe sich aus dem nächsten Dorfe bemüht, den Stein durch alle ersinnliche Mittel zu erschüttern und umzustürzen, allein es sey nicht gelungen. Dies war den Reisenden sehr erfreulich, und Niemand begriff, wie es nur Jemand in den Sinn komme, ein so schönes und seltsames Werk der Natur zerstören zu wollen? Nach kurzer Rast mußten auch von hier die schon ermüdeten Pilger scheiden, und den gefährlichen, engen Weg an den Thorwälder Wänden, die gähnende Schlucht entlang gehn, der sie, ungeachtet seiner Beschwerden, entzückte. Nach einer halben Stunde gelangten sie an eine andere Kluft, die so schroff beinah, wie die erste, und noch viel tiefer hinab sah. Muthig geworden durch das Glück der ersten Wagniß gingen alle hinunter und durch ein Felsthor, immer tiefer in die Schlucht hinab, bis sie unter ihren Füßen eine geräumige, dunkle Grotte, schön mit Grün bekleidet und überhangen, dämmern sahen. Sie hatten nun das Thal erreicht und traten vor die Höhle, in welcher klare Quellen rinnen. Herrlich hebt sich der Fels, in dessen Fuß sie sich tief hinein wölbt, gen Himmel, wie von eines Engels Hand mit der lieblichsten Mischung von Birken, Buchen und Tannen

ausgeschmückt. Um und um grünt und quillt der Baumwuchs des üppigen Waldthals. Hickels Schlucht wird diese Grotte genannt, nicht minder merkwürdig und anziehend, als die Kuhstallhöhle, wenn gleich von dieser ganz verschieden. Gelabt von der kühlen Quelle, gingen unsre Wandrer weiter durch den großen Zschand nach Richters Schlüchten hinauf, die ihnen merkwürdiger als reizend schienen, da schon die Sonne sich neigte, und der schöne Felsendom, der diese Schlucht beschließt, in traurigem Dunkel stand. Sie waren hier weit von bewohnten Orten, so wie ihnen auf der ganzen, zehnstündigen Wanderung auch nicht ein Mensch begegnet. Das einzige Mittel, bald wieder ein gastliches Obdach zu finden, war, den nahen Winterberg hinauf zu klimmen, dieser Vorschlag des Generals ging einstimmig durch. Mit namenloser Mühe erstieg man auf nassem Pfade den Gipfel, das Farrnkraut auf diesem Abhang stand Mannshoch. Auf dem Winterberge wurden unsre Pilger durch das frische Grün des Buchengangs überrascht, vom Scheideblicke der Sonne hold angestralt. Nun labte sich der Blick, von der wilden Pracht und dem Wechsel der vielen Anschauungen fast ermattet, an der Aussicht bekannter Gegenden. Man ängelte, nicht ohne Sehnsucht, dort zu seyn, nach Schandau hinüber, grüßte den lieben Liljenstein, den Rosenberg, und all die mit so unnennbarer Lust in diesen Tagen durchstreiften Thäler und Höhen, und das schönumbüschte, gastliche Hinterhermsdorf, alle die lieben Plätze, von denen aus man so gern den Winterberg sonst erblickt. Als man nun lechzend und müde zum Obdach des Winterhäuschens gelangte, war es fest verschlossen, denn für alle Rügen, die in den frühern

Tagen laut geworden, sollten heute, nach des Schicksals Rath, unsre Wandrer bestraft werden! Die Generalin suchte ihres Mannes Neckereien über ihr Eifern gegen die Wirthshäuser auf den Pilgerstätten Einhalt zu thun, es gelang ihr schwer, doch die Nothwendigkeit, einen Entschluß zu fassen, kam ihr zu Hülfe. Kein andrer Ausweg war da, als der Weg nach der Schmilkau, von wo man ein Schiffchen nach Schandau nehmen konnte. So stieg man denn zögernd hinunter, denn allzusüß und reich war die Pracht des Sonnenuntergangs auf der weit hin schauenden Höhe.

Wie in eine andre Welt versetzt, fühlten sich die Wandler und holden Pilgerinnen, als sie der Elbe Ufer erreicht. Es war, als hätten sie eine Heimath gefunden. Sie verabschiedeten mit Dank den sinnigen, sorglichen Führer, und stiegen in die Barke, welche sie nach Schandau bringen sollte. Unaussprechlich anmuthig war die Fahrt im Dunkeln auf der sanft leuchtenden stillen Elbe. Stern an Stern gieng über den Felshöhen auf. Nach einer halben Stunde öffnete sich die Aussicht in die Ferne, im blassen Golde des Abenddämmerns trat der Liljenstein hervor und spiegelte sich lieblich im Strom. Am Ufer blitzte Licht an Licht aus den Hüttenfenstern, die ganze Gegend umfing ein seliger Friede, der auch bald in die Herzen drang. Wie göttliche Verheißungen strahlten die Sterne herab und leuchteten empor aus dem Spiegel der Elbe, kein Lüftchen wehte.

Als man im Badehause am wohlbesetzten Tisch der Erquickung und Ruhe genoß, sagte der General: Er hat uns nicht getäuscht, der wackre Götzinger, ganz bin ich diesmal

seinem Reiseplan gefolgt, und meine Erwartung von dem verheißenen Genuß ist noch weit übertroffen, unsere Beschwerde reichlich belohnt worden. Wenn nur die Witterung noch vergönnte, den Theil dieses schönen Landes zu bereisen, den der Selige mit dem Namen der vordern Sächsischen Schweiz bezeichnet, und hätte nur auf allen Höhen, die wir heute erstiegen, der majestätische, bläulich duftende Schneeberg und der waldige Rosenberg, beide alles überthronend, uns nicht vergebens gewinkt! Die Zeit drängt, die schönen Tage sind vorüber, die Trennung von diesem entzückenden Lande, von all unsern lieben Mitpilgern, ist nah, und je reicher ich diese Gegend genossen, je wehmüthiger ist mir das Scheiden!

Den Ochelgrund sehen wir doch morgen noch! bat Mathilde, es wurde gewährt, und man trennte sich, von dieser neuen Hoffnung getröstet. Als am andern Morgen die Sonne leuchtend in der Kirnitsch funkelte, gieng man über den Kiesricht nach der Kohlmühle, wo die freundliche Müllerin die Reisenden mit einem vortrefflichen Kaffee bewirthete. Sehr anmuthig liegt diese Mühle im heitern Wiesenthale. Nach kurzer Rast gieng es an der Sebnitz vorüber, durch den herrlichen Grund, an dessen beiden Seiten sich die in geognostischer Hinsicht höchst merkwürdigen Ochelwände erheben. Rauschend windet sich der klare Bach durch schöne Gruppen von Erlen und falben Weiden, jeder Schritt zeigt ein neues Bild! die Sonne schien freudig hinein, die Felsen glichen schönen Zinnen und Burgen, mit Gärten gekrönt, überall drängte sich frisches Leben schlanker Birken, zierlicher Tannen und Waldblumen hervor, und oft benahm der Wald, durch welchen man hindurch mußte,

die Ansicht des lieben Thales, um die geheimnißvollen Blicke der rauschenden Fluth unendlich süß durchschimmern zu lassen. Nach einer halben Stunde des reizendsten Gehens gelangte man an die Stelle, wo ungeheure Felswände östlich und westlich das Thal dicht umfangen, und der Bach sich mit schäumender Gewalt über das Wehr stürzt, die schönsten Erlen die Fluth umkränzen, so daß sie hier aus dem Wiesengrün, wie eine tiefgrüne, leuchtende Nacht hervorblickt, dort am Wehr im reichsten Glanz, Perlen und Diamanten in melodischem Sturz durch ihr schönumblühtes Bett hindurchrollt. Rings um diese Stelle thun die ernsten Waldeshöhen, der weite Umfang des entzückenden Thales, die Fülle der überreichen Naturherrlichkeit in ihrem reinsten Glanz, in ihrer blühendsten Anmuth! Hier, sagte die Dichterin, indem sie ihre Freundinnen bat, sich ringsumher auf den Felsstücken am Wehr niederzulassen, hier ist mein Lieblingsort. Mir ist das Vergleichen eigentlich verhaßt, doch ich kann es nicht verhehlen, daß dieses Thal in meinen Augen viel reicher an hinreißender Anmuth und mannichfaltigen Schönheiten ist, als der Amselgrund, und selbst der Ottowalder Grund, den ich doch so lieb habe! Ihnen fehlt bei aller ihrer Schönheit ein breiter, lebendiger, glänzender Fluß, von herrlichen Bäumen umweht, der, wie hier die Sebnitz, die Seele labte. Man mußte der feurigen Lobrednerin dieses arkadischen Thales beistimmen, und alle gaben sich mit stummem Entzücken der reinen Seligkeit hin, welche hier die Herzen durchströmte.

Die Stunde naht, rief der General, ich habe die Gondel nach Wendischfähre bestellt, wir müssen nach Dresden!

Wie wäre es, wenn die freundliche Gesellschaft uns noch bis Rathen begleiten wollte? Heute schon fort, rief die bestürzte Dichterin, und noch so manches haben Sie nicht gesehn! Ich wollte Sie diesen Nachmittag in den Blumengarten des würdigen Pfarrers bringen, der dort mit Kenntniß und Liebe die schönsten fremden und inländischen Pflanzen zieht. Ueberhaupt faßt Schandau noch viel Bemerkenswerthes und Gutes ein, durch welches man es zu einem längern Aufenthalt zuversichtlich empfehlen kann. Welch ein Vorzug, hier, eine vortreffliche, in allen Fächern wohlbesetzte Bibliothek zu finden, die der verdienstliche Bürgermeister und Arzt Dr. Richter mit Wahl und Einsicht angeschafft, und welchen Dank verdienen die liberalen Bemühungen des Herrn v. Tischer, einen gehaltvollen Journalzirkel zu bilden? Liebe Freundin, fiel der General ein, die mancherlei Vorzüge dieses Ortes, der gemüthvolle Kreis gebildeter Menschen, den man hier findet, sind mir nicht so unbekannt, als Sie denken. Ich war schon vor einigen Jahren hier, und habe in der Jelängerjelieberlaube manche genußreiche Stunde verlebt, bei mancher schönen Feier hier war ich anwesend, z. B. bei dem gefühlvollen Fest unter der Jubellinde im Kirnitschgrunde. Wills Gott, seye ich den lieben Ort noch wieder!

Der General stand auf, und alle folgten ihm in stille Wehmuth versunken, die Sebnitz entlang, nach Wendischfähre. Hier stieg die Gesellschaft in die Gondel und ein günstiger Wind gab dem leichten Schifflein Flügel. Um die trüben Blicke um sich her doch noch zu erheitern, bat die Generalin ihren Gemahl, noch einmal die Bastei zu ersteigen. Dann müßten wir, versetzte er, die Nacht in

Pirna zubringen! Du wollteſt ja, fiel ermuthigt die Generalin ein, noch Dr. Pienitz beſuchen, und die berühmte Heilanſtalt für die Unglücklichſten aller Kranken ſehen, die durch den edlen Menſchenfreund, Miniſter Noſtiz, und durch den herrlichen Arzt zu einem milden Hafen müder, verirrter Seelen geworden iſt. Wohlan, es ſey dem alſo, Liebe! ſagte der General, feuchte Blicke dankten ihm ſtill.

Unterwegs ordneten noch die lieben Mädchen alle die Blumen, Mooſe, Baſaltſtücke, u. a. merkwürdige Steine, die ſie auf den verſchiedenen Wanderungen theils ſelbſt gefunden, theils von ihren Begleitern erhalten. Jedes dieſer Angedenken war mit der Inſchrift ſeines Heimathplatzes bezeichnet, alles wurde ſogleich in einer Kiſte feſtgepackt. Mathilde beſaß kein Andenken von all den ſchönen Tagen, als die Purpurkrone, die ihr Wilhelm auf der Carlsruhe gepflückt.

Nur allzuraſch gieng die Fahrt zwiſchen den grünen, maleriſchen Ufern hindurch, bald lagen die Felsmaſſen des Rathner Gebirgs in voller Pracht ausgebreitet vor der Schiffenden Blicken; ſie wurden mit Thränen begrüßt. Man ſtieg in Rathen aus, und wandelte durch das tiefgrüne, reich mit Obſtbäumen bepflanzte Thal, deſſen Bergwände bis in die Gipfel hinauf mit wohlangebauten Feldern und Gärten prangen. Von dieſem lieblichlachenden Thale aus hebt ſich der Weg durch Kiefern hindurch nach den Felsmaſſen hinauf. Einſam ſteigt der hohe Feldſtein aus dem Grün, prachtvoll erhebt ſich, ihres Namens würdig, der ungeheure Felſenbau, die Orgel genannt, im Thale. Der Sand, über den man ſchreitet, iſt Ruine von den Steinen, die nach und nach verwittern, durch die Schlüfte

gehen ſteile Wege den Fels hinan, eine Welt ſtiller Wunderpracht thut ſich auf, ſüß, herrlich und groß — erreicht iſt die Höhe und vor den ſeligen Blicken erwacht ein Bild, das der Seele ewig eingeprägt bleibt!

Stumm, mit hochklopfendem Herzen blickten die Jünglinge nach all den Wonnethalen hinüber, die ſie durchwandelt, nach allen heiligen Höhen, wo ſie als fromme Pilger an der Hand ſüßer Hoffnung, reiner Liebe hinangewallt! Einſam war heute die Baſtei, man hörte nur des Oſtwinds Rauſchen in den Tannenzweigen. Dieſe Stille, dieſes Wehen erhob die Gemüther, die Blicke leuchteten, ſüß verklärt in Wonne und Schmerz. Hier laßt uns ſcheiden, ihr Lieben, ſagte Mathildens Oheim mit bewegter Stimme. Nur ſcheinbar trennen ſich die Lebensbahnen, wenn die Herzen ſich in heiliger Rührung vereinen!

Wilhelm war leichenblaß, Mathilde lehnte mit verhülltem Geſicht an der Freundin Bruſt. Wohl fühlte dieſe, was in den beiden, ſo tiefen und reinen Seelen vorgieng. All den andern jungen Herzen ſtrahlte die Zukunft hoffnungsreich entgegen, nur dieſen nicht, zwiſchen deren Glück, die beiden ſtarren Weltgewalten, Adel und Reichthum, ſtanden.

Darf ich jetzt bitten, daß der Schleier gehoben werde, in welchen unſer leitender Genius ſich auf unſrer Pilgrimsfahrt verhüllt? fragte der General die Dichterin, die mit tiefer Rührung ſtammelte: Wilhelm ſey ihr Freund *, der als Dichter, Künſtler und Vaterlandsvertheidiger drei ſeltene Palmen des Lebens in vollem Glanz gepflückt. Der ſind Sie! rief Mathilde, von Rosengluth ganz überſtralt, mit blitzendem Auge, und freudig und raſch auf Wilhelm

zutretend, umfaßte der General den Jüngling und ſagte: Sie haben der Erinnerung dieſer Reiſe einen unverwelklichen Blüthenkranz aufgeſetzt, ich danke Ihnen aus ganzer Seele und freue mich, in Ihnen einen der edelſten Jünglinge zu begrüßen, den ich aus der Ferne ſchon liebte! Nehmen Sie zu der dreifachen Weihe, der Poeſie, der Kunſt und der Heldenherzigkeit noch eines alten, deutſchen Kriegsmanns Segen, er fließt aus einem väterlichen Herzen, und gewiß, ſolch ein Segen hat Kraft von Gott!

Eine ſchöne Thräne blitzte in Wilhelms Auge, er ſank vor dem Greiſe nieder, der ſeine ſegnende Hand auf des Jünglings Lockenhaupt ſenkte, kaum athmend lauſchte alles im Kreis umher, Mathilde ſtand leuchtend, wie eine Seli-ge, da.

Wilhelm umarmend und erhebend, rief nun der Gene-ral: Noch eine Verheißung erwart' ich als letzte Gunſt von dieſem lieben Kreiſe. Laſſen Sie uns die Weihnachttage in ** auf meinem Gute feiern! Die Hand darauf, ihr lie-ben Jünglinge alle! Hoch entzückt ſchlugen die drei Jüng-linge ein, nur Wilhelm trat zurück, wurde bleich: Ich kann nicht, rief er mit unverhohlnem, bitterm Schmerz. O, Sie kommen! bat die Generalin mit weicher Stimme, Mathilde wandte ſich ab, mühſam nach Faſſung ringend, Wilhelm ſchüttelte verneinend das Haupt und ſagte, immer bleicher werdend: Schonen Sie meiner! Wenn ich Sie einlade, wackrer Jüngling, rief der General mit bedeuten-dem Blick und ſehr herzlichem Ton, dann dürfen Sie kom-men wollen! Wilhelm fühlte den Sinn dieſer Worte, wunderbar betroffen, und mit überſtrömenden Thränen die Hand der gütigen Frau, des herrlichen Alten an Mund

und Herz drückend, sagt' er kaum hörbar: Ich werde kommen! —

Nun ging man zögernd wieder in das herrliche Thal hinab. Wieder stand man am Ufer, Wilhelm schaute, wie fragend, ob nicht alles ein Traum sey', nach der Stelle hinauf, wo überselige Wonne ihn, wie vom Himmel, begrüßte. Erröthend boten die lieblichen drei Schwestern beim Scheiden den Jünglingen, die um diese Huld zu bitten wagten, die Wange zum Kuß. Wilhelm drückte Mathildens bebende Hand an die Lippen, doch in süßem Vergessen neigte sie sich zu ihm hin, und flüchtig, doch mit unendlichem Entzücken, berührte der Jüngling der Geliebten Rosenlippen. Nun enteilten die Scheidenden, Thränen und Segenswünsche folgten ihnen nach, die flatternden Tücher wehten Grüsse hinüber und herüber, bis die Biegung der Felsen den eilenden Nachen den Blicken entzog. Jetzt aber überwölkte sich der Himmel, gleichsam als wollte die Natur mit der sehnenden Liebe trauern.

Und wie noch in Schmerz versunken die Zurückgebliebenen am Ufer standen, den Raum mit Wehmuthblicken messend, den die Gondel durcheilt, klangen vom Basteifelsen Harfentöne, und der böhmischen Harfnerin wohlbekannte Stimme erscholl vernehmbar und anmuthig im folgenden Lied:

Der Himmel ist so trübe,
Kein Strahl bringt holden Gruß —
Der erste Kuß der Liebe
Das war des Scheidens Kuß!

Er war ſo ſüß und bange,
Nicht küßt' der Mund, o nein!
Herz küßt' aus Schmerzensdrange,
Es müßt' geſchieden ſeyn!

O, Scheiden, bittres Scheiden,
Wer hat nur dich erdacht?
Du Leiden aller Leiden,
Du ſternenloſe Nacht!

O, Hoffen, ſüßes Hoffen,
Wer hat nur dich erdacht?
Dein' Macht hat übertroffen
Des Leidens Schmerzesmacht!

Dich will ich feſt umfaſſen,
Dich hören nur allein,
Treu will von Treu nicht laſſen,
Allſtets denkt Liebe mein!

Helmina.

Die Unbekannte.

Eine Erzählung.

Der Friede war geschlossen — die Regimenter rückten wieder in ihre Standquartiere, und der Major Harald von Oslen benutzte die ersten Tage der ihm fast entfremdeten Ruhe, um in die benachbarte Residenz zu reisen, wo Elise, seine einzige Schwester, während seines Feldzugs Hofdame bei der Prinzessin Dorothea geworden war.

Die innige Liebe, die zwischen beiden Geschwistern bestand, machte ihnen den Augenblick ihres Wiedersehens nach langer, gefahrvoller Trennung zu einem sehnlich erwarteten, heiligen Feste. Harald war mit rühmlichen Wunden bedeckt, und mit wohlverdienten Orden geschmückt, zurückgekehrt, und oft hatte Elise, bebend zwischen Angst und Freude, in den militairischen Berichten, die während des Kriegs an den Hof gesendet wurden, seinen Namen unter denen erblickt, die durch Heldenmuth und Tapferkeit sich auszeichneten, oft Züge seiner Menschlichkeit erfahren, die mitten unter den Schilderungen blutiger Greuel ihr Herz mit dem gerechtesten Stolz erfüllten, einen solchen Bruder zu haben. Daher theilten auch andere die frohe Erwartung, mit der sie seiner Ankunft entgegen sah, und er hatte sich durch den Ruf seines eben so milden als muthigen Betragens schon, ohne daß er sich noch selbst gezeigt, die beste Aufnahme vorbereitet.

Auf den Flügeln der brüderlichen Liebe eilte Harald der Umarmung ſeiner Schweſter entgegen. Aber als er mit vieler Mühe in den labyrinthiſchen Gängen des Schloſſes endlich den rechten Weg nach ihrem Zimmer gefunden, und die Thüre deſſelben mit ungeduldig klopfendem Herzen eröffnet hatte, fand er Eliſen nicht, ſondern eine fremde, jugendlich zarte, weibliche Geſtalt erhob ſich vom Sopha, auf dem ſie ziemlich einheimiſch ſchien, und trat ihm, mit leichten Zephirſchritten, und edlem, ungekünſteltem Anſtand entgegen.

Harald glaubte, trotz ſeiner ſorgfältigen Erkundigung ſich dennoch geirrt zu haben. Er äußerte, gleichſam ſich zu entſchuldigen, den Zweifel, hier im Zimmer ſeiner Schweſter zu ſeyn — doch die Unbekannte hieß ihn willkommen, und ſagte ihm, daß Eliſe ſich bei der Prinzeſſin befinde, und nach wenig Augenblicken zurückkehren werde.

Sie bat ihn hierauf, zu verweilen, kündigte ſich ihm als die Freundin ſeiner Schweſter an, und wußte ihn ſo ungezwungen in eine leichte, fröhliche Unterhaltung zu verflechten, daß das misvergnügte Gefühl in ihm, Eliſen verfehlt zu haben, ſich leiſe und unvermerkt in eine nie vorher empfundene Zufriedenheit verlor.

Ohne eben regelmäßig ſchön zu ſeyn, trugen ihre Züge den Stempel des Geiſtes und der Güte, und ihr bleiches, aber anmuthiges Geſicht wurde durch ein paar blaue Himmel belebt, wie ſie nie im Leben herrlicher ihm aus weiblichen Augen entgegen geſtrahlt hatten. Es lag in ihnen ein tiefer Ernſt, der die Bedeutung eines höhern Daſeyns zu ermeſſen ſchien, und den zuweilen der Schimmer jugendlicher Heiterkeit glänzend verdrängte; ſie wußten zu flehen und zu

befehlen, und drückten im lieblichen Wechſel Kraft und Weichheit der Seele auf eine unnachahmliche Weiſe aus. Dunkles Haar umwehte ihre edle, gedankenvolle Stirn, und erklärte ihm in dem regelloſen Zauber, mit dem es geordnet war, zum erſtenmal den vormals wohl beachteten, aber nicht begriffenen, homeriſchen Ausdruck: ambroſiſche Locken.

Die Unterhaltung ging leiſe und unvermerkt von Elliſen, nach der Harald mit aller brüderlichen Innigkeit ſich erkundigte, auf die Prinzeſſin über, in deren Dienſten ſie ſtand, und indem er äußerte, daß ſeine Schweſter oft in ihren Briefen den Charakter ihrer Gebieterin mit der wärmſten Anhänglichkeit und Verehrung ihm gerühmt habe, pries er ihr Loos, von einem ſo allgemein als gut und edel anerkannten Weſen abzuhängen, und fügte die Frage hinzu, ob das Gerücht gegründet ſey, daß von der baldigen Verpflanzung der Prinzeſſin auf einen fernen und mächtigen Königsthron ſpreche.

Bei dieſen Worten ſenkte die Unbekannte die ſchönen Augen, und als ſie, durch einen tiefen Seufzer ihre Bruſt erleichternd, ſie wieder erhob, glänzten ſie zwiefach im feuchten Schimmer der Wehmuth, der ſie mit Thränen benetzte. Zu dem Schmerz, den ich nicht ſtark genug bin, zu verhehlen, antwortete ſie, werden Sie das trübe Ja leſen, das Ihrer Frage gebührt. Wie? verſetzte Harald, halten Sie eine ſo ehrenvolle und glänzende Verbindung nicht den Verdienſten der Prinzeſſin angemeſſen, und mit ihren Neigungen und Wünſchen übereinſtimmend?

Ach, erwiederte ſie, welch ein trauriger Erſatz für ein fühlendes, weibliches Weſen iſt Glanz und Größe, wenn

es seinen edelsten Freuden, seinen heiligsten Verbindungen entsagen muß! Die Prinzessin hat Sinn für häusliches Glück. Seliger würde sie sich preisen, wenn sie in einer Hütte geboren wäre, als unter einem Thronhimmel, wo das Wohl und Wehe des Herzens nicht geachtet, sondern gleichgültig der kalt berechnenden Politik geopfert wird. Froh und zufrieden im Umgang ihrer liebenden Geschwister, durch Freundschaft an so manche theure Gespielin ihrer Jugend geknüpft, durch glühende Vaterlandsliebe an den Boden gefesselt, der ihre Heimath war — wie kann sie selbst, und wie können die, die sie verstehn und lieben, anders als mit Schauder an ihr künftiges Loos denken, das sie zum Eigenthum eines Mannes weiht, den sie nie gesehen hat, und sie auf ewig dem Kreise entführt, in dem sie glücklich war.

Wenn die Prinzessin, wie Sie sagen, wirklich eine ihrem Range so ungewöhnliche Denkungsart besitzt, entgegnete Harald, so beklag' ich sie mit Ihnen. Aber die Ansichten, durch die das menschliche Gemüth die Bedingungen seines Schicksals würdigt, sind sehr verschieden, da sie sich nach den Verhältnissen eines jeden richten, und folglich die Begriffe von Glück und Unglück relativ machen. Mit der Ueberzeugung aufgewachsen, daß Fürstentöchter nicht wählen dürfen, und an Pracht und Schimmer gewöhnt, die ihr nun in verdoppelter Fülle winken, dünkt ihr vielleicht im Stillen erträglich, was uns, die wir mit unserem Maaßstab ihren hohen Standpunkt messen, als ungeheuer und höchst bedauernswerth erscheint.

Fürstentöchter dürfen nicht wählen, aber doch verwerfen, unterbrach ihn die Unbekannte. Und hätte man

ihr nur dies traurige Recht gegönnt — sie würde zufrieden mit ihrem Geschick es gepriesen haben. Aber nun bald losgerissen von Allem, was ihr theuer ist, kann diese Trennung auf ewig ihr nicht anders als der bittere Tod erscheinen, der ja auch liebende Herzen scheidet, bis sie einst — aber erst jenseits — sich wieder finden. Der freundlichen Heimath, den treuherzigen Landleuten Lebewohl sagend, wird sie es nimmer vermögen, sich so innig mit jenem fernen Lande zu befreunden, dessen Krone sie tragen soll, und dessen Sprache sie nicht einmal kennt. Einsam unter den Millionen stehend, die vielleicht, sie beneidend, zu ihr empor schauen werden, weil der Glanz des Throns ihre Thränen überschimmert, kann das Leben ihr nichts mehr bieten, als Geduld und Resignation, die einzigen Güter, die sie sich noch von Gott erfleht.

Sie brach hierauf ab von diesem sie sichtbar bekümmernden Gegenstand, und sich die sanfte Heiterkeit zurückrufend, in der Harald sie anfangs gefunden, wußte sie durch ihre leichte Gabe der Unterhaltung ihn so hinzunehmen, daß er glaubte, nur einige Momente mit ihr verplaudert zu haben, als eine Uhr mit Flötentönen den Ausspruch that, daß schon die dritte Viertelstunde seit seinem Eintritt verflossen sey. Da raffte sie ihre Arbeit zusammen und stand auf. Es scheint mir Unrecht, sagte sie, den Augenblick eines solchen Wiedersehens noch länger zu verzögern. Ich gehe jetzt in die Zimmer der Prinzessin und werde Ihrer Schwester sagen, wer Sie hier erwarte.

Harald fühlte sich durch diesen Entschluß unangenehm betroffen. Er wünschte sie zurückzuhalten, aber seine Unbefangenheit war verschwunden, und mit ihr die Gewandtheit,

durch die es ihm vielleicht gelungen wäre, das Gespräch auf irgend eine Art zu verlängern, die sie zum Dableiben hätte bewegen können. Endlich that er in der Verlegenheit die Frage nach ihrem Namen, aber die Fremde schüttelte verneinend das anmuthige Haupt und sagte lächelnd: ein einmal gelöst'es Räthsel hat kein Interesse mehr. Erlauben Sie, daß ich namenlos bleibe, und Sie so unbekannterweise um ein flüchtiges Andenken bitte. — Mit diesen Worten entschwebte sie leicht wie eine Sylphide, und ließ ihn in einem nie vorher gekannten Aufruhr seiner Gefühle zurück.

Er hatte Zeit über diese seltsame Erscheinung nachzudenken, denn es verging beinahe eine halbe Stunde, ehe seine Schwester hereintrat.

Ganz anders war jetzt der gegenseitige Empfang beider Geschwister, als er ohne diese Dazwischenkunft der Fremden gewesen wäre, denn in Elisens Freude mischte sich störend ein Schatten verlegener Zurückhaltung, und in die seinige das ungestüme Verlangen, zu hören, mit wem er gesprochen, das nach den ersten Ergießungen sie sogleich mit Fragen überhäufte.

Ich habe geloben müssen, so verschwiegen zu seyn, wie sie selbst ist, antwortete Elise, und daher darf ich Dir nur sagen, daß sie meine sehr geliebte Freundin und gleich mir in den Diensten der Prinzessin Dorothea ist. Auf welche Weise aber, — das muß ich der Zukunft überlassen, Dir zu erklären, da mein Versprechen mir die Lippen schließt.

Harald, in dessen Busen ein völlig neues, noch nie durch Spiel mit der Leidenschaft entweihtes, so wie durch Leidenschaft selbst ermattetes Herz klopfte, war nicht zufrieden mit diesem geheimnißvollen Abweisen. Er drang in

ſeine Schweſter, ihm mehr zu ſagen, aber ſie verſteckte ſich hinter das Palladium ihres Gelübdes, warnte ihn jedoch halb ernſt, halb ſcherzhaft, auf ſeiner Hut zu ſeyn, da ſie von ſeinem lebhaft erregten Gefühl auf die Tiefe des Eindrucks ſchloß, den ihre Freundin auf ihn gemacht hatte. Denke, es ſey Dein Ideal, das Dir erſchienen iſt, ſagte ſie. Wohl iſt es dir vergönnt, ein Weſen in der Welt zu ſuchen, das ihm gleicht, und es bleibe Deiner Seele ſtets gegenwärtig als ein Bild höherer weiblicher Vollkommenheit, aber betrachte ſie frei von jeder ſehnſuchtsvollen Anmaßung, wie eine überirdiſche, unerreichbare Erſcheinung, nicht beſtimmt, Dein Leben zu ſchmücken! — Harald ſchwieg, und es ſchien der liebenden Schweſter, als habe ihn dieſe Aeußerung gekränkt, wenigſtens umwölkte ſich ſeine Stirn nnd ſein Auge ward trüber.

Sie konnte dieſen Anblick nicht ertragen. Wüßte ich, mein Harald, ſprach ſie liebkoſend, daß Du Feſtigkeit des Sinnes genug hätteſt, meine Freundin nur von dem Geſichtspunkte aus zu betrachten, von dem meine ſchweſterliche Liebe ſie Dir zeigt, ſo wollte ich Dir heute Abend, wo ſie nach dem Schauſpiel zu mir kommen wird, ihre nähere Bekanntſchaft verſchaffen.

Harald verſprach es. Sobald Du nur Deines Herzens gewiß biſt, fuhr Eliſe fort, iſt dieſe Bekanntſchaft ein Gewinn für Dein ganzes Leben, denn eine der ſchönſten weiblichen Seelen wird ſich Dir enthüllen.

Als Harald nach dem Schauſpiel zu ſeiner Schweſter kam, fand er die beiden Freundinnen beiſammen. Die Unbekannte ſchien anfangs ein wenig verſchloſſener, als am Morgen, doch lag in ihrem tiefern Ernſt eine Wehmuth,

die Harald's Theilnahme um so mehr erregte, da er nicht ergründen konnte, ob sie aus Mitgefühl an dem Geschick ihrer fürstlichen Gebieterin, oder aus eigenem Kummer hervorgieng.

Er lenkte, um hierüber einigermaßen urtheilen zu können, das Gespräch wieder auf die Prinzessin, indem er Elisen fragte, wie weit bereits die Unterhandlung wegen der Vermählung derselben gediehen sei? So weit, versetzte Elise, daß man jeden Tag den Gesandten erwarten darf, der bereits lange unterwegs ist, um die öffentliche, förmliche Anwerbung anzubringen, sich im Namen seines Herrn mit ihm trauen zu lassen, und sie unmittelbar darauf uns auf immer zu entführen. Dieser Schlendrian alter, verjährter Gewohnheit bei fürstlichen Vermählungen läßt uns schon im Voraus berechnen, wie stufenweise unser Schmerz, sie zu verlieren, gesteigert wird, und wenn er seinen höchsten Gipfel erreichen muß.

Und wird auch dießmal das alte Herkommen beobachtet, fragte Harald, daß die Neuvermählte von allen ihren bekannten und befreundeten Gegenständen unerbittlich trennt, und ihr nur bis an die Gränze ihres künftigen Landes die Begleitung ihres heimathlichen Gefolges erlaubt.

Auch dießmal! antwortete Elise sehr gerührt. Ach, wenn diese Bedingung nicht wäre, würde ihre Abreise nicht wie der Tod von uns gefürchtet werden, sondern einem Triumphzug gleichen. Denn so viele, die sie lieben und verehren, würden sich freudig anschließen, und unter jenem fernen Himmelsstrich sich bemühen, eine freundliche Heimath um sie her zu bilden.

Wozu, ſprach die Unbekannte, mit ihren Thränen kämpfend, und doch mild unter ihnen hervorlächelnd, wozu uns das Herz ſchwer machen, indem wir erwägen, wie es ſeyn könnte, und wie es iſt? Wer erklärt die unglückliche Sucht im Menſchen, ſich ſelbſt zu quälen, und im bangen Vorgefühl den bittern Kelch des Kummers bereits koſten zu wollen, wenn das Schickſal noch mitleidig zögert, ihn uns zu reichen? — Laß uns unſere Blicke nicht eher vorwärts richten, ehe wir es müſſen, und das Bild der wehmüthig frohen Gegenwart noch recht liebend und ſehnſuchtsvoll in uns aufnehmen, und dann — ſie ſchauderte — wenn ſie Vergangenheit geworden iſt, Kraft zum Tragen aus der Erinnerung zu ſchöpfen.

Sie ſtand bei dieſen Worten auf und ſetzte ſich zum Clavier, die vor ihr liegenden Noten mit Präciſion und Gefühl durchſpielend, und dann, in eigenen Phantaſieen ſich ausſprechend, ihre Zuhörer aus der Tiefe eines feierlichen Ernſtes allmählich zu milder Beruhigung der ſchmerzlich aufgeregten Gefühle und endlich ſogar zur Heiterkeit empor zu heben.

Nachdem die Muſik durch ihren ſtillen, ihr nie ermangelnden Zauber die Gemüther wieder beſchwichtigt, und für eine weniger traurige Unterhaltung als vorher empfänglich gemacht hatte, kehrte die Unbekannte an Eliſens Hand zum Sopha zurück, wo ſie mit Geiſt und Munterkeit über mancherlei Ereigniſſe der Zeit ſich ausließ, und Harald in ein lebhaftes Geſpräch verflocht. Er fand in der leichten und doch durchdringenden Gewandheit ihres Verſtandes, ſo wie in den unverkennbaren Aeußerungen einer zarten und tiefen Empfindung immer mehr Veranlaſſung, ſich mit jenen zu-

berischen Banden zu ihr hingezogen zu fühlen, die beginnende Liebe knüpft. Daher wurde der Schleier, in dem sich ihr Verhältniß und sogar ihr Name ihm verhüllte, ihm je länger, je unerträglicher, da die Stimme des sehnsuchtvollsten Verlangens in seiner Brust ihm zuflüsterte, daß seine Gesinnung ihm ein Recht gebe, sie in allen ihren Beziehungen kennen zu lernen, um als den höchsten Gewinn der Zukunft ein Echo derselben in ihrem Herzen zu erwecken.

Doch vergebens war sein Bemühen, zu enträthseln, was ihm so geheimnißvoll sich darstellte. Beide Freundinnen schienen sein Streben mehr für die Wirkung einer oberflächlichen Neugierde, als für das tiefe Sehnen eines im Innersten ergriffenen Gemüths zu halten, und lenkten scherzend ihn stets vom Ziel hinweg, wenn er sich ihm zu nähern glaubte.

Nur noch eine kurze Zeit, sagte endlich lächelnd die Unbekannte, gönnen Sie mir das Incognito, das ich nach Art der Großen auf Erden mir angemaßt habe. Elise und ich begleiten morgen die Prinzessin auf einige Tage nach ihrem Lieblingslustschloß Lilienthal, wo sie die frohsten Stunden ihrer Kindheit und Jugend verlebt hat. Dort will sie mit uns und einigen Freundinnen allein seyn, und Abschied nehmen von der theuren Gegend, die sie, wie ein blühender Kranz, aus tausend Blumen der Erinnerung geflechten, auch noch in geistiger Anschauung umschließen wird, wenn eine weite Ferne sie in der Wirklichkeit ihr birgt. Wenn wir zurückkehren, werde ich Ihnen meinen Namen sagen und Sie alsdann auch der Prinzessin vorstellen, die Ihre Bekanntschaft wünscht, ehe sie im Drange naher Feste ver-

hindert wird, den Bruder ihrer geliebten Elise anders als im conventionellen, nichtssagenden Vorübergehn zu sehen. Mit diesen Worten begrüßte sie ihn freundlich zum Lebewohl, umarmte Elisen und verschwand durch eine Seitenthür.

Die unerschütterliche Verschwiegenheit seiner Schwester kennend, drang Harald nicht weiter in sie, ihm das Geheimniß zu verrathen, das die reizende Unbekannte so fest hielt. Aber er forschte leise und behutsam bei andern, indem er sich nach der nähern Umgebung der Prinzessin, und nach den einzelnen Personen ihres Hofstaats erkundigte. Hier schien ein freundlicher Lichtstral das Dunkel, in dem er tappte, zu verklären. Elise war ihre einzige Hofdame, ihre Oberhofmeisterin eine ehrwürdige Matrone, ihre Kammerfrauen schon bejahrt, folglich paßte das Bild seiner Unbekannten, das sich seiner Seele so tief eingeprägt hatte, [illegible] zu der Vorleserin, die man ihm als ein junges, allgemein als liebenswürdig anerkanntes Mädchen schilderte, [illegible] der Prinzessin mit der ihr so eigenen Huld als Freundin behandelt werde. Triumphirend meinte er, nun der Verbindung auf der Spur zu seyn, und nahm sich vor, sich beim Wiedersehen mit dem Resultat seines Scharfsinns schalkhaft gegen sie zu brüsten.

Die Abwesenheit der Prinzessin wurde zu seiner Freude durch die Ankunft des —schen Gesandten abgekürzt, der als Abgeordneter seines Monarchen glänzend auftrat, um die holde Fürstentochter für ihn zu werben.

Die Fürstentochter ward durch eine Estafette eiligst in die Residenz zurück berufen. Auf das Anwerben, das Sie zu ertheilen genöthigt war, sollte nach alter Sitte unmittelbar

die Vermählung durch Procuration und dann ſogleich ihre Abreiſe erfolgen. Es war ſehr natürlich, daß alle dieſe, Eliſen im Weh des Abſchieds mit berührenden Umſtände ihrem Gemüth etwas Tiefbewegtes, nicht zu Scherz aufgelegtes und ihrer Stimmung etwas ſo Zerſtreutes gaben, daß ſie wenig auf Haralds Anſpielungen, als habe er nun die myſtiſche Erſcheinung errathen, eingieng. Gern wäre er der lieblichen Luiſe Friedhelm, ſo wurde ihm die Verleſerin genannt, durch einen Beſuch in der verſprochenen Mittheilung ihrer wahren Verhältniſſe zuvorgekommen, allein die Unruhe, die das ganze Schloß erfüllte, mußte ſich bei ihrer unbezweifelten Anhänglichkeit an die nun bald ſcheidende Gebieterin auch bis zu ihr erſtrecken, und ſo viel Ueberwindung es ihm auch koſtete, ſo bezwang er doch ſein Verlangen, ſie wieder zu ſehen, da es ihm unbeſcheiden ſchien, in ſo beſchäftigten Momenten ſich ihr zu nahen.

Im engſten Familienzirkel des Hofes wurde die Vermählung der Prinzeſſin vollzogen. Aber den Tag darauf ſollte die junge Königin die Glückwünſche des Heſſiaats empfangen, und Harald wurde jetzt auf ihre Veranlaſſung daran erinnert, daß ſie wünſche, ihn kennen zu lernen, und zu dieſem Zweck eine halbe Stunde vorher, ehe ſie, unter dem Ahornhimmel im väterlichen Prachtſaal ſtehend, die Huldigung der Menge empfangen ſollte, zu einer beſondern Audienz zu ihr beſchieden.

Unruhig geſpannt, weniger, die Hochgefeierte zu ſehn, die, wohlberechtigt, den Namenn Dorothea zu tragen, als eine Gabe Gottes ihrem Vaterlande gleich einem ſchönen Stern geleuchtet hatte, um nun bald unter einem fernen Himmelsſtrich zu glänzen, als durch die Möglichkeit,

in ihrer Nähe vielleicht das holde Weſen zu treffen, das einen ſo warmen Eindruck auf ſein Herz gemacht hatte, nahte er ſich dem Gemach der Königin, die er mit Eliſen allein fand.

Sie ſtand im Hintergrunde eines großen, mit Purpurſammet in reichen Falten drappirten Zimmers. In ihrem dunkeln Haar ſchimmerte eine diamantene Krone. Wie ein Lichtgewölk des Himmels umfloß ihre ſchlanke Geſtalt ein Gewand von zartem Silberſtoff, und eine lange Schleppe, mit Hermelin umſäumt, verbreitete ſich in edlem Faltenwurf um ſie her.

Harald verbeugte ſich tief, ohne noch ihre Züge zu unterſcheiden. Da winkte ſie ihn huldreich näher. Eliſe ergriff ſeine Hand und führte ihn zu ihr — in ſchüchterner Ehrfurcht erhob er den Blick zu ihr — Gott! — — in der Königin ſah er ſeine Unbekannte wieder.

Unfähig zu ſprechen, blieb er in dumpfer Erſtarrung vor ihr ſtehn. Aber ſie grüßte ihn mit himmliſcher Freundlichkeit, und mit allem Wohlklang der ſeelenvollen Stimme, die ſo unwiderſtehlich den Weg zum Herzen zu finden wußte, redete ſie ihn an.

Können Sie mir vergeben, daß ich Sie täuſchte? ſprach ſie. Vom Zufall, der uns zuſammenführte, dazu verlockt, gab ich dem Verlangen nach, einmal rein menſchlich, ohne von den kalten Formen meines Standes beengt zu ſeyn, eine zwangloſe frohe Stunde zu genießen. Ich erlaubte mir dieſen unſchuldigen Scherz, wie man, ohne falſch zu ſeyn, auf einer Maskerade ſein eigentliches Ich zu verbergen ſtrebt — doch jetzt nimmt die Vollendung meines Schickſals mir den Schleier ab, in den ich mich

hüllte — es vergönnt mir nichts mehr, als ein freundliches Lebewohl, und die innigſten Wünſche für Ihr Glück.

Ihre Stimme bebte; Rührung drohte ſie zu überwältigen, doch ſich gewaltſam zuſammen nehmend, ſiegte ſie über den zuckenden Schmerz ihres Buſens, und fuhr fort

Sehr kurz war unſre Bekanntſchaft, und doch wünſche ich, daß ſie nicht ſpurlos gleich einem Schatten an Ihnen vorübergleite, ſondern zuweilen durch ein ſtilles Andenken der Vergeſſenheit entriſſen werde. Eliſens Liebe zu mir giebt mir auch Rechte auf die Theilnahme ihres Bruders. O, möchten Sie oft zuſammen ſich meiner erinnern, und zu dieſem Zweck die Gaben nicht verſchmähen, die ich zum Abſchied Ihnen biete.

Sie reichte bei dieſen Worten Eliſen ein Papier, das die Zuſicherung eines bedeutenden Jahrgehalts enthielt, und Harald einen Ring, der, mit Diamanten umfaßt, ihm ihre lieblichen Züge in wehmüthig täuſchender Aehnlichkeit in die Seele ſpiegelte.

Und nun noch einmal, leben Sie wohl! ſetzte ſie hinzu. Seyn Sie ſtets Eliſens Freund und ihre Stütze, und wenn zuweilen Ihr Blick und Ihre Fantaſie ſich nach Süden richtet, ſo denken Sie, daß ich Ihnen dort ein wohlwollendes Andenken bewahre. —

Hierauf trat ſie zurück, und winkte ihm zu gehen. Feſteren Sinnes hatte Harald mancher feindlichen Batterie gegenüber geſtanden — muthiger dem drohenden Tod auf dem Schlachtfeld, als ihr jetzt in die milde ſtrahlenden Augen geblickt. Er fühlte ſeine ganze Seele erweicht und aufgelöſet in Liebe, Wehmuth und Verehrung, und das Pfand der Erinnerung, das ſie ihm ſcheidend gegeben,

blieb stets sein theuerster Besitz, seine schmerzlich innige Freude. Noch einmal sah er die Herrliche, als sie unter dem dumpfen Donner der Kanonen auf ewig von dannen zog, und zum letztenmal dem Zauber ihres Anblicks sich hingebend, mischte er unter die Thränen und Segnungen des Volks, unter denen sie schied, auch die seinen.

B.

Wort von zwei Silben.

Mein Erstes erwachte mit schüchternem Beben
bei Amors Berührung zu neuem Gefühl,
er sandte die Träume, die still es umschweben,
er sichet beseligt am freundlichen Ziel.
Mein Wörtchen umleuchtet ein rosiger Schimmer,
aus Freude gewoben und furchtsamer Scheu,
die äußere Gluth bleichet, die Innere nimmer,
wenn sorglich sie nähret die wachsame Treu.
Mein Zweites ersehnen muß jeglicher Sieger,
Der Sänger, Apollo's begünstigter Sohn,
und Mars Geweihter, der tapfere Krieger,
wo Ruhm oder Lieb' es froh bieten zum Lohn.
Wann Hymen der Stunden gewichtigste bringet,
Da banget der Jungfrau verzagend Gemüth,
Und lieblich die Stirn ihr mein Ganzes umschlinget,
von Liebe gewunden, in Hoffnung erblüht.

Und wie ſich die Blätter den Blüthen vereinen,
Das liebliche Weiß bei dem Grünen erglänzt,
verſiegen die Thränen, denn nimmer darf weinen,
wen freundlich noch Unſchuld und Hoffnung bekränzt.

—i—.

Lied.

Ich habe nichts, wie Dich geliebt,
Und Du haſt nichts, wie mich betrübt,
Mein ganzes Herz war Dein allein,
Mein Lieben war ſo treu und rein.

Wohin iſt all die Seligkeit,
Wohin das ſüß' und herbe Leid?
Nicht mehr ein Blick, nicht mehr ein Wort,
Mein Herz aus meinem Herzen fort!

Wie grün und roth die Fluren ſtehn,
Läßt kaum ſich noch was Holdres ſehn,
Wie Quelle ſpringt und Vöglein ſingt,
Der Abendſtern durch Wolken dringt!

O weh, der ſüßen Herrlichkeit,
O weh, der holden Maienzeit,
O weh, den Roſen jung und zart,
O weh, daß ich geboren ward!

Bald winkt ein andrer Frühlingsſchein,
Bald deckt die Erd' all meine Pein,
Dann wird aus hellem Hoffnungsgrün
Die Lieb' in tauſend Blumen blühn.

Kommſt Du vorbei an meiner Gruft,
Wo Duft und ſüßer Glanz Dich ruft,
Wein' eine ſtille Thräne hin,
Nur Thau begehrt ein Blumenſinn.

Z.

Druckfehler des ersten Hefts.

Seite	20	Zeile	7 v. u. l. trautes st. lautes
"	278	"	13 v. o. l. Brentis st. Berntis
"	279	"	2 und 3 v. o. l. Reste von Thürmen und Thoren
"	281	"	6 v. o. l. gekrochen st. gebrochen
"	282	"	10 v. o. l. Rheinthal st. Scheinthal
"	283	"	12 v. o. l. Halknis st. Halkeis
"	284	"	14 v. o. l. Meyenfeld st. Meyerfeld
"	285	"	11 v. o. l. obwohl sie steil st. obwohl steil
"	286	"	17 v. o. l. Leidende st. Badende
"	287	"	2 v. unten l. Schwindels st. Schwindelns
"	293	"	12 v. o. l. Tamins st. Tarnins
"	294	"	9 v. unten l. hat st. hatte
"	294	"	17 v. o. l. Ftims st. Gtims
"	295	"	5 v. o. l. Sassenbach st. Sasseebach
"	298	"	18 v. o. l. Medelser st. Medelsen
"	299	"	6 v. unten herbei. gestrichen
"	301	"	3 v. u. l. würden st. würde
"	302	"	12 v. o. l. Grimsel st. Grinsel
"	307	"	14 v. o. l. Schachenthal st. Schächerthal
"	307	"	2 und 6 v. u. l. Flühlen st. Flünlen

Euryanthe von Savoyen.

Aus dem Manuscript
der Königl. Bibliothek zu Paris:
„Histoire de Gerard de Nevers
et
de la belle et vertueuse
Euryant de Savoye, sa mie“
übertragen von
Helmine von Chezy, geb. Freiin Klencke.

Bibliothek

Berlin,
in der Vereins-Buchhandlung.
1823.

Vorrede.

In ihrer eigenſten Geſtalt, nur befreit von beſchwerenden, durchaus nicht in das Werk eingreifenden Epiſoden, gebe ich hier dieſe reizende Geſchichte, die Quelle einer bekannten Novelle des Boccaccio und des „Cymbeline“ von Shakespeare, jetzt auch die der lyriſchen Oper „Euryanthe,“ die ich für den herrlichen Meiſter der Töne, unſern Carl Maria von Weber gedichtet. Vor vielen Jahren ſchon iſt in der

„Bibliotheque des Romans,“ und in den „Oeuvres de Tressan,“ dieſer altfranzöſiſche Roman, aus dem Manuſcript der königl. Bibliothek, in neu franzöſiſcher Sprache erſchienen, doch in der unverantwortlichſten Verunſtaltung; ſo daß ganz die keuſche, holdſelige Anmuth daraus verſtoßen, und ein lüſternes Zerrbild voll Ziererei und Aberwitz an deren Stelle getreten, welches Alles dem Marquis de Treſſan weiter nicht zum Vorwurf gereichen könnte, wenn er die Mühe des Umſchaffens in die des Schaffens eigner Werke verwandelt hätte; im Grabe aber noch dem alten, treuherzigen, altfranzöſiſchen Dichter Unrecht zu thun, und alle überzuckerte Rohheit des eignen, innern Seyns auf deſſen unſchuldiges Werk übertragen, das heißt gefrevelt an der Wahrheit, an der Schönheit und an der Welt!

Es wäre zu wünschen, daß die Franzosen sich eifriger mit den alten Quellen der neuern Litteratur, von denen sie unerschöpfliche Schätze besitzen, beschäftigen möchten; das südliche Frankreich in den Jahren 1200 — 1400 u. f. ist die Urquelle aller poetischen Erzeugnisse des Südens von Europa in spätere Zeit. In der alten, untergegangenen Sprache herrscht eine unnennbare Anmuth, eine Frischheit und holde Kindlichkeit, welche gleichwohl die Kraft nicht ausschließt, und von der auch das Schönste, was die neuere Zeit in Frankreich hervorgebracht, keinen Hauch mehr in sich faßt. Die Unbefangenheit der Dichter und Schriftsteller jener Zeit war es, die ihren Werken einen so hohen Reiz verlieh, und nur derjenige, der sie in seinem Gemüth wieder herstellen kann, wird des Namens eines Dichters würdig seyn.

Die vor uns liegende Dichtung ist aus der Tiefe des menschlichen Seyns geschöpft, und nur, weil so viel Natur und Innigkeit darin ist, nur, weil die Leidenschaften hier so menschlich wahr geschildert sind, weil der Zuhörer so mächtig zur Theilnahme fortgerissen wird, war es möglich, Stoff zu musikalischer Bearbeitung daraus zu nehmen; denn wie die Poesie, wie jede Kunst — mehr vielleicht noch als manche andre — ist Musik Wahrheit, oder sie ist keine Musik mehr! Auch ist nicht zu übergehen, daß diese Dichtung von einem großen Fehler ihres Zeitalters frei dasteht: sie ist selbstständig, und beruht nicht auf Mönchthum und krankhafter Frömmigkeit; es ist in ihr kein sündlich Spiel mit dem Himmlischen getrieben, und ich möchte sie darum himmlisch schön nennen, weil sie so irdisch wahr, naturvoll und herrlich ist. Euryanthe's

Aufopferung des eignen Lebens für Gerhart, in dem Augenblick, wo er sie tödten zu müssen glaubt, diese rührende, in Tressan's Verunstaltung bis zum Ekel und Abscheu verschrobene Stelle, ist, treu, wie sie der Leser in meiner Uebertragung findet, nach meinem Gefühl, eine der wenigen ewigen Schöpfungen, die auf dem Gipfel der Erzeugnisse des Genius schweben, wie sie kein Land, keine Zeit schöner, rührender, herzerschütternder aufzuweisen hat. In meiner für Webers Töne bestimmten Dichtung habe ich mich bestrebt, diese Stelle so wenig als möglich zu verderben, und gewiß wird der Meister meinen Worten die Seele, die Flamme einhauchen, zu der ihn ein so tief und ächt musikalischer Moment begeistert. In der Zeit, wo mich Geschick und Bestimmung in Frankreich festhielten, widmete ich, einer Hin-

weiſung Friedrich von Schlegel's folgend, manches Jahr dem Studium der altfranzöſiſchen Sprache und Poeſie. Ich fand Schätze, die ich zu benutzen damals nicht recht verſtand; doch nur das Bedürfniß des Augenblicks riß mich fort von der unnennbar reizenden Beſchäftigung und wies mich auf Arbeiten hin, welche dazumal von mir verlangt wurden; ſpäterhin war ich Mutter und die zarte Kindheit meiner Söhne verſagte mir die Zeit zu mühſam anhaltenden Forſchungen. Ich habe indeß die Hoffnung noch nicht aufgegeben, mich dereinſt den geliebten Handſchriften wieder zuzuwenden, und die Ausbeute davon dem deutſchen Vaterlande heim zu bringen. Sollte mir in dem Zwiſchenraume, den noch jetzt Nothwendigkeit gebietet vorübergehen zu laſſen, ein wackerer Gelehrter und Dichter zuvorkommen, ſo könnte mich dies nur

erfreuen; denn Viele können an der reichen Quelle schöpfen, sie wird so leicht nicht versiegen! Die große königliche Bibliothek und die herrliche Sammlung im Arsenale, vom Marquis de Paulmy gestiftet, enthält theils Inkunabeln, theils Handschriften von unschätzbarem Werth, würdig der Vergessenheit entrissen und dem Publikum auf eine minder kostspielige und prunkvolle Weise dargereicht zu werden, als jetzt die neue Unternehmung des französischen Textes von Reinecke Fuchs, der 72 Franks kosten soll, und im „Lit. Conv. Blatt" angezeigt steht. Was uns Goethe von dieser köstlichen Dichtung gegeben, kann uns genügen; und nur in einem Sinn, wie der dieser gedrängten und geistvollen Wiedergabe, können wir eine Unternehmung der Wiederbelebung aller Poesie wünschen, treu, aber gedrängt, des Wustes entladen, gegangen

durch das Läuterungfeuer der Zeit, die, obwohl sie neuen Wust herbeiführt, doch über den früheren aufklärt und immer vorwärts schreitet, selbst wenn sie es nicht zu thun scheint.

Eine schöne Idee lag der alten „Bibliothèque des Romans," herausgegeben von Tressan zum Grunde: Auszüge und Mittheilungen aus den interessanten Manuscripten und Inkunabeln des Mittelalters; da nun aber alle diese Auszüge ohne Ausnahme ganz entstellt, mit Zusätzen beladen, und modernisirt sind, ohne dadurch im Geringsten vorgerückt zu seyn, so wäre es wünschenswerth, das Werk noch einmal anzufangen, und die Idee in ihrer ursprünglichen Schönheit wieder in das Leben zu rufen; denn bei diesen herrlichen, alten Dich-

tungen heißt es nicht: laſſet die Todten ihre Todten begraben: ſondern: rufet das Lebende aus ſeinem Schlummer!

Möge meine geliebte Euryanthe auch in ihrer urſprünglichen Einfachheit ſolche Liebe beim Leſen finden, als ich beim Uebertragen aus der alten, vergeſſenen und verklungenen, doch unendlich reizvollen, innigen Sprache auf ſie gewandt! Hier erſcheint ſie, ein unverarbeitetes Metall, doch ohne Zuſatz, ächte Ausbeute aus verſunkenem Schacht. Wahrheit und Liebe aber ſind in jeder Geſtalt ſo mächtig, ſo unwiderſtehlich, daß ich nicht zweifeln kann, Euryanthe wird die Liebe finden, mit der ihr Schöpfer, der unbenannte Dichter, ſie gedacht; und ſie wird, als zarte und ſüße Roſe der Lieb' und Treue an deut-

ſchem Ufer heimathlich blühen, wie am Loire-Strand, wo ihren Namen noch ſanfte Lieder feiern.

Berlin, 1823.

Helmine v. Chezy, geb. v. Klencke.

Im Jahr tauſend ein hundert und zehn nach unſers Herrn Chriſti Geburt, regierte in Frankreich der großmüthige König Ludwig, benannt der Dicke. Dieſer hatte damals viel Beſchwerde, wegen der Fürſten und Rebellen in ſeinen Landen, die er alle in verſchiedenen Schlachten überwältigte, daß ſie ſeine Vaſallen wurden. Sodann, als er ſeine Länder in Frieden ſah, wollte er, daß ſich die Edeln ſeines Landes zu Stechen und Turniren einfänden, die er anſtellte, damit ſie nicht in Trägheit verfallen möchten, und die Luſt der Waffen unterhielten. So begab es ſich eines Tages am Pfingſtfeſte, daß König Ludwig zur Bogenbrücke ankam, wo er ein ſo großes Feſt anſtellen ließ, als ſeit langen Zeiten nicht geſehen worden war. Er empfing die Prinzen, Ritter und Damen, die geladen waren, mit ſo vielfältigen und großen Ehrenbezeugungen, und bewirthete ſie köſtlich, wie Einer,

der ſich wohl darauf verſteht. Da war Niemand, weder Groß noch Klein, der nicht mit ihm zufrieden geweſen wäre, und desgleichen auch mit der Königin; denn lange vor ihrer Zeit hatte man auf dem Throne von Frankreich kein ſo königliches und ſchönes Paar geſehen, als dieſes. Der Herr hatte ihnen zu all der Schönheit, womit er ſie ſo reichlich begabt, die Gnade erzeigt, daß ſie mit Tugenden der Demuth, Verſtändigkeit und huldiger Sitte ſo geſchmückt waren, daß, wenn die Tugenden zu jener Zeit verloren geweſen wären, würde man ſie alle in dieſen Beiden wiedergefunden haben.

Als der Tag der Feierlichkeiten an heiliger Stätte vorüber war, wünſchte der König, ſo wie auch die Königin, daß die Fürſten und Edlen des Hofes ſich mit Tanzen und Kampfſpielen ergötzten. Da war eine große Fröhlichkeit, wie auch viel Springens und Geſang. Es ſang die ſchöne Frau Herzogin von Beſancon, und die Frau Alys, Herzogin von Burgund, die ihren Freund bei der Hand nahm, und ihn auch zu ſingen bat, welches er mit beſcheidenem Weſen und ſanfter Stimme that. Sodann ſang die ſchöne Jungfrau, Schweſter des Grafen von Bloys, daß ſie niemals ſich vermählen würde, aber wohl zeitlebens lieben; und noch viele andre edle Damen und Ritter mehr er-

götzten sich mit Gesängen, dergestalt, daß der König und die Königin eine rechte Lust daran hatten. Eben als die Ritter und Jungfrauen in ihrem Herzen darauf harrten, daß das Tanzen und die rechte Freude des Festes wieder angehen sollte, trat König Ludwig an das Fenster, und nahm eines jungen Edlen wahr, der einen Sperber auf der Hand hielt und vor dem Pallast umher ging, und der König sagte ihm: „Gerhart! kommt, und gebt euren Sperber dem Schildträger in Verwahrung, denn es stehet euch zu, mit vom Feste zu seyn.“ Gerhart antwortete: „Wenig liegt mir an Tanz und Spiel, aber meines Herrn Gebot, das ich niemals übertreten mag, will ich gern befolgen.“ Und er kom herzu. Dieser Edle hieß Graf Gerhart von Nevers, er war erst neunzehn Jahr alt und hatte seines Gleichen nicht an Schönheit und Stärke. Es war nichts, das Gott und die Natur vergessen hätten, da sie ihn bildeten, und ich würde nicht wieder aufhören können, wenn ich Alles, was sich davon sagen läßt, hernennen wollte und wie in ihm sichtbar waren Schönheit und Verständigkeit, Artigkeit und sittsames Wesen, Tapferkeit und Demuth, und wie er noch bei dem Allen der Ritter in Frankreich war, der am schönsten sang, die Cyther schlug und tanzte. Kam er zum

Fest, so gab es keine Frau noch Fräulein, die nicht bewegt geworden wäre, oder die Farbe gewechselt hätte; so wie er war auch seine Geliebte, Namens Euryanthe, die, wenn sie an Schönheit Alles übertraf, auch die treueste und zärtlichste Freundin war, die noch geboren worden.

Der junge Graf Gerhart tanzte mit der Castellanin von Dijon, die seine Hand ergriff und ihn höflich bat, ein Lied zu singen. „Fräulein" so sagte Gerhart, „eure Bitte ist mir Gebot; nimmer möchte ich euch etwas verweigern." Somit machte er sich zum Singen bereit, und da ihm die Neider niemals bange machten, sagte er laut, daß er mit vollem Rechte froh sein könnte und singen, da er liebte und von der züchtigsten und sanftmüthigsten Schöne geliebt würde, deren Ruf er behaupten wolle, gegen wen es auch sei, und der zu Ehren er jetzt seinen Gesang anstimmte, den er also begann:

Wie fühl' ich im Herzen aus Schmerzen so fröhlich erblühet
Die Liebe, die Triebe und Denken zur Süßen hinziehet;
Wie sehn' ich mich ferne, zum Sterne, der freundlich mir funkelt,
Lust kenn' ich nur, wenn ich sie nenne, die Alles verdunkelt.

Wer heuchelndem Sinne der Minne vertraute, muß beben,
Wie rastlos und maßlos sich Schiffe bald senken, bald heben;
Doch sicher vertrauet und bauet auf stürmende Fluthen
Wer freuen der Treuen sich mag und wahrhaftigen Gluthen.

Drum ſing' ich und freue der Treue mich, die uns verbunden,
Die mein mit mir ein iſt, in Liebe, ſo wie noch gefunden;
Drum preiſ' ich im Sinne der Minne, der Schönſten ergeben
Das Glück, ihr im Blick zu erſchauen mein koſtlichſtes Leben.

So ſang Graf Gerhart, und der König und die Königin, ſo wie die Edelfrauen, hatten große Luſt daran, ihn zu vernehmen.

Als nun Gerhart ſeinen Geſang beendigt hatte, lobten ihn viele Ritter und Damen und Fräulein, aber es gab genug, die im heimlichen Neide zu murren begannen, und unter denen war beſonders Lyſiardus von Foreſt, der ſo tief von einem ſchmählichen Neide bewegt wurde, daß ihm faſt das Herz davon borſt; denn er war ſolch ein Betrüger und voll ſchlauer Künſte, wie ſelbſt nicht in Ganelon ſteckten; ein großer Menſch und hager, troken, keck und böſe, in Waffen geſchickt. So drehte er ſich voll Hochmuth und Spott zu den Rittern, von denen er merkte, daß ſie auf ſeiner Seite waren, und ſagte ihnen: „Habt ihr ihn denn Alle gehört, dieſen übermüthigen Vaſallen, von dem es iſt, als dürfte ſich keiner von uns ihm gleich ſtellen? Habt ihr ſein ruhmrediges Preiſen vernommen, wie er ſeine Schöne lobt, daß man glauben ſollte, ſie habe ihres Gleichen nicht auf der Welt? Weiß ich doch das Gegentheil von

dem, was er da ſagt: er iſt nicht von ihr geliebt, wie er es wohl denkt; ich aber möchte wohl, wenn ich nicht glaubte unſern Herrn König zu erzürnen, gegen Gerhart meine Grafſchaft wetten — da er ſich vor uns Allen gerühmt hat — daß ich, wenn er mir verſprechen möchte, ſeiner Dame nichts davon zu ſagen, ehe noch acht Tage vorbei wären, ihre Liebe gewinne; und wenn es nicht ſo wäre, wie ich da ſage, ſo geb' ich ihm mein Land Foreſt und Beaujolois; dahingegen, wenn ich ihrer Minne habhaft werden kann, woran gar kein Zweifel iſt, ſo müßte er mir all ſein Land und Gut in die Hande geben." Solches hörte der Graf Gerhart, und da er der Treue ſeiner Geliebten, der ſchönen Euryanthe, gewiß war, ſtand er auf und ſagte ganz laut, daß ein Jeder es hörte: „Herr Lyſiardus, ihr ſollt wegen der Wette, die ihr da anſtellt, keinen Unglimpf haben, und ich gebe euch meine Grafſchaft Nevers, wenn ihr mit euerm Unternehmen zu Stande kommt! Ich kann euch verſprechen, daß euer Vorhaben Niemanden, der auf Erden lebt, bei meiner Euryanthe gelingen würde." Der König, ſo dabei war, ſagte, daß beide Ritter die Wette laſſen möchten, weil ſie Einem oder dem Andern viel Unheil bringen könne. „Herr König," ſagte Lyſiardus, „um nichts in der Welt möchte ich

von der Wette ablaſſen.“ Und als ihn der König noch warnte, ſagte Gerhart: „Ich flehe Eure Majeſtät demüthig, daß ſie die Wette nicht ſuche abwendig zu machen, denn ſo gut, wie Graf Lyſiardus ſein Unternehmen ausführen kann, ſoll es mir gleichfalls ein Leichtes ſeyn, ganz allein alle deutſche Lande zu erobern!“ — Da nun der König ſah, daß er ſie von ihrer Thorheit nicht abhalten konnte, ließ er ſich von ihnen Beiden die Unterpfänder der Wette geben und nahm ſie in Verwahrung.

Und als Lyſiardus kaum fertig damit war, reiſte er ab vom königlichen Hofe, mit noch ſechs andern Rittern; denn das Herz brannte ihm vor Ungeduld, ob ſein Wageſtück gelingen würde, ſo daß er dergeſtalt zuritt, daß er an einem Abend ſpät zu Premery ankam, ſo ſechs Strecken Landes von Nevers liegt. Selbige Nacht konnte er nicht zu Schlaf kommen, ſo ſehr bewegte ihn ſeines böſen Herzens Angſt, daß er die Wette verlieren könnte und ſo um ſein Land komme. Mit Tagesanbruch reiſte er mit den Rittern nach Nevers. Die ſchöne Euryanthe kam eben aus der Kirche, da die Ritter zu Nevers anlangten. Lyſiardus, der mit weltlichen Gebräuchen ſehr gut Beſcheid wußte, begann, ſobald er Euryanthe ſah, von ſeinem Maulthier zu ſteigen, desgleichen thaten die Ritter, die mit ihm waren.

Da das edle Fräulein sah, daß die Ritter alle abstiegen, sie zu grüßen, blieb sie mit ihren Jungfrauen stehn. Lysiardus kam auf sie zu und grüßte sie tief. Die schöne Euryanthe sagte ihm sehr höflich, daß er ihr freudig willkommen wäre. „Schöne," so sagte Lysiardus, „Gerhart sendet euch durch mich seinen Gruß. Da ich ihm versprochen habe, nicht vorüber zu reisen, ohne euch gesehn zu haben." — „Herr Ritter," antwortete Euryanthe, „eure Botschaft ist mir sehr willkommen; so ihr wollt in das Schloß kommen und zu Mittag mit mir essen, so werdet ihr diejenige ehren, die euch gern Ehre zu erzeigen wünscht." — „Schöne," gab Lysiardus zur Antwort, „ich bin bereit, euer Gebot zu befolgen." Als nun die Mittagsstunde kam, ging Lysiardus auf das Schloß, wo ihm die Ritter und Jungfrauen entgegen kamen, die ihn höflich bewillkommten und zu der schönen Euryanthe hinführten. Diese bewirthete den Ritter so köstlich und that ihm so viele Höflichkeit an, als wenn er ein Bruder, oder ein Verwandter gewesen wäre. Als nun die Mahlzeit zu Ende war, nahm der Lysiardus, der das Fräulein gern sprechen wollte, ihre Hände und sagte: „Edles Fräulein, ich habe eine Botschaft an euch, wenn es euch lieb ist, sie zu vernehmen;

ich trage groß Verlangen, sie euch zu sagen, denn sie kommt von Einem, der euch wohl bekannt ist.“ Die schöne Eurvanthe, die nicht wußte, welche große Bosheit Lysiardus an ihr ausüben wollte und an ihrem Freunde Gerhart, führte den Ritter an ein Fenster abseits, wo sie ihm zuhören wollte. Lysiardus, der sehr eilte, mit seinem Unternehmen zu Stande zu kommen, dachte ein wenig nach, sodann ging er dicht zu ihr heran und sagte: „Mein Fräulein, ganz geb' ich mich in eure Hände; da alle Welt von eurer Schönheit und Vortrefflichkeit spricht und euch preiset, so hat mich die Liebe zu euch dergestalt überfallen, daß mich mein Herz mit Gewalt gezwungen hat, zu euch zu kommen, und es gehe schon, wie es wolle, so werde ichs nicht lassen, und euch die Qualen sagen, die ich Tag und Nacht um euch leide. Ich kann sie euch aber nicht nennen, noch die große Pein, die ich bis jetzt gelitten. Drum bitte ich euch um Gottes Willen, habt Mitleid mit mir, sonst weiß ich, daß mein Ende mir nah ist.“

Als das Fräulein den Lysiardus anhörte, konnte sie sich nicht genug wundern und sagte ihm: „Ach, Herr Ritter, ihr wollt mir verzeihen, aber wenn ich aus Höflichkeit mich überwinde, euch keinen

Schimpf anzuthun, so mögt ihr es mir danken; denn, so wie ich Euch geneigt werden möchte, könntet ihr auch den Mond vom Himmel langen, ehe ich euch meine Liebe zuwendete. Wenn ihr anderswo irgend was nothwendig habt, so will ich euch rathen, es suchen zu gehn, denn es ist nicht nöthig, daß ihr hier darauf wartet; womit ich nicht eben sagen will, als wäre ich über eure Rede so in Bestürzung, daß euch darum nicht mein Haus und das Gut darin zu Diensten wäre; könnte mir aber von den Dingen, die ihr mir sagt, Einiges mißfallen, so bitte ich euch, es in Acht zu nehmen, daß ihr ferner davon schweigt; denn es würde für euch, wider meinen Willen, viel Unangenehmes daraus entstehn." — „Ach, edle Dame," antwortete Lysiardus, „ihr thut nicht recht, denn mein Tod und mein Leben liegen in euch; ich kann euch mein Leid nicht sagen, noch euch das Ende meines Lebens vor Augen stellen. Aber so ich auch sterben sollte und tausend Qualen erdulden, dennoch würde ich euch ohne Aufhören sagen, wie mir die Gluth um euch das Herz drückt; in mir ist nicht die Kraft, sie zu löschen, aber es müsse den die Flamme verzehren, der mir zuerst von eurer Schönheit sprach, die weit über Alles ist, was ich mir davon vorgestellt

habe; und nun soll ich so durch eure Unmenschlichkeit sterben!“ Da das Fräulein den Lysiardus ferner so sprechen hörte, sagte sie ihm mit großem Zorn: „Herr, wisset, daß mir euer Bitten gar mißfällig ist, und wollet euch anderseits hinwenden, bei mir werdet ihr mit alle euren Anschlägen fehl gehn, und ihr bedürft keiner weitern Rede mehr, denn ich möchte lieber versengt und verbrennt werden, als auf euer jämmerliches Klagen, so von Falschheit umwoben ist, einen gewognen Bescheid geben. So gehet denn, anderwärts euch ein Liebchen zur Kurzweil zu holen, denn ich würde euch für gar thöricht halten, so ihr mir noch eines solcher Worte sagtet.“ Hiermit schwieg das Fräulein, stand auf und ließ den Lysiardus an das Fenster gestützt, der die Hand vor das Gesicht hielt, und dachte, er habe sein Land verloren. So blieb er, bis nach der Vesper die Abendmahlzeit mit köstlichen Speisen aufgetragen wurde, die aber keineswegs Lysiardus anrühren mochte, denn er war voll Gedanken und Schwermuth.

Als der Graf so still bei Tafel saß, sahe Gundrieth, die Hofmeisterin der schönen Euryanthe, den Lysiardus scharf an, und da sie sehr verschlagen war, merkte sie alsbald, daß er von Liebe für ihr Fräulein getroffen sey. Sie beschloß

Schimpf anzuthun, so mögt ihr es mir danken; denn, so wie ich Euch geneigt werden möchte, könntet ihr auch den Mond vom Himmel langen, ehe ich euch meine Liebe zuwendete. Wenn ihr anderswo irgend was nothwendig habt, so will ich euch rathen, es suchen zu gehn, denn es ist nicht nöthig, daß ihr hier darauf wartet; womit ich nicht eben sagen will, als wäre ich über eure Rede so in Bestürzung, daß euch darum nicht mein Haus und das Gut darin zu Diensten wäre; könnte mir aber von den Dingen, die ihr mir sagt, Einiges mißfallen, so bitte ich euch, es in Acht zu nehmen, daß ihr ferner davon schweigt; denn es würde für euch, wider meinen Willen, viel Unangenehmes daraus entstehn." — „Ach, edle Dame," antwortete Lysiardus, „ihr thut nicht recht, denn mein Tod und mein Leben liegen in euch; ich kann euch mein Leid nicht sagen, noch euch das Ende meines Lebens vor Augen stellen. Aber so ich auch sterben sollte und tausend Qualen erdulden, dennoch würde ich euch ohne Aufhören sagen, wie mir die Gluth um euch das Herz drückt; in mir ist nicht die Kraft, sie zu löschen, aber es müsse den die Flamme verzehren, der mir zuerst von eurer Schönheit sprach, die weit über Alles ist, was ich mir davon vorgestellt

habe; und nun soll ich so durch eure Unmenschlichkeit sterben!“ Da das Fräulein den Lysiardus ferner so sprechen hörte, sagte sie ihm mit großem Zorn: „Herr, wisset, daß mir euer Bitten gar mißfällig ist, und wollet euch anderseits hinwenden, bei mir werdet ihr mit alle euren Anschlägen fehl gehn, und ihr bedürft keiner weitern Rede mehr, denn ich möchte lieber versengt und verbrennt werden, als auf euer jämmerliches Klagen, so von Falschheit umwoben ist, einen gewognen Bescheid geben. So gehet denn, anderwärts euch ein Liebchen zur Kurzweil zu holen, denn ich würde euch für gar thöricht halten, so ihr mir noch eines solcher Worte sagtet.“ Hiermit schwieg das Fräulein, stand auf und ließ den Lysiardus an das Fenster gestützt, der die Hand vor das Gesicht hielt, und dachte, er habe sein Land verloren. So blieb er, bis nach der Vesper die Abendmahlzeit mit köstlichen Speisen aufgetragen wurde, die aber keineswegs Lysiardus anrühren mochte, denn er war voll Gedanken und Schwermuth.

Als der Graf so still bei Tafel saß, sahe Gundrieth, die Hofmeisterin der schönen Euryanthe, den Lysiardus scharf an, und da sie sehr verschlagen war, merkte sie alsbald, daß er von Liebe für ihr Fräulein getroffen sey. Sie beschloß

alſo ihm beizuſtehn, denn es war dies alte Mädchen ſehr höflich, von ſchlechtem Gemüth; in ihr war nicht Liebe noch Treue, und in ihrem Leben hatte ſie nichts Gutes gethan. So dachte ſie denn, daß wenn ſie dem Grafen dieſen Dienſt erzeigte, ſo würde er es ihr immer danken und ſie halten, gleichermaßen als wäre ſie Gebieterin und Frau. Und ſo brachte es die brennende Habſucht in ihr dahin, daß ſie ihre Herrin verrathen wollte, von der ſie große Güte genoſſen. Als nun die Tafel aufgehoben war, verfügte ſich das Fräulein nach geſprochnem Dankgebet in ihre Kammer; die andern Ritter und Edelknaben zerſtreuten ſich im Saal und übten Lanzenſpiele, und Lyſiardus allein ging wieder an das Fenſter, wo er voller Gedanken und Traurigkeit ſtehen blieb. Da nahte ſich ihm die falſche Alte und ſagte: „Herr Ritter, ihr habt, wie ich bemerken kann, großes Herzeleid.“ „Ja,“ entgegnete Lyſiardus, „ſo groß, daß ich kein größeres auf der Welt wüßte!“ worauf die Alte verſetzte: „Ich kann mir gar wohl die Urſach eurer Trauer denken, wollt ihr ſie mir aber gleichfalls ſagen, ſo werde ich euch gerne helfen.“ „Jungfrau!“ ſagte Lyſiardus, „ſo ihr das könntet, ſo ſchwör ich euch, es ſoll nichts mein eigen ſeyn, woran ihr nicht euer Theil haben ſollt,

und ihr dürfet nur etwas wünschen, so soll es euch gewährt werden!“ Als ihm darauf die Alte zu verstehn gab, daß sie wohl sähe, wie er von Begierde entbrannt sey, ihr Fräulein zu besitzen, und wie sie ihm dazu verhelfen wolle, so erzählte der Graf ihr von seiner Wette, und wie sein ganzes Glück davon abhänge, daß er sie gewinne, worauf denn die Ränkevolle versprach, ihm dazu zu helfen, oder ihm doch wenigstens solche Wahrzeichen zu geben, daß er behaupten könne, er habe gewonnen; er solle sich nur ruhig schlafen legen, da sie wohl für sein Bestes sorgen wolle.

Indem kamen die Diener mit Fackeln zum Grafen, damit sie ihm in sein Schlafgemach leuchteten, wo auch die andern Ritter waren. Diese schwuren, daß es ihnen wohl erwünscht seyn würde, wenn das Fräulein vor dem argen Ritter gewarnt wäre, so sehr that ihnen der junge Graf Nevers und seine schöne Euryanthe leid, von der sie so wohl bewirthet worden. Andrerseits ging die böse Alte in das Schlafzimmer ihres Fräuleins, um sie in das Bett zu bringen. Als nun die schöne Euryanthe im Bett war, sagte ihr die Alte: „O mein Fräulein, ich kann mich nicht genug verwundern, wie es nun schon so lange her ist, daß ich euch bediene, und ihr niemals eure

Kleid vor mir abnehmen wollet.“ — „Gundrieth,“ sagte das Fräulein, „wisset, daß Niemand, außer etwa mein Freund Gerhart, mich ohne Kleid sehen soll; denn er hat es mir verboten, da ich an meinem Arm ein gar wunderbares Zeichen trage, welches auch weder Aeltern noch Freundinnen jemals gesehn haben, und darum will auch mein Freund, daß sich Niemand auf Erden rühmen möge, es erblickt zu haben, und gäbe es Einen, der es ihm jemals sagte, so würde unser Beider Liebesbund alsbald zerrissen seyn. So könnt ihr mir glauben, meine liebe Gundrieth, daß dies die reine Wahrheit ist.“ — „Dame,“ sagte die falsche Alte, „das wolle Gott nicht, daß ihr jemals solches thätet, was eurem Freunde zuwider wäre, und ich denke wohl, daß Niemand als ihr Beide auf Erden um dies Zeichen wissen werdet. Schon ist es Zeit zum Schlafen; Gott schenke euch also eine gute Nacht.“

Mar unmuthig ging die treubrüchige Gundrieth aus ihres Fräuleins Kammer und wollte fast bersten vor Schmerz, daß sie nicht erfahren können, welches das Merkzeichen sey, das Euryanthe am Arm trage. Sie ging schlafen zu übler Ruh und bösem Befinden, und als der Morgen kam, den sie unter lauter bösem Nachsinnen er-

wartet hatte, stand sie eiligst auf und bereitete ein Bad in ihrer Kammer. Nachher ging sie zu ihrem Fräulein und überredete sie baden zu gehn; wie viel besser aber wäre es dem Fräulein gewesen, wenn sie niemals gebadet hätte, solch großes Unheil und Sorgen entsprang aus diesem Bade für sie! Als nun das Fräulein sich zum Bade auskleiden wollte, sagte sie der Alten, hinauszugehn, weil sie allein seyn wollte, oder lieber gar nicht baden. Die böse Gundrieth mußte nun hinaus, im Herzen sehr ergrimmt und voller Bitterkeit. Sie nahm in ihrem Aerger einen Bohrer, womit sie in aller Eil ein Loch in die Thür bohrte, damit sie das Fräulein konnte baden sehn. Als sie damit fertig geworden, sah sie durch und erblickte das Fräulein entkleidet, und auf ihrem Arm ein gar artiges Zeichen, das, wie ein Veilchen, blau aufgedrückt schien auf die weiße Haut. Als die Alte dies Zeichen erblickte, wußte sie sich vor Erstaunen nicht zu lassen, und sie schlich sich eilig in das Zimmer des Grafen, der noch im Bette lag. „Auf, auf, Herr Lysiardus!“ rief sie ihm zu, „von nun an ist es gewiß, daß ihr euren Streit gewonnen habt, denn ich kann euch die allerbesten Wahrzeichen geben. So erfahrt denn, daß die schöne Curvanthe am linken Arm ein gar

verwunderſames Zeichen trägt, recht, wie ein März-Veilchen, tiefblau und zierlich eingeprägt auf der weißen Haut, welches Niemand ſonſt auf Erden, als Gerhard, ihr Freund, geſehen, und ſie ihm verheißen hat, Niemand ſolle je darum wiſſen, ſonſt möge er von ihr denken, daß ſie ihm untreu geworden, und dem, der es geſehn, ihre Liebe geſchenkt habe.“ Hoch frohlockte Lyſiard, als er nun dies Wahrzeichen erfuhr, und verhieß der falſchen Schlange, welche die unſchuldige Eurvanthe ſo garſtig verrathen, ſie ſolle ſtets ſein Eigenthum als das ihrige anſehn, und auf Schloß Nevers fortan als Gebieterin ſchalten, worüber ſie in ihrem grimmigen Herzen die größte Freude empfand.

Lyſiardus ging nun in ſein Zimmer und bereitete mit ſeinen Leuten alles zur Abreiſe, ihrerſeits ging Gundrieth in ihres Fräuleins Kammer. Nachdem dieſe wieder angekleidet, ſtieg ſie hinunter in den Saal, da ihr die Alte geſagt hatte, daß ſie der Graf erwarte, um Abſchied von ihr zu nehmen. Als ſie unten war, grüßte ſie gar beſcheiden den Grafen und ſeine Ritter. „Mein Fräulein,“ ſagte Lyſiardus, „demüthigen Dank erſtatten wir euch wegen eurer großen Höflichkeit und der guten Koſt, mit der ihr uns bewirthet

wirthet habt.“ Sodann beugte er sich gegen Eurianthe und ihre Jungfrauen, stieg die Treppe hinab und schwang sich auf sein Maulthier. Die andern Ritter folgten ihm, die schöne Eurvanthe aber blieb auf ihrem Schloß, in Gesellschaft der bösen Alten, die sie so verrathen hatte.

Wir wollen sie dort lassen, und euch erzählen, wie Lysiardus in solcher Eil fortritt, daß er in vier Tagen zu Melun ankam, wo der König sich befand. Viel waren der Ritter und Barone, die auf den Ausgang von Lysiardus Unternehmen neugierig waren. An demselben Tage, da Lysiardus ankam, war Gerhart nach Corbeil fechten gegangen, aber lange blieb er nicht, denn einige seiner Freunde kamen, ihm die Ankunft des Grafen anzuzeigen. Er kam an zu Melun, prächtig begleitet von den Söhnen der Grafen und Baronen, seinen Vettern, denn er war von hohem Stamme. Sie begleiteten ihn paarweise und hatten volle Rosenkränze auf dem Haupte. Es drängten sich viele Leute um sie her, um Gerhart vorbei kommen zu sehen, der mitten unter ihnen mit Gesang ankam, und die andern anworteten ihm im Chor, und es gab weder Jungfrauen noch Alte die ihn nicht mit Lust gesehen hätten. Als er nun an Hof gekommen war, stieg er ab mit seiner Beglei-

tung, und wurde in ein Prachtzimmer geführt, wo der König saß, seine Barone um ihn her, und auf Gerharts Ankunft harrte. Als sie ihn ankommen sahen, erzeigten sie ihm Alle große Ehre, der König desgleichen, der ihn sehr lieb hatte und ihm mit Lächeln entgegen schaute. Da nun Alle versammelt waren, schwiegen sie und es war eine große Stille; da stand der Graf Lysiardus auf und sagte: „Herr König, es wird noch in eurem edlen Angedenken frisch sein, wie wir endlich, Gerhart der Knabe, und ich, eine Wette eingingen. Knabe und kindisch nenn' ich ihn, denn der beweißt wohl, daß er es ist, der auf die Betheuerungen eines Weibes baut, und sein Land verwettet. Nevers ist mein, wegen der Wette, die wir gemacht; ich rufe euch, Herr König, und alle Fürsten und Barone, die ihr hier gegenwärtig seyd, zum Zeugniß dessen an. Und da ich lieber sterben möchte, als Lügen sagen, so fordr' ich Gerhart auf, daß er seine Geliebte holen lasse, dann will ich in aller Gegenwart und ihr ins Angesicht beweisen, daß ich die Grafschaft Nevers, und Alles, was davon abhängt, gewonnen habe, wovon ich solche Wahrzeichen geben will, daß Niemand mehr daran soll zweifeln können."

Da der König den Lysiard angehört hatte, drehte

er sich hin zu seinen Baronen, und sie sagten alle, daß Lysiardus wohl geredet hätte. Er rufte Gerhart und sagte ihm, er möchte sein Fräulein holen lassen. „Herr König," sagte Gerhart, so lang ich auch leben möge, werde ich es nicht glauben; aber um von der Sache die Wahrheit zu wissen, will ich sie durch meinen Neffen, der hier ist, holen lassen. Alsbald rief er ihn zu sich, und trug ihm auf, schleunigst fortzureisen und Euryanthe, seine Dame, hier her zu bringen. Dieser, auf Befehl seines Herrn, ritt eilig fort, und trieb sein Pferd dermaßen, daß er in fünf Tagen nach Nevers kam, wo er Euryanthe fand, die am Fenster des Castells saß; neben ihr war Gundrieth, die böse Alte. Da die Schöne den Schildknappen ersah, eilte sie ihm entgegen und fragte nach seinem Herrn. Der Jüngling, wie ihm gesagt worden, sprach zu ihr: „Mein Fräulein, da ich von ihm ging, war er gesund und wohl, und er läßt euch durch mich holen, und euch bitten, alsbald zu kommen." Da die schöne Euryanthe diese Botschaft vernahm, ließ sie den Knappen köstlich bewirthen, und sagte ihm, sie würde bald bereit sein. Sodann bereitete sie alles auf das schnellste zur Abreise, und empfahl der Alten, für das Schloß Sorge zu tragen, indeß sie weg seyn würde. Die betrügeri-

sche falsche Hexe, der wohl bewußt war, weshalb das Fräulein an Hof sollte, sagte ihr, sie möchte nur ruhig sein, sie würde so an die Wirthschaft denken, daß sie bei ihrer Zurückkunft davon hören sollte. Die schöne Eurvanthe küßte die Alte, als sie von ihr Abschied nahm. Die Treulose that, als weinte sie, und sagte zum Lebewohl: „Gar wohl weiß ich, daß die Zeit eures Scheidens mir lang sein wird!“ Als die Pferde nun gesattelt waren, setzte sich das Fräulein auf; sollt' ich euch den reichen Harnisch und Sattel, und den prächtigen Zaum ihres Pferdes beschreiben, so würde ich gar lange Zeit dabei verweilen müssen, denn sie waren so kostbar, daß ihr Werth nicht zu sagen ist. Es begleiteten sodann das Fräulein drei der edelsten Ritter der Grafschaft, und viele andere Edelleute und die Großen der Stadt gaben ihr das Geleite; denn sie war so geliebt von Jung und Alt, daß man sie nimmer aus den Thoren der Stadt gelassen, wenn man um die Gefahr gewußt hätte, so ihr bevorstand. Da sie nun eine Meile weit mit ihr geritten waren, nahmen sie weinend Abschied von ihr und gingen nach Nevers zurück: die schöne Eurvanthe aber ging weiter, und sie wäre lieber gestorben, wenn sie gewußt hätte, was auf sie wartete. Da sie nun zu Melun in großer

Eile angekommen war, stieg sie ab in einem schönen Schloß, welches nahe an der Kirche lag, und wo sie vom Herrn und der Dame mit großer Höflichkeit empfangen wurde. Sie führten sie in ein reich verziertes Zimmer; es war ungefähr vier Uhr, als sie ankam, und Niemand wußte um ihre Ankunft, da der König und seine Edlen auf dem Felde waren, und sich dort bis nach Mitternacht mit Fechten ergötzten. Da die schöne Euryanthe wußte, daß sie sobald nicht wiederkommen würden, ließ sie die Abendmahlzeit zubereiten, und als ihre Leute und sie gegessen hatten, legte sie sich zur Ruhe, deren sie sehr bedürftig war. Als der Morgen kam, ließ sie sich von ihren Jungfrauen prächtig ankleiden, und sie erschien in solcher Schönheit, daß weder Helena noch Dido, noch die schöne Flora aus Rom, noch selbst die stolze Damours an Liebreiz und Sittsamkeit der schönen Euryanthe gleich gekommen wären. Heutiges Tages noch würde sich kein Maler finden, er sei noch so geschickt, der ihr schönes Antlitz lebendig abbilden könnte; noch fände sich auch ein Mann, der sie beschreiben könnte in all ihrer Anmuth und glänzenden Umgebung; darum will ich euch auch nichts weiter davon sagen, als daß weder Gott noch die Natur an ihr was vergessen hatten; sie war noch

nicht sechszehn Jahr alt. Da sie nun in vollem Schmuck war und die Messe angehört hatte, ging sie von ihren Herrn, Damen und Jungfrauen umgeben und nahm den Weg nach Hofe zu, und wie sie die Straßen entlang kam, eilten so Bürger als Jungfrauen an die Fenster, und verwunderten sich über die vortreffliche Schönheit, die sie an Euryanthen erblickten. Ehe sie noch zu Hofe ankam, wurde ihre Ankunft an Gerhart gemeldet, und ihr kam eine große Menge von Rittern entgegen, die Alle ganz versteinert waren vor Wunder über ihre große Schönheit. Sehr artig ritt sie daher, auf ihrem Zelter in kleinen Sprüngen galloppirend, und sie war noch nicht weit von ihrem Schloße, als ihr Gerhart schon entgegen kam. „Schöne," sagte er, ich bin sehr erfreut über eure „Ankunft, zu guter Stunde möget ihr gekommen seyn." — „Herr Ritter," antwortete Euryanthe, „gar lange hat mir die Zeit eures Ausbleibens gewährt; aber Gott sei gedankt, da ich euch nun sehe, giebt es nichts mehr, das mir leid sein könnte!" Beide gingen nun und hielten sich bei den Händen, bis sie bei Hofe ankamen; dorthin kam ihnen Alles entgegen, denn es war Niemand, der nicht neugierig gewesen wäre, sie bei einander zu sehen.

Da sie nun in den Saal ankamen, war kein

so großer Fürst noch Baron, der nicht von seinem Sitz aufgestandrn wäre, um sie zu ehren; desgleichen auch der König, der aufstand, die schöne Euryanthe bei der Hand nahm und ihr sagte: „Schönes Fräulein, gar werth und lieb ist mir eure Ankunft.“ — „Sire,“ sagte Euryanthe, „ich würde mich überaus glücklich schätzen, wenn ich mein Lebenlang Euer Majestät und der Frau Königin gefällige Dienerin sein könnte.“ Und der König drehte sich zu seinen Baronen und sagte: „Nunmehr kann ich die rechte Wahrheit davon sehen, was mir von diesem Fräulein sonst gesagt worden. denn noch in meinem ganzen Leben hab' ich keine schönere Dame gesehen.“ Die kluge und feine Euryanthe aber, da sie sahe, wie sie im Saal die einzige Frau war, die ausgenommen, die mit ihr gekommen waren, wunderte sich gar sehr, daß sie die Königin nicht sahe, die sie zu finden geglaubt, und sie gerieth hierüber in solches Schrekken, daß sie ihren Freund mit großer Betrübniß ansah, als wollte sie ihn fragen, was das zu bedeuten habe.

Als sie noch so verharrte, stand Lysiardus auf und sprach zum König, indem er ein Knie vor ihm beugte: „Herr König, es wird euch noch im Gedächtniß seyn, wie vor kurzer Zeit der Graf

Gerhart von Nevers, wie ein unverſtändiges Kind, ſein Land gegen das meinige geſetzt hat, im Fall daß ich die Liebe ſeiner Euryanthe gewönne. So ſag ich denn, daß er ſein Land verloren hat, denn ich will ſolches ſo beweiſen, daß weder ihr, Herr König, noch Einer wird zweifeln können, daß ich die Liebe der ſchönen Euryanthe gewonnen habe!“ — Da das Fräulein den Lyſiardus alſo ſprechen hörte, ſah ſie Gerhart an und lächelte. „Mein Freund,“ ſagte ſie ihm, „von nun mögt ihr euch Graf von Foreſt und Beaujoloi nennen, denn niemals hat jener falſche Ritter auch nur einen freundlichen Blick von mir erlangt.“ Lyſiardus aber, ohne ſich zu verwundern, oder nur irgend bange zu ſeyn, kam mit aufgeheitertem Antlitz zum König, und ſagte, ſo daß alle Barone es hören konnten: „Herr König, wohl kann ich mich rühmen, die Liebe der Freundin des thörichten Gerharts gewonnen zu haben, und zum Zeichen gebe ich, daß ſie auf dem linken Arm ein ſchönes blaues Veilchen trägt, und ſie ſelber hat mir erzählt, daß ſie und Gerhart, ihr Freund, dies zum Wahrzeichen genommen hätten, daß wenn es ein Verwandter oder Fremder jemals erblickte, ſo würde er glauben, ſie habe ihn getäuſcht. Deshalb konnte es auch Niemand wiſſen, als ſie Beide, außer wer

das Zeichen sonst gesehen. Also, Herr König, ist die Sache, gerade wie ich sie euch vorgetragen, und ich gebe euch wahrhafte Zeichen, darum schafft mir auch nun mein Recht; denn, wenn es mir nicht gelungen wäre, so hätt' ich all mein Land verloren; der ist wohl thöricht zu nennen, der auf eines Weibes Treue sein Hab' und Gut setzt. Mir selbst ist oft bang dabei geworden, aber Gott sey Dank, ich hab' es so gut gemacht, daß ich meinen Streit rühmlich gewonnen."

Als der König und die Barone den Lysiardus anhörten, wurden sie Alle sehr betrübt, denn sie liebten den Gerhart außerordentlich. Besonders traurig wurden sie, und keiner war, der nicht weinte, als sie die schöne Euryanthe ohnmächtig vor den König hinfallen sahen, denn als die Barone sie aufhoben, stieß sie einen lauten Schrei aus und sagte: „O süße Jungfrau Maria, erbarme dich dieser Leidenden, die so grausam und schmachvoll verrathen worden! Ach, Herr Gerhart, glaubt niemals solche That von mir, denn weder jenen Betrüger, noch sonst einen Mann, als euch, habe ich jemals geliebt, und ich hätte lieber versengt und verbrannt werden mögen, als in so häßliches Thun einwilligen!" Gerhart aber, voll Gram und Zorn, wandte sich mit großem Stolz

gegen sie und sagte, daß ihre Rechtfertigung ungültig; denn gar wohl seyen ihm die Wahrzeichen bekannt, und die Abrede, die er mit ihr genommen, wolle ihr aber einen solchen Lohn geben, daß alle Treulosen und Verrätherinnen in Zukunft an ihr ein Beispiel nehmen würden.

Nun traten die Vettern und Freunde des jungen Grafen zu ihm und fragten ihn, wohin er wolle und wohin sie ihn bringen sollten, da sie beschlossen hätten ihn nimmer zu verlassen. „Ihr Herren," sagte Gerhart, „Niemand, als ich und die, um derentwillen ich nun ohne Erbe bin, soll in das fremde Land mit mir gehn, wohin ich meinen Kummer bergen will." Da halfen nun keine Bitten, dermaßen, daß der König und seine Edlen ganz betrübt und verstört wurden, denn Gerhart war so geliebt von Allen, daß es keinen gab, der nicht um sein Unglück Thränen vergossen.

Gerhart aber ließ nun sein Roß satteln, auch das des Fräuleins herbeiführen, und er gebot ihr aufzusitzen. Dann ritten sie beide ohne Knappen noch andres Geleite, und nahmen mit Thränen und großem Herzleid Abschied vom Könige und dem Hofe; und als sie durch die Stadt ritten, kamen die Bürger herzu, und verwünschten den Lysiardus, der an solchem Unglück schuld sey, und

beklagten alle das ſchöne Fräulein, das in Thränen und großer Betrübniß daher ritt. Als ſie zum Thore heraus waren, ſchlug Gerhart ſogleich den Weg nach dem Walde ein, und die ſchöne Euryanthe, voll Traurigkeit und Wehe, ritt hinter ihm, und Beide ſprachen kein Wort mit einander. Indeſſen war Lyſiardus am Hofe voll Luſt und Freude über den glücklichen Ausgang ſeines Abentheuers; er brachte es ſo weit, daß die Grafſchaft Nevers mit all ihren Rechten ihm zuerkannt wurde, zu großem Herzleid aller Verwandten und Freunde Gerharts, die den Tag verwünſchten, da ſich derſelbe mit dem Fräulein verbunden. Da Lyſiardus nun dem König gehuldigt, nahm er Abſchied vom Hofe, und ritt nach ſeiner neuen Grafſchaft, wo er von den Bürgern als Herr empfangen wurde. Aber größer Leid wurde noch nicht geſehen, als das, was die Leute zu Nevers um ihren wahren Herrn trugen, und um ihr Fräulein welches ſie ſo ſchmählich verloren hatten. Von Reich und Arm wurden ſie geliebt, aber Lyſiardus und die Alte mochten Niemand gefallen. Ueber Alles war die Alte Gebieterinn, und was ſie wollte, das wollte Lyſiardus auch; und Beide trugen große Liebe zu einander, aber ſie ward von Allen ſo gehaßt, daß wenn Lyſiardus nicht geweſen wäre, ſo hätten ſie

dieſelbe lieber in den Brunnen geworfen, wegen ihrer ſchlechten Gemüthsart und Sitten. Wir wollen ſie aber mit Lyſiardus laſſen, und von Gerhart und der ſchönen Euryanthe weiter erzählen.

Da nun die Nacht herangekommen war, blieb das betrübte Paar in einem kleinen Wirthshaus, nachdem ſie den ganzen Tag geritten waren, ohne ſich mit Speiſe noch Trank zu erquicken. Am Morgen ritten ſie mit ſolcher Schnelle fort, daß ſie den Wald von Orleans erreichten. Da Gerhart ſah, daß ſie von den Leuten ziemlich fern waren, und weder Mann noch Weib um ſie her, ſuchte er ſich eine große ſchattige Eiche aus, wo er abſtieg und Euryanthen auch abſteigen hieß; dann band er die Pferde an einen Baum, kam auf ſie zu und ſprach: „Durch euch und eure Treuloſigkeit hab ich mein Land verloren, durch euch bin ich verbannt und darf mich nirgend mehr an Höfen der Könige und Fürſten zeigen. So wiſſet denn, daß ihr nach mir förder Niemand mehr betrügen werdet, denn eure letzte Stunde iſt gekommen.“ Da kniete die ſchöne Euryanthe vor Gerhart nieder und flehte ihn um Mitleid an. „O!“ ſagte Gerhart, „Du meineidige und ſchlechte Frau, kaum kommt dir Kreßida, des Troilus Freundin gleich; denn ich hatte dich zur Herrin meiner

Ländereien und Schlösser gemacht, aber durch deine Untreue hast du mir übel gelohnt, darum sollst du auch dafür bezahlt werden!" Und nun that Gerhart Liebe und Erbarmen von sich, wie Einer zu thun pflegt, der voll Eifer und Grimm ist; und er nahm das Fräulein bei den Haaren und zog sein Schwert aus der Scheide. Doch als er nun den Hieb thun wollte, sahe das Fräulein, wie eine große erschreckliche Schlange herbei und auf sie zu kam, und sie rief Gerhart zu: „Ach Herr, um Gotteswillen rettet euch, seht ihr nicht dort das scheußliche entsetzliche Unthier mit den Augen und Rachen, die wie Flammen glühn? So fliehet denn eiligst, sonst werdet ihr verschlungen, mich aber laßt hier; da ich doch sterben soll, so ist es gleich, ob es von eurer Hand ist, oder ob mich das Ungeheuer verschlingt." Da ließ Gerhart die schöne Euryanthe, und sahe das Ungeheuer, wie es mit großen Sprüngen auf ihn zu kam. Er aber, der nirgend sich vor dem Tode fürchtete, ließ Euryanthen, wo sie war, wickelte den Arm in den Mantel, faßte sein Schwert und ging so der entsetzlichen Schlange entgegen, die mit offnem Rachen auf ihn zu kam, aus dem sie gräßliche stinkende Flammen spie. Gerhart zielte auf die Schlange, die den Rachen öffnete, um ihn zu verschlingen: in selbigen stieß er

ſein Schwert, dergeſtalt daß es bis in die Leber hinein fuhr, und ihr das Herz zerborſt. Da das Thier den Todesſtoß empfand, ſchrie es ſo heftig, daß der ganze Wald davon erſchallte; Gerhart aber, da er die Schlange ohne Leben ſahe, nahm Kraut und Blätter und zog das Schwert aus ihrem Rachen, wiſchte es ab und wuſch es in der Quelle. Sodann ſteckte er es wieder in die Scheide und ſank auf ſeine Kniee nieder. Er erhob nun die Augen gen Himmel und dankte dem Herrn, daß er über das große Ungeheuer den Sieg davon getragen; dann rief er aus: „O Gott, du wolleſt mir helfen! Denn wie ſollt' es mir möglich ſeyn, die zu tödten, die mir das Leben gerettet? Denn ſo ſie nicht geweſen wäre, hätte mich das Unthier gewürgt! So kann ich ihr denn kein Leid zufügen, denn da ich eben das Schwert gezückt hatte, um ihr Haupt vom Rumpf zu trennen, ſahe ſie die gräßliche Schlange, und rief mir zu, ich ſollte mich retten, welches ich nimmer geglaubt hätte; denn wo iſt das Weib zu finden, welches den Muth und Willen hätte, den zu retten und vor dem Tode zu bewahren, der bereit iſt, ſie zu erſchlagen? So will ich ihr denn das Leben laſſen, zumal da es ſchon ein großer Jammer iſt, hier allein zu bleiben, den wilden Thieren ausgeſetzt. So wolle ſie

denn Gott in seinen Schutz nehmen, und ihr die Unthat an mir vergeben!" Nachdem Gerhart solches beschlossen, ging er zum Fräulein und sagte ihr: „Euryanthe, ich lasse dich in Gottes Obhut, und bitte ihn, er wolle dir das Leid vergeben, das du mir zugefügt." Hiemit schwang er sich auf sein Pferd und nahm den Weg weiter in den Wald hinein; und die schöne Euryanthe blieb allein in der Wildniß, und voller Betrübniß und Wehklagen. Sie rang die Hände und raufte sich die Haare aus, und rief: „Ach! ich Unglückliche, ich bin zu lauter Jammer geboren, da sich so ohne Ursach und ungerechter Weise mein Freund von mir getrennt hat!"

So fuhr die Schöne in ihrer Trauer fort, und sagte: „Ach ich Unglückselige! lieber doch wär' ich von ihm enthauptet worden, oder von der Schlange verschlungen, als daß es nun mein Schicksal ist, in Thränen dahin zu sterben. „Dann fuhr sie mit Händen und Nägeln in ihr schönes Antlitz, das ganz bleich war vor Schmerz, wie ein Wachsbild und mit Blute ganz bedeckt wurde; sie schien mehr todt als lebendig zu seyn, und fiel zuletzt ohnmächtig nieder. Da sie nun in solcher Erstarrung lag, kam der Herzog von Metz herbei, mit zwanzig Rittern; dieser sah das Roß, wie es

an den Zweigen fest gebunden war. Noch schaute er hin und sahe die todte scheußliche Schlange, und endlich erblickte er auch das Fräulein, das auf der Erde danieder lag. Wie er der reichen Kleidung derselben ansichtig wurde, bedachte er, daß es eine edle Dame seyn müsse, und erschrack, da er glaubte, daß die Schlange das Fräulein gewürgt habe. Doch dünkte es ihm wunderbar, wie die Schlange gleichfalls erschlagen worden. So rief er denn seine Ritter herbei und sagte ihnen: „Kommt, ihr Herren, und schaut das größte Wunder. Sehet da die fürchterliche Schlange, und daneben die schöne Jungfrau, von diesem Feinde getödtet; vielleicht hatte sie ihrem Freunde versprochen, ihn hier zu erwarten.„ Indem der Herzog sprach und die Ritter herzutraten, erwachte die schöne Euryanthe aus ihrer Ohnmacht und war voll Verwunderung, sich von so vielen Menschen umgeben zu sehen. Sie säuberte sich, so gut es angehen wollte, Gesicht und Hände, die von Blut und Thränen bedeckt waren. Da der Herzog sie lebendig sahe, freute er sich sehr darüber, und wünschte zu vernehmen, durch welch ein Abentheuer sie in diesen Wald gekommen. Er grüßte sie also mit großer Höflichkeit, aber das Fraulein konnte ihm kein Wort sagen, so sehr war ihr das Herz beklemmt;

sondern sie brach von neuem in Thränen und Wehklagen aus und verwünschte ihr unseliges Leben. Der Herzog aber bat sie sänftlich, sich doch zu beruhigen und ihm die Ursache ihrer Betrübniß zu sagen. Die schöne Euryanthe antwortete ihm mit weinenden Augen: „O Herr, ich bitte euch, ihr wollet eures Weges weiter ziehn, denn ihr thut große Sünde, daß ihr bei mir verweilt; ich bin eine arme Verirrte und Verstoßene, und besser wäre mir der Tod, als das Leben, anders kann ich euch nichts sagen; so ihr mich aber tödten wollet, so könntet ihr dadurch Verdienst vor Gott erlangen.“ Da der Herzog die jämmerlichen Klagen der schönen Euryanthe hörte, empfand er großes Mitleid, und schaute sie scharf an; und da er ihr Antlitz sah, dünkte es ihm, als hätte er Zeit seines Lebens nichts so Schönes gesehen, als sie, und er sagte zu sich selbst: trüg' ich nicht Sorge, daß mein Volk mich deshalb tadeln möchte, so würde ich diese Schönheit zu meiner Gemahlin erwählen und sie zur Herzogin von Metz und Lothringen machen. Denn ich sehe aus dem Staat, mit dem sie angethan ist, daß sie von hohem Stande, und daß ihr Bündniß einen König ehren möchte. Und alsbald, von Liebe und Sehnsucht ganz hingenommen, sprach er: „Schöne, trauert nicht ferner,

sondern besteigt euer Roß, und folgt mir in mein Land, wo ihr euch gar wohl befinden werdet, denn es ist mir ein hohes Glück, daß ich euch gefunden; ich will euch trösten und glücklich machen, dafern ihr meine Huldigung nicht verschmäht." Da Euryanthe diese Worte vernahm, erschrack sie noch mehr und sagte ihm mit leiser Stimme: „Herr, ich bin nicht werth, daß ihr auf mich hernieder schauet, denn ich bin die Elendeste und Verworfenste auf weiter Erde, und wünsche mir nichts als den Tod!" Der Herzog aber nahm sie bei der Hand und sprach: „Schöne, euer Ausweichen hilft euch nichts, und ihr kommt in mein Schloß, es sey nun gutwillig oder durch Gewalt!" Alsbald ließ er sie auf das Roß heben, und ritt mit ihr von dannen. Die schöne Euryanthe betrübte sich inniglich, daß Gerhart sie so ohne Schutz zurück gelassen; es war ein Jammer, sie weinen zu sehen. Gleichfalls gab es viele unter den Rittern, die mit ihr Mitleid fühlten; andre aber warnten den Herzog, daß er ihr nicht zu tief in die Augen blicken sollte, denn sie wäre eine Verstoßene, wie leicht zu sehen, und bekenne sich selbst zu schweren Missethaten. „Herr," sagten Einige, „macht euch von dieser Thörin los, und laßt sie gehen, wohin sie will." Da der Herzog solche Worte vernahm,

verbot er den Rittern, dieſe Reden zu führen, mit ſolchem Zorn, daß ſie ſich des Schweigens befleiſſigten. Er aber ſah unverwandt auf Euryanthe hin, und fand ſie nur immer ſchöner, je mehr er ſie anſchaute; doch kümmerte das die Jammervolle nicht, ſondern ſie weinte und klagte ohne Aufhören und wollte von keinem Troſte wiſſen. Der Herzog ritt ſo eilig durch Städte und vor Kaſtellen vorbei, daß er innerhalb acht Tagen zu Metz ankam, wo er von Freunden und Vaſallen mit großer Freude empfangen wurde. Euryanthe gab er in die Obhut ſeiner geliebten Schweſter Isme-ne, welche ihr ſogleich gewogen wurde, und ſie liebreich zu tröſten ſuchte. Oft kam der Herzog ſie zu ſehen, und hoffte ſtets ſie ſeinen Wünſchen geneigt zu machen, jedoch immer wich ſie ihm aus, denn ihr Herz gehörte ihrem Gerhart allein.

Dieſer war nun fürbaß geritten und trug bitteres Leid im Herzen, um diejenige die er mehr als ſein Leben geliebt. Oft brach er in Thränen aus und betrauerte ſie, und rief: O, wie bin ich um dich ſo betrübt, die mein ſeyn ſollte und die mein ganzes Leben war! Dennoch bin ich nicht der Einzige, der von einem Weibe betrogen wurde! Dem Salomo, der ſo viel Weisheit beſaß, wurde vom Weibe viel Böſes zugefügt; Simſon,

der seit der Sündfluth der Stärkste auf Erden war, ist gleichfalls durch seine Frau verrathen worden, und wie noch viel Andre, die ich nicht nenne. Der ist wohl ein Thor und verdient so geheißen zu werden, der seiner Frauen Liebe gar zu gewiß ist; Niemand soll sein Liebchen auf die Probe stellen, sondern in Frieden lassen, ohne sie in Versuchung zu führen. Solches sag' ich mir wohl, habe mich aber nimmer danach gerichtet. Nachdem er also geklagt, fing er an, gar sanft zu weinen, und bejammerte die zarte Schönheit und Demuth seiner Geliebten mit großem Herzleide. So ritt er entlang durch Forst und Walder, und mit einem Male kam ihm eine große Lust an, nach der Grafschaft Nevers zu gehn und sich danach umzusehn, wie Lysiardus die Grafschaft verwaltete, die er so falschlich gewonnen hatte. Er ritt so eilig durch Thal und Feld, daß er in wenigen Tagen zu La March: ankam, welches an der Loire liegt, und wo er sonst ein festes Kastell hatte; jetzt aber stieg er ab vor einem kleinen Häuschen, wo ein Sänger wohnte, dem er viel Gutes erzeigt hatte. Da dieser und sein Weib Gerhart ersahen, wurde er von ihnen mit großer Freude empfangen, und sein Unstern herzlich beklagt. „Ihr Freunde," sagte Gerhart, „ich bitte euch zu thun, als wäre ich gar

nicht angekommen.“ „Herr Graf,“ antwortete der Minnesänger, „glaubt mir, von mir soll es Niemand erfahren.“ Alsbald setzten sie sich zur Abendmahlzeit, und nachdem sie selbige reichlich genossen, legten sie sich zur Ruhe. Am Morgen zog Gerhart sich an, und da Regen und stürmisches Wetter war, bat er seinen Wirth um Hut und Kappe, die er anthat; sodann nahm er die Leyer seines Wirths, die er vortrefflich spielen konnte, so wie viele andre Instrumente; die Leyer hing er sich um den Hals, so daß ihn seine Wirthsleute ansahen und sagten. „Herr, ihr habet das Ansehn, als wäret ihr immer der gewesen, den ihr jetzt vorstellt.“

Nachdem nun Gerhart von seinen Wirthsleuten Abschied genommen, ging er nach Nevers zu Fuß, über Flächen und Gebürge, welches ihn sehr ermüdete, weil er es nicht gewohnt war. Da er nun in der Stadt war, hörte er die Bürger, welche unter einander sagten: der Sänger giebt sich wohl viel unnöthige Mühe, Niemand wird auf ihn hören, so er auch den ganzen Tag mit seiner Leyer und mit Gesang umhergehen wird. Denn seit dem großen Verlust, den wir an Gerhart und seiner Holden, der schönen Euryanthe, erlitten, mögen wir alle nichts mehr von Lust und Freuden wissen; es wird hier weder Tanz seyn noch an-

dre Luſtbarkeit, ſo lange Lyſiardus der Verräther am Leben iſt und das Land in Händen hat. Gerhart, der ſie wohl hörte, ging weiter durch die Stadt, und kam mit der Leyer um den Hals zur Kirche Sankt Cyr, wo er ein frommes Gebet herſagte, damit Gott ſeine Freundin Euryanthe ſtärken und tröſten möchte. Sodann ſetzte er ſich an das Thor des Kaſtells, gewärtig daß ihn Einer rufen möchte. Und es begab ſich, daß ein Ritter kam und ihm ſaate: „Sänger, auf und kommt in das Schloß, daß ihr vor unſerm Herrn ſpielen mögt, während der Tiſchzeit.“ Gerhart, da er im Saal war, ſagte: „Herr, ich möchte wohl mich am Feuer wärmen, da ich vom Fußwalken naß und gar ermattet bin.“ Und Lyſiardus, da er hörte, daß Gerhart ſich über die Kälte beſchwerte, ſagte laut: „Es hat keine Gefahr um euch, den der Teufel hierher geführt; gehangen ſollt ihr werden, ſo ihr euch länger bitten laßt um euren Geſang.“ Da kam Gerhart, der ganz unkenntlich war durch einen Kräuterſaft, mit dem er ſich das Geſicht gewaſchen, hervor, ſtimmte ſeine Leyer und ſagte zu ſich ſelber: Wie hat ein Sänger doch ein ſchlechtes Gewerbe, daß er zum Singen am heftigſten genöthigt wird, wenn er friert und wenn er ſonſt Betrübniß hat. Ich habe nun nicht die Gabe

dazu, da ich es aber unternommen, muß ich es wohl ausführen, obschon ich nicht gelernt habe, mit einander zu singen und zu leyern. Sodann fing er gar sänftlich an zu singen und dabei zu spielen, und mit klarem und süßem Klange sang er das Lied des Wilhelm von Oranien mit der kurzen Nase, wie folgt:

Groß war im Saal die Lust der Gäste,
Beim reich besetzten Königsfeste,
Ein Jeder schwelgt' und zecht' aufs Beste.

Nur Wilhelm trank aus goldnem Becher
Krystallnes Naß zum Trotz der Zecher,
Er, aller Schmach und Unbill Rächer.

Wie nun das üpp'ge Mahl genossen,
Tritt er zum König unverdrossen,
Und spricht: „Erklär', was du beschlossen!"

„Hilf mir zu meinem Eigenthume,
Zu deinem Heil und hohem Ruhme
Verjag' den Feind vom Christenthume!"

Der König ruft mit lautem Lachen:
„Ha! Du willst hier den Meister machen?
Wann herrscht der Widder ob dem Drachen?"

Mit feur'gem Blick und stolzen Mienen,
Spricht Wilhelm: „Dieser Stund' Erkühnen
Wirst du mir noch in Demuth sühnen."

Nicht bin ich dir zu Dienst beflissen,
Den Sinn werd' ich zu beugen wissen,
Wie ichs befahl wir's kommen müssen!"

So wie ihr hört, sang Gerhart lange Zeit von Wilhelm von Oranien, dennoch ließ ihm Lysiardus weder Trank noch Speise reichen. — Da nun Gerhart seinen Gesang beschlossen, ging er zum Feuer, das hell und groß flammte, um sich wohl zu thun. So kam er hinter Lysiardus und die böse Alte, die ihm zur Seite saß. Da Gerhart um sich her schaute, sah er genugsam, wie Alles in Verwirrung und ohne Ordnung umher lag. Und die alte Gundrieth fing an zum Grafen mit großem Stolz zu sprechen und ihm vorzuwerfen, daß er nur durch sie und ihre Bemühung Graf von Nevers geworden sey, und daß sie mit Unrecht und wider alle Billigkeit seinetwegen ihre gute Herrin verrathen, die ihr kein Leid angethan, und er Gerharten all sein Land genommen, wodurch sie nun Beide in die Verbannung gerathen wären; und daß Lysiard nun, da er über Alles hinaus wäre, an nichts dächte, als sich recht wohl seyn zu lassen. Lysiardus, der gar gut wußte, wie sie ihm die Wahrheit sagte, erwiederte ihr mit großer Höflichkeit, und schwur ihr bei seiner Treue, daß er sie zur Herrin all seines Landes machen wollte, da er sich dessen wohl erinnerte, daß er ihr Alles schuldig sey, und ohne sie seine eigne Habe verloren hätte, da er nimmer die Liebe der schönen Eu-

rvanthe hätte erlangen können, welches ihm viel Kummer machte; da es aber so wäre und nicht anders sein könnte, so müßte es ihm genug seyn. Gerhart aber beim Feuer hörte dies Alles an, und es gab Niemand auf ihn Acht, da weder Lysiardus noch die Alte wußten, wie diese Worte, die sie so zu einander sagten, ihnen theuer würden zu stehn kommen. Da nun Gerhart gehört hatte, wie seine Freundin und er verrathen worden, eilte er, so bald er konnte, ohne Abschied weg vom Hof und kam zur Stadt, wo er sich nirgends aufhielt bis er an das Thor kam; er sprang hinaus und kam auf das Feld, seine Leyer um den Hals, so froh und lustig über das, was er gehört, daß er nicht müde wurde zu laufen und zu springen, bis er zu La Marche ankam, wo der Sänger und seine Frau ihn mit großer Freude empfingen, und ihn fragten, wie es komme, daß er sobald wieder zurück sey? „Freund," sagte Gerhart, „ich habe Hoffnung, daß ihr es bald wissen sollt, doch nicht gar so bald, als ich es möchte." Nun setzte sich Gerhart zum Essen nieder mit seinen Wirthsleuten, wo sie was Gott ihnen beschert hatte mit großer Lust verzehrten. Sodann gingen sie zu Bette, aber Gerhart konnte nicht vor seinen Gedanken schlafen. Da nun der Morgen kam, zog

der Sänger das Pferd des Grafen aus dem Stalle, und machte es bereit, und Gerhart, nach vielen und höflichen Dankſagungen an ſeine Wirthsleute, begab ſich auf den Weg, in ſich ſelbſt gar unentſchloſſen über die Straße, die er zu nehmen hatte, um die Spuren von ſeiner Geliebten aufzufinden. Da er nun nicht wußte, wo er ſie ſuchen ſollte, zitterte er vor Zorn und Kummer, und ſtieß viele und heftige Drohungen gegen Lyſiardus aus, indem er ſeinen Muth damit ſtählte, daß er verſprach: wenn er ſeine Geliebte wiederfände, dem Lyſiardus Leib gegen Leib zu beweiſen, daß ſeine Werke die eines ſchändlichen Verräthers ſeyen.

Sechs Tage und ſechs Nächte eilte er in großer Betrübniß und Nachſinnen; er empfand im Herzen ſolche Bekümmerniß, daß er in Chalons bleiben mußte, wo er krank wurde. Er war im Hauſe eines Edelmanns eine große Zeit lang, wo er ganz vermagerte, und weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen konnte. Es mochte ihm nichts Linderung verſchaffen, und er vergaß Alles, was ihm je begegnet war und wünſchte ſich nur den Tod.

Der Edelmann hatte eine Tochter, ein gar artiges und ſchönes Fräulein, die ſanft und höflich und ſo lieblich und fein war, daß man gar kein anmuthigeres Mägdlein finden konnte. Dieſe ſaß

eines Tages und stickte ein Gewand mit Gold und Seiden gar reich, auf einem großen Tuche, und indem sie so hundert Blümlein und Zweige formirte, sang sie mit süßer Stimme ein Lied, worin der Name Euryanthe genannt wurde. Gerhart, der in seinem Bette lag, hörte den Namen seiner Freundin und richtete sich auf, denn aufstehen konnte er nicht; so blieb er eine Weile ganz nachdenklich. Ach! sagte er sodann, das Uebel was ich erlitten, ist mir zu großem Unheil gerathen, da ich hier so lange gelegen habe, und nimmer den Ort noch die Stätte finden werde, wo meine Freundin sich befindet. Ich sehe und bemerke, daß ich ihre gute Liebe vergessen habe. Ich wundre mich nicht, daß ich so schwach bin, da ich die vergessen habe, die für mich tausend Schmerzen erlitten, und so lange Zeit nicht ihrer gedacht habe. Doch will ich mich nun stärken, bis ich Kraft genug habe, auf zu stehen, und sie aufzusuchen; da ich nicht von ihr lassen will, bis daß ich sie gefunden, und sollte es auch mein Leben kosten. Um sich zu ermuntern, fing Gerhart nunmehr einen Gesang an, mit lieblichen Tönen, so daß es die Jungfrau hörte, welche sich darüber verwunderte, und ihm mit Lust zuhörte. Sie glaubte fast, daß der Ritter wahnwitzig wäre, stand

aber auf und ging zu Gerhards Bette, den sie daselbst aufgerichtet fand. Als ein sehr artiges Mägdlein, bat sie ihn, er mögte sich nicht stören lassen von ihrer Ankunft. „Schöne Jungfrau," sagte Gerhart, „eure Ankunft ist mir sehr erfreulich, aber ich wollte euch bitten, daß ihr mir etwas zu essen holen liesst". Die Jungfrau ließ ihm sehr eilig einen Mandelkuchen bereiten, den er nahm und gänzlich verzehrte, worüber sie sehr froh war. Nachdem er gegessen hatte, fragte er die Jungfrau, ob sie von einem Fräulein, Namens Euryanthe, niemals Kunde vernommen? Die Jungfrau sagte: nein, aber es habe sie sehr gewundert und bestürzt gemacht, da sie ihn so hätte singen hören. „Fräulein," sagte Gerhart, „das war um mich zu ermuntern; zu dieser Stunde erst habe ich mich derer erinnert, um derentwillen ich vieles Unglück erlitten, denn ich hörte sie euch nennen, da ihr sangt." „Herr Ritter," sagte die Jungfrau," so viel ich verstehe, rührt das Uebel, das ihr so lange traget, von der Liebe her."

Nunmehr erzählte Gerhart der Jungfrau Alles, was ihm begegnet war, und wie er seine Freundin Euryanthe verloren. „Herr Ritter," sagte das Fräulein, „weder euch, noch einem Andern geschehe es jemals mehr, daß er seine Freundin erproben wolle.

Ich zweifle nicht und es ist wohl meine Meinung, daß ein junger und stattlicher Ritter gar leicht eine Freundin haben kann; der Fang ist leicht, aber die Klugheit ist das Festhalten; derjenige, der ein Liebchen hat, soll sie nimmer auf die Probe stellen.“ Gerhart antwortete ihr, daß sie wohl Recht hätte; die Jungfrau aber bat ihn, sich wieder hinzulegen, welches er auch that. Sie kam nun öfters ihn zu besuchen, und wußte ihn so zu pflegen und mit seinen Worten ihm zuzureden, daß er gar bald wieder gesund wurde.

Da er nun völlig wieder hergestellt war, nahm er Abschied von der Tochter seines Wirths, und bat sie, ihm zu sagen, was sie wohl seinetwegen für Ausgaben gemacht habe. „Herr Ritter“ sagte die Jungfrau, „ich denke daß ihr wohl wenig Geld mit euch führen möget, und es sey fern von mir, euch dessen zu berauben, indem ich dafür halte, daß ihr es mir erstatten werdet, sobald ihr wieder zu eurer Habe gekommen seyd. Doch hab' ich eine Bitte an euch, und würde mich auch sehr verpflichtet fühlen, wenn ihr zu eurer Erlustigung und Zerstreuung einen Sperber mit nehmen wolltet, bei dem ihr euch eures Wirths und seiner Tochter erinnern möget, und von dem ich euch wohl sagen kann, daß er der feinste und stattlichste Vogel

iſt, den man nur ſehen kann.“ Als die Jungfrau dies geſagt, ging ſie und kam zurück mit dem Sperber, deſſen Ring und Seile ſehr reich verziert, und die Handhabe von echtem Gold war, mit einem großen Rubin daran. Das Mägdlein übergab dem Gerhart den Vogel, mit ſanften und rührenden Abſchiedsworten, die er gar ritterlich und fein erwiederte. Sodann ließ ſie ihm neue und weiße Wäſche und Kleidung reichen, da ſie wohl wußte, daß die ſeinigen abgenutzt waren. Gerhart aber, nach vielen Dankſagungen, gürtete ſich mit ſeinem Schwerdt, und beſtieg ſein Thier, worauf er Chalons verließ, wo er ſo lange krank geweſen. Er kam nach Lothringen, wo er ſeine Freundin ſuchte, fand aber Niemand, der ihm Kunde davon gegeben hätte, noch ihren Namen gewußt. So wie ihr vernommen, ritt er über viele Hügel und Thäler, bis daß er zu Cölln ankam.

So wie er ankam zu Kölln, ſtieg er im Hauſe eines reichen Bürgers ab, der ſanftmüthig und menſchenfreundlich war, und mit Namen Adam Gregorius hieß. Da derſelbe den Gerhart abſteigen ſah, ließ er vom Knechte ſein Pferd nehmen und ging zu ihm heran, und hieß ihn willkommen. Sodann nahmen ſeine Frau und er ihn bei den Händen, führten ihn in das Zimmer, und ließen

das Mittagsmahl anrichten, wozu sie alle drei sich hinsetzten. Da sie nun so in aller Lust die Mahlzeit verzehrten, kam einer der Knechte mit Bestürzung herein, und sagte, daß die Heiden kämen, um die Stadt zu belagern; das Feuer sei schon in den Vorstädten angezündet, die Weinberge wären verheert und die Feinde schon vor den Pforten der Stadt. Er erzählte ihnen sodann, daß ihre Schiffe über den Rheinstrom kamen, voller Lebensmitel und Geschütz und sich alle zwischen dem Strome und dem Thore der heiligen drei Könige hingegeben hätten, mit vieler und reich bewaffneter Mannschaft, die sehr kühn sey und sich eine Menge Kastelle und Städte zugeeignet und unterthänig gemacht habe. Zu derselben Stunde, da der Knecht des Gregorius solches erzählte, kam ein Bote zum Herzog Wilhelm, der damals Herr der Stadt Kölln war, und sagte ihm ebendasselbe. Da der Herzog solches hörte, empfand er große Bangigkeit und Furcht, weil er so überfallen worden; denn er hatte dazumal wenig Volk und gewaffnete Mannschaft. Als ein weiser und tapferer Herr ließ er sogleich den Trompeter blasen und der Stadt ansagen, daß Jung und Alt sich aufmachen solle, zur Vertheidigung gegen die Feinde. So liefen Alle eilig zusammen und bewafneten sich so

gut es nur angeben wollte; stiegen sodann auf die Mauer und Thürme. Da Gerhart den großen Lärmen in der Stadt hörte, stand er schleunig vom Tisch auf, voller Furcht, daß man das Gefecht beginnen und endigen möchte, ehe er noch dabei sein könnte. Er rief seinen Wirth zu und bat ihn, daß er ihm gute Waffen geben möchte. Da der Herr Gregorius den guten Willen seines Gastes sah, ging er alsbald in sein Zimmer, und wählte einen eisernen Harnisch und Helm, den er zu tragen pflegte, womit Gerhart sich nun bewaffnete: sodann brachte er ihm einen vergoldeten Schild. Da Gerhart nun also gewaffnet zu Pferde saß, ritt er, die Lanze in den Handen und mit fliegender Fahne, die Heerstraße entlang, wo er zehn Ritter sah, die von den Feinden waren. Auf diese ging Gerhart los, und schlug den Einen mit der Lanze dergestalt, daß er mit aufgehobenen Beinen zu Boden fiel, so, daß er seitdem weder Arm noch Bein mehr rührte. Er zog sodann seine Lanze aus dem Leibe des todten Ritters, und ging auf die Andern los, auf die er so einhieb, daß noch ehe seine Lanze zerbrochen war, Viere derselben zu Boden fielen. Nachdem, als ihm der Stumpf in der Hand blieb, schlug er damit einen Andern nieder, dann zog er sein Schwert und schlug damit in solcher Eil um sich,

daß er den Andern keine Zeit ließ, ſich zu vertheidigen, und ſie Alle überwältigte. Zu derſelben Zeit, da Gerhart ſo im Schlagen begriffen war, kam der Herzog Wilhelm an, und ſah den Ritter, wie er ſo tapfer gegen ſo Viele kämpfte. Er rief ſchleunig ſeinen Leuten zu, ihm Beiſtand zu leiſten, weil es Schade ſeyn würde, daß ein ſo tapfrer Ritter in Gefahr käme. Da dieſe aber hinzu kamen, waren die zehn Feinde ſchon von Gerhart überwunden. Es war indeß dennoch Zeit, daß die Leute des Herzogs herbei eilten, denn Gerhart hatte weder vom Helm noch ſonſt von ſeiner Rüſtung ein ganzes Stück mehr, und zwanzig Ritter, welche den zehnen folgten, waren eben nah gekommen, die ihn dergeſtalt würden umzingelt haben, daß er ſich ihrer nicht hätte erwehren können. Da die zwanzig Heiden nun nahe waren, erſtaunten ſie ſehr über die Niederlage der Zehn durch einen einzigen Mann, und wußten nicht ob ſie fliehen oder bleiben ſollten. Der Herzog aber und ſeine Leute drangen auf ſie ein, und der Herzog ſchlug den Einen ſo mit der Lanze, daß er todt liegen blieb. Sodann wurde das Gefecht allgemein und die meiſten von den Heiden entflohen nach ihren Zelten, und wurden daſelbſt von Gerhart verfolgt. Nun aber kamen ſie alle gewaffnet hervor, weh

dreißig tausend Mann. Da der Herzog das sah, ließ er zum Rückzuge blasen, und ging mit seinem Heer, mit kleinen Schritten und ohne Schrecken, nach der Stadt wieder zurück. Als er daselbst ankam, ließ er die Bürger einladen, Alle ihm zu Hülfe zu kommen. Diese waren schon bereit und vollständig gewaffnet, da die Botschaft zu ihnen gelangte. Es gingen also aus der Stadt funfzehn tausend wohlbewaffnete Leute, die allesammt Willens waren, ihrem Herrn Beistand zu leisten. Die Frauen der Bürger, die Damen und Jungfräulein stiegen auf die Thürme und Zinnen, um der Schlacht zuzuschauen. Keine war, die nicht zu unserm Herrn Christus gebetet, weil ihr Mann oder Verwandter in dem Schlachtgewühl sich befand. Andere beteten für ihre Liebsten und Freunde. Die schöne Eglantine, Tochter des Herzogs, nebst einem ihrer Fräulein, standen gleichfalls auf den Zinnen ihres Schlosses, von wo aus sie der Schlacht zusahen, in welcher Gerhart mit solcher Kühnheit und Beharrlichkeit focht, und sich dermaßen hervor that, daß er Wunder verrichtete und am Sieg den größten Antheil hatte. Die Damen auf den Thürmen bemerkten ihn alle und priesen ihn sehr, besonders aber Eglantine, die Tochter des Herzogs, welche sich mit ihren Fräuleins über die

Tapferkeit des Grafen Gerhart besprach. Da nun der Ausgang der Schlacht völlig entschieden und der Sieg auf der Seite der Kölner war, kam der Herzog zu Gerhart und sagte ihm: „Vasall, nunmehr ist es wohl Zeit zu ruhen, da die Feinde in die Flucht geschlagen, und all ihre Habe unser ist. Auch sehe ich von eurem Leibe das Blut herunter rinnen und eure Wunden wollen mich gefährlich bedünken.“ „Herr Herzog,“ sagte Gerhart, „nichts von dem Allen kann mich betrübt machen, da der Sieg unser ist.“ Der Herzog ließ den Gerhart nun auf die Sänfte legen, und da er seinen Helm vom Gesicht nahm, wurden sie Alle erstaunt über seine Jugend, und verwunderten sich über die seltne und große Schönheit und Tapferkeit, die an ihm sichtbar waren. Da der Herr Gregorius hörte, wie Gerhart vom Gefecht ohnmächtig und ganz verwundet und blutig zurückgetragen wurde, war er sehr betrübt. Der Herzog aber befahl, daß man Gerhart Ehre erweisen möchte, so wie man sie seiner eignen Person erweist. Deshalb kamen auch bei seinem Einzuge in Köln die Frauen und Jungfrauen herbei, und warfen von den Altanen und Fenstern Rosen und Violen und tausend andre wohlriechende Blumen in Fülle auf ihn herab, worüber Gerharts Wirth Gregorius

eine solche Freude empfand, daß er die Stunde segnete, wo der Graf in sein Haus gekommen. Trompeten, Pauken und Klarinetten erklangen, und Sänger zogen mit anmuthigem Spiele vor Gerharts Sänfte her, und der Herzog und die Edlen aus dem Volke gaben dem Gerhart das Geleite. Auch schickte der Herzog dem Gerhart alle seine Aerzte, und ging selbst zu ihm alle Tage, bis daß seine Wunden heil waren. Da die Tochter des Herzogs, die schöne Eglantine vernahm, daß Gerhart so krank danieder läge, brach sie in heftige Klagen aus, daß der, den sie im Herzen zu ihrem Freunde erwählt, so schleunig und schmerzlich hinsterben sollte. Ihr Hoffräulein Florentine aber, die den Gerhart gleichfalls lieb gewonnen, that desgleichen, und beide Jungfrauen geriethen in Wortwechsel und entzweiten sich heftig wegen ihrer Liebe zu Gerhart.

Da Gerhart nun völlig von seinen Wunden heil und vom Lager erstanden war, ging er öfters mit dem Herzog auf die Jagd. Eines Tages bat ihn der Herzog so inständig, bei ihm zu Mittag zu essen, daß Gerhart es ihm nicht abschlagen konnte, und mit ihm auf das Schloß ging, wo das Essen bereitet wurde. Da die Damen und die Fräulein Eglantine und Florentine erfuhren, daß Ger-

hart kommen sollte, schmückten sie sich so köstlich und fein, als sie nur konnten, und kamen in das Schloß, wo sie Gerhart mit großer Lust anblickten. Vor allen andern Frauen aber sahe Eglantine immer nach ihm hin; sie dachte, daß Niemand Acht darauf gebe, aber Keiner war, der es nicht bemerkt hätte. Da Gerhart wußte, daß sie des Herzogs Tochter war, ging er mit großer Höflichkeit zu ihr heran, und grüßte sie demüthig, die ihm sehr artig den Gruß erwiederte. Gerhart sah darauf zu ihr hin und dachte in sich, daß sie so schön und liebreizend wäre, daß er, wenn er nicht schon seine Liebe vergeben, sie gar gern zur Freundin erwählen würde. Florentine aber kam heran zur Prinzessin, und sagte ihr: „Fräulein, ich weiß nicht, wo ihr den Seufzer her habt, den ihr eben ausstießet, ob aus dem Brunnen oder aus der Quelle, denn sehr tief aus dem Grunde ist er gekommen.“ Die schöne Eglantine hätte, da sie diese Worte hörte, gern ihren Zorn bezeigt, aber sie mußte sich zurückhalten. Bei Tische fiel dem Gerhart seine Euryanthe ein, und er gedachte ihrer unaufhörlich. Er berührte fast nichts von den Speisen, die aufgetragen wurden. Von den Gästen war keiner, der nicht auf ihn Acht gegeben, und ihm viele Höflichkeit bezeigt hätte. Nach der Mahlzeit zerstreuten

sich die Gäste; welche gingen um Mittagsruhe zu halten, andre stiegen hinunter und lustwandelten in den Gärten, andre setzten sich an Tische und spielten Schach, und wieder andre begannen mit einander Wettrennen und Ringen. Gerhart aber, der zu dem Allen keine Lust verspürte, stellte sich an ein Fenster, das auf den Garten hinaus ging, und gedachte an seine geliebte Euryanthe. Eglantine aber sandte zu ihm und ließ ihn bitten, daß er in ihr Zimmer kommen möchte. Gerhart begab sich dorthin, wo er viel edle und schöne Damen versammelt fand. Eglantine ging auf ihn zu, und bat ihn, sich ihr zur Seite zu setzen, welches er that. Da Florentine den Gerhart neben der Prinzessin sitzen sah, welche ihm mit vielen und freundlichen Worten zuzureden schien, fehlte wenig, daß sie nicht ganz wüthend wurde, und sie gedachte in sich: o! wie fein und verschlagen ist diese Prinzessin, die durch ihre schönen Worte den Ritter gänzlich an sich ziehen wird! Gewiß ist sie gar vermegen, daß sie ihn vor meinen Augen so lange an sich hält im Gespräche, da sie wohl weiß, daß mir ihre geheimen Gedanken bekannt sind! Wenn doch Gott zu dieser Stunde wollte, daß sie stumm würde, und ließe in Frieden den jungen Ritter dort, den gleichfalls ihr Geschwätz zu langweilen scheint,

auf das er wenig Acht giebt. So gedachte in sich die schöne Florentine, die Prinzessin aber bat zu dieser Stunde den Gerhart, er möchte ihr zu Liebe ein Lied singen. Da stand der Graf auf und sang:

Hier seh' ich schöne Fraulein viel
Wie gerne!
Es blinkt der süßen Augen Spiel
Wie Sterne;
Die Fürstin ist vor allen Frauen
Wie eine Rose an zu schauen:
Sie leuchtet, wie der Mond zu Nacht
Auf Quellen;
Sie strahlet, wie der Frühlingspracht!
Wohl stellen
Sich Gold und Diamant ihrem Leibe
Zur Seiten,
Doch kann dies mit dem süßen Weibe
Nicht streiten.
Was frommt mir all der Augen Lust
Und Wonne!
Verschwunden ist aus meiner Brust
Die Sonne;
Mein süßes Liebchen ist verloren,
Mit mir zu Lieb' und Treu' verschworen;
Drum zieht mich hier kein Aeuglein klar
In Stricke,
Drum bin ich alles Trostes baar,
Und blicke —
Doch kann ich hier sie nicht erschauen
Die Eine,
Der Heil und Glück ich mag vertrauen,
Die Meine!

Als nun die schöne Eglantine diesen Gesang vernommen, betrübte sie sich sehr heftig darüber, und glaubte, daß Gerhart so gesungen hätte, um sie zu verspotten. Sie begab sich bald in ihre Kammer, wo sie sich auf das Bett niederwarf, und in viele und höchst jämmerliche Klagen ausbrach. Oftmals kehrte sie sich mit lautem Seufzen und Klagen um, und bald fror sie, bald war ihr zu heiß. Indem ihr so zu Muthe war, kam ihre Hofmeisterin zu ihr herein, die sie fragte, über was sie sich denn beklagte; denn sie sey so blaß und entstellt, daß sie gar nicht begreifen könnte, was ihr geschehen. „Frau," sagte Eglantine „ich fühle mich von einem Uebel verwundet, aber was es ist, kann ich euch nicht sagen, denn bald ist mir kalt, bald wieder heiß; bald schaudert mir, und bald muß ich erzittern, und es kommt mir vor, als wenn ich ganz ohnmächtig wäre." „Mein Fräulein." sagte die alte Hofmeisterin, „solch ein Uebel ist mir wohl bekannt; ich weiß, daß es von der Liebe herrührt. So sagt mir denn, ich bitte euch, um wessen Willen ihr so jämmerliches Leid erdulden müßt." „Ach, Frau Hofmeisterin," erwiederte das Fräulein, „er hat mir niemals davon gesagt, aber sobald ich ihm davon gesprochen, stand er auf und ging, worüber ich im Her-

zen solches Weh verspüre, daß ich sterben muß, wenn mir nicht bald geholfen wird.“ Da die Alte ihr Fräulein so klagen hörte, sagte sie ihr leise: „Mein Fräulein, beruhigt euch und wisset, daß ich großes Verlangen trage, euch gefällig zu seyn. Ich werde so viel für euch thun, daß euer Herz vergnügt seyn wird; so erfreuet und stärket euch denn und vergesset euern Kummer; denn ich weiß ein solches Gift zu bereiten, daß wenn ihr eurem Geliebten davon zu trinken gebt, und nach ihm auch davon genießet, so muß er sich zu euch wenden, dermaßen, daß er von euch nicht wieder lassen kann, und daß er euch über Alles in der Welt lieben muß.“ Da Eglantine die Alte so reden hörte, sprang sie auf und küßte sie wohl mehr als zehn Mal, und flehte sie an, daß sie solches Getränke gar eilig bereiten möchte; bat sie aber, es geheim zu machen, daß es die Florentine nicht merken könnte. „Fräulein,“ sagte die Hofmeisterin, „ich werde es schon so heimlich zu machen wissen, daß Niemand etwas davon verspüren soll.“ Sie ging hierauf aus dem Zimmer, und stieg hinunter in den Krautgarten, wo sie eine Menge Blätter und Wurzeln suchte, die zu ihrem Getränke gehörten. Eglantine aber, da sie das Versprechen ihrer Hofmeisterin hatte, konnte nicht mehr im Bette blei-

ben, ſondern ſtand auf und beſtieg einen hohen Thurm, und ging an das Fenſter, wo ſie, den Kopf auf die Hand geſtützt, in das Weite hinaus ſah, ob ſie nicht den erblicken könnte, den ihr Herz verlangte. Sodann beſchloß ſie ein Lied zu ſingen, im Wunſche, daß der Schall zu ſeinen Ohren gelangen möchte; dann aber ſtrafte ſie ſich und ſagte, ſie würde es nicht thun, damit die Leute nicht darüber ein Geſpötte treiben möchten; dennoch behielt die Begierde, daß ihr Freund ſie hören möchte, die Oberhand, und ſie fing an zu ſingen mit lauter und klarer Stimme.

Wer Minne kennt und all ihr Weh
Der ſeh'
Mich, die in Thränen will zerfließen;
Wohl wachſen
Die Blumen muthig auf grüner Haide,
Ich aber leide
Und ſah' ſie lieber all verblühen,
O, wehe!
Denn lauter Luſt und Liebe iſt um mich her,
Ich aber härme mich und weine noch mehr.
Mich kann der ſtolze Gerhart ſchmah'n
Und ſehn,
Drum muß ich ſolche Gluth ertragen
Und klagen;
Nehmt mit mein Lied, ihr leichten Winde,
Daß es ihn finde,
Und dring' an ſeines Herzens Pforte
Mit ſüßem Worte,

O, wehe!
Wer Minne kennt und heilen mag, der komme her,
Zu heilen mich, die liebend nickt im Thränenmeer.

Eben da die schöne Eglantine ihren Gesang geendet hatte, kam ihre Hofmeisterin aus dem Garten wieder, ganz beladen mit den Kräutern zum Liebestranke. Sie ging nun in das Zimmer ihres Fräuleins, wo sie die Kräuter verlas und ausdrückte; dann that sie den Saft in ein silbern Gefäß, wo sie ihn so behutsam mit dem Weine mischte, daß man nichts davon verspüren konnte. So geschah es denn, daß Gerhart bald, nachdem der Trank bereitet war, an Hof kam, in einem kurzen Scharlachmantel mit Hermelin verbrämt; und mit dem Vorsatz, Abschied vom Fürsten zu nehmen, um seine Freundin Euryanthe aufzusuchen. Er war kaum in den Saal getreten, als er die Tochter des Herzogs sah, die gerade aus ihrem Zimmer ging. Und sie blieb still stehen und wurde roth und blaß, da Gerhart sie erblickte, wie sie die Farbe wechselte und nicht von der Stelle ging, kam er auf sie zu, grüßte sie sehr demüthig. „Herr Ritter," sagte die Jungfrau, „möge Freude und Glück euch der Herr schenken; ich bitte euch, ihr möchtet in mein Zimmer treten, denn ich habe euch mancherlei zu sagen." Gerhart antwortete, daß er bereit

ſey, ihre Gebote zu befolgen: und ſo gingen Beide in Eglantinen's Zimmer, wo die Hofmeiſterin ſich befand. Da nahm Eglantine den Gerhart bei der Hand, und ließ ihn neben ſich auf einem Ruhebette ſitzen, ſodann ſagte ſie zu Gerhart: „Herr Ritter,“ ich kann mich nicht genug verwundern, wie ihr mich nicht lieben wollet, und mich alſo verſchmähen könnt.“ „Jungfrau,“ ſagte der Ritter, „in meiner Macht ſteht nicht zu lieben wen ich will; und ich will euch nur ſagen, daß ich eine Freundin habe, von der ich mit großer Zärtlichkeit geliebt werde; denn ſo viel Reiz und Vortrefflichkeit ſind mir an euch, ſchöne Jungfrau, ſichtbar geworden, daß ich nicht, um euch zu lieben, darauf gewartet hätte, daß ihr mich darum bittet, ſo ich nicht ſchon eine Andre liebte. Um nichts in der Welt möchte ich euch meine Liebe zuſagen, ſo es nicht von ganzem Herzen geſchehen könnte, und wie wäre es nicht verrätheriſch und ſchlecht von mir gehandelt wenn ich euch ſagte, daß ich euch liebte, und es wäre nicht alſo. Andrerſeits wäre es auch eine große Treuloſigkeit an meiner Freundin, die mich ſeit ſo langer Zeit liebt, wenn ich eine Andre lieben wollte; ja gewiß, ich wäre dann werth, daß man mich umbrächte, oder mir ſonſt eine harte Strafe auflegte. Das Unglück ſchlage auf mich ein, wenn

ich jemals falsch werde, und so möge es Jedem gehen, der gegen seine Dame untreu und meineidig handelt, von der er doch geliebt wird. Euch aber, meine Freundin, biet' ich mich von nun an zum Ritter an und zum Diener, wenn es euch Noth thun wird, und bitte euch, ihr wollet mir jetzt den Abschied geben, um meine Freundin zu suchen, da ich nicht ruhen werde, bis ich sie gefunden habe." Da die Jungfrau hörte, daß Gerhart sich wegbegeben wollte, rief sie ihre Hofmeisterin und sagte, daß sie großen Durst habe, und einen Becher Weins verlange. Da kam die Alte herbei und brachte in einem silbernen Becher das Liebesgetränke, das sie bereitet hatte. Ach! welch ein Abentheuer mußte nun Gerhart bestehen, denn wenn ihn der Himmel nicht beschirmt, wird er nimmer seine Freundin Euryanthe finden! Die Alte nahete sich ihm und reichte ihm den Kelch, er wollte aber nicht trinken, ehe denn die Jungfrau getrunken hätte. Da nahm Eglantine den Becher und reichte ihn Gerhart, und bat ihn, er möchte ihr zutrinken. Solches that Gerhart, und reichte sodann den Kelch der Jungfrau. Diese, eingedenk dessen, was die Alte ihr empfohlen, trank den Rest aus, und ließ nichts im Becher. Als Gerhart das Gift genossen hatte, war es ihm, als wenn er aus

einer Ohnmacht zu ſich käme; er ſetzte ſich ganz ſtill auf ein Lager, und blieb da lange Zeit, ohne auch nur an ſeine Freundin Euryanthe zu denken. Dahingegen kam ihm eine große Luſt an, Eglantinen anzuſchaun, denn ſie ſchien ihm ſo liebreizend und ſchön, daß er nicht müde werden konnte, ſie anzuſehen.

Eglantine und die Alte bemerkten nun gar bald, wie das Getränke gewirkt hatte, und das Fräulein that nun weit ſtolzer und ſchüchterner, als zuvor. Man ſagt auch, es wäre ſo der Gebrauch, daß wenn eine Frau von leichtem Muth einen Mann in ſich verliebt ſähe, ſie ihn mit Kälte und Hohn begegnete. Eglantine ſagte alſo dem Gerhart, er möchte nicht in ihrem Zimmer bleiben, bis ihr Vater käme; und Gerhart hätte ihr nun gern von ſeiner Liebe geſagt, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß es ſie erzürnen möchte. So nahm er denn Abſchied von ihr, und ging zum Herzog. Dieſer ſagte ihm, er wolle ein feſtes Kaſtell belagern, welches einem Ritter gehörte, durch welchen er und ſein Land viel Schaden erlitten. Er bat den Gerhart darauf: mit ihm zu ziehen. Gerhart, der dem Herzog gern gefällig ſeyn wollte, ſagte ihm: daß er ſich waffnen werde, und ganz bereit ſey, ſeinem Gebot zu gehorchen. Ger-

hart ging also in sein Haus und waffnete sich, und kam sodann wieder an Hof, wo er den Herzog ganz bereit fand. Zur selbigen Stunde, da die Prinzessin Eglantine am Fenster war, und die Alte neben ihr, ersahen die Beiden den Gerhart mit dem Herzog am Schloßthor, und im Begriff, wegzureiten. Die Alte aber sagte: „Was dünkt euch wohl, mein Fräulein, von eurem Freunde, der eben noch so eilig war, fortzureisen, und jetzt mit eurem Herrn Vater in den Streit zieht? Nun mögt ihr sehen, welchen großen Dienst ich euch erzeigt habe, und wollet doch wenigstens schauen, wie wohl der Harnisch ihm steht. Mein Fräulein, so ihr mir glauben wollt, wird er noch euer Mann, vor Allem nehmet euch nur in Acht, daß ihr euch nicht ihm zu sehr überlasset, denn je mehr ihr gegen ihn fremd thut, je mehr wird er euch lieben. Dennoch dürft ihr euch dreist an diesem Fenster zeigen, damit er eurer gewahr werde.“ „Meine Frau,“ sagte das Mägdlein, „ihr seyd in guter Schule gewesen, und ich danke Gott für die Stunde, wo ihr zu mir gekommen seyd; denn euch bin ich es schuldig, wenn ich vom Tode wieder zum Leben gekommen bin, da ich den zum Herrn und Gemahl erlangen soll, um den ich so viel Leid erlitten. Auf der Welt ist Niemand ihm

gleich an Geist und schöner Gestalt und artigem Wesen. So will ich mich denn ein wenig am Fenster zeigen, damit er meiner eingedenk sey.“ Gerhart, der an nichts anders dachte, bemerkte die Jungfrau bald, und sah stark nach ihr hin. Er hätte sie gar gern gegrüßt, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß ihr Vater es sehen möchte. In seinem hohen Muth versicherte er also dem Herzog, daß er den Schaft seiner Lanze nicht anders wiederbringen wolle, als ganz purpurn gefärbt vom Blut der Feinde, und somit zogen sie aus dem Schloß.

Zu lange würde es währen, wenn ich euch sagen wollte von der großen und gefährlichen Schlacht, die der Herzog gegen die Feinde hielt, und in der sich Gerhart so hervor that, daß ihm fast ganz allein der Sieg zu danken war. Das fremde Kastell wurde erobert, und der Herzog ließ Besatzung darin von seinen Leuten, sodann, und nachdem die Feinde alle erschlagen waren, zog der Herzog mit seinem Heer in großer Freudigkeit ab, und prieß allen seinen Edeln und Baronen die ungemeine Tapferkeit und Stärke Gerharts an, und freute sich mit ihnen über die schwere Gefahr, die sie überstanden hatten. Da Gerhart nun dem Herzog nah war, kam er ihm entgegen, und em-

pfing ihn mit so fröhlichem Gesicht und großen und häufigen Ehrenbezeugungen, daß Gerhart darüber ganz bestürzt wurde. Oftmals segnete der Herzog den Tag und die Stunde, da Gerhart an seinen Hof gekommen. Da sie zu Kölln ankamen, wurden sie mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, ihres fröhlichen Sieges wegen. Das Fenster der Prinzessin Eglantine aber war voller Edelfrauen und Fräulein; über alle Freuden aber war die ihrige groß, da sie ihrem Freunde so große Ehre erzeigen sah, und großes Verlangen empfand sie, ihn näher zu sehen. Gerhart aber ritt zu dem Gregorius, wo er mit großer Höflichkeit empfangen wurde, und seine Waffen ablegte. Da er diese abgethan und sich erfrischt hatte, kam er zurück an Hof, wohin ihn sein Wirth begleitete, und wo sie vom Herzog und seinen Baronen mit großer Freude empfangen wurden; denn Gerhart war so geliebt und stand beim Fürsten so hoch in Ehren, daß er befehlen konnte, und nichts war ihm entgegen. Der Herzog machte ihn zu seinem Seneschall und übergab ihm die Regierung all seiner Landereien, und selbst die Pflege der Gerechtigkeit. So gut war seine Regierung und so weit sein Herz von aller Habsucht entfernt, daß Niemand war, der ihn nicht geliebt hätte; kein Turnier, kein Stechen

wurde gegeben, wo er nicht der Erste gewesen wäre, und den Preis davon getragen hätte. Er liebte und zog die armen Ritter vor, die er als tapfer und tugendhaft kannte, und erzeigte ihnen viel Gutes. Alle liebten ihn, besonders aber Eglantine, die Tochter des Herzogs, die er auch von ganzer Seele liebte. Seiner Freundin Euryanthe gedachte er nicht mehr, als wenn er sie nimmer gesehen hätte; so blieb er einen Frühling und einen Winter in Cölln beim Herzog, wo er sich sehr wohl befand; wir wollen ihn daselbst lassen, bis es Zeit ist, wieder zu ihm zurück zu kommen, und nunmehr von Euryanthe, seiner Freundin, sprechen, die zu Metz in Lothringen war.

Ihr habt schon vernommen, wie und auf welche Art Gerhart von Nevers seine Freundin Euryanthe im Walde ließ, wo der Herzog von Metz sie fand und mit sich nahm, in Willens, sie zum ehelichen Gemahl zu erwählen. Der Herzog hatte eine Schwester, ein junges und sehr schönes Fräulein, der er Euryanthe übergab. Da die schöne Euryanthe nun mehr als alle Frauen die Stickerei in Gold und Seide verstand, mußte sie diese der Schwester des Herzogs lehren, die sie bald so lieb gewann, daß sie sich nicht mehr von ihr trennen konnte. So geschah es eines Tages, daß die schö-

ne Euryanthe ganz allein in ihre Kammer ging und sich an ihren Freund Gerhart daselbst erinnerte, für welchen sie große Sorge trug, daß er aus Gram sehr krank geworden seyn möchte. Ach! sagte sie, wann wird mir Gott die Gnade erzeigen, daß ich ihn noch einmal erblicken mag, ehe ich sterbe. O du falscher Lysiard! Gott möge dich zerschmettern, da du uns durch deine schlechte und schreckliche Verrätherei so entzweit und von einander getrennt hast. Wohl möcht' ich wissen, wo du die Wahrzeichen hergenommen, die dir zu deiner Schandthat verholfen haben, und die außer Gott, meinem Freunde und mir keinem Menschen bekannt waren! Ach ich Unglückliche, wie soll ich machen, daß mein Freund mich hier wieder findet, wo ich lange warten kann, eh ich von ihm höre und er von mir! So beklagte sich nun die schöne Euryanthe, und wußte sich nirgend zu trösten. Indeß sie so in Thränen war und sich beklagte, kam ein Knecht in ihr Zimmer und brachte ihr eine Lerche, die er gefangen, und die ihr sehr wohl gefiel, so daß sie dem Knaben freundlich dafür dankte. Das Vöglein aber that sie in einen Käfig, wo es herumflog und Körner pickte; doch wird in kurzem die Lerche, an welcher sie sich so erlustigte, ihr großes Leid verursachen, wie ihr gleich

hören werdet. Die Jungfrau hatte einen Ring, in welchem ein schöner dunkelblauer Saphyrstein gefaßt war; diesen hatte ihr ehedem ihr Freund Gerhart geschenkt. Indem sie nun den Vogel fütterte und ihn aus der Hand fressen ließ, fiel der Ring in den Käfig hinein, ohne daß sie dessen gewahr wurde. Da der Vogel den Stein blitzen sah, hob er den Ring mit dem Schnabel auf und spielte damit, und wirbelte ihn im Flattern so herum, daß er ihm über dem Kopf, um den Hals herum, sitzen blieb. Sodann nahm der Vogel seinen Flug durch ein kleines Fenster, und war nicht mehr zu sehen. Da die schöne Euryanthe die Lerche wegfliegen sah, mit dem Ringe ihres Freundes um den Hals, wurde sie sehr betrübt und erhob viele und laute Wehklagen, und rief aus, daß sie wohl sähe, daß Zeit ihres Lebens all ihre Freude sich in Traurigkeit verkehren würde.

Es war eben an dem Hof des Herzogs von Metz ein vornehmer Ritter, Melyatirus geheißen, der die schöne Euryanthe nicht sehen konnte, ohne von ihren Reitzen bestrickt zu werden; doch liebte er sie mit schnöder und freventlicher Liebe, wie er denn überhaupt ein falsches Gemüth hatte, aller Tücke und Bosheit erfüllt, dabey aber ein schöner stattlicher Rittersmann war. Eines Tages fügte

es sich, daß ihn der Herzog in die Zimmer des Fräuleins schickte, eine Botschaft an seine Schwester Ismene auszurichten, wo er Euryanthen allein traf. Er benutzte diese Gelegenheit, ihr seine Liebe zu gestehen, und da sie sich gegen ihn spröde und kalt, ja höhnisch erwieß, wollte er zur Rache sie gegen ihren Willen zwingen, ihm günstig zu seyn; doch Euryanthe stieß ihn mit solcher Gewalt von sich, daß er zu Boden stürzte, und sie Zeit gewann aus dem Zimmer zu entfliehen, Gott für ihre Rettung dankend. Melyatirus stürzte auf eine schönvergoldete Lade mit so gewaltigem Fall, daß er sich die Zähne aus dem Munde ausschlug, und lange betäubt am Boden lag. Da er sich nun allein in Euryanthens Kammer befand, und ganz traurig und voller Scham war, daß sie ihm so entwischen mußte, auch die Schmerzen seiner Wunde fühlte, wurde er heftig ergrimmt darüber, daß er seine Zähne verloren, so daß er sich nicht konnte sehen lassen. In seiner Wuth schwur er sich zu rächen und nicht ehe Speise und Trank zu genießen, bis es geschehen wäre. Indem er so auf böse Anschläge sann, ward er einen großen Koffer gewahr, hinter den er sich versteckte. Da nun die Nacht kam, traten die beiden Fräulein, Ismene, die Schwester des Herzogs, und die schöne

Euryanthe, in das Zimmer, und legten sich schlafen. Der schändliche Ritter aber, der den bösen Feind im Leibe hatte und von ihm beherrscht wurde, nahm die Zeit wahr, da beide Fräuleins fest eingeschlafen waren, brach sodann hinter seinem Koffer hervor, nahm ein großes Messer und trat an das Bett. Die beiden Jungfrauen schliefen fest. Melvatirus trat nunmehr vor des Herzogs Schwester, die er für Euryanthe hielt; er hob den Arm auf und stieß den Dolch in ihre Brust; der Stoß traf so tief und recht auf das Herz, daß des Herzogs Schwester verschied, ohne zu schreien oder mit den Füßen zu zappeln. Sobald dies geschehen war, nahm Melvatirus behende eine von den Händen der schönen Euryanthe, die er für Ismene hielt, und legte sie auf den Schaft des Messers. Sodann ging er so behutsam und leise, als es nur möglich war, zum Zimmer hinaus. Am Morgen kamen die Fräulein und Damen der Prinzessin in das Zimmer, um sie aufzuwecken, und sie ersahen, ehe sie noch an das Bett traten, das Blut, das im Zimmer war, und auch die Leintücher befleckt. Dann erblickten sie Euryanthens Hand, die auf dem Schaft des Messers ruhte, das noch im Busen der schönen Ismene steckte. Eine von ihnen sagte, sie sollten sich Alle ganz

ruhig verhalten, bis der Herzog herbei kommen würde. Da ging eine von ihnen so still und behende, als sie konnte, in den Saal, und fand den Herzog, der daselbst umher ging. Mit großem Zittern sagte sie ihm, er möchte einmal in das Zimmer seiner Schwester kommen. In dem Augenblick erwachte die schöne Euryanthe, und wunderte sich, daß sie so viel Leute um sich sah. Der Herzog blickte auf sie und sagte, daß sie üble Wacht gehalten hätte und er wohl mit Recht dafür bestraft wäre, daß er auf sie Glauben gehabt. Euryanthe, die noch nicht um den Tod der Schwester des Herzogs wußte, wunderte sich sehr über die Worte des Herzogs. Sie erhob das Gesicht ein wenig, um die schöne Ismene aufzuwecken, aber sie sah sie todt und war sehr bestürzt. Sie legte die Hand ihr auf die Stirn und sagte: „O weh mir, mein Fräulein was ist euch geschehen!“ Der Herzog, in seinem großen Zorn, ergriff sie nun bey der Hand und hieß sie ihr Kleid anlegen, übergab sie in die Hände des schändlichen Ritters Melyatirus, und sagte zu ihr: „O du schlechte Thörin, wie muß ich nicht die Stunde hassen und verfluchen, in der ich dich gesehen, die meine geliebte Schwester gemordet hat! Doch will ich dir solches Recht wiederfahren lassen, daß du

allen Andern ein Beispiel seyn sollst.“ Ganz erstaunt über das Verbrechen, das man ihr auflegte, und von welchem sie sich ganz rein und frei fühlte, setzte sich Euryanthe mitten in den Saal und war mehr todt als lebendig. Ganz mit zerstreuten Haaren, und in Unordnung, so wie sie vom Bette aufgestanden war, fiel sie auf die Kniee mit gefalteten Händen, und rief dem Herzog zu: „Ach Herr, hört mich an, denn nimmer im Leben hab ich den Mord begangen, der mir da aufgebürdet wird“ — „O unbändige Thörin,“ sagte der Herzog,“ ihr könnet euch nicht heraus reden, denn ihr seyd auf der That ertappt worden.“ Er verlangte seine Barone und Ritter, um Rath mit ihnen zu halten; der gottlose Melyatirus aber sagte ihm, daß gar keine Rathsversammlung nothwendig wäre, und daß man sie rasch auf einem Feuer von Dornen verbrennen dürfe. Da stand aber ein weiser alter Ritter auf, den sie den Marschall von Saintange nannten, und sagte: „Herr, nehmt euch wohl in Acht, nicht in dieser Sache zu urtheilen, bevor ihr nicht wohl bewiesen habt, daß dies Fräulein den Mord begangen, welches die schöne Ismene so liebte und von ihr so geliebt wurde, als wenn sie Schwestern gewesen wären. Und wenn es wirklich diese gewesen, so wäre sie ja doch nach der That

nimmer im Bette geblieben, sondern hätte sich irgend wohin geflüchtet. So wollt ich euch denn rathen, zum Herzog von Bar zu schicken, euerm Herrn Vetter, der sehr weise und in allerhand Rechtsfällen wohl bewandert ist, und vielen Rath ertheilt hat; und indeß er ankommt, laßt dieß Fräulein in das Gefängniß setzen und sie bewachen, ohne ihr irgend ein Uebel zuzufügen, bis euer Herr Vetter über sie gerichtet hat." Da Melyatirus den alten Ritter so reden hörte, glaubte er ganz lebendig aus der Haut zu fahren, und rief aus in seinem Zorn: „Herr Herzog, ihr thut nicht recht, daß ihr sie nicht verbrennen laßt; denn ich darf es sagen und will es gegen Jeden beweisen, der da auftreten wollte, daß sie es ist, die eure Schwester Ismene ermordet hat. Und darum sag' ich, daß ihr und euer ganzer Rath übel daran thut, wenn ihr sie nicht alsbald auf einem Dornenfeuer verbrennt." — „Melyatirus," sagte der Herzog, „es wird über sie kein Spruch ergehen, ehe nicht mein Vetter, der Herzog von Bar, hier angekommen ist." Da der Verräther den Herzog so reden hörte, wurde er so erboßt, wie er noch keinen Tag seines Lebens gewesen war; der Herzog aber ließ die schöne Euryanthe in einen Thurm setzen, und seinen Onkel, den Herzog von Bar, rufen. Jetzt aber wol-

len wir aufhören von dieſem zu ſprechen, und von Gerhart erzählen, der in Kölln bey Hofe war, und dort in großen Wohlleben und Freuden weilte.

Ihr habt ſchon vernommen, wie Gerhart von Nevers in Kölln war, und gar nicht an ſeine Freundin gedachte, wegen des Giftes, das er getrunken. Der Eglantine aber war er ſo gewogen, daß ihm keine Stunde wohl war, wo er ſie nicht ſah. Der Herzog bemerkte gleichfalls, daß Eglantine den Gerhart ſo liebte, daß ſie gänzlich von ihrer Leidenſchaft hingenommen war. Er ſchalt ſie öfters darüber, und verwieß ihr, daß ſie ſo ihr Herz an einen ganz unbekannten Menſchen gehangen hätte; ſie aber wollte weder um Drohungen noch andrer Reden Willen von ihrer Liebe weichen. Da der Herzog dies einſah, dachte er in ſich, daß er ſein Fräulein dem Gerhart zur Frau geben möchte, und daß er ihr einen Beſſern gar nicht wählen könnte. Er verſammelte alſo ſeine Barone und legte ihnen die Sache vor, und da war Keiner, der ſeiner Meinung entgegen geweſen wäre. Vielmehr lobten ſie ihn Alle, und ſtimmten darin überein, daß Fräulein Eglantine nicht in beſſere Hände kommen könnte. So ließ denn der Herzog von Kölln, in Gegenwart der Barone, ſeine Tochter kommen, um ihr ſeinen Willen kund zu thun.

Und er sagte ihr: „Meine Tochter Eglantine, es ist Zeit, daß ihr euch verheirathet; so habe ich euch denn den Ritter Gerhart auserwählt, so es euch beliebt, ihn zum Herrn und Gemahl zu nehmen.“ „Ach Herr,“ erwiederte Eglantine, „da es so euer Wille ist, so möge es geschehen, denn ich möchte keinen Andern haben.“ Da fing der Herzog und die Andern, die da waren, an zu lachen, und der Herzog sagte: „Meine Tochter, morgen will ich alle meine Edeln zusammen kommen lassen, und euch verloben, so daß ihr euch den Tag darauf heirathen mögt.“ „Mein Vater,“ sagte Eglantine, „es geschehe, wie es euch gefällig ist; aber ich habe mir sagen lassen, was heut geschehen kann, soll man nicht auf morgen sparen.“ Hatten die Barone vorher gelacht, so mußten sie nun noch herzlicher lachen. Jeglicher begab sich dann hinweg, und Gerhart, voller Freuden, führte das schöne Fräulein in ihr Zimmer, wo sie mit einander allerhand fröhliche Gespräche führten. Sodann ging er und kam zu seinem Hausherrn, dem er alles dies erzählte, und der den Tag und die Stunde segnete, da Gerhart in sein Haus gekommen war. Gerhart verlangte sehr danach, sein Liebchen im Arm zu haben, denn ihm dünkte es, als wäre dieser Tag länger als hundert andre.

Um ſich nur zu zerſtreuen, nahm er ſich vor, in das Feld zu reiten und ſich mit ſeinem Sperber zu ergötzen, den er noch beſſer abrichten wollte, als er es ſchon war. Er ritt alſo mit ſeinem Wirthe vor das Thor, den Sperber auf der Fauſt. Zur ſelbigen Stunde ſtand die ſchöne Eglantine mit einem ihrer Fräulein am Fenſter eines hohen Thurms, der die Ausſicht auf das Feld hatte. Gerhart, der aus dem Thor war, ſah ſich nach der Stadt um, und erblickte am Fenſter des Thurms die, welche ihm die liebſte auf Erden war. Er rief ſeinen Wirth und ſagte: „Herr Adam, was dünket euch von dem Fenſter dort am Thurm, das wie von einer wunderbaren Sonne erleuchtet iſt? Mich dünket, als wenn dieſer Thurm ſehr verſchönert wäre durch die Gegenwart des holdſeeligen Fräuleins, das am Fenſter ſteht und das ich einzig liebe. Ich möchte wohl ihr zu Ehren ein Lied ſingen, denn ich hoffe, daß es die Lüfte zu ihr tragen werden. Somit begann er zu ſingen, und nachdem ſein Lied zu Ende war, eben da er nach dem Rhein-Thale zuritt, vernahm er das Singen einer Lerche, die hoch in Lüften ſchwebte. Da er die Lerche hörte, freute er ſich im Angedenken ſeiner erſehnten Liebe. Eglantine, die noch immer am Fenſter ſtand, ſing nun auch

einen Gesang an, mit lauter Stimme, und freute sich auf den Tag, der ihre Liebe glücklich machen sollte. Ehe sie aber noch ausgesungen, ließ sich die Lerche nieder und setzte sich auf einen Baum, nicht weit von Gerhart.

Da gab Gerhart dem Gaul die Sporn und ließ dem Sperber die Schnur frei. Als der Vogel die Lerche sah, wurde er ungeduldig und flog eilig fort; die Lerche erhob sich, aber der Sperber kam ihr nach, erreichte und fing sie, worauf er sich mit ihr hernieder ließ. Gerhart freute sich sehr über die Behendigkeit seines Sperbers; er ließ ihn seinen Raub genießen und wartete, bis er das Hirn gefressen hatte, sodann nahm er ihm die Lerche ab. Er betrachtete sie und sah, wie sie um den Hals einen köstlichen Ring trug. Er rief seinen Wirth und zeigte ihm den Ring, worauf ein großer dunkler Saphyr gar zierlich gefaßt war; er mußte ihn immer ansehn und wußte nicht warum, und endlich kam es ihm zurück in das Gedächtniß, daß es derselbe Ring sey, den er ehedem seiner Freundin Euryanthe gegeben. Nunmehr blieb er ganz still und bedächtlich, und wurde ganz verwandelt und bleich vor Zorn und großer Angst; er stand still, ohne sich zu bewegen. Endlich aber fiel er ganz betrübt nieder

auf die Erde, und da er wieder zu ſich kam, ſagte er in heftigem Zorn über ſich ſelbſt: „Weh mir, warum doch muß ich leben, da mir die verloren iſt, die ich am meiſten liebte! Ach warum bin ich nicht lieber erſchlagen, da ich ſolche falſche That begonnen habe! O Erde, öffne deinen Mund und verſchlinge mich, der nicht werth iſt, unter Menſchen zu ſeyn!“ So ſagte Gerhart und betrübte ſich dergeſtalt, wie wohl nie Jemand betrübt war Da ihn ſein Hausherr ſo in Trauer und Schmerzen ſah, fielen ihm vor Mitleid Thränen aus den Augen, und er wußte nicht, was er von ſolchen Klagen denken ſollte. Er ſtieg ab vom Pferde, und ging ſänftlich zu Gerhart heran und ſagte ihm: „O mein werther Gaſt, wollet mir ſagen, was euch das Herz ſo betrübt, ich werde ſonſt nimmer Ruhe haben.“ „Mein Freund,“ ſagte Gerhart, „wohl hab' ich Recht mich zu betrüben, da ich die verloren habe, die ich ſo ſehr liebte, über Alles auf der Welt.“ Darauf ſagt' ihm der Wirth: „Ach, Herr Ritter, was muß ich hören, ſagt mir, ich bitte euch, ob ihr noch ein andres Liebchen habt, als Fräulein Eglantine?“ Da Gerhart von der Eglantine reden hörte, war es ihm, als würde er nicht von hier fort können, um ſeine Freundin Curvanthe aufzuſuchen, und er

fühlte seine Liebe getheilt und betrübte sich um alle Beide. Nun werdet ihr sehen können, was den Ausschlag haben wird, ob Zauber und Liebesrausch oder wahre und redliche Liebe. Wenn Gerhart bei der Eglantine bleibt und sich von Euryanthe losmacht, so möchte es scheinen, als wäre Bezauberung und Liebestaumel besser, als wahre Liebe, die von Natur ist; wenn aber Recht und Billigkeit statt finden, so ist eigentliche Liebe, die aus dem Herzen entsprießt, von größerer und höherer Kraft, und feiner und lieblicher, als die von künstlichem Zauber herrührt. Und dies war es auch, was den Gerhart bewog, Eglantine zu verlassen, und seine Freundin Euryanthe aufzusuchen, von der er in Tod und Leben nicht lassen wird, bis er sie gefunden.

Gerhart rief nun seinen Sperber, der sich auf seiner Faust niederließ, und sagte dem Adam: „Freund, diesen Sperber bringt der Eglantine, die ich sehr liebe. Sagt ihr, sie möchte ihn von mir nehmen, und mir zu Liebe behalten. Dem Herzog, ihrem Vater aber, und auch ihr selbst, sagt tausend Dank für alle erzeigte Liebe und Ehre. Bittet sie meinetwegen, daß sie meine Dienste annehmen mögen, der ich ihnen gänzlich ergeben bin. Gott verleihe mir, daß ich euch einmal wie-

der leisten kann, was ihr mir so reichlich geschenkt. So lebet wohl, und ich bitte euch, ihr wollet mir Eglantinen grüßen.“ Somit gab Gerhart seinem Wirth den Sperber und ritt allein und ohne Begleitung weiter, und sein Wirth sah ihm so lange nach, bis er ihn mit den Augen nicht mehr erreichen konnte, sodann empfahl er ihn Gottes Schutze. Da der Wirth zum Thor herein kam, gewahrte er die schöne Eglantine, die noch am Fenster stand und hinblickte nach ihrem Freund. Gar sehr wurde sie bestürzt, da sie den Herrn Adam allein zurück kommen sah und nicht von Gerhart begleitet. Es kam ihr vor, als bliebe ihr Freund zu lange aus; nimmer doch fiel es ihr ein, als könnt' er sie gänzlich verlassen haben. In ihrer Ungeduld ging sie dem Herrn Adam entgegen, der in den Saal hereintrat, den Sperber auf der Hand. Sie fragte ihn sogleich nach Gerhart, ihrem Freund. Da antwortete ihr Herr Adam mit Traurigkeit und dumpfer Stimme, die fast von Thränen erstickt war: „Mein Fräulein, erzürnt und betrübt euch nicht über das, was ich euch sagen werde, denn es steht nun einmal nicht zu ändern.“ Hierauf erzählte er ihr die ganze Geschichte von der Lerche und vom Sperber, und von Gerharts Entweichen. Er sagte ihr auch noch vom Eide, den Gerhart ge-

than, nicht eher zu ruhen, bis er seine Freundin Euryanthe wieder gefunden, und wie oft und zärtlich er die Eglantine grüßen lassen, der er den Sperber verehrte. Da das Fräulein diese Geschichte hörte, hob sie die geballte Hand auf, um den Sperber damit zu erschlagen, aber der Herzog, ihr Vater, nahm ihr selbigen mit vieler Leichtigkeit weg, und zürnte darüber, daß sie ein unschuldiges Thier für ihr Unglück bestrafen wollte. Die schöne Eglantine aber weinte und betrübte sich dermaßen, daß Niemand war, der nicht mit ihr Mitleiden hatte, Florentine ausgenommen, der ihres Fräuleins Unglück nicht zu Herzen ging. Sie konnte sich auch nirgend zufrieden geben, bis der Herzog ihr versprochen hatte, nach Gerhart Boten auszuschicken, mit dem Befehl, ihn zurück zu bringen, wo sie ihn auch anträfen. Dies geschah, und nun wurde die schöne Eglantine ein wenig ruhig, da sie die Boten auf dem Wege wußte.

Auf seinem Wege verrichtete Graf Gerhart noch viele Heldenthaten, und schaffte den Unterdrückten ihre Rechte wieder; er erschlug auch einen großen Riesen, der das Land rings umher verwüstete, und die Leute auffraß, die er fangen konnte. Dergestalt irrte er noch lange umher, Jedermann nach seiner Freundin fragend, doch war

nirgend Jemand, der etwas von ihr gewußt hätte. Er kam endlich auf die große Heerstraße nach Metz, wo er zu Gott andächtig betete, er möchte ihm doch Nachricht von seiner Freundin zukommen lassen, und diesem langen Umherirren ein Ende machen. Indem er noch im Gebet begriffen war, ersah er eine Menge Menschen, die mit sehr köstlichen Harnischen gewaffnet, und sehr wohl beritten, des Weges nach Metz zogen. Da sie Gerhart nahe kamen, fragte er sie, wem sie angehörten und wer der reich geharnischte Mann wäre, der ihrem Zuge voraus ritt. „Herr, sagte einer von den Rittern, „dieser unser Führer ist der Herzog von Bar, und es ist ein höchst erbärmliches Abentheuer, um dessentwillen wir den Zug unternommen. Da der Herzog von Metz, der Neffe unsers gnädigen Herrn, von einer Pilgerschaft nach St. Jakob, durch den Wald von Orleans kam, fand er daselbst ein schönes Fräulein, das er so lieb gewann, daß er es sogleich zu seinem Fräulein Schwester führte, und dieses der Aufsicht der Fremden übergab Diese Fremde nun, die in der schönen Ismene Kammer schlief, hat selbige in der Nacht ermordet; und noch müßt ihr wissen, daß, wenn die Barone des Herzogs sich nicht dagegen gesetzt hätten, so würde er das fremde Fräulein zum eheli-

chen Gemahl genommen haben, wegen der wunderbaren Schönheit und der Güte, die in ihr sichtbar waren.“ Da Gerhart den Mann so reden hörte, gedachte er, daß die Zeit mit jener genau zusammen träfe, wo er seine Freundin im Walde gelassen; er fragte also nichts weiter, da er wohl hoffte in der Stadt ein Mehreres zu vernehmen. Da er zu Metz einritt, gelangte auch der Herzog von Bar daselbst an, der von seinem Neffen mit großer Freude und mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Melyatirus aber freute sich nicht im Mindesten, und wäre gern zu selbiger Stunde in Jerusalem gewesen, so ängstlich war er wegen dessen, was der Herzog urtheilen würde, und so grimmig, daß die schöne Euryanthe noch nicht verbrannt sey. Gerhart stieg gleich in dem schönsten Gasthaus der Stadt ab, und rief seinen Wirth, der Theobald hieß, in sein Zimmer. Gerhart bat ihn, er möchte zu essen bringen lassen, und Theobald, der dem Gerhart sogleich das adliche Wesen und die ritterlichen Sitten eines Vornehmen ansah, bewirthete ihn auf das Beste. Bey Tische bat Gerhart seinen Wirth, er möchte ihn auf das Schloß begleiten, weil er gehört, daß ein Fräulein gerichtet werden sollte, das ein Verbrechen begangen, da man bey solchen Fällen vieler-

lei lernen und ſich zu Herzen nehmen könnte, was zum Beendigen eines Rechtshandels gehöre. Der Wirth war dies ſehr wohl zufrieden, und Beide machten ſich auf den Weg. Unterweges erzählte der Theobald dem Gerhart Alles, wie ſich dieſer Mord zugetragen hatte, und ſomit gelangten ſie in das Schloß. Hier fanden ſie die Verſammlung der Barone und Ritter, und den Herzog von Bar, nebſt ſeinem Neffen, auf Stühlen ſitzend, um Gericht zu halten. Gerhart und ſein Wirth drängten ſich ſo nahe hinzu, als ſie konnten, um beſſer zu hören. Ein alter Ritter ſtand von ſeinem Sitze auf, um zu reden; dieſer war ein Verwandter des Melyatirus, und ſollte für ihn das Wort führen. Er legte die Sache dar, in einfachen Worten, und ſagte ſodann; „Nunmehr mögen die Edeln und Ritter allhier den Handel weiter erwägen, und ihn beurtheilen; denn nur auf Befehl habe ich mich genöthigt geſehen, zu reden. Nun aber hab' ich nichts mehr zu ſagen, denn ich bin ein Ohm des Melyatirus, und will nicht, daß man glaube, ich habe für ihn geredet.“ Bey dieſen Worten ſetzte ſich der alte Ritter, ohne Weiteres, wieder auf ſeinen Sitz. Da nun der alte Ritter aufgehört zu ſprechen, ſtand ein andrer auf und ſagte: „Ihr Herren, wenn es euch gefällt, ſo will ich jetzt das

Wort nehmen, und euch meine Meinung sagen. So sag' ich denn, daß es Unrecht ist, wenn einer einen Spruch fällen will, ohne daß er rechte Beweise hat von der Schuld des Angeklagten. So habt ihr denn den Melyatirus gehört, der sagen und behaupten will, daß dies fremde Fräulein auf der That ertappt worden, und an dem Tode unsers schönen Fräuleins Ismene Antheil habe. Ich aber werde nimmer glauben, daß diese Fremde die erschlagen habe, die sie so sehr liebte; und wenn sie auch sich wirklich dieses Verbrechens schuldig gemacht, so würde sie doch nicht wieder neben der Ermordeten eingeschlafen seyn, sondern die Flucht genommen haben, um sich zu retten. So rath ich denn, daß man sie frage, ob sie die That begangen, und wenn sie nein sagt, so ist es schicklich, daß ihr Ankläger Melyatirus die Lanze nehme und gegen männiglich mit dem Schwerdte ihre Schuld behaupte. So werden wir denn sehen, ob sich ein Ritter finden wird, der ihre Sache verfechten will, worin ihr Gott beistehen möge; denn nach meiner Meinung ist sie ganz ohne Schuld." Als der alte Ritter diese Worte gesagt, setzte er sich wieder, und die Barone und Edeln alle sagten untereinander, daß es keinen rechtlichern und weisern Rath geben könne, als diesen. So

entschloß sich denn nun der Herzog, die schöne Eurvanthe holen zu lassen, und sie wurde vor Gericht geführt. Wisset aber, daß sie vor Schmerz und Angst so bleich war, wie ein Wachsbild. Da sie vor den Herzog trat, fragte dieser, wie sie dazu gekommen wäre, solche Mordthat zu verüben. „Herr," sagte Eurvanthe, „Zeit meines Lebens hab' ich nicht dies Verbrechen begangen, und ich übergeb' euch Leib und Leben, wenn ihr mich dessen überführen könnt." Gerhart aber sprang auf, und rief also, vor allen Baronen, die gegenwärtig waren: „Ich erbiete mich, das Recht dieses Fräuleins zu behaupten und zu vertheidigen und es dem Melyatirus Leben gegen Leben zu beweisen, daß seine Anklage falsch ist." Da kam der Melyatirus vor, und sagte: „Vasall, ich verlange es gar nicht besser, denn noch vor der Vesperzeit sollt ihr überwunden seyn, und die Schändliche auf einem Dornenfeuer verbrannt; nichts auf der Welt möcht' ich dafür annehmen, daß ich mich nicht mit euch schlagen sollte." „Vasall," sagte Gerhart, „euer hochmüthiges Reden und eure übermüthigen Drohungen machen mich nicht bestürzt, denn der droht zumal, der große Furcht hat; ich glaube, daß wir noch vor der Vesper sehen werden, wer von uns Beiden die Oberhand behält, es kommt

keinem Ritter zu, sich zu rühmen, und Dinge zu reden, die dem andern mißfallen könnten. Wenn sich hier ein Baron oder Ritter befindet, der mir die Höflichkeit erzeigen will, mir Waffen zu geben, so bin ich von Stund an bereit, die Sache dieses Fräuleins zu vertheidigen.“ Da der alte Ritter den Gerhart hörte, wie er nach Waffen verlangte, sagte er ihm: „Herr Ritter, um Waffen und Gaul seyd nicht bekümmert, denn ich werde euch solcherlei bringen, daß ihr zufrieden seyn werdet.“

Nun ließ der Herzog ohne allen Verzug den Kampfplatz bereit machen, sodann wurde ein großer Scheiterhaufen angezündet, zu welchem Euryanthe geführt wurde, die gar erbärmlich anzuschauen war. Viele waren, die zu Gott beteten, daß er ihrem Vertheidiger den Sieg schenken möchte. Gerhart waffnete sich mit den Waffen, die ihm der alte Ritter bringen lassen; Melyatirus desgleichen waffnete sich, gar betrübt, daß Euryanthe nicht gleich verbrannt worden, sondern daß er sich nun noch um sie schlagen mußte. Sie aber lag auf den Knieen vor dem Scheiterhaufen, wo sie ein frommes Gebet hersagte und Gott anflehte, er möchte den beschützen, der ihr Recht vertheidigte. Sie hatte ihren Vertheidiger nicht er-

kannt, denn in ihr war eine solche Bangigkeit, daß sie mehr einer Todten glich als einer Lebendigen; auch hatte sie weder nach ihm hingesehn, noch nach den Andern, denn ihr Sinn stand nach Gott, und ihre Hoffnung war auf ihn gerichtet, daß er ihr helfen möchte in ihren Nöthen. Die beiden Kämpfer wurden auf die Bahn geleitet; Jeder ritt einen mächtigen Gaul. Da Gerhart Euryanthen beim Feuer erblickte, rief er dem Melyatirus zu: „Vasall, jetzt ist nicht Zeit zu drohen; ich fordre dich heraus in Gottes Namen und seiner Mutter, der Jungfrau Maria.“ Nunmehr entfernten sie sich von einander, und dann nahten sie sich wieder, den Gaulen die Sporen gebend, und die Lanzen gesenkt, mit denen sie so aufeinander stießen, daß selbige in Stücken sprangen. Dann legten sie Hand an das Schwert, womit sie sich so große und heftige Stöße gaben, daß sie die Feuerfunken aus den Helmen schlugen, so stark und hartnäckig schlugen sie einander, sich blindlings ihrer Kraft überlassend. Keiner von ihnen war, der nicht so verwundet wurde, daß ihm das Blut herunter träufelte bis auf die Sporen. Auf ihren Knieen liegend, und die nackten Ellenbogen gestützt auf die bloße Erde, betete Euryanthe, daß Gott ihren Ritter so beschützen

möchte, wie sie an dem Tode der schönen Ismene unschuldig sey. Melyatirus aber, der voller Geschicklichkeit und so beherzt als stark war, gab dem Gerhart auf den Helm einen solchen Hieb, daß er sein Haupt bis zu den Zähnen gespalten, wenn der Helm nicht nachgegeben hätte. Nunmehr rief er dem Gerhart zu: „Vasall, ich glaube, daß ich euch heut gezeigt habe, welche große Thorheit ihr begangen, daß ihr euch gegen mich gestellt. Nie werdet ihr einen schönen Tag mehr erblicken, wenn ihr euch nicht als überwunden bekennt.“ Gerhart, da er den Melyatirus reden hörte, sah ihn gar scharf an, und ohne daß er ihm ein einziges Wort antworten mochte, erhob er seine Hand mit dem Schwert, und gab dem Melyatirus damit einen Hieb auf den Helm, der das Visier abschlug und dem Melyatirus Nase und Kinn wegnahm; sodann noch in seiner ganzen Schwere und Kraft, da Gerhart alle seine Stärke darauf angewandt, fiel der Hieb auf den Hals des Pferdes, den er abschlug, so daß Melyatirus sammt seinem Gaul in den Sand stürzte. Da rief Gerhart ihm mit lauter Stimme zu: „Vasall, euer Ruhmreden und stolzes Aufschreien solltet ihr zu Hause lassen, da ich oft genug gehört, daß zu viel Reden der Sache schadet; denn ich denke,

es wird sich nun bald zeigen, wer von uns Beiden den Sieg hat.“ Da sich Melyatirus auf dem Boden befand, verwunderte er sich sehr, und sprang schleunig wieder auf, das Schwert in der Faust und mit festem Vorsatz, lieber zu sterben, als nicht dem Gerhart mit gleicher Münze seinen Hieb zu bezahlen; denn er verspürte in sich eine so große Bangigkeit, daß ihm fast die Sinne deshalb vergingen. Er wandte also sein Schild auf den Rücken, hob sein Schwerdt auf und gab Gerhart einen so fürchterlichen Hieb auf den Helm, daß Letzterer fast versteinert da stand, und die Barone voller Verwunderung zu einander sagten: daß Melyatirus ein ritterlicher Herr von hohem Muth, und daß es Schade sey, die Beiden kämpfen zu lassen. Gerhart aber, voller Scham, daß Melyatirus ihm so lange widerstanden, und mit solcher Hartnäckigkeit, nahte sich ihm, das Schwerdt in der Faust, voller Begierde, ihm den Schlag wieder zu geben, den er von ihm empfangen hatte. Er sprang vom Pferde, da es ihm schimpflich schien, reitend mit ihm zu fechten; er schwang sein Schwert und gab dem Melyatirus einen solchen Hieb auf die Schultern, daß dem Melyatirus der Arm sammt dem Schulterblatt davon sogleich abgehauen wurde. Sodann ging er auf ihn so hart

und ſtarr los, daß er ihn zu Boden ſtürzte. Nun hieb er ihm die Helmriemen ab, riß ihm den Helm vom Haupte, und ſagte ihm, er möchte ſich für überwunden bekennen. Melyatirus, dem ſeine Sünde wohl bekannt war, durch die er ſich nun in Todesnöthen ſah, bat den Gerhart, er möchte die Barone und den Herzog kommen laſſen, daß ſie erführen, wie ſchwer ſein Verbrechen ſey. Die Hüter des Kampfplatzes machten nun dem Herzog und den Baronen ein Zeichen, daß ſie herbey kommen möchten, um zu hören, was Melyatirus zu ſagen hätte. Der Herzog befahl, daß er zu ihm geführt würde, desgleichen das Fräulein, das am Scheiterhaufen noch in Angſt und Zweifel ſtand. Als Alle verſammelt waren, fing Melyatirus an, mit lauter Stimme zu bekennen, daß er des Todes würdig wäre, und ungerechter Weiſe das fremde Fräulein beſchuldigt habe. Er erzählte hierauf Alles, wie es ſich begeben hatte, und wie er die Fremde verrathen, die vor Gott und allen Menſchen der Schuld entledigt ſey. Der Herzog und deſſen Onkel und alle Barone verwunderten ſich höchlich, da ſie den Melyatirus ſo große Uebelthaten bekennen hörten. Das Urtheil ging über ihn das er gehangen werden ſollte. Dasſelbige Urtheil wurde zur großen Freude alles Volkes vollzogen,

und es war Niemand unter den Bürgern, selbst die Kinder nicht ausgenommen, der dem Melyatirus nicht einen Schimpf angethan hätte, so erbittert waren sie über den Mord der schönen Ismene. Er aber ließ sich führen und starb, ohne nur ein Wort zu antworten.

Nach diesem nahm der Herzog den Gerhart bei der Hand, hieß ihn auf sein Pferd steigen, und nahm ihn mit sich nach Metz. Er und sein Onkel gaben ihm das Geleit, bis in seinen Gasthof, wo ihn der Hausherr mit großer Freude und vielen Ehrenbezeugungen empfing. Hieselbst nahm der Herzog Abschied von ihm und da er in seinem Schloß ankam, schickte er ihm seine Aerzte und Wundaerzte, um seine Wunden zu besichtigen. Die Aerzte kamen überein, daß Gerhart nicht genöthigt sey, zu bleiben, sondern gehen könnte wohin er wollte, und unternehmen, was ihm gut dünkte, da es mit seinen Wunden keine Gefahr hätte.'

Als der Herzog das vernahm, war er höchlich erfreut. Er sah Euryanthe an, und fragte sie, ob sie den Ritter kenne, der für sie gefochten hatte. „Herr," sagte diese, „mich dünket nicht, als hätt' ich ihn jemals gekannt, auch hab ich wenig oder gar nicht nach ihm hingesehen; Gott möge ihm durch seine Gnade die große Wohlthat vergelten,

die er mir erzeigt. Mir kommt es nicht zu, ihm zu danken, sondern nur für ihn zu beten.“ Doch wollen wir Euryanthe ein wenig verlassen und zu Gerhart zurückgehn. Herr Theobald ließ ihm ein schönes neues Kleid bringen, und einen reichen Mantel von Scharlach, verbrämt mit Hermelin; er gab ihm einen Kranz mit Rosen und eine Schnalle daran, die reich mit köstlichen Steinen besetzt war. Da Gerhart neu bekleidet und geschmückt war, lobten und priesen ihn viele Barone, die zu ihm gekommen waren, und sagten, daß sie niemalen einen schönern jungen Ritter gesehen, noch von so adlichem Wesen. Er ritt aus seinem Schloß mit prächtiger Begleitung und kam an Hof, wo er den Herzog und seinen Onkel fand, die ihn mit großer Höflichkeit empfingen. Die schöne Euryanthe sah ihn nun stark an, und nicht lange, so erkannte sie ihn. Nun zitterte sie heftig und erwägte in ihren Gedanken, ob sie besser thun würde, zu ihm zu gehn, oder zu warten, daß er sie erkenne. Doch glaubte sie, er würde nimmer zu ihr heran gehn; deshalb, ohne ein Wort zu sagen, fiel sie vor ihm auf die Kniee mit aufgehobenen Händen, und die Augen voller Thränen, wie eine, die ihrer selbst nicht mächtig ist. Nun bat sie ihn um Verzeihung und Gnade. — Gerhart, der sie

gleich erkannt hatte, da er sie so auf den Knieen vor sich liegen sahe, nahm sie in seine Arme, drückte sie an seine Brust und küßte sie wohl tausend Mal. Der Herzog und die Andern, die um ihr Abenthener nicht wußten, waren höchlich erstaunt über diese Begegnung. „Schöne," sagte Gerhart, „tröste dich, denn wir müßen die Widerwärtigkeiten, die uns begegnet, und das Uebel, das wir Beide erlitten, gut aufnehmen, und dem Himmel dafür danken, der uns Beide wieder zusammen führt. So wisset denn, meine Schöne, daß ich, so es Gott gefällt, mein Land wieder bekommen werde: denn mit Unrecht und ohne Ursach hat Lysiardus dich und mich verrathen." Der Herzog und seine Barone, da sie diese Worte hörten, wunderten sich noch mehr als zuvor. Der Herzog bat Gerhart, er möchte ihm seine Geschichte erzählen, und wie er das Fräulein kenne, für die er gestritten habe. „Herr," sagte Gerhart, „da es euch beliebt danach zu fragen, sollt ihr durch mich die rechte Wahrheit hören. Wisset denn, daß ich Gerhart Graf von Nevers bin, und diese ist Fräulein Eurvanthe, Tochter des Grafen von Savoyen, mit welcher ich von Jugend auf in meines Vaters Schloß erzogen worden. So geschah es denn, daß der Graf, ihr Herr Vater, krank wurde und starb.

Da sie, ihre Mutter, die Gräfin, und ich nun beieinander waren, wurden wir einander so lieb, daß sie mir versprach, mit mir zu kommen, wenn ich sie zur Frau nehmen wollte, so daß ich einen meiner Barone fordern ließ und mit ihr nach Nevers ging.“ — Nunmehr erzählte auch Gerhart die ganze Verrätherey des Lysiardus, und seine andern Abentheuer, worüber der Herzog und seine Barone große Verwunderung hegten; schon öfters hatten sie von dieser Sache reden hören, noch niemals aber die rechte Wahrheit davon erfahren. „Gerhart,“ sagte der Herzog, „hier seht ihr meinen Onkel, den Herzog von Bar, und mich, die ganz bereit sind, euch nach Kräften beizustehen, und Geleit und Mannschaft zu geben, so viel ihr derselben nur bedürft, um wieder zu eurem Rechte zu gelangen.“ Da war kein Baron noch Ritter, der nicht zu Gerhart gegangen wäre, um ihm dasselbe zu sagen. Gerhart dankte ihnen sehr; er hielt immer die Hand seiner Freundin, der schönen Euryanthe, in der seinigen, welche ihm sagte: „Herr, euren Ring hab' ich durch ein gar wunderbares Abentheuer verloren.“ Sie erzählte ihm hierauf, wie die Lerche ihr denselben geraubt hatte, worüber sich die Anwesenden sehr verwunderten; noch mehr erstaunten sie aber, als Gerhart ihnen

erzählte, auf welche Weiſe dieſer Ring wieder in ſeine Hände gekommen war, und von ihm wegen des köſtlichen Saphyrs erkannt worden. Er ſteckte ihn nunmehr an den Finger der ſchönen Euryanthe, wo ſie ihn ſonſt getragen; ſie hätte ihn nicht für eine ganze Stadt hingegeben. Alle ſprachen nunmehr über die großen und vielen Abentheuer des Grafen Gerhart, und hatten ihr Ergötzen daran, erzeigten ihm auch große Ehre, ſo wie ſeiner Freundin, der ſchönen Euryanthe. Bey Tiſche wurde Gerhart obenan geſetzt, und die ſchöne Euryanthe kam zwiſchen den Herzog von Bar und ſeinen Neffen. Nicht werd' ich mich aufhalten bei der Beſchreibung der großen und reichen Mahlzeit, die aufgetragen wurde, denn es war für Alles ſo überflüßig geſorgt, daß Niemand etwas zu wünſchen übrig hatte. Nach Tiſche ſtanden Alle auf, und konnten nicht aufhören, ſich von den Abentheuern des Gerharts und ſeiner Freundin Euryanthe zu erzählen und erzählen zu laſſen.

Zu der Stunde, da die Herrn zu Metz ſich nach Tiſche ergötzten, kam ein junger Schildträger in den Saal, der ſehr ſchön und ſittig, und vortreflich in Waffen geübt war. Da er den Herzog ſah, grüßte er ihn ehrerbietig, und ſagte: „Herr, mein gnädiger Herr, der Graf von Aloz, läßt euch

durch mich seinen Gruß melden, von Montargis, nebst dem König und den hohen Baronen von Frankreich. Es hat sich begeben, daß beim Abendessen Lysiardus, der Graf von Forest, und der Graf von Montfort mit einander bey Tisch stritten und sich viele hitzige Worte sagten, wobey Graf von Montfort dem Lysiardus den Vorwurf gemacht, daß er mit Unrecht und schändlicher Weise seine Nichte, die schöne Euryanthe, der Untreue beschuldigt, so daß diese, sammt ihrem Freunde Gerhart, durch Lysiardus nun verbannt sey. Von einer und der andern Seite wurden die Reden so hitzig, daß sie aus großem Haß beschloßen haben, gegen einander ein Turnier anzustellen, wohin ein Jeder sich begeben soll, von seinen Freunden begleitet, und deßwegen läßt euch, Herr Herzog, der Graf von Alez, mein gnädiger Herr, entbieten, daß ihr euch bereitet, morgen beim Turnier zu erscheinen; der Graf Montfort ist in solchem Zorn und Kummer wegen seiner Nichte, der schönen Euryanthe, daß er alle seine Freunde und Verwandte entbieten lasse." Der Herzog, da er diese Nachricht hörte, wurde sehr erfreut; über Alles aber erfreute sich Gerhart. Er hätte gern schon beim Turnier seyn wollen, und konnte die Zeit nicht erwarten, wo er seinem Feinde gegenüber stehen

würde. Da der Herzog die Botschaft vernommen, rief er seinen Seneschall, und bestellte hundert Harnische, ganz weiß verziert, und im Vorsatz, Gerhart von Nevers zu begleiten, dem er alle gute Dienste leisten wollte, deren er nur zum Wiedererlangen seines Landes bedurfte. So ließ denn der Seneschall hundert weiße Harnische und hundert Lanzen und Helme bereit machen, sehr prächtig, und weiß wie Schnee. Da der Herzog Alles bereit sah, sagte er zu Gerhart, daß er mit Recht seine Freundin lieben könne, denn sie habe ihm immer allerlei Ausflüchte gemacht, wenn er sie zur Ehe begehrt, und nimmer darein willigen wollen, seine Frau zu werden. Da Gerhart den Herzog so reden hörte, fühlte er große Freude im Herzen, alle seine Mühe und Leiden achtete er für nichts, da seine Freundin sich so gut betragen. Indem diese sich so gut mit einander beiprachen, kam der Graf von Aloz mit großer Begleitung und trat unversehends in das Zimmer. Der Herzog stellte ihm sogleich Gerhart vor, auf welchen Aloz zukam, ihn bei der Hand ergriff und ihm anbot, aus allen Kräften ihm Beistand zu leisten.

In der Nacht schlief Gerhart nicht, so groß war sein Verlangen, daß der Tag anbrechen möchte, und das Turnier seinen Anfang nehme. Am

Morgen wurde Alles zum Zuge nach Montargis bereitet. Der Herzog ließ ein vortreffliches Pferd vorführen, welches die schöne Euryanthe bestieg, von Damen und Fräulein prächtig begleitet. Da sie zu Montargis ankamen, fanden sie die Stadt voller Menschen, welche alle gekommen waren, das Turnier zu sehen. Doch wurde auf Befehl des Königs dem Herzog von Metz eine Wohnung bereitet, der nicht sagte, daß Gerhart von Nevers mit ihm war. Gerhart wurde den ganzen Tag von Niemand erkannt, weder in der Stadt noch bei den Schauspielen.

Am andern Morgen vernahmen die Ritter die Herolde in den Straßen, welche zum Turnier riefen. So ließen denn alle die Gaule aus den Ställen ziehen, und waffneten sich. Nun fingen Trompeten, Pauken, Trommeln und Hörner eine solche Musik an, daß sich die Leute in der Stadt darüber entsetzten; die Ritter aber fühlten ihren Muth dabey noch mehr erfreut. Gerhart und sein Geleit zogen nun aus der Stadt, ganz in Weiß gekleidet und mit verschlossenen Helmen; sie wurden von Allen betrachtet und von Keinem erkannt, ob man schon wußte, daß es welche aus dem Gefolge des Herzogs von Metz waren. Da sie auf die Wiese gelangten und vor der Brücke vorbei

kamen, begrüßten ſie den König und die Damen. Der König ſann darüber nach, was es für Leute ſeyn könnten, die das Anſehen himmliſcher Heerſchaaren hatten. Nun kam auch der Graf Montfort mit ſeinem Geleit, in ſeinem Trupp war der Graf von Burgund, der Graf Roußy, Graf Pontieu, Graf von Sanct Pol und der Herr von Harlande, der Herr von Berrys und viele andre Ritter. Jeder mit geſenktem Viſir, die Lanze auf dem Schenkel, zog in ſchöner Ordnung vorüber. Da ſie nun Alle ihren Umzug gehalten hatten, ſtellten ſie ſich gegen einander. Gerhart, ſobald er den Grafen Montfort erblickte, ſtellte ſich mit ſeinen Truppen einen Bogenſchuß weit von ihm. Andrerſeits kam Lyſiardus mit großer Reiterei. In ſeinem Trupp befanden ſich die Herrn von Chalons, von Auvergne, von Sancerre, der Kaſtellan Dizadun, und der Kaſtellan von Granpré. Als ſie Alle fertig gegen einander ſtanden, ließ der König durch die Herolde rufen, daß das Turnier ſeinen Anfang nehmen könnte. So freuten ſich denn alle Ritter, daß das Turnier beginne, und jeder ſehnte ſich in ſeinem Herzen, Ehre und Preis davon zu tragen. Lyſiardus aber nahm die Lanze, um das Stechen zu beginnen, und ein Herold rief vor ihm her: „Wer zum Stechen will, der ſtelle

ſich gegen dieſen; aber ich glaube, daß gegen ihn Keiner auftreten wird.“ Der Graf von Montfort ergriff nun ſogleich eine lange und ſtarke Lanze, um gegen Lyſiard zu gehn; Gerhart aber, mit groſſer Behendigkeit, kam ihm zuvor, ſo daß er und Lyſiardus mit ſolcher Kraft auf einander ſtieſſen, daß ſie einem Donner gleich ſchien. Sie ſchlugen einander ſo ſtark und heftig, daß Lyſiardus Lanze ihm in der Hand zerſprang, und Gerhart, der eine ſchwerere Lanze hatte, traf den Grafen von Foreſt über dem Schild unterm Herzen dergeſtalt, daß vor ihm der Ritter ſammt ſeinem Pferde niederfiel. Nun ging das allgemeine Stechen an; Viele wurden niedergeworfen, deren Pferde durch die Wieſen liefen, ihre Zügel ſchleppend. Manches Banner wurde zu Boden geſchlagen, und die Lanzen und Schwerter klirrten heftig gegen einander. Da, wo das Gedränge am dichteſten war, wollte Gerhart immer in die Mitte; er ſchlug um ſich her, unermüdet, zur Rechten und zur Linken, und war nicht ruhig, wenn er den Haufen nicht gelichtet hatte. Der König und die Barone erſtaunten ſehr über ſeine groſſe Tapferkeit; doch wuſſte Keiner ſeinen Namen. „Ihr Herren,“ ſagte der König, „es ſcheint genugſam, als würde er über Alle den Preis davon tragen, denn bis heut

zu Tage hab' ich noch keinen Ritter gesehen, der ihm denselben abgewinnen könnte. So sehet denn, wie er die großen Haufen lichte macht, wie er die in die Flucht schlagt, die sich ihm entgegen stellen, oder sie nieder wirft. Oefters läuft er hin und her, um seinen Truppen beizustehen." So wurde der Gerhart vom Könige gelobt, wie ihr da vernommen; wisset auch, daß Niemand war, der nicht gern gewußt hätte, wie er hieß. Die Nacht kam und Jeder ging nun auf diesen Tag zur Ruhe

Da Gerhart zurück ritt, war kein Ritter von einer oder der andern Truppe, der sich nicht herbei gedrängt hätte, um ihn zu sehen, und nicht gern wissen mögen, wer er sey. Herolde, Schildträger und Knaben liefen vor ihm her, und riefen: „Ihr edlen Frauen und Fräulein auf den Balkonen, schauet den Spiegel der Frauen, die Blume der Ritterschaft, dem Keiner zu vergleichen ist; sehet, wie Alle vor ihm fliehen." Lysiardus Truppe wurde wegen Gerharts Tapferkeit aus der Bahn gewiesen, worüber der Graf Montfort höchlich erfreut war. Gerhart hatte acht Gefangene; doch hätte er über Alles gern den Lysiardus gehabt. Der Preis wurde ihm nun gereicht, und Alles ging zurück; wisset aber, daß Gerhart nicht allein

ging, denn der König und alle Barone gaben ihm das Geleit bis in die Stadt, und vor ihm her gingen die Sänger und Spieler mit Musik. Der König sandte dem Gerhart den Herrn von Roye, der ihn bitten mußte von seinetwegen, nicht die Stadt zu verlassen, ohne vor ihm zu erscheinen. Den Herzog von Metz aber fragte der König: wer der Ritter sey, der mit ihm gekommen war. „Herr König," sprach der Herzog, „ich habe ihn unterweges gefunden und denke, daß ihr ihn kennen werdet, wenn er vor euch erscheinen wird." Somit nahm der Herzog vom Könige Abschied. Da der Herr von Roye zum König zurück kam, sagte er ihm, daß der fremde Ritter morgen vor ihm erscheinen würde, erzählte ihm auch Vieles von seiner großen Höflichkeit, und von der Ehrerbietung, die ihm die beiden Herzoge bewiesen hatten, woraus er schloß, daß der Fremde von edelm und hohem Stande seyn müsse. Am Abend schickte Gerhart aus, seine Freundin Euryanthe zu holen; in der Nacht konnte er nicht schlafen, so bedrückt war er von seines Herzens Erwartung und Gedanken. Lysiardus hingegen war ganz einsam und voller Trauer darüber, daß er so schimpflich überwältigt worden, und die Bahn hatte verlassen müssen, durch die Tapferkeit eines einzigen Ritters,

von dem er wohl wünschte, den Namen zu erfahren; wenn er gewußt hätte, daß es Gerhart wäre, so hätte ihn alles Gold der Welt nicht bewogen, zum Turnier zu kommen.

Da Gerhart den Tag anbrechen sah, ging er zum Kloster, die Messe anzuhören. Bei seiner Rückkunft fand er die schöne Euryanthe. Er lief auf sie zu, und küßte sie wohl hundert Mal, in Gegenwart Aller, die da waren. Beide gingen nun in ihr Hotel zum Herzog von Metz. Hier fanden sie viele Barone und Edle, und auch den Grafen von Montfort. Da die schöne Euryanthe ihren Onkel sah, wurde sie sehr erfreut, und ließ sich demüthig vor ihm auf die Kniee nieder. Der Graf hob sie gar eilig auf, nahm sie in seine Arme, und küßte sie, fragte sie auch: was sie in so langer Zeit begonnen habe, und wo ihr Freund Gerhart sich befande. „Herr," sagte Euryanthe, „sehet ihn hier vor euch." Da lief Gerhart hin, ihn zu umarmen. Der Graf weinte vor Mitleid und Freude, da Gerhart ihm Alles erzählte, was ihm und seiner Euryanthe indessen begegnet war. Nun aber bat Gerhart alle Anwesende, sie möchten ihn an Hof begleiten; denn sein Wille war, den Lysiardus vor dem Könige auf Tod und Leben zu fordern, wegen seiner großen Verrätherey. Es boten ihm

alle Ritter Land und Leute an, sein Recht zu beschützen; Gerhart dankte ihnen sehr, und in großer Begleitung ging er nun mit der schönen Euryanthe, und nahm den Weg nach Hof.

Da sie an Hof gekommen waren, stiegen sie ab. Gerhart nahm seine Freundin Euryanthe bey der Hand, begleitet von Montfort, dem Herzog von Metz, dem Herzog von Bar und dem Grafen von Aloz. Zu derselben Stunde war der König am Fenster des großen Saales zu Montargis. Er ersah Gerhart und die andern Barone in seinem Gefolge, und fragte den Herrn von Roye: was dies für Ritter wären, die da auf das Schloß zu kämen. „Herr," sagte der Herr von Roye; „es ist der Ritter, der gestern beim Turnier den Preis davon getragen." „Meiner Treu," entgegnete der König, „es dünkt mich, als wenn dies der junge Edle von Nevers wäre, und seine Freundin ihm zur Seite, der Lysiardus so viel Schaden zugefügt. Wenn sie es sind, so denk' ich, daß wir Neuigkeiten vernehmen, die Lysiardus kein Vergnügen machen werden." Da nun Gerhart herzu trat, waren wenig von des Königs Gefolge, die ihm nicht entgegen kamen; Gerhart ließ sich vor dem König auf ein Knie nieder. Der König, von dem er sehr geliebt wurde, sagte ihm, ihn umarmend: „Ger-

hart, eure Ankunft ist mir sehr erfreulich; aber ich bitte euch, mir zu sagen, was euch indessen begegnet ist, daß wir euch nicht gesehen haben." Da der König diese Worte sagte, drängten sich alle Ritter herbei, um Gerharts Antwort zu hören. Dieser erzählte dem Könige die ganze Verrätherei des Lysiardus, und wie er sie entdeckt, und verschwieg ihm gleichfalls nichts von dem, was ihm und seiner Freundin Euryanthe indeß begegnet war. Ueber dieses Alles waren der König und seine Barone höchst verwundert. Als Gerhart seine Erzählung beendigt hatte, ließ er sich auf ein Knie vor dem Könige nieder, und flehte ihn an, daß er ihm erlauben möchte, dem Lysiardus Leben gegen Leben zu beweisen, daß er nimmer die Liebe seiner Freundin Euryanthe gewonnen. „Gerhart," sagte der König, „wenn es so ist, wie ihr sagt, so wird er, der nicht Gutes gesäet, auch nicht Gutes erndten." Somit sandte er einige Ritter ab, daß sie den Lysiardus nach Hofe riefen. Dieser, der nichts von Gerharts Ankunft wußte, war sogleich bereit, den beyden Abgesandten des Königs zu folgen. Da er an Hof kam, sah er auf einem Stuhl den König, der den Gerhart bey der Hand hielt, und neben ihm stand die schöne Euryanthe. Als Lysiardus solches sah, wurde ihm

nicht wohl zu Muthe; dennoch faßte er sich, wie Einer der mit der Verstellung wohl bekannt ist, und ging ohne Anschein von Bestürzung auf den König zu, indem er Gerhart und die anderen Barone grüßte. Da Gerhart den erblickte, um dessentwillen er sein Land verloren, stand er auf und ließ sich vor dem König nieder, indem er mit verstandigen Worten sagte: „Herr König, ich halte dafür, daß ihr noch in euerm edlen Gedächtniß gehalten habt, wie dieser Lysiardus mit mir eine Wette einging, daß mir all sein Land zufallen sollte, wenn er die Liebe meiner Freundin Euryanthe nicht erlangen könnte. Im andern Fall aber, daß dies geschähe, sollte ich ihm meine Grafschaft Nevers und Rethel als Eigenthum überlassen. Darüber ging er nun nach Nevers, wo er eine falsche Alte fand, die es so weit brachte, daß er eines Males ansichtig wurde, das meine Freundin Euryanthe auf dem rechten Arm hat, und das weder Mann noch Weib jemals gesehen, als ich und sie. Da er nun wieder an Hof kam, behauptete er, daß er die Liebe meiner Freundin Euryanthe gewonnen. Die Wahrzeichen, die er angab, machten, daß Jedermann und ich selber ihm Glauben beimaß. Er aber, so oft er solches behauptet, wird eine Lüge sagen, und ich selbst ha-

be gehört, da ich vor ihm in Nevers auf der Leyer spielte, wie er und die Alte sich über diese Dinge mit einander besprachen, da sie mich nicht in der Nähe glaubten. Wenn er aber hiervon das Gegentheil behaupten will, so bin ich bereit, meinen Leib gegen den seinigen im Gefecht zu stellen, und so ich überwunden und des Gegentheils überwiesen werde, mag mir das Haupt abgeschlagen werden, und mein Land ihm verbleiben." Da Lysiardus den Gerhart also reden hörte, meinte er vor Zorn zu vergehen, doch that er nicht, als ging es ihm sehr zu Herzen, und sagte zum Könige: „Herr König, wollet nimmer ein solches glauben, sondern bedenket, daß es einem Manne wenig darum zu thun ist, sein Leben aufs Spiel zu setzen, wenn er sein Land und seine Freundin verloren hat. Demungeachtet mein' ich, es wär ihm besser gewesen, in der Verbannung zu bleiben, und daselbst seine Schande zu vergessen und zu verschweigen, als daß er nunmehr diese Sache aufgerührt hat, von der er schweigen sollte." So sagte Lisiardus, und dann, da der Hochmuth in ihm wieder überhand nahm, wandte er sich noch zum König und sagte: „Herr, so mögt ihr mich denn in einem Dornenfeuer verbrennen oder unter großen Qualen sterben lassen, wenn ich ihn

nicht noch vor Vesperzeit nackt und todt vor euch bringe.“

Da Gerhart den Lysiardus hörte, kam er hervor, ergriff den Zipfel seines Kleides, und bot ihn dem König dar. Da Lysiardus das Ausforderungszeichen sah, nahm er es an; der König aber drang darauf, daß Beide Geißeln geben mußten. Der folgende Tag wurde nun zum Kampf angesetzt, zu welchem sich viele Barone und Ritter einfanden. Die Verwandten und Freunde der Kämpfer stellten sich dem König vor, um ihre Bürgschaften zu leisten. Sodann ließ der König sie waffnen. So wurden sie auf die Wiese geführt, und Jeder bestieg sein Pferd. Nunmehr sprach der König noch einmal mit Beiden, um sie zum Frieden zu bewegen, aber weder er noch einer von seinen Baronen konnten damit zu Stande kommen. Der Graf von Burgund, der gegenwärtig war, stand auf und sagte ganz laut: daß der König und die Barone Unrecht hätten, diesen Rittern zum Frieden zu rathen. „Ihr Herren,“ sagte er „ihr hört, wie Gerhart den Lysiardus der Verrätherei beschuldigt. So wolle denn Gott nicht, daß ich mich irgendwo befinde, wo Verrath durch einen Vergleich bedeckt wird, sondern es ist nöthig, ihn darzuthun. Denn uns sagt die Schrift,

daß derjenige, der des Verraths beſchuldigt wird, auf Zeit ſeines Lebens befleckt iſt von der abſcheulichſten Sünde auf Erden. So dünkt es mich denn eine große Thorheit, daß wir ſie vom Kampf abhalten wollen. Denn ſelbſt wenn Lyſiardus nunmehr zufrieden wäre, dem Gerhart ſein Land wieder zu geben, ſo würde dennoch die Ehre ſeiner Freundin Euryanthe von der Schuld befleckt ſein, deren Lyſiardus ſie angeklagt hat, und ſo rathe ich denn ſo wohl für Einen, als den Andern, daß man die Beiden kämpfen laſſe.“ Da der König dieſe Worte vernommen, ſagte er, der Graf von Burgund habe ſo redlich als verſtändig geredet, ließ ſodann die heiligen Reliquien holen, auf welche beyde Kämpfer ſchwuren, Gerhart zuerſt, nach ihm Lyſiardus. Nunmehr ſtiegen ſie auf reichbedeckte Pferde, und ritten nach dem Kampfplatz. Sie nahmen ihren Anlauf gegen einander, und errichteten ſich mit ihren Lanzen ſo ſtark, daß ſie ſich gegenſeitig aus dem Sattel hoben, dergeſtalt, daß Beide ganz betäubt lange Zeit für todt auf der Erde lagen. Da ſie wieder zu ſich ſelbſt gekommen, fochten ſie mit den Schwertern, ſo daß ihnen weder Rüſtung noch Schild ganz blieb. Das Blut lief an ihnen herunter bis auf die Sporen, dergeſtalt, daß der grüne Boden unter ihnen vom

Blute gefärbt war. Lysiardus traf den Gerhart auf den Helm so stark, daß wenn dieser nicht ein wenig ausgewichen wäre, er auf der Stelle hätte todt bleiben müssen; denn der Schlag war so groß und schrecklich, daß der golden Reif, mit Edelsteinen reich besetzt, um Gerharts Helm davon in zwey Stücken sprang, und er noch beim Abgleiten ein Stück von dessen Schild mit wegnahm. Nunmehr trat Lysiardus ein wenig zurück, und sprach also: „Vasall, besser wär es euch gewesen, mit eurer Freundin Euryanthe durch das Land zu gehen, nach Abentheuern suchend, so wie Gott sie euch zuschicken will, als daß ihr mit mir zu streiten gekommen seyd. Ich bereite euch ein solches Gebäcke, daß ihr davon den Tod empfangen sollt.“ Da Gerhart den Lysiardus so reden hörte, antwortete er ihm kein einziges Wort, sondern nahte sich ihm, so dicht er konnte, hob sein Schwert, und traf ihn mit solcher Gewalt auf den Helm, daß er ein Stück davon abschlug, und zugleich ein Ohr und die eine Backe abhieb, dergestalt, daß dem Lysiardus das Blut durch die Nase sprang.

Solche Noth und Schmerzen litt Lysiardus, daß er glaubte, rasend zu werden; und da er nun einsah, daß er dem Tode nicht entweichen konnte,

ſo that er durch Liſt und Verrätherei gar demüthig, und rief dem Gerhart zu: „Edler Ritter, in welchem alle Tugenden und alle guten Gaben, ich bitte dich demüthig um Gnade, und daß du mir zu Hülfe kommeſt. So nimm denn mein Schwert, verbinde mir die Augen, und erſchlage mich, nachdem ich dir erſt werde die greuliche Verrätherei gebeichtet haben, durch die ich dich und deine Freundin, die ſchöne Euryanthe, beleidigt habe. Doch bitte und beſchwöre ich dich, du wolleſt dich eilen, denn ich fühle mich ſo ſchwach, daß ich mich nicht auf meinen Füßen halten kann; ſo komm denn und ſtütze mich. Sodann laß' die Barone und den König rufen, damit ſie Alle meine Uebelthaten von mir bekennen hören." Gerhart von Nevers, da er den ſchlechten Verräther ſo reden hörte, und ihn in großer Gefahr ſah, glaubte, daß jener ihm die Wahrheit ſage, und da er gar ſittig und voller Mitleid war, nahte er ſich dem Lyſiardus, ſchnitt von ſeinem Hemd ein großes Stück ab, und bückte ſich, um die Wunde des Lyſiardus zu verbinden. Indem er ſich ſo bückte, ergriff Lyſiardus ein Meſſer, daß ſehr ſtark und ſchneidend war, und an ſeinem Gürtel hing. Selbiges hob er auf, in Willens den Gerhart damit zu erſtechen. Gerhart aber,

gar verſtändig und behend, da er den Lyſiardus den Arm aufheben ſah, wich aus, und hob auch den ſeinigen, um den Stich abzuwenden. Doch konnte er es nicht ſo geſchickt machen, daß ihm das Meſſer nicht den Arm getroffen, und ſelbigen durchſtochen hätte. Da Gerhart den Stich fühlte, zog er ſich ein wenig zurück, und ſagte dem Lyſiardus mit großem Stolze: „Falſcher Lyſiardus, Verräther und ſchlechter Ritter, ſo haſt du denn von Neuem einen böſen Verrath geſponnen, den du mir gar theuer bezahlen ſollſt.“ Nunmehr hob Gerhart das Schwert, und gab ſeinem Feind damit einen Hieb, der ſelbigem den Arm, ſammt dem Schild, abſchlug und ihn ſo ſchmerzte, daß er ohnmächtig zu Boden ſank. Dann ſchnitt ihm Gerhart die Helmriemen ab, und ließ den König und die Barone rufen, damit ſie den Lyſiardus ſeine Verrätherei bekennen hörten. Da Gerhart ſie herbei kommen ſah, hob er ſein Schwert, und rief dem Lyſiardus zu, er ſolle nun ſeine große Verrätherei bekennen, ſonſt wolle er ihm ſogleich das Haupt abſchlagen. Da Lyſiardus den Gerhart ſo reden hörte und in ſich große Furcht vor dem Tode verſpürte, auch im Herzen dachte, er würde den König und die Barone bewegen können, daß ſie ihm Vergebung ſchenkten, ſagte er Alles her, bis auf

den kleinſten Umſtand. Da ihn der König vernommen, ließ er ihn in die Hände der Richter liefern, um ihn nach Recht und Ordnung zu verurtheilen und erhängen zu laſſen, welches auch vollzogen wurde, ſo wie er es wohl verdient hatte.

Nachdem nun Lyſiardus todt war, nahm der König den Gerhart bei der Hand, und ſagte ihm, daß er ihm nunmehr die Grafſchaft Foreſt, und auch ſein eignes Land, wieder zur Lehn gäbe. Hiemit nahm Gerhart den Helm ab und leiſtete dem König die Huldigung gewaffnet, wie er war. Gerhart ging ſodann in ſeinen Gaſthof zurück und der König gab ihm das Geleite. Hieſelbſt ſchickte er Boten nach Nivernois, damit die alte Gundrieth verbrannt würde. Als nun ſelbige nach dieſer Stadt kamen, da war weder Groß noch Klein, das ſich nicht gefreut hätte, ihre liebe Herrſchaft wieder zu bekommen, und die alte Gundrieth ihren Lohn empfangen zu ſehen, welche auf einem Dornenfeuer verbrannt wurde, unter großem Jubel des Volkes. Sodann kamen alle Barone und Edle der Grafſchaft Nevers an Hof, um ihren ehemaligen Herrn und ſeine Freundin, die ſchöne Euryanthe, wieder zu ſehen, vor der ſie niederknieeten. Gerhart hob ſie Alle auf und herzte und küßte ſie; es war rührend anzuſchauen,

wie sie ihren Herrn und ihr Fräulein ehrten. Sodann verlangte der König, um dem Gerhart größere Ehre zu erzeigen, daß die Königin und alle Damen des Hofes bei der Hochzeit der schönen Euryanthe gegenwärtig seyn sollten, und es dauerten die Festlichkeiten und Lustbarkeiten acht Tage lang. Der ganze Adel war dabei zugegen, und ich will euch nicht Alles sagen, was sich von der Pracht und den vielerlei Ergötzlichkeiten des Festes erzählen ließe; doch darf ich wohl behaupten, daß lange vorher keine solche Feierlichkeit gehalten worden, von Stechen und Turnieren, Tänzen und Gesängen und andern Lustbarkeiten und von so großen und köstlichen Geschenken, als der König Ludwig und die Königin austheilten. Am neunten Tage reiste der König ab von Montargis, und Gerhart mit der Gräfin Euryanthe, von vielen ihrer Verwandten und edlen Freundinnen begleitet, zogen nach ihrer Grafschaft und auch nach Foreſt, wo ihnen die Barone und Ritter die Huldigung leisteten. Sodann zog Gerhart wieder nach der Grafschaft Nevers, wo er mit der Gräfin, seiner Frau, in guter Liebe und schönem Frieden ein langes Leben führte. Sie hatten mit einander zwei Söhne, gar schöne und vortreffliche Ritter, der eine hieß Ludwig, der andre Gerhart, nach seinem Vater.

Sie wuchsen dergestalt auf, daß sie an Schönheit und adlichem Wesen in Frankreich und weit umher nicht ihres Gleichen hatten. Zu ihrer Zeit wurden sie sehr geehrt und gefürchtet. Der Aelteste wurde Graf von Nevers, und der Andre Graf von Foreſt, nach dem Tode ihrer Aeltern, für die ich unsern Herrn und Heiland bitte, daß er ihre Seelen zu sich nehmen, und sie in sein Paradies führen möge, so wie auch die unsrigen, wenn wir diese Zeitlichkeit verlaßen werden. Und so wie hier gesagt, ist die Geschichte des Gerhart Grafen von Nevers, und der schönen Euryanthe seiner Freundin, Tochter des Herzogs von Savoyen.

Ende.

Berlin, gedruckt bei Conrad Keiſer, unter den Linden No. 23.

Stundenblumen.

Stundenblumen.

Eine Sammlung

von

Erzählungen und Novellen

von

Helmina von Chezy
geborne Freyin von Klenke.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Wien, 1824.
Bey Tendler und von Mansfein.

Gedruckt bey
J. P. Sollinger.

Zueignung

an

die Leſerinn.

Nimm den Kranz, den ich Dir ſchenke,
(Brächt ihn theure Hand Dir zu!)
Was ich mir am Liebſten denke,
Holde Leſerinn biſt Du!
Männer leſen gern von Männern,
Frauen lieben Frauenwort,
O, wie gern vor ſtrengen Kennern
Bürg' ich dieſen Blumenhort!

Aber Dich kann ich mir mahlen
Wie Du ſinnig thuſt und denkſt,
Und der Augen ſüße Strahlen
Freundlich auf die Blätter ſenkſt:

Lauſchend meines Herzens Tönen,
Freut Dich der verwandte Laut,
Und im Guten und im Schönen
Wirſt Du geiſtig mir vertraut.

Was dem Strom der Lebenswogen,
Einſam ſchaffend mein Gemüth.
Rettend dem Gewühl entzogen,
Hier in Lebensbildern blüht;
Wonn' und Schmerzen, ſanft verwoben,
Und im Blick zu Gott verklärt:
Hat mein Bild Dein Herz erhoben
Dann erſt hat für mich es Werth.

Wien.

Helmina.

Diana von Simiane.

Im Erker ihres hohen Waldschlosses am Maynstrom saß Diana von Simiane, der letzte verwaiste Sprößling eines berühmten Geschlechtes, versunken in tiefes Nachdenken. Der fröhliche May hielt seine Blüthenkrone funkelnd über die Felder, süß klangen Töne vom Gebirg, aus Fluthen, Wipfeln und Thalen, in Wonneschauern schlug das Herz der Erde — Diana vernahm nichts davon, ihr Blick schweifte sehnend umher, lauschend dem Ächzen des flüchtigen Wildes, dem Gebell der Doggen, forschend, ob nicht der goldne Blitz des reichen Panzers, der des geliebten Wolfgangs schlanke Gestalt umfing, durch die grünen Gebüsche leuchte.

Lange hatte Diana geharrt. Hoch stand die Sonne schon, im Walde war's still geworden, vom Jagdgetümmel keine Spur mehr — da ersah Diana, eine ungeheure, goldne Schlange, die sich tief unter den Schluchten auf dem Grase wand. Sie blickte angestrengt auf dieß seltsame Schauspiel hin, plötzlich erkannte sie, daß der goldne Schein das Leuchten des Panzers von Ritter Wolfgang war, der in Zuckungen auf dem Rasen am

Waldbrunnen lag, ſie unterſchied, daß ſeine Rüſtung mit Blut bedeckt war.

Zu Hülfe! rief Diana, und eilte des Burgthurms gewundene Stiegen hinunter, durch den Garten nach der Waldung. In der blühenden Gartenlaube erſah ſie Frau Agnes, Wolfgangs Gemahlinn, leſend in einem Andachtbuche. Unaufhaltſam, todesbleich, eilte Diana furbaß. Agnes ſah auf, trat ihr entgegen und fragte ſie mit freundlicher Sorge, wohin ſie alſo eile? Fragt mich nicht! rief Diana verſtört, und verſchwand pfeilſchnell durch die Gartenpforte, von wo aus ſie den bekannten Pfad nach dem Waldbrunnen einſchlug, wo ſie Wolfgang vermuthen konnte.

Ein wunderſames Treiben in dem Kinde, flüſterte Frau Agnes für ſich hin, indem ſie ihr Buch wiederum zur Hand nahm; Sie wollte leſen, allein wie ein Geſpenſt trat Dianens Bild vor die zierlichen Schriftzüge.

Wollte Gott! mein Eheherr hätte nie den unſeligen Gedanken gefaßt, fuhr Agnes in ſich zu reden fort, auf dieſe Burg hier zu eilen, und den Nachlaß der Simiane in Ordnung zu bringen! Noch keine frohe Stunde haben wir hier gehabt! Wie verſtort ſie war! Es iſt Pflicht zu ſehn, was ſie beginnt! — Somit ſtand Agnes auf, und ging Dianen durch die offen gebliebene Pforte nach. Seltſam beklommen ſchlug die Bekümmerte den Wald-

pfad ein. Er wurde je weiter, je ſchattiger und tiefer, herabführend zur Schlucht am Brunnen. Hohe Tannen woben zwiſchen der Bergſchlucht eine tiefe Nacht, wie Geiſterſtimmen ſäuſelt' es in den Wipfeln, Eulen zogen ſchwirrend und jammernd, wie von unſichtbaren Gewalten aufgeſchreckt über Agnes Haupt.

Fernher tönte ein Gewinſel und verwornes Schreyn. Wüßt' ich nur, flüſterte Agnes, welche Macht mich ſorgend dem Mädchen nachzieht, die mich ſo unverkennbar haſſet!

Während dem war die zitternde Diana an den Baum angelangt, wo ſie Wolfgang allein, ſchwer verletzt, und faſt der Beſinnung beraubt, antraf. Sein mattes Auge irrte umher auf der zarten Jungfrau Engelsgeſtalt, und belebte ſich, wie von innerem Feuer.

Ich habe Euch vom Fenſter wahrgenommen, Diana, flüſterte Wolfgang, mein Entzücken war mein Verderben! Der gewaltige Hirſch, den ich verfolgte, wendete ſich voller Wuth zurück, ſtürzte auf mich hin, indeß Aug' und Seele bey Euch waren; er wollte mir das Herz durchbohren! Kaum hatte er mich verwundet, ſo traf ihn mein Jagdmeſſer, dort am Brunnen verendet er ſtöhnend. O, ſüßes Mädchen, nun laß mich ſterben an deiner Bruſt, wo all mein Leben quillt, ſeit ich dich geſehn!

Sterben willſt du, Wolfgang? rief Diana, o, ſo glaube mir, du ſtirbſt nicht allein! Ich habe Dolche, und auch ein anderes Mittel iſt in meiner Gewalt, ein feines Gift, das langſam und ganz ſchmerzlos tödtet, es ruht im Haupt der goldnen Schlange, die meinen Arm als Spange umwindet. Ich darf nur die blitzenden Augen ausſchrauben, und das Gift aus der Höhlung ſaugen, ſo bin ich frey von des Lebens Banden! Meinſt du, ich würde leben, wenn ich dich nicht ſehe? Dein Blick hat den Kindesfrieden aus meiner Bruſt verbannt! Du liebſt mich, du himmliſches Geſchöpf? rief Wolfgang. Iſt das Liebe? Ich weiß es nicht! ſprach ſie. Liebe iſt der ſüßeſte Laut der Erde, und was ich empfinde, iſt martervolle Pein. Bin ich allein, ſo wähne ich, Ruhe zu finden, wo du biſt; bin ich bey dir, ſo fühl' ich mich noch banger, noch glühender bewegt, und dann gedenk ich ſchaudernd, wie ſündig meine Liebe iſt, da doch die ſanfte, ſchöne Agnes lebt. Sie ſcheint wohl kalt und ſtill, und ohne zärtliche Sorge für dich, doch iſt ſie dein Weib, und wenn ich das recht bedenke, und mir ſage, wie jeder Wonneſchauder, mit dem mich dein Blick durchbebt, und jeder Sehnſuchtsſeufzer nach dir eine Sünde iſt, dann möcht' ich gern ſterben! doch du wirſt leben Wolfgang, dein Blick leuchtet, ſüß, wie ich ihn nie geſehn, und deine Wangen glühn!

Und was frommt mir das Leben, rief Wolfgang, wenn doch immerfort Agnes zwiſchen uns ſteht? O, meine Geliebte! loſe das Armband ab, laß uns Beyde den Todestropfen ſaugen, und im Kuſſe der Liebe, Herz an Herz laß uns ſterben!

Wolfgang riß mit matter Hand Dianens Arm an ſeine Lippen, friſch quoll das Blut aus ſeiner Wunde; Schwöre mir, du willſt mein eigen ſeyn, es gehe, wie es gehe — rief er erbleichend, Diana, entſetzt, hingenommen, rief: lebe Wolfgang, ich kann ja doch nicht anders, als dein eigen ſeyn! So ſchwöre es mir! — Ich ſchwöre es! ſtammelte ſie mit blaſſen Lippen. Wolfgangs Auge flammte, Wang' und Lippe brannten, er zog das Mädchen an ſeine Bruſt, und rief! nun laß den Tod kommen, nun biſt du mein! Diana, wollte ſich ihm entreißen, ſie vermocht' es nicht, und beſtürmt von Weh und Luſt ſank ſie bleich und ohnmächtig auf den grünen Raſen hin.

In dieſen Augenblick ſtand Agnes vor den verbrecheriſchen Beyden. Wolfgang ermannte ſich ſchnell, ſagte: Diana ſey ihm zu Hülfe geeilt, und ohnmächtig niedergeſunken, ſobald ſie ihn, einem Todten ähnlich, erblickt. Agnes ſchüttelte das Haupt; das Mädchen iſt in einem gefahrlichen Zuſtande, ſeufzte ſie wehmüthig und bedeutſam, und blickte dann ſorgſam und kundig nach

Wolfgangs Wunde. Die Verletzung ist unbedeutend, sagte sie, du bedarfst nur der Ruhe! Somit setzte sie das Hifthorn an die bleichen Lippen, und der wohlbekannte Klang rief Wolfgangs Knappen, doch vergebens, keiner vernahm den Ruf. Nach langem harren blieben die Drey noch einsam, und es war Agnes schauderhaft, da sie unter den zwey unheimlichen Gestalten in der Waldeseinsamkeit sich befand, und nichts umher zu vernehmen war, als das Rieseln der quillenden Fluth.

Noch einmahl ließ Agnes das Horn erschallen, da schlug Diana die Augen auf, fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als wollte sie dort etwas wegreissen, und auf dem Rasen hinschleudern, und rief dann, wild um sich her blickend: Saht ihr es auch? Die Schlange um meinen Arm wurde lebendig, sie wand sich los, und schoß, wie ein Pfeil nach meinen Herzen; da sog sie sich ein, sie wohnt nun drinnen, ich vernahm ihr Flüstern und Zischen, doch nachsagen kann ich es nicht das entsetzliche Wort!

Erstarrend blickte Agnes hin auf Dianens Arm — — wirklich umwand ihn die leuchtende Spange nicht mehr, sie lag weit ab im Grase, geringelt, wie zum Sprunge bereit, die diamantnen Augen funkelten, wie voll Grimms, im Sonnenlicht, so daß die zarte Frau dafür erbebte. Diana, sprach Agnes, nach einigen Nach-

ſinnen, Gott ſendet Träume, und Niemand ſoll ſie verachten, wahret Euch nur von dem ſonderbaren Zeichen! Auch lieb' ich es gar nicht, daß man in unſrer gottvergeßnen Zeit, wie bey den Heiden, ſo viel Geräth und Schmuck in Schlangenbildung hervorbringt, da doch dieß giftige Gewürm Tod und Fluch über die Menſchheit gebracht!

Indeß Agnes ſo ſprach, kam von allen Seiten Wolfgangs Jagdgefolge durch den Wald herbey. Diana hob bebend ihre Armſpange von Raſen auf, wagte aber nicht ſie anzulegen. Wolfgang ſchwankte, von ſeinen Dienern geleitet, durch den Wald, Diana folgte von fern, die goldne Schlange wand ſich in ihrer Hand, wie lebendig, ſie hätte ſie wegwerfen mögen, ſo angſtvoll war ihr dabey zu Muth. Angelangt in ihr Zimmer legte ſie die Schlange in ihr Schmuckkäſtchen, und eilte dann zu Agnes hinab, um nach Wolfgangs Ergehen zu fragen. Sie fand ihn ſchlummernd auf Polſtern, Agnes kniend ihm zu Häupten in Thränen und Gebeth. Auch hier? rief Agnes ſchmerzlich, da ſie die Eintretende gewahrte, ein edler Zorn röthete ihre ſonſt blaſſen Wangen. — Fräulein! ſprach ſie ſtreng und ſcharf, ſagt, kann auch ein Mädchen von guter Art und Sitte unvorbereitet ſich einſtellen, wo ein Mann auf dem Krankenlager ruht? O, wahrt Euch von der Schlange, die in Eurem

Herzen niſtet! Ich, Eures Vormunds Frau gebieth es Euch! bleibt in eurer Kammer, bis ich Euch Urlaub gebe, ſie zu verlaſſen.

Diana ſtand bebend, betäubt zwiſchen der Thür — Wolfgang richtete ſich auf, er hatte, in halben Schlummer liegend, die Worte ſeiner Gattinn vernommen. So willſt du dich mir verhaßt machen, Agnes? rief er ihr zu, und dem ſüßen, unſchuldigen Kinde verwehren eine edle Pflicht zu üben? darf ſie in deiner Gegenwart nicht beytragen, mir Linderung zu gewähren? Was iſt da gegen Sitte und Ehrbarkeit? Du bleibſt, Diana! rief er ihr mit flammenden Blicke zu. — Alsbald ſiegte die Leidenſchaft über das leiſe Gefühl von Scham und Reue, das Agneſens Worte in Dianens Seele geweckt hatten. Diana trat nun ein, da erglühte Agnes, wie eine flammende Purpurroſe. So verlaſſe denn ich dieſen Platz, rief ſie aus: mir geziemt nicht zu bleiben, wo das Anſehen der Hausfrau eines deutſchen Ritters ſo tief gekränkt wird.

Und mit einem niederſchmetternden Blick auf Diana ging Agnes aus dem Zimmer.

Diana weinte laut. Wolfgang ſann lange nach. Plötzlich rief er: Weine nicht, ſüßes Mädchen, doch ach, mir dein Armband zu hohlen — Du wirſt doch nicht? fragte bebend Diana — etwa Hand an mich

legen? unterbrach ſie lachend Wolfgang, ey, du kennſt mich ſchlecht! Nein, ſey ruhig! nur ich kann nicht ruhig ſeyn, ſeitdem du ſo tief gekränkt wurdeſt, ſo lange die giftige Schlange in deiner Gewalt iſt, gib ſie in meine Verwahrung, mein holdes Geſchöpf!

Diana ging und kam ſchleunig mit der Armſpange wieder. Sie hielt ſie in einem ſeidnen Tuche, ſie wagte nicht, ſie zu berühren. Wolfgang zog ſie haſtig zu ſich. Willkommen! rief er mit funkelnden Blick, dann bath er Diana, ihn zu verlaſſen und ruhig zu ſeyn — Die Unglückliche ging.

Wolfgang hätte gern die ſtille Flamme für Diana in ſich genährt, und in geheimen Verſtändniß mit dem bethörten Mädchen ſeine Gemahlinn hintergangen, doch ihr klares Auge hatte ihn durchſchaut, und er erkannte, daß es ihr feſter Entſchluß war, Dianen von der Verlockung zu retten. Was bedurfte es mehr, um ſie, das einzige Hinderniß ſeines Glückes, tödtlich zu haſſen? Ihr Untergang war beſchloſſen! Noch keiner beging je mit klarer Anſchauung der Gräßlichkeit der That ein Verbrechen, denn das iſt die furchtbare Truggewalt der Hölle, daß ſie dem Verlockten vorſpiegelt, ſein Beginnen ſey gut und recht! In ſeiner Verblendung hielt Wolfgang dafür: Alle würden glücklich geweſen ſeyn, wenn ſeine Hausfrau mit Geduld und Umſicht zu Werke

gegangen, nun aber müsse Eins von ihnen Beyden das Opfer seyn.

Somit rief Wolfgang seinem Hausmeister, er solle ihm einen Krug des feurigsten Weines, und die zwey krystallenen Mundbecher bringen, aus denen er und Agnes zu trinken pflegten. Als der ergraute Diener den Befehl vernommen, und Wolfgang so wild glühen und blicken sah, sprach er warnend: Herr beym Wundfieber taugt nicht der Wein, und wer eben dem Tode nahe war, darf nicht ein Paar Stunden darauf scherzen und zechen! Thor! entgegnete Wolfgang mit schellender Lache, ich will ja nur meiner lieben Hausfrau einmahl Bescheid thun, sonst härmt sie sich und trägt Sorge um mein Wohlergehn! Auf denn, und stelle getrost die Becher her! In Gottes Nahmen denn, sprach der Alte, doch so wie er die Becher auf den Tisch niedersetzte, geschah ein seltsamer Klang, und der Ritter nahm wahr, daß beyde Becher in der Mitte gesprungen waren. Herr! rief der Hausmeister, dieß ist, Gott steh' uns bey, ein schlimmes Zeichen! Ja, daß du ein unbeholf'ner Mensch bist, rief Wolfgang erzürnt, geh' mir aus den Augen! Schick den Gottfried, der soll mir aufwarten, du bist nicht mehr werth, daß man dich noch zu Tode füttert! O, Ritter! rief der Greis mit Kummer, die Augen gen Himmel richtend, wie schlagt ihr ab von Eures Vaters

Weiſe! Er ging, und Gottfried kam, ſeines Herrn Geboth zu vollziehen. Bald ſtanden zwey andere Becher auf dem Tiſch, daneben der rothe, funkelnde Wein, deſſen Duft das Zimmer erfüllte. Nun ſchraubte Wolfgang die Augen aus dem Haupt der künſtlichen Schlange, und ließ die Tropfen Giftes, die in deren Haupt enthalten, herab in den Becher fallen, den er ſodann halb mit Wein füllte. Unwillig über dieſe Vermiſchung ſchäumte hoch auf der edle Rebenſaft, doch bald beruhigte er ſich wieder. Bald darauf trat mit verweinten Augen Agnes in das Zimmer, es war Dämmerung, noch braunte keine Ampel.

Agnes, ſprach Wolfgang mit ſchmeichelnden Tönen, bereuſt du deinen Zorn? Haſt du dich beſonnen?

Ich habe mich vergangen, entgegnete das ſanfte Weib, doch iſt es mir klar, daß ich, in Grund genommen, Recht hatte, in Sorge zu ſeyn. Es iſt Zeit, mein Wolfgang, daß Diana, in Huth und Zucht frommer Frauen, in ein Kloſter gethan werde, wo ſie verweilen mag: bis wir einen wackern Ritter finden, der ihr Gemahl ſey. Ja ſprach Wolfgang, ſo ſey es auch, und da ich ſehe, daß du mir nicht zürnſt, ſo komme und thue mir aus dieſem Becher Beſcheid! So werd' ich ſehen, daß jeder Groll entflogen! Ja und müßt ich heut vor Gottes Thron erſcheinen, ſprach Agnes mild,

und griff nach dem Becher, den Wolfgang ihr both, ich habe keinen Groll gegen Dianen, noch gegen dich, nur konnt' ich es nicht sehn, wie sie so ganz ihrer Würde vergessen war, und wie du damit zufrieden schienst. Du sollst es auch nicht länger mit ansehn, hohnlächelte Wolfgang, dieß nicht bemerkend klang Agnes an Wolfgangs Becher, und rief freundlich: Es gilt dein Wohl! und ohne Bangen trank sie den Todeskelch aus. Sie fühlte sich alsbald ganz betäubt, und sank auf den Armsessel nieder, der neben Wolfgangs Lager stand. Wundersam ermattet und bewegt, lallte sie, haben mich die Begegnisse dieses Tages — erst Schreck — dann Zorn — nun — himmlische Versöhnungswonne — du bist ermüdet, sprach Wolfgang mit stillen Frohlocken, ich will deinen Frau rufen, sie sollen dich zur Ruhe geleiten. Ja, selig — lallte Agnes — werd' ich ruhn — doch sollt' ich dich nicht allein lassen! — Wer bewacht denn dich, wenn ich schlummre? — Du hast ja die Schlange am Herzen — sie weicht nun von dir nicht mehr! — Jetzt schlossen sich Agnesens Augen. Wolfgang fühlte sich durchbebt von allen Schaudern seiner That. Er hätte sie gern ungeschehen gemacht; doch es war zu spät! Auf seinen Ruf kamen Agnesens Frauen, sie in ihr Zimmer zu geleiten, schwankend ging sie von dannen, und sprach noch mit geschlossenen Augen dumpf

vor sich hin; die Schlange weicht nun nicht mehr von dir!

Am Morgen nach diesem verhängnißvollen Tage, fanden die Frauen die verklärte Agnes auf ihrem Ruhebette, mit gefalteten Händen, Kreuz und Rosenkranz gedrückt auf der Brust, ein wonniger Friede leuchtete von den lilienbleichen Angesicht, auch lag ihr weißes Nachtgewand, so glatt und züchtig umhüllend um sie her, daß es schien, als habe eine freundliche Hand, die Leiche damit geschmückt. Sie war, das sah man, himmlisch süß eingegangen zur Ruh, und die stille Gewalt des Liebreitzes der in Gott ruhenden Unschuld wirkte so tief, daß keiner wagte, in der Nähe der frommen Vollendeten, seinem Schmerz einen lauten Ausbruch zu gewähren.

Alle Hausgenossen kamen nach und nach herbey, und vereinigten sich um die Leiche im stillen Gebeth. Auch Diana kam, nicht ahnend ihr Unglück; Sie hatte schlaflos die Nacht zugebracht, denn, wer kann schlafen, wenn das zürnende Gewissen wach ist? Ihre Seele hatte sich in dieser Nacht geläutert und erhoben. Sie hatte ihr Inneres, und seine Verderbtheit klar durchschaut, und Besserung sich gelobt. In der Morgenfrühe war sie hinunter zu Agnes geeilt, um der reinen Dulderinn ihr ganzes Herz zu sagen, und um ihren Bey-

ſtand zu bitten, daß ſie in ein Kloſter flüchten könne — doch zu ſpät kam der Ausbruch ihrer Reue, für dieſe Welt gab ſie Agnes keine Beruhigung mehr! Die gräßlichſte Ahnung durchzuckte Dianen, als ſie die blendende weiße Leiche ſah, und den Mandelgeruch im Zimmer betäubend fühlte. Sie wußte es, daß das Gift in ihrer Armſpange auf dieſe Weiſe tödte. Dieß Armband hatte ſie in dem Nachlaß ihres Vaters, eingehüllt in einem Papier gefunden, welches ſein Geheimniß aufklärte; ſchaudernd dafür hatte ſie es vergraben wollen, dann liegen laſſen, unentſchloſſen, und dann, als ſie ihre Liebe für Wolfgang erwachen fühlte, es zu ſich genommen, um ſich durch das Heilmittel darin vom Leben zu befreyen, daß ſie ohne Wolfgangs Beſitz nicht tragen zu können vermeinte. Jetzt hatte das Werkzeug der Hölle, welches ſie in ihrer Gewalt zu haben wähnte, über ſie ſelbſt Macht bekommen, und war in ihrer Hand zu einem Todespfeil geworden, der das unſchuldigſte und reinſte Herz getroffen! Laut klagte die innere, nie zu beſchwichtigende Stimme Dianen als Mörderinn von Wolfgangs Hausfrau an, ihre ſündliche Liebe, ihr ſchamloſes Geſtändniß, hatte Wolfgangs That bewirkt!

Schon wollte die Unglückliche in der höchſten Verzweiflung Hand an ſich ſelbſt legen, doch die himmliſche

Gnade wachte über sie, der holdselige Frieden, der auf den Vollendeten Zügen ruhte, blickte wie ein Lichtstrahl in das Herz der Sünderinn. Sie sank schluchzend nieder zu Füßen der Leiche, und fand hier Thränen wahrer Reue, und in diesen Thränen die Kraft Buße zu geloben. Gestärkt und erquikt stand sie auf, und bath den frommen Hauscaplan ihr in die Schloßcapelle zu folgen. Hier legte sie in heiliger Beichte das volle Geständniß ihrer Frevel ab, und enthüllte dem frommen Mann das Geheimniß von der Armspange, und ihrer entsetzlichen Vermuthung.

Der hochentsetzte Caplan beschwor die Unglückliche nur schleunig zu entfliehn, und verhieß ihr behülflich zu seyn. Er fragte sie wohin sie gedenke, da sprach sie: daß ihr Herz sie antriebe nach Achen in das treffliche Kloster der barmherzigen Schwestern zu gehen, um daselbst der Siechen zu pflegen, und durch gute Werke den Himmel zu versöhnen, der Geistliche erkannte in diesem Entschluß ein wahrhaft von der Gnade durchleuchtetes Herz, und lobte und segnete ihn. Diana versah sich nun mit ihren Kostbarkeiten und mit einer Summe Geldes zur Beysteuer in des Klosters Schatz, und vom frommen Greis Benedict geleitet, erreichte sie bald eine ihrer Waldburg nahgelegene Abtey, von wo aus sie ihre Reise nach Achen mit Sicherheit und unter qu-

tem Geleit antreten konnte. Im Fortwandeln blickte ſie zurück nach ihrer Väter Schloß, und nach den grünen Wieſen wo ſie als Kind ſchuldlos geſpielt. Sie ging auf Nimmerwiederſehn, im Schutz der göttlichen Liebe, die ſich der Reue des Sünders erfreut.

Ein langer, tiefer Schlaf hielt Wolfgang den ganzen Morgen mit dichten Schatten umfangen. Gottfried war öfters vor ihn hingetreten, und hatte nicht gewagt ſeinen Herrn mit der Todesbothſchaft zu wecken, die er für ſchmerzlich für ihn hielt; hoch ſtand ſchon die Sonne, als Wolfgang erwachte, er hatte noch kaum mehr ein dunkles Bewußtſeyn von dem, was am vergangenen Tage geſchehn, aber Alles trat vor ſeinen Geiſtesblick mit Macht, als er etwas Kaltes auf der Bruſt, nah' am Herzen fühlte, mit der Hand darnach hinfuhr, und Dianens Armſpange ergriff. Er warf ſie ſchaudernd zu Boden, und rief ſeinen Leuten. Bleich und beſorgt, trat der Alte zugleich mit Gottfried ein. Beyde Diener verkündeten ihm zagend die Todesnachricht. Ihr träumt und faſelt, rief Wolfgang, ſie iſt nicht todt, ſie ſchläft bloß, ich muß ſie ſehn. Wolfgang wollte vom Lager aufſtehn, doch er ſchrie laut auf und ſank zurück, denn es war ihm geweſen, als biſſe eine Schlange in ſein Herz. Ächzend fragt' er nun nach Dianen. Sie bethete noch vor einer Stunde zu Füßen der ſeligen Frau Agne-

ſen Gnaden, berichtete der Hausmeiſter: Eben wie wir Alle thaten, dann entfernte ſie ſich mit dem Caplan.

Bey dieſer Nachricht ſtieg in des Verbrechers Seele die dunkle Ahnung auf, daß ihm wohl die Frucht ſeiner Miſſethat entriſſen ſeyn könne. Wüthend wollt er ſich wiederum aufrichten und zu Dianen eilen, aber mit erneutem Schmerz ſank er wehklagend zurück. Er winkt den Beyden, ihn allein zu laſſen, und überließ ſich ganz dem Walten ſeiner ohnmächtigen Wuth.

Bald darauf trat der Caplan vor ſein Lager, und mit ſtrafenden Blick enthüllte er ihm, daß Diana von Simiane unziemlich befunden, länger mit dem Ritter unter einem Dache zu verweilen, nun ſeine Hausfrau dahin. So wolle ſie denn den Tod der frommen Agneſe in einem Kloſter beweinen, wohin ſie bereits wallfahrte, und wo ſie geſonnen ſey, ſich zur Braut Chriſti einweihen zu laſſen.

Unerſchüttert blieb der ehrwürdige Benedictus, als Wolfgang ihn mit giftig funkelnden Augen anſtarrte. Der Elende ſah ſich knirſchend von der Hölle betrogen, und glaubte ihr Hohngelächter zu vernehmen. Er konnte des Redlichen Blick nicht ertragen, ſchweigend dreht' er ſich gegen die Wand und winkte dem Greiſe, ſich zu entfernen. Dieſer rief noch im Hinausgehen memento

mori, doch für diesen Augenblick verhallte kraftlos das mahnende Wort an dem verstockten Herzen.

Agnes wurde nun in Silberstoff gekleidet, und mit frischen Blumen geschmückt, bey dem Schein hoher Kerzen ausgestellt, zum schönen und betrübten Gepränge. Noch legte der Caplan einen vollen Palmenzweig aus dem Gewächshaus der nahen Abtey in ihre Rechte, und sprach: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! In diesem Augenblick trat Wolfgang in die Halle. Ihm schauderte, und er fühlte wiederum im Herzen das seltsame Weh, das ihm so oft behel, seit er Agnes getödtet, er war nicht fähig den Anblick der früh Dahingeschiedenen zu ertragen, noch die Worte ruhig zu vernehmen, die der Geistliche sprach: Er sank ohnmächtig nieder, und vermochte nicht bey der Bestattung seines unschuldigen Opfers gegenwärtig zu seyn.

Sobald seine Kräfte es vergönnten, ging Wolfgang in die Meißner Gauen, wo seine Güter lagen, muthlos und wie vernichtet, dazu von furchtbar wüthendem Schmerz zernagt, rastlos umgetrieben von Gewissensbissen, und von der verzehrenden Sehnsucht unbefriedigter Leidenschaft.

Unter den frommen Schwestern zu Achen, deren Asyl noch jetzt hülfreiche Engel der Armen und Kran-

ken in ſich ſchließt, lebte indeß Diana, demuthvoll und arbeitſam, unermüdet in zarter Sorge. Der Spruch des Erlöſers, daß Ihm eine wiedergefundene Seele theurer ſey, denn neun und neunzig Gerechte, hatte ſie himmliſch erkräftigt, und zum Guten befeuert. Nur das Eine ſchmerzte ſie, da ſie eine ſo unausſprechliche Süßigkeit dabey empfand, wenn ſie die Leiden der Unglücklichen ſtillte, daß dieß Glück Lohn ſey, und ſie doch Buſſe thun wolle. Der zarte, ſchimmernde Prunk ihres blühenden Angeſichts, auf welchen ſie einſt ſo ſtolz geweſen, war durch Wachen und Weinen verblüht, wie ein Schatten ſchlich Diana unter den Schweſtern umher, doch war in keiner andern ſo rege Thätigkeit, und vor allen liebten die Leidenden Dianens Wartung und Pflege, denn ihre Reue hatte alle Liebegaben ihres reichen Gemüthes, welche die Hölle an ſich zu reiſſen gedroht, dem Himmel wieder zugewendet. Schon der Wohllaut ihrer ſüßen Stimme, und das Wunderlicht der großen, ſchwarzen Augen, wenn ſie mitleidsvoll auf die Kranken hinblickte, oder ihnen Troſt zuſprach, wirkte beſeligend und erquickend; ihr leichter ſchwebender Gang, die Behendigkeit der ätheriſchen Geſtalt, die zarte Berührung der ſanften, weißen Hand, und vor Allem die Gefügigkeit ihres liebevollen Weſens, jeden Wunſch der Leidenden errathend, jedem

begegnend — durch Schonung und Zartheit wohlthuender als manche durch eifrige Hast, dieß Alles machte sie zum Schutzengel der Armen, und ob auch von Dianens holdseliger Gestalt die irdischen Reitze abgeblüht, so war ein unnennbarer Zauber über ihr ganzes Wesen ausgebreitet! Glück und himmlische Wonne offenbarte sich in Lächeln und Blick, und des Himmels Abglanz schien dieß zarte Frühlingsweiß ihres Angesichts und die Ahnung von dämmerndem Purpur ihrer süßen Lippen wunderbar zu verklären.

Einstmahls wurde ein junger Brabanter, Johannes, der eben aus Italien zurück gekommen, wo er seinen Meister Raphael Sanzio sterben gesehn, in das Kloster der barmherzigen Schwestern zu Achen geführt, denn er hatte den Auftrag für eine Capelle in der Hauptkirche seiner Vaterstadt eine Charitas zu mahlen, und meinte er würde dort, wo die himmlische Liebe so mächtig waltet, ein Urbild dazu finden. Er sah Diana von Simiane, und wählte sie zum Gegenstand seines Bildes, er mahlte also nicht seine Charitas blühend in aufknospender Jugendschöne, sondern eine Schmerzensselige, die im Feuer der Liebe und Prüfung, wie der Phönix dahin lodert, um in ewiger Schöne aus den Flammen hervorzugehn.

Johannes Charitas rührte alle Herzen, er konnte

ſich nicht entſchließen dies Herrlichſte ſeiner Bilder dahin zu geben, ſondern er mahlte es für ſich noch einmahl im Kleinen, und nahm es überall mit auf ſeinen Kunſtwanderungen, denn er reiſete von Achen weiter umher an den grünen geſegneten Ufern, welche Moſel und Maas durchſtrömen, und luſtige Reben umkränzen.

Doch wie alles Schöne nur die Sehnſucht nach Schönerem wecket, geſchah es, daß Meiſter Johannes von den Ufern der Maas zurück eilte, und dem lieben Rhein wieder zu, dem prangenden Gottesgarten deutſcher Herrlichkeit. Waren doch auch in Cöln, Bonn, Mainz, und in ſo manchen andern Rheinſtädten die trefflichſten Bilder von Deutſchen und Brabanter Meiſtern zu ſehn, die in blühender Farbenpracht und liebevollem Ernſt dem Gekünſtel, das bereits einzureißen begann, mahnend entgegen ſtanden und den echten Meiſter wiederum über die Beſorgniß eines gänzlichen Verfalls der edlen Kunſt beruhigten.

Es war in dem dazumahl ſo reich und herrlich prangenden Mainz, wo unſer Johannes unter andern ehrenvollen Beſuchen auch den des Ritter Wolfgang empfing, deſſen Bruſtwunde noch ungeheilt war, und den innere Schmerzen von Land zu Land trieben, ohne daß er Ruhe finden konnte. Das Bild der Charitas feſſelte ſeinen Blick mit unendlicher Gewalt, er konnte Diana

darinn nicht verkennen, und himmlische Beruhigung, Versohnung und Linderung strahlte ihm aus dem Bilde entgegen.

Als nun ein deutscher Ritter, der den leidenden Wolfgang zu Meister Johannes begleitet hatte, in ihn drang, sich von einem so trefflichen Künstler gleichfalls mahlen zu lassen, sprach er, wie verzückt: O, ja, dieser wird mich mahlen, denn ich sterbe nun bald, aber erst drey Monde nach meinem Ableben darf er mein Bildniß beginnen, denn alsdann hat die Verwesung noch keine Gewalt über mich ausgeübt!

Die Ritter sahen entsetzt einander an, doch Johannes, dem das Scheue und Unheimliche in Wolfgangs Wesen nicht entgangen war, und der aus seinem anhaltenden Anschauen der Charitas einen Zusammenhang mit dem Urbilde ahnete, sprach sehr ernst zu Wolfgang: dieß ist ein Wort, Herr Ritter, gebt mir die Hand darauf, daß ich Euch drey Monden nach Eurem Tode abconterfeyen darf! Gesenkten Blickes reichte ihm Wolfgang die Hand, und sprach: dazu ist nöthig, mein hoher Meister, daß ihr nicht mehr von mir weicht, bis an mein nahes Ende, damit ich nicht allein den Trost Eurer freundlichen Gegenwart, sondern auch den Anblick des holdseligen Bildes noch habe, bis mein Auge bricht, wollet mir sagen, edler Meister, wo Ihr das

Urbild gefunden? Es iſt entgegnete Johannes, und ſein Auge wurde naß vor Rührung, die würdige Schweſter in Achen, Diana von Simiane, ein Engel auf Erden. Wolfgang ſeufzte tief, und nach einer kurzen Paüſe ſagt' er wieder: folgt mir zum grünen weinbekränzten Elbſtrom im Meißner Lande! dort iſt meine Heimath, dort will ich ruhn, mein Ende iſt nicht fern, und meines Goldes und Gutes Hälfte ſey Euer Lohn! Johannes erkannte in dieſem Vorgang das Walten einer höhern Fügung, dem der fromme Künſtler nicht widerſtehen mochte, auch geſtand ihm nach und nach Wolfgang alle ſeine Vergehungen und Frevel, und ſprach wehmüthig von dem Schmerze; den er unaufhörlich dicht am Herzen leide, in der Wunde, die keine menſchliche Kunſt zu heilen vermochte. Alle dieſe Jahre hindurch hatte Wolfgang nicht das Gottesgericht erkannt und verſtanden, das über ihn verhängt war, ſondern frevelnd und wüthend ſich gegen ſeine Qualen empört, doch die nähmliche Geſtalt, die ihn einſt berükt, hatte ihn wieder zum Licht geführt, denn, ſeit er Dianens Bild geſehn, war ein Strahl der himmliſchen Gnade in ſeines Herzens Nacht gedrungen, und er begann Reue zu fühlen.

In heilbringender Ergebung und bußfertigen Thränen lebte Wolfgang noch einige Monden auf ſeiner

Burg im Meißner Lande; denn entſchlummerte er eines Tages im May, ſanft, und mit einem Gott zugewandten Herzen im Beyſeyn Johannes und des ehrwürdigen Schloßcaplans von der Burg Simiane, den er zu ſich bitten laſſen.

Wolfgangs Willen gemäß, wurde ſein Leichnam in der Stadtkirche zu Meißen beygeſetzt.

Pater Benedict ging nach Wolfgangs Tode nach Achen zu Diana, er überbrachte ihr reiche Gaben vom Ritter für das Kloſter, und den letzten Gruß des Dahingeſchiedenen. Diana erkannte hier das himmliſche Walten mit freudig erquicktem Herzen, und mit Inbrunſt den letzten Willen des Sterbenden, Rückſichts ſeiner hinterlaſſenen Spende an die Armen und Kranken erfullend, übernahm ſie ſich dermaßen in liebevoller Thätigkeit, daß ſie drey Monden nach Wolfgangs Tode hinüber ging in die ſchönere Heimath, mit freudiger Zuverſicht in das Erbarmen der unendlichen Liebe.

Es war an Diana's Todestage, wo Johannes, eingedenk der Bitte ſeines Freundes Wolfgang mit Vergunſt der Obrigkeit im Beyſeyn einiger Rathsherren des Ritters Sarg öffnen ließ, um ihn, der ahnungvoll wiederhohlt verheiſſen hatte, die Verweſung würde zu jenem Zeitpunct noch keine Gewalt über ſeine irdiſche Hülle ausgeübt haben, nun zu conterfeyen.

Der Deckel wurde gehoben, mit einem furchtbaren Schrey wichen alle Anwesende zurück, als sie den Erblichenen mit noch offenen Augen, wie lebend im Sarge erblickten, unentstellt, und auf seiner Brust zusammengeringelt eine gewaltige, goldgelbe Schlange, die sein Herzblut zu saugen schien.

Erstarrt und bleich standen alle umher, keiner wagte einen Laut von sich zu geben, sie blickten regunglos nach dem furchtbaren Wunder hin, die Meisten betheten still.

Johannes war von allen am tiefsten gerührt, im Innersten von Schaudern durchdrungen, er ermannte sich mühsam, Zuversicht kam nach langen Gebeth zurück in seine Brust, und still nach seinem Mahlergeräth langend, bildete er während des Staunens der stummen Zuschauer die Gesichtszüge des Verstorbenen recht sprechend ähnlich ab, und kaum hatte er sein Werk vollendet, so fuhr ein zarter blauer Schimmer, wie Sternenlicht durch die Halle, und deutlich sahen die Anwesenden die Schlange in Staub zerfallen, und die Augenlieder Wolfgangs sich mildiglich schließen. Da lobten alle Gott, und ein jeder blickte tief in sein eigenes Herz zurück, erwägend das Gottesgericht, und neu vertrauend auf die himmlische Gnade.

Als dieß Ereigniß stadtkundig geworden, verei-

nigten ſich alle Bewohner Meißens zum Gebet für Wolfangs Seelenheil, und zum ewigen Gedächtniß dieſer Begebenheit mußte Johannes, der nicht nur Mahler, auch Bildhauer war, Wolfgangs Bildniß in Stein hauen, ihm gegenüber Spiegel, Schlange und Tod, als Sinnbild von Verderbniß und Sünde, und den Spiegel zur Ermahnung, an dieſem Vorgang eine Lehre zu nehmen.

Noch vor hundert Jahren wurde das Bildniß in der Kirche zu Meißen gezeigt, die nunmehr in Verfall gerathen. Jedesmahl wurde dabey die Geſchichte Wolfgangs erzählt. Der wackere Schriftſteller J. C. E. Anders aber hat in ſeinem Werk über Sachſen des Vorgangs Erwähnung gethan, allwo ich ihn entnommen, weil ernſte Lehre dem Leſer oft beſſer, als fröhliche Zerſtreuung frommt.

Das weisse Veilchen.

Thut die Fenſter auf dem May,
Horch! es klopft mit leiſen Schlägen,
Seine Finger Blüthenregen,
Spricht mit ſüßer Melodey:
Liebe bin ich, heiße May,
Ey, du May, willkommen ſey!
Wer nur ließ dich außen warten?
Komm, mach' du mein Herz zum Garten,
Mit der Äuglein goldnem Schein,
Süßer May! vergiß nicht mein!

Der ſchlanke Jüngling Gebhard hätte länger fortgeſungen, wenn ſich nicht das Fenſter mit bunten Scheiben im Birkenſchatten, vor welchem er ſtand, plötzlich aufgethan, und ihm ganz ein andrer Blick, als er gehofft, daraus zugefunkelt. Nicht Hedwigs Vergißmeinnichtaugen grüßten nach langer Trennung den Heimkehrenden, ſondern eine bleiche Frau richtete aus großen dunklen Augen einen ernſten Blick auf Gebhard, ſtrafend und liebend zugleich, ſo, daß der Jüngling an ſeine ſelige Mutter denken mußte, die er ſo oft betrübt, und er legte die Hand ſchnell auf ſein Herz, als müßte er, was

darin vorging, vor diesem Blick verbergen. Er eilte davon und schlug den Weg nach dem nahen Waldgarten ein, welchen Herr Bartholemäus Schachmann, der präsidirende Bürgermeister von Danzig, an der Roduna Ufern schon in früher Jugend angelegt, und dessen Eintritt offen stand. Indeß der nunmehrige Bürgermeister auf seinen Reisen, durch ganz Europa, und nach den Morgenlanden Seltenheiten und Kenntnisse sammelte, sie dereinst zum Heil und Nutzen der geliebten Vaterstadt anzuwenden, sproßten die Bäume freudiglich in die Höhe und der Duft und Schatten hoher, schöngewölbter Hallen, ein grüner Tempel des Herrn, empfing den Wiedergekehrten, der inmitten dieses Lustwalds sein Sommerhaus anlegte, um, nun der Frieden blühte, hier sein Leben zu beschließen. Südwestlich stand das Haus, von der heitern, Ambrareichen Roduna (dem Eridanus der alten Griechen) umfangen, umrankt von Weinreben, und umgeben von schönen Treibhäusern, wo der Bürgermeister den Samen und die Ableger exotischer Pflanzen, die er heimgebracht, unter seiner Pflege herrlich emporsprießen sah. Persiens und Egyptens hochfarbige, duftende Früchte, damahls in Europa kaum den Nahmen nach bekannt, reiften hier, zum Erstaunen des nördlichen Himmels. Gebhard ging, wunderbar überrascht, an den sonnbeglänzten Fenstern vor-

bey, wo Palmen, Bananen und Pisang grünten und leuchteten, und wunderartige Vögel sich funkelnd und bunt auf den Zweigen so lustig wiegten, als wären sie daheim. Auf dem Dache kletterten Papageyen umher, Affen neckten sich in den Zweigen. Gebhard glaubte unbescheiden zu seyn, wenn er länger bey dem von Blumen und Verzierungen aller Art so prangenden Hause verweilte, und er ging weiter, die Roduna entlang. Schlanke Weiden neigten sich in die klaren Fluthen, der grüne Rasen war von des Mayen Hand mit Blumen reich gestickt, und alle Vögel sangen so lieblich, daß auch ein trauriges und müdes Herz seines Kummers dabey vergessen könnte, wie denn mußte dem frischen Jüngling zu Muth seyn?

Indeß saß Hedwig hinter den feinen, linnenen Vorhängen, umduftet von Goldveilchen und Mayglocken, die sie am Fenster zog; sie stickte Borten gar kunstreich, und mancher stille Tropfen Thau schlich sich auf die Rosenranken, die unter ihren weißen Fingern aufblühten. Muhme Sarah, die Hedwig zur Seite saß, schien nicht darauf zu achten, aber die Nachtigall im Wäldchen sang so beweglich, als hätte sie Hedwigs Leid verstanden, und am blühenden Fliederbusch rieselt' ein Brunnen, als wollt' er sagen: was klagst du um dein kurzes Leid, muß ich doch immer weinen!

Als die Sonne durch die Birken funkelte, that Muhme Sarah die Fenſter auf, ſprechend: Ja wahrlich, Gebhard hatte Recht, all' das Tönen, Glänzen und Duften will hinein, und man kann nicht widerſtehen! Ey, Frau Muhme, rief Hedwig, kennt Ihr den Gebhard? das hab' ich ja gar nicht gewußt? War er doch fünf Jahre in der Fremde, und muß erſt ſeit geſtern daheim ſeyn, und ſeyd doch Ihr erſt ſeit vier Monden bey mir, die ſelige Mutter ſtarb ja im Januar! — Wie ſollte ich Gebhard nicht kennen, ſprach Sarah, weißt du nicht mehr daß ich vor zwölf Jahren hier in Danzig gewohnt, da ich meinen Eheherrn noch beſaß? Habe ich doch den ſchönen Knaben Tag für Tag bey ſeiner Mutter geſehen, wer könnte die wilden dunkeln Locken um die hohe weiße Stirn, die großen ſchwarzen Augen, und den blühenden feinen Mund vergeſſen, und iſt er doch der Mutter ganzes Bild! Auch die Hoffahrt hat er beybehalten, ſieh doch, wie prunkend angethan er da aus dem Wäldchen tritt! Seide, Sammet, Spitzen, Straußfedern auf dem Barett, und die ſchweren Goldketten um die Bruſt, wahrlich, man vermeint einen Fürſtenſohn zu ſehen! Freudig ſchaute Hedwig von der Arbeit auf nach dem Wald, aber ſie wurde plötzlich bleich, denn ſie ſah an Gebhards Seite die königliche Geſtalt Irmentraut, blühend

und leuchtend wie ein holder Spiegel, in den ſich der ganze Frühling niedertaucht. In des Haares Goldgeflechte, welches ſich um den Scheitel, wie eine zierliche Krone wob, ſchien ſich die Sonne erſt recht freudig zu ſonnen. Zwey volle Roſen an ihrer Bruſt glühten wie vom Widerſcheine ihrer Wangen, roſig umfloß ſie der leichte Stoff des reichgefalteten Kleides, goldne Ketten mit blaſſen Rubinen funkelten um des Halſes Schnee, den Buſen umwallten köſtliche Spitzengewebe. Kann man denn ein ſchöneres Gebild ſehen, fragte Sarah, wer iſt denn hier zu Lande in ſolcher Pracht aufgeblüht? Ach! habt Ihr ſie noch nie zuvor geſehen? fragte Hedwig, es iſt die ſtolze Irmentraut, des Bürgermeiſters Schweſter Tochter. Aus Leyden iſt ſie noch kürzlich hergekommen, und Leiden — bringt ſie mir! dachte ſie im Stillen dazu, und weiter ſprach ſie: ſchaut, Muhme, wie auch ſie am Werkeltag, früh Morgens im Staate geht! — das will ſich allerdings nicht ſchicken, ſprach Sarah, doch iſt ja heut der erſte May, und wenn ſich die ganze Erde aufſchmückt, wie ſollen es nicht die ſchönen Dirnen thun? Zu dem, horch! da läuten ja die Glocken: Ach! es iſt heute Feyertag, rief Hedwig, ich hatte es ganz vergeſſen, und die Arbeit achtlos hinwerfend, daß alle bunte Seidenröllchen am

Boden lagen, sprang sie in ihr Kämmerlein und schob den Riegel vor, um sich auszuweinen.

Wie kühl auch aus dem blauen Steinkrug das Brunnenwasser perlte, die armen Äuglein wollten nicht hell werden, ja, die glühenden Thränen rollten immer wieder in die frische Fluth, und Angst und Eile bedrängten nur mehr das Herz. Sarah, die indessen den schwarzen Kirchenstaat angelegt, pochte nun an die Kammerthür und rief: auf Hedwig! bist du bereit? da that das bebende Kind die Thür auf, sie war gar anmuthig in Weiß gekleidet, die Wangen bleich wie Schnee.

Komm nur Hedwig, sprach Sarah gütig, an heiliger Stätte wird dir's besser werden! Beyde gingen nun die huglichte, gewundene Straße nach der Kirche zum heiligen Leichnam hinauf, die, auf einen grünen Hügel gebaut, umgeben von Kreuzen und Denkmalen der Vorzeit über blühende Obstbäume hinaus, weit in die Gegend überschaute, denn die Alten bauten gern Gotteshäuser auf Berges-Höhen, damit sich aus weiter Ferne des Wandrers Blicke dahin, wie nach einem Leuchtthurm des sicheren Portes wenden konnten. Durch die Sonntagsstille klangen Orgeltone den Eilenden entgegen, sie traten ein, da umfing Hedwig ein milder Frieden in den tönenden duftenden Hallen. Sie betete heiß und freudig, und ging erquickt wieder aus der Kirche. Unter

den Bäumen sah sie nun die schöne Irmentraut allein und tiefsinnig durch die Gänge des Kirchhofs wandeln, und an der andern Seite, Gebhard, auf die Mauer gelehnt, unverwandt nach ihr hinschauen. Er sah Hedwig nicht, einst hatt' er an derselben Stelle nur sie gesehen! Ein glühend Weh schnitt, wie ein Dolch, durch Hedwigs Brust, und sie eilte mit gesenktem Blick vorüber.

Gegen Abend kamen Hedwigs Gespielinnen sie nach dem Lustwäldchen abzuhohlen, weil der Bürgermeister die Jugend zum Mayfest geladen. Anfangs wollte sie nicht kommen, doch die Hoffnung Gebhard zu sehen, verhüllte sich unter den Vorsatz, ihn durch Verachtung zu strafen, und mit hochschlagendem Herzen eilte sie zum Walde. Da klangen schon fröhlich Flöten und Geigen, und schon am Eingang trat Gebhard ihr entgegen, und bath sie mit ihm zu tanzen. Hedwig vergaß in dem süßen Augenblick des Wiedersehens alle Vorsätze des gekränkten, eifersüchtigen Herzens, sie gab Gebhard die Hand und trat mit ihm in den Reigen, doch kaum war der erste Tanz vorüber, so erblaßte sie, schwankte, ihre Augen schlossen sich — Gebhard hielt das liebliche Mädchen mit starkem Arm aufrecht, und wußte sie besonnen und geschickt in einen Erlengang zu leiten, wo sie unbemerkt blieb. Hier ließ er sie sanft auf eine Moosbank nieder, rieb ihr die Schläfe, und da noch immer

ihr Bewußtseyn nicht zurückkehrte, sah er sich um, ob er nicht irgend etwas Geistiges, Herzerquickendes herbeyschaffen könne, daran sich Hedwig wieder erhohle; da weht' ihm die rege Mayluft einen Veilchenduft entgegen, Gebhard schauete nach dem Boden und fand einen Busch blauer und weißer Veilchen im Grase, voll aufgeblüht, die an dieser schattigen kühlen Stelle dem Frühling noch ein verspätetes Willkommen brachten. Gebhard pflückte rasch die Veilchen, ließ Hedwig ihren Duft einathmen, und sie erhob die schönen Augenlieder. Wohl mochte der Ungetreue die Thränen verstehen, welche er in Hedwigs Auge sah, denn er reichte ihr, unvermögend zu sprechen, die Veilchen hin, da tropften die zitternden Perlen aus Hedwigs Auge auf die Blumen, und ein weißes Veilchen fiel, von ihren Thränen benetzt, hinab. Gebhard hob es auf, und wollt' es ihr darreichen, doch sie winkte ihm es zu behalten und eilte ihren Freundinnen entgegen, deren Stimmen sie aus dem Busch hörte, wie sie nach ihr riefen. Als Hedwig fort war, küßte Gebhard das Veilchen und bewahrte es an seiner Brust. In demselben Augenblick ging Irmentraut, geführt von ihrem Oheim durch den Erlengang, in ihrer strahlenden rosigen Schönheit. Weißes Veilchen, rothe Rose! dachte Gebhard, er wollte sich, nachdem er die Kommenden gegrüßt, entfernen, allein

Herr Bartholomäus Schachmann rief ihn herbey, und Irmentrauts Blick hieß ihn freundlich willkommen.

Euer seliger Vater, redete der Bürgermeister den Jüngling an, war der sinnreichste und erfindsamste Drechsler, dessen sich deutsche Lande rühmen können. Auch ihr gabt früh schon Hoffnung zu einem tüchtigen Mann, und befliißt euch, eurem Vater nachstrebend, in der ersten Jugend, heraustretend aus dem beschränkten Kreise des Handwerkers, edler Wissenschaften, vornehmlich der Mechanik. Ich habe mich herzlich erfreut, diesen Abend zu erfahren, daß ihr daheim, und mit den preisvollsten Zeugnissen fremder Meister versehen seyd. Wo kommt ihr nun her, und was gedenkt ihr hier vorzunehmen? — Ich bin, gestrenger Herr Bürgermeister, sagte Gebhard, in Österreich, Schwaben, Nürnberg, Frankfurt am Main, Holland und Braband gewesen, wo sich die Stadt Leyden durch seltene Herrlichkeiten künstlicher Erfindungen auszeichnet; von dort ging ich nach England, und komme nunmehr von London, wo alle menschliche Triebsamkeit bis auf den höchsten Standpunct gediehen ist. Der Reisende, unterbrach der Bürgermeister, muß immer die Heimath als Ziel vor Augen haben, wie der Tod, die beßre Heimath, als Ziel des Lebens selbst dem frischesten Leben stets gegenwärtig seyn muß. Laßt euch denn die Herrlichkei-

ten der Welt, die ihr in den Kaiserstädten und Königreichen gesehen, nicht lieber seyn als die theure Vaterstadt, der ihr mit euern edelsten Kräften angehört. Was ihr dort erfahren und gelernt, das wendet hier zum Ruhm und Frommen der Mitbürger an, schmückt des Vaters Angedenken durch euren Wandel, damit ein würdiger Sohn einst ein Gleiches an euch verübe. Zu keinem guten Vorhaben wird Euch mein Beystand mangeln! Hiemit ging Bartholomäus Schachmann weiter. — Irmentraut winkte Gebhard noch einen holden Gruß zu, sie verschwand vor seinen trunkenen Blicken, ihr glänzendes Bild brannte wie ein Pfeil in seiner Brust. Gebhard hatte das schöne Mädchen schon in ihrer Vaterstadt Leyden bey einem Volksfest gesprochen, und sie erkannte ihn diesen Morgen im Walde wieder, wo er überaus bestürzt war sie zu finden, denn er wußte nicht, daß ihr Oheim sie seit ihrer Mutter Tode zu sich genommen. Es schmeichelte ihm, daß sie nicht sein vergessen, Hedwigs Bild trat vor dem Glanz der herrlichen Jungfrau in Schatten, süß bewegt und verwirrt begleitete er sie am Morgen aus dem Gehölz, und wußt' es nicht, wo er war, als er an denselben wohlbekannten Fenstern vorbeyging, denen er noch vor einer Stunde den Gruß der Liebe gesungen. Ach! Hedwig war nun am Abend schon wieder vergessen, das süße

Gift von Irmentrauts Blicken hatte Gebhards Seele trunken gemacht, er eilte zum Tanzplatz, um sich von Neuem darin zu berauschen; dort sah er nur Sie, und vermißte nicht einmahl die traurende Hedwig, die Sarah, als sie ihre Bläße und ihr Beben bemerkt, sorglich nach Hause geführt. Erst am Abend, beym Auskleiden, als das weiße Veilchen, welches Gebhard im Brustuch verwahrt, welk und matt niederfiel, gedachte er Hedwigs und ihrer sanften Thränen, er legte die Blume in ein Schmuckkästchen und sein Herz strafte ihn für seinen Unbestand. Hatte er gleich Hedwig nie Liebe erklärt, noch Treue verheißen, so war doch ein stiller süßer Bund unter den Beyden, geheiligt durch liebende Blicke, durch treues Angedenken von zarter Jugend, und Hedwigs Kummer sagte Gebhard von ihrer Treue; noch schwankte sein Herz, noch sprach es für die erste Liebe; es blieb nicht so, denn ein Gemüth, an welchem die Welt Theil hat, läßt die bessern Stimmen in sich leicht übertäuben, wenn es verlockt wird.

Am folgenden Tage ließ der Bürgermeister Gebhard zum Mittagsmahl laden, und ihn ersuchen, ihm Zeichnungen und Abhandlungen über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände mitzubringen, welche, wie er erfahren, Gebhard von seiner Reise heimgebracht. Bang

ſchlug des Jünglings Herz der zwölften Stunde entgegen, je heißer die Sonne brannte, je kühler ward es in ihm, denn es ſtillte ſich durch die nahende Stunde des Wiederſehens das Glühen ſeiner Ungeduld, kein Gewand ſaß heute zierlich genug, keine Locke lag ihm recht, und die Luſt Irmentraut zu gefallen, machte ihn in ſich ſelbſt verliebt, als er ſich zuletzt mit Allem wohl zufrieden in dem Spiegel ſah. Ein faſt unruhiges Gefühl des Wohlbehagens ergriff ihn, da er in das prachtvolle Haus von Irmentrauts Oheim trat. Wie ſo anders war es hier als in der armen Hedwig gar anmuthigem, doch demüthigem Häuschen! Es war dieß Haus ganz ausgeſchmückt mit ſeltnen Koſtbarkeiten aus allen Landen der Erde, reich bekleidet mit dem ehrenfeſten Prunk des Mittelalters, mit den köſtlichſten Schilderenen von Hanns Holbein, Albrecht Dürer und andern großen Meiſtern jener Zeit. Bogenſaal reihte ſich an Halle und Altar mit luſtigen Säulen von Blumen umrankt, die um die ſchöne Irmentraut eine Zauberblende heitrer Farben woben. Sie grüßte ihn, als hätte ſie ſein ſehnendes Herz durchſchaut, und wolle nicht gern in das Ihrige blicken laſſen, doch wie leicht verſteht eine Sehnſucht die Andere! Wie hob ſich Gebhards Bruſt, als der Bürgermeiſter, nachdem er alle ſeine Zeichnungen mit Blicken, die von Wohlgefallen

und Herzlichkeit leuchtend waren, aufmerksam und prüfend betrachtet, ihm die Ausschmückung des Altares und der Orgel an der aller Gottes-Englein-Kirche auftrug, die 1520 niedergebrannt war, und nun wieder gebaut werden sollte. Oftmahls mußte nun Gebhard zum Bürgermeister kommen, ihm die Zeichnungen zu den Verzierungen zeigen, und sich mit ihm darüber berathen; so sah er denn fast täglich die schöne Irmentraut, und sein Herz verstrickte sich immer tiefer in das Sternennetz ihrer Liebeblicke.

Wie hätte er nicht Hedwig vergessen müssen, die nicht einmahl mehr an das Fenster trat? Ein schleichend Fieber zehrte an der Blume ihrer Jugend, Sarah berührte die Leidende sanft, deren Schmerz sie verstand, die schöne Sommerzeit ging vorüber, alle Düfte, die Hedwigs hoffendes Herz sonst mit Wonne berauscht, alle Nachtigallenklänge, welche sonst die tiefste Sehnsucht nach des Geliebten Blick versüßt, drangen wie Pfeile auf ihr innerstes Leben ein, es wurde ihr erst etwas wohl als der rauhe Winter kam, als die trauernde Natur im Einklang mit ihrem düstern Leide stand. Sie vermied allen Umgang, denn sie konnte es ja nicht tragen, wenn sie von Irmentraut und Gebhard sprechen hörte, und es verhehlen mußte, daß ihr dabey das Herz

brach. War sie allein, so konnte sie weinen, und der Schmerz um ihr Glück wurde selig, so wie sie sich ganz ihm hingab.

Als eines Abends in der ersten Frühlingszeit Hedwig, vom Licht des Vollmondes angelockt, auch einmahl wieder an ihr stilles Fenster trat, sah sie Irmentraut an Gebhards Seite den Weg nach dem Garten nehmen. Leuchtend von Jugend und Liebeseligkeit wandelten die zwey hohen Gestalten vorüber; Hedwig konnt' es nicht mit ansehen, sie eilte in ihre Kammer, wo ihr weinendes Auge zuerst auf dem welken Veilchenstrauß verweilte, den sie am Abend, wo sie ihn von Gebhard empfangen, auf einen Blumentopf niedergelegt, und gern dort ruhen lassen; jetzt wollte sie dieß letzte Angedenken an den Ungetreuen vertilgen, doch wie wunderbar wurde sie überrascht, als sie neue Stengel aus dem Boden sprießen sah, die unbemerkt unter den welken Veilchen sich empor gehoben, denn in der Natur ringt jeder Keim nach Leben. Es war Hedwig, als keimten Verheißungen aus dem Grün, da Gebhards Gabe verjüngt vor ihren Blicken emporsproste. Sorgfältig bewahrte sie die welken Veilchen, begoß die Sprossen behutsam, und fiel mit in das Lied ein, daß sie Sarah singen hörte:

„Hoffen hat gar ſtarke Macht,
Wenn das Herz nur nicht verzagte,
Manches, was ſich uns verſagte,
Würd' uns dann zurückgebracht!"

darauf legte ſie ſich nach herzlichem Gebethe zur Ruhe.

An demſelben Abend ſaß Gebhard neben dem Bürgermeiſter am lodernden Caminfeuer. Irmentraut ſtickte emſig, wie es ſchien, doch waren ihre Blicke flinker und behender, als die zarten, kunſtgeübten Finger. Auf dem runden Marmortiſch ſtanden die ſchweren Weinbecher, mit goldnen Schaumünzen beſchlagen. Vor dem Greiſe prunkte mit dem Deckel aus feinſtem Golde der Kelch von Helfenbein, darauf die kunſtreichen Abbildungen zu ſehen, die der weiſe Meiſter, Gebhards Vater, eingeſchnitten. Man ſah wohl, daß der Künſtler ein erfahrner Waidmann geweſen, denn es war rührend anzuſchauen, wie der gequälte Hirſch in den letzten Zuckungen lag, und das ſterbende Reh die brechenden Augen noch, wie flehend, zum Jäger aufhob, der ſich mühte den Pfeil aus der Wunde zu ziehen. War es doch Gebhard, indem er auf das Kelchglas blickte, als ſchaueten Hedwigs ſüße Augen weinend in ſein Herz, als wäre er ſelbſt der Jäger, der ſie zu Tode verletzt. Der Greis unterbrach des Jünglings ſtummes Nachſinnen. — Wie mußt' eurem ſeligen Va-

ter, ſagte er, das Herz lachen, wenn er nun am Pfingſtfeſte das ſchöne Werk eurer Hände in der aller Gottes-Englein-Kirche anſchauen konnte! Alle Künſtler und Meiſter haben nach ihren Kräften gerungen, ihr aber tragt den Kranz davon; wahrlich Danzig darf ſtolz auf eure Verdienſte ſeyn! Indeß der Alte Gebhard ſo angenehme Worte ſagte, blickte Irmentraut vom Stickrahmen auf, als wollte ſie ihm bedeuten, es ſey nun an der Zeit zu ſprechen.

Da ſtand Gebhard auf, trat feyerlich vor den Bürgermeiſter hin, und ſagte mit angenommener Beſcheidenheit: Wie hoch beglückt es mich, und wie tief beugt es mich zugleich, daß Ihr und meine theuren Mitbürger mich mit unverdientem Lobe preiſ't! das Schnitzwerk, das eure Nachſicht gelungen nennt, iſt jedoch kein Gegenſtand, würdig eurer Aufmerkſamkeit und eurer Huld. Die Zeit und Kraft, die ich darauf verwendet, war nicht von ſolchem Umfang, daß ſie ein würdigeres Streben verhindert hätte, deſſen Frucht bereits mir gereift iſt. Wollt Ihr, mein väterlicher Beſchützer und Freund, mir mit der ſchönen Jungfrau Irmentraut heut über drey Tage die Ehr erzeigen, ein ſchlechtes Mittagmahl mit Eurer Gegenwart zu würdigen, zu welchem ich ſämmtliche Bürgermeiſter, Schoffen und Rathsherren mit ihren Hausfrauen einladen werde, ſo hoffe

ich Euch mit einer bis jetzt hier unerhörten, ohne Zweifel meinen Mitbürgern höchst ersprießlichen Erfindung zu erfreuen, wozu ich den ersten Gedanken in Leyden und in England faßte, und welche hier an einem freudigen Licht der Schonheit und Huld, an der Hoffnung gereift ist, mich durch sie eines sußen Glückes würdig zu machen, nach welchem alle meine Wünsche ringen!

Der Alte lächelte die Beyden schalkhaft an, denn er merkte wohl, wie Irmentrauts Herz bey dieser Rede in Bewegung kam. Wir wollen kommen, mein Gebhard! sprach er freundlich, und wollen deine wundersame Erfindung schauen.

Da drückte Gebhard inbrünstig des Greises Hand an seine Lippen, und wie er vor Ungeduld und Seligkeit keine Rast hatte, both er der schönen Irmentraut eine gute Nacht und eilte freudig von dannen.

Andern Tages war ein gar geschäftiges Treiben in Gebhards Gehöft, dessen Obstgehege in der Vorstadt Neuengarten, unweit Hedwigs Hause, von einem klaren, vollen Bach durchrauscht, mit einer hohen Mauer umzogen war. Ein weites Gezelt wurde mitten auf dem grünen Plan vor dem Hause aufgeschlagen, hier sollte gespeis't werden, auch waren Spielleute beschieden, das Mahl mit lieblichen Tonen zu erfreuen. Der ersehnte Tag kam heran, da prangte die Tafel mit den

erlesensten Gerichten und seltensten Blumen. In schweren köstlich vergoldeten Crystallflaschen funkelte das dunkle Gold und der helle Purpur der edelsten Weine, so war der Reichthum der Kelche und Gläser, die um jedes Gedeck standen, nicht zu überschauen. Auch konnten die Augen der Gäste nicht lange darauf verweilen, weil die Wasserkunst, welche auf der Mitte der Tafel über die schönsten Blumen rieselte, bald alle Blicke auf sich zog. Diese war überwölbt von einer blühenden Myrthenstaude, auf deren leichten Ästen sich zwey grüne Vöglein wiegten, es waren die ausländischen, frommen, seltnen Vöglein, die vor Liebe mitsammen sterben, weßhalb auch sie die Unzertrennlichen heißen. Der ganze Anblick glich einer Bezauberung. Neben dem freudetrunkenen Gebhard saß die schöne Irmentraut, deren Reize bald die Augen der Gäste von Allem, was sie umgab, hinwegzogen, nnd für sich allein in Anspruch nahmen. Das schöne, einzige Paar! flüsterte Alles, doch nicht so verstohlen, daß die Liebenden nichts davon vernommen hätten; sie thaten aber nicht, als merkten sie etwas.

Doch so anmuthig auch der Platz an Irmentrauts Seite war, brannte doch Gebhards Seele vor Ungeduld, die Tafel möchte aufgehoben seyn, und seine wundersame Erfindung an das Licht kommen. Auch

Vater Schachmann war nicht so fröhlich, wie die übrigen Gäste, und sein Auge schaute bedenklich in die einem Bürgersmann nicht geziemende Pracht hinein. So wie die Sage von Talismanen spricht, die auf ihres Besitzers Brust heftig erzittern, wenn Gift in der Nähe ist, und ihn warnen; so war sein reines, redliches Herz ein Talismann, denn ein inneres Bangen sagte, wo Unheil verborgen lag. Es entging ihm nicht, daß Gebhard blaß wurde, als die Spielleute das holde deutsche Lied bliesen: „Wenn ich ein Vöglein wär!" Er wußte nicht, daß bey diesen Klängen eine mächtige, stachelnde Erinnerung in Gebhards Seele wach wurde: wie so oft hatt' er dieß Lied der süßen Hedwig gesungen, wenn am Sommerabende die Jungfrauen am Brunnen saßen, und Jünglinge sich zu ihnen gesellen durften; wie so oft hatt' er es von ihr gehört, wenn er sehnsuchtsvoll und ungesehn von Hedwig, die sein nur gedachte, Abends vor ihrem Fenster lauschte. Sie sang es dann leise, aber die zarten Töne machten sich dennoch Luft bis zu Gebhards Herzen. Dieß ganze holdselige Angedenken lebte nun in seiner Brust wieder auf, mit all seinen Wonnen, so daß ihm plötzlich klar wurde, ihm sey in jenen Friedenstagen des Lenzes der ersten Liebe viel freudiger zu Muth gewesen, als nun-

mehr, und er mitten im Geräuſch um ihn her in ſein düſteres Nachſinnen verſank.

Der Bürgermeiſter weckte Gebhard aus ſeinen Träumen, indem er ihm ſagte: Ihr habt uns herbeſchieden, mein junger Freund, uns eine neue Erfindung ſehen zu laſſen. Zeigt uns denn dieß ſchöne Kunſtwerk, eh der Tag ſich neigt, der früher endigen zu wollen ſcheint, als die Luſt eurer werthen Gäſte! da verbeugte ſich Gebhard, both Irmentraut den Arm, und führte ſie, begleitet von den Übrigen, durch das blühende Obſtgehege, den Rand des Baches entlang, nach einem Gebäude, deſſen Spitzen über grünes Buſchwerk hervorragten, das üppig drum herwuchs. Je mehr ſich die Anweſenden dieſem Ziele naheten, je lauter erklang das Rauſchen des Gewäſſers und der Mühlräder flinkes Treiben, die ſich bald im Abendglanz mit ihren leuchtenden Fluthen, von der reizendſten Wieſe umgrünt, den Blicken darbothen. Dieß Schauſpiel befremdete die Gäſte nicht, denn Gebhards Mühle war ein uraltes Familien-Eigenthum, nur daß ſie ſeit ſeines Vaters Ableben nicht mehr geſtellt worden war. Auch wußte man, daß ſeit des jungen Meiſters Wiederkehr an dieſer Mühle fleißig gearbeitet worden, doch ſeine aus der Fremde mitgebrachten und noch ſpäterhin nachgekommenen Geſellen, Engländer und Brabanter, vollbrachten den

Bau, und dieſe waren ſo ruhig mit der Zunge, als ſie regſam zur Arbeit waren.

Als der Bürgermeiſter die Mühle anſchaute, wurde es ihm warm um das Herz. Er wendete ſich alsbald Gebhard zu und ſagte: Ey, mein Sohn! Gott ſegne das Werk deiner Hand! Preiswürdig iſt das Streben, Gottes köſtliche Gabe, das liebe Korn recht nützlich und vorſichtig zu bereiten, ſicherlich haſt du etwas erſonnen, was Segen bringt, viel wackern Arbeitern Verdienſt gibt, und bey Waſſersnoth oder Dürre nicht gehindert werden kann, damit kein Mangel eintrete! da lächelte Irmentraut den Oheim mit ihrer ganzen Lieblichkeit an, und ſagte: Weit gefehlt, mein geliebter Ohm, Ihr ſchlagt des Meiſters Verdienſte viel zu gering an! Korn wird genug gemahlen: Arbeiter ſind meiſt ſchlechtes und loſes Volk, das den Brodherrn kränkt und betrügt, auch ſelten die gehörigen Einſichten hat; die Erfindung, die wir hier bewundern, hat einen viel andern preislichern Nutzen. Gebhard ſchöpfte den erſten Gedanken dazu, als er ſich in meiner Vaterſtadt Leyden aufhielt; er ſprach mit mir darüber, und ich rieth ihm, an wen er ſich zu wenden habe; das Übrige wurde ſo ſtill und wacker betrieben, daß niemand etwas davon erſpürt! Herr Schachmann blickte mißbilligend auf ſeine Nichte hin, die ſo vernehmlich und lange vor

ſo vielen Leuten geſprochen; Irmentraut fühlte, was dieſer Blick bedeute, und ſchwieg nunmehr mit Erröthen; Gebhard aber ließ die Thore des Gebäudes aufthun, und ein ſchmuckes, hohes Gewölbe ward ſichtbar, prangend mit zierlichen Glasſchränken, aus denen ein Gemiſch lieblicher Farben hervorſchaute, breite Bandrollen durchwoben mit ſilbernen und goldnen Ranken, funkelten den Frauen entgegen, die hier zu Lande noch nichts Ähnliches geſehen; die Sonne, wie neugierig, beäugelte den Raub durch die hohen Fenſter des Gewölbes mit ihren letzten ſcheidenden Strahlen.

Welch eine Pracht, welch ein Vorrath! rief der Bürgermeiſter aus, wahrlich, es gehörten viele Jahre und mehr als hundert Arbeiter dazu, ſolch einen Reichthum hervorzubringen! dieß alles, ſagte Gebhard, iſt das Werk von zwölf Arbeitern und einigen Kindern, die es in wenig Monden vollbracht. Ein wohlgeordnetes Getriebe, faſt wie ein Uhrwerk, durch den Mühlbach in Bewegung geſetzt, iſt die Seele dieſes Werks; ich nenne dieß eine Bandmühle. Dieſe eine Erfindung reicht hin, ich darf es behaupten, den Wohlſtand Danzigs zum unermeßlichen Reichthum zu ſteigern. Ich darf hoffen, daß ſich alle Kaufherrn mit mir zu dieſem Zwecke vereinigen werden, wir hängen dann nicht von der Willkühr oder den Geſundheitsumſtänden

der Arbeiter ab, bringen mit unglaublicher Schnelligkeit und geringen Unkosten eine Menge Waaren herbey, und vernichten die Bemühungen der übrigen Städte.

Warum, fuhr Gebhard nach einer kleinen Pause, indeß ein Jeder den Andern schweigend anstarrte, fort, warum, edle Herren, soll man Menschen eine Arbeit auftragen, die durch todte Werkzeuge hervorgebracht werden kann? der Mensch ist weder so zuverlässig als ein guter Mechanismus, noch ist es gut, daß die Masse des Volks immerdar auf eine dumpf hinwirkende, eingelernte Thätigkeit beschränkt sey. Laßt die Menschheit sich eine Stufe höher schwingen, sind ja doch Pflug und Egge, und die Kornmühle selbst auch nichts anders als meine Handmühle, da vor Alters des Menschen Hand mit hoher Noth den Acker mit dem Grabscheit bestellte, und mühsam das Korn zerstampfte, ohne daß das Mehl so vortrefflich, wie jetzt, geworden sey! dieß Alles brachte Gebhard mit schon sinkender Stimme hervor, denn er sah Herrn Bartholomäus Schachmann sehr bleich und ernst vor sich herstarren, die drey andern Bürgermeister sich einander mit fragenden und trüben Mienen ansehen, und die Wohlwollenden schmerzlich auf ihn blicken.

Die Frauen aber, die immer schnell wahrnehmen, was geschieht, hatten sich schon behutsam entfernt, eh

noch der Bürgermeiſter, das allgemeine Schweigen unterbrechend, faſt unvernehmlich ſagte: zeigt uns das Kunſtwerk, Herr Gebhard! da führte Gebhard die Männer hinab in die Mühle, wo eben die größte Thätigkeit herrſchte, der Anblick des durch die ſchäumenden Waſſerräder ſchnell und kühn geſchwungenen Mechanismus, der zarten Kinder, welche die Fäden bereit legten, der jungen Frauen und Männer, die mit Sicherheit und wie zur Luſt hier eine leichte Handhabe drehten, anderwärts die fertigen Enden aufrollten, dort ein neues Gewebe anlegten, ſetzte ſelbſt den vielgereiſten Schachmann in Erſtaunen, wie viel mehr die andern, obwohl gelehrten und weiſen, doch mit einer dazumahl ſo ganz unerhörten Sache unbekannten Herrn. Der oberſte Bürgermeiſter betrachtete Alles mit der höchſten Aufmerkſamkeit, und winkte dann allen Anweſenden, daß ſie ſich wieder mit ihm hinaus begeben möchten; dort begann er eine leiſe Unterredung mit den zwey andern Bürgermeiſtern, die ihm an Würde faſt gleich ſtanden, während deſſen ein dumpfes Schweigen herrſchte. Nunmehr wendete ſich der Greis zu Gebhard, ſprechend: nie iſt mir mein Beruf ſo ſchmerzlich geweſen, als heut; doch Gottes Wille geſchehe! Gebhard! wir müſſen Euch, Kraft der uns von Caſimirus verliehenen königlichen Gewalt die Schlüſſel dieſer Bandmühle ab-

fordern, und Euch bedeuten, Euch Morgen in den Thurm zu begeben, über das Übrige wird der Allmächtige walten, nach seinem heiligen Beschluß! Gebhard stand bey diesen Worten leichenblaß erstarrt zur Bildsäule, alles schwieg dumpf, da setzte noch der Bürgermeister mit mühsam verhaltenen Thränen hinzu: O! ihr frommen ersten Hochmeister, die ihr noch mit Recht Christen und Ritter hießet, und deren Steingebilde dort vom Berg so groß und mild auf dieß Mühlenthal herabschauen, das dachtet ihr wohl nicht, als ihr mit Feuer und Schwert das Heidenthum vom Preußischen Boden tilgtet, daß auch hier nach so viel hundert Jahren noch immer ein heilloser Götzendienst getrieben werden sollte! Das schnöde Gold ist jetzt der Welt Abgott, und ihm werden auch Menschenopfer gebracht! O, großer Gott! wolle es in Gnaden wenden! der Greis schwieg eine Weile, wie bethend, und sagte dann zu Gebhard: Fahret wohl, bethörter Jüngling! und mög es Euch Gott verzeihen, daß ich Euch nun mit so großen Schmerzen aus meinem Herzen reißen muß, worin Ihr Wurzel gefaßt hattet, gleich als wäret Ihr mein eigenes Kind gewesen!

Gebhard faßte nun mühsam seine Besinnungskraft zusammen, er sah, wie dem Bürgermeister zu Muth war, und merkte es Allen an, daß es mit seiner Unternehmung, Rücksichts der Stadtgesetze, eine traurige

Bewandtniß haben müſſe. Ihm lag in dem Augenblick wenig daran, ſie zu wiſſen, fühlte er ſich doch von Irmentraut verlaſſen, an der ſein Leben hing! Was ſollte ihm ein Daſeyn und ein Wirken, das ſie nicht mehr durch Liebe beſeligte? Er ſtarrte betäubt vor ſich hin und ſah es kaum, wie ſich Alle ſchweigend und traurig entfernten; er war auf den Wieſenplan vor der Mühle angelangt, und wußte nicht wie, hatte auch nicht bemerkt, daß dieſe von Gerichtsdienern verſchloſſen und verſiegelt worden. Die Räder ſtanden nun, ihm war als ſtände ſein eigen Herz auch nun ſo ſtill; der friedliche Mond war hinter den Waldbergen aufgegangen, kein Laut vernehmbar, der Abend gewitterſchwül, ſehnſüchtig und mächtig rangen die Düfte aus den gepreßten Blumenkelchen nach Luft, fernher tönte die Vethglocke, Gebhard konnte nicht bethen; er wankte in ſein Schlafgemach, und warf ſich vor ſein Lager hin. Als er dort keine Ruhe fand, und ſein Herz ihm immer zurief: nicht alſo würde Hedwig dich verlaſſen haben; da eilt' er aus dem Hauſe, um die Ecke, vermeinend Troſt zu finden, wenn er Licht an dem kleinen Fenſter ſähe, welches ihm in ſchönrer Zeit aus dem Grünen, wie ein Stern geleuchtet. Er ſah das liebe Haus wunderklar im Mondlicht, doch war alles ſtill, die Laden zu, die Thür verſchloſſen. Sie iſt wohl todt! dachte

Gebhard; er wußte nicht, daß sie vor Kurzem mit ihrer Muhme in ein fernes Land gezogen war, denn sie gedachte dort ruhiger zu sterben.

Lang und vielfach wären die Berathungen über Gebhards Sache, da man sein Unternehmen als dem gemeinsamen Besten höchst gefährlich betrachtete, durch dessen Gedeihen einer ganzen Gewerkszunft Untergang bereitet werden konnte, tausend fleißige und geschickte Männer um das Brod kamen, und nur die Kaufleute reich geworden wären, die Alle einmüthig verschmähten ihr Gewissen zu beflecken.

Gebhard hatte im jugendlichen Dünkel versäumt, die Erlaubniß des Raths nachzusuchen; die Willkühr, mit der er alles betrieben, verdiente lebenslängliches Gefängniß, der Versuch einer Menge von Bürgern ihr Brod zu entreißen, machte ihn noch strafbarer; sein Leben war verwirkt, und die Gefahr um so größer, als alle, deren Erwerb durch seine Unternehmung gefährdet gewesen wäre, ihn für einen eigensüchtigen und habgierigen Menschen ansahen, und Mancher ihm im Stillen den Tod geschworen, Falls er frey würde. Gebhard hatte noch den Schmerz, dieß Alles im Gefängniß zu erfahren, und seine Erbitterung gegen die Mitbürger, die seine bessere Absicht verkannten, die nicht einsehen

wollten, daß nur Ehrgeiz, nicht niedrige Gewinnsucht ihn geleitet, stieg auf den höchsten Punct, als das Urtheil ihm mitgetheilt wurde, das ihn seines Vermögens beraubte, und ihn auf ewige Zeiten aus dem Gebieth der freyen Reichsstadt Danzig verwies. Laut murrte das junge stolze Herz über diesen Spruch, und der Bethörte genoß einige Stunden der Wonne voll Schmerz, sich für einen Märtyrer der guten Sache zu halten; als er jedoch erfuhr, daß Irmentraut, kaum drey Wochen, nachdem er in das Gefängniß geführt worden, einem reichen Handelsmann ihre Hand gegeben, da brach sein Stolz mit seinem Herzen, der Wahn seines Lebens wich von ihm, und er begann zu glauben, es sey ihm Recht geschehen.

Es war ein schöner, kühler Morgen im August, als Gebhard der Hast entlassen, über das Feld ging, unbekümmert, wohin seine Schritte ihn trügen, noch was er fortan beginnen würde. Alle Vöglein im Felde jubelten dem jungen Tag entgegen, durch das reife, goldne Korn führte ein schlängelnder Pfad nach dem Walde, der östlich lag, wundersam von der Morgensonne geröthet. Da rauschten zahllose Quellen im Grünen, funkelnd und duftend, die Wipfel wiegten sich säuselnd im Morgenwinde, und alle Vöglein sangen

ihre ſüßen Melodien wie Engelsgrüße durch den Wald. Die hellen Blicke der blauen Vergißmeinnicht ſchauten durch goldne und purpurne Feldblumen auch ſo anmuthig auf zu Gebhard, daß ihm war, als wären es Hedwigs Augen, die rothen Lippen die ihm zwiſchen goldnen Locken hindurch zublickten. Wer weiß, ſie ſchlummert wohl dort unten, ſagt' er dann in ſich hinein, und vom Himmel, wo ihr ſo reines und getreues Herz nun wohnt, ſpiegeln ſich die lieben Augen in den Blumen, und wollen mir Troſt verheißen! Ach! das holde Mägdlein iſt gewiß im Himmel ſo ſchön, wie auf Erden ihr Herz war! Und wie nun Gebhard alſo dieſen Gedanken nachhing, da ward ihm ſo weh, als müßte er nun auch gleich ſterben, und er legte ſich in die thauhellen Blumen und weinte ſich aus.

Nicht weit von dem anmuthigen Schattenplatz, wo Gebhard lag, ſtand ein kleines weißes Haus, umrankt von Reben, es ſah von der Anhöhe ſo einladend hinunter, daß Gebhard, wie er es beym Erwachen aus ſeinem kurzen Schlummer erblickte, vermeinte, er müſſe dort einigen Troſt finden. Indem er die Anhöhe hinaufging, wo aufgeblühte blaue Aſtern und purpurne Nelken den Steg ſchmückten, und bey jedem Schritt der Blick in das Thal freyer und holder ward, wie die

Waſſer unten rauſchten, Nachtigallen ſchlugen, und der volle Mond vom noch ſonnigen Himmel, wie ein ſüßer Ahnungtraum niederſchaute, wie im blumenreichen Raſen am Brunnen Kinder, ſchön, wie lebendige Blumen, ſpielten, und jede der Umgebungen des Häuschens Friede, Heiterkeit des Daſeyns in ſtiller Beſchränkung verhieß, dazu ein blühendes, junges Weib den Schnee des feines Linnens, das ſie wohl ſelbſt im Winter geſponnen, auf den Raſen breitete, und mit lindem Regen aus der Quelle tränkte, die Sonne das aufgeſteckte Haar um das roſige, heitre Angeſicht vergoldete, die weißen Arme mit dem Waſſerkrug in reitzender Bewegung ſchimmerten, da meinte Gebhard: dieß könnte Hedwig ſeyn, und ſolch eine ſtille Hütte in Frieden und Liebe mein, dort im Graſe könnten meine Kinder ſpielen, und hier im Herzen würde es blühender und heller noch ſeyn, als im grünen Walde, und im blumigen Quellenthale! O, wie iſt mein Herz ſo ſchlimm verlockt worden, und wie hat der Böſe mich in einem goldnen Netze als blutende Beute gefaßt! Gebhard blieb noch ſtehen, verſinkend in ſeine Gedanken, und hörte kaum auf die anmuthige Stimme des jungen Weibes, das zu ſeiner Arbeit ſang. Nur die tiefen Trauertöne weckten ihn aus ſeinem Nachſinnen, mit welchen ſie folgendes Lied über die Wieſe hin hauchte:

Was mehr als Tod ſey herbe
Du bleiche Maid ſag an!
„Was mehr als Tod ſey herbe,
Ich dir wohl ſagen kann!"

„Mehr als der Tod iſt herbe,
Das glaube du mir feſt,
Mehr als der Tod iſt herbe,
Wann Lieb von Liebe läßt!"

Ja wohl! ſeufzte Gebhard, und war nunmehr entſchloſſen, die ſchöne Frau anzureden, und um Nachweiſung ſeines Wegs zu bitten. Er that es ſittig und anmuthig, wie ſeine Weiſe war. Freundlich gab ihm die Frau Beſcheid, und both ihm einen ihrer Knaben an, ihn auf den Weg nach dem nächſten Städtchen zu bringen, doch' kaum hatt' ihn der muntre Knabe bey der Hand genommen, ſo rief die Mutter ihn zurück, erinnernd es ſey ſchon ſpät, ob er nicht zu Nacht eſſen, und eine Lagerſtatt annehmen wolle? Es war Gebhard ſo wohl an dieſer Stelle geworden, und die heitern Augen des jungen Weibes lachten ihm ſo mild in das Herz, daß er gern umkehrte, auch ſah er einen Jägersmann den Fußſteig heraufkommen, dem das liebliche Geſchöpf entgegen eilte, und die vor Freude noch höher geröthete Wange zum Kuße both.

Nach einem kurzen Gespräch mit der Frau trat auch der braune Jägersmann, eine hohe Gestalt voll Milde und Herzlichkeit, zu ihm hin, und hieß ihm willkommen. Der Nacht-Imbiß wurde unter dem uralten Nußbaum am Brunn aufgetragen, alles aß fröhlich, auch Gebhard fühlte sein Herz erquickt. Er legte sich in der mondhellen Kammer, in die er geführt wurde, zur Ruhe, schlief ein, und träumte vom Wiedersehen der ersten Liebe seines Herzens. Als er erwachte, fühlte er sich so süß erlabt, und so wundersam war ihm zu Muth, als sey das Böse, daß ihm widerfahren und das Unrecht, das er begangen, ein banger Traum gewesen, und er müsse Hedwig finden, liebevoll, wie sonst, und sie ihm zu eigen werden. Plötzlich fiel es ihm ein, daß er ja nicht wisse, wo er sie aufsuchen solle, und er versank wieder in die alte Traurigkeit. Da kam der Jägersmann auf seine Kammer, und fragte ihn, ob er nicht das Morgenbrod unter dem Nußbaume mit ihnen genießen wolle, sagte ihm auch, sie könnten dann mitsammen nach dem nächsten Städtchen gehen, da er heut dort hin müßte. Seufzend sprach Gebhard ja, und setzte hinzu: führt mich Heimathlosen immerhin, wo ihr wollt, ist's ja doch einerley, wohin ich mich wende! Ich finde sie doch nicht wieder. Als nun der Jägersmann ihn fragte, wenn er denn suche, sprach Gebhard: Ach,

mein guter Wirth, ich ſuche die junge Braut meines Herzens, und weiß nicht, wo ſie wohnt; ſie hat ſich um mich gehärmt und iſt weggezogen. Niemand weiß wohin, mir aber iſt, als müßte ſie ſchon im Himmel wohnen! So meine ich nicht, ſprach der Jägersmann, glaubt mir nur, wenn ſie Euch ſo geliebt hat, und wäre geſtorben, ſie müßt' Euch ſchon ein Zeichen gegeben haben, denn wenn ein liebes Herz bricht, kann das nicht ſo ſtill geſchehen, wer weiß, wie bald empfangt ihr ein Zeichen, daß ſie lebt! Gebhard ſchüttelte wehmüthig das Haupt, da trat ein kleiner Knabe des Jägers, mit dem Gebhard geſtern viel geſpielt, hinein in die Thür, ſtreckte das runde Händchen nach dem lieben Gaſte hin, und reichte ihm ein weißes Veilchen, eine Nachblüthe des längſt entſchwundenen Frühlings; Gebhard ergriff die Blume, und fühlte ſich im innerſten Herzen ſüß erſchüttert. Ja ſie lebt noch, rief er aus, ich weiß es nun, und hin zu ihr werd ich finden! dann küßte er den kindlichen Verheißung-Engel, trank die perlende Milch unter dem Nußbaume, beſchenkte die Kleinen und ſchied herzlich und froh; daß weiße Veilchen aber barg er wieder in dem kleinen Schmuckkäſtchen, wo noch das Erſte lag, und verwahrte es wohl. Unterwegs, wie der ganze Wald ſo grün und herrlich leuchtete, klang, duf-

tete und rauſchte, ſang auch Gebhard in die allgemeine Luſt hinein, „Hoffen hat gar ſtarke Macht!"

Wohl vielen iſt es begegnet, daß ſie meinten, für ſie ſey ein Wunder geſchehen, ihr Herz zu ſtärken, und ihnen guten Muth zuzuflößen, wenn irgend ein Ereigniß mit ihren innerſten Wünſchen ſeltſam verheißend zuſammen traf, dann aber wiederum kleingläubig wurden, wenn der Verheißung nicht gleich die Gewährung folgte. Alſo ging es auch Gebhard, der, von Stadt zu Stadt wandernd, und nichts von Hedwig entdeckend, kleingläubig wurde, um ſo mehr, da ein Reiſender ihm ſagte, das Begegniß mit dem weißen Veilchen ſey gar kein Wunder, es haben auch in Danzig vor einigen Jahren, grad am St. Urſula Tage, am 21. October, die weißen Roſen wieder geblüht, dieß ſey aber ganz natürlich zugegangen, weil der Spätherbſt ſo ſchön, und die Sonnenhitze ſo groß geweſen, und habe nichts auf ſich gehabt. Gebhard wußte nicht mehr, was er meinen ſollte, noch wohin ſich wenden, und nach langem Umherirren ſagte ihm ſein Herz, daß es ſträflich ſey, immerfort ſo müßig zu wandern, da er vielleicht eben ſeinem Glücke den Rücken wende. Zudem fielen ſchon die letzten Blätter von den Bäumen, der Nordwind übte ſeine ſtarke Macht, alle Luſt war von den Fluren geſchieden. Gebhard war den Rhein hinauf bis in die

Nähe des Solinger-Waldes gekommen; die Städtlein in der Runde, so luſtig zwiſchen Wieſen und Waldbergen gelegen, lockten ihn an, und er beſchloß ſich in einem derſelben ſeinen Aufenthalt für den Winter auszumachen, indem er daſelbſt Arbeit ſuchte. Er kehrte mit dieſen Gedanken in die nächſte Stadt ein, die groß und freundlich, umgeben von grünen Auen, umwunden von einem heitern Gewäſſer, angelehnt an Waldhügeln, mit ihren ſchönen Thürmen die Ebene beherrſchte. Hier kehrte unſer Wandrer zur Mittagszeit in eine der wohleingerichteten Herbergen ein, und fand die Tafel ſchon beſetzt mit Gäſten, deren Anſehn ihn durch Würde und Heiterkeit anzog, und die den Eintretenden freundlich willkommen hießen. Es mußte ſich zu der Stunde ſo wunderbar fügen, daß ein alter Herr, der von Danzig kam, daſelbſt die Aller-Gottes-Englein-Kirche geſehn, und das Schnitzwerk an Orgel, Chor, Hochaltar und Bethſtühle, Gebhards Werk, ſo feurig anpries, daß dem Jünglinge unaufhaltſam die Thränen über die Wangen rollten, und er von der Tafel aufſtehen, und ſich entfernen mußte. Der alte Herr, der Gebhard gegenüber geſeſſen, hatte ſeine Gemüthsbewegungen wahrgenommen, er eilte dem ſchönen Fremdling theilnehmend nach, und fragte ihn, was ihm geſchehen? da weinte Gebhard noch heftiger und ſagte:

Ehrwürdiger Herr! dieſe ſchuldbeladenen Hände haben jenes Werk, das ihr zu preiſen die Milde habt, vollbracht. Wie konnt es nur ſeyn, daß die Engel und Seraphin mit Blumengewinden, die ſich als Kränze um die heilige Stätte woben, ſo ſanft lächelnd aus meinen Händen hervorgingen, und jedes Herz rührten, da der Böſe in meinen Herzen war? Wie? rief der Alte, ſeh ich in Euch den jungen, wackern Meiſter Gebhard, den ein ſchwerer, aber verzeihlicher Irrthum, und eine böſe Verlockung, allen Guten zum Schmerz in das Unglück ſtürzte? Ey ſeyd mir zu Tauſendmahl willkommen! ſeyd getroſt und folget mir, ihr ſollt noch aller eurer Drangſale vergeſſen! Gebhard meinte, da er in des Alten milde Augen ſchaute, ein Engel wolle ihm Troſt verheißen, er ergriff die dargebothene Hand, und folgte dem Unbekannten in die Gaſtſtube nach, dieſer aber verweilte nicht daſelbſt, ſondern ergriff bloß Mantel und Barett, bat Gebhard ein Gleiches zu thun, und hieß ihn mit ſich gehen; der Jüngling ſchwankte ihm, wie im Traume nach.

Erſt nachdem die Beyden einige Gaſſen hinunter gegangen, und auf dem ſchönen Marktplatz verweilten, wo der Springbrunnen, von Pappeln umgeben, rauſchte, und Rathhaus und Hauptkirche, Denkmale einer großen Vergangenheit auf den Wechſel der Dinge und

das Gewühl der Menſchen, wie mahnend, niederſchauten, betrachtete Gebhard ſeinen Führer genauer, Ihm ging plötzlich eine Erinnerung auf, es war ihm als müſſe er das freundliche Angeſicht voll Ernſt und tiefer Wehmuth ſchon geſehen haben, beſonders die großen Augen, die ſein Herz durchſchauen zu wollen ſchienen, und die jugendlich dunkeln, ſcharfgezogenen Augenbraunen, um welche her weich und beſänftigend der Schnee weißer Locken ſich wob, doch wußt' er auch wieder nicht, was dieß für eine Erinnerung ſey, bey der ihm bang und wohl zugleich wurde. Der Alte mochte merken, was in Gebhard vorging, denn er lächelte ihn ſeltſam und doch freundlich an, nahm ihn bey der Hand, und bat ihn weiter zu kommen. An einem kleinen, ſchönen Hauſe ſtand er ſtill und ließ den Pfortenring ſchallen; alsbald öffnete eine Frau die Thür, die, nachdem ſie den Heimkehrenden willkommen geheißen, Gebhard überraſcht anſchaute, und er ſie nicht minder, denn er erkannte nun in der ſeinem Führer ſehr ähnlichen Frau die Geſtalt, die er an Hedwigs Fenſter am erſten May geſehen. Sarah war es, die hier mit Hedwig bey ihrem Bruder, einem wackern Doctor der Rechtsgelahrtheit, wohnte, und ſo wie Gebhard ſie erkannte, rief er aus: O, du gutes weißes Veilchen, du hatteſt dennoch Recht! Wo iſt Hedwig, darf ich ſie begrüßen? Von dieſen

Worten hochst überrascht, sagte Sarah: Was wisset Ihr, Herr Gebhard von weißen Veilchen? hattet ihr Kunde von meiner Base Hedwig? Keine andre, sprach Gebhard, als die, welche mir diese Blume gab; er zog bey diesen Worten das Kästchen hervor, und reichte das sorgfältig und glatt aufgetrocknete Veilchen der lächelnden Sarah, indem er hinzu fügte; es mußte im August blühen, um mir zu sagen, Hedwig sey nicht gestorben. O, theure Frau! bringt es ihr, und bittet die holde Jungfrau den Landsmann freundlich willkommen zu heißen! Ich will es gut bestellen, lächelte Sarah, geht nur mit meinem Bruder auf sein Zimmer; er führte Euch in dieß Haus, so seyd denn darin schönstens willkommen geheißen! Gebhard folgte nun seinem Führer in ein schöngewölbtes weißes Zimmer, dessen Fenster mit herrlichen Glasmahlereyen verziert waren. Hier ließen sich Beyde auf den schweren, reichen Sessel nieder, und Doctor Frowein begann zu sprechen:

Ich weiß Euer ganzes Schicksal, mein armer Gebhard, und ich kann in Euren Augen lesen, die mir Euer Herz sagen. Weltlust und Hoffart sind von Euch gewichen, Ihr gehört wiederum der Liebe und dem stillen redlichen Treiben Eurer Kunst an. Wollt Ihr uns unsre neue Kirche schmücken helfen? Wollt Ihr bey uns bleiben? Ihr sollt eine Heimath finden, Brod, Ehre und

Frieden. Vergeßt Eurer Leiden Schmerz, aber nicht Eurer Leiden Lebenslehre! Kann ich denn an mich denken, sprach Gebhard, so lange ich nicht weiß, wie die Holde für mich gesinnt ist, der meine erste und heilige Treue gehört? O, laßt sie mich sehen, die süßen Augen sollen noch einmal auf mich mit der alten Liebe blicken, dann will ich gern sterben! Ach! wäre ich doch gestorben, eh ich aus der Fremde wiederkam, sie hätte mich in ihrem keuschen Herzen getragen bis in den Tod, ich hätte sie nie betrübt, und bald, ja bald wären wir beysammen, da wo die rechte Heimath ist! Sprecht Ihr von meiner Base Hedwig, fragte Frowein, da seyd Ihr nur getrost, sie ist genesen, und gedenkt Eurer in Liebe, Ihr sollt sie bald sehen, laßt nur meine Schwester gewähren, die weiß, wie das zarte Herz berührt seyn will.

Indem kam Sarah in das Zimmer, und sagte freundlich zu Gebhard: kommt nun, meine Hedwig zu sehen. Sie hat das weiße Veilchen an ihr Herz genommen, das ja auch eine demuthvolle weiße Blüthe ist, die sich gen Himmel wendet. Auch sie dankt den lieben Veilchen manchen Trost, denn wißt, daß die, welche Ihr, Gebhard, ihr schenktet, Wurzel gefaßt, und noch diesen Frühling geblüht haben! O, Gott! rief Gebhard aus, wie seyd Ihr so gut und trostreich, laßt mich sie nun sehen, den Engel der Milde, dessen ich unwerth bin!

Da trat Hedwig selbst in das Zimmer, abgehärmt, mit Thränen in den himmelklaren, blauen Augen, wie die süßeste Rose geröthet von der Liebe, des Glückes Morgenroth. Sie senkte die perlenschweren Augenlieder, aber sie bot dem Geliebten die weiße Hand, und Gebhard bedeckte sie mit innigen Küssen, zog die Hand an sein Herz und sprach: Nun bist du mein, nun bin ich dein, so stark soll selbst der Tod nicht seyn, daß er uns möge scheiden! Sarah und ihr Bruder traten hinzu, nahmen das nun so selige Paar an ihr Herz, und reichten beyden Goldringe, die sie selbst von ihrer Verlobung her noch trugen; Gebhard und Hedwig, süß überrascht, wechselten die Ringe, und gaben sich den ersten Kuß, indem sie den Segen der zwey Geschwister empfingen, und wie nun Hedwig das glühende Angesicht freudematt an Sarahs Herzen verbarg, da sagte diese: Siehst du's nun, meine Hedwig? nicht umsonst ist das weiße Veilchen aufgeblüht, und nicht umsonst habe ich so oft gesungen: Hoffen hat gar starke Macht!

Yiolda.

Der tapfere Kriegsheld Marquis Varambon, Ritter des goldnen Vließes, lag mit seinen Mannen vor der kleinen, doch starken Festung Bielenberg, bey Reinberg in den Niederlanden, welche, wohl versehn, mit Geschütz und Lebensmitteln, unbezwinglich durch die Tapferkeit ihrer Vertheidiger lange allen Feinden trotzte, bis Varambon Sturm lief, und die erschöpften Streiter, Mann für Mann hinsinkend auf den durchbrochnen Mauern, ihre heldenmüthige Seele aushauchten, und noch im Tode den Stürmenden dräuend, ihnen den Platz streitig machen zu wollen schienen.

Glühend von Rachewuth hielten die Spanier ihren Einzug, der Feldherr hatte die unglückliche Stadt ihnen völlig Preis gegeben, auf den Trümmern der brennenden Wohnsitze wurden Schandthaten, bisher unerhört, verübt, jammernde Mütter mußten die Schmach ihrer Töchter mit ansehn, das Kind in der Wiege wurde nicht verschont, alle Leidenschaften wütheten mit unter den Flammenhaufen, die von allen Seiten empor loderten, und das Jammergeschrey der Wehrlosen vermischte sich

mit dem Jubel der viehiſchen Sieger. Der Feldherr wollte dem Unheil ſteuern, aber nichts vermochte ſein Wink über die Wuth, die keinen Zügel mehr kannte. Wofür haſt du uns verheißen, wir ſollten all unſer Geluſt an den Feſtungsbewohnern üben, raſeten ihm die Soldaten entgegen: Wofür liegen die Gräben voll von den Leichnamen unſrer Brüder? Dein Verdienſt iſt's nicht, daß wir nicht dort zermalmt, wie jene, verſchmachten, und für Morgen ſteht uns Niemand ein, alſo wehre uns nicht, ſonſt gehorchen wir nicht wieder! Du haſt dich verrechnet, wenn du uns erſt zu locken, dann zu zügeln gedachteſt!

Seufzend mußte Varambon ſich fügen, gefeſſelt durch ſein unbeſonnenes Verſprechen. Endlich, als ſich die Wellen gelegt, als an den Lebenden kein Frevel mehr zu verüben war, wendete ſich die ungeſättigte Wuth der Sieger auf die Todten, deren blaße Leichname am Fuß der zerbröckelten Mauern noch unberührt gelegen.

Der Feldherr ſelbſt eilte herbey, als er dieß Beginnen erfuhr, um, wo möglich, dem Übermaß der Rohheit und Wuth zu ſteuern. Eben, als er in Begleitung der Trefflichſten ſeines Regiments ſich dem blutigen Schauplatz nahte, erſcholl ein wüthender Ruf: trennt ſie nicht, Barbaren! nehmt mein Leben, nehmt

meine Kostbarkeiten! habt Mitleid, daß Gott sich Eurer erbarmen möge! Aufmerksam auf dieß seltsame Ereigniß spornte den Marquis seinen Andalusier nach der Stelle, woher die Stimme erschollen, die bereits unter dem Geklirr der Degen, und den Geschrey der Soldaten sich nur in erstickten Wehklagen noch hören ließ. Varambon eilte noch eben zu rechter Zeit herbey, um den Todesstreich aufzuhaltem, welchen ein Biskayer dem Deutschen, einen schlanken blonden Jüngling, von wunderbarer schöner Gestalt und edler Haltung, versetzen wollte.

Vergebens hatte nähmlich der feindliche Officier zu den Hispaniern gefleht, die sehr wenig Deutsch verstanden, und denen Beutelust und Rachgier die Sinne noch mehr verwirrten. Schwerverwundet, die blonden Locken träufend von Blut, die großen blauen Augen verzweifelnd, wie fragend, ob noch ein Gott walte, gen Himmel gehoben, wurde nun der Löwenkühne Jüngling, der sich allein gegen den rohen Haufen zur Wehre gestellt, auf Varambon's Ruf vor den Feldherrn hingeführt, und von diesem befragt, woran er denn die Spanier eigentlich habe verhindern wollen? Sehet dort, edler Held, gab Adelhard (so hieß der Jüngling) zur Antwort: sehet dort die zwey Krieger, die, verstrickt in unauflöslicher Umarmung auf den Trüm-

mern des Platzes entseelet liegen, den sie, wenn nicht von der Schmach der Erstürmung gerettet, gleichwohl mit ihrem Blute getränkt.

Diese Krieger wollten Eure Hispanier von einander reißen. Duldet nicht, hoher Feldherr, daß ein solcher Frevel verübt werde! Gern will ich sterben, nachdem mir Eure Huld wird zugesichert haben, daß diese Beyden, ungetrennt in eine Gruft, und meine Hülle neben der ihrigen bestattet werde. O, befleckt nicht Euren hohen Siegesruhm durch ein Übermaß der Fühllosigkeit, wie es die Weigerung der Bitte seyn würde, die ich mit dem letztem Odemzug an Euch richte.

Das Unglück übt über große Gemüther unwiderstehliche Gewalt, Barambon zog einen prachtvollen Ring von seinem Finger, warf ihn den Spaniern zu, und rief. Hier Entschädigung für die Beute, ehret das Unglück und die Todten!

Gierig griffen die Krieger nach der Gabe des Marquis, mit einem Murren, das wie Dank klingen sollte, zogen sie sich zurück, ihren Durst an neuen Gegenständen endloser Rache zu stillen. Adelhart aber warf sich erschöpft auf die Leichname nieder, und rief unter einer Fluth von strömenden Thränen. Theure Schatten! blicket herab, ich habe Eure sterbliche Hülle vor Schmach gerettet!

Erzählt uns, so es der Schmerz Eurer Wunden zuläßt, sprach nunmehr Barambon, wer diese Todten sind, und welchen Antheil ihr an ihrem traurigen Schicksal nehmet? Berichtet uns auch, so es Euch gefällt, woher ihr seyd, und weß Stammes entsprossen, denn Eure Thaten geben Zeugniß von edler Abkunft, zu welchen sich ein hoher Adel der Seele gesellt.

Mein Nahme ist Adelhard, erwiederte der Jüngling, aus tapfern und edeln Hessenstamm bin ich, der letzte Sproß, geboren. Meine Jugend verlebt ich am Hofe unsers Fürsten bey Übung der Waffen und jedem, einem Edeln anständigen Thuns. Dieser, dessen Blut wie Rubinen, die schönen Wangen überfluthen würde, wenn nicht die Thränen eines Engels sein von den Schatten des Todes umhülltes Antlitz überströmten, ist der Freund meiner Kindheit, der Gespiele meiner Jugend. Orest und Pylades, Castor und Pollux liebten sich nicht inniger, als wir, und es nannten uns Alle, die uns kannten, nur die Unzertrennlichen, wie uns denn auch Sturm und Drang des grausamsten Kampfes nicht trennen konnte, und selbst der Tod nicht so stark ist, daß er mich von meinem Ingomar scheiden könnte. — Hier hielt Adelhard, erschöpft von Reden ein.

Wer aber, rief der Marquis, ist der überaus zarte

wunderſchlanke Jüngling mit dem ſeidnen Goldgelock um die blendende Stirne, der den Todten, ſelbſt todt, ſo unauflöslich umfaßt hält? kein Marmorbild der Vorzeit war je ſo rührend, noch ſo ſchön! Noch unverwüſtet von des Todes Hand ſind die Blüthen der Anmuth und Holdſeligkeit auf dem feinen Antlitz, eher dem eines Mädchens gleich, und die Hand, wie eine Lilie zart, mit dem blauen Geäder, ſcheint der Waffen ungewohnt. Ja, wie die Huldgeſtalt, angeſchmiegt, wie eine Line um den Fels, den dunkelgelockten Mann umwindet, verräth der ſchlanke Hals, und der gewölbte Bau der Bruſt, von der die Rohheit der Krieger das Kleid abgeriſſen, daß nicht ein Jüngling hier, ſondern eine zarte Jungfrau den Tod gefunden; wie aber kömmt dieſe dazu, im Waffenſchmuck verhüllt zu ſeyn, und hier den Heldentod zu ſuchen?

Ich preiſe mein Geſchick, entgegnete der bleiche Adelhard, daß mir noch Lebenskraft bleibt, um meiner getreuen Liebe und Freundſchaft das Denkmahl zu ſtiften, daß ich ſo preiswürdigen Helden eine That der glühendſten und unglücklichſten Liebe zum Gedächtniß übergeben kann. —

An unſers Fürſten Hofe, prangte unter den Fräulein, die daſelbſt an Schönheit und Talenten miteinander wetteiferten, Hiolda, eine Waiſe, aus Däniſchem

edelm Geſchlecht, die mit ihrer Stiefmutter, eine der fühlloſeſten und übermüthigſten Frauen, die je gelebt, nach ihres Vaters Tode mit nach Deutſchland, nach Heſſen, dem Geburtsort der ſtolzen Aliſe, gekommen war, und bey der Fürſtinn die Stelle eines Hoffräuleins bekleidete.

Seht ſie ſelbſt, ihr edlen Hiſpanier, noch im Tode ſchön, und wundert euch nicht, wenn Ingomar und ich, beyde von der heftigſten Gluth der Liebe für dieß Abbild und Muſter aller Vollkommenheit, entzündet waren! Hioldas Herz aber neigte ſich mit unverkennbarer Liebe zu Ingomar, und nach den heftigſten Kämpfen mit mir ſelbſt, in denen mein beſſeres Ich ſiegte, blieb mir nichts übrig, als meine zertrümmerte Hoffnungen, meine Seufzer und Thränen in mein tiefſtes Herz zu vergraben, und aus der Aſche meiner Liebegluth den Phönix meines Glückes, in der Glückſeligkeit der zwey ſchönſten Herzen hienieden wieder erſtehen zu heißen.

Aliſe, noch jugendlich und reitzend, hatte vergebens nach Ingomar ihre Netze ausgeworfen, er verabſcheute ſie, und konnte ſeine Verachtung ihrer Unwürde und ſchamloſen Entgegenbringung ihres Herzens nicht verhehlen. Der tödtlichſte Haß nahm nun in dem Herzen Aliſens die Stelle der Liebe ein. Zum Werkzeug der empfindlichſten Rache, erſah ſie ſich den Mißgeſchaffenſten

aller Edelleute an des Fürſtenhofs, ein Ungeheuer, der von Innen viel ſcheußlicher noch war, als ſelbſt ſein widerwärtiges Äußere verrieth. Mit ſeltner Liſt wußte ſie das edle Fürſtenpaar für ihre Plane zu gewinnen. Eh' ſie es ahnete, war Hiolda umſtrickt, eh' ſie es wehren konnte, war der Tag der Verlobung angeſetzt.

Kaum, daß noch die vor Entſetzen halbtodte Hiolda Gelegenheit gewann, mir, dem man nicht ſo mißtraute als Ingomar, und ungeſtört ihr nahen ließ, in wenigen Worten die Geſchichte ihres Unglücks zuzuflüſtern.

Schmerz und Wuth durchraſ'ten mein Innres, ich wollte den elenden Freyer Hioldens zum Zweykampf fordern, ihn überwinden, entfliehn, und Freund und Geliebte über den Trümmern meines Daſeyns glücklich wiſſen, aber welcher mannhafte Rittersmann kämpft mit einem ſpinnfüßigen Zwerge? Ein ſolcher Sieg wäre ein Meuchelmord geweſen.

Unſer einziges Heil konnte uns noch die Flucht gewähren, mich hatte das Glück ſo weit begünſtigt, daß es mir dazu nicht an Gold, noch an Koſtbarkeiten fehlte, mein Freund war arm, doch was mein, das gehörte ihm zu, und ſomit waren wir wohl ausgerüſtet. Hiolda, die nur allzuwohl alle Ränke, alle Bosheit ihrer gräßlichen Stiefmutter kannte, deren Schönheit, wie eine prangende Blume das Gift im Kelch überſchimmerte,

deren süße Worte Dolche, deren freundliche Blicke Schlangen waren, ließ sich zur Flucht bewegen. Mit ungeheuren Summen macht ich die Schildwachen stumm, und die Dienerinnen thätig; wir entflohen glücklich, und gelangten in diese Gegend, wo wir, um nicht erkannt, und ausgeliefert zu werden, Hiolda als Mann verkleideten, und alle drey Dienste nahmen, denn dringend war die Gefahr der Entdeckung, nur der Kriegssturm konnte uns einhüllen in sein Gewölk, und auf diese Weise den Blicken unsrer Verfolger entziehen.

Ingomar und ich übten die schlanke Hiolda in der Kunst, die Waffen zu führen. Dieß zarte Gebild übertraf bald ihre Lehrer an Geschwindigkeit, und kam ihnen an Muth gleich. Sie, die sonst schüchtern, wie ein aufgejagtes Reh, vom dem Klirren der Waffen erbebte, schwang nun selbst mit Gewalt den leuchtenden Stahl, bändigte das stolze Roß, und liebte der Wagnisse freudige Lust, aber wohl noch größere Wunder hat schon die Liebe bewirkt, ja, war nicht in mir selbst ein viel größeres Wunder vorgegangen? Hiolda, die schönste der Jungfrauen, die liebenswürdigste auf Erden, konnt ich zu jeder Stunde in den Armen meines Freundes sehn, schwelgend in Seligkeit, und mein Glück war nun ganz in ihrem Glücke begründet, jede trübe Regung hatte sich

geſtillt, die ſchönſte, und dennoch glühendſte Liebe zu den theuern Zweyen füllte ſo wunderſelig mein Daſeyn aus, daß ich nur noch Eines im Andern liebte, und alle Heiterkeit, alle Luſt eines früheren Seyns wieder gewonnen hatte.

Doch auch dieß Glück raubten mir die feindlichen Gewalten! Hier in dieſer Feſtung, wo die Belagerten erſt Wunder der Ausdauer, dann des Heldenmuthes gethan, hier an dieſer Mauer, wo ich neben Ingomar und Hiolda kämpfte, ſah ich den Freund, durchbohrt von einer feindlichen Kugel fallen. Alsbald warf ſich über den Sterbenden die treue Hiolda nieder, und in demſelben Moment hatten die Belagerer den Wall erſtiegen, meine verzweifelte Gegenwehr konnte den Strom der Vorandringenden nicht hemmen, der, über die Leichname der Erſchlagenen hinweg, nach dem Ziel unaufhaltſam eilte. Erdrückt von der Maſſe der Herbeyſtürmenden hauchte Hiolda die liebende Seele aus, ich ſelbſt ſank, erſchöpft von der Gegenwehr, auf die geliebten Leichen nieder, und nur das Beſtreben Eurer Krieger, ſie zu trennen, brachte mich, da ſie mich hinweg von den Beyden riſſen, zur Beſinnung, ich wäre geſtorben in ihrer Vertheidigung, verzweifelnd und wüthend, nun ſterb' ich ergeben und ſanft, denn meine

Lieben ſind von Mißhandlungen und Schmach gerettet, und die Großmuth der Überwinder wird nicht dulden, daß eine freche Hand die holde Jungfrau berühre, deren Liebe und Treue, nur ihrer Sittſamkeit vergleichbar war, denn nie wurde das ſchöne Band, das innige, entweiht, durch unreine Begierde. Ingomar und Hilda hatten einander gelobt, keuſch und unſträflich zu bleiben, damit ſie einſt ohn' Erröthen vor den Altar treten und den frommen Bund der Ehe ſchließen könnten.

Dieß geſagt, verſtummte Adelhard, ſeine Wange wurde bleicher, ſein Blut ſtrömte von Neuem aus der Wunde, ſein Auge brach, und bald ſank er entſeelt dahin, während der Marquis und ſeine Begleiter, noch ganz ergriffen von Erſtaunen, über die eben vernommenen Begebenheiten, mühſam eine tiefe Rührung verbergend, mit ſtillem Gebeth im Herzen die Feyer des Todes des edelmüthigen Adelhards begingen.

Auf den Wink des Marquis ſenkte der Fähnrich Juan von Quinones ſeine Fahne über die drey Getreuen nieder, und alsbald traten die Pionier herbey, welche, ſanft die Leichen aufhebend und auf eine Bahre legend an geweihter Stätte eine Gruft gruben, woſelbſt alle drey bey Glockengeläut, mit allen militäriſchen Ehrenbezeugungen beſtattet wurden. Ein Marmorſtein

mit der Inſchrift ihrer Nahmen ſchmückte das Grab, und, ob jetzt die Spuren der Nahmen verwittert, und das Angedenken der heldenmuthigen Hiolda verblaßt, weiſet wohl noch ein hochbetagter Greis dem Reiſenden die Stätte, wo Liebe und Treue hienieden die letzte Zuflucht gefunden.

Perle und Schönfleckchen.

Ännchen, die liebliche Tochter des Amtmanns Steineck, lebte auf dem Lande, in einem fruchtbaren, felsumgebenen Quellenthale am Ufer des Mayns, froh und still im ländlichen Kreise anspruchloser Freuden und weiblichen Wirkens bis in ihr zwölftes Jahr. — Um diese Zeit begab es sich, daß ihr Vater unverhofft einen reichen Oheim beerbte, der kinderlos gestorben war, und sich plötzlich, entrissen der Beschränktheit eines arbeitsamen Lebens, von der Fülle des Glücks umgeben sah. Das Unglück vom Glücke aber blieb auch hier nicht aus. Steineck hatte eigennützigen und schlauen Rathgebern sein Vertrauen geschenkt. Seine treffliche Gattinn erschien ihm unbedeutend und beschränkt, weil sie, die schüchternste, zarteste Weiblichkeit, nur für ihr Hauswesen und ihre Mutterpflichten lebte, und durch eine zu strenge Erziehung gewohnt war, sich ganz in sich selbst zu verschließen. Frühe Neigung hatte den Bund ihrer Ehe geschlossen und in den Jugendjahren schon schwere Sorge das liebende Paar bedrückt; die ganze Last dieser Sorgen nahm Caroline auf sich; still und sinnig wußte sie ihr häusliches Ver-

hältniß ſo ganz zum Vortheil ihres Gatten zu geſtalten, daß dieſer von ihren vielen Aufopferungen und Anſtrengungen keine Ahnung hatte. Schlummerte Steineck in der Morgenfrühe noch, ſo war ſeine Frau ſchon thatig in der Einrichtung des Hausweſens, und jede Stunde, welche ihre Regſamkeit dieſen Pflichten abgewinnen konnte, brachte ſie am Stickrahmen zu; der Ertrag ihrer Arbeiten war den Ausgaben in der Wirthſchaft gewidmet, und ihr Gatte erfuhr nichts davon. Sie ſelbſt erſchien, in und außer dem Hauſe allzu anſpruchlos gekleidet, und nur zu wenig mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Ihre Augen litten von anhaltenden Arbeiten, welches ſie auch bey der Lampe übte, wenn ſie allein war; ihre Nerven wurden gereizt und angegriffen, durch zu rege Überſpannung aller ihrer Kraſte; ihre Reitze ſchwanden, und mit ihnen erloſch des Gatten Liebegluth. Zu ſanft und fromm, um ihm Vorwürfe zu machen, ließ Caroline ihn ſich immer mehr entfremden; er nahm das Betragen für Kälte und gewohnte ſich bald daran, wie ſo viele andere Männer, in ſeinem Weibe nur die erſte Sclavinn des Haushalts zu ſehen. Daher kam es denn auch, daß nun, wo ihm die Vorſehung ſo viele Mittel gab, eine anhaltende, liebreiche Treue und Sorge zu belohnen, er mit ihr keine Rückſprache nahm, ſondern einzig auf ſich bedacht war, und ſich blindlings Allem fügte, was eigennützige,

ſchlaue, ſogenannte Freunde mit ihm und ſeinem Reichthum vornehmen wollten.

So wurde denn beſchloſſen, den Aufenthalt im holden ſchönen Thale zu verlaſſen, und im geräuſchvollen, ihm ganz fremden Frankfurt zu wohnen, wo Steineck ſo glanzvoll als möglich zu leben gedacht. Caroline hing an dem Schauplatz ihres Jugendglücks und Jugendleides; ſie hatte auch wohl manche liebe Seele aus der Nachbarſchaft ſich gewonnen und manche reine Freude both ſich ihr in der ſchönen Natur, im traulichen Kreiſe dar; doch ſie zerdrückte muthig die ſtille Thräne, die aus ihrem Herzen herauf quoll, und ſuchte beyfalllächelnd ihrem Manne ein freundliches Wort über dieſen Umtauſch des Landes mit einer herrlichen Stadt zu ſagen. Auch Ännchen ſeufzte tief daß ſie ſcheiden ſollte von hier. Manche wunderbar ſüße Erinnerung aus den erſten Kindheitstagen dämmerte wehmüthig auf in dem kleinen Herzen und den ſchmerzlichſten Abſchied nahm ſie von dem Blüthenthale, vom waldbewachſenen Berggipfel der weit hinaus in das Land ſchaute, von ihren Geſpielinnen, von ihrem ſelbſtgepflanzten Gärtchen, ach, und von dem ſonnigen, weinumſchatteten Erkerſtübchen, welches ſie bewohnt.

Ein großes, prächtiges Haus in Frankfurts engſter Gaſſe, war dem Amtmann von ſeinen dienſtfertigen

Freunden aufgeschwatzt und bereits zu seinem Empfang auf das kostbarste eingerichtet worden, als er es bezog. Er hielt einiger Maßen auf Titel, und hatte sich den eines Domänen-Rathes angeschafft. — Annchen war ganz entzückt von allen schönen, bunten, blitzenden Sachen, die sie in ihrem neuen Wohnsitze in der Reihe von Zimmern vorfand, die ihr angewiesen waren. Gleichwohl sah sie sich überall um, denn ihr fehlte noch etwas, sie wußte nicht, was: es war Luft und Licht, ihr eigenstes Lebens-Element. Nicht Mond, nicht Sonne waren aus ihren Fenster zu sehen, und kein Odemzug frischer Luft erquickte sie: endlos dehnten sich die sechsstöckigen Häuser die schwarze Gasse entlang vor ihrem Blick, und ängstlich nahe war ihr das Treiben des nachbarlichen Wohl und Wehes. Die Zimmer ihrer Mutter lagen nicht weit von den ihrigen; jeder Winkel des Hauses zeigte von Prunksucht und Mangel an Lebenssinn. — Caroline war kränkelnder als je; das Entbehren der frischen Landluft und der heiteren Stille des Landlebens, wirkte höchst traurig auf ihr Gemüth und ihre Gesundheit, und sie war nur wenige Stunden des Tages fähig, ihr Lager zu verlassen. Der süße Frühling hatte Wald und Fluren geschmückt, dort in der Gasse lebte es sich schauerig kalt und verdumpft, wie in einer Höhle von Nova Zembla. Es hätte sich vielleicht kein Wechsel in dieser

drückenden Lage ereignet, wenn nicht der Speculationsgeist der Rathgeber Steinecks bey dem Ankauf eines Landhauses für ihn seine Rechnung gefunden; sobald diese ihm gesagt: es sey Ton, in der schönen Jahreszeit außerhalb dem Thore zu wohnen, war er bereit, und kaufte das Landhaus, entzückt über sein Besitzthum, schon darum, weil es eine ungeheure Summe gekostet hatte.

Frau Steineck indessen kränkelte täglich mehr, die Ärzte trugen für sie auf vollkommene Ruhe und Stille und bleibenden Landaufenthalt an. Änuchen mußte umgeben, geleitet seyn; eine Erzieherinn wurde gesucht. — Eine französische Mamsell, voll Hofton und inneren Unsitte, wußte, da sie zufällig von Steineck's erfahren, daß sie eine Gouvernante suchten, den eigennützigen Rathgeber zu gewinnen, der über den, in Weltsachen unerfahrnen Mann Alles vermochte, und ihr wurde Änuchens Erziehung anvertraut. Um Steineck, dem blinde Ehrerbiethung für hohen Stand, so wie die Titulatursucht gewisser Maßen im Blute lag, mehr für die neue Gouvernante zu gewinnen, wurde ihm geheimnißvoll gesagt: sie sey aus einer der ältesten und höchsten Familien, und werde dereinst mit überraschendem Glanz aus ihrem Incognito hervortreten. —

Steineck versäumte nicht, aller Welt zu sagen,

welchen Schatz er gehoben, und es gab einen Kreis von Menschen, die beschränkt genug waren, zu glauben, dieß seltne Geschöpf habe freywillig den Erzieherinnen-Stand und das Incognito erwählt, um, ungehindert von eigensinnigen stolzen Verwandten, für das Beste der Menschheit zu wirken, begabt, wie sie war, mit höheren Naturkräften. Da sie sich für begütert ausgab und die Klugheit besaß, überall mit einer gewissen Pracht des Anzugs zu erscheinen, so wagte man kaum, ihr Geschenke zu machen; doch die himmlisch schmelzende Güte ihres tiefen Gemüths half diesem Übelstand ab. Sie würdigte eine Gabe des Annehmens, so wie sie von Bedeutung war, und wußte auf eine Weise zu danken, die den Geber zur Dankbarkeit verpflichtete.

Sidonie, so nannte sich die Französinn, war nicht sobald in Steineck's Hause ansässig geworden, als sie mit der ihr gewöhnlichen Fertigkeit der Berechnung die Möglichkeiten alle erwog, die sie dort zu Mitteln einer künftigen Verbesserung ihrer Existenz benutzen könnte. Frau Steineck kränkelte sehr, und ihr Mann hing, wie ein Junger an den Blicken des Lehrers, an Sidoniens Augen mit einer Art von anbethender Ehrfurcht. Sie war noch nicht über die Jahre hinaus, wo man hoffen kann, zu gefallen, und ihr Schönheits-Apparat, aus schwarzen Locken, weißen Zähnen, Schminke von

allen Farben beſtehend, wurde künſtlich genug angewendet. Sie liebte bunten und jugendlichen Anzug, konnte aber in dem Augenblick, wo ſie, wie Galatee in Gellert's Schäferſpielen, in den Kreis eintrat, wie eine Hof-Marſchallinn ernſt und gehalten ſitzen und ſprechen, und die beringten Finger der ſorgfältig gepflegten kleinen und zierlichen Hand mit dem höchſten Anſtand bewegen. Nicht ſelten erntete ſie von den Frauen, denen ſie mit Verſtand zu ſchmeicheln wußte, ein warmes Lob ein, und da ſie fromm that, konnte ſie ſich übrigens geſtatten, was ſie wollte. — Im Sturm eroberte ſie Steineck's Herz; er lebte nur in ihrem Willen, von ihren Blicken; ſein redliches, ſtilles Weib ſah es und ſeufzte tief, doch konnte ſie dieſem verderblichen Einfluß nichts entgegen ſetzen. Ihr Daſeyn war ein Stachel in der Franzöſinn Seele, und ſie wußte mit hölliſcher Tücke und reger Boßheit die Kranke bis in das abgelegenſte Zimmer hinein zu peinigen, wo ſie, ihren Schmerzen überlaſſen, lebte. Frau Steineck litt ihre innere Folter, ohne je eine laute Klage auszuſprechen, und mußte noch den Schmerz tragen, daß Ännchen ihr Herz ganz von ihr ab, und Sidonien zuwandte.

Die Erzieherinn, die das Gelingen ihrer ſtillen Entwurfe auf des begüterten Steineck Hand nicht darauf beſchränkte, endlich ſeine Gattinn zu werden, ſondern

auch noch darauf ſann, für Ännchen eine unglückliche Zukunft zu bereiten, damit ſie ſich ausſchließlich zur Gebietherinn aller Neigungen und des ganzen Vermögens ihres Anbethers machen könne, beſtrebte ſich, Natur und Unſchuld aus Ännchens junger Seele zu verbannen. Sie nannte ſie nicht mit dem „gemeinen" Nahmen mehr, ſondern Athenais; ſie weckte in ihr gewaltſam den Funken der Eitelkeit und Gefallſucht, und redete ihr ein, daß eine ſo ſchöne, ſo herrlich begabte Natur dereinſt die Zierde ihres Jahrhunderts, die Anbethung der Welt werden müßte. Jedes weibliche Thun nannte ſie niedrig und unanſtändig, und füllte das Zimmer ihrer Athenais mit einem ungeheuren Apparat von neuen Romanen, Zeitſchriften, Inſtrumenten und Mahler-Geräth; Lehrer mit Lehrer loſte ſich ab bey ihr; den ganzen Tag kam ſie nicht zur Beſinnung, und Abends wurde ſie in das Schauſpiel, in den Ballſaal oder in das Concert geführt. Auf dieſe Weiſe war ſie überzeugt, ihr Opfer in das Verderben zu ſtürzen, und ihr Werk ſchien weit über ihre Erwartung zu gedeihen, denn ſchon zeichnete Athenais bereitwillig nach dem Nackten, ſpielte in Concerte die Harfe und ſang dazu, machte franzöſiſche Epiſteln und Couplets, trug ſie in Gegenwart von fünfzig Perſonen vor, und ſah ihrem ſchönen, jungen Lehrern

mit Ungeduld, den alten ernſten und wackeren unmuthig entgegen.

Faſt war Sidonie ſelbſt von der hinreißend lieblichen Schönheit überraſcht, welche in der Geſtalt der heranwachſenden Athenais prangte. Ihr hellblondes Haar, ihre großen, blauen Augen, der kleine Mund, das reine Profil, die blendenden Farben ihres blühenden Angeſichts, der ſchlanke Wuchs, der leichte Gang, die ſichere Haltung und jeder unſchuldvolle Reiz des ſchönen Mädchens entwickelte ſich, und behauptete ſich, wie durch ſchützende Macht bewahrt, trotz der Verzerrung und Verbildung, welche Sidonie bey ihr zu bewirken ſtrebte. Sie ſah wohl ein, daß ſie ihre Bemühungen noch verdoppeln müſſe, wenn ſie Frucht ärnten wolle; ſie leitete daher mit wohlberechneter Kunſt Athenais Streben und Sinnen faſt ausſchließlich auf die Schriftſtellerey. In Deutſchland, meinte ſie, ſey kein eigentliches Publicum; franzöſiſch müſſe man ſchreiben, um, wie die Stael, einen europäiſchen Nahmen zu gewinnen, und da Athenais bald für ihre Anſicht gewonnen, gab ſie ihr einen Plan zu einem franzöſiſchen Roman, bey deſſen Ausführung ſie mancherley Zwecke zu erlangen ſtrebte. Der wichtigſte war, die, wie durch ein Wunder noch unbefangene Phantaſie und kindliche Unſchuld des Mädchens, durch die Liebesgeſchichte, auf welche der Roman gegründet war, mit

dem Gifthauch der Leidenſchaft zu entzünden. Dann kam noch ſo Vieles hinzu, was fähig war, ſie zu verderben: die von der Schriftſtellerey unzertrennbare Träumerey und die Abwendung des Geiſtesblicks vom wirklichen Leben nach den Wahngebilden hin, welche eine entzündete Phantaſie dem Einſamen vorgaukelt; die Vernachläſſigung alles Weiblichen, die Verachtung der Außenwelt, die Überhebung in den eigenen Augen, der Drang, Staunen zu erregen, Bewunderung und Ehrfurcht zu gebiethen: doch, wie ließe ſich Alles nennen, was als Klippe des Todes oder des ſittlichen Verderbens auf dem Ocean der weiblichen Schriftſtellerey verborgen droht? — Athenais ahnete von dem Allen nichts. Sie ſchrieb mit wonnigem Behagen, ſie lechzte nach Ruhm und Kränzen; Corinnen's Lorbern waren ihr, meinte ſie, gewiß; nur ihrem Schickſal würde ſie zu entgehen wiſſen! Den Helden in ihrem Roman ſchuf ſie ſich ſo, wie ſie ihn einſt ſelbſt zu finden wünſchte: es war ein Unding, gewoben aus allen Vollkommenheiten. Doch da nun einmahl von den Himmelsmächten ihr Untergang nicht beſchloſſen war, hatte dieſes Gebilde ihrer Phantaſie das Erſprießliche für die junge Schriftſtellerinn, daß es ſie von Allem, was ihr bisher in der Außenwelt liebenswürdig vorgekommen war, entfernte, und ſie bewog, etwas Herrlicherem entgegen zu ſehen.

Alle Lehrer wurden verabſchiedet; die Modelle nicht mehr gehohlt, die Harfe ſtand, überdeckt mit Staub im Winkel. Athenais ließ ſich mit Anbruch der Morgenſonne wecken; im reitzenden Negligee ſetzte ſie ſich in einen Pavillon, der hart an der Landſtraße ſtand: hier, unter hohen Orangen, Myrten, Granaten, und Oleander-Stauden, rings von Spiegeln umgeben, lag ihr Manuſcript, auf dem feinſten engliſchen Velin concipirt: Schreibmaterialien entſprachen der übrigen Pracht ihrer Umgebungen. Niemand durfte die junge Dichterinn ſtören, die gleichwohl öfters nicht drey Zeilen zu Stande brachte: denn was kann man ſchreiben, wenn man von ſich und der Welt nichts weiß?

Frau Steineck ſah all' dieſem Treiben mit einem Kummer zu, der ihr faſt das Herz brach; doch ihr Wirken dagegen war nicht kräftiger, als das Widerſtreben eines Schilfrohrs im reiſſenden Strome gegen den Andrang der Wellen geweſen ſeyn würde. Sie ſah es zu ihrem Heil ein, und rang ſich endlich aus der Nacht einer dumpfen Verzweiflung empor zur Ergebung und zum Gebeth. Dieß reiche Heilmittel beſchwichtigte wunderſam ihre Schmerzen, ſo, daß ſie, je mehr ſie ſich der Sorge für die Veredlung des inneren Gemüthes und einer ruhigen Beſchäftigung ergab, je klarer und freudiger wurde; ja, zuletzt dämmerte in ihr eine ſüße Hoffnung: es könne

noch anders werden, Gott wurde es wenden! — Sie gelangte durch ihre Anstrengungen dahin, daß sie die Gouvernante, der sie ehedem nie ohne krampfhaftes Erzittern entgegen geblickt, ohne alle Regung des Unwillens sehen, ja herzlich und theilnehmend bemitleiden konnte; denn sie sah in dem verschrobenen, arglistigen, heuchlerischen und schadenfrohen Geschöpf, eine, wenn nicht ganz untergegangene, doch ganz umstrickte schönere Natur, die, wenn sie den Muth gehabt, sich der Lüge zu entringen, großartig und segensreich hatte wirken können. So verwandelte sich der stechende Schmerz in dem Busen der gemißhandelten Frau in eine mildere Empfindung, in banges Mitleid mit der Unglücklichen, die über sie triumphirte, indeß sie den finstern Mächten unterthan war. Sie hoffte sogar, Sidonie könnte sich noch einst dem Unheil entringen, und sich zum Guten erheben, und schloß die Verblendete treulich in ihr frommes Gebeth. An einem schönen Frühlings-Morgen, wo Frau Steineck im bezaubernd herrlichen Park ihrer Villa einsam lustwandelte, führte sie der durch Blüthensträuchen gewundene Pfad nach dem Lusthäuschen, auf welchem die Rotonda, worin ihre Tochter zu dichten pflegte, erbaut war. Es zog sie unwiderstehlich hinein, und sie erschrack vor Verwunderung, als sie hier ihr Kind in Thränen, knieend vor einem Sessel fand, schluchzend, als wollte das Herz ihr brechen. Mit

Allgewalt erwachte in der armen Mutter der Schmerz der reinſten Liebe; ſie ging, uneingedenk der Entfremdung ihres Kindes, mit offnen Armen auf die Tochter zu, hob ſie empor, umſchlang ſie unter heißen Thränen und Küſſen und ſprach: „Mein Einziges auf der Welt, mein liebſtes Änuchen! was iſt Dir geſchehen? Rede doch!" —

Dieſer Laut traf mit ſußer Gewalt das gemarterte Herz des Mädchens, und ſie rief: „Änuchen? O Mutter, nennen ſie mich wieder, nennen Sie mich immer ſo! Welch ein Frieden kommt auf mich bey dieſem Laut! Ich athme den Duft unſerer Maynaebirge, ich höre unſere Nachtigallen ſchlaaen, ich ſehe mein ſtilles Kämmerchen wieder, wo ich ſo ſelig war bey Arbeit, Gebeth an der Mutterbruſt!" — Bey dieſen Worten ließ die Mutter ihr Kind los; ſie ſank auf ihre Knie nieder, ſtreckte die gefalteten Hände empor und bethete: „Mein Gott, Du haſt mein Flehen erhört, mein Gott, ich danke dir!" — Und wiederum ſtand ſie auf und nahm ihr Kind an das Mutterherz, umfing die Weinende ſanft und ſprach: „Hier iſt dein Hafen, meine arme Taube; ſag mir nun, was dich quält!"

„Liebſte Mutter!" liſpelte Änuchen; „ich verdiene es nicht um Sie, ich bin ſo abſtoßend, ſo fremd, ſo antheilnehmend, ſchroff und kalt geweſen!" —

Faſt lächelnd bey dieſen Worten ſah die Mutter ihr in das Auge und ſagte: „Die Liebe trägt, hofft, duldet und glaubt Alles! Sie vergibt Alles! Mein geliebtes Kind, Du biſt mir heute zum zweyten Mahl geboren, faſſe Muth! denn wenn eine Schuld auf dir ruhte, wurdeſt Du nicht an das Mutterherz flüchten. Rede, mein Änuchen!" Und das bebende Mädchen verbarg ihr Geſicht an der Mutter Buſen und ſprach:

„Hier im Pavillon, wo ich jeden Morgen ſchreibe, kann ich von den Vorüberreitenden bemerkt werden und ſie ſehen; dieſer Umſtand trug nicht wenig dazu bey, daß ich ihn zum Arbeiten meinem herrlich gelegenen Zimmer vorzog. — Vor einigen Wochen bemerkte ich täglich einen ſchönen, jungen Mann, von edlem Anſtand und Weſen, der auf hohem Roß zu beſtimmter Stunde hier vorüber, und bald darauf zurück ritt. Ich hatte ihn Anfangs nur ganz verſtohlen betrachtet; doch ein Mahl ſah ich unverſehens auf, ich wurde ehrerbiethig begrüßt, ich dankte und fühlte dabey, wie roth ich wurde. Jeder Morgen brachte mir nun des Fremdlings Gruß; meinem Herzen war er nicht fremd! Geſtern, als bey uns das große Gaſtgeboth war, dem Sie, liebe Mutter, ſich, wie gewöhnlich, entzogen hatten, trat, zu meinem höchſten Erſtaunen, der Fremdling ein, an der Seite einer blaſſen, holden Frau, ſeiner würdigen Mutter.

Ich entsann mich der lieben Frau aus meiner Kindheit, und erkannte nun in dem Fremdling den jungen Willibald, den Sohn unseres ehemahligen Predigers, der jetzt als General-Superintendent nach G. berufen ist. Willibald selbst ist in einer Gesandtschafts-Angelegenheit hier, und ich erfuhr von seiner Mutter, daß er sie heut auf mehrere Wochen nach G. begleiten würde. Bey dieser Nachricht verfärbte ich mich, Willibald muß es bemerkt haben, denn ich las unverhehlte Rührung in seinem Blick. Die Pflicht, noch andere Gäste zu bewillkommen, zog mich oft von der Seite der theuren Frau weg, der ihr Sohn so ähnlich sieht; doch so wie ich einige Minuten frey war, bemühte ich mich, ihr Aufmerksamkeit zu bezeugen. Sidonie bemerkte dieß und Alles, was in mir noch vorgehen mochte, mit Unwillen; ich wurde oft von Ihr abgerufen und fand sie zum ersten Mahl schneidend und scharf; es lag auch etwas in ihrer Stimme, was mir Bangen erregte. Wohl mochte sich Alles, was ich dachte und empfand, in meinem Zügen ausdrücken; ich sah, daß Willibalds Mutter mich scharf und theilnehmend beobachtete: doch so wie ich dieß sah, wurde ich unbeschreiblich befangen; ich fiel in Tactlosigkeiten, und zuletzt, gereitzt dadurch, daß Willibald selbst mich mehr vermied, als sich mir nahte, benahm ich mich gegen einen zudringlichen, mir ganz unaus-

ſchlichen Dichterling recht freundlich und ließ mich mit ihm in ein lebhaftes Geſpräch ein, war aber dennoch ganz Auge und Ohr. — Ich horte Sidonie mit Willibalds Mutter uber mich ſprechen und ihr mit Pomp ankundigen, der erſte Theil meines franzöſiſchen Romans: „Italie,“ werde nachſtens unter der Preſſe ſeyn, und ich ſey eines der reichbegabteſten, edelſten, tiefſten und herrlichſten weiblichen Weſen; doch ſtellte ſie mein Lob ſo, daß aller Ruhm davon auf die Erziehung zuruck fiel, die ſie mir gegeben. Ich ſah — indem ich mich bemuhte, mit großer Lebhaftigkeit den Unſinn vorzubringen, den ich dem Dichterling mir zur Seite ſagte — Willibald ſelbſt ſich Sidonien nahen und Theil nehmen an dem Geſpräch, doch redete er ſo leiſe, daß es mir unmöglich wurde, ihn zu verſtehen. Gott weiß auch, was nun ſeine Mutter ſprach, denn Sidonie ſchoß, zu meinem Entſetzen, einen ſtechenden Giftblick auf Mutter und Sohn, lachte hohniſch ganz laut, und entfernte ſich; und nun horte ich, bey ſcheinbarer Unaufmerkſamkeit, die Mutter, wie aus tiefer Wehmuth heraus, ganz deutlich ſagen: Schade um Annchen! — Indem dieſe Worte mein Ohr erreichten, war es aus mit meiner kunſtlichen Haltung; ich fuhlte all mein Blut zuruck nach meinem Herzen weichen, ſchwankte, und hatte kaum noch ſo viel Geiſtesgegenwart, daß ich

mich an einen Pfeiler ſtützte. Tief in mich gekehrt ſah ich zu Boden, und wollte im Drang nie gekannter Schmerzensgefühle vergehen; — als ich wieder aufzuſehen wagte, war Willibald mit ſeiner Mutter nicht mehr da. Unbeſchreiblich iſt, was ich den Reſt des Tages hindurch litt.

Heute Morgen kam ich früh hieher, nicht um zu ſchreiben, ſondern um vielleicht etwas von Willibald, um die Stelle zu ſehen, wo er mich jeden Tag begrüßt. Bey dieſer Frühlingshelle des jungen Bluthentages entſann ich mich mehr und mehr der Vergangenheit. Willibald, ſechs Jahre älter als ich, war mein Geſpiele, mein erſtes Kindheitsglück bis in mein neuntes Jahr geweſen, wo er nach M° kam, um ſich für die Univerſität vorzubereiten: ich hatte ihn ſeitdem nicht wieder geſehen, ihn nicht erkennt, als er mich grüßte, aber ich erinnerte mich nun, warum ſich ihm ſogleich mein Herz ſo mächtig zugewendet. — Verſunken in all dieſe Gedanken nahm ich kaum wahr, was um mich her vorging, da weckte mich ein leiſes Rauſchen aus meinem Nachſinnen. Ich ſchreckte auf, zu meinen Füßen lag ein himmelblaues Blatt; ich hob es auf, eine glänzende, koſtbare Perle — hier iſt ſie, liebſte Mutter — lag darin eingehüllt. Auf dem Blatte war die Aufſchrift: „An Athenais"; doch inwendig ſtand ein Gedicht.

überschrieben: „An Ännchen!" — Mit stillen Thränen reichte Ännchen der Mutter das Blatt, diese las:

„Eine Perle, klar und leuchtend,
Wie der Thau, der mild und feuchtend
In der Rose Busen ruht,
Lebt' in frommer Mutter Huth,
Immer süßer, immer klarer,
Leuchtender und wunderbarer;
Denn es wandte stets zum Licht
Muttertreu' ihr Angesicht.
Wenn die Nacht kam, wild und düster,
Schloß bey traulichem Geflüster
Sich die Perlenmutter ein,
Hegend fromm die Perle rein.
Doch der Nacht stets rege Geister
Lispelten einst, da sie dreister
Macht' der Mutter tiefer Schlaf:
„Perle! Welch ein Loos dich traf!
Immer hier in stiller Klause,
Einsam nur im dunklen Hause;
Andre, dir nicht gleich an Werth
Hell und freudig Gold verklärt;
Und an hohen Königskronen,
In entfernten Regionen,
Stets umringt von Lust und Pracht,
Wissen sie von keiner Nacht!" —
Perle hört solch schmeichelnd Kosen,
Und sie seufzt: mir Hoffnungslosen
Scheint wohl nie ein guter Stern:
O, wie glänzt ich doch so gern! —

„Schon dein Wunsch muß hier entscheiden!“
Ruft der Lügengeist, „beneiden
Muß dich einst der Schwestern Schar,
Sieh, es beut ein Netz sich dar!“ —
Perle ließ so gern sich fangen,
Doch wie schmerzlich nun entrangen
Rohe Hände sie der Brust,
Wo sie nichts gekannt als Lust!
Herz der Mutter war gebrochen,
Herz der Perle war durchstochen,
Und sie kam von Land zu Land,
Wehrlos, ach! von Hand zu Hand!
Bald bestrahlet, bald umnachtet,
Bald gepriesen, bald verachtet,
Jeder Laune angepaßt,
Nach der Mode umgefaßt:
Silberrosiger Glanz vergangen
War von ihren sanften Wangen
Als man sie im dunklen Sarg,
An der Todtenkrone barg.

* * *

Perlen, Perlen, wollt Euch hüthen,
Treu gehegte, zarte Blüthen!
Weiblichkeit die Muschel heißt
Die Euch schirmend, sanft umkreis't.
Hat Euch Eitelkeit gefangen,
O, wie müßt Ihr Ruhm und Prangen
Zahlen mit endlosen Schmerz,
Wie durchbohrt die Welt eu'r Herz!
Perlen, Perlen, wollt Euch hüthen,
Bleibt verborgen, zarte Blüthen!“

— Die Mutter las das bedeutungvolle Blatt, las es wieder, nahm dann die undurchbohrte Perle von hohem Werth, und ergötzte ſich an dem reinen Licht der zarten Tochter des Meeres. — „Du weinſt, liebes Änuchen!“ ſagte ſie, „o weine nicht! kehre muthig um von dem falſchen Lebenswege, den Du, irre geleitet, gingeſt, und finde an meiner Hand den richtigen Pfad, auf welchen die innigſte Theilnahme Dich hinweiſet!“ — Still weinend verbarg Änuchen ihr Geſicht an der Mutter Hals, und im innigen Gebeth vereint ſtärkten ſie ſich Beyde zu guten Vorſätzen. — „Wir werden Beyde einen harten Stand mit Sidonien haben,“ äußerte die Mutter; „doch, Dich an meinem Herzen, fürchte ich nichts, wir werden ſiegen!“ Jetzt nahm Änuchen die Hefte ihres Romans und warf ſie in die Caminflamme, die bey der kühlen Morgenluft luſtig empor loderte. Dann eilte ſie mit der Mutter in ihr Zimmer und hielt ſtrenges Gericht über Bücher und Zeitſchriften; die liebe Harfe wurde vom Staub entladen, die freundlichen Farben und Blumenſtücke, wurden wieder hervorgeſucht; ein zierlicher Arbeitstiſch und ein Stickrahm verdrängten den Schriftſteller-Apparat, und die Bravour-Arien aus den neuen italieniſchen Opern bekam eine empfindſame Kammerjungfer, die bey dem Theater Bekanntſchaft hatte. Sidonie entſetzte ſich, als ſie Nach-

mittags in Ännchens Zimmer kam, und diese Verwandlung sah, auch in Ännchens Händen die feine Nähterey bemerkte, die sie vornahm; vor Allen aber überraschte sie des Mädchens entschiedener und ruhiger Ton, und die Bitte, sie fernerhin nicht mehr Athenais zu nennen. Sie konnte ihren Grimm nicht verhehlen, vergaß die Maske fest zu halten und stürzte endlich, sprachlos vor Wuth, aus dem Zimmer.

Sie nahm ihre Zuflucht zu Steineck, dem sie mit Thränen des Grimms klagte: alle Frucht ihrer sorgfältigen Erziehung sey verlohren, seine Tochter zur tiefsten Gemeinheit hinabgesunken. Steineck, in Sidoniens Gewalt, und kein besonders geistvoller Mann, hatte doch wieder einige vernünftige Überlegung, nachdem er seines Glückwechsels gewohnt worden war. Er äußerte ziemlich trocken: Eigentlich habe er an dem Schriftstellern nie Freude gehabt, und es nur so hingehen lassen, weil es doch nicht, Gott sey bey uns! Verse gewesen wären! — Zum ersten Mahl fand sich Sidonie in ihren Erwartungen hinsichtlich Steineck's getäuscht. Sie war leichenblaß vor Ärger, warf sich erschöpft auf das Sopha hin, und behauptete, sie würde sterben. Jetzt erwachte Steineck's Gutmüthigkeit und seine volle Theilnahme; er war bemüht, ihr Hülfe zu leisten, und versprach ihr, mit seiner Tochter zu reden und sie zum

Gehorsam gegen ihre liebreiche Pflegemutter zu ermahnen. Diesen Funken von Unheil fachte Sidonie nun mit giftigen Reden zur hellen Flamme an, und sich selbst ziemlich entfremdet nahm Steineck den Weg nach seiner Tochter Zimmer. — Er fand sie nicht dort, und wurde, da er nach ihr fragte, zu seiner Frau hingewiesen. Er eilte dorthin; da sah er die beyden lieben Wesen in traulicher Eintracht mit weiblicher Arbeit beschäftigt: auf dem Tische lag Seidler's Übersetzung des Thomas von Kempen. — „Also auch zur Betschwester willst Du sie machen?" donnerte Steineck bey dem Eintreten; doch ein sanfter Blick der Frau, welcher ihre fromme Klarheit und Ruhe einen Theil ihrer früheren Lieblichkeit wieder gegeben, machte ihn verstummen. Sie both ihm, der bebend vor ihr stand, und bald sie, bald die erbleichende, regunglose Tochter ansah, die Hand, und sprach: „Lebe nach Deines Herzens Neigung, und laß mir und unserm Kinde in Deinem Prunksitze dieß stille Winkelchen in Frieden! Bedenke was aus uns geworden wäre, wenn ich vor zwanzig Jahren hätte Romane schreiben wollen! Ännchen hat dazu nicht mehr Talent, als ich!" — Mühsam faßte sich Steineck: es wehte ihn eigen heimathlich entgegen aus dem Zimmer seiner Frau, welches er in mehreren Jahren nicht betreten hatte; alle Mobilien

und Geräthschaften aus den ersten fünfzehn Jahren ihrer Ehe und von ihrer Aussteuer her, die er für verkauft gehalten, waren, wenig von der frühern Einrichtung verschieden, um die Dulderinn her vereinigt, und unter diesen Umgebungen blühte seiner Tochter Gestalt, das Bild der jugendlichen Mutter. Diese Erinnerung wirkte mächtig auf sein Gemüth. Mit einem leisen Druck der Hand ließ er seine Frau los, ging auf Ännchen zu, und nahm sie freundlich in seine Arme. „Suche doch die Mamsell zufrieden zu stellen!" sagte er gütig zu ihr; „sie peinigt mich! Ich glaube wirklich Du thust besser ein wackeres, häusliches Weib als eine berühmte Schriftstellerinn zu werden: aber mache das mit Sidonien ab!" — Und mit sichtlicher Bewegung entfernte er sich wieder.

Trübe Tage kamen nun für Mutter und Tochter. Sidonie drang mächtig, alle ihre Tücken versuchend, auf Beyde ein; doch Ännchen hatte den kraftvollsten Bundesgenossen bey ihrer Widersetzlichkeit: die erste Liebe, die nicht hoffnunglos ihr Herz ausfüllte, und sie mit Trost und Muth stärkte. Ihre Mutter dagegen blieb sich so gleich in Klarheit, Milde und Bestimmtheit, daß die Argliſtige in allen ihren Planen, sie zu reitzen und zu stören, scheitern mußte. Steineck hingegen sah sich von ihr so verfolgt und gequält, daß er

auf dem natürlichſten Wege bey den Seinigen Zuflucht zu ſuchen begann. Ein Licht ging ihm über das ganze unheimliche Weſen der Franzöſinn auf, und je klarer er ſein Urtheil über ſie beſtimmte, je heftiger wurde ſeine Abneigung; die blinde Anbethung, die er ihr ſonſt gezollt, verwandelte ſich in Widerwillen, und als ſie ihm einſt öffentlich zu trotzen wagte, ging er ruhig auf ſein Zimmer, ſchickte durch ſeinen Kammerdiener eine Goldborſe und einen förmlichen, höflichen Abſchieds-Brief hinunter, und ließ ihr ſagen: Der Wagen ſey bereit, ſie nach der Stadt zu fahren, wo ſein Hotel ihr, bis ſie eine andere Beſtimmung erwählt, zu Dienſt ſtände. Kaum hatte Sidonie dieß geleſen, ſo wollte ſie hinauf in das Zimmer des Undankbaren; doch mit kalter Entſchloſſenheit ſagte der Diener: daß der Herr ausgefahren ſey und die Damen ihr eine glückliche Reiſe wünſchen ließen. Sie zitterte, bekam Bruſtkrämpfe, und da dieß Alles nicht half, ging ſie in ihr Zimmer, raffte zuſammen, was ſie mit einem Anſchein von Recht als das Ihrige anſehen konnte, packte es und warf ſich in den Wagen; die Dienerſchaft machte ein Zeichen des Kreuzes hinter ihr, als ſie abfuhr. — Das Geraſſel der Räder gab Steineck Lebensmuth und Lebensfreude wieder; er eilte zu ſeiner Frau, zu ſeinem Kinde, und die

drey Gemüther, die sich einander wiedergefunden, feyerten ein seliges Fest.

Als nun Steineck, nach und nach immer mehr sich selbst zurück gewinnend, das etwas peinliche Rechengeschäft, das sich Sidonie bisher angeeignet, wieder vornahm, erschrack er heftig über die bedeutenden Defecte, die er fand. Durch Sidoniens Verschwendung, und auch wohl durch ihre Habgier, war sein beträchtliches Vermögen, er wußte nicht wie, um zwey Drittheile verringert, und was ihm blieb, ließ nicht zu wie bisher zu leben. Die Entdeckung machte ihn höchst niedergeschlagen; allein seine herrliche Frau trat hier wohlthätig ein, sie bath ihn, ihr Alles anheim zu stellen; er that es mit Freude und Vertrauen, und bald bemerkte er die Folge der weisen Anordnung in der anhaltenden Aufsicht, welche seine Gattinn, und unter ihrer Leitung Ännchen, fortwährend übte.

So waren ungefähr sechs Monathe vergangen. Ännchen blühte rosiger und holder, als je; ihre Zeit war trefflich eingetheilt zwischen dem Nützlichen und dem Schönen, ihr Wesen hatte Einklang und Gehalt gewonnen. Sie gedachte im innersten Herzen Willibald's, sein hohes, anmuthvolles Bild setzte die Andern, die sich um ihre Gunst bewarben, in Schatten; doch dieß stille Denken war keusch, und ihr, der Mutter ganz offnes

Herz blieb ergeben und sanft. — Die theure Perle aber lag in ihrem Arbeitstische, Änuchen begrüßte sie und die Zeilen auf dem Papier täglich, und ihr selbst nicht deutlich war mit dieser schönen Gabe der Gedanke verknüpft: sie könne ein Pfand künftigen Glückes seyn.

Eines Tages, da Änuchen beschäftigt war, ein junges Landmädchen in der Küche in Zubereitung einer Lieblings-Speise des Vaters zu unterweisen, kam der Diener herunter und bath: Änuchen möchte hinauf kommen, Frau Willibald mit ihrem Sohn sey da! — Diese Nachricht wirkte so überraschend auf Änuchen, daß sie mit der niedlichen Hand, die so eben eine Kasserolle berührt, in der Bewegung des Schreckens nach der Rosenwange fuhr, und in der Eile, mit der sie dem mütterlichen Ruf gehorchte, vergaß, ihr schneeweißes Küchenschürzchen abzunehmen. Mit glühender Rothe übergossen, das blonde Haar häuslich in Zopfen um das schone Haupt festgesteckt, im kurzen, dunkelblauen Hauskleidchen, mit weißem Busenstreif, eilte sie hinauf, und erst, da sie schon im Zimmer stand, überlegte sie, wie sie wohl aussehen möge? Sie bemerkte es in ihrer Verwirrung nicht, daß Willibald's Blicke entzückt auf ihrer Gestalt ruhten. Eine Corinne und angehende Sappho hatte er verlassen, in weitem, mahlerisch und anmaßungsvoll geordneten Costüm mit kunstreich wallenden

Locken; und nun ſtand vor ihm, in ungetrübter Blüthe, die ſchöne, unſchuldvolle Natur! Ihre Verlegenheit machte ſie noch reitzender und über Alles anmuthig ſtand ihr ein kleiner, runder ſchwarzer Fleck, mitten auf der vollen, zarten, glühenden Wange, dem Amor ſelbſt keine holdere Stelle hätte anweiſen können, und der vom Eindruck des Fingerchens herrührte, welches, beym allzugroßen Eifer des Lehramtes, das berußte Kaſſerol beſtreift hatte.

Frau Willibald ging Ännchen mit offenen Armen entgegen, und machte ihrer Verwirrung ein Ende; ſie gewann ſich ſelbſt wieder, und den Muth, Willibald auf einige beſcheidene und mit unverkennbarer Innigkeit ausgeſprochene Fragen nach ihrem Wohl zu antworten. Frau Steineck näherte ſich ihr, und band ihr, der wieder Erröthenden, die Küchenſchürze ab; ſie mochte auch das kleine, leichthin getuſchte Schönfleckchen auf der Wange bemerkt haben; aber wohl keine Mutter zürnt ihr, daß ſie ſchwieg, denn es ſtand dem Kinde gar zu niedlich.

Steineck trat nun auch in das Zimmer; ein Wink ſeiner Frau bewog ihn, über Ännchens doch faſt zu häusliches Coſtüm zu ſchweigen. Willibald und ſeine Mutter wurden dringend geladen, zum Eſſen zu bleiben, und ſagten freudig zu. Ännchen mußte in ihrem

Anzuge bleiben; sie bekam ihren Platz zwischen Willibald und seiner Mutter angewiesen, und der stille Blick des Geliebten, seine unverkennbare Seligkeit wirkte so mächtig auf Änncheu, daß sie Mühe hatte, ihre Thränen zurückzuhalten. Nach Tische begegneten Änncheus Blicke dem Spiegel: sie gewahrte des Schönfleckchens und hoch glühend vor Beschämung wollte sie es vertilgen. Willibald aber, der sie nicht aus den Augen ließ, rief ihr neckend zu, indem er ihre beyden Hände ergriff: „Lassen Sie, holdes Änncheu — es ist ja kein Tintenfleck!" — „O Gott!" rief Änncheu, „nie sonst ist mir das geschehen — ich erschrack heut so heftig!" — „Süße Unschuld!" sprach Willibald mit tiefer Bewegung; „liebes Änncheu!" fuhr er fort, „dieß kleine Mahl ist heut Ihr schönster Schmuck, es ist vielbedeutend, und gibt mir Bürgschaft für die seligsten Hoffnungen meines Lebens!" — Änncheu glühte und weinte nun unverhohlen. Doch Willibald küßte ihre Hand, und wandte sich mit feuchten Auge zu seiner Mutter, indem er ihr zuflüsterte: „Mutter! fuhren Sie das Wort für mich!" — Frau Willibald zog Änncheu an ihr Herz und sprach: „Darf ich, holdes Kind, um Deine Hand für meinen Willibald bey Deinen Ältern bitten?" — Statt aller Antwort ward sie von Änncheu umarmt; freudig traten die Ältern, kam Willibald herzu; der Bund wurde un-

ter frohen Segnungen geschlossen, und der glückliche Bräutigam küßte die Rosenwange, die das seltsamliche Schönheitsmahl noch trug, bis er es weggeküßt hatte.

Ännchen wiegt nun schon ein Ännchen auf dem Schoß, und lebt in schöner Häuslichkeit glücklich mit dem Manne ihrer Liebe. — Die Perle, Willibald's erstes, bedeutsames Geschenk, will sie der Tochter zum zwölften Geburtstage geben, und ihr dabey zurufen:

„Perlen, Perlen, wollt Euch hüthen,
Bleibt verborgen, zarte Blüthen!"

Die Weltlinge.

Graf Guſtav an Wilhelmine B.

Sch. 5. April 17°2.

Deine aufgeregte Fantaſie, angebethetes Mädchen, ſpiegelt dir tauſend Schreckniſſe vor. Ich beſchwöre dich, trübe nicht die unwiederbringlichen Tage der ſchönen Jugend mit Grübeleyen, das ſtille Glück, das deine Gunſt mir gewährt, ſteht hoch über alle irdiſchen Verhältniſſe, und hat nichts mit ihnen gemein! Was du beweinſt, macht mein Glück aus, unſere Anſichten ſind hierin ganz von einander abweichend, doch ſollteſt du der reifern Erfahrung des Mannes vertrauen. Ja, Geliebte, es iſt eine Begünſtigung des Zufalls, des blinden, aber geiſtreichen Lenkers aller irdiſchen Dinge, daß wir Beyde eine Stellung in der Welt haben, die uns mächtig gebiethet unſere Liebe in dem reitzenden Schleyer des Geheimniſſes zu verhüllen; wo könnten wir beſſeren Schutz und höhere Gewähr der Dauer unſeres ſtillen Glückes finden?

Es hat jahrelange Mühe gekoſtet, mein Mädchen ehe ich dich dahin brachte, richtige Anſichten von der

Welt zu fassen, und die großen Wahrheiten einzusehen, welche die unsterblichen Philosophen, Frankreichs erste Schriftsteller, die Sterne unseres Jahrhunderts der erstaunten Welt enthüllten. Kaum hattest du dich mit kindlichen Vertrauen meiner Leitung ganz anheim gegeben, so schwankst du auch schon wieder, und das im ersten Sturm?- Wilhelmine, was ware die Weisheit, wenn sie nicht Prufungen bestande?

Irdische Verhältnisse haben keine Gewalt über unserer Herzen Glück, so wie wir ihnen festen Willen und Vernunft entgegen stellen. Nur eine Form ist jede strenge Satzung, und dient nur die Masse in Schranken zu halten, hinter diesen Schranken walten Klugheit, Neigung, Wille, mehr gesichert als gehemmt durch sie: den Schein gemieden, und Alles ist gerettet. —

Was kann dein Bewerber, von dem deine Stiefmutter die Wiederherstellung Eures Wohlstandes hoffte, unserer Liebe schaden? Gib ihm deine Hand immerhin, dein Herz soll er mir nicht entreissen, und wir werden das hochste Glück des Daseyns nur um so ungetrübter geniessen, als deine äußeren Verhältnisse fest stehen werden.

Du setzest mir verworrene, altvaterische Begriffe von der Heiligkeit der Ehe, von der Gräßlichkeit des Meineids entgegen! Madchen! hast du das von deiner Stief-

mutter gelernt? — Nicht wohl möglich, ſie iſt die ausgezeichnetſte, aufgeklärteſte Frau, die ich kenne, und ein Meiſterſtück hat ſie gemacht, indem dein Vater ihr die Hand geben mußte, als er am wenigſten daran dachte. Vielſeitig ausgebildet, geſcheut, weltklug, talentvoll, ſchaut ſie mit ſtillem Hohn auf die Thoren hernieder, die gläubig ſich ſchmiegen, mit ängſtlichen Umherſchauen ihr nichtiges Daſeyn wie eine Kette fortſchleppen. Frey, wie ein Gott geht der Kluge durch das Leben, immer zum Ziele, der Geiſt regieret die Maſſe.

In acht Tagen komme ich, dich aufzuheitern, laß mich dich gefaßt und beruhigt antreffen, ſüßes Geſchöpf! So kleinlich bin ich nicht, daß jemahls Zweifel an deine Treue in mir aufſteigen könnten, wenn du L... die Hand gibſt. — Unerſchütterlich, Geliebte, iſt mein Vertrauen auf dich! Erwiedere es, und überlaſſe dich ganz meiner Leitung, du ſollſt reich, angeſehen, glänzend und feſt in der Welt ſtehen, und Niemand ſoll auch nur die leiſeſte Ahnung davon haben, wie unendlich glücklich du machſt

Deinen Guſtav.

Wilhelmine an Gustav.

B. den 7. April 1772.

Sie sind ein entsetzlicher Mensch! Ich muß Sie verachten und hassen! Unabsehbares Weh' haben Sie über mein Leben gebracht. Jetzt, wo meine ganze Zukunft auf dem Spiele steht, wo ich geopfert werden soll, und Sie es abwenden könnten, mit einem Worte — ja, nur indem Sie meine Stiefmutter auf die Zukunft verweisen, jetzt treten Sie zurück, überlassen mich meinem Schicksal, entsagen meinem Besitz, den Sie so oft geschworen, um jeden Preis erringen zu wollen!

Sie Gustav, den meine Fantasie stets so hoch gestellt, Sie wollen geheimes Glück dem Zufall und der List verdanken? erschleichen, was Sie mit Stolz und Freude das Ihrige nennen konnten, und ich soll die Genossinn dieses Frevels, dieser Entwürdigung seyn? Nimmermehr! unsere Bande sind zerrissen, das Wort der Trennung ist ausgesprochen, wir bleiben uns ewig fern!

Wie werd' ich fortan dieß vereinsamte Daseyn ertragen? O, furchtbarer Zauber, mit dem Sie Herz und Sinne des armen Mädchens umstricket! Ich kann ihn nicht brechen! Mir bleibt nur ein Ausweg — an unserem Garten vorben wallt der ruhige Strom — dort

in den labenden Fluthen — Guſtav! willſt du das? Haſt du deiner Schwüre vergeſſen?

Der Rittmeiſter an Wilhelmine.

Standquartier N. den 9. Aprill 17**2.

Geliebte, du entſetzeſt mich! du warſt ſonſt die Vernunft und Nachgiebigkeit ſelbſt! Theure, bedenke doch nur, was habe ich dir geſchworen? Ewige Treue? ja, den Schwur werde ich halten! In jedem Verhältniß werd' ich nur dich lieben! du verſündig'ſt dich, wenn du zweifelſt, das iſt ja eben der unſchätzbare Vorzug der Weisheit. Das ſie uns die ſtreng geſchiedenen, ewig feindſelig miteinander kämpfenden Elemente des Daſeyns, Geſchick und Herz in verſohnenden Einklang bringen lehrt! der Thor, den die Vorſpiegelungen der ſogenannten göttlichen Verheißungen täuſchen, entſagt, leidet, und blickt vertrauend nach Oben — Feig und muthlos läßt er ſich durch feindliche Waltungen des Zufalls, das Ziel ſeiner Wünſche, ſein Lebensglück rauben, der Weiſe hingegen tritt muthig in die Schranken, und ringt mit Liſt oder Gewalt den tückiſchen Erdenmächten ihre Beute ab.

Äußerlich müſſen wir Beyde der Welt nachgeben, die unüberſteigliche Schranken zwiſchen uns geſtellt.

Ich, in Schulden wohin ich nur blicke, du unbegütert! Hätteſt du Geld, göttliches Mädchen, es ließe ſich noch Alles ausgleichen, denn ich ſelbſt bin längſt über die Vorurtheile, meiner Caſte im Reinen.

Du ſiehſt mich nicht wieder, bis ich einen Brief von dir habe, der Vernunft und Ergebung athmet. Mißdeute nicht, Geliebte, was Klugheit, Liebe und Sorge für dich, laß' mich hinzuſetzen, was Ehre und Pflicht dir vorzuſtellen gebiethen

Deinem Guſtav.

Carl L. an Wilhelm A.

B. 15. April 17**2.

Durch den Machtſpruch meines guten, doch ſtarrſinnigen Vaters, eben im beſten Genuß, dem irdiſchen Paradieſe, Paris, wie durch einen Zauberſchlag entriſſen, mein geliebter Wilhelm, eile ich, dir mein Leid zu klagen, und meine hieſigen Begegniſſe, nach treuer, alter Gewohnheit mitzutheilen. Du ſiehſt, daß ich deines Hofmeiſterns nicht müde bin, da ich mich wieder der Prüfung unterwerfe. Ich weiß, du haſt mich lieb, und hoffe, du taugſt im Grunde, wenn auch etwas, doch nicht viel mehr, als ich.

Nachdem ich mich in der Eil hier neu equipirte, war meine erſte Sorge, die mir obliegende Pflicht des

Besuchens zu erfüllen, wie immer macht' ich das Fatalste zuerst ab, den Besuch bey dem Tuchfabrikanten, den Oheim F. Ich besann mich vom ganzen Hause auf Niemand mehr, als auf den Kettenhund, und auf meine Cousine Adele, die ihn so oft los ließ und ihm frisches Wasser brachte. Ich pflegte Sie mein Bräutchen zu nennen, und erinnere mich daß sie weinte, als ich nach Frankreich ging. Als der Wagen dem altergrauen, klösterlich mit Gitterfenstern versehenen Hause nahte, erkannt ich an den wirklichen Blumen, die sich um die zackigten Eisenblumen der Gitter rankten, Adelens Zimmer, denn sie liebte stets die Blumen, und mit einem Mahl überkam mich eine fast beklemmende Süßigkeit der Erinnerung, doch wich diese angenehme Empfindung vor der Düsterniß und Eingeschränktheit des Lebens, die mich mit einem Mahl in der hohen, gewölbten, weißen Stube umfing, in die ich eingeführt wurde, wo mein Oheim auf dem Lehnstuhl saß, den sein Großvater bereits abgenutzt hatte, die knappen Fensterbehänge waren steif aufgetollt, die Meubles schwerfällig und einfacher als einfach, der kleine Spiegel hing hoch, und hinter ihm steckte die Ruthe.

Neben den Alten saß meine Tante, eine bleiche, schlanke, doch sanfte Frau mit großen schwarzen Augen, deren Blick forschend und streng und wiederum freund-

lich, begütigend ist. Die Feinheit ihrer Züge, die reine Stirn, das dunkle Haar und die zarte Haut zeugen von ehmahliger Schönheit, in ihre Hand könnte ich mich verlieben, die Hand ist erst 18 Jahr alt! So auch der allerliebste kleine Fuß.

Der Oheim in seinem Silberhaar mit den großen himmelblauen Augen und dem Roth der Gesundheit auf dem heitern Angesicht machte den angenehmsten Eindruck auf mich. Er bewillkommte mich herzlich, mit dem Ausruf, ich sey der seligen Mutter wie aus den Augen geschnitten. Die Tante stand auf und umarmte mich, Adele both mir erglühend die Wange zum Kuß. Als diese, mir gar nicht unbehaaliche Begrüßung zu Ende war, rief der Onkel, nun setz' dich zu uns, Carl, und halte unsere Andacht mit. Ich war wie mit kalten Wasser begossen, denn nun erst gewahrte ich auf dem Eichen-Tisch die Psalmen, die Bibel und das Andachtbuch, die mich stumm bedrohten! Es fand sich auch nun ein Bedienter mit eisgrauen, wackelnden Kopf, und zitternden Händen, eine schmucke, junge Dienstmagd in knapper und wohlstehender Churmärkischer Tracht, und die grämliche Köchinn mit moirirter seidner Mütze, einer Brabanter-Kante an der wohlgefalteten Haube, zur Andachtstunde ein. Der Oheim las das Evangelium des heutigen Tages, und machte Betrachtungen darüber,

die ich ihm gern geſchenkt hätte, dann wurde ein Pſalm geſungen, Adelens Silberſtimme, ſchon, wenn ſie ſpricht Melodie, überraſchte mich durch ihre Schönheit bey den gehaltenen Volltönen. Nach dem Geſang falteten Alle die Hände im ſtillen Gebeth. Ich ſchämte mich beynah, daß es mit mir gar nicht zum Beten kommen konnte. Nun wurde den lockenköpfigen Enkelchen, die anweſend waren, Spielzeug gegeben, ich bewunderte dabey Adelens Geduld, wie ſie ſich ſo ſinnig und freundlich mit den Kindern zu beſchäftigen wußte. Jedes dieſer Spiele bekam Gehalt durch den Sinn, den ſie hineinlegte, und nicht ohne Antheil, ſah ich dieſem Treiben zu. Nach einer Weile brachte man den Kaffeh, denke dir, Wilhelm auf einem zinnernen Teller, und ein halbes Weißbrod lag darneben! Nach dem Kaffeh nahm Adele ihr Strickzeug, und zog ſich damit in ein Fenſter zurück, das Geſinde entfernte ſich, und ich blieb gewiſſermaßen mit den Alten allein. Nun fragte mich der Onkel über tauſend Dinge, an die ich Zeit meines Lebens kaum einmahl gedacht. In allen unſeren Anſichten trat die grellſte Verſchiedenheit hervor, mir entging ſein Kopfſchütteln und ein Seufzer der guten Tante nicht, ich hätte mich gern empfohlen, doch es ging nicht an; auch hoffte ich immer Adele würde näher kommen, oder auf irgend eine Weiſe ſich in das Geſpräch miſchen, doch ſie war

zur hochglühenden Strickmaschine verwandelt. Um sieben Uhr wurde das frugalste Abendessen aufgetragen, doch alter Rheinwein versöhnte mich, und mehr noch die herzliche Weise, womit der Oheim des Vaters Gesundheit, und das Andenken der Mutter ausbrachte. Meine Söhne kommen diese Woche von Leipzig zurück, sagte mir der Alte, nächsten Sonntag ist meines Jüngsten Geburtstag, ich hoffe, du wirst uns zum Tanze nicht fehlen! ich schützte die Möglichkeit vor, daß ein Ball beym Geheimen-Rath B... wohin ich gleich bey meiner Ankunft geladen worden, der aber aufgeschoben war, diesen Sonntag Statt finden könnte; bey dem Nahmen B... sah' ich Adele sich entfärben, die sonst so milden Minen der Mutter sich umwölken, und ein Lächeln, das wie Spott, und gleich auch wieder wie Mitleid aussah, über des Oheims Angesicht fliegen. Du kannst gleichwohl kommen, sprach nach kurzer Pause mein Oheim, unser Tanz hört auf, eh der Ball bey B...s beginnt, es geht dort gar vornehm her, wir aber sind schlichte Bürgersleute, und wollen auch nichts anders seyn.

Ich hätte gern heraus gebracht was die plötzliche Verstimmung, die ich bemerkte, bedeute, allein ein Schwarm von Cousinen und Vettern kam, so wie der Tisch abgedeckt war, ich freute mich daß ich so viel al-

lerliebſte „Cousines germaines" hatte, à la Mode de Bretagne, würde ich mich noch lieber zur Verwandtſchaft bekennen.

Die allerliebſten petites figures chiffonnés de Fantaisie, oder Doſengeſichtchen, wenn du willſt, ſahen den neuangelangten Vetter mit wundergroßen, muthwilligen Augen an, und hatten nichts von der fatalen klöſterlichen, angenommenen Scheu der Pariſer Franzöſinnen. — Du weißt, daß mein Oheim von der franzöſiſchen Colonie iſt. Ein ſchöner noch jugendlicher Mann trat ein. Man würfelte, man lachte, man ſcherzte, die nüchterne Stimmung war weg, und mir begann es behaglich zu Muth zu werden, da tönte des Nachtwächters Ruf, und wie durch einen Zauberſchlag flog und ſtob die junge Welt aus einander. Adelens eigenthümliche Anmuth und Heiterkeit hatte ſich bey dem Spiele recht liebreitzend entwickelt — gleichwohl trug ich aus dieſem Strauß mein Herz noch davon — denn ſieh, Wilhelm — mein Vater hat im Voraus Alles verdorben. Er kann es noch immer nicht vergeſſen, daß der große Churfürſt unſre Großältern aufnahm, daß er in B. ſeinen Wohlſtand gegründet; er hat den Patriarchenglauben, daß man in die Familie fein wieder hinein heirathen müſſe, und hat mir immer deutlich zu verſtehen gegeben, daß das Ideal ſeiner Wünſche ſey,

mich in B. mit Adelen verheirathet zu ſehen, und zu uns zu kommen, ſeine Enkel auf den Knien zu wiegen. Dieß anhören und ſchweigen war Sohnes Pflicht, aber weiter bringt es mein Alter nicht mit mir! Hat Er eine Million erworben, damit ich im Staube bleiben ſoll? — Adele iſt ein liebliches Geſchöpf, ich glaube ich könnte angenehm an ihrer Seite leben, ſie zieht mich an, ſie laßt mein Herz nicht ungerührt, und es iſt mir ſchmeichelhaft, daß ich Eindruck auf ſie gemacht — gewiß den Erſten, den ſie je empfangen. Ich aber ſehne mich nach Sturm der mein Innerſtes aufwühlt; nach einem Flammenſtrom von Wonne und Weh auf der mein Herz hinwogt in Qual der Sehnſucht, nach einer ſtolzen Schönheit, wie ſie der Spanier „hermoso imposible mio" nennen würde, und ich mochte lieber für ſolch ein, allen Wünſchen unerreichbares Weſen ſterben, als für das Friedensbild Adele leben — hier Mondſchein — dort Sonnenglanz — iſt auch da eine Wahl?

Nicht ganz aus der Luft iſt der Traum meiner Seele gegriffen. Allheim in Paris hat mir von Wilhelmine B. geſprochen, und mit jedem ſeiner Worte wurde die tiefſte Sehnſucht in meiner Seele lebendig. Er nennt ſie eine Dianen-Geſtalt mit dem Blick der Juno, ein Wunderwerk der Mutter Natur, hinreißend, wie ein Gluthſtrom, wie ein Marmorbild kalt. Dieſe Tochter

gehört einem Vater, über deſſen Anblick und Weſen ich erſtarrt bin, als ich ihn in Paris bey Allheim antraf. Er iſt der langweiligſte Affe ſeines Zeichens, der ſchwerfälligſte Narr, der ſich jemals in die Arkuſt geworfen. Er ſchminkt ſich, lockt ſein Haar, geht immer Chapeau bas, und auswärts wie ein Tanzmeiſter, und hat tauſenderley Eigenheiten, die ihn zur Fabel machen. Seine Frau hingegen hat ſo viel Tact, wie ich höre, daß ſie den ganzen Mann immer wieder in das Gleichgewicht bringt. Sie iſt der Schild ſeiner Narrheit — trauriges Los, und hoher Preis mit dem ſie den Vorzug erkauft; Geheimräthinn zu heißen!

Ich bin auf ihre Bekanntſchaft äußerſt begierig, doch bin ich bey ihr nicht angenommen worden, ſo muß ich denn Geduld haben bis zum Ball.

Da hab' ich bis Mitternacht mit dir geſchwatzt, mein alter Freund! Ich ſage dir gute Nacht und gehe mit Träumen brennender Sehnſucht zur Ruh'.

Dein Carl.

Carl an Wilhelm.

B. den 23. April 17**.

Gräßliches Mißgeſchick, Wilhelm! der Ball bey B...'s iſt noch immer auf unbeſtimmte Zeit ausgeſetzt, und von Neuem bin ich nicht angenommen worden, da ich

vorfuhr — Wilhelmine iſt krank — Gott! wenn dieß himmliſche Geſchöpf ſtürbe!

Geſtern war das Familienfeſt beym Oheim. Ich fuhr, meiner erhaltenen Weiſung gemäß um halb Eins hin, zehn Stunden rührender Familien Scenen lagen vor mir durch zu arbeiten! Welche Marter! Es ging indeß beſſer als ich geglaubt, und viel anſtändiger zu, als ich hoffen konnte.

Die Tafel war geſchmackvoll und hübſch decorirt. Über alle Blumengewinde und Sträuße, die ſie ſchmückten, wunderte man ſich nicht, wenn man Adelens Blumenſinn kennt. Sie ſaß bey Tiſch zwiſchen mir und einen jungen Freund des Hauſes, der ſie für meine ſichtliche Zerſtreuung ſchadlos zu halten ſuchte. Die zahlreichen Mitglieder der Familie füllten die Plätze der langen Tafel aus, untenan ſaßen, zu meinen nicht geringen Erſtaunen die Arbeiter, das iſt nun ſo recht in des Oheims Grundſätzen, mein Vater hat es auch ſo gemacht. Er meinte es ſey Unrecht die Arbeiter die er die nützlichſten Beförderer ſeines Wohlſtands nannte, von ſeinem Kreiſe ganz auszuſchließen. Du nennſt ſie roh, ungeſittet, ſagte er mir oft, je mehr wir ſie von uns entfernen, je minder werden ſie manierlich werden, in unſerer Nähe müſſen ſie ſich ſchon zuſammen nehmen, und das wirkt nach und nach unvermerkt auf ihre Aus-

bildung hin. Selbſt das Band der Anhänglichkeit wird feſter geknüpft durch die frohen Stunden, die ſie in unſerer Nähe zubringen, und wir Fabrikanten alle, die wir immer noch an den guten, alten Sitten hangen, ſind belohnt durch muſterhafte, getreue Arbeiter, die ſich's gern für uns ſauer werden laſſen, da Sie auf beſcheidne Weiſe an unſern Ergötzlichkeiten Antheil nehmen dürfen, dagegen aber wir auch Theil an ihren Leiden nehmen.

Ich hatte dergleichen immer anhören müſſen, und dankte meinen guten Stern als mein Vater die Fabrik dem älteſten Buchhalter zu leiten übergab: und ſich auf ſein ſchönes Landhaus zurück zog. Jetzt hatt ich denſelben Anblick wieder vor mir! doch waren die Leute nicht übeln Anſehens, wohl gekleidet, geſittet und heiter, und brachten ſogar beym Hechte ganz artige Leberreime heraus, die ich keinem von ihnen zugetraut hätte. Es iſt aber nichts mit den deutſchen Verſen, ſelbſt im Spaß bleiben ſie plump.

Die Tafel ging heiter vorüber, am Abend kamen keine Muſikanten, ſondern die jungen Leute tanzten und ſpielten abwechſelnd. Der leichte, jedoch ſittſame Anzug der Mädchen begünſtigte das Vergnügen des Tanzes ſehr. Sie trugen leinene kurze Kleider, im Haar ein buntes Band, wohl auch eine Blume, keinen Puder, ein dop-

peltes Tuch vom feinsten Battist verhüllte den Schnee von Hals und Busen, und das leichte bandbesetzte Schürzchen von demselben Zeuge nahm sich, beym Tanzen auf und niederwallend allerliebst aus — die Ärmel gingen kleinstädtischer Weise weit über den Ellbogen, die zarte Haut schimmerte durch die, augenscheinlich selbst gearbeiteten Kantenmanschetten und die durchbrochnen, gestrickten Handschuh. Adele war ganz weiß gekleidet, und trug eine Rose im braunen Haar, Sittsamkeit und Ordnung hatten bey ihrem Putz vorgewaltet, du weißt, wir jungen Leute verstehen fast mehr, als ein Mädchen selbst vom Mädchen-Putz, und merken gleich, wo der Anzug hinaus will. Adele, sagte die Tante zu mir, trägt nichts, was sie nicht selbst verfertigt. Ein Mädchen muß ihre Einsamkeit durch lauter sinnige Arbeit zu erheitern wissen, und von schweren Beschäftigungen und unangenehmen Mühwaltungen in zierlichen Arbeiten Erhohlung finden können. Wir stehn im Frühjahr mit der Sonne auf, keine Stunde darf müßig entfliehen, und nichts den sicheren Gang der in einander eingreifenden Thätigkeit unterbrechen.

Wo bleibt denn aber Raum, Geist und Talente auszubilden, gute Bücher zu lesen? wendete ich ein;

Sonntags! entgegnete mir die Tante. Nach der Kirche dürfen meine Kinder zeichnen, Instrumente spielen,

Briefe ſchreiben, alles, was ſie ergötzen kann, und oft lieſt Adelen der Vater aus guten Büchern vor, doch nur was der Sittſamkeit der Jugend, und ihren Begriffen von Leben angemeſſen.

Warum lieſt nicht Adele ſelbſt — Weil ein Mädchen nie die Hände in den Schoos legen darf, war die Antwort und ſetzte ſie hinzu, weil in vielen Büchern Gift enthalten. Vieles überhüpft der Vater beym Leſen.

Und Kunſtgenüſſe? fragt ich weiter. O, an denen fehlt es nicht! Grauns Tod Jeſu und andere geiſtliche Muſik hören meine Kinder oft, doch nicht allzuoft, denn ſie ſollen ſich nicht an Genüſſe gewöhnen, für die ſich durch Gewohnheit der Sinn abſtumpfen könnte.

Doch Adelens Geiſt — ſollte dieß herrliche Mädchen nicht einer höheren Ausbildung — — Mit finſterer Miene unterbrach mich die Mutter: den Geiſt kann ſie genug erheben, wenn ſie an Gott und den Erlöſer denket, das iſt die höchſte Stufe weiblicher Geiſtesbildung!

Welche Anſichten! dachte ich in mir ſelbſt.

Nicht ohne Bedauern blickte ich auf Adelen, und bewunderte um ſo mehr ihr friſches, freudiges Anſehn, da ſie ſo vieles entbehren muß, ſo wenig die Annehmlichkeiten des feinern Lebens kennt, und in ihrer Zeit gar nicht Beſcheid weiß. Ich überließ mich vom Neuen

der Luſt dem vergnügten Tanze zuzuſehen, die niedlichen Mädchen zu betrachten, die alle ſo anmaßunglos und unbefangen fröhlich waren, und friſch wie die Roſen blühten.

Glaube mir lieber Carl, nahm wiederum die Tante das Wort, unſere höchſten Freuden gehen nicht aus ununterbrochenen Vergnügungen, ſondern aus Schmerz und Entbehrungen hervor, und wer noch niemahls litt, der hat ſich nicht freuen gelernt. Was dir im Überfluß gebothen wird, biſt du leicht zu verſchmähen, ſelten zu achten geneigt. Der Menſch iſt wie der Tartarenknabe der ſich ſeine Koſt mühſam von einem hohen Baum herunter ſchießen muß, und dabey im Zielen Meiſter wird.

So wenig mir die Grundſätze der Tante zuſagten, fuhlt' ich mich doch durch ihre eigenthümliche Art zu denken, angezogen, und blieb mit ihr im Geſpräch. Ich berührte behuthſam das Auffallende der herrſchenden Sparſamkeit in ihrem Hausweſen bey ſo vorzüglichen Glücksumſtänden. Sie lächelte mir zu: Frag' die rothen Wangen und hellen Augen der Kinder, ob ſie irgend etwas entbehren? Lieber Carl! Alles Übermaß iſt Sünde! Ich kann dahin gelangen die Million zu verſchleudern, wenn ich den Groſchen verachte! Nie konnte mich der Reichthum zur Unthätigkeit vermögen. Sieh!

theures Kind! mir ſchmeckt die Ruh' nur in den Abendſtunden des Sonnabends, wenn ſchon das ganze Haus auf den morgenden Tag beſtellt iſt, und keine Störung mehr Statt findet. Dann zieh ich mich wohl bey der Dämmerung in mein Kämmerlein zurück. Ich überſchaue dann im Gedanken die vergangene Woche, und die früher verlebten Tage mit inbrünſtigem Dank gegen Gott, der mich von Schuld behüthet, und mich auf ſo leichter und ſicherer Bahn dem Ziele wiederum eine Stunde näher geführt, und der mir gute Kinder geſchenkt!

Eine Thräne verklärte das Auge der wackern Mutter, indem ſie ſo herzlich ſprach. Mir wurde ſeltſam zu Muth, faſt bang, faſt ſehnſüchtig nach der — Windſtille eines ſolchen Lebens möcht' ich ſagen. Zudem blickte Adele eben recht innig zu mir hin.

Ich eilte, ſie wieder um ihre Hand zum Tanze zu bitten, mit leiſem Erröthen gewährte ſie, und ſchwebte mit ätheriſcher Leichtigkeit und natürlich holder Anmuth an meiner Seite den Saal auf und nieder. Immer roſiger glühten die vollen Wangen, und unverkennbare Freude belebte die veilchenfarbigen, ſanften Augenſterne die ſie an dieſem Abend nicht mehr ſo ſtreng unter den ſeidenen Wimpern verhüllte. Wahrlich, ein liebliches Weſen und wie holdſelig müßten dieſe Wangen unter Myrten lächeln! Auch war es mir dieſen Abend zuſagend, mich

unter lauter nahen Befreundeten zu befinden, und gleichwohl den Kranz der Geselligkeit so reich gewunden zu sehen. Warum hat nun das Alles nicht Welt, Gewandtheit, Anstrich, Geschmack? Warum zieht die ganze Familie, wie Schnecken in den Schalen mit den alten Sitten auf dem Rücken umher? Wozu diese Beengtheit dieß Einfügen in die hergebrachten Formen, dieß Nivelliren aller Lebensverhältnisse? Wozu überhaupt leben, wenn ein Tag, wie der andere seyn soll? Man könnte ja die Rechnung gleich im Voraus richtig machen, ohne sich weiter die Mühe des Fortlebens zu geben! Nein! schüchterne süße Blicke voll geheimen unnennbaren Zaubers, ihr lockt mich dennoch vergebens! Hinaus muß ich, weit in die Welt, in alle Strudel der Lebensbahnen mich werfen, und mich wiegen lassen in ihren Fluthen vom Abgrund zu Himmelshöhen und wieder hinab mit sicherer Kraft! Von allen Freudenkelchen muß ich den Schaum schlürfen, mögen dann die Becher in Scherben zerschellen! Lust und Schmerz muß ich schöpfen aus allen Tiefen des Lebens und der eignen Brust. Mich kann das Veilchen nicht fesseln, das mir am Weg entgegen blüht, ich muß kämpfend und verzweifelnd erstreben das Höchste, das Unerschwinglichste! Ich war ein Falscher, als ich diesen Abend nach dem Tanz Adelen tief in die sanften Augen hineinblickte, wo sie mir unendlich lieb-

lich erſchien. Ich erſchrack, als ich ſie mit ſichtbarer Beklemmung ſich meinem Blick entziehen ſah, denn dieß Niederſenken ihrer langen Wimpern, dieß Erblaſſen, dieß Abwenden ſagte mehr, als der hingebendſte Liebeblick.

Gute Nacht mein Freund! nächſtens ſchreib ich dir wieder. Stets der Deinige

Carl L.

Carl L. an Wilhelm.

B. den 29. April 17°2.

Du weißt, wie ich das Abſichtliche haſſe — Ich bin wieder eingeladen worden, wir ſpeiſten en Famille — gut, wenn du willſt, doch allzu einfach. Der Oheim bath mich ſein Haus als das Meinige anzuſehen. Adele ſaß mir zur Seite. Sie ſchlug die Augen nicht auf den lieben, Gott weiß, wie langen Tag, ſie öffnete kaum die Lippen. Es überraſchte mich, als ich zufällig erfuhr, daß ſie die Woche hatte, es war ihr nicht anzumerken, denn ſie regierte nur durch leiſe, einzelne Sylben, und Alles war muſterhaft angeordnet. —

Heut Abend ſoll der Ball bey B...'s ſeyn, ich ſagte es und entfernte mich früh, um mich gehörig in Staat zu werfen. Es kam mir vor, als ob Adele ſich entfärbte, wie ich dieſen Nahmen ausſprach.

Meines Vaters Winke und dieß Bezeigen! Ich ſchwur in mir ſelbſt beym Weggehn, mich nicht fangen zu

laſſen! Ich verabſcheue den Gedanken in eine Familie zu gerathen, wo man Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten der Übrigen, ja, ſogar ihre altväteriſchen Tugenden mit heirathen müßte, bey Strafe verketzert zu werden!

Wie ſo lockender mahlte mir die Sehnſucht das Bild Wilhelminens und ihre Umgebung in jenem vornehmen Hauſe, wo nichts beengt, nichts kleinlich, abgemeſſen noch ſteif erſcheint, wo wir uns in einer ſonnigen, heiteren Sphäre des Daſeyns bewegen.

Ich habe mich nicht getäuſcht, Wilhelm, ſchon da ich — und du kannſt dir vorſtellen wie! — adoniſirt in meinem Staatswagen anfuhr, ſah ich das ſchöne Haus mit erleuchtetem Portalle von Weiten glänzen, und die Muſik wogte mir ſinnberauſchend entgegen, alle die hohen Fenſter, durch welche Kryſtallkronen ſtrahlten, der mit Blumenſtauden geſchmückte, mit rothſeidenen Vorhängen und ſchweren Goldquaſten verzierte Altan, das Auf- und Niederſchweben der ſchimmernden Frauen, die Menge der reichbekleideten Bedienten, welche die mit ſcharlachenen Teppich belegten Treppen ab und auf ſtürmten, der Duft zahlloſer Erfriſchungen und köſtlicher Eſſenzen, Alles verkündete einen hochgeſteigerten Sinn für die feineren Genüſſe des Lebens.

Wer mag vegetiren? Warum ſoll der Menſch ſich beſcheiden, beſchränken und einengen, wie ein Schal-

thier, da ihm Geist und Erfindungskraft Flügel leihen? Wahrlich wär ich nicht reich geboren, ich setzte mein Leben daran, reich zu werden, denn nichts ist herber, als zurückstehen müssen von dem Glanz des reichen Lebens, wie Tantalus am Quell!

Wie ich so ausstieg aus meinem Wagen, und blickte auf die Scharen der Gaffer um das Haus her, da pries ich mein Geschick, daß ich kühn und frey dorthin durfte, wo die Schönheit wohnt, und die Freude ihren Sitz aufgeschlagen. Ich bin sonst nicht hart, aber erwürgen hätt' ich es mögen, das dürre, lumpenbehangene alte Mütterchen, das mich mit der heisern Jammerstimme um ein Almosen anflehte. Heut! Jetzt! an Elend denken zu müssen, und wo mir in Ahnungwonne und Sehnsucht ein Himmel winkte, an die Erde erinnert zu werden? Ich konnt' es nicht tragen, ergrimmt macht' ich mir gewaltsam Raum, und eilte in die leuchtenden Prachtzimmer, die der Reihe nach offen standen.

Die Geheimrätdinn, eine magere, ziemlich hohe, schlanke Gestalt, kam mir, als ich gemeldet wurde, einige Schritte entgegen, und reichte mir mit freundlichen Lächeln eine schneeweiße Hand, die von Brillanten strahlte, und von der sie nur eben bey meinen Annähern den Handschuh gezogen. Ihr Gesicht ist bräunlich, stark mit Puder eingerieben, spitz und dürr, die Schmin-

te haftete nur flechtenweise auf den Backenknochen. Die Nase schief, — der Mund ich möchte sagen: Lippenlos, die großen schwarzen Augen bethätigen, wie eine verjährte Urkunde, daß hier einst die Schönheit gewohnt, wenn auch nur zur Miethe, denn sie ist unwiederbringlich fort. Die hellen, grellen Farben des Anzugs, die Blumen im schwarzen, thurmhoch aufgesteckten Haare, die Bemühung, den ganz leidlichen Fuß sichtbar zu machen, den sie stets in der dritten Position zu erhalten suchte, und tausenderley mehr, machte sie mir Anfangs lächerlich, und beynah fatal, ich glaubte dem verschrobensten Hochmuth und der vornehm thuendsten Unsitte in ihr begegnet zu seyn, doch ich kam von meiner ungünstigen Meinung zurück, es liegt in dem ganzen Wesen dieser Frau so schmelzende Innigkeit, so hohe Würde, sie hat eine so hinreißende Gabe strömender Beredsamkeit, ist so viel gereist, erzählt so unglaubliche und wunderbare Begebenheiten, und hat dabey alle Sanftmuth und Herzlichkeit eines Kindes. Ein solches Gemisch von Verstand und hinreißender Einfachheit ist mir noch nicht vorgekommen. Wundere dich nicht, daß ich dich so lange von der Stiefmutter unterhalte, ich selbst sah noch lange nach meiner Ankunft die Tochter nicht, und was mir Anfangs unerträglich war, das Gespräch in das mich die Geheimräthinn verwickelte, das wurde mir in Kurzen

so angenehm, daß ich anfing Wilhelminen zu vergessen. Endlich trat der Geheimrath zu uns hin, und fragte, etwas finster nach Wilhelminen; Die Mutter entgegnete Zürne ihr nicht, sie übt im stillen eine fromme Pflicht. Ihre alte Kinderfrau ist krank, sie pflegt sie jetzt! — Des Alten Miene verdüsterte sich noch mehr, er wollte etwas sagen, doch Wilhelmine trat in den Saal, in einer Pracht und Schönheit die durch die hochglühenden Wangen, die holdgesenkten, schwarzen Augenwimper und die sichtliche Unruhe des bewegten Herzens noch vermehrt wurde. Wie strahlend schön ist sie, und wie vereinte sich Geschmack und Pracht in ihrem Anzug! Ihre Haltung ist königlich, ja göttlich stolz und edel, ihre Augen erstrahlen in wundersamer, geheimer Gluth, bald auch leuchten sie stolz umher, als fühlte sie, daß ihr die Welt zu Füßen liegen muß. Es nahte sich ihr ein Officier, ein schöner Mann, der, auf die grünen Schuh hindeutend, die den allerzierlichsten Fuß umkleideten, sagte: Ihnen könnte man mit nicht geringerem Rechte als der jungen reizenden Königinn von Frankreich zurufen: L'univers est à vos pieds! (L'uni vert est à vos pieds); die Franzosen sind einzig in Wortspielen, äußerte die Geheimräthinn, die Tochter erröthete, ich sah eine Regung des tiefsten Unwillens in ihrer vollen rosigen Lippe beben, das entzückte mich, denn augenscheinlich

fand ſie es frech, daß Graf X. wagte, von ihrem Schuh zu ſprechen. Ich faßte nun Muth mich ihr zu nahen. Ihrer Kranken, ſagt' ich, um ihr eine, ihrer mehr würdige Huldigung darzubringen, muß himmliſch wohl ſeyn, in ſolcher Pflege! Welcher Kranken? fragte ſie mit einer Unbefangenheit und Kälte zugleich, die mich ſtutzen machte. Die Mutter winkte mir Schweigen, ich verſtand ſie, und mußte die Demuth des himmliſchen Mädchens bewundern, mit der ſie ihre Tugenden zu umhüllen ſtrebt! Wie ein Trunkner, mit entzückten Blicken folgt ich ihren Bewegungen, das Beben ihrer Locken, das Flattern ihrer Buſenſchleife, jede Wendung ihres rauſchenden Kleides fühlte ich an meinem Herzen. Sie ſchien nicht darauf zu achten, doch eben dieſe Kälte entflammte mich, ich hatte noch immer nur ſanften, hingebenden Blicken begegnet, und war oft ſchon dadurch allein kalt geworden, denn hohes Gut will hohen Preis!

Der Menuett ſollte beginnen, von der Mutter dazu ermuntert, wagte ich es Wilhelmine um ihre Hand zu bitten. Ich geſtehe, das mich der eiskalte Hohn und das faſt verachtende Zucken ihrer Lippen, indem ſie mir den Tanz abſchlug ganz verſtimmte, das Blut ſtieg mir zu Geſicht, die Mutter ſah meine Verwirrung, mit liebenswürdiger Anmuth und Gewandtheit trat ſie herbey, und ſprach. Nein! Wilhelmine, ich kann dir das angenehme

Geſchäft mit unſern verehrten Gaſt den Ball aufzuführen ſo gutwillig nicht überlaſſen! Ich bin heut ſo froh, ich will auch einmahl tanzen, kommen Sie, theuerſte L..., und eh ich's mich verſah, ſtanden wir in den Reihen.

Neben mir ſtand urplötzlich Graf X. mit Wilhelminen; Es wurde mir nicht ganz wohl dabey, dieſe Zwey neben einander zu ſehen, doch ſchämte ich mich meines Argwohns, wenn ich die hohe Sittſamkeit und den Ernſt des herrlichen Mädchens bedachte. Den zweyten Tanz ſagte ſie mir zu, ich fühlte mich wie ein Gott an ihrer Seite, ſie tanzt mit hinreiſſender Anmuth. Noch immer habe ich ſie dir nicht eigentlich beſchrieben, ich kann es auch nicht, dieſe Schlankheit und Fülle, dieſes blendende Weiß der feinſten Haut, vereint mit dem tiefen Dunkel der langen, ſchwarzen Locken, dieſer Schwanenhals, dieſer Alabaſternacken, dieſer Arm, ein Wundertraum von ätheriſcher Zartheit und ſanfter Rundung, hervorſchimmernd aus dem Purpurſammt ihrer Levite, der wogende Buſen im Silberflor unter den Perlenſchnee, wie Anadyomene den Wellen entſteigt — kannſt du denn den Gedanken in der Unendlichkeit all ſeiner Wonnen ermeſſen? Sie die Meine!

Wenn Wilhelmine nicht eben erröthet, ſo iſt ſie weiß wie Alabaſter, wie friſch gefallner Schnee, und man könnte ſie bleich nennen, ihre Naſe iſt mehr orien-

taliſch als römiſch länglicht und gebogen, die Lippen ſind leuchtende Corallen, brennender Purpur, tiefdunkle Gluthnelken, der Mund — imperceptible — würde der Pariſer ſagen, ſo auch der Fuß. Eine wahre Melodie iſt in ihren Bewegungen, und ſeltſam vermiſcht ſich in ihrem Weſen höhnender Stolz, und träumeriſche Hingebung, ſo, daß auf ihrem Antlitz der Zorn einer Juno mit dem Schmachten der einſamen Venus von Allori wechſelt, die ich in Venedig geſehen.

Ich bin verloren, wenn ich dieß ſtolze Herz nicht neige, wenn ſie nicht in aller Fülle ihrer Herrlichkeit in meine Arme ſinket, und mir ſtammelnd, mit ſchwimmenden Blicken eingeſteht, daß ſie, mit allen Kräften ihres Daſeyns mir ergeben, Seligkeit und Schmerzen nur noch von mir erwartet. Lebe wohl mein einzig theurer Freund

Ewig

dein Carl L.

Wilhelmine N. an Graf Guſtav.

Am Morgen nach dem Balle.

Welche Stunden! wie kann ich von dir laſſen, um jeden Preis muß ich ewig, ungeſtört ganz dein eigen ſeyn? O, mache mich nicht gränzenlos elend! Ein weiches Wachs bin ich in deiner Hand — gebiethe, in Allem

will ich Dir Folge leiſten! Nichts auf Erden iſt etwas für mich, nur in deinem Beſitz kann ich das Daſeyn ertragen. Du weißt wie kalt und frohlockend ich auf die Männer niederſah, du weißt, ich habe manch ein Herz gebrochen, manchen Kopf verwirrt, mein einziger Genuß war das Bewußtſeyn meiner zahlloſen Siege — die Vergeltung iſt nicht ausgeblieben. Du biſt der Fels, an den oft meine Seufzer fruchtlos verhallen, die Klippe, an der mein Leben ſcheitert. Du haſt mein ganzes Daſeyn aus der Nacht des unbewußten Herzens geweckt zu den höchſten Erdenwonnen, du haſt mich in eine Region entrückt, wo ich nur Flammen athme, — aber in der Fülle des Liebeglücks ſtreift oft eine kalte Hand an mein glühendes Herz, und ich fühle, ich weiß, nur ich bin beſeligt — du biſt es nicht!

Was kann ich denn thun, was kann ich ſeyn, um dich mit mir hinweg zu reißen aus den Schranken, die zwiſchen dir und der Seligkeit ungemeſſener Hingebung ſtehn? Ach! mit allen Schätzen der ſo oft geprieſenen Schönheit bin ich arm, denn — du liebſt mich nicht mehr!

Ich erwarte dich dieſen Abend. Ich habe bittere Thränen zu weinen an deiner Bruſt, komm, wenn ich leben ſoll.

Wilhelmine.

Guſtav an Wilhelmine.

B. den 1. May 17**2.

Immer ſchwärmeriſch, Wilhelmine! ich kann dich dieſen Abend, kann dich vielleicht noch lange nicht ſehen. Deine jetzige Lage heiſcht die größte Vorſicht. Ich bitte dich, nur etwas Beſonnenheit, reiſſe nicht dich und mich in den Abgrund. Was faſelſt du von Mangel an Liebe, an Hingebung? Welches mögen deine Begriffe von Liebe ſeyn? Gewiß ganz verkünſtelte, aus der Clariſſa, oder aus dem erbärmlichen Wiſchiwaſchi Sophiens Reiſen, worin ich Niemand zu leſen rathe, der nicht von Sinnen kommen, oder ſich todt gähnen will! Bleibe du, Wilhelmine, eine treue Tochter der Natur, und wiſſe, wer über Liebe nachdenkt, der liebt ſchon nicht mehr. Du ſiehſt mich bald möglichſt, reitendes Mädchen, und mehr als Worte ſoll dir „der Liebe ſtumme Sprache" ſagen, von der Flamme, mit der für dich ewig glüht

Dein Guſtav.

Adele an Jeannette.

F. den 5. May 17**2.

Die wenige Muße; die mir zum Schreiben vergönnt iſt, meine Jeannette, erhaſch ich heute, wo ich dir ſo viel zu ſagen habe. L. war heute bey uns, er ſchien

betrübt, und seine Blicke ruhten oft mit so vielsagendem Ausdruck auf mir, daß ich mich ganz befangen fühlte. — Du kennst die früheren Plane unserer Ältern. — Einmahl, da mich Carl so innig und traurig ansah, stürzten mir die Thränen aus den Augen, und wie eine Thörin eilte ich in mein Zimmer, wo ich angstvoll den Riegel vorschob. Nicht lange, so kam meine geliebte, meine gute Mutter an die Thüre; ich hörte ihre Stimme und öffnete, ich bebte wie ein Espenlaub, meine Augen standen voll Thränen. Die Mutter sah mich sanft verweisend an. — Er ist fort sagte sie, als hätte sie mein Inneres wie ein aufgeschlagenes Buch vor sich gehabt — er ist fort und kommt vielleicht nie wieder, setzte sie wehmüthig hinzu.

Ich starrte den Boden an, kein Laut wollte über meine Lippen, meine Mutter nahm mich an ihr Herz. Theures Kind, sagte sie mit einer Weichheit, die ich noch nie an ihr gesehn, du kennst die beste Zuflucht in jedem Leide, du weißt den Weg! Ich überlasse dich dir selbst, du wirst Kraft in dir finden, ein lockendes, gefährliches, seit zarter Kindheit in deinem Herzen wohnendes Bild, das du gutmüthig aus dem Schatz deines Innern ausstattest, zu verbannen!

Sie ging, ich weinte mich aus — zu bethen wagt ich nicht, aber mit Vertrauen dacht ich an den, der uns

Alle liebt, und Alle hegt! Endlich konnte ich auch bethen, aber nicht in Angelegenheit meines thörichten Herzens, sondern ich bethete wie David, verzeihe mir Herr, auch meine verborgenen Fehler. —

Ich werde L. nicht wiedersehn — es ist gut so, recht gut — ach! möchte Er glücklich seyn. — Der schöne Frühling ist da, und die Saat prangt in vollem Grün, es ist Alles so fröhlich; meine Nachtigallen singen. — Liebe Jeannette, komm zu uns, dann werde ich gewiß recht heiter seyn!

Noch Eins! heut Abend hat mich die Mutter recht hoch geehrt. Ich darf die Hausarbeit ruhen lassen, und die ganze neue Ausstattung von Wäsche für die abgebrannte Familie in der Vorstadt selbst verfertigen. Es ist sehr niedliches Kinderzeug dabey, was so schnell und zierlich fertig wird, ich muß immer dabey an meine Puppen denken. Ich war einmahl während der Krankheit der Mutter unbeschäftigt, da trat unsere Kinderfrau zu mir hin, und sagte warnend: wenn man nichts zu thun hätte, sollte man die Kleidungstücke seiner Puppe zertrennen, und wieder sauber zusammen nähen, denn nur in Mühseligkeit gedeihe des Menschen Leben.

Ich that dieß, und war recht stolz darauf, daß mir das Wiederherstellen der Sachen so wohl gelang, seitdem bin ich nie müßig gewesen.

Bethe und arbeite! Es ist ein großes und beseligendes Wort, wo sich der geistige und irdische Theil des Menschen auf beyder schönste Bestimmung hingewiesen finden. Gebeth besteht ja nicht bloß im Bethen, es ist die Gewohnheit der Seele sich zu Gott zu erheben, in Dank und Liebe, auch unbewußt. O, wenn ich recht bethen und recht arbeiten kann, auch in geistiger Hinsicht an Vervollkommnung meiner selbst, wie werden da die kleinlichen Sorgen und Wünsche meines Herzens schwinden, das vielleicht zu einer schöneren Liebe geschaffen war, als zu einer ausschließlichen, ach! die so oft täuscht und elend macht.

Gute Nacht, meine zärtliche Freundinn! Ich bin sehr ernst geworden, und doch heitrer in mir, als da ich dir zu schreiben anfing. Erfreue bald mit deinem Hierseyn.

Deine Adele.

Carl L. an Wilhelm.

B. den 6. May 17'1.

Geliebter Freund! deine Theilnahme an den Fortgang meiner Angelegenheiten, dein Rath, deine Mißbilligung meiner Ansichten, meiner Leidenschaftlichkeit, hatte schon auf mein Gemüth gewirkt, ich war bedenklich, schwankend geworden, und neulich beynahe entschlossen

den Umgang mit dem Hause B. abzubrechen, denn mich empörte der unverkennbare Hohn, der in Wilhelminens Blicken und Wesen lag, so oft ich ihr ein Wort sagte.

In solch einer Stimmung entriß ich mich heut dem Zauberkreise der Wunderbaren, und eilte zum Oheim J. Ich fand die sanfte Adele im Zimmer, das schöne Herz, das sich in ihren Blicken mahlt, der Adel ihres Wesens, alles machte einen ungewohnten tiefen Eindruck auf mich. Ich konnte die Augen nicht von ihr abwenden, und dachte mir: ja sie ist lieblich und reitzend, aber wäre nur dieß milde, tiefe, liebevolle Herz vereinigt mit der entzückenden strahlenden Huldgestalt der Einzigen, mit dem Zauber ihres unwiderstehlich hinreißenden Liebreitzes — und es machte mich ganz wehmüthig, daß ich stets in der Einen vermissen werde, was die Andere so überschwänglich besitzt — dennoch neigte sich in dieser, für mein Herz so entscheidenden Stunde, die Schale unbemerkt zu Adelens Vortheil, und ich war im Begriff zu sprechen, als sie plötzlich mit unverhohlenen Thränen aus dem Zimmer stürzte.

Die Mutter wurde bleich, der Vater erglühte, ich stand bebend, wie ein Verbrecher da, und was hatt' ich denn begangen? Eine tiefe Stille erfolgte, während welcher ich den Oheim sich mühsam fassen, Adelens Mutter sich leise entfernen sah.

Endlich ſagte mir der Alte, mit ungewohnter Weichheit und bebender Stimme: Beſter Carl, ich habe dich von Herzen, väterlich lieb, doch ich fühle es, du wirſt dich in den abgemeſſenen Kreiſen unſres thätigen und glanzloſen Lebens nie heimiſch fühlen, dahingegen in unſerer Abgeſchloſſenheit alles Fremdartige ſtörend und zerſtörend wirkt. Sieh dir eine Zeitlang recht an, was dich ſo mächtig lockt, deinen Begriffen von Lebensgenuß und Glück ſo vollkommen zuſagt! Vergebens würde ich dir jetzt meine Grundſätze aufdringen wollen, vergebens dich anmahnen zu einer weiſen Ordnung in deinen Ausgaben, zu einer gewiſſen Beſcheidenheit der Umgebung, auf die unſer Stand hingewieſen iſt, ich würde dich aufbringen, und dich nicht überzeugen. Kauf dir alſo deine Erfahrungen, lieber Neffe, und zahle ſie nicht zu theuer, nicht mit deiner Rechtſchaffenheit und deinem Seelenheil!

Wie wäre das möglich? fiel ich ſtammelnd ein, — Er hob mit Wehmuth den Blick himmelan, und ſagte tiefbewegt: Nur allzumöglich! aber halt nur immer an Gott feſt, ſo kann dich die Welt nicht ganz zu Grunde richten.

Ich ſchwieg, ich zitterte innerlich, Unwille und Rührung kämpften in mir, er nahm nach einer Pauſe wieder das Wort:

Deine ſelige Mutter, dein guter Vater hatten einen

Gedanken, einen Wunſch, auch ich hegte ihn, doch ich thue es nicht mehr, ſeit ich dich wiedergeſehn. Um aber das Herz meines Kindes zu ſchonen, um den böſen Zungen keinen Stoff darzubiethen, lieber Carl, bitt' ich dich herzlich, halte dich entfernt, bis du deinem hieſigen Leben eine beſtimmte Form gegeben, unſre Treue und Anhänglichkeit iſt dir immer gewiß!

Ich hatte den Moment vorübergehn laſſen, den mir des Alten Geneigtheit zur Entſchließung noch gegönnt — ich fühlte es, nun war Alles zu ſpät, was ich noch hätte ſagen können. Ach! er hatte nie im Sinn gehabt mir die Tochter anzubiethen, und nur Mitleid und Adelens Schmerz hatte ihn bewogen mir einige Minuten zu gönnen, in denen ich dieſer Entſcheidung noch zuvorkommen konnte — wenn ich ſie liebte! aber o, Gott, ich liebte ſie ja nicht! Und doch war es mir in dieſem Augenblick als riſſe mir eine unſichtbare Hand ein Stück Herz weg, die, welche ich nicht zu beſitzen wunſchte, wollte ich nicht verlieren, ſtumm und traurig entfernt' ich mich.

Zu Hauſe erwartete mich der ſogenannte Geheimſecretär H. Er iſt ein halber Poet, eigentlich nur ein halber Menſch, aufgedunſen, unſauber, kriechend und beißend, aber er iſt der Stiefmutter Wilhelminens Orakel und factotum, ſo, daß ich augenblicklich ein auserleſe-

nes Frühstück heraufkommen ließ, dem er tapfer zusprach.

Nach langen Umschweifen bracht' ich das Gespräch auf Wilhelmine. H. versicherte mich der ausgezeichnetsten Hochachtung des Geheimrathes, der Stiefmutter, und des Wunsches der Letztern, daß ich mich erklären möchte — Ich wendete Wilhelminens Abneigung ein, er versicherte mir blinzelnd und schmunzelnd, die habe ein Jüngling, wie ich, nie zu befürchten, und ein so stolzes Mädchen zeige sich da am kältsten und abweisendsten wo sie anfinge sich überwunden zu fühlen. Das ganze Zauberbild stieg, wie aus Nebeln wieder empor vor meinem Seelenblick — Wer hat nicht schon nach einem Gute um jeden Preis gerungen? H. versichert mich Wilhelmine sey ein Muster von weiblicher Tugend und Reinheit, sie habe noch nie geliebt — Und wäre sie Marmor, meine Gluth müßte sie beleben. O, Wilhelm, ich hoffe wieder.

Ich umarmte den mir sonst fatalen Menschen, ich ließ mir tausendmahl wiederhohlen, daß Wilhelminens Herz noch frey, daß sie schon die vornehmsten Bewerber abgewiesen, daß sie mir minder abgeneigt scheine — und du siehst mich wieder in den alten Ketten, o, um wie seliger, als ich war, da ich sie abgestreift hatte.

Wünsche Glück deinem Carl.

Adele an Jeannette.

B. den 20. May 17[illegible]

Ich habe ihn wiedergesehn! Er ist verlobt — ach! mit Wilhelminen verlobt! — Ich sollte schweigen — ihn vergessen — ich kann es nicht, aber dieß schmerzliche Mitleid will Luft, es droht mir die Brust zu zersprengen.

Ihr Ruf ist zweifelhaft, sie ist herzlos, seelenlos, sie, wie ihre Angehörigen ohne alle Religiosität, und ich habe Wilhelminen schon lästern hören. — Welch ein gräßlichers Schauspiel als ein junges Geschöpf, die sich als Ungläubige und Freygeist aufwirft! Wo will das hin?

Wie ich ihn nun sah in seiner eigenthümlichen Anmuth, wie er sich sonnte in dem Strahle ihrer Schönheit, wie er alle Gluth seines Herzens verschwendete an dieser Stolzen, und kaum einen Blick erlangte! — Ich las seine Zukunft in den Zeichen dieser Stunde, und hielt nur mühsam mein banges Herz.

Sie luden uns zur Hochzeitfeyer ein — wir werden erscheinen müssen — wenn jener Tag erst vorüber wäre! — Ich muß wohl sehr bleich gewesen seyn, denn ich sah Carl sich, bey meinem Anblick entfärben. O, möge er nie meine Schmerzen kennen! Ich will meine Zuflucht zu dem nehmen, der die Herzen durchschaut und Ihn

um Kraft bitten, den Gedanken zu tragen, daß ich Carl bald, wer weiß wie bald! gränzenlos elend sehen werde!

Alles hat sich unbegreiflich rasch gemacht, und es liegt etwas Geheimnißvolles und Unheimliches zugleich in dieser Eil, die um so seltsamer befunden wird, als wie durch einen Zauberschlag Wilhelminens Ausstattung fertig, und ein großes Haus mit Meubels schon eingerichtet stand, als die Verlobungringe gewechselt wurden; — der wonnetrunkene Bräutigam ist den Kauf eingegangen, ohne weiter zu untersuchen, ob er vortheilhaft sey, die Feyer der Hochzeit wird im Hause der Schwiegerältern vor sich gehen.

Ich muß schließen, Liebe, weil mein thörichtes Herz sonst nichts denkt, als diese Sorgen.

Wilhelmine an Gustav.

B. den 26. May 17**2.

Es ist geschehn! dein grausamer Wille hat gesiegt, das Opfer ist gebracht, in wenig Tagen sind die getrennt, welche bestimmt waren, einander ewig anzugehören.

Meine Stiefmutter hat uns längst durchschaut, doch absichtlich vermied sie jede Erklärung. Sie betrieb nun mit unermüdeter Sorge und furchtbarer Eil die Angelegenheit dieser unglückseligen Verbindung. Ich muß dir gestehn, daß sich mein ganzes Gefühl emporte, daß ich

den Tod vorgezogen hätte, aber was konnte ich thun? Einmahl, da ich meinen Bewerber mit der ſchneidendſten Kälte behandelt, und er uns, wie mir ſchien, aufgebracht und muthlos verließ, ſtürzt ich, in Thränen aufgelöſt zu ihren Füßen, und rief: O, Mutter! laſſen Sie ihn auf ewig gehn, es komme, was da wolle, ſo elend kann ich nie werden als wenn ich einen andern gehören muß, als dem einzigen, den ich lieben kann.

Verworfenes Geſchöpf! rief ſie mir zu. Unter Thränengüſſen und Schluchzen, ihre Knie umklammernd rief ich, erbarmen Sie ſich mein! Ein ſchleichendes Gift wird all meinen Leiden ein Ziel ſetzen, ich kann nicht länger leben, ich verabſcheue den Meineid, die Lüge, den Betrug!

Mit bleichen Lippen, ſtechendem Blick und dumpfer Stimme ſagte ſie mir: Nichtswürdige, du mußteſt dieſen Abſcheu früher hegen! Stirb, beladen mit meinem Fluch, denn betteln werden wir über deinen Grabe! Stirb! Mörderinn all der Deinen! — Ich zuckte zuſammen, wie vom Blitz getroffen. Du biſt eine Verlorne, ſprach ſie zu mir weiter, und Donner, die über unſern Haupte rollten, gaben ihren Worten furchtbaren Nachdruck — o, ſie zermalmte mich, ohne meine Schuld auszuſprechen, ich hätte Manches, wodurch ich ſie anklagte zu meiner Rechtfertigung ſagen können, es wollte kein Wort über meine Lippen. Vernichtet ſtand ich vor ihr, vergehend

in Beſchämung und Jammer. Der Anblick meines troſtloſen Leides mochte ſie erweichen; mit mildern Blick und Ton ſagte ſie plötzlich: Beruhige dich! Bedenke, daß Alles, was ſich deinen Wünſchen entgegen ſetzt, nicht von uns ausgeht. Dein künftiger Gemahl iſt liebenswürdig, etwas eitel, eingebildet, aber gutherzig, und nicht ohne Verſtand und Kenntniſſe, du wirſt ihn liebgewinnen! Ich ſchüttelte verneinend den Kopf, ſie lächelte und ging. Am Tage darauf trat ſie in mein Zimmer, und überreichte mir anliegendes Schreiben.

Carl L. an Wilhelmine.

B den 24. May 17*2.

Verehrte!

Sie werden dieſe Zeilen durch Ihre Frau Mutter erhalten, meſſen Sie es der unendlichen Huld und Theilnahme dieſer theuren, edlen Freundinn bey, wenn ich mich zu ſehr erkühne. Wenn die Fürſprache der beſten Mutter mir Ihr Herz nicht gewinnt, ſo habe ich auf der Welt nichts zu hoffen mehr. Ich wage es nicht, o, liebenswürdigſte Ihres Geſchlechts, vor Ihnen zu erſcheinen, und Sie um ein Glück zu flehen, das mich von Sinnen bringen würde, wenn Ihr Mund es mir zugeſtanden, ſo wie die Weigerung mich tödten müßte. Mit unausſprechlicher Qual erwartet Ihre Entſcheidung

derjenige, der in Tod und Leben nie aufhören wird zu seyn

Ihr Sie verehrender

Carl L.

Kaum hatte ich diesen Brief gelesen, als mir meine Stiefmutter geboth, ihn so zu beantworten, wie sie es mir in die Feder sagen wurde — Durft ich ihr widerstehn? —

Mein Herr!

Die anmuthige Verwirrung Ihres geehrten Schreibens ist unendlich schmeichelhaft für mich. Der Weg ist reitzend, den Sie zu meinem Herzen nehmen, da er die Zartheit Ihrer Gesinnung bekundet. Ich werde diejenige glücklich schätzen, die vom Schicksal bestimmt ist diesen Weg mit Ihnen zu wandeln. Es scheint, als wünschten Sie etwas von mir — ich hoffe aber, Sie selbst werden kommen und es erklären.

Wilhelmine.

B. den 26. May 17°2.

Als ich den Brief geschrieben, sank ich wie leblos nieder. Was soll ich noch hinzusetzen, Grausamer, du, du allein hast es gewollt! Ich sehe einer trüben Zukunft entgegen, ich verabscheue mein Daseyn, dich! Alles! O, läg ich tief im kühlen Grund, und hätte schon Alles vergessen!

Carl an Wilhelm.

B. den 11. Junius 17°2.

Der goldene Morgen weckt mich mit ſanftem Schlagen ſeines Roſenfittiges — Welch ein Erwachen! nur Stunden noch liegen zwiſchen mir und der höchſten Seligkeit und wie ſehr meine Ungeduld ihnen Flügel geben möchte, iſt doch auch dieß Erwarten unausſprechlich reitzend, ich ſchwelge in Hoffnung und Sehnſucht! Mein Auge glänzt in Thränen, mein erſter Gedanke war Sie! — Kein Morgengruß, kein Mittagſtrahl breche der Wonne etwas ab, ſie im Myrtenkranz zu ſehn! Sie mein! dieſer Gedanke ſoll mein ganzes Daſeyn ausfüllen, ich will nichts denken, nichts empfinden, als ihn, bis meine Braut, geſchmückt mir ſagen läßt, daß ſie mich erwarte, mich zum Altar zu begleiten!

Am Abend.

Ich wurde gerufen, ſie ſtand vor mir in niegeahnter Herrlichkeit, die Sonne meiner künftigen Tage! — Ich vermochte nicht zu ſprechen, nicht ihre Hand zu berühren, leiſe bebend ſtand ich vor ihr. Gefall ich Ihnen nun? rief ſie mir mit holden Lächeln entgegen, die Sinne vergingen mir, ſie reichte mir die Hand, ich berührte ſie mit den Lippen, ſcheu, wie ein Heiligthum! —

Wer bin ich denn, daß mir ein ſolches Glück zu

Theil geworden? Mir ſchwindelt auf der Höhe meines Lebens!

Treuer Freund! labe deine Seele an der Luſt mich ſo überſchwenglich glücklich zu wiſſen, und fühle, was du mir biſt, da ich zu dir eile, und es allein nicht zu tragen vermag.

Ewig der Deine

Carl L.

Adele an Jeannette.

B. den 11 Junius 17°2.
Mitternacht.

Nur eben kommen wir zurück vom Hochzeitfeſte. Stille Thränen haben um Segen für das junge Paar gefleht — ach! und um Kraft für mich — O, Liebe! laß mich an dein Herz flüchten mit meinen Leiden — ja, ich muß es ausſprechen, wie ich ihn eintreten ſah zur geſchmückten Braut, ſo voll Ehrerbiethung und glühender Liebe, ſo feyerlich und doch ſo trunken von innerer Seligkeit — ſo ſchön und anmuthig in Erſcheinung und Weſen — da ſeufzt ich daß dieß Alles, Alles hier vergeudet werde an ein bethörtes fühlloſes Herz — dieſe Liebe! o, Gott, mit Füßen wird ſie getreten! Wie konnte Mutter Natur ſolche Gaben ausſpenden, zu Trug und Schein, wie bey dieſer Wilhelmine? Die-

ſer Ausdruck in Blick und Mienen, der ganz Anmuth und Seele iſt, täuſcht den Unglücklichen ſo ganz, daß er ihm alle Überzeugung ihrer Liebe gewährt, die ihr Betragen ihn vermiſſen läßt!

Nenne mich nicht hart und lieblos! Höre, was geſchehn! Eine zahlreiche Geſellſchaft hatte das Brautpaar zur Kirche begleitet, und blieb nach der Trauung verſammelt. Ich hatte, da der Tag ſo ſchön war, dem Verlangen nachgegeben, die grüne Einſamkeit des Gartens aufzuſuchen, die hinter B...'s Hauſe liegt, und mich allein hinabgeſchlichen. Eine tief verdeckte Laube nahm mich und — meine — Thränen in ihren duftenden Schatten auf — Plötzlich höre ich ein Geräuſch — ich unterſcheide Stimmen — unwillkührlich blicke ich hin nach der Laubwand, welche meinen Sitz von dem nebenanſtoßenden Gange trennte. Ich erblickte Wilhelminen, ſie, die eben erſt vor dem Altar geſtanden, an der Seite ihres Verderbers! Ich ſchauderte zurück, und hätte mich gern entfernt, doch hielt mich die Furcht zurück entdeckt zu werden. Könnt ich je vergeſſen was ich mit angehört. Es war die Sprache der Hölle. Die Unglückliche, die Anfangs von Vorwürfen gegen Graf X. überſtrömte, und mit mühſam zuſammengeraffter Kraft ſeiner beſtrickenden Überredung widerſtand, ſank zuletzt in ſeine Arme, ſchwur ihm ewige Liebe, ſpottete mit

ihm des Betrogenen, und raste Läſterungen gegen alles Heilige, gegen Alles, was wir göttlicher und menſchlicher Weiſe ehren müſſen — mein Herz rang mit Verzweiflung, Abſcheu und Mitleiden, ich ſchluchzte laut, das ehrvergeßne Paar erbebte und entfloh, ſcheu, wie das ſchleichende Verbrechen. Wie aus einem gräßlichen Traume erwachend, meinen Augen und Ohren mißtrauend, kehrte ich odemlos in den Saal zurück, wo die höchſte Freude ihren Sitz aufgeſchlagen.

Der ehrloſe Dichterling, den die Familie füttert und ausſpottet, hatte ſeine ganze Einbildungskraft aufgebothen und ein Reimſpiel geſchmiedet, welches einige der ſogenannten Freunde dieſes Hauſes aufführten, wo die Braut dem Reiche der Diana von Amor abgenommen, und der Preis der Tugend und der Liebe ihr von Hymen gereicht wurde! — Mir ging es eiskalt durch alle Glieder.

Die Stiefmutter, dieſer Inbegriff aller Frechheit, Lüge, Tücke und Heucheley, überfloß mit ſchmelzender Süßigkeit von zarten Empfindungen, und bemeiſterte ſich des Bräutigams ſo mächtig und ganz, daß er Wilhelminens Kälte und Entfernung nicht wahrnehmen konnte. Muſik und künſtliche Erleuchtung von Transparents füllte der Zimmer prachtvolle Folgenreihe, der Duft der Roſen wogte betäubend durch den Saal,

wohin man blickte prangten die verſchlungenen Chiffern W. und C. — ja wohl, Weh dem armen Carl!

Den Tanz lehnte ich für den ganzen Abend ab — Carl hatte ihn mit mir aufführen wollen — wie unzart, wenn er je eine Ahnung von meiner Empfindung gehabt — doch er war zu berauſcht vom Glück, um an irgend etwas ſonſt zu denken! — Wilhelmine ſah ich mit dem verworfenen X. tanzen —

Um Mitternacht erlöſte mich der Wink der Mutter von meinem traurigen Standpunct. Sie mochte wohl fühlen, was in mir vorging, denn ſie flüſterte mir bewegt zu: Laß es, Theure, leg es in Gottes Hand — wir konnten es nicht ändern! —

Ich fühle mich unbeſchreiblich angegriffen und matt, meine Jeannette. Ich muß die Feder niederlegen, und Ruhe ſuchen, vorher aber will ich noch aufſchauen zu der goldenen Sternenſchrift da oben, die Troſt und göttliche Verheiſſung im Leide gibt. Über unſer duftendes Gärtchen ſteigt der Morgenſtern in voller Klarheit auf, der Ruf der Hähne, der Vögel Lied verheißt die Nähe des Tages — Alles freut ſich, warum bangt meine Seele? — Iſt denn die Lebensnacht länger, als eine Sommernacht? Gewiß nicht, es ſcheint uns nur ſo, und ihr folgt ein ewiger Morgen!

Die Geheimräthinn an Wilhelmine in W.

B. den 20. December 17⁷3.

Da dieſer Brief einer ganz zuverläſſigen Hand anvertraut iſt, ſo, daß du ihn allein und ſicher empfängſt, ſo kann ich recht von Herzen mit dir ſprechen. Du ſiehſt, liebe Wilhelmine, daß ich vollkommen recht hatte! Schon haſt du den Unwürdigen vergeſſen, für den du ſterben wollteſt, ſchon troſten dich zahlloſe Anbether über ſeinen Verluſt. Im glänzenden W. huldigt Alles nur dir, du biſt das Geſpräch des Tages, Niemand iſt dir an Pracht, Niemand an Schönheit gleich — was verlangſt du mehr? O, wäre es mir jemahls ſo gut geworden! Ich höre du bewohnſt allein einen großen Flügel des G — ſchen Hotels, und fährſt in deinen eigenen Wagen in Geſellſchaft. So iſt es Recht. Wer das nicht kann, auf den wird nichts gehalten! Zieh nur ja immer das Neueſte an, und erſcheine in keinem Kleide zweymahl, wenigſtens nie hintereinander, es iſt höchſt unanſtändig! Mich ärgert nur, daß deinem Mann der Adel fehlt, rede ihm doch zu, daß er die paar hundert Ducaten dran wendet, und den Alten ſagen läßt, was er will, er iſt ja mündig! Überdem kränkelt dein Schwiegervater ſehr, wie ich höre, und man wird Euch bald zur Erbſchaft Glück wünſchen können. Ein Neun — Zehn — tauſend Thaler muß ich noch haben, um wieder ganz auf dem vorigen

Fuß zu leben, thu, als hätteſt du dafür Putz gekauft, oder ſie im Spiel verloren, kurz ſchaff ſie mir, ich laſſe dir nachher mehr als Ein Jahr Ruhe. Dein Mann thut ja, was du nur immer willſt! Deine letzte Weigerung hat mich gekränkt. Du würdeſt Mutter werden — Pflicht gegen deine Kinder, das Eurige nicht zu vergeuden — Undankbare, was hätteſt du, wenn ich nicht gewirkt und geſtrebt? Was ſind die dreyßigtauſend Thaler, die ich nur mühſam nach und nach erhalten, gegen den ungeheuren Dienſt, den ich dir erzeigt? — Rechneſt du für nichts, daß du Ehre, Leben, Vermögen, Glücksgüter und Lebensgenüſſe aller Art durch mich erlangt? dein Mann war oft beynah entſchloſſen geweſen zurückzutreten, ich habe ihn dir erobert, nicht du haſt es gethan, ihn dir erhalten iſt Kinderſpiel, ich habe nie eine ſo unendliche Liebe geſehn, er würde ſein Alles daran ſetzen, dir ein Lächeln abzugewinnen.

Graf X. hat die geſchiedene Baroneſſe von C. welche die ſcandaloſe Chronik mit ihm paarte, wirklich geheirathet, beyde erſcheinen neben einander, wie Tag und Nacht. Nach engliſcher Manier iſt das junge Paar ſogleich auf Reiſen gegangen „to Spent theyr honey moons".

Ich weiß noch nicht, iſt dieſer Menſch ſo klug aus Schlechtigkeit, oder ſo ſchlecht aus Klugheit?

Unsere kleine Base Adele E. hat viele Partieen ausgeschlagen und gibt nun ihrem Jugendfreund Eduard ihre Hand. Man sagt viel gutes von dem Bräutigam, der ein Pflegesohn des alten F., und funfzehn Jahre alter als die Braut ist.

Lebe wohl, meine theure Wilhelmine! denke über meinen Brief nach! Wenn du die Lehren befolgst, die Vernunft und Zartlichkeit dir geben, und die Sorgen deiner Mutter erleichterst, so wirst du glücklich seyn, denn auf Klugheit im Handeln und Erfullung unserer Pflichten allein kann unsre Wohlfahrt sich gründen. Dich umarmt wie sie dich liebt

Deine Mutter.

Wilhelmine an ihre Stiefmutter.

W. den 29. December 17⁷⁷2.

Meine verehrte Mama! Es ist mir unmoglich ihren Wunsch zu erfullen, ich bitte Sie, verkennen Sie deßhalb nicht mein Herz! Ich muß jetzt alles aufbiethen, um unsern Standpunct in der großen Welt zu behaupten, und mit dem Strom fortzuschwimmen, doch wage ich es Ihnen ein Halstuch von Caschemir beyzulegen, es ist jetzt die erste Mode, und noch ist keines nach B. gekommen, ich schmeichle mir, daß es ihren Beyfall haben wird.

Ungern werde ich mich dereinſt von W. losreißen. Es iſt eine Welt im Kleinen, und der höchſte Anſpruch auf Achtung hier iſt Vermögen, und eine gute Tafel, die offen ſteht. Ich bin umſchwärmt, beneidet, vergöttert, und mit der Zahl meiner Siege vermehrt ſich die Anbethung, die Carl mir zollt. Er iſt nicht ganz ohne Feinheit, neulich hat er mich recht überraſcht. Ich hatte mir eben für drey Carolin einen Kamm von Schildpatt gekauft und aufgeſetzt, Kämme im Haar ſind die neueſte Mode. Ich ſaß im Puderhemd, es war noch nicht einmahl zehn Uhr, da tritt, überraſchend zu ſo ungewöhnlicher Morgenſtunde — mein Mann herein, nimmt mir die Hand, zieht mit der Linken ganz behend den ſchönen Kamm aus meinen Haaren, den er, indem ich verwundert ſeinem Beginnen zuſehe lächelnd zerbricht. Sind ſie wahnſinnig? rief ich ihm mit Zorn und Erſtaunen zu, aber noch immer lächelnd zieht er einen Kamm, ganz mit Brillanten und Ballasrubinen beſetzt, aus dem Buſen, reicht ihn mir, und ſagt: ich habe Ihnen nur dieſen aufſetzen wollen.

Ich ſchämte mich etwas — wäre er von hohem Stande, ich glaube er könnte mir werth werden!

Ach! daß Guſtav nicht ſo war, wie mein unerfahrnes Herz ihn mir vorſpiegelte! und daß ich zu ſpät erfuhr, daß der heldenmuthige, berühmte *** dieß Ideal

meiner Jugendträume, mich auszeichnete. — Ihn hätte ich lieben können, das fuhl ich jetzt, noch ganz anders als Gustav, wie schlecht hat G. gehandelt! doch seine Lage entschuldigt ihn, und noch immer wallen bey seinem Andenken Regungen der Sehnsucht durch mein Herz, ich kann ihn nicht vergessen, und ich bitte Sie inständigst, mir kein hartes Wort mehr über ihn zu sagen! Adelen wunsch ich viel Glück. Mir schien, als hätte Carl sie lebhaft interessirt. Wie ist das nun möglich?

Man hat schrecklich viel damit zu thun, allen zu genügen, was die Welt von Einem fordert, Besuche, Arrangements, um Leute bey sich zu sehn, Partieen, den Küchenzettel, eine anhaltende Correspondenz um stets die neuesten Moden aus Paris zu haben (jetzt machen sie es Einem zwar bequem, man bekommt Puppen, nach denen man Alles machen lassen kann) neue Decorirung der Zimmer — kurz, man reicht mit der Zeit nicht aus, wenn man auch im Sommer schon um Acht aufstunde —

Noch einmahl! Vergebung für Ihre gehorsam ergebene Tochter.

Wilhelmine.

Adele F. an Jeannette.

B. den 29. December 17**2.

Wie wird es dich freuen, meine ſanfte Jeannette, nun Vertraute meines Glückes zu werden, wie du es ehemahls meiner Schmerzen warſt! Ich kann mich nur mühſam darauf beſinnen, wie Alles ſich gefügt, o, und ſo ſchön gefugt!

Wie wenig, meine Freundinn kennt doch der Menſch ſein eignes Herz! Wie viel reicher iſt es immer an Fähigkeit zum Glück, als wir wähnen, und wie ſelten können wir uns in unſren tiefſten Neigungen verſtehn!

In Eduard hatte ich ſtets den Inbegriff aller Vortrefflichkeit und Tugend erkannt. Seine Lehren hatten über mein Inneres eine ſanfte Klarheit verbreitet, in der ich mich ſelbſt zu beſchauen fähig geworden, wenn auch nicht mich ſelbſt zu durchdringen.

Und dieſer würdige, dieſer milde, liebreiche Mann hatte ſein Herz im Stillen mir zugewendet, und die beſeligende Schönheit ſeiner Lehren, die Weisheit und Anmuth ſeiner Beredſamkeit hatte ihre Innigkeit und Eindringlichkeit auch der Liebe zu danken, der ſchönen Liebe, mit der ſein Auge mich von Kindheit an verfolgt, die, ſtets bereit mir zu entſagen, wenn ſie mein Herz nicht erwiedern konnte, doch immerdar zur Loſung nahm: Dieſe, oder keine!

Wie hoch bin ich vor Vielen begünstigt! Nein, ich verdiene nicht mein Glück — doch, was frägt nach Verdienst des Vaters unendliche Gnade? Sie thaut ihren Segen hin, und unser ganzer Anspruch an ihre Huld ist unsre Bedürftigkeit.

Eduard war mir stets als ein Wesen höherer Natur erschienen, und ich hatte keine Ahnung davon, daß sein Gemüth in dem Gebiete irdischer Wonnen und Schmerzen heimisch werden könne. Ehrfurcht, Bewunderung schien mir das höhere Schlagen meines Herzens wenn ich ihn dachte, oder ihn sah. Ein andres Bild aus schöner Kindheit Tagen, stand mir in ganz anderer Beziehung nah, und ich mußte diese Regung für das halten, was man Liebe nennt. Unvermerkt war das Bild von Eduards Vollkommenheiten, und das von Carls liebenswürdigem Wesen in einander verschmolzen, ich lieh demjenigen, der mir in der Erinnerung seliger Tage, in Freud und Leid, beysammen verlebt so theuer geworden, einen Theil der Vorzüge, die ich in Eduard erkannt; ich schmückte den Gegenstand meiner Träume in Gedanken mit Allem aus, was mir im Leben als das Herrlichste erschienen. Carl nun, in seiner eigenthümlichen Anmuth, Weichheit, Zartheit und geistig regen Gewandtheit, war von seiner Reise zurückgekehrt. Die lang genährte Gluth machte sich Luft, es mußte wohl Liebe

ſeyn, was ich für ihn empfand, ich weiß es an den heißen Thränen, die ich vergoß, als ich mich getäuſcht ſah — kaum wußt ich es ſelbſt, daß Carls Unglück mich tiefer ſchmerzte, als ſein Verluſt. Von dieſem Unglück gewann ich an ſeinem Hochzeitstage die furchtbarſte Gewißheit: doch, wie ich nach und nach beruhigter hinblickte auf den Beklagenswerthen, der mir ſo über alles liebenswürdig erſchienen war, da fiel jeder Vorzug, mit dem meine Fantaſie ihn verſchwendriſch ausgeſtattet, von ihm nieder, und ich erblickte ſein Selbſt, gewoben aus Leichtſinn, falſcher Großmuth, Stolz, Eigenliebe, Prunkſucht, Gotteslengnerey, Ehrgeiz und Verſchwendung, wobey die traurigſte Selbſttäuſchung alle ihre Gewalt über ihn ausübte, und eine, wenn gleich negative Gutmüthigkeit, vereint mit der Freundlichkeit, welche Weltſitte und Weichheit verleihen, die ſcharfen Spitzen aller dieſer übeln Eigenſchaften umbog, und ſie zum Theil verdeckte. Da nun aber ein ſolches Weſen **lieben** kann — ach, und mit ſo Alles opfernden Liebe! — ſo zweifle ich nicht, daß er zu retten geweſen wäre, wenn er einen würdigen Gegenſtand ſeiner Liebe gefunden hätte. Mir ſcheint als wäre das Böſe in Carls Natur nicht von Innen heraus entwickelt, ſondern mehr von Außen angeflogen; denn, ich wiederhohle es: er weiß zu lieben — ach! er liebt ja die Unwürdige mit nahmenloſer Innigkeit!

Ich erkrankte vor Kummer um Carls Unglück; um meine eigene Verblendung, ein schleichendes Fieber verzehrte mich. In dieser Krankheit fühlte ich zuerst, wie theuer ich dem Freund und Leitstern meiner Jugend, unserm herrlichen Eduard sey! Dieß Mitgefühl, diese zarte Sorgfalt, diese Schonung, dieß Sinnen, mich mit Allem zu erheitern, zu erfreuen, was einer Leidenden eben kleine Linderungen gewährt, rührte mich anfangs tief, und ich gewohnte mich daran, wie an eine milde Luft, ohne deren Anmuth unser Leben schmachten und leiden würde. Lange währt' es, eh ich entdeckte, daß diese süße Sorgfalt aus einer tiefern Quelle als der des bloßen Antheils hervorginge, ja ich entdeckte dieß kaum früher, als ich in mir selbst fühlte, wie unentbehrlich und wie beseligend sie für mich sey.

Dieser Rückblick auf mein eigenes Herz, der mir die volle Anschauung der geheimsten Regungen in Eduards Gemüth gewährte, mochte aus meinen Blicken und Wesen unverkennbar hervorstrahlen, denn ich sah meinen Eduard jeden Tag heitrer, inniger werden, er kam früher, er ging später, er häufte Zartheit auf Zartheit in sinnigen Gaben. Im Spätherbst glich mein Zimmer einem Frühlingsgarten, und alles Zierliche und Sinnreiche, was zum Gebrauch fleißiger Frauen ersonnen worden, alles was erquicken und erheitern kann, seltne Früchte,

zahme Tauben und Vögelchen, schöne Musik, angenehme Kunstwerke vereinten sich, und häuften sich um mich her, immer begleitet von einem holden Wort, oder auch von einem sinnigen, kleinen Liede. — Ich hatte fast schon dem Tode angehört, und die reinste, die innigste Liebe, bekleidet mit himmlischer Anmuth, rief mich in das Leben! Wie selig schwelgt ich in all den lieblichen Gaben, wie stellt ich sie mir auf, wie hielt ich sie als Heiligthum, wie bewahrt ich die Blumen, die er mir einzeln brachte, und die den wonnevollsten Stunden, unter Gespräch und Musik verflossen, geblüht!

An einem hellen Wintermorgen, eben da die Sonne die Eisblumen an den Fensterscheiben mit tausend Goldflittern stickte, gedachte ich mit erneuter Sehnsucht des theuren Freundes, vor mir stand ein Mandelbäumchen, die schöne amygdala nina. Eduard hatte es mir in der Knospe gebracht, und die rosigen Blüthen alle erschlossen sich, eine nach der andern im Morgensonnenstrahl, der auf ihnen liebend zu weilen schien. Eduard trat in das Zimmer, dießmahl, was noch nie der Fall gewesen war, allein. Er neigte sich anmuthig, und reichte mir schweigend ein Notenblatt, ich erblickte Klopstock's neues Lied: Selmar und Selma, von welcher ich jüngst mit Entzücken gesprochen, da uns die Dichtung von einem Freunde zugesendet worden. Eduard selbst hatte

es in Muſik geſetzt, und bath mich, es mit ihm zu ſingen. Er ſetzte ſich an das Clavier und begann — die einfach innigen Töne, mit denen er das Lied begabt, waren mir gleich ſo bekannt, als ſey dieſe Melodie meiner eigenen Seele entfloſſen, es war ein wunderbarer Einklang, es kam mir nicht mehr vor, als ſäh' ich auf die Noten hin. „Selmar, ich ſterbe mit dir!" o, welche Süßigkeit lag in den Tönen! Unſere Blicke ſangen mit, ſie bebten, wie die Klänge aus dem tief und ſüß bewegten Herzen in einander. Bey dieſem Sonnenlicht, dem Duft der Blumen um uns her, der lieblichen Stille, nur vom einſamen Ruf der Waldtaube, die unter den Blüthen mit ihrem Ringlein anmuthig hervor ſah, unterbrochen, war es mir, als wäre es ſchon Frühling. Ich zeigte Eduard das Mandelbäumchen, und ſagte die Worte eines arabiſchen Dichters:

Mandelblüthe! ſey vor Allem mir der liebſte Schmuck der Flur,
Du, das erſte Frühlingslächeln auf den Lippen der Natur.

Ich danke es Ihnen! ſetzt' ich hinzu, und Ihnen auch den Frühling meines neuen Daſeyns, der mich umfängt; mir iſt zu Muth, als wäre ich an Freundestreue geneſen. Eduard nahm meine Hand, die ich ihm nicht zu entziehen die Kraft hatte, und drückte ſie, einen

innigen Blick auf mich heftend, an ſeine Lippen. Liebenswürdige Adele, ſagte er, ich habe eben mit ihren Ältern geſprochen, darf ich von Ihnen den Frühling meines Lebens erwarten? Sie ſind mir das Liebſte auf der ganzen Welt. Sie glücklich zu machen, würde der Stolz meines Lebens ſeyn! Ich war nahmenlos überraſcht, ich bebte, ich fühlte daß meine Augen voll Thränen ſtanden. Eduard neigte ſich ſanft zu mir hin, ſein Arm umfing mich, er zog meine Hand an ſein hochſchlagendes Herz und ſagte: Süßeſte Adele, in Ihrem Innern iſt keine Regung die ich nicht durchſchaut, dieß fromme Auge hat mir Liebe geſtanden, dieß reine Herz für mich geſchlagen, Ihr ganzes Weſen iſt von ſchimmernder Durchſichtigkeit, nicht eine Ihrer Empfindungen würden ſie verhehlen können, und ſollen es auch nicht, denn in dieſer Bruſt wohnt nur Unſchuld, Güte, Wahrheit und Liebe!

Wie hoben mich dieſe Worte über mich ſelbſt hinweg, wie dankbar blickt ich auf ihn hin! Aber, was hätt' ich in dieſer einſamen, himmliſch beſeligten Stunde anders thun können, als ihm mein ganzes Herz ſo ſagen, wie ich dir gethan? Unter ſanften Thränen ſchilderte ich ihm, manches nur errathen laſſend, beſonders was meine Empfindungen für den edlen Mann ſelbſt betraf, den Gang meines Herzens, und verhehlte ſeine

Irrthümer und Kämpfe nicht. Als ich vollendet hatte, fragte er mich sanft: Liebe Adele, wie ist Ihnen nun zu Muth? — Wie den Schiffer, dem der Leuchtthurm den Hafen zeigt, wie dem Pilger in der Wüste am labenden Quell, sagt ich, und vermied nicht den Blick der großen blauen Augen, die mit unendlicher Wonne auf mir ruhten.

Eduard umarmte mich, es war der Kuß der Seele, der erste Kuß! Meine Adele, sprach er innig, wir werden glücklich seyn!

Kannt ich dir meine Freundinn, die Entzückungen der Meinigen schildern, die bis zu Thränen gesteigerte Rührung der Mutter und selbst des Vaters, dessen Stimme nun so weich ist, wenn er mich anredet, dessen Blicke in Seligkeit glänzen.

Und ich Beneidenswerthe die Schopferinn aller dieser Freude, der Gegenstand dieser zarten Sorge, dieser Liebe ohne Gleichen! —

O, Jeannette, der Himmel ist milde und liebevoll; nicht das Geschick, uns allein sollten wir Menschen anklagen, wenn wir Seelenleiden uns selbst zu schaffen emsig sind, und sie nicht für die Frucht eigner Thorheit anerkennen.

Zu meiner Hochzeitfeyer wirst du doch gewiß kommen? du hast mich lange nach dir schmachten lassen —

im Schmerze konnt ich dich miſſen, im Glück kann ich dich gar nicht entbehren, komm, theures Mädchen recht bald, zu deiner ewig dich liebenden

Adele.

Carl an Wilhelm.

B. den 12. März 17°°.

Mein theures Weib hat ſehr gelitten, mein Freund! — Anfangs Februar rief ſie eine fromme Pflicht nach B. zurück — ihr Vater war ſchwer erkrankt. Ich begleitete ſie — der Wagen brach — Sie ſchwebte zwiſchen Tod und Leben, doch durch Hülfe der berühmteſten Ärzte genas ſie glücklich eines ſchönen Knaben, und alle Gefahr iſt vorüber.

Da haſt du in kurzen Worten die Quelle unendlicher Leiden und Seligkeiten. Das holde Kind, wie iſt es der Mutter ganzes Bild, mein Abgott, mein höchſtes Glück! O, möcht ich alle Schätze der Erde, allen Ruhm, allen Glanz der Welt auf das theure Haupt dieſes meines erſten Sohnes zuſammenhäufen können!

Ich konnte dir ſeither nicht ſchreiben. Ich war niedergedrückt von Geſchäften. Ich habe die große Herrſchaft L. gekauft, und mich in den Adelſtand erheben laſſen. Am Tage der Taufe, geſtern, legt ich die Documente zu meines Engels Füßen nieder. Sie war ſüß betroffen,

erröthete, umarmte mich und sagte: Wie zart gehandelt, welche angenehme Überraschung! — Es war der seligste Augenblick meines Lebens.

Ich stehe nun auf den Culminationspunct des Glückes — werd' ich je fallen? da sey der Himmel für — in den Abgrund würd' ich taumeln —

Welch ein dunkler Schatten streift über den Glanz meines Lebens? Sey es nicht Ahnung, ihr himmlischen Mächte! Lebe wohl mein Freund! ich muß zu ihr, um diese trübe Stimmung zu verscheuchen, denn, wo ihr Auge lacht ist Alles Leben und Wonne!

Derselbe an Denselben.

B. den 16. December 17⁹5.

Du klagst daß meine Briefe selten und seltner werden, klagst über Kaltsinn, Mangel an Offenheit, du thust mir Unrecht, und thust Unrecht überhaupt, es ist deine Schuld, wenn dein Freund dich nun, und ganz vergebens betrübt, denn noch kann Alles gut werden! — O, daß mein Vater dahin ist! Die Bank, in der ich mein Vermögen niedergelegt, hat Banquerott gemacht, meine Güter sind entweder zu theuer bezahlt, oder spitzbübisch verwaltet, sie tragen nicht ein, Ein Procent! Mein Hausstand steigt an Pracht und Bedürfnissen, doch stehe ich im Begriff den Verkauf meiner Güter

abzuſchließen, und eile mit den — es ſey ausgeſprochen — Trümmern meines Vermögens nach P. wo mir meine Fähigkeiten neue Quellen des Reichthums öffnen ſollen. Wilhelmine ahnt nichts vom Verfall meines Vermögens. Wie ein fröhliches Kind ſchwelgt ſie im Überfluß, ſie ſpricht von Tauſenden wie andre von Gulden ſprechen würden, ſie leuchtet in Schönheit, mehr als je, möchte ich ſagen, und alle Herzen ſchmachten in ihren Feſſeln.

Meine Lebenskraft ſetz ich daran ſie in dieſem Zuſtand feenhaften Glanzes zu erhalten — ſtürzt mein Gebäude zuſammen, ſo begrab ich mich unter den Trümmern.

Jetzt weißt du Alles, Freund, Lebewohl!

Wilhelm an Carl L.

M. den 21. December. 17[illegible]5.

Ich antworte dir mit umgehender Poſt, in höchſter Eil, entſetzt, in Verzweiflung über deinen Brief — Freund! in welchen Abgrund taumelſt du, unaufhaltſam, blind, ſinnlos, rettunglos vielleicht!

Von Anbeginn deiner Bekanntſchaft mit deiner Frau, iſt es mir deinetwegen bang geworden, ich habe dir auch meine Zweifel unumwunden geäußert. Was haſt du in ihr angebethet? was iſt's, daß dich noch jetzt bis zum Wahnſinn entzücket? Sind es ihre Tu-

genden? ihre Geiſtesvorzüge? ihre Talente? iſt's ihre Liebe zu dir? Nichts, nur ihre unvergleichliche Schönheit — Bethörter! bedenke, daß dieſe ein Raub jedes Unfalls werden kann, und dereinſt Speiſe der Würmer werden muß. Du glaubſt liebevoll an deiner Frau zu handeln, und biſt ſelbſt ihr furchtbarſter Feind. Dieſe blinde Vergötterung nährt ihre Eitelkeit, dieſe Verſchwendung untergräbt die Stützen ihrer Zukunft, und ſie wird dereinſt mit blutigen Thränen den Flitterprunk zahlen, mit dem du ſie umgibſt. — Niemand, mein Carl kann dich inniger lieben, als ich! Wir ſind zuſammen aufgewachſen, wir ſind in den glückſeligen nie wieder ſo ſchön wiederkehrenden Zeiten der Jugend unzertrennlich geweſen, wie das Doppelgeſtirn am Firmament. Unſre Naturen waren verſchieden, unſre Herzen Eins. Ich beſchwöre dich, glaube meiner Treue, kehre von deinem Wege um; ſtatt deine Güter zu verkaufen, ziehe dich zurück, nimm einen rechtlichen Mann der ſie verwaltet, ich kann dir einen ſolchen zuweiſen, und halte du die Zügel des Ganzen in Händen. Dieß iſt ein ehrenvoller Rückzug. — Eure Flitterjahre ſind vorüber, laß jetzt den Ernſt walten, und zeige dich um ſo liebevoller, je minder du dir das Anſehn davon gibſt. Ringe nach der Achtung deiner Gattinn; Gibſt du dich zum

Spielball ihrer Launen hin, ſo wird ſie, des Spielwerks müde, es früh oder ſpät in den Winkel werfen.

Der Frauen edelſte und einzig wahre, höchſte Liebe iſt auf Achtung begründet, alles Übrige iſt Wahn und Täuſchung, Seifenblaſe, die ein Hauch zerſtören kann.

Erkenne meine Liebe in dieſen Worten, einen höheren Beweis vermag ich nicht dir zu geben.

Ewig dein Wilhelm.

Carl L. an Wilhelm.

B. den 31. December 17⁷5.

Dein Rath kam zu ſpät, der Handel war abgeſchloſſen, die neue Bahn meines Lebens gebrochen. Laß mich ſo offen ſeyn, wie es Freunden ziemt, hätte ich auch deinen Brief nicht vier und zwanzig Stunden, nachdem mein Schickſal entſchieden, empfangen, ich würde dennoch beharrlich meinem Plane gefolgt ſeyn, denn es gehn im menſchlichen Herzen Dinge vor, die ein Zweyter nie begreifen kann.

Was ſprichſt du von Vergänglichkeit der himmliſchen Schönheit Wilhelminens? Wie ſie jetzt iſt, ſteht ſie ewig vor meinen Geiſtesblick, und nichts kann ihr die Gewalt über meine Seele rauben! Die Würmer können ſie verzehren, aber die Flamme, die ſie in meinen Innern entzündet, lodert ewig fort.

Du weißt die Geſchichte vom Zauberer Merlin? Alle Weisheit der Erde war ſein, und die Kunde der Zukunft war ihm aufgethan. Er ſprach zu ſeinem Freunde, dem König Artus, nachdem er ſein Werk vollbracht, und auf den Thron ſeiner Väter, deſſen Herrſchaft begründet: ich gehe von Euch, ihr ſeht mich nicht wieder. Niniane, die ich liebe, erwartet mich. Sie wird meiner Seele nicht Frieden laſſen, bis ich ihr alle Tiefe meines Zaubers entſchloſſen, alle meine Künſte gelehrt. Dann wird ſie einen Zauberbau aufführen, darin ich ewig verbleiben muß; ohne Kraft ohne Willen, nur ihrem Winke ergeben, ich werde dort leiden und ſchmachten, ſie wird mich nie beglücken, aber dieß Walten der Liebe in meinem Innern iſt unwiderſtehlich, allmächtig, ich muß, wie Niniane will!

Keiner verſteht das, der nicht geliebt hat, wie ich. Der brauſende Waldſtrom kann nicht ruhig wallen, wie der klare See in ſeinem tiefen, grünumwachſenen Bette. Der Sturmwind bricht ſich mit Gewalt, verheerend und zerſchmetternd ſeine Bahnen, könnten die weiſen Geſetze der Vernunft die Berechnungen des Verſtandes auf alle denkende und fühlende Weſen, angewendet werden, ſo würde die Welt aus Engeln beſtehn, und der Friede jedes Deſeyns wäre ungetrübt, es wird aber wohl Kampf ſeyn müſſen, ſonſt könnt es auch keinen Sieg

geben, sey es nun, daß unsre Leidenschaften siegen, oder unsre Wünsche oder die finstre Macht, die unser Glück bedroht.

In wenig Tagen, mein Wilhelm, verlassen wir das prachtvolle B. um es mit dem entfernten P. zu vertauschen, wo die größte Monarchin mit allem Zauber der Macht und des Genius waltet. Ich werde Agent an ihrem Hofe, alles ist vorbereitet mir diese neue Bahn zu brechen. Dort wird mein Glück wieder blühn! Meine Gattinn folgt mir gern dahin, das Neue hat mächtigen Reiz für sie.

Lebe wohl, treuer wohlmeinender Freund! deine Liebe konnte mein Mißgeschick nicht abwenden, hochbeglückt oder nie siehst du mich wieder.

Ewig dein Carl.

Wilhelmine an ihre Stiefmutter!

B. den 26. Februar 17[illegible]8.

Theure Mama! ich hoffe alle Zwistigkeiten zwischen uns sind ausgeglichen, hoffe Sie verkennen mein Ihnen so ergebenes Herz nicht mehr. Um Ihnen einen neuen Beweis meiner kindlichen Liebe zu geben, lege ich die Anweisung auf die früherhin von Ihnen vergebens gewünschten 10,000 Thaler hier mit bey, da dieser Brief durch die Legation vollkommen sicher geht. Zwar ist die-

ſes Geld auf meines Mannes Nahmen genommen, aber ich wage nichts dabey, wann ihm die Note vorgelegt wird, ſo fragt er gewiß kaum darnach, wozu ich das Geld gebraucht habe.

P. iſt ein Paradies auf Erden. Nur hier weiß der Reiche zu leben und das Leben zu genießen. Welche Zauberpracht in den Wohnungen der Großen, welche Ehrfurcht von Seiten der Dienenden! Kein Laut wird rege, kein Blick tritt aus den Schranken demuthvoller Unterwürfigkeit; die dienende Claſſe iſt ganz, was ſie ihrer eigenſten Natur und Beſtimmung nach ſeyn ſoll: belebte Maſchine, der Wille und Denkkraft nur verliehen iſt, um den Willen der Herrſchaft zu verſtehn und zu üben. Ich habe eine Kammerfrau, Dawka genannt, die jedoch nicht ganz ſo unterwürfig iſt, wie ſie gemeinhin hier zu ſeyn pflegen. Sie iſt den Kindern ſehr ergeben, und weis ſich beſonders gut mit ihnen zu beſchäftigen, dieſer Vorzug enthebt mich einer großen Laſt, ſo, daß Dawka einiger Begünſtigungen genießt, und beſonders wohl beſoldet iſt, doch was unterhalte ich ſie mit dieſen Nichtigkeiten?

Verlangen ſie keine Beſchreibungen von mir, alles, was wir an Genüſſen der Muſik und Schauſpielkunſt ſchon im hohen Grade ſchön, in Paris und Wien, auch in Berlin beſitzen iſt hier noch in der Wiege, dagegen

herrscht eine Verfeinerung und Sinnigkeit in der Befriedigung aller Lebensbedürfnisse, die jeden Begriff übersteigt. Da man hier in den vornehmen Familien Musik, Mahlerey und Vortrag französischer Verse zu einer seltnen Höhe ausgebildet sieht, vermißt man weit minder als bey uns der Fall seyn würde öffentliche Concerte, Theater u. a. m.: Große Gastfreyheit herrscht hier, wir haben Mühe uns aus der Menge von Einladungen glücklich herauszuwinden, da wir selbst oft Menschen bey uns sehn müssen.

Von der furchtbaren Kälte, welche diesen Winter herrschen soll, hör ich nur, wie sonst von einem Stadtgerücht, hier gelangt man nicht dazu, die Strenge der rauhen Jahrszeit zu empfinden. Eingehüllt in Pelzen von unschätzbarem Werth geht es durch geheitzte Corridors in den hermetisch verschlossenen Wagen, und rasch wie im Fluge nach dem Ziele der Fahrt.

Mein Gemahl hat des verstorbenen Fürsten P. kostbares Hotel gekauft, dort bewohn ich einen Flügel, Er den andern. Nichts läßt sich der Pracht meiner Zimmer vergleichen, trotz der schneidenden Kälte waltet hier der Frühling, die Blumen aller Jahrszeiten, aller Zonen, prangen hier im Verein, wie sie nebst den seltensten Früchten unsre Tafel schmücken. Carl hat auch die auserlesensten Papageyen für mich ausgesucht, und mir

ein Savajouweibchen gegeben, das mich oft zu beluſtigen weiß — Alles Schöne und Auserleſene iſt in üppiger Fülle um mich her vereint, aber Glückſeligkeit und Frieden hat das Schickſal vergeſſen mir zu ſchenken — In der Kindheit konnt ich mich herzlicher über eine Schnür Glaskorallen freuen, als heut über ein Halsband von echten Perlen, das Zweytauſend Carolin koſtet, und das Carl mir überreichte.

Mein Gemahl hält ſeinen eigenen Koch, hat ſeine eigenen Gäſte. Er muß oft Menſchen ſehn, die mir nicht behagen können, unter andern einige Verwandte die er hier hat, Kaufleute, mit ihren ruſſiſchen Weibern, eine gräuliche Sorte! Meine Tafel vereinigt die auserleſenſte Geſellſchaft, und wenn Carl keine Abhaltung hat, iſt er mein Gaſt, und gefällt ſich in dem feineren Kreiſe, von welchen ihn allerdings ſeine Manieren nicht ausſchließen. Nie kömmt er zu mir herüber, ohne ſich vorher anſagen zu laſſen, ſo auch ich zu ihm nicht anders. Der vertrauliche Verkehr in gemeinen Haushaltungen iſt gar zu ungeſchliffen!

Gewiß, mein Gemahl iſt unermüdet beharrlich mein Herz zu gewinnen, und er trauert, wenn mich alle ſeine Gaben, alle ſeine Liebkoſungen nicht erheitern können. Er iſt überſelig, wenn er mir durch Überraſchung einem Schimmer der Fröhlichkeit abgewinnt, der aber nur

zu ſchnell wieder verfliegt. Wie unbegreiflich iſt doch das menſchliche Herz! keine ſanfte Gewalt, keine Fürſorge, kein Flehen kann Liebe gewinnen, wo die Sterne nicht Liebe verhängen!

Darf ich es Ihnen ſagen? Noch immer übt die Erinnerung an Guſtav ihre volle Gewalt über mich aus, keine Huldigung kann mich rühren, keine, noch ſo glänzende Eroberung mich gewinnen, oder auch nur mich blenden — wie ein lockendes Phantom ſteigt ſein Bild aus dem Boden auf, und drängt ſich zwiſchen alle meine Lebensfreuden. Sein dunkles Augenpaar brennt in meiner Seele fort — ich ſuch' es überall und find' es nicht wieder — O, wie mein ganzes Herz ſich hinausſehnt aus dem bunten Zauberprunk meines Lebens, in den kleinen grünen Garten, wo ich im Lindenſchatten ſaß, und Grashalme zum Kranze flocht; ob Guſtav käme, fragt ich das Geſchick — Die Kränze logen nicht, aber ſein Herz hat gelogen! Und dennoch, dennoch muß ich ihn wiederſehn!

Dieſen Sommer komme ich zu Ihnen! Nur dieſer Gedanke friſtet mein ſinkendes Leben — Carl hat es mir ſchon gewährt, was könnt er mir verſagen? Meine Kinder bleiben in ihrer ſicheren Umgebung in Dawkas Pflege. Sie ſind mir oft läſtig, und gewiß iſt es nur Heucheley, wenn man thut, als wäre man gern von Kindern umgeben, dieſe Beſchwerlichkeit iſt unerhört, und

nun noch gar, wenn sie ganz klein sind! Wie kann man ohne Ekel sich allen Mühewaltungen für sie unterziehen, die selbst einer Magd lästig fallen, geschweige denn verfeinerten Menschen? Es ist mir ganz unschätzbar, Dawka für dieß Alles gefunden zu haben, auch nennen die Kinder sie nur Maninka — „Mütterchen" — mich, „die schöne Herrinn!" O, wie elend würde ich seyn, wenn Carls Tiranney oder gar meine Lage mich zwänge, mich mit ihnen anhaltend zu beschäftigen.

Bald umarmt Sie, verehrte Mama

Ihre Wilhelmine.

Adele an Jeannette.

B. den 24. Juny 17°8.

Schon seit einer Woche zurückgekehrt von deinem traulichen Landsitz, ist es fast unverantwortlich, daß ich dir noch nicht gedankt für die holde sinnreiche Güte mit der du uns allen dort das Leben verschönetest. Welchen tiefen Eindruck das schöne Land, das du bewohnst, auf mich gemacht, das fühle ich erst recht nach, nun ich schon lange zurückgekehrt, und wieder in der Stadt bin. Zwar fließt das klare, blaue Gewässer an meinem Fenster vorüber, der freye Himmel wölbt sich über mir, und weit um unsre Wohnung her, und ich sehe die hohen Weiden, welche die Churfürstinn Sophia gepflanzt, am jen-

ſeitigen Ufer — Horizont, Fluth und Baumwipfel, Stille und Friedlichkeit, was kann man lieblichers in einer großen Reſidenz verlangen, und ich beſitze noch dazu die höchſten Güter des Lebens! — Aber dennoch kann ich mich der Sehnſucht nicht erwehren, wenn ich zurück denke an die grünen, fruchtbaren Felder, die prangenden Obſtgärten, die ſtillen blauen Seen, eingefaßt vom blumigen Wieſenkranz, hier von Tannen bewachſenen Hügeln, dort von Buchenwaldung umfangen. Ich höre die Glocken der Heerden klingen, und das friedliche Dorfgeläut von den Thürmen, nah und fern. Die Wohlgerüche der Stauden, die in Euren herrlichen Waldungen grünen und blühen, das Rieſeln klarer Bäche, der Anblick der weidenden Heerden, und das Summen der Bienen, alles war mir theuer, bekannt und traut geworden, alles vermiß ich, nicht ohne Schmerz! Vor allem aber thut es mir leid, daß ich meinen Julius und meine Marie nicht mehr auf dem Raſen ihre kindiſchen Spiele treiben ſehe, Julius frägt mich auch immer nach den „doßen, ßoenen Datten" (großen, ſchönen Garten).

Beyde Kinder gewähren mir die höchſten Freuden, die ein menſchliches Herz nur empfinden kann. Es iſt ein eignes Ding um die Mutterfreuden, jede Blüthe der Luſt iſt aus Schmerzen hervorgeſproßt, und nie fühlt man ſich ſeliger beglückt, als nach einer überſtandenen, entſetzli-

chen Angſt. Auch in den glücklichſten Ehen iſt gewöhnlich die Mutter meiſt immer darauf angewieſen, allein mit den Kindern zu ſeyn, da der Wirkungskreis des Mannes ihn dem abgeſchloſſenen Treiben der Häuslichkeit entzieht. Wie anmuthig iſt dieß Stilleben mit den liebſten Weſen, die unſer bedürfen!

Wie gehaltvoll iſt jede Äuſſerung, der ſich entwickelnden Denk- und Empfindungskraft, wie beziehungreich und bezeichnend jedes Lächeln, jeder Blick!

Das unbedingte Vertrauen, mit dem ſich die lieben Kleinen immer der Mutter anheim geben, iſt unendlich rührend und lehrreich für mich! Was liebevolle Ältern dem Kinde, das iſt uns die göttliche Vorſehung, der wir uns in die Hände geben ſollten, wie ein zuverſichtvolles Kind.

Nie fragt das Kind nach Warum und Wie? Die Mutter ruft, es fühlt, wie ſie es liebt, und es wirft ſich freudig in ihre Arme. Darum ſind Kinder ſo glücklich, ſo frey von Sorgen! „So Ihr nicht werdet, wie dieſe!" — ſagt der göttliche Erloſer, und ich habe ihn nicht ehe ganz verſtanden, bis ich mich recht in das Weſen der Kinder hinein gedacht.

Ich ſehe meinen Eduard mit jedem Tag glücklicher und heitrer, nun mit dreyfachen Liebesband umſchlungen, ſcheint ſeine Liebe ſich in dem Maße für jede Ein-

gebung zu ſteigern als ſie ſich auf mehrere Weſen ausdehnt. Wie dankbar muß ich dem Allmächtigen ſeyn! Wie ruhig, wie friedlich und heiter im Innerſten der Seele darf ich auf meine Vergangenheit zurück blicken, und mich, mit heißem Dank zu der Vorſehung, die mir Ihn gab an die treue Bruſt meines Eduard ſchmiegen! Ich durfte, ſtets geſichert durch den Schutz meiner Ältern, durch die feſtſtehende Begründung aller unſerer Lebensverhältniſſe, getroſt in die Zukunft blicken, und raſch und ſanft führte Mutterliebe und Vaterſorge den Sturm, der meine Jugend zu trüben drohte, an mir vorüber, doch wie ſo anders iſt jetzt mein Blick in das Leben! Klar, wie reines Sonnenlicht iſt es mir in der Seele aufgegangen, was Streben, Beruf und Pflicht des Weibes ſey. Ach! einen ſo herrlichen Mann mein zu nennen, der mich ſo ganz verſteht, der in ſtiller Einfachheit mit reinem Herzen und hohem Geiſt Sinn und Liebe für Natur und Kunſt hegt, weil beyde Gaben und Verherrlichung Gottes ſind, der ſein ganzes Sittengeſetz und Moralſyſtem auf die einfache Wahrheit begründet: Suche im Sinn Jeſu zu leben, weil Er für dich geſtorben iſt. Welch ein ſeltnes, welch ein beneidenswerthes Loos!

Inniger als je hat die Liebe zu meinem Gatten Gott und dem Erlöſer mein Herz zugeneigt, denn, wohin, als zum Quell und Urbild aller Liebe mit dieſem Herzen voll

Zärtlichkeit und Glück? Im höchſten Leid, wie in der höchſten Entzückung, ſagt mein Eduard, muß Gott unſere Zuflucht ſeyn, denn ohne Ihn können wir Beyde nicht tragen.

Wüßten doch nur Alle, die umſonſt nach Troſt und Freude ringen, wie ſüß das Verſenken in den Gedanken an den Ewigen, wie beruhigend die Einſicht der Flüchtigkeit unſers irdiſchen Seyns, wie erquickend Wahrheit, wie beſeligend thätige Liebe ſey, ſie würden ſich nach nichts Anderm mehr ſehnen.

So erfüllt von meinem, immer reicher und ſchöner mir blühenden Glück, meine Freudinn, fühle ich auch, daß es Dir wohl thut, wenn ich mit Dir davon ſpreche. — Ein Ähnliches wartet Dein, möge der Segen des Himmels mit Dir ſeyn, milde treue Jeannette! Lebewohl; ich ſoll Dir einen „ſüßen Kuß" von Julius geben!

Deine Adele.

Wilhelmine an Guſtav.

B. den 1. September 17**8.

Längſt ſchon in B. angelangt, wohin mich tiefe Sehnſucht, unwiderſtehlicher Drang gezogen, allen Bezauberungen eines Götterlebens in P. freywillig gern entſagend, habe ich bang und ſorgenvoll den Tag erwartet, der mich nach unſerer Heimath zurückbrächte.

Du biſt da! Du, der allein für mich da iſt, denn alles Andre kommt mir nur wie ein künſtlicher Mechanismus vor, Leben und Wonne ſind nur in Dir! Jeder Augenblick, in den ich deinen Anblick noch vermiße, iſt ein Raub an meinem Glück. . .

Mit glühender, unausſprechlichem Verlangen erwartet Dich deine

Wilhelmine.

Graf Guſtav an Wilhelminen.

B. den 1. September 17**8.

Meine Gnädige, die Nachricht Ihres Hierſeyns hat mich ſehr angenehm überraſcht, ich glaubte Sie im hohen Norden und kaum mehr eingedenk der hieſigen Welt. Unendlich ſchmeichelhaft für mich iſt Ihr Angedenken, von welchen ich ſeit langer Zeit kein andres Zeugniß geſehn, als Ihre Briefe, die ich noch beſitze. Dieſe Pfänder Ihrer Gütigkeiten für mich, dieſe Erinnerungen an angenehme Stunden, ſind mir um ſo ſchätzbarer, als ich auf ihren Beſitz ein Recht an das Wohlwollen meiner Gönnerinn ſtütze. Meine Gemahlinn iſt geſtorben, ohne mich mit einem Sohne zu beſchenken, die Hälfte ihres großen Vermögens, die noch unangerührt ſtand, iſt an ihre Familie zurückgefallen, der deßhalb von mir begonnene Rechtshandel hat mich total ruinirt, und ich

bin verloren, wenn mir keine rettende Hand erscheint. Diese werden, müssen Sie mir reichen! Begünstigt durch das Glück, wie Sie sind, holde Frau, wie könnten Sie mir diese Huld versagen, von der seine Rettung erwartet derjenige, der vor Verlangen brennt, diesen Abend zu Ihren Füßen sagen zu dürfen wie sehr er ist

ganz der Ihrige

Gustav Graf X.

Wilhelmine an Gustav.

B. den 1. September 17**3.

Verworfner! bleiben Sie mir fern! tödten Sie mich nicht durch das Schauspiel ihrer Gesunkenheit! Ich habe erfahren, wie gräßlich Ihr Anblick, wie furchtbar Ihre Nähe, wie verabscheuungwürdig Ihr ganzes Leben! Ich kann Sie so nicht sehen, ich kann mir das strahlende Bild ihrer Jugendherrlichkeit und Schönheit nicht im Schlamme denken. O, Gustav, Gustav! mußt es dahin kommen?

Melden Sie mir schriftlich, was Sie wünschen. Was in meinen Kräften steht soll für Sie geschehn, doch meine Briefe senden Sie mir zurück! Ich bin todt für Sie, aber Treue werde ich üben. Ich kann über eine ansehnliche Summe gebiethen, ich habe Juwelen,

und Credit — ſchreiben ſie, was ich ſoll, alles wird geſchehn, nur nicht Sie erblicken, lieber den Tod!

Wilhelmine.

Graf Guſtav an Wilhelmine.

den 1. September 17**.

Meine ſchöne gnädige Frau!

Die Wünſche der Damen ſind in der Regel Befehle für mich, nur dießmahl muß ich eine Ausnahme machen. Ich kann ſie nicht mit dem Anblick desjenigen verſchonen, den ſie einſt zu vergöttern ſchienen. Nicht, was in Ihren Kräften ſteht, ſondern, ſo viel ich bedarf müſſen Sie mir verſchaffen, und von Ihren Briefen trenn' ich mich nie!

Um Neun dieſen Abend erſcheine ich vor Ihrer Thür.

Guſtav.

Die Geheimräthinn an ***

D. den 1. September 17**.

Mein vertrauter Diener, hat den Auftrag ſie überall aufzuſuchen, und ſie nicht zu verlaſſen, bis ſie ihn zu uns begleiten, die Augenblicke ſind koſtbar, Wilhelmine und ich hege das unumſchränkteſte Vertrauen zu ihrer Geſinnung, ſo wie zu ihrer Gewalt. Ehre und Leben meiner Stieftochter ſtehen in Ihrer Hand,

wenn Sie zögern, wenn Sie unſer Flehen von ſich weiſen, ſo wird die Sonne nicht untergehn, ohne daß Wilhelmine ſich auf irgend eine Weiſe das Leben nimmt, ſie hat es geſchworen, und ich kann es nicht hindern, ſie hat Recht, ohne Ehre kann man nicht leben, retten ſie uns, edler Mann.

F. B.

Adele an Jeannette.

B. den 8. September 17**8.

Der ſüße Friede meines beglückten Lebens, geliebte Freundinn, kann nicht untergraben werden, doch tief erſchüttert haben mich die Begegniſſe dieſer Tage.

Ich theile Dir ſie mit, um ſo mehr, da mein Eduard, mit dem ich über dieſe Schreckniſſe nicht ſprechen möchte, dieſen Brief leſen ſoll, eh er an Dich abgeht. Vielleicht kann ſein Rath, ſein Troſt, ſeine Hülfe hier etwas Gutes ſtiften — Ach! die Nacht dieſes Elends iſt ſo tief und grauſenvoll, daß Engel weinend davon die Blicke abwenden müſſen.

Wilhelmine iſt dieſen Sommer mit fürſtlichen Prunk in das Haus ihrer Mutter angekommen. Der Vater iſt voriges Jahr geſtorben, und die Mutter war troß des Aufwandes, den ſie macht, gemieden, gehaßt und verachtet, da jedes rechtliche Gemüth einen unwillkühr-

lichen Abscheu vor ihrer Prunksucht, ihren Verleumdungen und Lügen hegt. O, ich sollte nicht so über sie absprechen, doch ist sie nicht die Ursach von Wilhelminens Verschrobenheit, Unnatur und Untugend? Liegt nicht in der Unglücklichen so manche schöne Kraft zum Glück und zum Guten, die sie geschäftig untergraben und zerstört?

Einen Monath später als Wilhelmine, kam der verabscheuungwürdige Graf X. hier an. Die erste Sorge der Strafbaren war, ihn zu sich einzuladen. Ihr Briefchen, das in vielen Abschriften hier circulirt, drücket Empfindungen aus, die weder in so entweihter Brust wohnen, noch einen solchen eigentlich unwürdigen Gegenstand haben sollten. Sehnsucht und Treue athmeten in diesen Worten. Ach! und an wem waren sie gerichtet? An ein übertünchtes Grab, an einen lebendig Verwesenden!

Was der Graf ihr geantwortet, was geschehen, weiß ich nicht. Nach Tisch um Fünf aber des nähmlichen Tages (1. September) erschien plötzlich Wache bey ihm, der commandirende Officier überreichte ihm einen Verhaftbefehl, und ließ ihm nicht Raum noch irgend etwas zu ordnen, und mitzunehmen. Der Graf wollte trotzen, der Officier flüsterte ihm etwas zu, da wurde er blaß, knirrte mit den Zähnen, stampfte den Boden,

und murmelte schauderhafte Flüche vor hin, dann plötzlich zusammensinkend, ließ er sich fortbringen. Andern Morgens fand man ihm todt in seinem Gefängnisse. Ein versiegelter Brief, an den Gefährten seiner Laster: F*** lag auf seinem Tisch. Dieser wurde bestellt. Einige Stunden darauf, kreiste Wilhelminens Billet und die ganze Geschichte, mit empörenden Zusätzen, durch die Stadt. Man versichert Wilhelmine habe seine Verhaftung selbst zu bewerkstelligen gesucht, um sich seiner zu entledigen.

Das Wie? blieb ein Räthsel, bis man erfuhr, das Wilhelmine ***'s Besuche annimmt. Doch sagt man auch, der verworfene X. habe längst Cassation und Vestung verdient, und dieß Zusammentreffen seines Mißgeschicks mit Wilhelminens Bedrängniß sey zufällig, und nicht von ihr herbey geführt.

Armer Carl! o, meine Ahnung! Meine Thränen hindern mich weiter zu schreiben. Lebe wohl, Theure!

Eduard an Adelen.

B. den 8. September 17**.

Laß mich, treue und süße Gefährtinn meines Lebens denselben Weg der Mittheilung einschlagen, den du gewählt.

Die Faden der Vergehungen unsrer unglücklichen

Verwandtinn habe ich ſo ziemlich bis zum Urſprung hin verfolgt, ſie ſind von einer Art, daß ich dich bitten möchte, dein reines Auge von dieſem Bilde abzuwenden. —

Doch nein! Auch das Verbrechen iſt lehrreich!

Wohl möchte dieſe entſetzliche Geſchichte, der Welt aufgeſtellt, ein Warnungſpiegel werden, der auf's Neue furchtbar bethätigte: daß der erſte Schritt, mit dem wir uns von Gott abwenden, den Sterblichen unaufhaltſam in den Abgrund reißt

Wenn ich mir die Bethörte denke, die, hingeriſſen vom Wahnſinn der Leidenſchaft Mann und Kinder verläßt, um dem Mitgenoſſen der Frevel ihrer erſten Jugend aufzuſuchen, und im Augenblicke, wo ſie ſich am Ziel ihrer Wünſche glaubt, zurückſchaudern muß vor der Vorſtellung deſſen, was ſie erſehnt, Tod und Verderben ſeinem Anblick vorzieht!

Dieß, Geliebte, iſt die Kehrſeite der Sünde, die ſich früh oder ſpät allen Verlornen zeigt.

Du aber, reine, unſchuldige Seele, die Du ganz Natur, Liebe, Gute und Wahrheit biſt, verweile nur bey dem Bilde dieſer Irrſale, um Gott für ſeine Huld gegen uns zu preiſen, um für die Geſunkene zu bethen. Ich werde zu der Unglücklichen hingehn. Was noch möglich iſt, zu ihrer Rettung zu verſuchen, ſoll treu-

lich geschehn. Verlaß Dich darauf, du mitleidvolles, gutes Wesen!

Ich kann diese Zeilen nicht schließen, ohne Dir für das selige Glück zu danken, das deine Zärtlichkeit, deine Muttertreue an unsern Kindern, dein Fleiß, deine Geduld, deine Frommigkeit mir gewähren! Ja meine Adele, dem Himmel und deinen guten Ältern laß uns Beide danken, daß wir so hoch beseligt; denn der Himmel schuf Dich so liebevoll, und die Sorgfalt deiner Ältern leitete Dich so weise und schön auf der Bahn des Lebens, und deinen Blick so klar nach Oben, zu dem, ohne dessen Beystand wir arme Sterbliche nichts vermögen! Wie fein und tief, wie schmeichelnd ist jede Lockung zum Unrechten, zur Lüge! das Böse biethet sich dem Menschen als Mittel dar, und er glaubt es in seiner Gewalt zu haben. Jeder, der von der Bahn der Tugend abirrt, vermeint, es stehe in seiner Macht wieder einzulenken, aber furchtbar, dicht hinter ihm verengt sich der Weg, und macht die Rückkehr unmöglich. Wie schon sagt auch der französische Dichter, dessen Worte mit Recht als die Vollendetsten gepriesen werden, die sein Vaterland besitzt, Boileau:

Car l'honneur est une isle escarpée et sans bords,
On n'y peut plus rentrer, dès qu'on en est dehors!

doch nur irdisch, meine geliebte Gattinn, gilt dieß

Alles — vor dem himmlischen Erlöser nicht — zu Ihm steht die Rückkehr der herzlichen Reue offen, darum traure nicht so sehr über die Unglückliche, der hienieden keine Zuflucht geblieben, der aber durch Nebel und Sturm der ewige Leuchtthurm in den Friedenshafen winkt.

Von ganzer Seele mein holdes Weib!

Dein Eduard.

Wilhelmine an ***

B. den 8. September 17**.

Fortgerissen auf die Bahn des Verderbens, durch diejenige selbst, der meine zarte Kindheit anvertraut war, die mich, ach! wie anders hätte leiten sollen, von Anbeginn anders — zurückschaudernd von dem unabsehbaren Abgrund des Verderbens, der mir zu Füssen offen stand — sinnlos und blind befand ich mich plötzlich dicht an dem Zweyten nicht minder furchtbaren — der Preis meiner Rettung soll mein Herz seyn? — lassen Sie mich ruhig sterben, ***! ich bin schon eine Todte, ich kann nicht mehr lieben, nicht mehr leiden, ich kann mich nur noch fortbewegen durch das Leben, und meine Thränen fließen nicht mehr aus meinem Herzen, die Quelle schöner Thränen, wie ich sie wohl in meiner ersten Jugend weinte, ist längst versiegt, und was von mir dem Leben noch gehört, ist der unedlere Theil

meines Selbſt. Eine Ihrer ſo unwürdige Gabe kann ich Ihnen eben ſo wenig biethen, als Sie ſie annehmen möchten! Ich fühle tief in dieſem gräßlichſten Zeitpunct meines Lebens, das etwas Herrliches mit mir zu Grunde gegangen iſt, mißleitet, früh beſtrickt, gräßlich betrogen, und gezwungen gräßlich zu täuſchen, — bin ich elend geworden, mitten im Schooße der Reichthümer, von Liebe gehegt und umgeben, wie n i e eine Gattinn war. Beklagen Sie mich, und nehmen ſie gern ſtatt der Neigung eines ausgekohlten Herzens eine Geſinnung hin, die Sie höher ſtellt; — Laſſen ſie es mich ausſprechen — ich darf es in dieſer mir furchtbaren Scheideſtunde — in den aufblühenden Jahren meiner Jugend, eh das Gift der feinſten Schmeicheley mir Herz und Sinn berauſchte, habe ich wohl nach ihrem Bilde hingeblickt — es war der Stern meiner erſten, ſchönern Empfindungen, doch er iſt untergegangen in den Fluthen meines beſtürmten Lebens, und was ich einmahl träumte, das können Sie mir n i e gewähren! Möge dieß Bekenntniß Ihnen ein Pfand meines gränzenloſen Dankes ſeyn, vernichten Sie dieſe Zeilen, und vergönnen mir die Hoffnung auf ihre Anerkennung des Beſſeren in mir, deren die Unglückliche ſo ſehr bedarf.

In einigen Stunden kehre ich nach P. zurück, in den Kreis meiner Pflichten, mögen meine Reuethränen

mich mit mir selbst versöhnen helfen, wünschen sie mir Frieden!

Wilhelmine.

Wilhelmine an Eduard.

B. den 8. September 17⁷⁸.

Empfangen Sie meinen Dank für alle Herzlichkeit, und allen Eifer, mit dem sie sich einer Verlassenen annahmen, über welche die öffentliche Meinung nicht schwerer den Stab brechen kann, als sie ihm selbst über sich bricht. Ich bin nicht ganz so schuldig, als ich scheine, doch genug, um mich selbst zu hassen, die Quelle meiner Vergehungen darf ich nicht aufdecken, ich darf nichts mehr gut zu machen versuchen, mir steht keine Rückkehr offen, ich muß mich in dumpfer Betäubung fortbewegen, bis zum Ziel. —

Der Entsetzliche, dessen Opfer meine Unschuld, meine Ruhe, mein Lebensglück, ach, unser aller Glück geworden ist, trat in meiner unbewachten Jugend, blühend, wie ein Himmlischer, überredend, wie die Liebe selbst vor mich hin; Mir ahnte nichts von Gefahr, ich hoffte jedes Glück von ihm — er täuschte mich gräßlich, und wie in Zaubermährchen die entsetzlichsten Verwandlungen Statt finden, so drohte mir plötzlich ein Ungeheuer, wo ich einem Gott entgegen geblickt. Sie

wiſſen, wie ich gerettet wurde, ich darf nur noch hinzuſetzen, daß mein Retter großſinnig, und nur edler Handlungart fähig iſt.

Ich kehre nun zu meinem Manne zurück — Vergeſſenheit wird, was geſchehn begraben, und wenn es kund würde — ſo weiß ich, daß ſein Herz auch in dieſem Sturm nicht ſchwanken kann. Carl wird von mir nicht laſſen — doch auch das kann mich nicht troſten. An Gott ſoll ich denken? den Erloſer anflehn? In meinem Herzen ſpricht keine Stimme für ſie, und der Traum von der Unvergänglichkeit unſres Daſeyns hat keine Reitze für mich. Möge dann Bewußtſeyn und Denkkraft aufhören, wie die Bewegung der Uhr wenn die Kette geſprungen — Vergeſſen und Nichtſeyn iſt mir recht erwünſcht! — Die Tugend zu der ſie mich zurückrufen wollen, von der ich bejammere gewichen zu ſeyn, kommt mir vor, wie eine treffliche Rechenkunſt, wer von ihr weicht, verwirrt ſein Leben. Ich fühl' es wohl, ein ſchönes Glück, wie das, was ſelbſt die Welt als das Ihrige preiſt, kann nur aus einer — ich möchte ſagen vollkommen blühenden Geſundheit des Innern hervorgehen — ich habe es nie gekannt! Elend und ſelig war ich in den Stunden, wo ich Guſtav mir zu Füßen ſah. Aber, wie er mir entriſſen war, lechzte ich wieder nach dem Taumel, der dem Gefühl ver-

gleichbar seyn mag, mit dem ein Verschmachtender flüssiges Feuer tränke, es löscht und kühlt nicht, aber es berauscht — Was bedarf es noch einer Ewigkeit der Strafen für mich? — die Unendlichkeit meiner Pein liegt darin, daß sie nur mit mir selbst aufhören kann.

Nein! unmöglich kann ich meinem Gatten diese Kette von Verirrungen enthüllen! Es wäre grausam, undankbar! er hat immer so liebevoll gehandelt, es wäre sein Tod, verlangen Sie nicht dieß von mir!

Mögen Sie nie die Quallen ahnen können, die mein Inneres durchwühlen. Überlassen Sie mich meinem Schmerz, ein Wort mehr könnte mich zum Wahnsinn bringen. Ich will keinen Trost

Wilhelmine.

Eduard an Wilhelmine.

B. den 10. September 17**.

Der Unerforschliche, dessen Willen ich im Staube anbethe, weiß allein, auf welchen Wegen Seine Hand Sie dereinst zum Lichte führt — arme Verblendete! — ich weiß es nicht, aber die Freudigkeit, die mitten im Schmerz über Sie, mein Inneres durchströmt, ist mir ein Vorgefühl Ihrer Rettung!

Sie mögen es jetzt belächeln, aber der Augenblick wird kommen, wo es Sie aufrecht halten kann, wenn

Sie deß gedenken: ich will immer, immer für Sie bethen, der Allgütige erleuchte Ihr Herz.

Eduard.

Wilhelmine an ihre Stiefmutter.

B. den 2. October 17**.

Zu welchem Weh bin ich angekommen! Mein Haus verſiegelt, mein Gatte im Kerker, meine armen Kinder — o, Jammer! in Dawkas ruſſiger Hütte — in Lumpen gehüllt — Gerichtsdiener nahmen mir bey meiner Ankunft Alles, was ich bey mir hatte, ab — meine Juwelen und Koſtbarkeiten, meine Kleidungſtücke, alles iſt weg, nur auf Dawkas Flehen ließen ſie mir was ich eben bey mir trug, und mich ſelbſt frey — Ach! wir ſind ohne Rettung verloren! —

Dawka hat mir die Aufſchlüſſe, die ich mit bebender Hand Ihnen niederſchreibe, gegeben, mein Mann hat ihr dieß Alles noch geſagt, eh er in den Kerker gebracht wurde. —

Niemand wird zu ihm gelaſſen.

O, bitterer Troſt, er hat hinzugeſetzt, er würde mich ſterbend noch lieben, und er litte gern für mich! Schon in B. gründete ſich, wie ich nun — zu ſpät — erfahre, im letzten Jahr unſers dortigen Aufenthalts, meines Gatten glanzender Aufwand nur auf Schulden.

Im P. hatte er Anfangs Glück, ſein Aufwand und ſein ihm vorausgehender Ruf, erwarb ihm ein nur zu unbedingtes Vertrauen, dieß ward die Quelle unſres Verderbens, drey Jahre waren auf dieſe Weiſe, wie ein Weihrauchduft verflogen, als einige Gläubiger erklärten, daß ſie nichts mehr vorſchießen wollten. Sie drohten laut zu werden, und Carl griff zu dem äußerſten Hülfsmittel, und betrog die Monarchinn! Dieſer Betrug — o, Gott! er glaubte noch erſetzen zu kennen, wenn eine ſeiner Haupt-Speculationen glückte — er wußte, daß Tod und Leben von Gelingen abhing, aber er eilte unaufhaltſam dem Untergange zu. —

Ein halbes Jahr noch hielt er ſich auf dieſe Weiſe, ohne daß man entdecken konnte, woher die Quelle ſeines ſtärkern Aufwands kam. Die Huld mit der die edelmüthige Monarchinn ihm begegnete, ſchaffte ihm noch Anſehn — bald aber war der Kelch des Unglücks voll — die Rechnungen wurden unterſucht, die Lücken bemerkt — Er hatte auf falſche Urkunden ungeheure Summen geliehen! Er wurde ſofort in den Kerker gebracht, der ſchöne Pallaſt, die reichen Habſeligkeiten, wurden in Beſchlag genommen, die Unterſuchung gegen ihn iſt im Gange!

Auf kurze Zeit nur bin ich durch einige Goldſtücke, die ich noch zufällig bey mir trug, vor dem Hungertod

gesichert! Meine erkrankten Kinder winseln um mich her, indeß ich Ihnen beym Schein der Kinnfackel mein Unglück klage — o, ich erstarre vor dem Blick in die Zukunft — mir schwindelt, ein Fieberfrost schüttelt mich — mochten dieß die Vorbothen des Todes seyn, nach welchen ich einzig lechze!

Mochten diese glühenden, blutigen Thränen nicht auf Ihrer Seele brennen, denn auch Sie untergraben den Boden, der unter unsren Schritten zusammen stürzt.

Wilhelmine B.

Carl an Wilhelmine!

In der Nacht meines Gefängnisses, mir selbst überlassen, kaum genesen von einem qualvollen Fieber, ergriff ich mit matter Hand die Feder, um an Sie zu schreiben —

Sie oder der Tod war mein erster Gedanke, als ich Sie gesehn hatte — Sie und der Tod Beyde sind mein! Zwar sterb ich, von Ihnen nur halb verstanden aber mein Tod, ja mein Tod wird mir Ihr ganzes Herz zuwenden. Sie werden, Sie müssen es empfinden, daß ich für Sie — — —

Wenn Sie dieß lesen werden, bin ich bereits dem Tode verfallen — dem Tode! süßes Weib! Haben Sie die Vorstellung von einem Todten? Wußten Sie

ze, was Unglück heißt, und hat unser jetziger trauriger Zustand Sie damit bekannt gemacht? Ich lebte nur für Sie, alle meine Bestrebungen gingen dahin, daß auch nicht ein Schatten den Rosenglanz Ihres Daseyns trüben möge, ich war nur dann zufrieden, wenn ich Sie für glücklich hielt! — Sie sollen nicht an der Seite eines Verbrechers, eines Entehrten leben, denn, mein Leben verbürgt mir die Gesinnung der huldreichsten Monarchinn, aber das Leben des Lebens, die Ehre, vermag keine Macht der Erde mir zu retten. — Und Sie sollten meine Gattinn heißen? Nein! Sie werden frey Wilhelmine! Sie können dereinst noch einen edlen Mann beglücken.

Ach! werden Sie es nun erkennen wie Sie geliebt sind? der letzte Hauch meines Lebens sind Sie!

Mein Oheim F. wird unser Kinder Vater seyn. Sie selbst sind unschuldig. — Kehren Sie zu den Ihrigen zurück — möge ein schöneres Band Ihnen die Glückseligkeit gewähren, die Sie bey mir nie gefunden, die ich nie — ach, nie! in Ihren Blicken gelesen! doch auch wenn Sie glücklich sind, Wilhelmine, so erinnern Sie sich, wie sich mein Herz nach Ihrem Glücke gesehnt, und vergessen Sie mich nicht, der ich, Sie liebend sterbe.

Ihr unglücklicher Gatte

Carl V.

Carl an die Monarchinn.

Die Augenblicke meines Daseyns sind gezählt — Eine Gabe Ihrer Huld, große Monarchinn! schenkt mir bald die Freyheit — diesem Ringe hier, der mit tausend lockenden Strahlen in der Nacht meines Gefängnisses funkelt, dieser theuren Gabe, will ich viel lieber den Tod, als Ihrem Richterspruch danken! Doch nein, mein ahnendes Herz täuscht mich nicht, wenn es mir Begnadigung verheißt — Ach! was soll mir die Leiche eines Lebens, dem mit der Ehre die Seele entrissen ist?

Meine übrigen Tage zu vergiften reicht der Gedanke hin, daß ich an der überschwenglichen Huld der großsinnigsten und edelsten Herrscherinn zum Verbrecher geworden bin, und ich erfülle die letzte Pflicht, die mein herbes Mißgeschick mir noch zu erfüllen gestattet, indem ich Ihnen, hohe Monarchinn! eine Regung des Mitleids erspare, die einen Würdigern beglücken möge, als Euer Majestät

sterbenden Knecht
Carl L.

Carl an seinem Oheim F.

Liebe und Ehrsucht haben mein Daseyn zertrümmert, ich sterbe — weinen Sie nicht um mich! Ich will

glänzend und beyſpiellos ſterben, wie ich gelebt, Sie werden von mir hören.

Mir waren Reichthümer verächtlich, wenn ich ſie mir nicht als Mittel dachte, alles um mich her zu beglücken. So habe ich denn geſchwelgt, bis der Rauſch der Verſchwendung mich fortriß zum Unrecht, und nun will ich mein eigner Richter ſeyn. — Verzeihen Sie mir das Leid, das meine Handlungen über Ihr in Ehren ergrautes Haupt gebracht. Die theuren Ihrige alle — die ſanfte engelgleiche Adele — (möge ſie glücklich ſeyn) — gedenken gewiß mit Wehmuth meines Geſchickes! —

Ich kenne Ihr Herz, mein Oheim, Sie werden meine Vergehungen nicht meiner Frau, nicht meinen verwaiſten, hülfloſen Kindern entgelten laſſen. Seyn Sie der Verlaſſenen Retter, Schutzgeiſt, Vater und Freund! Mein Segen wird auf Ihrer Edelthat ruhen! — O, als das Bild eines allgütigen, allliebenden, ewigen Weſens in einer menſchlichen Vorſtellung zuerſt erwachte, da war es gewiß beym Anblick eines Edeln, wie Sie! und gibt es ein ſolches Weſen — o, ſo vernimmt es die letzten Seufzer meines Herzens, die Ihnen Heil und Segen erflehn, und die Alliebe, wird auch das Gebeth des Miſſethäters nicht verwerfen.

Ihr reuevoller Neffe

Carl B.

Wilhelm an Carls Oheim F.

P. den 25. October 17**.

Auf die Nachricht von der Einkerkerung meines Freundes, Ihres unglücklichen Neffen, eilte ich ohne Aufschub Tag und Nacht hieher, um ihm Troſt und kräftige Hulfe zu bringen, zu der mir Ihre Vollmacht und mein eigenes Vermögen die Möglichkeit verlieh.

Seine Gattinn fand ich an der Bahre ihres jüngſten Kindes, der beiden, kleinen Nadejda, bleich und ſtarr, mit verwilderten Anſehn, dahin war ihre geprieſene Schonheit — nur die königliche, hohe Geſtalt, die Haltung voll Anmuth und Wurde war noch geblieben.

Die beyden andern Kinder ſpielten unbekümmert am Boden ſitzend, die Spuren der Armuth rings umher ſtoßten mir Entſetzen ein.

Ich kundigte mich Wilhelminen als der Freund ihres Mannes an, der bereit ſey, alles fur ſie zu thun; ich bot ihr meinen Arm, ſie in eine beſſere Wohnung zu fuhren, ſie ſah mich wehmuthig an, und ſagte den ruhrenden Wahlſpruch der unglucklichen Valentine von Mayland:

Rien ne m'est plus
Plus ne m'est rien! *)

Ihre Kinder! rief ich verweiſend, ſie zeigte auf das

*) Nichts mehr iſt fur mich noch etwas!

vermagerte, entſeelte, und flüſterte: dieß iſt glücklich, dieß hat es überſtanden!

Sie müſſen zur Monarchinn, ermahnt ich ſie ferner, ſie kann Gnade vor Recht ergehn laſſen.

Sie ſchüttelte das Haupt. —

Doch ich both nun alle Macht der Beredſamkeit auf ſie dahin zu bewegen, beſſere Kleidung anzulegen, und mir mit ihren Kindern zu folgen. Es gelang mir, die getreue Dawka iſt mitgekommen, und Morgen werde ich die Unglückliche zu der erhabnen Herrſcherinn führen, zu deren Fuſſen das Unglück noch nie vergebens gefleht.

Ich benutze die im Moment erfolgende Abreiſe eines Eilbothen, um Ihnen dieſe Nachricht zu ſenden. Ihr armer Neffe iſt eben von einem todtlichen Fieber geneſen, Niemand, als der Arzt wird zu ihm gelaſſen. — Hoffen Sie, edler Mann, und ſeyn Sie überzeugt, daß ich nichts unterlaſſen werde, was in menſchlicher Kraft ſteht, die Unglücklichen zu retten! Ihr

Diener und Freund

Wilhelm.

Wilhelmine an ihre Stiefmutter!

P. den 27. October 17°8.

O, Hoffnung, Hoffnung! Die Monarchinn hat mich vor ſich gelaſſen, und mir und unſerm herrlichen Freunde

Wilhelm Gnade und Verzeihung für meinen Gatten gewährt. — Der Oheim will ſich ſeiner Geſchäfte annehmen, wir ſind noch nicht rettungslos! Es kann noch Alles gut werden!

Wie herrlich, wie gut iſt Catharina! wie erquickt ſtand ich auf aus dem Staube, indem ich mich weinend vor ihr hingeworfen!

O, es gab eine Zeit wo ich mich in eitlen Träumen von Schönheit und Pracht höher dünkte, als ſonſt ein Weib auf Erden! Wie bin ich gezüchtigt und gedemüthigt.

Könnt ich in Carls Kerker fliegen, um ihm dieſe Nachricht zu geben! ach! es gab Tage, wo ich ihn zu ſehn verſchmähte.

Könnt ich ihn nur retten, um mich mit ihm und meinem Bewußtſeyn durch Reue und Demuth zu verſöhnen.

Wenn alle meine Hoffnungen wieder ſcheitern ſollten, — Entſetzliche Ahnung! nein! nein! ſo elend kann ich nicht werden!

Catharina ſchenkt meinem Gatten das Leben! Bey dieſem Gedanken bleibe ich ſtehn, um bey Sinnen zu bleiben — faſſen auch Sie nun Muth

Wilhelmine.

Wilhelm an Eduard.

P. den 28. October 17[illegible].

Die Kenntniß die ich von Ihrem in Gott ſtarken Herzen habe, und die Kraft, die ich ſelbſt im Hinblick auf die göttlichen Vorſehung gewonnen, gibt mir den Muth Ihnen das furchtbare, unabwendbare Mißgeſchick zu melden, das uns betroffen. Bringen Sie Ihrem würdigen Vater dieſe Nachrichten. Ich kann ihm nicht ſchreiben. Wir waren bey Catharina geweſen — die Erhabne, die Huldvolle, verhieß uns Begnadigung für Carl! Wilhelmine, dieß unbegreifliche Weſen, war ganz Seele und Dankbarkeit, trunken von Hoffnung der Rettung, ich fühlte mich beſeligt, daß mir ein gutes Werk gelungen, denn mit unſrer vereinten Hülfe war Carl noch zu retten.

Ich flog zu Carl — und — Gott! um zehn Minuten — kam ich zu ſpät! — zu ſpät! — —

Ich beachtete es nicht, daß ein Brief von Carl'n an Wilhelmine gebracht wurde, als ich weg fuhr — was hätte mich aufhalten können, da es mir einmahl gelungen war den Befehl zu erlangen, daß mir die Pforten ſeines Kerkers geoffnet wurden?

Er ſaß in einem Lehnſtuhl mit verſchränkten Armen, todtenblaß; einige verſiegelte Briefe lagen vor ihm auf dem Tiſche, wo ein leeres Trinkglas ſtand. Armer, ar-

mer Carl sagt ich eintretend, fasse dich, erheitre dich, ich bringe dir Freyheit.

Er lachte wild: Ich bin schon frey! rief er aus. Unglückahnend, blickt ich ihn forschend an, er deutete auf das Glas. Ich hatte meinem Solitair, ein Geschenk der Monarchinn, sagte er mir, in meinen Busen verborgen — ich sah mich hoffnungslos entehrt, zu Grunde gerichtet, und in meiner Krankheit war der Tod nicht so milde gewesen, mein Befreyer zu seyn, da zermalmt ich, alle Kräfte aufbietend mit Kieseln den kostbaren Stein — das Gift wüthet bereits in meinen Innern, mir ist nicht mehr zu helfen!

Hülfe! rief ich besinnungslos, er hielt mich bey der Hand. Armer Freund! seufzte er, laß mich nur jetzt meine letzte Lebenskraft für die nächste Stunde sammeln — es ist bald drey, um drey ist Wilhelmine, sind meine Kinder zu mir beschieden, ich werde in ihren Armen sterben. Schon fühl ich die Vorbothen meines Todes!

Meine Kräften versagten mir den Dienst — ich wollte beten, Gott um ein Wunder anflehn, ich vermochte nicht, meine Seele war aufgelöst in Jammer, handeringend sank ich in die Knie, und strebte nach Kraft die kommende Stunde zu tragen.

Jammre nicht so um mich, treue Seele, rief Carl mir zu: deine Thränen klagen mich hart an, ich war

zu sehr nur mit mir beschäftigt um an Treue zu glauben, sonst wäre ich gerettet worden — O, ich war sehr verdorben! Überall wollt ich herrschen, die Schleusen meiner Ehrsucht hatte der Reichthum geöffnet, nichts war mir zu hoch, ich wollt es erreichen. Das Unmögliche möglich zu machen erstrebt ich hoffend, darum ließ ich nicht ab, nach der Liebe meines Weibes zu ringen — und auch jetzt noch will ich das Unmögliche möglich machen, ich will sie rühren!

Schrecklicher begann der Gift zu wirken, Carl fühlte die graßlichsten Schmerzen, er sagt es, doch er verzog keine Miene. Die Thür ging auf, Wilhelmine, ihre Kinder an der Hand, stürzte herein, im weißen Gewande mit aufgelosten Haar, ihr Tuch in Unordnung, bleich, wie der Tod sank sie zu seinen Füßen. O, Carl! wohin ist es mit dir gekommen! das war alles, was sie sagen konnte. In deine Arme rief er, und umschlang sie. Seine Schmerzen wurden gewaltiger. Bedaure mich nicht stammelte er, ich bin so glücklich, ich leide für dich! Sie drückte ihn fest an sich, die Kinder drängten sich an ihn mit Liebkosungen. Wo ist Nadejda? fragt er: Hinüber! seufzte die Mutter — Wohl ihr, entgegnete Carl! Ihm wurd' es trübe vor den Augen, die des Todes Schatten zu umwölken begannen — Wer, wer, wird Euch, liebliche Pfänder meines zu schnell entflohenen Glückes, un-

ſchuldige Seelen, rief er den weinenden Söhnen zu, ſein Mitleid verſagen? Aber, Kinder, blicket auf mich, werdet beſſer, als ich es war!

Wilhelmine richtete ſich auf und ſah ihn unter ſtrömenden Thränen an. Du weinſt? liebes Weib? du biſt gerührt? Sie kußte ihn. So komm denn, Tod! komm in welcher Geſtalt du willſt! Sie weint um mich! Er verbarg ſein Haupt an ihre Bruſt damit ſie keine Zuckung ſehen ſollte. So lag er eine Weile ſtumm, ringend mit dem Tode. Die Kinder wagten nicht laut zu weinen, die Schrecken des Todes hielten die kleinen Herzen umklammert. Auf einmahl rief Carl: Jeſus! ich ſterbe! Ich mit Dir, ich mit Dir! rief die Verzweifelnde er reichte ſchwach und taumelnd ihr die Arme. ſie ſank auf ſein Geſicht, ihren Mund heftete ſie feſt auf den ſeinigen, ſeine Lippen waren ſchon blau und kalt. So blieb ſie bis er ganz erſtarrt war, als hätte ſie ihm mit dem erſten Hauch der Empfindung für ihn Leben einflößen wollen.

Man konnte ſie von der Leiche nicht trennen, ſie verſchmähte Nahrung und Erquickung — die Kinder auch wollten nicht fort aus dem Kerker, nur die mächtigen Bitten ihrer treuen Dawka konnten ſie bewegen uns zu folgen.

Es ist Nacht — ich fühle die Kraft sinken, die ich gesammelt Ihnen diese Schreckuisse zu enthüllen, und sehne mich um Ihn zu weinen. — Möge unser vereintes Gebeth Frieden und Vergebung für ihn erflehn.

29. October 17**8.

Waffnen Sie Ihr Herz mit Muth — ich ging heute in aller Frühe zum Kerker, um die Unglückliche aufzurichten zu suchen — ich fand sie todt zu den Füßen des verblichenen Gatten.

Der Schmerz hat sie getödtet, keine Spur von Gewalt war sichtbar.

Die armen Waisen mit der redlichen Dawka sollen mit mir in die Heimath — Adele, ich weiß es, wird den Verlassenen die treuste Mutter seyn.

Noch ist die letzte Pflicht an den unglücklichen beyden zu erfüllen. Sie sollen mit Ehren zur Gruft bestattet werden.

Als Catharina die Schreckensnachricht erfuhr; rief sie aus: Ich hätte ihn gerne gerettet, er war ein liebenswürdiger Mann!

Wer, o wer hienieden, vermag sich auf sich selbst zu stützen? Wie schutzlos und schwankend ist auch die reichbegabteste Natur, wenn sie die unsichtbare Stütze verschmäht! den Quellen unsrer schönsten Gefühle ent-

ſtrömt nur allzuleicht Verderben für uns, wenn wir ſie nicht zu läutern ſuchen in der ununterbrochenen Gemeinſchaft mit Gott. —

Laſſen Sie uns hinaufſchauen in unſrem Leide zu Ihm! Unendlich wie Seine Liebe iſt Sein Erbarmen — Der Schmerz der Wilhelminens Herz gebrochen, brach ihrer Seele die Bahn zum Erloſer — eine Reuethräne loſcht ihre Vergehungen im Buche des ewigen Richters. Gott tröſte Sie Alle in dieſem Leid! bald ſehen wir uns wieder

Ihr Wilhelm.

Otho und Swanehild.

Der Abend naht, edles Fräulein, sagte Frau Gertraut zur schönen Swanehild, laßt nun die Arbeit ruhn, ihr werdet die hellen Äuglein trüben! Gleich habe ich die Ranke fertig liebe Gertraut, entgegnete Swanehild; so viel Licht gönnt mir jene Wolke noch, die über den purpurnen Abendhimmel zögernd dahinzieht. Sie mahlte nun weiter, und sah wohl mehr mit der Seele als mit den Augen, denn als sie fertig war, konnte sie kaum noch etwas von der Arbeit erkennen. Gertraut kam mit einer leuchtenden Krystall-Ampel. Seht den hellen Stern am Dochte funkeln, rief sie vergnügt, das bedeutet einen lieben Gast! Gewiß kommt Prinz Otho heut, war er doch nun in acht Tagen nicht hier!

Swanehild seufzte: Acht Tage! rief sie aus, wie leicht ist das ausgesprochen, und wie lang muß man daran leben! Indeß erhob sich ein Sturm der in den Fichten des Hochwaldes wüthete, als wollt' er die uralte Burg aus ihren Grundfesten reißen. Klirrend erzitterten die Scheiben, und das flackernde Licht der Caminflamme gab den ritterlichen Gestalten darauf ein grauses Leben.

Ob er in dieſem Wetter kommen wird, Ach! nie ſollt' ich wunſchen, daß er komme, ſprach Swanehild, wenn ich ihn aber nicht mehr ſehen werde, dann wird es in mir ſtürmen, wie da außen, und mein Herz wird zerriſſen ſeyn, wie jene Wolken vom Winde. Sieh doch nur, Gertraut, wie trüb und roth die Flamme im Kamine lodert. Sie qualmt und ächzt, recht wie Seufzer aus verblutendem Herzen! Wie iſt mir doch mein Herz heut ſo ſchwer und fremd in der Bruſt! Beruhigt euch, theure Swanehild, rief Gertraut, und lächelt und blickt dem Prinzen froh entgegen, damit er Freude finde, wenn er durch dieß Ungewitter von Braunſchweig kommt. In dem Augenblick blies der Thurmer den Willkommen, Hufſchlag der Roſſe, Klirren der Sporen verkündete Prinz Otho, deſſen Lippen auf Swanehilds Hand ruhten, eh ſie vor Bewegung und Entzücken Worte fand, den holden Gaſt zu begrüßen. Mit glänzenden Blicken ſah ſich Otho im zierlich geſchmückten Zimmer um, und ſprach mit ſeiner ſanften Weiſe: Wie iſts ſo lieblich und ſtill hier! Die hohen Gebüſche in den weißen Urnen grünen traulich um das Muttergottesbild, hell funkeln dazwiſchen die Lichter; deine Vöglein, kirr und noch munter, wiegen ſich auf den dichtbelaubten Äſten, und ſchauen mich mit klugen Blicken an. Ach! hier wo alles Liebe, Friede, Stille und An

muth iſt, vergißt ſich ſo ſchön die bunte, wilde Welt! Sag' mir, Swanehild, was haſt du zeither begonnen? Ich bin nun mit einer langen ſchweren Arbeit fertig, ſagte die Liebliche, ſieh mein Otho! Ey, das ſind ja die Pergamentblätter, auf welche ich der Niebelungen Lied abſchreiben ließ, rief Otho, wie zierlich haſt du ſie mit Bildern umrankt! Schmetterlinge, goldig und bunt, wiegen ſich auf Roſenknoſpen, Käfer, Inſecten, Vöglein und fleißige Bienen ruhn auf Halmen und Blüthenkelchen, auch wunderartige Muſcheln, Korallenſtauden und Seeſterne ſchmücken den goldnen Rand. Wie fein ſind die Schildereyen am Anbeginne jeder Abenteuer! Hier kann man ſagen:

„Da ſtand ſo minne lichen das Sigelindenkind,
„Als wann er wär entworfen auf einem Pergamint
„Von guten Meiſters Handen — —"

Aber ſieh doch! das Siegelinden Kind gleicht ja mir, und die Chrimhilde biſt du! Swanehild bin ich, nicht Chrimhild, liſpelte die ſanfte Jungfrau, aber ich, habe da, ganz ohne daran zu denken, dich und mich konterfeyt. Laß nun einmahl die Brunhilde ſehn, rief Otho, und ſchlug die Blätter des Buches um, bis er dasjenige fand, wo Brunhild in ihrer Goldrüſtung den Stein wirft. Die iſt ja recht lebendig groß und herrlich, rief der Prinz, das iſt ein königliches Weib! das iſt ſie auch,

antwortete Swanehild, ich habe ſie nach einem Bildniß gemahlt, das Johanna die Erſte, Prinzeſſinn von Anjou, Königinn von Apulia, meiner ſeligen Mutter ſchenkte, ſo habe ich mir immer die Brunhilde gedacht.

Welche Schönheit, welcher Muth, welch ein Leuchten, rief Otho wieder, o, zeige mir doch das Gemählde! Es iſt von einem Griechen, ſagte Swanehild, indeß ſie das Conterfay der ſchönen Königinn, von Diamanten umflochten aus der Lade hohlte, und es Otho überreichte, dem der wunderſame Glanz einer nie geahnten Herrlichkeit blendend und betäubend die Sinne verwirrte.

Indeß der Prinz verloren in Entzücken, ſchwieg, und das Bild beſchaute, ſagte Swanehild: dieß Bild wurde gemahlt, als Königinn Johanna dem Prinzen Andreas von Ungarn verlobt war, der ſie vor einigen Jahren geehlicht hat.

Meine Ältern waren dazumahl in Neapel, nie wußte meine Mutter die Pracht und Herrlichkeit jener Tage genug zu preiſen. Wenn die hohe Königinn bey den Tänzen als Juno und Pallas leuchtete, ſo war ihre jüngere, mildere Schweſter Leonore gleichſam der Mond dieſer Sonne, bald Venus, bald Latona, bald Prokris, bald Philomele, wie ſie denn bey den Feſten der Großen immer mit den Heidengöttern zu thun haben. Einſtmahls figurirten ſie auf einem Tanz die Geſchichte

von Jupiter und Semele, das hat meine Mutter nie vergessen können! Leonore war Semele, Johanna Juno, Prinz Andreas der Jupiter. Als er in seiner Herrlichkeit der Semele erschien, vernahmen die entsetzten Zuschauer gewaltige Donnerschläge, und die künstlichen Schlangen der Blitze zischten dergestalt funkelnd und sinnverwirrend um ihn her, daß das zarte Kind Leonore ohnmächtig wurde, und die Nacht hindurch mit dem Tode rang. Der griechische Feuerkünstler aber, der die Herrlichkeit des Donnergottes ausgeführt hatte, verschwand, und kein Auge hat ihn wieder gesehn. Seitdem stellten sie die Mummereyen ein; doch so viel ich vernommen, soll es jetzt wieder recht lustig in Neapel zugehn. Du sehnst dich wohl dahin, Swanehild? fragte Otho. Nein, mein Geliebter, ich sehne mich nur dahin, wo du bist! erwiederte sie. Aber nach Neapel muß ich bald, sprach Otho; mein Freund Prinz Carolus von Böhmen ist in Brünn zum römischen König gekrönt, er geht zum Papst nach Rom, und ich muß mit ihm gehn. Ja, Swanehild! acht Tage sind viel! in diesen acht Tagen habe ich meinem Vetter Ernst das Land Braunschweig übergeben, und mich zum Zuge nach Italien bereitet.

Swanehild wurde leichenbleich. O, mein Herz, so schwer und fremd heut in der eignen Brust! rief sie

aus. Was fehlt dir, fragte Otto liebreich: Holde, ich kehre ja wieder! Wieder sagte sie dumpf, nichts kehrt wieder, was dahin ist, mein stilles, süßes Glück ist dahin! Zarte Swanehild, dein Glück ist geborgen in meiner treuen Brust! — Und wenn es da geborgen ist, wer schirmt und birgt und wer verbirgt mir deine Brust, Otho? O Erde, wie bist du so voll Vergänglichkeit und Leiden? Meine Swanehild! rief Prinz Otho aus, laß diese traurigen Gedanken fahren und freue dich, daß ich mit dem jungen gewaltigen Aar, mit Carolus ausziehe! Könnt' ich mich zum Gipfel des Ruhms mit ihm schwingen, und auf meinen Fittigen dein süßes Bild zu den Gestirnen tragen. Ach, Otho! seufzte Swanehild, mir war hier so wohl auf der stillen, einsamen Burg! Könnt es denn nicht so bleiben? Dir mahlt' ich meine Bilder, dir sang ich zur Laute, dir pflückt ich meine Blumen, alles um mich, alles in mir warst du, und dein Blick mein höchstes Glück — ja, ich glaube, du warst mein Leben, oder der Augenblick war es, in welchem ich dich sah, denn für diesen lebt' ich nur. Theures Kind, sagte Otho, ein Weib hat sonst kein Leben als ihre Liebe, dem Mann ists anders, wir geben der Welt und der Liebe jeder was ihr gebührt. Swanehild von nahmenlosen Schmerzen zerrissen, antwortete nichts mehr, sie rang mit ihren Thränen, sie nahm stillen Abschied von Otho.

der im Herzen um sie bekümmert, sie dennoch bald verließ, weil er gern vor Mitternacht in Braunschweig zurück seyn wollte, da seine Abreise sehr nahe war. Swanehild war nun allein, ihr Paradies war zertrümmert, der Glanz war von den Blüthen gewichen, die sie pflegte, die Zukunft lag dunkel vor ihr. Sie war der verwaiste letzte Sprößling eines alten, adeligen Geschlechts, als ein Held war ihr Vater im Kriege gefallen, die Mutter war ihm aus Gram bald nachgestorben und sie, das einzige Kind, lebte nun still und einsam mit ihrem Hausgesinde auf der öden, väterlichen Burg. Seit sich Otho, den sie als Kind schon gekannt, um sie beworben, athmete sie nur für das Glück ihrer Liebe. Dieß war jetzt, sie fühlt' es wohl, von Stürmen bedroht, aber noch hoffte sie mit kindlichem Herzen, denn Hoffnung kann nur mit Liebe sterben.

Mit Eifer betrieb Prinz Otho die Anstalten zu seinem Zug nach Italien, kein Opfer war so groß, es mußte gebracht werden, damit er mit fürstlichen Prunk neben seinem Freund und Waffenbruder Carolus das schöne Land heimsuchen konne. Wie eine Sonne flammte ihm aus den fernen Italien das Wunderbild Johanna entgegen, das seine geheimste Sehnsucht umkreiste, wie der Nachtfalter die brennende Kerze, taumelnd, selig leidend, bis sein Leben an der süßen Gluth verlodert.

Prinz Otho, zurück von seinem ruhmreichen Zuge nach Italien, war Swanehilds Sehnen wieder geschenkt. Der trauliche Winter mit seinen stillen Wonnen war auch wieder da, und die heitern Flammen spielten bunt und anmuthig in dem Burgzimmern, wie eine zu Gluth verkörperte Musik, indeß draußen Tannenwipfel und Felsen mit dem leuchtenden Schimmer der Eisblumen prangten. Aus Otho's begeisterten Erzählungen leuchtete der Glanz der schönen Tage, des schönen Himmels wieder, dessen Luft ihn angeweht. Wie holde Mährchen klangen seine Worte in Swanehilds Einsamkeit hinein, und sie fühlte sich nach erlittenem Leid der Trennung glücklicher als sie zuvor gewesen. Eines Abends, als Swanehild ein süßes provenzalisches Lied zur Laute sang, bestrickten ihre Töne Otho's Sinn mit glühender Sehnsucht; aus der Tiefe seines Herzens beschworen sie das strahlende Bild herauf, das dort dämmernd ruhte. Als daher ein Eilbothe gemeldet wurde, der den Prinzen selbst sprechen mußte, weil er ihm schleunig wichtige Kunde aus dem Königreich Apulia zu bringen habe, war es Otho, als hätte er den Bothen erwartet, und er ging ihm mit träumender Hast entgegen. Euer Herzoglichen Gnaden, sagte der Bothe, bin ich gesandt zu verkündigen, daß Königinn Johanna nunmehr eine betrübte Witwe ist, das ganze Reich ist in Verwirrung

und Trauer verſenkt. Unglücklicher Andreas! rief Otho aus, der des Beſitzes der göttlichen Schönheit ſo früh verluſtig gegangen. — Hört mich nur weiter, gnädigſter Prinz, fiel der Bothe ein, noch ruhen die ſchwerſten Kunden auf meinem Herzen. Wiſſet denn, daß die ſchöne Prinzeſſinn Leonore, der Königinn jüngere Schweſter, ein Opfer der Leidenſchaft geworden iſt, welche ihr ruchloſer Schwäher, ſo wie nicht anders zu denken, durch hölliſche Künſte in dem noch kindiſchen Herzen entzündet. Ein tiefer Schleyer lag Jahre lang über dieſes heimliche Liebebündniß; wie aber Alles an den Tag kommen muß, was verblendete Sünder verborgen halten, ſo geſchah es, daß Leonore bey der Geburt eines Sohnes, der die unglückliche Frucht dieſer Verbindung war, ſtarb, und daß ihr, nun, wie es ſchien, in das Grab verſenktes Geheimniß durch die Habſucht der Amme des jungen Carolus der Königinn entdeckt wurde; als der Kleine bereits ſechs Jahre alt war. König Andreas, der den Schmerz ſeiner Gemahlinn und ihren Unwillen nicht zu tragen vermochte, ſtürzte ſich aus den Fenſtern des Schloßthurms in die Tiefe des Walls. Kaum wagten einige Knechte nach dieſem Gottesgericht den zerſchmetterten Leichnam zu berühren, um ihm die letzte Pflicht zu erweiſen. Da nun aber die Königinn von all dieſen Unfällen dermaßen angegriffen war, daß ſie in

Fieberträumen ſich ſelbſt als Mörderinn ihres Gemahls anklagte, und ſeit ſeinem Tode unfähig war, irgend eine Angelegenheit ihres Reichs, das ſie ſtets ſelbſt regiert hatte, zu betreiben, ging ein Gericht aus, als habe Johanna aus Rache Andreas durch ihrer Diener einen aus den Fenſter ſtürzen laſſen; ganz Aquelia gerieth in Gährung bey dieſer Schreckensnachricht, die, wie auf Flügeln nach Ofen zu König Ludovicus von Hungarn, dem Bruder des entſeelten Andreas; gelangte. Dieſer hat alsbald ſeine Ungarn, Hunnen und Wenden aufgebothen, die ſchon wie ein reißender Strom über die Donau weg drohend nach dem ſchönen Italien hineilen, mehr nach Beute lüſtern, als nach Recht und Rache. Johanna muß Schmach und Unwillen des Pöbels tragen, der ſie als Mörderinn anklagt. Es iſt nicht wahr, rief höher glühend Otho, die Königinn hat ihren Gemahl nicht umgebracht, ſeine eigne Miſſethat hat ihn gerichtet! Mein Leben zum Pfande für Johanna's Unſchuld! So ſpricht ein deutſcher Fürſt und Rittersmann rief der Bothe, und umſchlang mit heißen Thränen Otho's Knie. O, ſo darf ich Euch denn alles ſagen! Ich bin Huldiwalt, der Sohn eines in Venedig angeſiedelten Deutſchen, die Gnade der Königinn hat mich zu ihrem Geheimſchreiber erhoben. Ich habe ſie nur verlaſſen um für die Bedrängte Hülfe zu ſuchen, die Haß und Liebe

in ihren glühenden Strudeln zum Untergang zu reißen drohn. Vor Allem empfahl mir Johanna, mich zuerst an den Stern der deutschen Ritterlichkeit, an Herzog Otho von Braunschweig zu wenden. Wenn Otho nicht mein Banner ergreift, sagte sie, so begehr ich in Deutschland keine Hülfe, denn sodann hat mich mein Herz betrogen, das mir in der höchsten Noth seinen Nahmen zurief; Wisset auch mein Fürst, daß die Unbeschirmte nahe daran ist, dem ihr verhaßten Prinz Ludovico von Tarent, der sie zu schützen zu schwach, doch stark genug ist, sie zu bedrängen, ihre Hand zu reichen. Da sey Gott für, rief Otho rasch aus, die Hand an sein Schwert legend, ich fordere ihn zum Gefecht auf Tod und Leben! Bey diesen Worten sank Swanehild, die gleich bey Anbeginn der Rede des Bothen ihr schneebleiches Antlitz in ihr Tuch verhüllt, mit einem Schrey des Entsetzens zu Boden. Der Geheimschreiber Huldiwalt entfernte sich auf einen Wink des Prinzen, dieser rief nach Frau Gertraut und die zärtlichsten Bemühungen der wackern Pflegerinn riefen die Arme in das Leben zurück, doch ihres Lebens Lust war dahin; ein Blitzstrahl hatte ihr Otho's innerstes, ihm selbst noch verborgnes Herz enthüllt, und ihre Hoffnung getödtet. Swanehild schlug die matten verweinten Augen auf, und sagte: Es hat so seyn sollen, mein geliebter Otho, fahr wohl! gedenke mein als einer ge-

treuen Freundinn, und vergib, daß du all meinen Schmerz gesehn. Es kam zu rasch, ich wußt ihn nicht zu bergen, dein Scheiden ist mir nicht das herbste Leid, das Herbste wäre, wenn du mich hassen wolltest! Bey diesen Worten zog es wie heiße Reue, und doch auch wie Süßigkeit durch Otho's Brust, er umfaßte Swanehild, drückte sie fest an sich, rief: Auf Wiedersehn! und eilte in das Freye, um dort den Sturm seines Herzens zu stillen.

Wie Swanehild in dem Zimmer, aus welchem ihr ganzes Glück gewichen, nun allein war, senkte sich ihr irrender Blick auf eine Arbeit ihrer kunstreichen Hand, eine Copie nach einem Altarbilde, das der hohe Meister Wilhelm Kalf bey seiner Rückkehr aus dem Morgenlanden seiner Vaterstadt Cöln am Rhein verehrt hatte. Dieß göttliche Gemählde, das noch heut wie ein ewig jugendlicher Strahl vom Urquell der Lieb und Schönheit leuchtet, war in jenen Zeiten ein Gegenstand frommer Wallfahrten und begeisterter Lobgesänge, von allen Enden der deutschen und belgischen Lande aus. Swanehild, in einem Kloster am Niederrhein während der Anwesenheit ihrer Ältern in Italien aufgezogen, und in fremden Sprachen und schönen Künsten daselbst unterrichtet, war mit der fürstlichen Abbatissinn und den Nonnen nach Cöln gereist um das Bild zu sehn, auf

welchem Wilhelm Kolf die Schutzpatrone ſeiner Vaterſtadt und die heiligen Märtyrer vereinigt, deren Andenken und Reliquien Cöln aufbewahrt. Nie hatte der Strahl himmliſcher Offenbarung ſo rein und ſelig die Erde begrüßt, als von dieſem Bilde aus, und Niemand hätte gewußt, wo verweilen, und was höher preiſen, ob die ſüße, unausſprechlich zart und herrlich prangende Blüthe in der Jungfrauen-Geſtalten, ob das Licht der Weisheit und Milde in den Greiſen, den frommen Muth und die Ritterlichkeit in den Märtyrern die Lieblichkeit der Frühlingsblümlein im ſmaragdnen Graſe, zu der Heiligen Füßen oder die königliche Pracht in Gewanden, Stoffen, Metallen und Edelſteinen, oder die ergreifende Wirkung und ſinnreiche, holdſelige Schönheit der Anordnung, die kunſtgerecht nach dem damahligen griechiſchen Styl, auf Goldgrund, pyramidaliſch und ſymmetriſch, und dennoch lebenvoll und voll Natur und Anmuth war, wenn nicht alle in dem Bilde ausgeſtreute Holdſeligkeit ſich wiederum wie in einem Brennpunct in der Geſtalt der thronenden Himmelskoniginn und des Jeſuskindes vereinigt hätte, das die abirrenden Blicke immer wieder zu ſich, als zum Quell aller himmliſchen und irdiſchen Schönheit rief. Und wiederum wurde auch Herz und Sinn mit ſüßer Gewalt von dem ſchönen heiligen Brautpaar St. Aetherius und Urſula angezogen, deren Blicke in Liebe

hinſchmelzend, Seele um Seele tauſchen, und eine himmliſche Verklärung der ſchönſten Sehnſucht zu nennen ſind. Dieſer Strahl berührte Swanehilds Herz und erſchloß ihr in dieſem Augenblick des tiefſten Weh's der Liebe tiefſten Sinn. Sie ſah Aetherius den Königsſohn ſeine erwählte Braut zum Martertode geleiten, den ſie ihn voraus verkuudet, als ſeiner Treue höchſten und ſchönſten Lohn, und dieß Himmelsbild umfing Swanehilds Seele wie eine milde Fluth in welcher ſich Liebe und Leid ihrer eignen Bruſt ſelig verklärten. Schon bey Swanehilds erſtem Aufblühen, welches der Hauch frommer Beſchaulichkeit in heiliger Stille angeweht, hatte das emſige Mägdlein in den Schutzen des Kloſters, in Legendenbüchern und ritterlichen Geſchichten, die auf zarten Pergament mit goldner und bunter Schrift, in wohlklingenden Reimen geſchrieben und mit ſchönen Schildereyen ausgeſchmückt waren, am liebſten bey Begebniſſen verweilt, welche das Bild einer reinen Liebe darſtellten, die ſich freywillig von allem irdiſchen Glück losſagt, das ihr werden konnte, um den Himmel, ihren Urſprung, zu ſuchen. Nun erwachten alle dieſe ſüßen Erinnerungen und Träume wieder, und erhoben ſie dergeſtalt, daß ſie anfing, ſich glücklich zu preiſen, daß der Himmel ſelbſt ihrem Bunde mit Otho entgegen ſey, und ſie dadurch zu mahnen ſcheine, ihre Liebe zu ihm

in Gott zu heiligen und nur um ſo treuer zu bewahren, und wie in den zartſten Seelen oft wunderſam ſchnell die kühnſten Entſchließungen reifen, ſo beſchloß Swanehild, den Geliebten, ihm ſelbſt unerkannt, als ein ſchirmender Geiſt zu umgeben, und bey dem Feldzug nach Aquelia in ſeinem Gefolge zu ſeyn. Wußte ſie doch, daß ſie ihr Herz nie von dem edlen Otho abwenden könne, an deſſen Bild es ſich ſchon in zarter Kindheit zum Leben und Lieben erſchloſſen, wie die Roſenknoſpe am Sonnenſtrahl. Viele Tage prüfte Swanehild ſich ſelbſt und erwog ihren Entſchluß, und ſchritt ſodann zur Ausführung.

Unter den Rittern, die ſich vor mehreren Jahren um Swanehilds Hand beworben, war der Edelſte der junge Spielgefährt und Waffengenoß Prinz Otho's, Johannes, Freyherr von Minigerode, Swanehild wußte daß er, vom Herzog unzertrennlich, ihn auch auf dieſen Zuge geleiten würde, und ſie erfuhr daß die andern Braunſchweiger Edeln, vor Allen die Hardenberge, die Winzingerode und Medem Johannes Beyſpiel gefolgt, da es ihnen gar wohlanſtändig ſchien, das deutſche freye Edle aus eignem Antrieb mit ihrem Fürſten für die Ehre einer ſchönen, fremden Königinn in das Feld zögen. Die zarte Treue, mit welcher Johannes Swanehild ergeben war, konnte nur Vertrauen in ihrer

Bruſt erwecken; ſie ließ ihn daher zu ſich laden, und redete ihn mit folgenden Worten an.

Ihr wiſſet theurer Ritter um Prinz Otho's Bewerbungen um meine Hand; erfahret aber von mir, daß meine Liebe nie etwas höheres erſehnte, als Ihm recht theuer zu ſeyn, und daß es mir ſtets ſeliger ſchien, ihm nur durch reine Freundſchaft anzugehören, als durch irdiſche Bande, welche oft die himmliſche Liebe mit in ihre Vergänglichkeit hinab ziehn. Fragt mich nicht, theurer Minigerode, warum ich beſchloſſen vor dem Altar des Herrn mich dem Heiland zur Braut zu geloben, in dieſem Augenblicke aber mein Leben Prinz Otho als ihm ſelbſt unerkannte Gefährtinn ſeiner Waffenthaten zu widmen; zwar umgeben ihn viel Getreue, aber im liebenden Frauenherzen hat doch wohl der Himmel die reinſte Perle der Treue niedergelegt, da Niemand ſo, wie eine Mutter liebt. Darum will ich nicht fern von ihm ſeyn, will unerkannt das holde Licht meiner Seele umſchweben, und es vor jeden feindlichen Anhauch hüthen. Kann ich ihn ſo doch immer ſehn, und wenn ich ihn nicht ſchirmen kann, ſo wird mich doch mein Schmerz tödten, wenn ich ihn ſterben ſehe! Da es jedoch unrecht wäre, wenn eine unbeſchützte Maid ſich unter die Männer miſchen wollte, ſo geſtattet edler Ritter, daß ich mich unter Euer Huth begebe, ich werde Frau Gertraut mit

mir nehmen, und mich in Eurem Gefolge aufhalten. Mein theurer Johannes, ſagt mir nichts gegen meinen Entſchluß, mich treibt eine geheime Stimme und die iſt vom Lichte, und ruft mich. Unwiderſtehliche Gefahren ſcheu ich nicht unter euren Schutz, Beſchwerden acht' ich für nichts, und Mühſeligkeit iſt ja eine volle Seligkeit wenn man ſie der Liebe wegen erduldet.

Ein deutſches Ritterherz weiß nichts von Einwürfen gegen die Befehle ſeiner Dame, mein edles Fräulein, entgegnete Minigerode. Ich werde euch ſchirmen, geleiten, beyſtehn, als treuer Bruder und ehrerbiethiger Diener; und meine Seele hat nicht gehofft je ſo beglückt zu werden, daß ich Euch jemahls einen Dienſt erweiſen könnte. Sagt mir nur jetzt, wie ihr unerkannt bleiben und mit Zucht und Würde in meinem Gefolge erſcheinen wollt?

Ich bin der griechiſchen Sprache mächtig, ſagte Swanehild, und habe beſchloſſen als ein fahrender junger Mohrenknabe, der auf die Mahlerkunſt reiſet, mit Euch zu ziehn, ſo kann ich mein Angeſicht bräunen, und mich durch den morgenländiſchen Anzug unkenntlich machen, daſſelbe ſoll Gertraut thun, die als mein Hofmeiſter mit mir reiſen ſoll. Thut, wie Euer Herz Euch heißt, holdes Fräulein, für tauſend und tauſend Leiden hab ich Lohn, nun ich ſehe, daß ihr Zutrauen zu mir gewonnen, ſagte Johannes, und wollt Ihr Otho's

Schutzengel seyn, so gönne es Gott Euch, und mir vergönne er das Glück in Eurem Dienste zu sterben.

So eilig auch Prinz Otho die Kriegszurüstungen betrieb, um der unglücklichen Johanna Recht und Hülfe zu schaffen, konnt er doch beym damahligen Zustand des Landes Braunschweig nur ein geringes Kriegsheer aufbiethen, und die erforderlichen Summen zum Feldzug liefen langsam ein. Während der Zeit hatte Prinz Ludovico von Tarent schon Johanna's Hand zu erlangen gewußt, und es schien Otho'n, der sich ohnehin nicht gern eingestehen wollte, das er sie liebte, preiswürdiger, der Königinn zum Schutz zu eilen, nun sie wieder vermählt sey, als unvermählt, wo das Volk glauben konne, daß Otho aus Eigennutz großmüthig sey. „Als sich nun der edle Fürst herrlich gerüstet, berichtet die Chronik, zog er Anno Christi 1359 mit den Seinen, auf die 2000 stark, zu Roß, auf gut Braunschweigisch, ganz zierlich und wohlgeputzt auf Neaples zu." Mit ihm waren die Getreuesten seiner Freyherrn und Edlen. In Minigeroda's Schar bemerkte man unter den, wie zu einer fröhlichen Waffenübung geschmückten Hauptleuten und Reisigen einen braunen Mohrenknaben, schlank und anmuthig von Geberden, auf einem wunderkleinen und raschen, schöngeschirrten dunkelbraunen Alarben-Roße,

in ſeinen bunten, reichdurchwirkten Gewanden über die Wieſe hinſchwirrend, wie eine der goldgeflügelten, prangenden Federblumen des Morgenlandes, Prinz Otho's Herz war zu geſpannt von Erwartung, zu reich an Thatdrang um auf die ſeltſame Erſcheinung Acht zu geben, an der ſich alle Blicke weideten. Die hohe Achtung, die Minigerode gegen den Fremdling bezeigte, gab zu der Vermuthung Anlaß, daß der ſchlanke, faſt kindiſche Jüngling aus einem fürſtlichen Geſchlecht ſey, und daß eine große Beſtimmung ſeiner harre.

Als Otho erfuhr, daß Johanna von neuem Witwe ſey, und, durch den König von Ungarn aus ihrem Reiche verſcheucht, mit einer geringen Anzahl edler Vaſallen in Italien umherirre, Beyſtand und Hülfe flehend, fand er ſich innerlich beſeligt und mit friſchen Muth belebt, ohne daß er es wagte, ſich davon Rechenſchaft zu geben. Seine Treue war Swanehild verheißen, er hielt es für redlich und glaubte auch ſeiner Neigung zu folgen, wenn er ihr die Hand böthe, und das ſchöne Traumgebild, das ihn wider ſeinen Willen überall umſchwebte, von ſich ſcheuchte. Dennoch konnte er, ſeit er Johanna's neue Mißgeſchicke erfahren, nichts anders mehr denken, als den Augenblick wo er ihr zu Füßen, umgeben von treuen, wohlverſuchten Rittern und Kampfgenoſſen der göttlichen Schönheit ſeine Dienſte weihen dürfte.

Es war in den blühenden Mayentagen, wo es in Italien schon heißer Sommer ist; das Land, dazumahl noch so reich an tiefdunkler Waldung, an Gebüschen und Quellen, glich einem prangenden Garten, wo tausendfache bunte Blumen mit holdem Spott den Ernst der Felsen umkosten. Alle Waldeswipfel waren belebte grüne Feyenschlosser für Sänger mit buntem Gefieder, während in lustigen Gehegen, Stauden, Büsche und Bäume voll hochrother Fruchte dem lustigen Waldvolk freye Kost bothen; der Gesang munterer Landmädchen übertraf die Melodieen der Felder und Wälder, freundlich und voll Neubegier drängten sich die Bewohner der grünumrankten Hütten der wohlgeschmückten Schar entgegen, die Otho durch das friedliche päbstliche Gebieth nach dem Königreich Apulien führte, welches von ungarischem Kriegsvolk eingenommen war.

Prinz Otho und Minigerode waren eines Tages, mißvergnügt über die Langsamkeit des Zuges der Reisigen, vorausgeritten; in einiger Entfernung folgte Swanehild dem geliebten Freund, dem sie sich nie nahte, ohne doch je von ihm zu weichen; noch hatten sich einige der treusten Braunschweiger Reisigen ihrem Herrn zu folgen ermuthigt. Otho und Johannes gelangten zur Mittagszeit in eine Schlucht von Felsen, in welcher, da die Sonne dort nur wenig Gewalt übte, der Frühling noch

ſeine erſten Grüße in Veilchen und goldnen Primeln kund that, und wo die Quellen lauter und beherzter ſprangen und rieſelten; der tiefblaue Himmel ſchaute durch die grünen Wölbungen der Schlucht, recht wie ein treues deutſches Auge hinein, und es wurde dabey Otho, der an Swanehilds Blick denken mußte, faſt ſehnſüchtig nach ihr zu Muth, indeß ſie, ihm ſo nahe, bey Frühlingsſchein und heitern Himmelsblicken der Seligkeit, die für ſie dahin war, ſchmerzlicher gedachte.

Immer tiefer, kühler und anmuthiger ſchlang ſich der Hohlweg durch das Waldthal, die Nachtigallen ſangen in der wunderſam lieblichen Einſamkeit ſüßere Klagen, und die Blumen hauchten tiefere Düfte; der Zauber dieſer Stelle drang mächtig und ſchmerzlich beſeligend durch die bewegten Herzen.

Da klang es im nahen Gebüſche, wie Angſtruf von Frauen, wie Waffengeklirr und Schnaufen gejagter Roſſe. Otho und Johannes ſprengten nach der Seite, wo ſie den Kampf vermutheten, und Swanehild, welche ſah, wie die beyden Ritter mit gezücktem Schwert dorthin jagten, legte ſchnell einen Bolzen auf die Armbruſt, die ſie bey ſich trug, und winkte den zögernd folgenden Reiſigen, die den Lärm in der Ferne nicht vernommen, mit ihrem Tuche Eile zu. Als Swanehild Otho erreicht, ſah ſie ihn und Minigerode im Gefecht

mit einigen vermummten, geharnischten Reitern, die Mehrzahl drohte die beyden Ritter zu überwältigen, ein riesengroßer Verlarvter, der hinter Otho stand, hob eine schwere Streitaxt, um den Prinzen niederzuschmettern, da flog Swanehilds Pfeil aus dem Gebüsch von der Armbrust, der Elende sank, in die Schulter getroffen, zu Boden; die Braunschweiger stürzten herbey und entwaffneten die Räuber, welche sie mit Stricken banden, und nun erst konnten die Ritter sich nach einer verhüllten hohen Frau umsehn, die ohnmächtig neben den Leichnamen zwey schöngeschmückter Ritter im Grase lag. Otho riß der Verhüllten die Schleyer vom Haupte, die dunkeln Locken, die darunter hervorquollen, schienen sie zum zweyten Mahl verschleyern zu wollen, das lilienbleiche Angesicht, der Schnee des Halses und Busens ließen die Wunderbare als ein herrliches Marmorbild erscheinen. Swanehild erkannte sogleich Johanna, und eilte hinzu, die Schleyer züchtig um die königliche Gestalt zu ordnen, und sie mit einer köstlichen Essenz, die sie bey sich trug, wieder zu beleben. So muß ich dich wieder sehn, Johanna! rief Otho aus, welche, der Entseelten zu Füßen hingesunken, ihre bleiche kalte Hand mit Thränen und Küßen bedeckte. Sie schlug die großen, schwarzen Augen auf, Prinz Otho! klang es, wie Flotenhauch von den noch violenbleichen Lippen und ihre Augen schlossen sich

wieder. Swanehild zerdrückte ihre heißen Thränen, hielt ihr Herz, das ungeſtümm klopfte, hob die Hände bethend zum Himmel, und nun fand ſie Kraft ihr Leid zu beſiegen, und der Königinn von Neuem hülfreich zu ſeyn, die Reiſigen beſchäftigten ſich indeß mit den ermordeten Rittern, doch jede Hülfe war vergebens; ſie legten Johanna auf eine Bahre, die ſie ſchnell von Zweigen geflochten, und gebothen den gebundenen Räubern ihnen den Weg nach der nächſten Oſteria zu zeigen; dieß geſchah, und nun ſetzte ſich der Zug in Bewegung.

Während Swanehild, in Wehmuth verſunken abwärts ritt, wurde ihr beſſeres Gefühl wieder rege, und ſie ſtrafte ſich ſelbſt über den Schmerz, dem ſie ſich überlaſſen, da ſie Gott hätte danken ſollen, der des theuren Fürſten Lebensrettung in ihre ſchwache Hand gelegt, und ihr dadurch ein Zeichen gegeben, daß ihr Entſchluß, dieſe Fahrt zu beginnen, und ihre Treue ihm wohlgefällig ſeyn. So heiß war Swanehild Reue, daß ſie, wie eine läuternde Gluth durch ihr Herz bebte, welches zuletzt nur noch von ſeliger Freude erfüllt war, Johanna erhohlte ſich nicht während ſie langſam getragen wurde, erſt im luftigen Saal der Oſteria, allſeitig mit Roſenumgitterten Fenſtern durchbrochen, erſchloſſen ſich die dunkeln Wunderblüthen ihrer Augen wieder dem Licht. Ihr erſter Blick fiel auf Otho, ſie lächelte ihn

wie aus Träumen an, er drückte ihre Hände an seine Lippen, und ließ seinen Thränen freyen Lauf. Wo bin ich, und was ist geschehn, rief Johanna, wo sind meine zwey Edelleute geblieben? Ich ritt mit ihnen von Rom aus zur Lust durch ein anmuthiges Thal, ein Zug vermummter Reiter überfiel uns, ein heftiger Schlag gegen mein Haupt, den einer meiner eigenen Vertheidiger unglücklich führte, streckte mich zu Boden, ich erwachte aus einer dumpfen Betäubung, da stand verkörpert das Traumbild meiner Seele, mein ersehnten Retter vor meinem Blick, und nur vor Entzücken schloß ich die Augen wieder. O, großmüthiger, deutscher Held und Fürst! gewiß seyd ihr gekommen, mich zu schirmen! Sagt mir nur wo die zwey Edeln sind, die jede Gefahr mit mir theilen wollten, und mich vor den Räubern, wie gute Engel bewahrten? das werden sie gewiß auch fernerhin thun, hohe Monarchinn, sagte wehmüthig Otho, denn wer in einem so ehrlichen Kampf für eine edle Frau fällt, dessen Seele geht gewiß sogleich zu den ewigen Freuden ein. Wie alles Reine und Hohe ein Heiligthum, so ist der Tod fur eine gute Sache ein Marterthum. — Sie sind dahin, rief die Koniginn mit Entsetzen, o, theurer Otho! wärt Ihr früher erschienen! Doch darf ich klagen, da Euch der Himmel zur entscheidenden Stunde, wie

durch ein Wunder, sendet? In welche Hand wäre ich gefallen? In die Hand des Prinzen Giacomo von Calabrien! rief aus der Nebenkammer des Saals einer der gebundnen Räuber der Königinn zu. Ihre Hoheit hielten den glühenden Liebhaber so lange aus der Ferne mit schönen Versprechungen hin, daß er Euch einmahl in der Nähe fragen wollte, wie ihr es eigentlich mit ihm meinet, und dazu hatte er uns bestellt. O, entsetzliches Geschick einer wehrlosen Frau, rief Johanna aus, die in solchen Bedrängnissen nicht einmahl wahr seyn darf! Ich, kaum zum zweyten Mahl Witwe, sollte wiederum zu einer verhaßten Wahl gezwungen werden! Unselige Gunst des Geschickes, die, als sie mir Alles nahm, nicht diese vergängliche Blüthe mit wegriß, die Schönheit heißt! Herzog Otho, ich fleh Euch an, schirmt und rettet mich fernerhin, bringt mich in einen Zufluchtsort, wo ich mein einsames Leben ausweinen kann. Ich komme, sagte Otho, mit einem Kriegsheer auserlesener Braunschweiger, mit den Getreuesten meiner Freyherrn und Edeln, nicht um Euch, hohe, reine Frau, wie eine Büßerinn in ein Kloster zu geleiten, sondern um Euch wiederum auf Euren rechtmäßigen Thron zu erheben. Ist es möglich, rief die Königinn und schlug die süßen Augen zum Himmel auf, kann ein deutsches Herz so viel Großmuth üben, und wie kann ich Euch lohnen? Sagt mir, wer ist die edle Deut-

che, die Euer Land an Eurer Seite beglückt? Habt ihr Kinder, theurer Fürst? darf ich einen Eurer Söhne zum Erben meines Throncs einsetzen, wenn ich ihn durch Euch wieder errungen? Johanna wurde sichtlich bleich, indem sie dieß fragte. Otho faßte sein Herz, und sagte ihr: Noch bin ich bis jetzt unvermählt, hohe Monarchinn, und mein Lohn sey das Gelingen meines Unternehmens; was Gott begünstigen soll, das muß mit reinem Herzen begonnen werden. Deßhalb habe ich, ehe ich Euch zu Hülfe kam, mein eignes Herz geprüft, und nicht früher meinen Entschluß gefaßt, bis mir klar wär, daß ich dasselbe für Johanna thun würde, auch wenn ich sie niemahls gesehn. Ein leiser Schimmer, wie Erröthen flog über der Königinn noch marmorbleiches Antlitz, und ihr Auge leuchtete süßer als vorhin. Während dessen war Otho's Schar auf dem grünen Wiesenplan vor der Osteria angelangt, die Spielleute bliesen in die Waldhörner, die Zinken erklangen, die muthigen Rosse wieherten freudig in die Töne, welche von allen Felsen umher vielfach und herrlich wiederhallten. Otho reichte der Königinn seinen Arm zur Stütze, um sie auf die hölzerne, von Epheu überwölbte Treppenlaube der Osteria zu führen, wo Johanna im Purpurgold des Abendscheines, und in ihrer eigenthümlichen Hoheit und Lieblichkeit so stolz und heiter prangte, daß es schien, als stehe sie in vollem Schmuck

und voriger Herrlichkeit auf dem mit Goldſtoff und Perlen behangenen Balkon ihres Pallaſtes, die Huldigung eines ganzen Volkes empfangend.

Swanehild ſah alles; nicht die leiſeſte Regung in Otho's und Johanna's Herzen entging ihrem Blick, doch ſie fühlte ſich nur zu ſüß und wunderbar beſeligt durch das, was ihr gelungen war, als daß ſich in die dankbare Luſt ihres Herzens Bitterkeit miſchen konnte. Als die muthige Schar der Königinn und dem Fürſten den kriegeriſchen Ehrengruß gebracht, Prinz Otho vor ſeinen Mannen, gleichfalls die Königinn grüßend, vorüberritt, und Johanna die blühende Herrlichkeit der deutſchen Jugend, ſo ernſt und fromm dazumahl, in der im Abendglanz ſchöner leuchtenden, rothwangigen goldgelockten Schar bewundert, bemerkte ſie Swanehild, die, verſunken in ihrem ſtillen Sinnen ſeitwärts an einen Mandelbaum gelehnt ſtand. Minigerode, der, mitten im Gefecht auf Swanehild achtend, wohl geſehn, wie nur ſie Otho gerettet, ſagte der Königinn, daß dort ein vornehmer Mohrenjüngling ſtehe, und pries ſeinen Muth. Da ließ Johanna den ſchlanken Yuſuf, ſo hatte ſich Swanehild genannt, rufen, und ſagte ihm mit ſüßer Huld des Lächelns und Blickes: Schöner Araber! die Rettung des edelſten deutſchen Fürſten will Euch die italiſche Königinn danken, die ſich ſeit einigen Stunden erſt wieder Köni-

ginn fuhlt. Mir iſt alles geraubt worden; doch dieß Gefuhl kann die Hoheit nicht einbüßen daß ihr Dank ehrt und beglückt, daß ihre Gabe, als ſolche, Werth hat! Ihr habt nicht Otho, mich habt ihr in ihm gerettet, laßt Euch denn das letzte Kleinod, daß mir geblieben, zum Angedenken Eures Muthes und als Zeichen meiner königlichen Huld theuer ſeyn. Somit löſte die Königinn eine feine, venetianiſche Kette von ihrem Halſe, die eine ſtrahlende Perle zuſammenſchloß, und ſchlang ſie um den Nacken der bebenden Swanehild, die ſie mit einer ſtummen Verbeugung empfing, und ſich dann ehrerbiethig zurückzog. O, Johanna! ſeufzte ſie in ſich, nimm deine Kette wieder, ſie drückt zu ſchwer! Johanna aber war beſtürzt darüber, daß Yuſuf nichts auf ihre freundliche Rede und ihr Geſchenk geſagt, da ſeine Ehrfurcht wohl zu glühendem Dank durch beyde erweckt werden konnte. Doch Minigerode, der Johanna's Mißfallen bemerkte, eilte ihr zu ſagen, daß der junge Araber in Conſtantinopel erzogen ſey, wenig italiſch und nur Neugriechiſch recht geläufig ſpreche. Johanna fragte nunmehr Otho, der wiederum in den Saal gekommen war, nach den Räubern, welche ſie überfallen und der Herzog erbath ſich ihre Befehle über ihr Schickſal. Sie haben, ſagte Johanna, mein Angeſicht wieder geſehn, das Antlitz der Könige ſtrahlt Gnade und Leben aus. Da geboth

Otho, die Bande der Elenden zu lösen, deren Hauptmann Swanehilds Pfeil zu Tode getroffen hatte, und der Fürst entließ sie mit Lächeln, indem er ihnen anempfahl, dem Herzog Giacomo zu sagen, daß er wohl sähe, daß Tod und Liebe keinen Zwang litten, hierauf geleitete der Herzog die Königinn nach dem, von der Osteria, wo sich dieß alles begeben hatte, nicht fernen Rom, wo Johanna's Damen und mehrere edle Neapolitaner, die mit ihr aus Apulia geflüchtet waren, sie mit Jubel empfingen.

Herzog Otho hatte die wilden Hunnen aus dem Gebieth der Königinn weggescheucht, mancher Barbar maß mit seinem Leichnam den blühenden Boden, auf welchem er sich schon als Gebiether betrachtet hatte. Die biedern Braunschweiger begehrten nun wiederum in die Heimath zurückzukehren; Mann für Mann, so viele der Tod in heißen Kämpfen verschont hatte, wurden von der Königinn reich und herrlich beschenkt, denn Johanna meinte mit Recht: nie könne sie die deutsche Heldenschar genug ehren, die zu ihrer Rettung gekommen war. Auch wollte sie Otho's treue Mannen, schon weil sie ihn liebte gern erfreuen. Mit Schmerz und Zagen sah sie aber auch Otho's naher Abfahrt entgegen, denn ob sie ihn mit den zartesten und süßesten Banden zu umstricken suchte,

war doch ſeine Treue an Swanehild verpfändet, und er wollte ſich mit blutendem Herzen von Johanna reiſſen, deren Unſchuld an König Andreas Tode von ihren Unterthanen nun anerkannt war, deren Macht auf immer befeſtigt ſchien, und in derem Lande er mithin ſein Werk für vollbracht hielt.

Täglich ſtreifte Swanehild einſam umher, mit Mahlerwerkzeug, die himmliſche Gegend von Neapel aus mannigfaltigen Geſichtspuncten abzubilden. Kaum vermochte der milde Himmel, die prangende Schönheit des Meers und der ſanftgeſchwungenen Windungen der Hügel und Gebirge die ahnungvolle Wehmuth zu lindern, die ſich ihrer immer mehr bemeiſterte. In einer ſchönen Vollmondnacht ging die Trauernde, von Ritter Johannes und Gertraut begleitet, die Margolina, die nach dem Vorgebirge von Poſilippo hinführt, entlang, ſolch einen klaren Tagesſchein verbreitete der goldene Mond, daß Swanehild das Mahlergeräth das ſie bey ſich trug, wohl benutzen konnte. Sie wählte alſo einen Sitz in der hohen Säulenhalle, indeß Johannes und Gertraut ſich an den Straud niederſetzten; ſie tuſchte bereits mit Ultramarinn den in Gebirgſchatten tiefblauen Wellengrund auf der helfenbeinernen Tafel, als ein Geräuſch ſie ſtörte, und Furcht und Neugier ſie bewogen, ſich hinter einer Säule zu verbergen.

Johanna und Otho waren es, die mit einem kleinen Gefolge in der hellen Nacht an dieſer Stelle der ſanften Harmonie der Meereswellen lauſchen wollten, und ſich ſchweigend auf eine Marmorbank niederließen, indeß die Damen und Cavalliere, die ihnen folgten, ehrerbiethig in der Ferne ſtehen blieben. In meiner Heimath, in der Heimath glühender Minne, ſüßer Lieder und goldner Klänge, in der ſchönen Provence, ſagte Johanna zu Otho, würde eine ſolche Nacht anders begangen werden. Dieſer grüne ſtille Meeresſtrand gliche dort einer Flur wandelnder und ſingender Blumen, die ruhige Fläche würde die Wiege zahlloſer Barken mit flatternden Bändern, bunten Lichtlein ſeyn, und aus jedem der ſchwimmenden Luſthäuſer ertönten ſüße Stimmen der Sänger, die ſich ohne frühere Abrede, in Wechſelgeſängen, vom Schlag der Laute begleitet, antworten würden. Dieß alles könnte ſeyn, hohe Königinn, ſobald Ihr es verlangtet, ſagte Otho. Mir ziemen nicht Feſte, Luſtgelage und Geſänge, entgegnete Johanna, von jeder Hoffnung verwaiſt, von jeder Treue betrogen — Königinn! rief Otho ſanft zürnend. Auch ihr habt mir nicht Treue gehalten, rief ſie aus, denn Ihr habt mir ja keine zugeſagt, ſetzte ſie lächelnd hinzu, und kamt dennoch als ein treuer Freund und edler Ritter mich zu retten! Alles, ſelbſt mein Leben dank

ich Euch, deutſcher Heldenjüngling, nur Euer Stolz verſchmäht jeden Dank von mir, ach, und nun verlaßt Ihr mich, und wer weiß welche Geſchicke mir in Eurer Abweſenheit drohen, welche Tücke das Werk wieder vernichtet, daß Eure Großmuth begonnen. Jetzt ſeyd Ihr noch da, und alle feindlichen Gewalten ſind durch die Scheu vor Euch gebunden; ach! dieſe Bande werden ſich loſen, und dreyfach wird nach ſo langem Widerſtand der Triumph der Feinde ſeyn, wenn mein Beſchützer fehlt. Johanna, ſagte Otho ſehr ernſt, nicht dieſer ſchwache Arm, Gott der Allmächtige, der ein Kind erkor, mich zu ſchirmen, hat Euch geſchützt, vertraut ihm fernerhin! Ein unvermählter Fremdling darf nicht länger in der Nähe der ſchönſten Frau bleiben, die nur ein würdiger Gemahl beſchirmen ſoll. Ich habe eine Braut, edle Königinn, Ihr fühlt die Heiligkeit eines gegebenen Wortes, ich werde es löſen. Gedenkt mein in freundlicher Herzenstreue und wiſſet, daß Otho Euer nie vergißt! So wollt Ihr mich wirklich verlaſſen, ſo hat mich meines hinwelkenden Lebens letzte und ſüßeſte Hoffnung getäuſcht, rief Johanna von Schmerz ganz hingeriſſen, und ſetzte hinzu: Reiſet nur heim, und dann gehe es, wie es gehe, ich ergebe mich in mein Geſchick! Otho ſeufzte, und Swanehild ſah ihn die großen blauen hellen Augen gen Himmel richten, ſie verſtand dieſen Blick, und ſchnelle

Entſchließungen erwachten in ihrem Herzen. Sie ſah nun, wie ſich die Königinn ſtill und tiefbetrübt von ihrem Sitze erhob, und langſam mit Otho die Säulenhalle verließ.

Am andern Morgen fand Otho auf der Lade vor ſeiner Lagerſtatt ein Päckchen, geſiegelt mit einem zierlichen Petſchier; er öffnete es, und fand darin den Ring mit dem er ſich ehemals Swanehilden verlobt, dabey ſtanden auf einer Pergamentrolle die Worte:

Dahin mein theures Pfand,
Zerriſſen ſüßes Band!
Es giebt ein Heimathland,
Dort reißt kein ſüßes Band.

Dieſe Zeilen waren von Swanehilds Hand. Niemand von der ganzen Dienerſchaft konnte Auskunft geben, wie dieß Päcklein in Otho's Zimmer gekommen ſey. Nun mußte ſich der Herzog für frey halten, und wer es jemahls empfunden, welche Gewalt eine Leidenſchaft übt, die anfangs hoffnunglos, aber doch vom geliebten Gegenſtande genährt und begünſtigt, nun kein Hinderniß mehr kennt, der wird den Jüngling nicht verdammen, wenn er ſich ganz der ſüßen Gewalt nun hingab, die ſchon ſo lange ſeine Seele umſtrickte, und die Hand der ſchönen Königinn annahm.

So zart und ſinnreich hatte Swanehild ihr Ge-

heimniß bewahrt, ſo ſehr hatte Minigerode jedem Argwohn vorgebeugt, daß Niemand ahnen konnte, wer der ſtille, freundliche, überaus wohlthätige und geſchickte Mohrenjüngling ſey, und Niemand betroffen wurde, als es hieß, er wolle ſich nach Conſtantinopel einſchiffen. Dieß geſchah aber nicht, ſondern Swanehild, welche jedes Opfer mit hoher Seele gebracht, dürſtete nun darnach, die Knabengewande abzulegen, und in einer Kloſterzelle friedlich zu leben; und ſie eilte, ungeachtet der Vorſtellungen Minigerode's, der durchaus mit ihr gehn wollte, nach Deutſchland mit Gertraut, in Begleitung mehrerer wackern Reiſigen ihres Freundes zurück. Sie war aber kaum einige Meilen von Neapel, als ihre kleine Schar in einem Walde von Räubern überfallen und ermordet, ſie aber mit Gertraut gebunden nach einem Schiffe gebracht wurde, welches nach Algier abſegelte, wo ſelbſt ſie gefangen bleiben ſollte, bis ſie ſich theuer ausgelöſt habe. Einen Augenblick war Swanehild in Verſuchung, das Mißgeſchick des vermeintlichen Duſuf den nunmehrigen König von Neapel wiſſen zu laſſen, und ihn zu bitten, ſie auszulöſen, aber die Furcht ihr theures Geheimniß zu gefährden, hielt ſie ab, und ſie zog die Schmach und das Ungemach der Feſſeln des tückiſchen Befehlshabers dem Unglück vor, Otho's Seelenfrieden zu ſtören. Wer weiß, ſagte Swanehild

bey ſich, ob nicht in Algier der Schmerz ſein Werk an mir verrichtet, und ein Leben hinnimmt, das ich nicht in Thränen hinweinen darf, ſo gern ich es möchte. Wer weiß, warum der Himmel nicht verſtatten wollte, daß ich mich zur Braut Chriſti einweihen ließ, da mein Herz, noch erfüllt von irdiſcher Liebe eines ſolchen Glückes nicht würdig iſt? So ſeyen mir denn dieſe Feſſeln geſegnet, geſegnet die Schläge der Vaterhand, und möge dieß neue, entſetzliche Ungemach zum Heil meiner Seele dienen!

Während ſich dieß alles zutrug, lebte König Otho zu Neapel mit ſeiner Königinn Tage, deren Glanz, Anmuth und Luſt kaum zu beſchreiben. Wiederum wechſelten Feſte und Luſtbarkeiten, Vermummungen, Tänze und Gaſtereyen in überſättigender Fülle mit einander ab. Oft war es dem edlen Minigerode, dem Einzigen, der bey Otho von ſeinen Rittern geblieben, als wandle ein hoher Schatten durch die bunten, verwirrt ſich kreuzenden Reihen, als würden die Kerzen dunkel, und die Blumen todtenbleich. Unausſprechlich betrübt war Johannes von Swanehild keine Kunde zu erhalten, denn, um jede Spur der Gewaltthat im Walde zu vertilgen, hatten die Räuber die Leichname der ermordeten Reiſigen mit auf das Schiff geſchleppt und in das Meer geworfen.

Johanna, Herzoginn von Anjou, Königinn von Apulia, war durch Ludovico's Tod Erbin des Herzogthums Tarento, und der Tod ihres Vetters, des letzten Königs von Sicilien, gab ihr auch gerechte Ansprüche auf dieß Land und auf den Thron von Jerusalem. Verflogen war der berauschende Traum der Leidenschaft, mit der dieß glühende Herz sich Otho ergeben, die Feste und Lustbarkeiten erschöpften ihre Einkünfte und stumpften ihren Lebenssinn ab; und sie, die ihre Sehnsucht immer nur nach irdischen Dingen, nie nach der rechten Quelle gewendet, zu welcher jede Sehnsucht zurückströmen muß, richtete nun den ganzen Durst ihrer Seele auf Vergrößerung ihrer Macht, ihrer Reichthümer und ihres Ruhmes. Vergebens mahnte Otho seine Gemahlinn an das Glück der ersten Jahre ihrer Verbindung, und bath sie, ihr Herz zu stillen, und ihre Wünsche zu beschränken, damit nicht die geheimen Gährungen in ganz Italien, in der Türkey, Griechenland, so wie in deutschen Landen, auch das Königreich Apulia trübten, das unter Otho's weisem und klarem Walten eines bis dahin unerhörten Friedens und einer blühenden Sicherheit genoß. Johanna ließ die Stimme, die sonst eine so unumschränkte Macht über sie ausgeübt, unbeachtet verhallen, und als der Tod Pabst Gregorius

des Eilften ihren höchſt geheimen Verhandlungen wegen der Herrſchaft von Sicilien und Jeruſalem mit dieſem Pabſt ein Ziel ſetzte, wendete ſie ihre Hoffnungen auf Urbanus, den ſtolzeſten, jüngſten und herrlichſten von Roms Cardinalen, der, von einer ſtarken Partey unterſtützt, mit Clemens dem Siebenten um die geiſtliche Kroue rang. Otho hätte Urbanus ſchon bey ſeinem erſten Zuge nach Italien gekannt, und ihn mit feuriger Bewunderung verehrt; er fand ſich daher geneigt, Johanna's Plane zu ſeiner Erhebung zu begünſtigen, und Huldiwalt, der ſinnreichſte und eifrigſte Geſchäftsträger der Königinn, ihr blind ergeben, betrieb beym deutſchen Kaiſer und bey den Cardinalen dieſe Unterhandlung mit Muth, Ausdauer, Kraft und Liſt. Urbanus der Sechſte gewann durch Johanna's Bemühungen die Überhand; Clemens mußte ſich nach Frankreich zurückziehen, und im Königreich Apulia wurde Urbanus Erhebung zum Pabſt gefeyert, als ſollte das Glück des Staats aus dieſer Begegniß hervorgehn. Meer und Lüfte, und die herrlichen Gebirge prangten, wie im Morgenroth von den Freudenfeuern, die in Neapel an jenem feſtlichen Abend brannten, das königliche Schloß war mit ſeinen Thürmen, Zinnen und Bögen mit Flammenzügen in die tiefblaue Luft kühn hingeſchrieben, auf allen Höhen leuchteten Opferflammen, Muſik und klingende Becher

ſchwiegen nicht die Nacht hindurch. Am andern Morgen gingen edle Neapolitaner, mit köſtlichen und ſeltnen Gaben, geſandt von der Königinn, an Pabſt Urbanus ab, ihm Glück zu wünſchen, und ihn nach Neapel einzuladen. Urbanus verſprach dahin zu kommen, doch ließ er eine lange Zeit verſtreichen, ohne ſein Wort zu löſen. Da reiſte auf Johanna's dringende Bitten König Otho ſelbſt an den Hof des Pabſtes ihn einzuladen; doch der edle deutſche Fürſt wurde kalt und einſylbig bewillkommt. Otho erkannte in dem ſtolzen Oberhaupte Roms nicht wieder die Erſcheinung, die einſt ſein Herz in reiner Bewunderung entzündete. Auch lag in Urbans Weſen gegen Otho ein gänzlicher Mangel an Achtung, es war als ſagten ihm ſeine Blicke, daß er des Königs von Apulia glühende Verwendung für ſeine Wahl eigennützigen Abſichten und nicht der Freundſchaft danke, ein Argwohn, den Johanna's Schritte allerdings rechtfertigten, und den Otho durchſchaute, ohne ſich vertheidigen zu können, denn er war das Werkzeug der Ehrſucht ſeiner Frau, und war es aus dem edelſten Beweggrunde, aus Bewunderung für Urbanus geworden. Viel konnte Otho tragen, als aber eines Tages der Pabſt, dem er den Weinbecher in Gegenwart vieler Cardinale und Nobile reichte, ſich umwendete, als ſehe er den König nicht, und ihn ſtehn ließ,

auch keine Miene veränderte, als ein Cardinal ihm zuflüsterte: König Otho stehe vor ihm mit gefülltem Becher, sondern sich mit seiner Rede an einen nahe stehenden Edelmann wandte, da erglühte das edle, deutsche Herz, schon wollt' er losbrechen, da fiel sein Blick auf ein Bild an der Wand auf goldnem Grunde, das den gebundenen und gegeißelten Erlöser mit dem Friedensblick darstellte, der leuchtend, wie ein Mondstrahl aus Wolken, in Otho's Seele drang. Otho trat nun gefaßt dicht vor den Pabst hin, mit mildem Blick, als wenn er ihm eben erst den Wein darböte, Urbanus mußte nun den Becher ergreifen, und mit Dank kredenzen, doch was in Otho Seelengröße und Fassung war, erschien dem Pabst in einem zweydeutigen Licht als Feigheit, oder als Heucheley, und seine Achtung gegen Otho sank nun tiefer als je, so, daß der König mit betrübtem Herzen seine Rückreise nach Neapel antrat, und, daselbst angelangt, seine Leiden nicht einmahl dem Liebsten, was er besaß, seiner Gemahlinn anvertrauen konnte, denn er wollte sie nicht durch die Gewißheit betrüben, daß sie die Urheberinn derselben sey. Noch hätte Otho dieß alles getragen, wenn er nicht mit einem gräßlichern Schmerz gerungen. Johanna stand nun vor ihm, entkleidet von dem göttlich reinen Glanz, der sie einst umschwebte, ein schönes, unchristliches, ehrgeiziges, nach

weltlichen Freuden jagendes und herrschsüchtiges Weib, die ihn ersehnt, ohne ihn je zu verstehn, die sich selbst, wie andere über ihr Herz, das reiner Liebe unfähig war, täuschte, tief in Otho's Seele dämmerte eine Ahnung, als ob Johanna und Huldiwalt, an Andreas Tod Antheil haben könnten; Reue nagte ihn über seine Untreue gegen die erste, unschuldige Liebe und er erkannte das Walten der göttlichen Vergelterinn. Sein Leben war geknickt, sein königlicher Ruhm durch Urbanus Stolz getrübt, sein Herz durch Enttäuschung über Johanna gebrochen. Er überließ sich nun sehnsuchtvollen Träumen und heißem Gram, Niemand unternahm es, ihn diesen Banden des Schmerzes zu entreißen, denn Johanna arbeitete mit Huldiwalt an der Betreibung ihrer Ansprüche auf Sicilien, und der Einzige, den Otho's Seele noch liebte, Johannes, hatte den frommen Entschluß gefaßt, als ein Pilger Swanehild aufzusuchen, die ihm in vielen Träumen, wie in einer Wüste, hülflos und flehend vorgeschwebt. Minigerode hatte dem Drang seiner Sehnsucht nicht widerstehen können, und ganz im Stillen Neapel verlassen; so war denn Otho ganz allein, und lebte seine Tage in einsamen Schmerzen hin, die er sorgfältig zu verhehlen suchte.

Noch einmahl fuhr ein Lebensstrahl durch Otho's zerrissenes Herz, als Carolus, Herzog von Durazzo,

Johanna's Neffe, von ihr nach Neapel berufen, freundlich und herzlich aufgenommen wurde.

Der ſchöne Jüngling gefiel Otho, und ſein Herz, dem nach Liebe bang war, neigte ſich zu ihm hin, er wußte nicht, daß er eine Schlange in ſeinem Buſen aufzog. Der geſchmeidige, in heuchleriſchen Künſten wohlgeübte Carolus, begleitet von Caſimirus, einem verworfenen jungen Römer, war lüſtern nach dem Thron von Neapel, und benutzte ſeine Anweſenheit daſelbſt, um mit Caſimirus Hülfe die Gemüther zu erforſchen, und das Volk für ſich zu gewinnen. Als er ſein Werk für genugſam fortgeſchritten hielt, reiſte er nach Rom zurück. Urbanus hatte ſehr wohl voraus geſehn, daß ſich Johanna's Gunſt in Haß wenden würde, wenn er ihre Plane nicht begünſtigte. Er verlangte die Krone Sicilieus für ſeinen Neffen Franciscus. Dagegen empörte ſich Otho's Rechtlichkeit, denn ein holdes Kind, Prinzeſſinn Maria von Sicilien, war die Einzige, die auſſer Johanna Anſprüche auf dieß Reich hatte. Dieſe wollte Otho, den in allem nur Billigkeit und zartes Rechtgefühl leiteten, mit dem Markgrafen von Monte Ferrato vermählen, den ſie liebte, und der einer Krone durch Tugend und Ritterlichkeit wohl würdig war, doch Urbanus verweigerte die Einwilligung zu dieſer Verbindung und beſtand auf ſeinen Forderungen. Da zog ſich

Otho völlig niedergeſchlagen in ſeine Einſamkeit zurück, und ließ Johanna und Huldiwalt, die ſich noch immer mit thörichten Hoffnungen berauſchten, ihre dunkeln Gewebe fortſpinnen. Noch einmahl leiſtete Otho feſten, aber vergeblichen Widerſtand, als Johanna, durch Urbanus auf das Äußerſte gebracht, nun Clemens begünſtigen wollte. Otho widerſetzte ſich dieſem Schritt, den er, nach allem, was Johanna für Urbanus gethan, für unrecht, nächſtdem aber noch für unnütz und höchſt gefahrvoll hielt. Er ſagte der Verblendeten, daß, was gut und rein, nicht bloß für die innere Ruhe, auch für den äußern Frieden das Erſprießlichſte ſey; allein Johanna hörte ihn nicht, und Othos Seele war vom Leide ſeines Lebens zu tief gebeugt, um dem Ungeſtüm der herrſchſüchtigen Frau und ihres Untergebenen, Huldiwalds, Ränken, zu widerſtehn. Kaum aber hatte Johanna dem Gegenpabſt Clemens zur Verſöhnung ihr erblich Eigenthum, das ſchöne Avignon geſchenkt, und Schritte bey den auswärtigen Mächten für ihn gethan, als das Ungewitter losbrach, das ſo lange ſchon ſchwül und ſtill über ihrem Haupte geſchwebt, und Pabſt Urbanus den Bannſtrahl auf ſie und König Otho hinſchleuderte, den jungen Carolus zum Herzog von Durazzo ernannte, ihm gegen ſein Herzogthum für ſeinen Neffen Franciscus das Königreich Sicilien zu-

ſicherte, und ihm ein Kriegsheer ausrüſtete, ſeiner Schweſter Mutter und ſeinen Ohm in ihrem Königreich anzugreifen, und die Execution an ihnen zu vollziehn.

Günſtig war Otho das Glück der Waffen gegen ſeinen treuloſen Neffen. Durch den Aufruf zur That neu durchglüht, ſeinen Lebensüberdruß abſchüttelnd, war er Carolus als ein freudiger Held entgegen gezogen. Doch innerer Zwieſpalt unter den Großen des Reichs, zu welchen Carolus bey ſeiner Anweſenheit den Samen geſtreut, vernichtete die Frucht von Otho's Siegen, und der junge Carolus drang in des Landes Herz ein, und gewann nach verzweifeltem Widerſtand Otho's die Hauptſtadt. Otho mußte ſich auf das Caſtell St. Elmo zurückziehn, das auf einem hohen Berge der Stadt und Citadelle Neapel gegenüber lag. Johanna, von ihrem Gemahl durch die eingedrungenen Feinde abgeſchnitten, beſchloß, die Königsburg, welche ſie fliehend noch erreicht hatte, und wo ſie nun belagert war, bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Helena, das zarte noch gar junge Töchterlein König Otho's und Johanna's, war von der Burg verſchwunden, während die Feinde in die Stadt drangen, und man wußte nicht, ob ſie geraubt, oder gar ermordet worden? Johanna betrübte ſich darüber ſo heiß, daß ſie eine Zeitlang kaum an

ihre Rettung denken konnte, denn sie hatte große Hoffnungen auf dieß Kind gebaut, die der Himmel auch in Zukunft erfüllte, nur nicht nach der verblendeten Mutter Sinn. Bey Johanna war Huldiwalt geblieben, und eine beträchtliche Anzahl ihr und Otho'n ergebner Edeln und Kriegsknechte waren mit ihr auf die Burg geflüchtet, um dieß letzte Besitzthum des königlichen Paars vertheidigen zu helfen. Unermeßliche Vorräthe füllten das Schloß. Seit Jahrhunderten lagen die edelsten Weine in den Gewölben aufgehäuft. Ausdauer von der einen Seite, und die Hoffnung des Entsatzes von der andern gaben den Belagerten fröhlichen Muth. Johanna wußte, daß Otho seinen jungen Freund, dem Markgrafen von Monte Ferrato, so wie seinen Bruder Balthasar, zur Hülfe aufgebothen, und daß diese gewiß baldigst mit einem auserlesenen Kriegsvolk dem bedrängten König zu Hülfe kommen würden. Sie war also über ihr Geschick nicht in Sorgen, aber die Bekümmerniß um ihr Kind nagte an ihrem Herzen, und riß es oft von frevelhaften Träumen künftiger Freuden zurück, mit denen sie sich noch immer nährte.

Carolus legte sich von der Grausamkeit und Tücke seiner niedrigen Seele nicht Rechenschaft ab, sondern glaubte Recht zu üben, indem er Andreas Mörderinn

verfolgte. Oft ſagte er, Johanna's Gebein ſolle an den nähmlichen Felſen verwittern, wo des Königs zerſchmetterter Leichnam gelegen. Um ihr keine Schmach zu erſparen, ließ er auch durch ſeine Leute die Gräben des Schloſſes verderben, und mit Unrath füllen, ſo, daß die Belagerten keinen Othemzug reiner Luft mehr ſchöpfen konnten, und wenn ſich mancher Edle erkühnte, ihm Vorſtellungen zu machen, ſagte Carolus: Alles dieſes reicht nicht an die Entſetzlichkeit der Miſſethat Johanna's, und übte nur noch größern Muthwillen als zuvor.

Von den Zinnen des Caſtells St. Elmo ſah König Otho alle dieſe Unbilden mit blutendem Herzen. Er konnte nichts für Johanna wagen, bis Freund und Bruder mit Hülfstruppen kamen, ihm beyzuſtehn, und er nun mit Macht auf Neapel rücken, und es belagern konnte, um ſeine Hauptſtadt zu befreyen, und die Burg zu entſetzen, in der er auch glaubte, daß ſein holdes Kind mit eingeſchloſſen ſey. Schon hielt ſich Carolus bey Othos Übermacht für verloren, ſchon ſann er auf Flucht, im ſchlimmſten Fall auf Ergebung, als die Erſcheinung Huldiwalts in ſeinem Gezelte der ganzen Lage der Dinge eine andre Geſtalt gab. Wie jeder Böſewicht für den andern ein Magnet iſt, ſo hatte Carolus auch bey ſeiner Anweſenheit in Neapel ſich Huldiwalt zu

nähern und ihn zu gewinnen gesucht, jedoch mit Vorsicht, damit der schlaue Geheimschreiber nichts von seinen eigentlichen Planen durchschauen sollte. Damahls war Huldiwalt ganz Johanna'n ergeben, nun aber wollte er ihrem erbleichenden Glücksgestirn nicht länger folgen, denn sie war seit ihres Kindes Verschwinden sehr schwermüthig geworden, und Huldiwalt sah voraus, daß nach der Befreyung aus dem jetzigen Elend die Königinn gegen neue Unternehmungen verschüchtert seyn würde. Nie war Huldiwalt nach seinem Sinn genug geehrt und befördert worden, nie genug mit Schätzen bereichert. Aus angeborner Schlechtigkeit haßte er den redlichen, ehrenfesten König, und wünschte seinen Untergang, um so mehr, da er glaubte, er würde seine Macht in dem einmahl erschütterten Staat nie dauernd begründen. Somit hatte sich der Treulose aus der Burg geschlichen, um Carolus seine Dienste anzubiethen, hoffend, der vom Pabst begünstigte junge Sieger würde ihn aus Dankbarkeit zu den höchsten Ehrenstellen erheben. So rechnen Gottlose, in denen selbst keine Tugend ist, immer bey Andern darauf, und glauben an Tugend, sobald es ihren Hoffnungen schmeichelt. Mit Carolus Genehmigung schritt Huldiwalt nun zur Ausführung seines höllischen Bubenstuckes. Er mahlte, geübt in dieser Kunst, Johanna's Schriftzüge täuschend in

einem Briefe nach, den er ſelbſt dem Könige überbrachte. Als Otho Huldiwalt anſichtig wurde, den er doch nie geliebt, erbebte doch ſein Herz vor Freude, von den Seinigen Nachricht zu erhalten. Er weinte lange an des Verräthers Bruſt, eh er ſich nur entſchließen konnte, den Brief zu leſen; dieſer enthielt die Klage, daß aller Proviant in der Königsburg aufgezehrt ſey, daß die Königinn und das zarte Kind Helena in der übeln Luft und vor Mangel und Beſchwerden umkommen müßten, und Johanna ſelbſt auf dem Krankenlager, dem Tode nahe, ihre letzte Kraft mühſam zu dieſen Zeilen ſammle, um Otho anzuflehn, mit einigen ſeiner Vertrauteſten und Theuerſten auf ihr bewußten Wegen, die ihm Huldiwalt weiſen würde, zu Nacht in die Königsburg zu kommen, um von dort aus zu ihrer Befreyung das Nöthige zu verabreden und zu wagen. Otho hatte dieſen Brief kaum geleſen, als ſein Herz, bedrängt von Sorge um Johanna und ſein Kind, ihn ſogleich hinriß, in Alles zu willigen; kaum daß er die Nacht erwarten konnte. Er hieß ſeinem Bruder Balthaſar, den Markgrafen von Monte Ferrato und drey der edelſten und verſchwiegenſten aus dem Heer mit ſich gehn, und alle zwar gerüſtet und gewaffnet, jedoch ſich nichts Böſes verſehend, folgten Huldiwalt, der ſie um die belagerte Stadt herum zu einem der

der Citadelle nahen Weinberg an eine Stelle führte, wo die Feinde einen tiefen Fallgraben aufgeworfen und leicht verdeckt hatten, deſſen Rand durch einen mit reifen Früchten behangenen Pommeranzenbaum in einer Kiſte, der Abrede nach, bezeichnet war; der verrathene König, ſein edler Bruder, der herrliche Monte Ferrato und die deutſchen Hauptleute ſtürzten zugleich in des Grabens breite Mündung hinein, und fünfzig elende Söldner, welche Nacht und Gebüſche verbargen, eilten hinzu, ermordeten den Markgrafen, und legten Otho in Bande. Balthaſar rettete ſich durch die Flucht, in der Hoffnung, auf dieſe Weiſe ſeinen Bruder vom Heere aus Hülfe zu ſchaffen. Huldiwalt war, der Abrede gemäß, ſeitwärts gegangen, ſobald er beym Schein ſeiner Blendlaterne den Pommeranzenbaum erblickt. Otho wurde von den Soldaten nach Carolus Gezelt gebracht, wo ſich Huldiwalt verborgen hielt, denn er wagte es nicht, ſeinem verrathnen Herrn unter die Augen zu treten. Der freche Carolus aber fragte den gebundnen Oheim mit ſchnöden Hohn, warum er ihm ſein Königreich Sicilien ſo lange vorenthalten? Ich habe, erwiederte Otho mit Würde, eine Königinn zu meinem ehlichen Gemahl, ſo lange es Gott gefallen, habe ich das Königreich gegen ihre Feinde beſchützt und vertheidigt, wie es einem redlichen Ehemann geziemt.

Von einem Königreich, das Euch, mein Neffe, zustände, weiß ich nichts, wohl aber, daß der König der Könige, Gott der Allmächtige, richten wird zwischen Euch und mir! Da brach Carolus in ein höhnisches Gelächter aus, und sagte, er wisse von sonst keinen Göttern, als von Gewalt und List; hierüber sah Otho den jungen Frevler so mitleidig, ernst und bedenklich an, daß dieser ganz verwirrt ward, und den König zuletzt stammelnd fragte, ob er den nichts versuchen wollte, um Gnade und Verzeihung bey ihm zu erlangen, da er ihm doch zu diesem Zweck vergönnt, seines Siegers Angesicht zu schauen; Otho aber, gebunden, wie er vor seinem Neffen stand, drehte ihm den Rücken zu, worauf denn Carolus ergrimmt befahl, man solle ihn in das tiefste Gefängniß werfen.

Als die unglückliche Johanna in derselben Nacht an die Fenster ihres Schlosses ging, um, als der Mond um eilf aufgegangen war, bey seinem Licht zu sehn, ob nicht Neapel bald von dem Kriegsheer, das davor lag, bestürmt wurde, oder ob vielleicht die belagerten Belagerer einen Ausfall thäten? und wie sie von Zimmer zu Zimmer, von Thurmhöhe zu Höhe irrte, um die Bewegungen des zu ihrem Entsatz herbeygerückten Heeres beobachten zu können, da die Citadelle weite Aussicht über Neapel hin von ihren Thürmen darboth, trat Johanna

in ihrer Verwirrung in das Gemach, welches ſie ſeit ſo vielen Jahren ſorgfältig vermieden, aus welchem ihr Gemahl Andreas ſich, wie es hieß, zum Fenſter hinausgeſtürzt. Der Mond, der nach Mitternacht recht hell glänzte, ließ alle Gegenſtände deutlich erſcheinen, und kaum hatte ſie mit Entſetzen erkannt, wer ſie war, und unwillkührlich nach der Tiefe des Walls hingeſchaut, wo Andreas ſein Leben ausgeblutet, als ein ſchneeweißes, blutbeflecktes Gerippe ſich aus dem hohen grünen Raſen des Walls langſam erhob, und dräuend den Arm bis dicht nach ihr hin immer länger und fürchterlicher ausdehnend, wieder in den Boden verſank. Johanna fiel mit einem entſetzlichen Schrey auf die Erde, ihre Frauen, die bey ihrem eiligen Durchſtreichen aller Gänge und Windungen der Treppen ihr zuvor nicht gleich hatten folgen können, eilten nun herbey, und ſuchten ſie wieder in das Leben zu bringen. Es gelang ihnen auch, doch nun klagte ſich die unglückliche Königinn laut als Mörderinn ihres Gemahls an, und wie denn Gottes Gnade jedem Sünder Aufruf und Friſt zur Buße gönnt, drang ein Lichtſtrahl in das bis dahin ſo ſchwer vom Wahn der Hölle beſtrickte Herz der verſtockten Sünderinn. Als daher die Nachricht von Otho's Gefangenſchaft und Huldiwalts Verrath noch in derſelben Nacht durch Carolus Verfügung in die Citadelle gelangte, erhob die blaſſe

Königinn ihr Haupt, faltete die Hände auf die Bruſt, und ſprach: Der Wille des Herrn geſchehe! und ſie geboth der Beſatzung, dem Sieger alle Pforten zu öffnen und ſich ihm zu ergeben, der ſtillen Hoffnung, dieſer ſchnelle Entſchluß werde Carolus zur Milde gegen König Otho bewegen. Als dieſer Befehl ausgetheilt, entfernte Johanna alle ihre Leute, und ging barfuß in einem härnen Gewande in die Schloßcapelle, woſelbſt ſie ſich auf den Denkſtein ihres Vaters niederwarf, um hier die Nacht durch im Gebeth zu verharren, da der gütige Gott Johanna ſo gnädig war, daß ſie, Leben und Krone für nichts mehr achtend, nur einzig darauf dachte, den Himmel zu verſöhnen. So hatte Johanna einige Stunden auf dem Marmorboden gelegen, indeß nur die ewige Lampe die ſtille Capelle ſchwach erhellte, und matten Schimmer auf das feliglächelnde Angeſicht des Erlöſers warf, der am ſchwarzen Kreuz aus weißem Marmor gehauen am Hochaltar ſtand. Als das Klirren und Raſſeln gewappneter Soldaten, die in die Capelle drangen, Johanna aus ihrem Ringen und Jammern emporſchreckte, fiel der Büßerinn Blick auf die Geſtalt, deren Troſt ſelbſt die Schrecken der Hölle durchdringt, und kaum hatte ſie die Hände dahin aufgehoben, als ſie von vier Reiſigen überfallen und in einem Kerker geſchleppt wurde, woſelbſt die Mörder, nach Carolus Geboth, die unglückſelige Jo-

hanna, die ſtill ihr Schickſal erwartete, in Kiſſen erſtickten.

Das Kriegsheer Otho's, dem ſeine Anführer fehlten, zog von Neapel ab, Carolus verblieb Herr und Meiſter daſelbſt, und ließ ſich zum König ausrufen. Das Volk gewann er durch Feſte und ausgeſtreute Geldſummen, Huldiwalt, deſſen Liſt er ſcheute, ließ er in den tiefſten Kerker werfen; er wollte ihm, Rückſichts des gegen Otho geleiſteten Dienſtes nicht das Leben nehmen. Prinz Balthaſar von Braunſchweig, den die Soldner gefangen einbrachten, ließ Carolus zu Neapel auf offenem Markt, Angeſichts alles Volkes, beyde Augen ausſtechen. Die letzten Geſtändniſſe Johanna's wurden ſorgfältig durch das ganze Reich verbreitet, und erweckten den Abſcheu des Volkes bis zur Wuth über ihrem Grabe. Otho blieb in der Feſtung Muceruino im unterirdiſchen Gewölbe in Ketten gefangen, ſcharf bewacht und elend behandelt, indeß Carolus mit ſeinen Vertrauten Caſimirus die Rembsburg, noch rauchend vom Blut der Erſchlagenen zu einem Zauberſchloß umſchuf, wo jede wilde Luſt der Erde hauſte.

Während ſich dieß Alles begeben, war Swanehild durch göttliche Schickung von ihren Banden frey geworden, und in Europa glücklich wieder angelangt, jedoch

ohne Frau Gertraut, die Kummer und Schmerz im fremden Lande dahin genommen. Swanehild war in Algier in das Haus eines Renegaten verkauft worden, der eine Türkinn geheirathet hatte, die ihm große Schätze zugebracht. Es war dieses ein leichtsinniger Mensch, den seine blinde Liebe zur schönen Türkinn zum Ableugnen des Christenthums hingerissen. Als seine Frau gestorben, und Swanehild, deren Geschlecht in dieser Familie kein Geheimniß mehr war, ihm ihre Geschichte erzählen müssen, rührte ihn ihre Liebe, Beharrlichkeit und Demuth dermaßen daß eine heiße Reue über seinen Abfall in ihm erwachte und er beschloß, sein Geld und Gut größten Theils zur Befreyung unglückseliger Christensclaven anzuwenden, und seine Kinder nebst der frommen Swanehild mit nach Europa zu nehmen, um in Rom Buße zu thun und als ein Christ zu sterben.

Dieß bewerkstelligte der Renegat glücklich und rasch, und bey gutem Winde kam er wohlbehalten nach Venedig, woselbst Swanehild erfuhr, daß ihr Freund in Bedrängniß sey, wollte sie sich augenblicklich wieder Minigerode anschließen um für Otto's Rettung mitzuwirken, oder mit ihm zu sterben. Sie trennte sich also von dem Renegaten, der nach Rom ging und begab sich unter dem Schutz ihres brüderlichen Freundes Johannes. Das verbundete Paar kam in Neapel zu der nähmlichen Zeit

an, als Carolus Otho zwang, nach dem Schloß Elmo zurückzuweichen, es war unmöglich, ihm dahin zu folgen: Swanehild gab daher einer innern Ahnung Raum, welche sie auf die Königsburg hintrieb, als sey dort noch etwas für Otho sehr Wichtiges zu thun.

Wohl hatte Gott sie dahin geleitet, denn wie sie durch die verödeten Zimmer, aus welchen sich die feigen Höflinge geflüchtet, eilte, sahe sie schutzlos und einsam im süßen Schlummer Otho's kostbarstes Gut, sein zweyjähriges Töchterlein Helena, liegen. Schon konnte man von den Fenstern der Burg bemerken, wie gewaffnete Scharen kamen, sie mit Sturm zu erobern. Swanehild nahm das Kind an ihr Herz und trug es, von Minigerode begleitet, durch einen ihm wohlbekannten, unterirdischen Gang, der, unter die Schloßgräben hin, durch ausgemauert, und am Eingang mit Steinen verrammelt war, die Minigerode hinwegwälzte, glücklich in das freye Feld. Hier waren zu der Zeit keine Feinde, der Weg ging durch ein Wäldchen von diesem Punct nach dem Castell der ritterlichen Sanseveriner, der Prinzen, die ihren König Otho mit der glühendsten Liebe ergeben waren, und mit dem Heere gleichfalls gegen Carl von Durazzo im Felde standen. Minigerode vermuthete, daß Antonia, die Mutter der Prinzen, in ihrem Villa an-

weſend ſeyn möchte, er ſchlug alſo mit Gott den Weg dahin ein.

Minigerode trug die kleine Helena, die ihn und Swanehild gar ſehr liebkoſte, weil ſie ihr beſſer gefielen als die alte Neapolitanerinn und der Kämmerling, welche ſie auf dem Schloſſe zur Bedienung gehabt. So kamen ſie eilends, erſchöpft vor der Villa Sanſeverina an, wo Antonia, die gottesfurchtige Frau, eben unter Citronenbäumen luſtwandelte, und in traurige Gedanken über die Unruhen der Zeit und über ihr eignes Schickſal verſunken war, da ſie nicht wußte, ob nicht der Tod ihre Söhne getroffen. Da ſah ſie die kleine, blondgelockte Helena durch des Gartens vergoldete Gitter auf den Blumen des Feldes im Graſe fröhlich ſpielen, neben ihr ſaß Swanehild, in Pilgrim-Tracht, mit abgewendetem Geſicht, ſtill weinend, und Minigerode lag im Gebeth auf den Knien.

Die Abendſonne verklärte die drey holden Gebilde dergeſtalt, das ſie Engeln gleich ſahen, da ſchloß die edle Matrone das Gitter auf, und nahte ſich der weinenden Swanehild, der ſie liebreich ſagte: Meine Tochter, ſeht, wie Stern an Stern am Himmel aufgeht, das ſind lauter Augen Gottes, die über die Unſchuld wachen, und die Nacht beſiegen; ſeyd getroſt, und ſagt mir, ob ich Euch in etwas dienen kann? Das milde

Auge und bleiche Monden-Antlitz der hohen Frau im Trauergewande, so wie der sanfte Klang ihrer liebreichen Worte, gewannen sogleich Swanehilds Herz, so, daß sie ihr erwiederte: Ich zweifle gar nicht, edle Frau, daß des Vaters Augen wachen, und daß mich Gott selbst an diese Stelle geführt, sagt mir nur, ob ihr den unglücklichen König Otho treu und wahr als eine fromme Unterthanin ergeben seyd? Das bin ich, antwortete die Matrone, das ist der ganze Stamm der Sanseverimer, meiner Söhne und Enkel. Wohlan, sprach Swanehild, so seht hier König Otho's Töchterlein, welches Gott uns die Gnade erzeugt zu erretten, als eben der Frevler Carolus mit den Seinigen auf die Königsburg eindrang. So ihr dem König wahrhaft ergeben seyd, edle Frau, nehmt dieß Kind auf, und behütet es, bis die gute Sache gesiegt hat. So mir Gott helfe, das will ich, sprach Antonia, und wir wollen verschweigen, wer das kostbare Pfand sey, obgleich auch meine Leute dem König ergeben sind, denn der Verräther schläft nicht, und die Zeit ist arg.

Somit nahm Antonia die drey Flüchtlinge in der Villa auf, die Dienerschaft glaubte, daß es eine deutsche Familie sey, welche, Antonien befreundet, sie auf einige Zeit heimsuche. Als nun das Gerücht vom Morde Johanna's, von Prinz Balthasars Blendung, König Otho's Gefangenschaft durch Verrath, und Prinz Carolus Er-

hebung zum Konig von Neapel ſich verbreitet, beſchloſſen die edlen Fürſten, einſtweilen in ihre Villa heimzukehren, und ſich zum Schein dem Thronräuber zu unterwerfen, da Otho in des Siegers Händen war, dem Mord ein Spiel ſchien. Des unglücklichen Königs Freunde hielten es für gefahrlich etwas zu unternehmen, bis der König frey wäre, für deſſen Erledigung ſich hohe Mächte verwenden würden, es blieb aber ein ſolch geheimnißvolles Dunkel über den ganzen Hergang ſchweben, und Carolus wußte den Schein ſeines Rechts ſo künſtlich geltend zu machen, daß ſich nicht eine Hand für Otho's Befreyung regte. Wie nun eine geraume Zeit in dumpfer Erwartung verſtrichen war, entdeckte Antonie ihren Söhnen, welchen Schatz ihr Haus in der Tochter des unglücklichen Otho bewahre und bath um Rath und Hülfe. Da wurde nach mancher Berathſchlagung einmüthig beſchloſſen, daß man den getreueſten Freund des Königs den tapfern und hochverſtändigen Johannes von Minigerode, mit Briefſchaften und Geld wohl verſehn, insgeheim nach Frankreich ſenden wolle um dort für Otho's Befreyung zu wirken, welche indeß nur durch Liſt und Beſtechung in das Werk gerichtet werden konnte. Mit Entzücken eilte Minigerode den Vorſchlag der Sanſeveriner in das Werk zu richten, und trat von Swanehilds, Antonia's und aller Rechtlichen Se-

genswunschen begleitet, seine Reise an. Die Heimlichkeit und Vorsicht, mit der Minigerodes Bothschaft betrieben werden mußte, die Furcht der Großen vor dem Pabst, und die wachsende Gewalt des jungen, kuhnen und verschlagenen Carolus legten dem Fortgang seiner Angelegenheit ungeheure Schwierigkeiten in den Weg und hemmten ihren Lauf. Konig Otho wurde in seinem unterirdischen Kerker hart gehalten und scharf bewacht, Carolus wagte nicht, ihn zu morden, weder offentlich noch insgeheim, da hoffte er, Gram und Schmerz würden den unwerdig behandelten Otho bald todten.

Mit hohem Muth trug Swanehild ihren Schmerz, entfernt von Otho, den sie leidend wußte, ohne ihm Linderung bringen zu konnen. Ihr Trost war die Hoffnung auf Gott, der den Gerechten prüft, aber nicht ihn verlaßt und ihre Erquikung im Leid war das suße Kind Helena, ihrem Vater so gleich, und ihr so innig zugethan.

Einige Jahre vergingen im bangen Ausharren, indeß Minigerode, aus Besorgniß verrathen zu werden, nur selten, und nie ausfuhrliche Kunde von sich und dem Erfolg seiner Unternehmungen geben durfte. Während dieser herben Prufungsjahre suchte Swanehild die junge Bluthe Helena nach dem Licht der Wahrheit und Gottesfurcht hinzuwenden, und jeden edeln Herzenskeim in dem Kinde zu nähren, und zu pflegen. Der Himmel

segnete sichtbarlich diese Bemühungen der reinsten Liebe. denn das Kind erwuchs zur Freude aller, die es umgaben.

So schmerzlich Königs Otho's Lage im dunkeln Kerker, umgeben von frechen Gefangenwärtern, auch war, hatte ihm doch die himmlische Güte selbst aus den bittersten Hefen seines Leidenkelchs einen erquickenden Trost bereitet. Alles hatte Otho durch Carolus tückische Sorgfalt erfahren. Andreas Tod durch Johanna und das schmerzliche, unnatürliche Ende Ludovicus von Tarente, der gottvergeßnen Königinn zweyten Gemahl. Und wie nun Otho mit blutigen Thränen die Verbrechen einer Unglücklichen beweinte, die ihm so nah angehört, so theuer gewesen war, da faßte er alsbald den Entschluß, für ihre Seele zu bethen, und Gott zu bitten, daß er seine eignen Leiden als Buße für die der Königinn ansehn, und sie ihm mit christlicher Gelassenheit möchte ertragen helfen. Weit entfernt sich zu beklagen, war Otho ehe darauf bedacht, noch mehr Entbehrungen und Schmerzen als die Grausamen auf ihn häuften zu tragen, um durch freywillige Buße für die einst so heiß geliebte Gemahlinn den Himmel mit ihr zu versöhnen. So wie der König diesen Vorsätzen eine Zeitlang nachgelebt, erschien ihm das Jammerbild der Königinn, daß Anfangs alle seine Träume verdüstert, nicht mehr, sondern er sahe sie nur noch bleich und mild schmerzlich, aber sanftlä-

scheinend an ihm vorüber schweben. Diese Veränderung war Otho'n so heilbringend, daß er begann, eine innere Freudigkeit zu allem Leid in sich zu fühlen, und die Geduld, deren er sich erst mühsam befleißigt, schlug Wurzel in seinem Herzen.

Beynah drey Jahre war Otho im Kerker gewesen, als Carolus ihm ein Zimmer auf der Thurmhöhe geben ließ, und ihm erlaubte, auf die Jagd zu gehn. Lange Zeit ließ Otho verstreichen, eh er diese Gunst benutzte, denn er wollte Carolus keine Huld zu danken haben, und die Hitze des Sommers drückte ihn nieder: als aber der segensreiche Herbst kam, und Otho, eines Morgens früh aus erquicklichem Schlummer erwachend die Purpurstrahlen im Osten sahe, die über die tief blauen Gebirge am Meeresstrand und die mit weidenden Heerden belebten Waldwiesen und Quellen leuchteten, die weißen Wände des Erkerzimmers mit lauter Rosen bestreuten, dann auch die Vöglein vernahm, die im Freyen sangen, jubilirten und durch die Wipfel schwirrten, da regte sich unwiderstehliches Sehnen nach Freyheit in der wunden Brust, und der König begehrte ein Pferd und einen Wurfspieß, um in den Wäldern zu jagen. Alsbald war alles bereit, das Gefolge saß auf, und zum ersten Mahl seit drey Jahren athmete der Gefangene den Duft bebauter Wiesen, vernahm das Rieseln der Quellen und das Zwitschern des herr-

lichen Waldes. Der Taumel der Luft dieses Schattens von Freyheit umfing den edeln Leidenden so selig, daß er des Jagens vergaß, und sich nur der Wonne hingab, die süße Luft einzusaugen. Otho war noch keine Stunde den Waldpfad entlang geritten, der unweit des Meeres an Felsen vorüber führte, als er überwältigt und erschöpft vom Andrang der frischen Morgenluft vom Pferde stieg, und sich auf den Rasen niederließ, wo er einige Feldblumen abpflückte und küßte, sie an seine Brust steckte, und nach einem stillen, inbrünstigen Gebeth in einen süßen Schlummer sank.

Während der bleiche, todesmatte König schlief, berathschlagten seine Wächter, ob ein so schwacher, ältlicher Mann wohl irgend an Flucht denken könne, und ob sie nicht die gute Gelegenheit benutzen wollten, sich mit Jagen im Walde zu vergnügen? Sie beschlossen einmüthig, nur einen Troßbuben zur Aufsicht bey ihm zu lassen, nahmen zum Überfluß noch des Königs Roß mit fort, und zerstreuten sich in den Wald.

Wie nun König Otho eine lange Zeit geruht, war es ihm, wie im Traume, als läge er nicht im Grase, wo er beym Spiel der Quellen und den Liedern der Waldvöglein so sanft eingeschlafen war, sondern auf weichen Polstern, indeß um ihn her Wogen freudig brausten und melodischer Takt der Ruderschläge erklang. Auch

ſtand vor ihm, durch Thränen lächelnd, nicht jung und bluhend mehr, aber mild verklärt von innerm Licht die unvergeßne Swanehild, wie er ſie ſo oft in Träumen geſehn, an ihrer Hand ein ſchlankes, goldgelocktes Mägdlein, dem ſie den Finger auf die Roſenlippen warnend legte. Kaum hatte Otho ſeine Blicke an der lieblichen Erſcheinung geweidet, als er auch einer hohen, freundlichen Frau, die ihn mit den klaren braunen Augen gerührt anblickte, und neben dieſer ſeines geliebten Minigerode's anſichtig wurde, der die Hände gefalten zum Himmel empor hob. Das ſind ja wunderſüße Träume, gutiger Gott, ſagte Otho, ſo möcht ich immer träumen! Bey dieſen Worten ſanken die Treuen alle lautweinend zu des Konigs Fußen, und Helena umfaßte ihn mit den Lilienarmlein Liebesbanden, ihm auf Deutſch zurufend: Ach du lieber, ſanfter, bleicher Vater mein, ach! nimm mich doch an dein Herz! Wie ein Seliger vom Tode erwacht, war Otho zu Muth, alles ſagte ihm, er ſey frey, in Sicherheit, an dem Herzen der Liebe und Treue. Minigerode und Antonia erzählten ihm nun, wie ſie in einem franzöſiſchem Seeſchiff ſich befänden, das ſchon den ganzen Sommer unter dem Vorwand von Handelsgeſchäften bey Mineruino vor Anker gelegen, wie ſie heut durch ihre Späher von Otho's Ausreiten Kunde erlangt und Gott durch die Entfernung ſeiner Hüther ihr Vorhaben

begünſtigt habe. Den ſorgloſen Troßbuben hatten die Gewaffneten, die Minigerode zu Otho's Befreyung an das Ufer genommen, überfallen, gebunden, und mit auf das Schiff genommen, den König ſelbſt aber während ſeines todtenähnlichen Schlummers ſorgſam auf Kiſſen gelegt, und ſein Erwachen erwartet. Nun mußte auch Swanehild verſtatten, daß Otho'n alles berichtet wurde, was ſie für ihn gethan, ſein Herz erlag faſt unter der ſüßen Bürde des Glücks, da er ſah, wie der Allmächtige der ihn ſo ſchwer durch Schmerzen geprüft, und zugegeben, daß ſein Herz ſo entſetzlich durch Hinterliſt getäuſcht worden, ihn nunmehr durch Treue ſo rein beſeligen wolle. O, Swanehild, rief Otho aus, dich kann der Himmel nur belohnen! aber ſage mir, was gab dir ſolche Ausdauer, ſolchen Muth und ſolche Kraft? Das war Liebe, die den Tod nicht kennt, antwortete Swanehild: Liebe bleibt Liebe!

Mit günſtigem Wind kam der König in Avignon an, woſelbſt ihn viel Getreue mit Entzücken empfingen. Von da ging er nach Sicilien, welches ihn ehrte und unter ſeiner Herrſchaft zu leben ſehnlich wünſchte.

Das Volk betrachtete den Schwergeprüften als einen von Gott begünſtigten frommen Helden, den es nun, wie einen Heiligen pries. Die Stimme der Wahrheit drang nach Rom. Urbanus hatte Carolus Frevel erfahren

und erkannte Otho's Unschuld und Herzensreinheit, er befliß sich nun begangenes Unrecht wieder gut zu machen, und der edle König verzieh seinem Feind. Den Winter über rastete König Otho in Sicilien, umgeben von seinen Lieben, von den Edelsten des Volks als Held, christlicher Dulder und milder, weiser König göttlich verehrt.

Er war bleich geworden und gebeugt, von der Erschöpfung erduldeter Beschwerden, aber in seinem Herzen blühte ein Frühling seliger Erquickung, beym Lebenshauch der süßesten Treue zu schnell verflogen diese mild, beseligten Tage, der Frühling und die Wiederkehr seiner Kräfte mahnten Otho an seine Pflicht, sein Land Apulia von dem elenden Thronräuber zu befreyen. Er zog mit Heeresmacht vor Neapel, und belagerte es mit Hülfe der Prinzen von Sanseverino, deren Jubel bey der Wiederkehr des geliebten Herrn nicht zu beschreiben war. Wie nun Otho's Kriegsleute vor Neapel lagen, und der fromme König von Tag zu Tag aufschob, die Stadt zu bestürmen, Gott anflehend, daß der Bürger Blut nicht fließen möchte, geschah es, daß eines Morgens die weiße Fahne, das Zeichen des Friedens, von den Thürmen der Citadelle wehte, und daß bald darauf Herolde in Otho's Lager kamen, dem König seines gottvergeß-

nes Neffen schmähliches Ende, und die Unterwerfung der Bürger zu verkünden.

Berauscht von einem Lustgelag hatte sich Carolus mit seinem ruchlosen Gesellen Casimirus in der Nacht in einen heftigen Wortwechsel eingelassen, und dieser Bube hatte ihn den Kopf mit einem Beile gespalten, wie denn Frieden, der vom Himmel ist, nicht seyn kann, wo der Böse hauset. Von Neuem erkannte alles Volk, wie Gott zu rechter Zeit und Stunde Gericht hält, und die Sünde durch Sünde straft.

So geschah denn Otho's Einzug in seine Residenz in voller Herrlichkeit und demüthiger Freude in Gott über den Sieg des Gerechten.

Otho bestieg wiederum den Thron, welchen er in seinen Jugendjahren verherrlicht, und übte Gnade, Edelmuth, Wahrheit und Recht in deutscher Kraft und Treue. Die fromme Witwe von Sanseverino blieb hochgeehrt an Otho's Hofe bis zu ihrem Tod, Minigerode wich nicht mehr von seinem Freunde, Swanehild aber ging in ein Kloster unweit Neapel. Hier sah sie oft am Sprachgitter ihren königlichen Freund, und hier übte sie in seligem Herzensfrieden wieder ihre kunstreichen Beschäftigungen mit Helena, welche sie bis in den Tod mit Muttertreue pflegte, und zu aller Tugend, Gottesfurcht und Sitte erzog, so, daß diese im Thau der Unschuld

prangende Blüthe späterhin als eine Königinn von Sicilien und Jerusalem als ein Muſter der Frauen gepriesen wurde.

Im Frühling 1483 schlummerte Swanehild selig in Gott ein; an ihrem Sterbebette weinte Otho Johannes und Helena Thränen, mehr ſuß als ſchmerzlich zu nennen. Im Herbſt ſank Otho, wie eine reife Frucht unter die Sichel des Todes hin. Italien ehrte ſein Angedenken, Deutſchland bewcinte ſeinen Heldenſproßling, und in ſeinem Reich lebte ſein Nahme in ſeinen Werken fort.

Der einſame Minigerode kehrte nach dem deutſchen Heimathlande zurück, wo ein edles Fräulein dem tugendreichen Ritter ihre Hand gab, und ihm mit dem Heil einer gottgefälligen Ehe für vergangenes Leid Troſtung gab.

Minigerode's Nachkommen erfuhren ſeine Lebensgeſchichte aus ſeinem Munde.

Er ſtarb hoch betagt, in Braunſchweigiſchen Landen als ein Spiegel der Ritterſchaft geehrt. Sein Stamm erloſch einige hundert Jahre nach ſeinem Tode, doch der Nahme Minigerode lebt, in deutſchen Büchern jener Zeiten gefeyert, auf die Nachwelt im Glanz der Tugend hinüber.

Inhalt.

	Seite.
Diana von Simiane. Novelle	1
Das weiße Veilchen. Novelle	29
Hielda. Novelle	71
Perle und Schönfleckchen. Novelle . . .	85
Die Weltlinge. Ein Sittengemählde aus dem vorigen Jahrhundert	117
Otho und Swanehild. Novelle	223

Stundenblumen.

Stundenblumen.

Eine Sammlung

von

Erzählungen und Novellen

von

Helmina von Chezy,
geborne Freyinn Klencke.

II.

Bändchen.

Wien, 1825.
Bey Tendler und von Mansfein.

Gedruckt bey
J. P. Sollinger.

Vorwort.

Die Aufnahme, welcher der erste Band der Stundenblumen sich erfreut, ermuntert mich, ihm einen zweyten folgen zu lassen, in welchem das, was der gute Genius Neues brachte, früheren, hie und da zerstreuten Werken zugesellt, erscheint.

Meine Vorliebe zu alten Chroniken und für neuere Bücher von Gehalt raubt mir alle Zeit, die man heut zu Tage braucht, um alle Flugblätter durchzufliegen. Die Zeitblätter sind undankbare Kinder der Zeit, die ihre eigene Mutter verschlingen, und wer mit dem Augenblick geitzt, dem ist die Stunde sicher. Deßhalb erfahr ich manches Merkwürdige, was in Zeitschriften steht, oft nur von Hörensagen, und das noch kaum. Man müßte beydlebig seyn, um auf dem festen Boden

des Forschens, Sinnens und Strebens zugleich in der Fluth der Allesleserey fortzukommen. Auch ist nicht jedem die Kraft gegeben über den Strom, wie Camoëns seine Lusiade, sein besseres Streben emporhaltend, schwimmend fortzukommen, deßhalb muß sich schon Unsereins des Genusses begeben, zur Bildung seines Urtheils und seines Geschmacks, und zur Berichtigung eigner Ideen, in geistreichen Blättern competente Urtheile über die Erzeugnisse unsrer Zeit aufzusuchen. Nur durch ein Ungefähr ist mir gesagt worden, daß hie und da ein Streben laut geworden sey, nach den Quellen der Producte neuerer Zeit zu forschen; das ist zu loben, denn eine Quelle hat immer ihren Werth, und ihr Interesse. Wer noch niemahls eine benutzt hat, lernt beym Nachforschen (wenn er nähmlich seine Lehrjahre noch nicht überstanden, was freylich heut zu Tage bald abgemacht ist) wie man Quellen benutzen soll, und wie nicht. Dieß Verständniß zu erleichtern fühle ich mich freudig bereit die meinigen zu den Novellen und Erzählungen, welche die Stundenblumen in sich fassen, in der Kürze anzugeben.

Diana von Simiane ist auf eine Sage begründet, die einem alten Bild in der uralten

Kirche St. Afra in Meißen beygeſellt iſt. Man erblickte dort: Spiegel, Schlange und Tod, Mein verehrter Freund Friedrich Kind ſpricht von dieſem Steinbild, Abendzeitung 1823, bey Gelegenheit der Erklärungen zu ſeiner fantaſiereichen Dichtung: Schön Ella. Ich fand die Sage in einem alten Buche in Dresden. Sie berichtet folgendes: 1523 fand Wolfgang von Schleinen, den man den Schönen nannte, hier ſeine Ruhe. Dieſer Herr war nicht dahin zu bringen, daß er ſich von einem Mahler hätte abmahlen laſſen; das erlaubt' er aber doch, daß man ihn einen Monath nach ſeinem Tode ausgraben, und ſodann ſeine Geſtalt entwerfen möchte. Da ſah man eine Schlange um den Hals, zwey um den Arm und eben ſo viel an jedem Bein, und an der zweyten Zehe des linken Fußes eine Kröte. (Laurentius Fauſch Geſchichte der Stadt Meißen.)

Das weiße Veilchen beruht wiederum auf eine: in Beckmanns Beyträge zur Geſchichte der Erfindungen, im Artikel: Bandmühlen, gefundene Notiz über ein ähnliches Ereigniß zu Danzig.

Hiolda iſt ein hiſtoriſcher Zug aus einem

der zahlreichen Werke Franciscus, der mich zur Bearbeitung reizte.

Die Weltlinge, wahre Begebenheit, zum Theil nach Originalbriefen bearbeitet.

Perle und Schönfleckchen, zum Theil erlebt, zum Theil erfunden.

Otho und Swanehild, in historischer Hinsicht ist Letzners Chronik von Dassel benutzt.

Angelica, aus dem Leben gegriffen.

Männerthun und Frauensitte, nach einer spanischen Anekdote, und nach Berichten aus der Reise der Gräfinn von Aunoy, der Raub Julias, Gräfinn von Cameraza.

Die unschuldigen Verbrecher; die ersten zwey Seiten nach Lope de Vega, das übrige konnt' ich nicht benutzen, weil es mein innerstes Gefühl empörte, ich bedurfte eines neuen Planes und eigner Ausführung. Der echt novellenhafte, pittoresque Anfang reizte mich. Lope de Vega's Novellen kommen an Gehalt weder seinen

meiſten dramatiſchen Arbeiten gleich, noch können ſie ſich mit denen des Cervantes meſſen.

Haugwitz und Contarini iſt in hiſtoriſcher Hinſicht einem Werke entnommen, von welchem ich wohl erfahren möchte, wer es geſchrieben? Es gibt einen Lexicon anonymer Schriftſteller, (verſteht ſich, aus älterer Zeit, denn wer könnte jetzt einen machen, wo es mehr Anonyme als Nahmhafte gibt!) wer dieſen hat oder kennt, der ſchlage nach, hier iſt der Titel dieſes: „aus „denen bewährteſten Autoren mit ſonderbarem Fleiß „hervorgeſuchten zum Nutz-Ergötzen des geſchicht„liebenden Leſers mitgetheilten und mit einer „accuraten Landkarten, wie auch anderen auserleſe„nen Kupfer-Figuren der notabelſten Städte und „Feſtungen verſehenen Werkes:"

Ausführliche und grundrichtige Beſchreibung der Herzogthümer Lothringen und Savoyen, des Obern und Untern Elſaſſes, der Franche Comté oder Herrſchaft Burgund und des ganzen Schweizerlandes; derſelben Urſprung, Gränzen, Abtheilung, Fruchtbarkeit und Regierungform, ingleichen ihrer Städte, Feſtungen, Schlöſſer und Städtlein, Marktflecken und andere nahmhafte Örter,

Erbauung, Aufnahm, Fortification, Belagerung und andere Vorfälle betreffend, daneben auch ein kurzer Anhang etlicher in Schwaben und Würtenberg befindlichen vornehmen Plätze. Mit Churf. Sächs. Privilegio, Frankfurth und Leipzig bey Christoph Riegel, Anno 1690.

Die persischen Geschichten habe ich als solche bezeichnet; Idally ist, wie mehrere der Obgenannten und wie die Meisten meiner Arbeiten, Originalnovelle, verfaßt nach Mittheilungen der Freundschaft, bisweilen nach dem Wunsche der Mittheiler, und aus dem Leben gegriffen. Das Leben ist und bleibt die ergiebigste Quelle, so wie Calderon mit vollem Recht das Geschick den trefflichsten Novellendichter nennt. Wer sich die Mühe nehmen wollte, den übrigen bezeichneten Quellen nachzuforschen, würde sie vielleicht nicht ganz ungeschickt benutzt, noch in den Details so ergiebig finden, daß ich ihnen mehr zu danken hätte als eine Grundlage, wie jeder Bau sie bedarf, der stehn bleiben soll; abschreiben ist meine Sache nicht, und Uebersetzen noch minder, wenigstens nicht, ohne es zu bezeichnen.

Alle Darstellung, die ergreifen, fesseln oder rühren soll, muß auf Wahrheit beruhen und innere Wahrheit in sich tragen, die Wahrscheinlichkeit findet sich dann von selbst. Wie ergötzlich auch sinnreiche und gelungene Erfindung seyn möge, behauptet doch immer Wahrheit ihr altes Recht. Nur der wahrhaft aus dem Leben gegriffene, oder auf das Geschehene begründete Zug trägt das unverkennbare Gepräge der Wahrheit und spricht das innerste Leben an. Gleichwohl ist das Geschehene, wenn auch noch so ergreifend und seltsam, oft kaum zur bloßen Erzählung, viel weniger zur Novelle geeignet, und es scheint mir hier der Ort den Begriff des Unterschiedes der beyden Gattungen, so weit ich ihn in mir ausgebildet, darzuthun.

Nicht eigentlich gebührt einer erfundenen Geschichte der Titel Novelle, der das Geschehene bezeichnet, Hoffmanns Scudéry, der schwarze Fritz von Caroline Pichler, und die treffliche Mademoiselle de Clermont von Frau von Genlis, beweisen, (um nur wenige Beyspiele anzuführen) wie wacker und kräftig auch in neuerer Zeit Schriftsteller den alten Sinn des Wortes Novelle aufgefaßt, unter denen Friedrich Kind, Hoffmann,

Conteſſa, Ludwig Tieck u. m. a. uns Muſter geliefert.

Die Muſter aller Novellen, Boccaccio's entzückende Geſchichte der Griſelda, des Falken, der Gabriele, der Gismunde, und mehrere andere ſind in der Grundlage geſchichtlich wahr, ſind aus ſeiner, oder mindeſtens aus einer der damahligen nicht fernen Zeit, und waren lebendig in das Volk übergegangen *). Er hat auch oft altfranzöſiſche Quellen benutzt, unter andern die

*) Um ein Beyſpiel zu geben, wie ſeltſame Begebenheiten deßwegen noch keine Novellenſtoffe ſind, erinnere ich an eine der rührendſten Novellen des Bokkaz. Ein Bürgermädchen geht mit ihrem Geliebten ſpazieren, ſie ſetzen ſich, er pflückt ein Blatt Salbey, zieht es durch die Lippen, ſchwillt auf und ſtirbt plötzlich. Bis dahin iſt das noch kein Novellenſtoff. Das Mädchen wird in Verdacht gezogen, in ihrem Schmerz verlangt ſie, man ſolle ſie zu dem Ort hinführen, wo ihr Geliebter den Tod gefunden, die Gerichtsperſonen bewilligen ihr Verlangen, ſie kommt hin, bückt ſich, pflückt ein Blatt der Salbey, zieht es ſchnell durch die Lippen, taumelt hin, ſchwillt auf und ſtirbt, ihre Rechtfertigung mit ihrem Tode beſiegelnd. Unter dem Salbeyſtock fand man ein Krotenneſt. Die That des Mädchens erſt erhebt das Begebniß mit der ſeltſamen Vergiftung zum Novellenſtoff.

Eurvanthe. Wenn man einen trefflichen Roman füglich mit einer großen Composition historischer Mahlerey vergleichen kann, so wäre wohl der Begriff der Novelle mit dem Wort Skizze, oder Darstellung in Miniatur am Anschaulichsten bezeichnet, denn der Novelle höchstes und unerläßliches Bedingniß ist Wahrheit, Einfachheit, und gedrängte Kürze in der Darstellung, womit ich nicht sagen will, daß eine Novelle nicht auch kurz seyn könne, wenn sie ein Bändchen ausfüllt, oder nicht lang, wenn sie vier Seiten in sich faßt, es kommt bloß darauf an, wer, und wie sie geschrieben. Boccaccio's Novellen sind äußerst gedrängt erzählt, sie erfüllen den Begriff ihrer Gattung im eigensten Sinne, indem sie in der meisterhaftesten Gruppirung und vollkommensten Abrundung die wunderbarsten Ereignisse, die seltsamsten und herzerschütterndsten Geschicke umfassen, und das Menschenherz in seinen Tiefen enthüllen. Die meisten seiner trefflichsten Novellen (von den untermischten, scherzhaften Anekdoten und freyen Darstellungen ist hier keine Rede) sind, wie schon bemerket, auf geschichtliche Wahrheit begründet, unerschütterlich ist diese Stütze, und hold und innig ranken sich die Blüthen der Phantasie um sie her.

Die im Don Quixote eingewebten Novellen von Cardenio u. v. a., so wie die zwey Bände Novellen des Cervantes, von denen uns durch Hofmanns Berganza und durch Wolfs Preciosa, so wie durch Florians anmuthvolle Uebertragungen mehrere vertraut geworden, bekunden, obschon sie weitläufiger ausgeführt in der Schilderung, als die des Boccaccio sind, hohe Meisterschaft im Novellenfache, um so bewunderungwürdiger, da Cervantes diese mit eben solchen Glanz im Roman bekundet. Des Meisters Scharfblick war nöthig um aus dem Stoffe, den Cardenio's Geschicke darbothen, oder aus der beliebten Novelle La fuerza del Sangre — Leokadie bey Florian geheissen — nicht einen Roman zu machen, und den Don Quixote nicht in eine Novellenform einzukeilen. Es gibt Stoffe, die sich durchaus nur zu einer oder der andern Gattung eignen, weil für diesen die rasche, gedrängte Zusammenrückung der Begebenheiten wirkungvoller ist, jener dadurch allen Reiz der Entwickelung verlieren würde.

Der Orient, der Urquell aller geistigen Gestaltung, hat uns Muster geliefert. Dschamy's Beharistan enthält treffliche Novellen, im eigenthümlichsten Sinn des Wortes, davon in der

ſchönen Sclavinn eine treue, unausgeſchmückte Uebertragung, die ich meinem Gatten verdanke, und die ſtets in Einfachheit und Kürze den tiefſten Eindruck machen muß. Dinah und Ria ſind mehr Erzählung zu heiſſen, da das von Außen herbeygekommene Geſchick des Ueberfalls der Räuber durchaus das Bedingniß der Novelle: die Geſchicke von Innen heraus eingreifend in das Leben, nicht erfüllt, Ria's Sterben aber erhebt die Cataſtrophe.

Nachdem ich über den Begriff von der Form, dem Gehalte und der Vollendung, die eine Novelle billig haben müßte, ſolch ein Bekenntniß abgelegt, muß ich noch die geneigte Leſewelt bitten, mich nicht für anmaßend zu halten, weil ich ſchon fünfzig meiner Darſtellungen größtentheils mit dieſem Titel begabt, den ſie mir, da ſie auf Wahrheit beruhen, zu verdienen ſchienen, ſtatt ſie geradehin: Erzählung zu nennen, ein Begriff, der Freyheiten in das Unendliche hinaus geſtattet, denn die Erfahrung beweiſet, daß man zu deutſch alles Erzählung heißt, was der Schreibluſtige nicht bey ſich behält, mag es wahr oder erſonnen ſeyn. Ich verglich vorhin die Gattung der Novelle mit Miniaturmahlerey. Zwiſchen den Gemählden des

zu Ludwig des XIV. Zeiten glänzenden Petitot, des Isabey, Auguſtin, Daffinger, u. m. a. dieſes Gehaltes bis zu denen herunter die „12 Francs koſten, und wo der Mahler für die Aehnlichkeit einſteht" gibt es Abſtufungen — möge die Critik die Staffel auf der Kunſtleiter, welche dieſe anſpruchloſen, dem Herzen entquollenen Schilderungen erreicht haben können, denſelben nicht allzutief von der Erſten entfernt, zuſprechen!

St. Helena bey Baden 1824.

Helmina von Chezy,
geb. Freyinn Klencke.

Angelica.

An einem sternhellen Winterabend strich Max von Minigerode, in seinen Mantel gehüllt, durch die leuchtenden Straßen von Paris. Erschöpft von den Anstrengungen des Tages, sehnt' er sich nach Erquickung fern dem Weltgewühl, das seinem Sinn nicht behagte. Wie von unsichtbarer Gewalt weiter und weiter fortgezogen trat er aus der engen volkreichen Straße du Bacq auf den Pont Royal und verweilte am Geländer der Brücke, ganz erfüllt von den majestätischen Anblick, der sich seinen Augen darboth. Zu seinen Füßen der silberhelle Strom, dessen ruhige Fläche die Sterne wiederstrahlte, vor ihm das hellerleuchtete Konigschloß, ringsum die prangenden Dämme, die strahlenden Brücken in unabsehbarer Ferne einander folgend, und thronend über Heinrich des Vierten Bildsäule auf dem Pontneuf die uralte Cité mit den ernsten Massen der Metropolitane, mit schmalen, hohen giebelgespitzten Häusern, bis in das Dach hinein erleuchteten Fenstern, leuchtend aus Nebeln, wie eine ernste Vergangenheit, mahnend an die alte, bessere Zeit, nicht bloß durch Erinnerung,

auch durch Beyſpiel und Sitte der triebſamen Bewohner ſo verſchieden von dem Volk, welches die neue Stadt erfüllt. Gedankenvoll blickte Max hinüber in die dem jetzigen Paris ſo fremde, von ihm ſo abgeſchiedene Welt. Jene Lichter leuchteten theils der Feyerſtunde im ſtillen Familienkreis, theils dem fortgeſetzten Fleiß des Bürgerlebens — während hier unten, „mit gemahlten Wangen, ein verlornes ſchönes Kind" dicht an ihm vorüberſchlüpfte und ein einladendes Wort flüſterte, ſaß wohl dort oben im Erkerſtübchen, hinter ſchneeweißem Vorhang, bey der Lampe ein liebes, junges, unſchuldvolles Geſchöpf, ſicher vor Stürmen bey Arbeit und Gebeth; ihren Buſen umhüllte ein dichtes Gewebe, ſo wie ſie ſelbſt den Blick unter der Wimper verhehlte, und tief im Herzen, ſich ſelbſt kaum bewußt, das Bild eines Jünglings trug, den ſie in der Kirche geſehn. Wie ſelig wär's in einem ſchönen Herzen wohnen — ſeufzte Max, und wie über alles himmliſch iſt Unſchuld auf der Stirn und den Wangen einer Jungfrau! Wo werd' ich ſie finden, die dieß glühende Herz beglücken ſoll? In dieſem Augenblick erklang ein Harfenton vom Damme des Louvre her, in ſeinem Nachhall bebte der Hauch einer jugendlichen Stimme unendlich ſüß. Max eilte dem Klange nach, er vernahm die Worte eines provença-

liſchen Liedes, das ihm von den Ufern der Loire früherhin entgegen geklungen. Der Endvers

Un doux penser, voilà son lien,
Un Souvenir, voilà son bien —

hallte noch aus jener Zeit in ſeine Seele wieder, und um ihn blüht' es und duftete, wie in jenem ſchönen Lande. Bald, ſo erblickte er die Sängerinn, eine hochſchlanke, unausſprechlich liebliche Geſtalt, die von einem langen ſchwarzen Flore, der die Töne des Liedes wunderbar dämpfte, überwallt war, wie der Mond von leichtem Gewölk, das ſein himmliſches Licht nur mildert, nicht verhehlt. Goldhelle Locken blitzten durch des Schleyers Falten. Dieß anmuthige Bild ſaß auf einen Quaderſtein in ſittiger Stellung; ein Becher ſtand ihr zu Füßen, und in der Dämmerung bewegte ſich die Geſtalt eines Greiſes, der ihr zum Hüther beſtellt ſchien.

Minigerode verſtand die zarte Bitte, die ſich verſchämt in dieſen Tönen ausſprach. Schon öfters hatte er mit Unwillen einer kreiſchenden Syrene etwas zugeworfen, heut fühlte er ſich vom Zauber der reinſten Nachtigallenſtimme, die Wehmuth und Bangigkeit dämpften, ſüß angezogen. Er trat näher, und ſagte mit der ſanfteſten Weiſe: „Gehn ſie heim, gutes Kind. Sie ſind zu wenig vor der Witterung geſchützt, es weht ſcharf vom Strome her.“ „Mich ſchützt der Himmel,“

flüſterte ſie, „ich muß noch bleiben.“ „Gute Nacht dann!“ ſagte Max, bückte ſich ſchnell, und ließ einige Goldſtücke klingend in den Becher fallen; in dieſem Augenblick wendete ſich der Greis, neugierig näher tretend mit der Blendlaterne zu dem Jüngling, und im vollen Glanz der reinen ſüßen Jugend ſtand Max von Minigerode vor der Unglücklichen, die durch ihren Schleyer, durch den Strom der unaufhaltſam hervorbrechenden Thränen hindurch ihren Schutzengel in das Auge faßte. „Nur einen Augenblick,“ rief ſie dem Enteilenden zu, „ſoll ich Sie nicht für ein überirdiſches Weſen halten, ſo nennen Sie mir meinen Wohlthäter“ — „Mich nennen!“ rief hocherröthend Minigerode, „nein, das verlangen Sie nicht.“ „Für wen dann ſollt' ich beten?“ ſtammelte ſie, und die Gluth ihrer Wangen flammte durch den ſchwarzen Schleyer. Max nannte ſich, „Gott ſegne Sie!“ rief mit erſtickter Stimme die Provencalin und im Nu war ſie mit ihrem Begleiter entſchlüpft.

Beym Himmel, ein ſeltſames Geſchöpf, ich muß ſie wieder ſehen, rief Max vor ſich hin, und blickte ihr nach; wie das letzte Flattern ihres Kleides auf der Brücke verwehte. So war ſie, wie er, in der Vorſtadt St. Germain zu Hauſe? — Doch, wo ſie dort auffinden? Auch der Greis hatte ihn beym raſchen Ueberblick

angezogen. Eine durch Prüfungen und Entſagung verklärte Geſtalt, unverkennbar edel und großartig; Minigerode hatte wohl ehe in Werken alter Meiſter einen ſolchen Kopf erblickt. Verſunken in Träumerey hatte Max unwillkührlich den Weg nach dem Palais Royal eingeſchlagen, und ließ ſich von den Wogen der Menge, ohne weitern Vorſatz in das Theater hineinziehn. Kaum hatte er Platz genommen, ſo hörte er dicht hinter ſich eine wohlbekannte Stimme ſeinen Nahmen flüſtern; es war die Miniſterinn, die in ihrer Loge ſaß. Er eilte dem Gebothe folgend, hinauf, doch hätte er lieber für ſich fortgeträumt, denn eine wunderbare Stimmung war über ihn gekommen, die Worte des Liedes übertönten ſein Inneres wie Weiſſagung.

„Irrender Ritter," ſcherzte ihm die Miniſterinn entgegen, „warum fragte man nicht an, ob man mich begleiten durfe, wenn man in das Theater wollte? Warum durch Nacht und Nebel fortſtürmen, was wird die Mutter ſagen?" Max erſchrack, er hatte dieſen Abend das vergeſſen, woran ſeine ganze Seele hing, die nahe Ankunft der geliebten Mutter, die aus weitem Norden herbeykam, um an des Sohnes Herzen zu ſterben, denn ſie fühlte den nahen Tod in der Bruſt. „Noch habe ich keine Hoffnung, ſie bald zu ſehen" — „Nicht doch! Morgen ſehn wir ſie," fiel die Geſandtinn ein;

„mit den früh'ſten fahren wie ihr bis La Ferté sous Jouarre entgegen, ſie iſt dort, kaum hatten ſie das Hotel verlaſſen, ſo kam die Bothſchaft.“ „Engel!“ rief freudetrunken der Jüngling. „Noch eben erſt Excellenz, und ſo geſchwinde zum Engel avancirt? Träumer, wollen Sie Engel ſehn, ſo blicken ſie dort in die Loge hinein!“

Max folgte der Weiſung, und ſein Auge blieb gefeſſelt auf der edlen ſchlanken Geſtalt einer Dame ruhen, die, aufmerkſam nach der Scene hingewendet, ihm Raum ließ, ſie ungeſtört zu betrachten.

Noch kaum der Kindheit entſproßt, friſch und leuchtend wie die bethaute Roſe, in helles Weiß gekleidet, die braunen Locken mit Perlen durchflochten, Perlenſchnüre um den Hals, der, ein wenig geneigt, wie der weiße zarte Stängel einer exotiſchen Blume das blühende Angeſicht wiegte, leuchtete Roſa von Senevalles an der Seite ihrer Stiefmutter und Schweſter, wie ein Stern aller Schönheit und Huld hervor. Aller Blicke waren auf ſie gerichtet, alle Herzen brachten ihr Huldigungen. „Wer iſt ſie?“ fragte Max, als er ſich zurückwenden mußte, um nicht die Aufmerkſamkeit ihrer Begleitung zu ſtark zu erregen.

„Es war grauſam, ſie Ihnen zu zeigen,“ ſprach die Geſandtinn, „ſie iſt nur eben aus dem Kloſter gekom-

men, ſich zu vermahlen.“ „Vermäh“ — ſtammelte Max, und die Freundinn erwiederte: „Ja zum Schmerz aller, die dieß himmliſche Geſchöpf geſehn, denn Eigenſucht, Abſichtlichkeit, Liſt und Widrahr haben noch nie ſo grauſam über ein ganzes Lebensglück den Stab gebrochen. Roſa iſt ein Opfer.“ „Entſetzlich“, rief Max faſt zu laut, denn aus jener Loge blickte Alles nach ihm hinüber. „Still, junger deutſcher Brauſekopf,“ lächelte die Geſandtinn, „ſie kennt ihr Mißgeſchick nicht, oder vielmehr, ſie verſteht noch nichts vom ganzen Leben. Es iſt hier zu Lande ein ſonderbares Weſen mit der weiblichen Erziehung, man geht von Anbeginn darauf aus, die Individualität abzutödten, und liefert Gattungen ſtatt organiſcher, ſelbſtſtändiger Natur. Kaum iſt das erſte phyſiſche Entwickeln bis zu Reden und Gehen vor ſich gegangen, ſo wird das junge Geſchöpf in dienſtfertige Hände abgeliefert, die ſein ganzes Weſen in eine hergebrachte Form zu kneten ſuchen, unbekümmert, was Edles und Liebliches dabey zu Grunde geht, oder nicht: Jede Herzensregung, jede Pflicht, jedes Verhältniß, alles wird bey ihnen zum Begriff und zur Gattung, und mit Allem lernen ſie ſich abfinden, indem ſie Allem auf gewiſſe Weiſe genug thun müſſen. Religion, Aelternliebe, Gehorſam, Sittſamkeit, Anſtand, Beſchäftigung, Benehmen ſind Rubri-

len, die ſie auszufüllen angelernt werden, ſie werden ſo früh gewohnt, daß ihnen nicht leicht davon etwas ſauer wird. Für weiche, empfängliche, ſanfte Naturen mag das Alles gut ſeyn, es wird ihnen gleichſam eine Bahn gebrochen und ein Leitfaden gegeben, aber die kräftigen Naturen pflegen in dieſem frühem Kampfe entweder ſich zu ſeltner Höhe auszubilden, oder zu Grunde zu gehn, daher die häufige Verderbniß, daher die wunderbare Eigenthümlichkeit mancher Frauen dieſes Landes."

Max hatte wenig von dem Allen gehört; er blickte unverwandt nach Roſa hin, die verſtohlen und mit übelverhehltem Triumph unter den ſtreng geſenkten Augenliedern ſich von allen Seiten die Blicke auffas, die huldigend ihr zuflogen. „Wer iſt — ihr Bräutigam?" unterbrach Max die Geſandtinn. „Es iſt der Duc von ***," belehrte ihn die gütige Freundinn. Halbblind, grundlaſterhaft, ein Opfer ſeiner Thorheiten und Verirrungen. Ich hoffe, er wird den Hochzeitstag nicht erleben."

„Er wird ihn ganz ſicher erleben," rief Max, „man muß die Arme retten! wird ſie des Geldes wegen verkauft, e, ſo —" „tritt unſer ritterlicher Max hervor, aus reinem Mitleid, und zeigt ſein Pergamen und ſeine Documente?" unterbrach die Geſandtinn. „Spotten Sie nicht," rief der Jüngling, „ſehn Sie nur,

der Duc iſt in die Loge getreten, eine Wolke von Moſchusdampf hat ſeine Ankunft verkündet, mühſam ſtutzen ihn die Krücken. Blicken Sie hin! das Ungethüm ergreift die Schwanenhand, preßt ſie an die blauen Lippen, behält ſie in den beringten Knochenhänden! Und Roſa vergeht nicht vor Schreck und Kummer," lächelte die Freundinn, „ſie läßt ihm willig die kleine Hand." „Ein kindlicher Engel!" fiel Max ein. „Der Engel," belehrte ihn die Freundinn, „iſt bey den Urſulinerinnen erzogen, in Armuth, Einſamkeit und Entbehrung. Dieſe Frauen ſind unendlich wacker und liebreich, und der Aufenthalt iſt ſo friedlich, als mit heitrer für die Jugend geeigneter Annehmlichkeit durchwebt, doch Roſa, früh hinaus ſtrebend in die lockende Welt ſieht in ihrem Verlobten nur ihren Befreyer aus jener Einſamkeit, in ſeiner dürren Hand nur den goldnen Schlüſſel, mit welchen ſich ihr aller Welt Herrlichkeit erſchließt, daß ſie, hochgeſchmückt, prangend und bewundert das Leben genießen kann. Sie iſt arm, dieſe Verbindung ſichert ihr ein glänzendes Loos. Ihre ganze Behauſung iſt überfüllt mit bunten funkelnden Tändeleyen, die der Verlobte ihr geſchickt, ſie kann ihn ſelbſt gar nicht ſehen vor Allem, was er vorgeſchoben, ſeine lauernde Perſönlichkeit dahinter zu verhehlen." „Armes Kind! wie viel reicher warſt du, als du dich freuteſt, wenn du dir von

deinem Sparpfeld ein neues Band auf den Strohhut gekauft, oder wenn dir eine selbstgepflegte Blume blühte, die du in die Kruge auf deinen kleinen Altar hinstelltest!"

„Er ist nun fort!" rief Max, und blickt freyer nach dem schönen Mädchen hin, da der Herzog die Loge verlassen. Sie selbst schien fast ihn bemerkt zu haben, und er haschte einen Blick von ihr auf, wobey sie hoch errothete. Auf irgend eine Weise geht die verhaßte Heirath zurück, tröstete er sich, schon entschlossen um jeden Preis nach ihrem Besitz zu ringen.

Das Schauspiel war aus, Rosa verließ die Loge, fast ohne Besinnung wollte Max hinaus stürzen, seine Freundinn hielt ihn zurück. „Sie sollen sie wieder sehn, Freund Ungestum!" rief sie ihm zu, „und früher als Sie denken! Begleiten Sie mich!" Max gehorchte. Nicht ohne flüchtige Bewegung des Andenkens fuhr er bey Fackelschein an der Stelle vorüber, wo die Sängerinn verweilt:

Un doux penser, voilà son lieu!
Un souvenir, c'est tout son lieu!

klang es noch in ihm nach! es war wahr geworden! Stumm nur stand er dem Strom der Neckereyen der Gesandtinn entgegen. Zuletzt ernsthaft werdend fragte sie ihn, „aber lieber Max, was ist mit ihnen vorgegangen?"

„Sie haben es gesehen, rief er aus, können Sie noch fragen? Nie hatte ich die Liebe gekannt, nie geahnt, was Liebe sey. Ein heißes Sehnen nach der Einzigen, die mir Liebe einflossen konnte, fühlte mein Herz, nun ist sie mir erschienen, dieser Abend hat das Loos über mich geworfen, ich bin auf ewig gebunden!"

„Ist es möglich? eine fünfzehnjährige schöne Französinn, wie Sie sie schon zu Hunderten gesehn" — „O, nicht doch!" rief Max — „Nun ja, zugegeben, sie ist schön, doch ihr Loos ist entschieden, und sie konnte der grausen Bestimmung ausweichen, wenn sie noch im Kloster blieb — hätte sie Gehalt und Tiefe, das Stillleben würde ihr zugesagt haben. Wie hart doch immer ein weibliches Wesen über das Andere abspricht," rief Max; „ja es bleibt wahr, nur die Mittelmäßigkeit und Dürftigkeit findet Gnade vor dem Richtstuhl der Frauen. Schönheit, Geist und Talent sind Verbrechen!" „Sie sollten mich besser kennen," fiel die Gesandtinn ein, „mir ziemt es, mit Ihnen wie eine Mutter zu reden. Doch schon leuchten uns die Pechbecken vom Thor entgegen, meine Abendgesellschaft mag schon angegangen seyn, und die Wirthinn fehlt! doch diese ist ja, was die Herzuströmenden am leichtesten entbehren! Ich wollte wetten, es weiß noch kein Mensch, daß ich nicht da bin. Sie kommen doch? Wie? Sie wollen nicht? Nun so gehen

Sie dann zur Ruh und träumen ſüß von der Einzigen, indeß ſie in meinen Zimmern umherflattert und tauſend Morde mit den Augen begeht, denn geſtern iſt ſie bey Hof vorgeſtellt worden, und dieſen Abend iſt ſie bey mir, und macht wahrſcheinlich eine halbe Stunde lang Senſation."

„Ich komme!" rief Max, berauſcht von Hoffnung, er eilte in ſein Zimmer hinauf ſich in ſeine Staatskleidung zu werfen, und erſt nach einer Stunde hielt er ſich für würdig, vor Roſa zu erſcheinen, er hatte ſich nie ſo oft und mit ſo ängſtlicher Wahl um und um gekleidet. Haſtig und glühend vor Ungeduld trat er in die Reihe der glänzenden, duftenden, bis zum Erſticken angefüllten Zimmer, die er unaufhaltſam wiederhohlt durcheilte, links und rechts überhörend, wo ihm jemand zurief. Er ſah nichts, als gleichgiltige Geſichter, er gab die Hoffnung auf, Roſa zu finden, und zog ſich in ein Fenſter zurück, von wo er den großen Saal überblicken konnte. Am Spieltiſche genagelt ſaſſen Gruppen, die ihn in jeder andern Stimmung beluſtigt haben würden, Gecken hüpften auf und ab, ſchöne junge Mädchen, Arm in Arm, gingen den Saal entlang, ſich zu zeigen; Frauen ſaſſen gähnend an den Wänden, an ſie hatten ſich die Unbeachteten geſchloſſen, die ſo wenig jemals jung geweſen, als eine im Sand auf-

geſchoſſene Pflanze je geblüht. Die Frauen aber hießen ſie liebenswürdig. Wer die Beziehung kannte, warum dieſe halb verlaſſen ſaß, jener einſam im Winkel ſtand, warum der Prinz den Officier bey der Hand nahm, und der Miniſter den Marquis drey Minuten lang anhörte, warum der Held des Abends, der glänzende Vicomte, der eben von Petersburg zurückgekommen, mit einem ſteinalten Fräulein ſprach, und keine Augen für die ſchönſten Frauen hatte, der würde ſich dieſen Abend ergötzt haben, denn mehr als ſonſt waren die kleinen und kleinlichen Triebfedern des geſellſchaftlichen Lebens in Bewegung gerathen, aber unſerm Minigerode fehlte der Schlüſſel und die Feinheiten des Stücks entgingen ihm alle. Er ſpähte noch immer nach Roſa umher und ſah ſie endlich — weggehn — Sehnſuchtig blickte er dem Gefunkel ihres geſtickten Schleppkleides nach, und nicht lange, ſo vernahm er auch das Geſpräch über ſie, denn ihr Gehen hatte die Schleuſen geöffnet. Nun erfuhr er, daß ihre Stiefmutter und deren Bruder mit dem Verlobten Roſa's verwandt, daß ſein Vermögen in der Familie bleiben, und wenn ſie ſich nach ſeinem Tode vermählte, ohne ihm ſelbſt einen Erben gegeben zu haben, an die Familie zurückfallen müßte. Er hörte auch von einer früheren, geheim gebliebene Verbindung desſelben mit einem himmliſch

ſchönen Fräulein ſprechen, die ſammt ihrem Kinde verſchwunden ſey. Er bemerkte, daß der, welcher dieſe Rede begonnen hatte, ſehr mißfällig von den Umſtehenden betrachtet worden, und daß ſich Alles von ihm zurückzog — dem unbefangnen, edlen deutſchen Jüngling wurde bang bey dem Allen, er hatte keine Hoffnung mehr, Roſa heut zu ſehn, und zog ſich unbemerkt aus der Schlinge des geſelligen Vergnügens dieſes Abends. Angelangt in ſeine Zimmer, die über Gärten und Felder hinweg weit hin nach den Hügeln von Meudon ſchauten, riß er ein Fenſter auf, und blickte in die mondbeglänzte Landſchaft hinaus. Noch hieng Laub an den Bäumen, und die Wieſen gaben noch Duft. Ein ſanfter Friede umfing die Gegend, nur fernher dämmerten noch Lichter aus einzelnen Häuſern der ſtolzen Königſtadt. Max ſchöpfte vergnügt nun Odem. Er ließ den Blick auf die ſtolzen Maßen der Stadt umherirren, und verweilte ſinnend auf einem weißen Häuschen mitten auf der Wieſe, das mit hellen Fenſtern wie ein Stern aus der grünen Nacht des Wieſengrundes ſtrahlte. Die Luft trug Töne eines frommen Abendliedes zu ihm herüber, das ſich weich an ſein klopfendes Herz legte. Die Erinnerung an die Sängerinn dämmerte wieder auf in ihm, doch belächelte er ſich ſelbſt, daß er glauben könne, ſie wohne dort, weil er ſie über

die Brucke gehen ſehn. Der letzte Ton verklang, die Lichter wurden gelöſcht, alles rings um wurde ſtill, und Max blieb in Träume der Sehnſucht verſunken am Fenſter, bis der erſte blaſſe Lichtſtreif in Oſten die Wiederkehr des Lichtes verkündete. Er gedachte nun des Glückes, das dieſer Tag ihm bringe. Um ſeinen Schlaf war es gethan. Hell ging der Morgen auf, beleuchtend die jungaufgeſchoßte Winterſaat gab er den Blicken die Täuſchung, als wenn der junge Frühling wiederkäme. Das Hüttchen flammte lieblich im Purpurſtrahl. Max wurde gerufen, die Reiſe begann. Vier lichtbraune Roße, ſchön geſchirrt mit Purpur und mattem Silber, klingelten mit ihren Glöckchen zur Fahrt. Die Geſandtinn war voll Heiterkeit und ſcherzte die Wolken der Sehnſucht und jedes Bangen von der Stirn des jungen Freundes hinweg. Wie ſo anders war es in ſeinem Innern, als da er zum letzten Mahle ſeine Mutter geſehen. Eine Unendlichkeit von Wonnen und Qualen trug er ihr entgegen, und wie ſanft hegt eine Mutter das ſtürmende Herz! Er ſehnte ſich nach ihr, wie nach den Hafen bey dunkler Fahrt. Jetzt, wenn ſie angelangt, jetzt erblickte er die Gute, die Herrliche, und halb bewußtlos lag er weinend an ihrem Herzen.

Die ſanfte Mutter verhehlte, wie angegriffen ſie von der Reiſe ſey, um ihn am Abend in das Theater zu

begleiten, und das Mädchen ſeiner Liebe dort zu ſehn. Ihre Hoffnung wurde nicht getäuſcht. Roſa erſchien. „Es iſt wahr, eine unvergleichliche Schönheit," ſagte die Mutter nach einigen Minuten der Betrachtung. „Das ſanft gerundete Oval des Angeſichts neigt ſich voll Anmuth vom Schwanenhalſe hernieder, und die großen leuchtenden Augen, bald umwoben von feuchtem Glanz, bald ſtrahlend von Luſt und Schmerz, thronen, wie helle Sonnen über das Paradies ihrer Geſtalt. Wie freundlich weben ſich die lichtbraunen Locken um die jungfräuliche Stirn, auf welcher nur noch die Freude gethront, wie edel iſt der Zug zwiſchen den ſchöngewölbten Augenbraunen die griechiſche Naſe herab. Und dieſer Mund! dieß Lächeln! welch ein Himmel thut ſich darin auf! Nichts iſt zierlicher und edler zugleich, als die hochaufgeſproßte Geſtalt, mährchenhaft, ſchlank und biegſam, ſo recht die „ſchwebende Cypreſſe" der Orientalen, und doch ſo lieblich in jeder Form gerundet! Sieh! da hat ſie den Handſchuh ausgezogen, ſah man je eine blendendweiße feine Hand, wie dieſe? Hand und Auge ſind die Immortellen im Schönheitgarten! Ich freue mich nur darauf nachher die Füßchen zu ſehen! nach dem Mund zu urtheilen, müſſen es nur Gedanken von Füßchen ſeyn!" „Wie könnt ich nur," rief Max froh und unwillig zugleich „ſo Stück für Stück zergliedern.

wenn ich dieß ſüße Geſchöpf betrachte! Ihr Ganzes macht jedes Einzelne ſchön; ſehn Sie das Gemüth, das aus dieſen Reizen leuchtet, die Seele, die aus dieſen Augen ſpricht, und den Geiſt, der dieſem Lächeln innewohnt! Der Schmelz innerer Holdſeligkeit, der wie Frühlingsſchimmer ihr ganzes Sehn durchleuchtet, und ſie von Innen heraus wunderbar erklärt, das iſt der höchſte Reiz ihres Weſens, das iſt's, woran mein Herz hoffnungslos verbluten muß, wann ſie nicht mein wird."

„Da haben wir den Liebenden und die Mutter!" lächelte die Geſandtinn. „Die Gräfinn lobt mit feiner Anerkennung und prüfendem Blick die Wahl ihres Sohnes, eine Mutter ſpäht in jedem weiblichen Weſen, das ihr vorkommt, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit zur künftigen Schwiegertochter heraus, und dieſe Wahl hat dem Mutterherzen wohl gethan, doch unſerm Max genügt kein bedingter Lobſpruch, ſo wie die höhere Natur ſeiner Geliebten nicht anerkannt wird, iſt jeder Preis ihm zu ſchlecht." „Sie haben es getroffen, meine Freundinn," fiel Max ein, „dieſe höhere Natur iſt das erſte Bedingniß der Liebe. Der ſpaniſche Dichter mein Liebling Calderon, mit dem Sie mich ſchon oft ausgelacht haben, macht einen gewaltigen Unterſchied zwiſchen Querer und Amar! Wie wenige beſitzen die überirdiſchen

Reize, welche zur schönen Liebe entflammen, wie wenige tragen den Himmelsfunken in Blick und Herz! Auch mir hat schon manch holdes Bild gefallen, lockend und erfreuend könnte mir selbst, wenigstens in der Anerkennung manche Schönheit erscheinen, nachdem ich Rosa gesehn, doch diese Schmerzen der Sehnsucht dieß unendliche Gefühl kann nur die Eine wecken, von der mein Lebensglück abhängt, nichts süßers könnt' ich mir denken, als hinzusterben, indem sie mir Liebe gestände."

Max hatte dieß kaum gesagt, als er seine Mutter blaß werden sah. Sie senkte das Haupt und flüsterte: „ich muß fort!" Entsetzt, und Alles über sie vergessend eilte er nun die theure Leidende hinaus und in ihr Zimmer zu bringen, und pflegte ihrer mit so unendlicher Sorge, mit so sinnreicher Treue, daß er die Freude hatte, in wenig Zeit die schneebleichen Wangen sich wieder röthen, die großen, dunkeln Augen: vorher so trübe, in aller Wonne der Mutterfreude wieder aufleuchten zu sehn. „Mein guter, mein lieber Max" sagte nun die Genesene, „nur eben zerdrückte schwere Sorge um dich mein Herz! Gottlob es ist vorüber! Ich fühle es, wie leidenschaftlich deine Liebe auch sey, du wirst nicht darin untergehn. Wer so treu und warm an der Mutter hängt, der läßt auch nicht von Gott, und die glü-

hende Leidenschaft kann seine Seele nicht verderben. Ja mein Sohn, ich fühl' es, du wirst aus allen Stürmen dein edleres Selbst erretten!"

Wer je in einem reinen, glühenden Herzen die Himmelsblüthe der ersten Liebe trug als Kleinod des Daseyns, als Amulet gegen den Gifthauch der Welt, der wird es mitempfinden, wie selig der Frühling der Liebegefühle in des Jünglings Busen blühte, wie unendlich, und doch wie schnell und leicht zu stillen sein Sehnen, denn kindlich ist schöne Liebe, sie bedarf, wie edle Pflanzen, wenig Erde, doch Licht und Thau.

Vor Rosas Fenstern vorüberstreifen, einen Schimmer ihres Anblicks erhaschen, sie verstohlen im Theater sehn, einen Blick von ihr, noch zweifelnd, ob er ihm gehöre, im Fluge auffangen, das waren die Quellen, welche Erquickung, neue Hoffnung, neues Leben dem sehnenden Herzen zuströmten. — Glücklicher Jüngling, der seines Glückes Umfang nicht kennt. — Du wußtest es nicht, für ein reines Herz ist diese Blüthezeit des Hoffens und Bangens die schönste, denn mehr kann die Liebe geben, aber Schöneres hat sie nicht!

Eines Abends, da Minigerode vor den Fenstern seines Mädchens vorüberging, sah er sie selbst, blühend

wie die prangendſte Roſe — in Trauerflören! Sie ſpielte mit ihrem Papagey und ſchien Nar nicht zu bemerken. Er durfte ſich der Nachbarſchaft nicht bemerklich machen, eilte fort, und erfuhr, daß Roſamunde — vermählt und Witwe ſey. Am Sterbebett des Herzogs war der Bund geſchloſſen worden, ſein unermeßliches Vermögen war ihr unter mehreren, geheim gehaltenen Bedingungen zugeſchrieben, doch war ſie unter Vormundſchaft des Bruders ihrer Stiefmutter geſtellt, der Tod hatte eine goldene, juwelenfunkelnde Kette um ſie hergeſchmiedet, deutlich war aus allen Umſtänden her zu entnehmen, daß ſie zum Werkzeug erkoren worden ſey, um den Anverwandten des Herzogs ſein Vermögen zu ſichern, welches von einer andern Seite her bedroht war. Immer mehr verbreitete ſich das Gerücht von einer früheren Verbindung, welche der Herzog insgeheim aus Liebe geſchloſſen; die Ranke ſeiner Anverwandten hatten dieß Bundniß zerriſſen, die junge Gattinn war entführt worden, als eben die Frucht ihrer Liebe das Licht der Welt erblicken ſollte. Nie hatte man erfahren, was aus Mutter und Kind geworden ſey, doch Mariens Schickſal hatte Theilnahme, heißes Mitleid erregt, denn ſie war ſchön und gut, von vornehmer Abkunft, doch arm. Mehrere Jahre nach ihrem Verſchwinden und muthmaßlichen, ja nicht zu bezweifelnden Tode, da man ih-

ren Körper in den Wellen gefunden, hatte der Herzog eine Convenienzheirath im Sinne des Wortes, und im übelsten Sinn, geschlossen. Er lebte höchst unglücklich, ein Sclave der Launen seiner reichen Gemahlinn, hintergienge sie im Stillen, und gab sich allen Verlockungen des Weltlebens hin. Der Tod seiner Gattinn machte ihn zum Gebiether über ein unermeßliches Vermögen, doch war er kinderlos geblieben, ob er schon Gewißheit von Mariens Tode zu haben glaubte, ahnete ihm gleichwohl, daß sein Kind noch leben könne. Er wollte in diesem Falle als Vater an dem Kinde handeln, doch alle seine Nachforschungen blieben fruchtlos. Er gab den Wünschen seiner Verwandten nach, Rosa zu wählen, das bethörte Kind gab ihm Gehör, und die Verlobung wurde gefeyert; schon im Sterben reicht' er ihr die Hand, doch ob er schon zu einem willenlosen Werkzeug der Ränke und Absichten seiner Verwandten herabgewurdigt worden, behielt er noch Fassung, in seinem Testament Maßregeln zur Wiederauffindung seines Kindes und Bedingungen zu dessen Vortheil fest zu setzen, falls es gefunden würde.

Dieß alles konnte nicht so geheim gehalten werden, daß nicht etwas davon ausgeduftet, was dann mit abenteuerlichen Zusatzen in Umlauf kam. Max erfuhr es, und das Geschick des verwaisten Kindes, das seinen

Vater nie gekannt, ging ihm schmerzlich nahe. In den öffentlichen Blättern las man nun Aufrufe mit verhüllten Nahmen, doch deutlich genug um nicht fehlschlagen zu können — sie blieben fruchtlos, und Rosas Verwandten beruhigten sich über das Daseyn des gefürchteten Erben des Herzogs, ihr Sieg würde vollständig gewesen seyn, wenn nicht der Herzog eine Frist von zehn Jahren anberaumt, in welcher Rosa, zur Volljährigkeit gelangt, den Miterben noch einmahl aufrufen, und die Güter mit ihm theilen sollte. Hatte sich Rosa früher verheirathet, so ging ihre Hälfte auf die Verwandten ihres verstorbenen Gemahls über, und sie behielt nur Aussteuer und Nadelgelder, heirathete sie nach der Volljährigkeit, so blieb ihr die Hälfte der ihr zugefallenen Hälfte, fand sich der Miterbe nicht nach den zehn Jahren, und blieb sie unvermählt, so blieb sie im Genuß des ganzen Vermögens bis zum Tode, wo es dann wieder auf die Verwandten des Herzogs zurück fiel.

Dieß Alles kümmerte den liebenden Jüngling wenig, er beachtete nichts als die erweiterte Kluft zwischen ihm und der jungfräulichen Witwe. Ein Witwenjahr, das völlige Abgeschiedenheit von der Welt erforderte, das Rosa ganz seinem Gesichtspunct entrückte! Wie sehr hatte er oft gewünscht, des lästigen Bewerbers entledigt zu seyn — er war dahin, und neue

Schwierigkeiten hatten sich aufgethürmt. Wie oft werden unsre Wünsche auf eine solche Weise erfüllt, die ihre Nichterfüllung wünschenswerther machte!

Ganz hingenommen von Sehnsucht und Kummer streifte Max eines Abends an der Stelle vorüber, wo ihm die Töne der Provençalinn verhängnißvoll entgegen geklungen. Er dachte schon nicht mehr an sie, und ihm war, als erwache er aus langem Traum an derselben Stelle, als ihn die wohlbekannten Klänge wieder begrüßten. Blitzschnell eilt er auf sie zu. „Liebe, Gute," rief er aus, „es ist schon Frühling, wo sind Sie denn so lange gewesen? doch nicht krank?" — „Krank?" wiederhohlte sie mit ausdruckvoller Stimme — „O Gott nein! ich war — glücklich! ja, gewiß recht glücklich! Ich habe auch immer von Ihnen erfahren", setzte sie vertraulich hinzu. — „Sie haben für mich gebethet? O ich bedarf frommes Bitten für mich" — „Ja wohl!" fiel die Sängerinn ein, „und doch auch wieder nicht, Sie sind so gut und rein. Ihr Engel selbst muß für Sie bethen, ich aber mußte meinetwegen, etwas für Sie thun! — Warum? — Weil Sie mir unaussprechlich theuer sind, weil ich für Sie sterben möchte!" Betroffen sah Max das seltsame Mädchen an, doch er konnte ihre Züge durch den Schleyer hindurch nicht unterscheiden. Er bath sie, sich ihm zu zeigen. Diesen Schleyer kann

nur das Schicksal lasten," sagte sie bewegt, „nicht meine Hand — Weil? — Weil mein Antlitz eine Schrift ist, in der mein ganzes Geschick leserlich enthalten, weil die Bosheit lauert, mich zu verderben, mit einem Wort, weil ich nicht darf!" — „Könnten Sie mich für Ihren Feind halten?" „Nein! Alles was edel und gut, erwarte ich von Ihnen, und weiß, Sie würden meine kühnste Erwartung noch überbiethen, doch gönnen Sie nur diesen Schleyer! Ich kann dabey nur gewinnen," setzte sie fast schalkhaft hinzu.

Während sie sprach, war Max schon wieder mit ganzer Seele bey Rosa. „Ich möchte Sie wohl um etwas bitten," sagte er der Provençalinn. „Fordern Sie!" rief diese. „Sie wissen," fuhr er zögernd fort, „das Hotel des verstorbenen Herzogs" — „in der Vorstadt St. Honore!" fiel sie ein. Betroffen, doch zuversichtlich fuhr Max fort — „Sie kennen die Fenster der jungen Witwe, nehmen Sie des Augenblicks wahr, wo sie sich allein in ihren Zimmern befindet. Deutlich kann man dieß aus dem Schatten entnehmen, der am Plafond sichtbar wird. Singen Sie ihr ein süßes Lied von hoffnungloser Liebe, von Treue, von stiller Anbethung aus der Ferne" — „Ich weiß ein solches Lied," fiel sie ein, und seufzte, kaum hörbar — „Und wo sind' ich

Sie wieder um Ihnen danken zu können?" — „Im Gebeth," entgegnete sie, und entfloh.

Ein geheimer Zug bewog Max nach der Vorstadt zu gehn, als es dunkler geworden. Die Töne der Harfe bewillkommten ihn unweit der Fenster seiner Geliebten. Es war eine milde Märznacht. Nachtigallen in reichen Gebauern wirbelten mit in die Harfenklänge. Max stand lauschend im Dunkel, fest den Mantel umgeschlagen, den Hut in das Angesicht gedrückt, bang und bebend sog er die Hyacinthendüfte ein, die von Rosa's blumen besetzten Balkon herabwogten. Er sah ihren Schatten leicht und zierlich sich bewegen, er sah sie selbst an das Fenster treten, und es leise öffnen. In diesem Augenblicke sang die Provençalinn folgendes Lied:

Gebeugt von herben Mißgeschickes Grimme
Umwandl' ich hoffnunglos geliebte Nähe,
Was du vernimmst, das ist nicht meine Stimme,
Gewähren kannst nicht du, was ich erflehe,
Ob trübe fern ein Stern der Hoffnung glimme,
Ich ahne, daß ich nie entwölkt ihn sehe,
Und nimmer geht aus dunkler Trauer Flor,
Du holdes Kind, für mich ein Glück hervor.

Verkannt und abgeschieden muß ich wallen,
Doch unsichtbar webt sich ein Zauberkreis,
Der hält mich fest, ach, wunderfuß vor Allen
So daß ich nimmer zu entrinnen weiß.

Singt ihr für mich, des Frühlings Nachtigallen,
Es ſtirbt der Laut im Herzen bang und heiß,
Und wußt' ich ſüß, wie Nachtigall zu klagen,
Doch dürft' ich ſchweigend nur von Liebe ſagen.

Während dem Nachſpiel hatte ſich Roſa vom Fenſter entfernt, doch bald erſchien ſie wieder. Wie ein Stern ſchoß etwas Blitzendes vom Fenſter herab — Roſa war verſchwunden. Die Sängerinn eilte den fliegenden Stern zu haſchen, die Straße war menſchenleer. Sie eilte Max das Empfangene zu geben, er betrachtete es beym Schimmer der Laterne. Es war ein goldenes Halsſchloß, augenſcheinlich aus der kunſtreichſten Zeit des Mittelalters, mit Email und kleinen Steinen war darauf eine Nachtigall abgebildet, die auf Roſenzweigen ſaß, mit der Umſchrift: Ascoltas Amor en ella (Hör' aus ihr die Liebe ſingen).

Unausſprechlich überraſcht, ganz durchzuckt von Gluth der Freude und Hoffnung ſtammelte Max — „gilt das mir? Hat ſie mich geſehn?" — „Ich hoffe es," flüſterte die Sängerinn, und indem der Jüngling von neuem das Geſchmeide beäugelte, war ſie entwichen. Eben war der Mond aufgegangen, Roſa's Fenſter waren dunkel. Max eilte nach Hauſe, legte ſeine Hoffnungen vertrauend an das Mutterherz und blieb in ſeinem einſamen Zimmer noch lange im ſchönen Mond-

licht am offenen Fenster wach; wiederum klangen die Harfentöne zu ihm herüber, und die wohlbekannte Melodie des frommen Abendliedes, die reiner und stärker durch die duftende Frühlingnacht tönte. Er konnte die Stimme seiner geheimnißvollen Freundinn nicht verkennen. Er merkte sich das Häuschen, das schon der junge Lenz frisch umkränzt hatte, und beschloß am nächsten Morgen sich über die Sängerinn Licht zu verschaffen. Nicht ohne Mühe, doch glücklich fand Minigerode den Wohnsitz der Unbekannten, das Hüttchen, das ihn umgab, stand offen. Es war ein sonnenheller, milder Tag, die Mandeln blühten, auf dem Dachgiebel flatterten Täubchen im Sonnenstrahl, der grüne Rasen, noch vom Thaue glänzend, war mit Veilchen und Primeln durchwebt, auf welche sich die Blüthenblatter herabfallend wiegten, ein lebendiger Quell perlte im Grase, und begleitete mit melodischem Tactschlag das Lied der wiederkehrenden Zugvögel, und der schwebenden Lerchen Gesang. Ahnungvoll dämmerten die Hügel von Meudon aus der Ferne, und auf den himmelhohen Wipfeln der uralten Linden, die den Boulevard beschatten, hatte der Lenz schon grüne Siegesfahnen ausgesteckt. Auf den Fensterbrettern des Häuschens, das mit spiegelblanken Scheiben und weißen Vorhängen gar traulich anzuschauen war, stand Goldveilchen und Flieder bey voll-

knoſpenden Roſen im Morgenſchein. Niemand von den Bewohnern war zu ſehen, alles ſtill. Beym Umherſchauen gewahrte Max des prachtvollen Hauſes, daß er mit ſeinem Geſandten bewohnte, und ſeine eigenen Fenſter, die er, überraſchend mit Roſenſtöcken ausgeſchmückt ſah — Roſa — Roſa — ſeufzte er, alles was auf ſie Beziehung hatte, bewegte ihn tief. Wahrſcheinlich hatte ſeine Mutter ihm dieſe freundliche Ueberraſchung bereitet. Unfähig, etwas von den Bewohnern des räthſelhaften Hüttchens zu entdecken, ging Minigerode heim. Sein erſtes Forſchen war nach den Blumen — Niemand wußte, wer ſie gebracht. Sie waren von ſeltener Schönheit; aus dem Mooſe, das die Erde umher bedeckte, ragte ein Papierſtreif hervor, Max ergriff ihn und las:

Töne fanden deine Seele
Nicht verſchließe ſie den Düften,
Was ich tief gerührt verhehle,
Säusle dir aus ſanften Lüften,
Dank und ſtiller Inbrunſt Flehen,
Nie von deinem Bild getrennt,
Kann mein Engel nur verſtehen,
Dem mein Herz dich bethend nennt.

Wie leicht konnte Minigerode die Geberinn errathen, ihr Weſen erſchloß ſich immer reicher und bedeutungsvoller ſeinem innern Blick. Er ſehnte ſich darnach,

ihr zu ſagen, wie gerührt und dankbar er ſey, er hätte dieß weiche, tiefe Herz allen Leiden, aller Bedrückung des Lebens entziehen mögen, und es ſanft betten auf Roſen edler Freundestreue. Er hoffte ſie Abends vor den Fenſtern der jungen Herzoginn wieder anzutreffen, ſeine Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht. Schon aus der Ferne vernahm er die Töne der Bothinn ſeiner Liebe. Eben war ihr Lied beendet, wiederum öffnete ſich Roſa's Fenſter, ein weißes Päckchen flog heraus; die Sängerinn nahm es auf und brachte es ihm entgegen. „Sie ſcheint geſchrieben zu haben," flüſterte ſie, „eilen wir fort, vielleicht iſt es gut, daß ich um den Inhalt wiſſe!" Sie zog ihn nach der Seite der Champs Elisées hin, Max entfaltete den Zettel, und las:

„Der zarte Gruß erfreute und rührte mich. Wie ſollte ich darauf verzichten? Die holde Sängerinn wird die Reihe von Gärten kennen, die an die Champs Elisées gränzen — dort müßte Muſik ſich unendlich hübſch ausnehmen — doch nicht ſo ſpät, um Zehn muß ich zur Abendtafel, alſo zwiſchen 9 — 10."

R.

„So werde ich ſie ſehen, ſicher vor Lauſchern und Störung, ſo gibt ſie mir ſelbſt Stunde und Ort!" ju-

belte Mar. „O, liebliches, herrliches Mädchen, was danke ich Ihnen nicht! Sie ſind mein Genius!" „Doch Ihr weißer Engel?" fluſterte ſie, „mein Gewand iſt das der Nacht und der Trauer! — O, Sie ſind gut und weich, zartſinnig und edel! — Mein theurer Graf, ich bin das alles nicht, wie Sie es ſehen, aber gottlob ohne Falſch und Hehl. — Ich mochte Sie näher kennen, ich mochte Ihnen Freund und Beyſtand ſeyn, Troſt und Rath für Sie haben. — Edler Jüngling, mein Schickſal iſt ſo herb und trübe, daß mir der himmliſche Vater allein helfen kann, hienieden iſt kein Troſt und keine Freude für mich. Vergeſſenheit und Ruhe erflehen Sie für mich, wenn Sie mir wohl wollen. Gute Nacht, hier werde ich erwartet, Morgen gegen Neun finden Sie mich an der bezeichneten Stelle" — Dieß ſagend, enteilte ſie und ließ den Jüngling betäubt zurück, ihm war als hätte ſie ihm etwas von ſeinem Selbſt mit entführt doch blieb er ſich dunkel in ſeiner Empfindung und bald ſo dachte er nur noch an Roſa, als die einzige Sehnſucht ſeines tiefbewegten Innern.

Der erſehnte Abend war gekommen, mit hohem Herzklopfen eilte Mar zu der angedeuteten Stelle; der Schleyer der milden Dämmerung überwob die Landſchaft, ahnungvoll und glückverheiſſend blickten die Ster-

ne auf den liebetrunkenen Jüngling hernieder, bald ſo gewahrte er die freundliche Vertraute ſeiner Liebe, ihr ſchwebender Gang, ihre hohe Geſtalt, die leuchtenden Goldlocken, die durch den Flor des Schleyers ſchimmerten, die Schwanenhand, welche die Harfe hielt, die Grazie in jeder Wendung und Bewegung, alles bekundete innere und äußere Schönheit, Adel der Sitten und der Seele. Jetzt ſang ſie folgendes Lied:

Dich zu finden aus der Ferne,
Irrt mein Sehnen durch die Luft,
Koſ't mit dir in Klang und Duft,
Winket dir aus jedem Sterne.
Es durchſtrömt mein ſüß Gedenken
Alle Adern der Natur,
Wo du hin den Blick magſt lenken,
Grüßt dich meiner Liebe Spur.

Unerkannt im nächt'gen Schleyer
Haucht mein Herz der Sehnſucht Laut,
Wie ich ihn der Nacht vertraut,
Athmet ſchon der Buſen freyer:
Du vernimmſt mich, hörſt mein Klagen,
Wie das Lied des Vögleins klingt,
Nicht darf es ſein Weh dir ſagen,
Doch der Schall dein Herz durchdringt.

„Sie kommt!" flüsterte die Sängerinn — „Gute Nacht!" rief sie mit einem Schmerz verrathenden Laut, und enteilte. Max hörte sie schon nicht mehr, er blickte, wie gebannt nach dem Baumgang hin, den Rosa's ätherische Gestalt wie mit Mondlicht durchstrahlte — doch nein, es war der Mond, der eben aufgegangen, volle Lichtwellen über sie hingoß. Sie trat so dicht an der Wand des Gartens hin, daß der Glückliche, der still mit dem glühendsten Wonnebangen im Schatten lauschend stand, deutlich jede Falte ihres Gewandes unterscheiden konnte. Sie war in weißen Crepp gekleidet, ein Spitzenschleyer, an einem Diadem von schwarzen Schmelz befestigt, wallte den blendenden Nacken herab, schwarze Korallenzacken umgaben den feinen zierlichen Hals, eine ihrer goldbraunen Locken irrte, wie bethört auf dem Schnee des Busens umher. Die unnennbare Zartheit und Huld der noch kindlich knospenden Gestalt erinnerte an die lieblichsten Dichtungsgebilde von Nymphen oder Sylphiden. Max stand schweigend in ihren Anblick versunken. Für ihn war sie so schön, sagte ihm sein klopfendes Herz.

Ihre Blicke schienen einen Gegenstand der Erwartung zu suchen. Max trat aus seinem Dunkel hervor. Sie erschrack, doch bald wieder gefaßt, flüsterte sie: „Graf von Minigerode, ich wage viel, Sie hier zu

iegen — treten Sie dorthin — dort ſind Sie mir na-
her" — Eine ſchmale Hohlung des Grabens, der jene
Gärten von den eliſäiſchen Feldern trennt, war noch
zwiſchen beyden, Roſa lehnte ſich an die Eiſenzacken,
welche von ihrer Seite dem Ueberſteigen wehrten.
„Schöne herrliche, geliebte Roſa, wie unausſprechlich
beglücken Sie mich! So haben Sie mich denn geſehen,
verſtanden, ſo bin ich Ihnen nicht gleichgültig?" —
„Wir haben mit furchtbaren Schwierigkeiten zu kämp-
fen," entgegnete ſie. „Wir:" wiederhohlte Max ent-
zuckt. „Wir," fiel ſie ſanft ein, „o glauben Sie mir,
keine Regung Ihrer Seele iſt mir entgangen, in allen
hab' ich Sie errathen, und habe, ſeit ich Sie geſehn,
nur an Sie gedacht — doch es iſt Gefahr dabey, hier
länger zu verweilen, verlaſſen Sie mich, und wenn ich
Ihnen wahrhaft theuer bin, ſo beginnen Sie nichts,
was meinem Rufe gefährlich ſeyn könnte, nur das tiefſte
Geheimniß kann mich Ihnen erhalten, kann mich ret-
ten. Mein Vormund hat einen Sohn, für dieſen ſind
alle Hebel der Intrigue in Bewegung geſetzt worden,
ich habe den Herzog meine Hand geben müſſen, um eine
reiche Ausſteuer mitzubringen — er wird von America
erwartet, ich ſelbſt bin umſtellt, wie ein geſcheuchtes
Reh, jeder Schritt wird umlauert. Leben Sie wohl,
laſſen Sie uns hoffen und dem Glücke vertrauen!"

Mit dieſen Worten war Roſa verſchwunden, doch ſie hatte einen Himmel von Hoffnung und Luſt in des liebenden Jünglings Seele zurück gelaſſen! Er eilte zu ſeiner Mutter, Glück, Hoffnung, Sehnen, und allen Sturm und Drang der Seele in ihr Herz auszuſchütten, ihm wurde ſchon wohl, wenn er ihr nur in die lieben Augen ſah, deren Blick, wie ein Sonnenſtrahl ihm oft ſein Inneres klar gemacht. Sie war eine ſchöne Seele, voll Wahrheit, Ernſt und Tiefe. Früh verwittwet hatte ſie nur noch für die Ausbildung und das Glück ihres Sohnes gelebt, des Himmels Segen krönte ihre Muttertreue, wer ihn kannte und verſtand, dem mußte Petrarca's Wort lebendig vor der Seele ſchweben:

„Wer ſehen will, was Natur und Himmel in einem Geſchaffenen vermögen, der komm', und blick' auf dieſen!" *)

Auch der Nachſatz war auf ihn anzuwenden, denn auch gewöhnliche Menſchen wurden ergriffen vom hohen Adel dieſer ernſten und lieblichen Natur. Nicht

*) Chi vuol veder quantunque può Natura
e il Ciel tra noi veng'a mirar Costei
Che é sola un sol, non pur a gli occhi miei
Ma'l mondo cieco che virtù non cura.

eine Bluthe ſeiner Seele war vom Gifthauch der Welt verletzt, er war mild und klar und liebreich wie der Thau des Himmels, feſt und edel, wie der Demant. Er glaubte an Wahrheit und Treue, wie er ſie übte und liebte, die Erfahrung hatte ihn bereichert, ohne ihm das Geringſte dafür entwendet zu haben, ſeine Seele blieb kindlich, wie klar ihm auch das Leben in vielen ſeiner Verhältniſſe geworden. Wie entfernt er auch von allen Vornehmthun war, wie unausſprechlich zart und liebreich im Bezeigen gegen Hohe und Niedere, leuchtete doch aus ſeinem ganzen Weſen der Adel der Erziehung, der Sitten, der Natur und der Seele hervor, ſo wie ſeine Schonheit, vor Allen hold und anmuthreich, ſich als reiner Abglanz der Schonheit des Innern kund that.

Die ſanfte Mutter fuhlte ſich glücklich in ihres Sohnes Vertrauen. Wohl dem, der einer Mutter nichts zu verhehlen hat! Ihre Thränen perlten mild in ſeine Gluth, ihre liebenden Blicke beleuchteten ſeine innere Welt, und ſtillten den Sturm ſeiner Seele. Bis jetzt hatte er nichts, als ſeine Mutter mit voller Gluth des Herzens umfaßt. Noch hatte er kein Mädchen geſehen, die er ſich zur Braut erkoren, Roſa war ſeine erſte Liebe, unausſprechlich ſchön, Verſtand, Geiſt und Gemüth bekundend erſchien ſie der geliebten Mutter, wie

ihm, der höchſten Treue werth. Die außern Schwierigkeiten und Hinderniſſe mußten der Macht der Treue weichen, die Mutter verſprach Rath und Beyſtand, und ſuß beruhigt verließ ſie der Jüngling gegen Mitternacht. Er blickte von ſeinen Fenſtern aus nach dem Häuschen, welches er für die Wohnung der Sängerinn anſah, eine unbezwingliche Neugierde bemeiſterte ſich ſeiner, er beſann ſich, daß er ein koſtlich Fernrohr beſaß, und eilte es aufzuſtellen, um klar darüber zu werden, ob ſeine geheimnißvolle Freundinn dort weile oder nicht? Er wußte ſo glücklich das Fernrohr zu richten, daß ſein Auge auf das helle Fenſter traf, das bey der milden Frühlingsnacht offen ſtand, da das Haus ringsum von einem hochummauerten Garten umgeben war, hatten die Bewohner keine neugierigen Blicke der Vorüberzehenden zu ſcheuen. Max blickte ungeſtört in das Stillleben des reinlichen Zimmers hinein. Dem Fenſter gegenüber ſtand ein weißes Bett mit durchſichtigen weißen Vorhängen, in welchem eine Frau ſchlummernd ruhte. Der Lauſchende konnte deutlich ihre Züge unterſcheiden; eine ſanfte bleiche Dulderinn, erquickt von der Gewißheit, daß der Hafen nun bald erreicht ſey. An der weißen Wand leuchtete der goldene Rahmen eines mit grünen Taffet verhangenen Bildniſſes, unter dieſem ein Crucifix, um welches her

frische Blumen standen. Die Harfe unweit davon; auf einem runden, weißen Tisch eine Guitarre, am Fenster ein Stickrahm mit aufgespannter Arbeit. Was er bis jetzt erblickt, benahm ihm nicht die Vermuthung, daß die Sängerinn dort wohne — jetzt sah er aus der Nebenkammer sie selbst hervortreten. Die Fülle ihrer Reitze blendete ihn, er hatte noch nie eine so herrliche Gestalt gesehn. Ihr lichtblondes Haar war aufgeschlagen, ein blaues Tuch nachlässig um das Haupt geknüpft, einzelne Locken irrten wie leuchtende Schmetterlinge auf den Lilien und Rosen des süßesten Madonnengesichtes umher. Der kleine, wunderfeine Mund war nur sanft geröthet, die großen, himmelblauen Augen, überschattet von langen Wimpern, leuchtete mit himmlischen Glanze. Der Ernst, die Hoheit, die Lieblichkeit dieses wunderbaren Wesens hatten etwas Ueberirdisches, der Strahl ihrer Schönheit verklärte und heiligte gleichsam den Beschauer.

Sie ließ sich auf ein Knie vor der Lagerstatt der Schlummernden nieder, drückte ihre herabhangende Hand an die Lippen und ging dann nach dem Crucifix. Sie gab den Blumen in den Krügen frisches Wasser, ordnete sie von Neuem, bethete, ging dann die Fenster zu schließen, das Licht erlosch, und wie ein Traum war alles verschwunden.

Lange noch blickte Minigerode unverwandt nach der Stelle hin, wo ihm so hohe Schonheit, so seltene Anmuth erschienen; er fuhlte sich unwillkuhrlich geneigt, Vergleichungen anzustellen. Sollte Rosa's Stille und Abgeschiedenheit wohl auch so erheitert und beseelt seyn von Unschuld und Frommigkeit? Wie unaussprechlich gern hatt' er auch sie belauscht, sie war zwar nun nicht mehr in seinen Augen die Schonste der Geschaffenen, die Sangerinn stand ihr gegenuber, wenn nicht in idealer Schonheit hoher als sie; doch diesen Vorzug raumte ihr Minigerodes Urtheil ein, nicht sein Herz.

An Rosa's Fenstern schweifte oft der Jungling zur einsamen Abendstunde voruber, und sonnte sein Sehnen an dem Schein ihrer Kerzen, oft auch sah er wohl ihren Schatten, wenn sie durch die Zimmer ging. Immer war sie einsam. Zuweilen, wenn ringsum alles schon still war, horte er aus einem nach dem Garten hinausgehenden Zimmer ihr Spiel auf dem Forteplano, wo sie mit großer Fertigkeit schwere und effectvolle Compositionen ausfuhrte. Ob sie wohl ahnet, daß ich sie belausche? fragte sein Herz, und die Hoffnung sagte ja. In ihrem Garten fand er sie nicht wieder, desto reichlicher erschloß sich dieses kleinen Paradieses schone Bluthenwelt. Von Neuem leuchtete der Mond den Nachten, und der Fruhling war gekommen in voller

Pracht. Rosa vertauschte jetzt die Stadt mit ihrem Witwensitz einige Stunden von Paris. Max erfuhr es, und eilte mit dem ersten Morgengrauen hinaus, hoffend sie zu sehen, sich ihr nahen zu dürfen.

Sein muthiges Roß durchflog die Ebene, die Waldhügel von St. Leu, in dessen Nähe das Schloß lag, dämmerten ihm entgegen, frische Düfte wogten ihm zu, wie ein glänzender Lichtstreif schwebte auf seinem Pfad vor ihm her, der Liebe Bild. Lieblich umfing ihn die tiefgrüne Waldung von italischen Kastanien und gewaltigen Buchen, Quellen rieselten neben ihm her, die Sonne koste traulich mit dem Waldschatten und aus Lüften und Wipfeln klang melodisch der Vöglein Lied, indeß der Waldtaube Sehnsuchtruf durch das Gebüsch irrte. Der Wald endigte hart an dem Dorf, an dessen äußersten Rand von der hohen Mauer des Parks umgeben, das alterthumliche Schloß stand, das Rosa bewohnte. Seine gothischen Thürme und spitzen Giebel röthete lieblich der Morgenstrahl. Schon war das emsige Leben im Dorfe rege, die Schmiede flammte hell, und ertönte frisch vom Schlage des Hammers und vom muntern Lied der Knechte, vor den Thüren saßen die Spitzenklöpplerinnen singend und scherzend, sie regten so flink die Finger im Tact, hatten die Augen so fest auf die Arbeit gerichtet, daß sie den Vorüberreitenden

nicht bemerkten. Hochbetagte Mütterlein regten die Kloppel frisch, und anmuthig waren die jungen Dirnen mit brennender Wangenrothe unter der schwarzen gesenkten Wimper zu schauen.

Etwas abwärts von der Heerstraße gewahrte Max eine Hütte, die ihm durch ihr schongepflegtes Vorgärtlein und durch spiegelhelle Fenster einladend zuwinkte, er hätte dort rasten mögen. Ein Mädchen saß arbeitend im Gartchen, gegen das Haus zugewendet, so, daß er ihr Angesicht nicht sehen konnte. Der schlanke, zierliche Wuchs, die schöne Haltung, und eine goldblonde Locke die sich durch das schon um das Haupt gewundene purpurne Tuch hindurch gestohlen, erinnerte ihn lebhaft an die Sängerinn, und er fühlte sich bewegt, wie einer, der eifrig etwas sucht, und plötzlich etwas anders findet, was er schon längst vermißt; er entsann sich in diesem Augenblick, daß er schon seit Wochen kein Licht mehr in ihren Fenstern gesehn. Auch einen Greis erblickte er, der im Garten arbeitete, doch konnt' er sein Gesicht nicht sehn; ein Fenster der Hütte war sorgfaltig verhangen, er vermuthete dort die Frau, die er durch das Fernrohr auf dem Lager erblickt, doch ihm blieb nicht Raum über seine Vermuthungen nachzudenken, da schon die Sonne stieg, und er Rosa's Schloß gern erreichen wollte, ehe ihre Verwandten wach wurden.

Jetzt war er auf dem Felde, wo sich der Schloßgarten mit seinen prangenden Terassen allgemach hinab in das Thal senkt. In der Nähe des großen Gitterthors verbarg er sich lauschend. Sein Roß weidete ruhig im hohen Klee. Die Liebe wollte ihm wohl, denn nicht lange, so sah er Rosa selbst den Baumgang herabkommen und sich nach einem Pavillon begeben, dessen Fenster auf die Landstraße hinaus gingen. Unbefangen blickte sie um sich her, ihr ahnete nicht, wie schmachtend und glühend, ihr so nahe, ein Herz mit ungestümen Schlägen die Brust zu zersprengen drohte, die alle Qualen des Tantalus durchwühlten. Geschäftige Gärtner, müßige Diener waren nah und fern im Garten zerstreut doch er hatte sie ja erblickt! Sie war so schön, so kindlich ruhig und heiter. Keine Blume glänzte und blühte unbefangener als sie! Nach kurzem Verweilen verließ sie den Pavillon wieder, und unbemerkt von ihr entfernte sich Minigerode, doch seine Flamme hatte neue Nahrung geschöpft, und er dachte und fühlte nicht als sie.

Noch manchen Morgen gelang es ihm, sie zu sehen, ihr stilles Thun und Treiben zu belauschen; doch an einem Tag, wo er ungewöhnlich früh Paris verlassen hatte, war der Garten menschenleer, und mit dem Aufgang der Sonne ging ihm die schönere Sonne d

Anblick's der Geliebten auf, ſie kam leſend den Baumgang entlang, trat in den Pavillon, öffnete das Fenſter, und blickte, ſchöner als der junge Morgen in ſehnender Träumerey uber die Felder hinaus, die ganze Gegend ringsum war noch von tiefer Stille umfangen. Zu gunſtig war der Augenblick, der Jüngling trat aus dem Gebuſch hervor. Roſa erſchrak heftig, ſie blickte ſcheu und ängſtlich um ſich her, beugte ſich dann, pflückte eine vom Morgenthau dicht überperlte Roſe vom Stamme, der die Fenſter umrankte, und ließ ſie ſanft hinabgleiten. Wonnetrunken empfing der Jüngling die viel verheißende Gabe, druckte ſie an die Lippen, blickte dankend auf — Roſa war verſchwunden.

Wie oft auch Minigerode zu der beglückten Stelle wiederkehrte, er ſah Roſa nicht wieder; der Sommer verging unter ungeſtilltem Sehnen, des Herbſtes Stürme zeigten den früh nahenden Winter an, doch der Frühling der Hoffnung blühte voller und leuchtender, als je, denn die Roſe galt dem Liebenden für die ſinnreichſte Erklärung der Gegenliebe. Entzückt ſah er die letzten Zugvögel von hinnen ſcheiden, die den Lenz fern ſuchen mußten, indeß der Frühling ſeiner Liebe ihm entgegenknoſpte. Der erſte Schnee war für ihn der Blu-

thenflor des neuen Glückes, denn mit ihm kam N
ſie durfte nun in der großen Welt erſcheinen, dort n
er ſie antreffen! Es war eine hohe Vermählungsf
bey welcher ſie zuerſt erſcheinen ſollte. Ueberſäet
Juwelen, überladen mit Prunk, die hochgluhe
Wangen ſpottend des bleichen Rothes, mit welche
die Mode übertüncht, erſchien das ſchöne Ge
Minigeroden, gleichſam als hätte ein fremdes A
ihre Geſtalt geborgt und wiſſe nicht recht damit um
ben. Umlagert von der Stiefmutter und deren Br
vom Falkenblick der Schweſtern umkreiſt, hatte
zwar den jungen Deutſchen bemerkt, doch abſi
vermieden. Die Ankunft eines hohen Fremden ga
Raum, ſich ihr zu nahen. Roſa lächelte ihm mit
ſchkeiblicher Lieblichkeit entgegen, ihm verſagte die
me, er ſtand verloren in der Luſt des Gedanke
nah' zu ſeyn; ſie ſelbſt brach das Schweigen. „W
Ihnen werth bin," flüſterte ſie, „wenn meine Ruhe
heilig iſt, ſo verhehlen Sie die Auszeichnung,
Sie mir ſchenken, gebiethen Sie Ihren Blicken r
chen Sie nie mich zu ſprechen, bis ich ſelbſt ſo g
bin, Ihnen zu ſagen, nun ſey es Zeit!" — Ju
Augenblick erſchien die Stiefmutter, das Geſprä
aus, doch alle Seligkeit der Hoffnung leuchtete
Junglings Herzen. Welche Hinderniſſe konnt

ſchrecken, welche Räthſel ihn peinigen, da ſie ihm, wenn auch verhüllt, Entgegnung geſtanden?

Am Morgen nach dieſem Abend erhielt Max einen Brief von der Hand der ſo lange ſtumm gebliebenen Freundinn, ſie ſchrieb:

„Vertrauen Sie feſt auf mich, mein Herz iſt dankbar und treu. Ihr Glück ſoll der Troſt meines Lebens ſeyn. Wie ein Genius habe ich unbemerkt Ihre Erwählte dieſen Sommer hindurch umgeben — o, ich hoffe, ſie iſt Ihrer würdig! Ein jeder rühmt ihre Sanftheit, ihre Herzensgüte; die Unſchuld ihres Seyns iſt ungetrübt, Sie werden glücklich ſeyn! Wollen Sie ihr ſchreiben, ſo machen Sie ein Couvert an Roſa, darüber ein zweytes unter anliegender Addreſſe."

„Auch von meinem, durch Ihre Güte gemilderten Mißgeſchick muß ich Ihnen einige Nachricht geben. Ich lebe ſtill und fleißig, und gewinne Raum, aus den Stürmen des Lebens immer mehr und mehr von den Gütern zu retten, die der innere Menſch ſich erhalten muß, um nicht Schiffbruch zu leiden. O die Zufriedenheit mit Wenigem iſt nicht ſo ſchwer zu erringen, als die Befriedigung der Wünſche des Reichen, der in Schätzen ſchwelgt, ſeine Genüſſe ſind durch die Endlichkeit alles Menſchlichen und

Irdischen bedingt, dem Armen aber strömen ewige Freudenquellen, das Vergängliche ist ihm Spreu, er wird der unendlichen Güter theilhaft, welche Rost und Motten nicht verzehren."

„Möge Ihr Glück, edler Minigerode, so rein und sanft seyn, wie Ihr Herz, mögen Sie in schönen Stunden auch mein gedenken."

A.

Dankbar und rasch schrieb Max an die Freundinn, sein Herz gab ihm liebevolle Worte für sie, kaum daß der Brief an Rosa so seelenvoll war, als der an die Sängerinn, dort lockt' ihn der linde Hauch unverstellter Empfindung, hier fühlt' er sich von Schranken eingeengt, doch er schrieb und flehte um Antwort. Mehrere Wochen vergingen, alles blieb stumm, doch ein großer Ball war angesagt; Max hoffte Rosa dort zu finden, sie erschien, und ihre siegende Schönheit überstrahlte den ganzen Flor der Jugend um sie her, nur für sie hatte heut alles Augen und Sinne, sie aber blieb mädchenhaft unbefangen, und kümmerte sich nicht um alle Huldigungen, die ihr zuströmten. In einem Handschuh wußte sie Minigeroden ihre Antwort zu übergeben. Der Glückliche eilte in ein Nebenzimmer und las:

„Ich habe — wie durch Feenhand — Ihre Zeilen empfangen, jedes Wort gab mir die Gewährleistung

für ein schönes Glück. Sie lieben mich, und das mit der Zustimmung einer edlen, angebeteten Mutter. Von allem, was Glück und Verhältnisse mir Günstiges zugetheilt, wünschen Sie meinen Besitz allein. Solche Gesinnungen sind eines edlen Deutschen würdig, jedoch, Graf Winigerode, ich darf sie nicht billigen. Dieß Herz, so gefühlvoll als stolz, bedarf zu seinem Glück die Ueberzeugung, daß Sie mir kein Opfer bringen. Ich setze voraus, daß Sie wissen, wie sehr mein Glückzustand von Bedingnissen und Umständen abhängt — vielleicht wissen Sie nicht, daß der Wille der Meinigen gewisser Maßen über mich geschaltet hat. Die milden Tage dieses Winters führen die Welle rascher herbey, die den Sturm in sich schließt, der uns bedroht. Der Sohn meines Oheims kommt aus America, ihm bin ich bestimmt, ich habe bis jetzt nichts entgegenzusetzen gehabt, als die Ausflucht, ich wolle mich noch nicht vermählen, da ich noch eben erst sechzehn Jahre erreicht. Die Aufrufe in den Zeitungen, die an ein Kind — ob Mädchen oder Jungling, ist unbekannt, aus einer frühern Ehe des Erblaßten, dem ich auf dem Todbette die Hand gereicht ergangen sind, werden Ihnen deutlich geworden seyn, durch wie schlaue Umschreibungen auch die

Wahrheit den Augen des Publicums verhüllt iſt. Man hat ſeit Kurzem ſeltſame Spuren, welche der Familie viel Unruhe machen, nicht bloß das Kind, ein Mädchen von blendender Schönheit, Angelica genannt, ſoll noch am Leben und nicht fern ſeyn, ſondern auch die Mutter die man fur todt hielt. Wäre dieß gegründet, ſo würde die zweyte Ehe des Herzogs fur nichtig erklärt, ſeine Erbſchaft von der zweyten Gemahlinn fiele dem Staat anheim, auch ich würde aller Titel und Würden, und der Verlaſſenſchaft des Verſtorbenen verluſtig gehn. Die Verbündeten ſind ſehr thätig, ſehr geheimnißvoll, was ſie beginnen, bleibt mir verhüllt, ich will es auch nicht wiſſen, aber wehe der Unglücklichen, wenn ſie in ihre Gewalt fiele! Wehe mir, wenn General Armand von America bald zurück kommt. Ich fürchte Alles würde beſchleunigt werden, mich dem Verabſcheuten zu überliefern, und den Raub der Verlaſſenſchaft in Sicherheit zu bringen."

„In einer ſo gefahrvollen, ſchwankenden Lage bleibt mir nichts als der Liſt der Bosheit die Vorſichtigkeit der Unſchuld entgegen zu ſtellen, und in allem mit der höchſten Ueberlegung zu Werke zu gehn. Nur an Ihrem Herzen kann ich mein Glück finden, ich liebe Sie ſeit dem erſten Augenblick,

wo Sie mir erschienen, seit ich in Ihren Augen das Geständniß Ihrer Zuneigung las, mit der innigsten, glühendsten Zärtlichkeit. Ich flehe zu Gott, daß er unsern Wünschen günstig sey, selbst der Tod soll uns nicht trennen, denn die Liebe besiegt den Tod. Ein geheimes Band soll auf ewig mein Geschick an das Ihrige knüpfen, o, wäre diese selige Stunde schon da! Ich werde ewig nur für Sie empfinden, keine Gewalt und keine Verlockung kann mich je zur Untreue hinreißen, halten Sie fest an diesem Glauben."

„Schreiben Sie mir auf demselben Wege wieder, und denken Sie jeden Augenblick daran, wie mich Ihre Liebe glücklich macht."

„Ewig Ihre

Rosa."

Wie, wer im tiefsten Dunkel wilder Felsschlucht verirrt, lechzend und schmachtend auf einmahl sich auf sonniger Höhe wie auf Engelsflügeln getragen sieht, und die Heimath, darin die Lieben wohnen, in heitrer Landschaft entdeckt, so war es dem Liebenden zu Muth, als er die Worte las, die ihm ein überschwängliches Glück in aller Holdseligkeit zarter Hingebung darbothen. es war ihm nicht möglich, in den Saal zurück zu kehren, wie hatte er die Herrliche sehn können ohne zu ihren

Füßen für ihre Huld zu danken? Wie hätte er es ertragen können, sie von Gleichgültigen umlagert, vom Argwohn belauert zu sehn? Er eilte fort, seiner bestürmten Brust sonnenlächelnder Hafen war das treue Mutterherz. Hier ließ er seinen Empfindungen freyen Lauf, dann gestillt, und wieder zu sich selbst gebracht, schrieb er Rosa:

„Es bedurfte nur eines Wortes, mich zum Glücklichsten aller Sterblichen, zu machen, Rosa, Sie haben es ausgesprochen, Sie haben mich über mich selbst hinweggehoben. Sie schenken mit überschwänglicher Huld Liebe, Vertrauen, Ihr edles Selbst, Ihre Hoffnungen und Ihr Glück dem Hoffnungslosen, der Sie nur aus der Ferne anzubethen wagt, und der noch immer seinen Sternen mißtraut, seine Wonne noch immer für einen Traum hält."

„O Rosa! mog' ich nie erwachen! Zerschmettert würde ich von dem Blumenbeet, auf welchem ich den Himmel träume, in den Abgrund sinken. Meine ganze Seele schaudert vor dem entsetzlichen Gedanken mit verblutender Brust vereinsamt in der Welt zu stehn, die Ihre Liebe nicht schmückt, der die Sonne Ihres Blickes fehlte! Doch hinweg von mir, trübe Ahnung, Rosa ist mein, jeder Zweifel wäre Frevel an Ihr, Selbstentweihung durch Ent-

weihung des ſchönen Glaubens an die Herrlichkeit und reine Wahrheit der Natur! Ja, Roſa, welch ein Loos auch über mich verhängt iſt, jedes Glück, das Leben ſelbſt werd' ich eher einbüſſen, als den Glauben an Sie, und nichts auf Erden kann die Liebe zerſtören, die in mir glüht, die nie einer Andern gehören wird, ſo wie noch nie zuvor mein Herz ein anderes Bild gehegt. — Doch meine ſüße Roſa, Sie haben wohl die Innigkeit meiner Liebe und Treue nicht ganz erwogen, als Sie mir den Vorſchlag thaten, uns ſolle ein geheimes Band vereinen. Ich ſollte ſo glücklich ſeyn, mich den Ihrigen nennen zu dürfen, und nicht mit Stolz und Wonne mein Glück kund thun? Ich ſollte ſchleichen und verhehlen, wo ich frey und kühn einem Jeden in das Angeſicht blicken darf? Nein Roſa, ſo handelt ein Mann, ein Deutſcher nicht. Nur Tugend und Aufrichtigkeit hat mich von je in allen meinen Schritten geleitet — Sie, meine Roſa ſind bang und ſcheu in den Netzen Ihrer Verfolger, ſeyn Sie getroſt, ich ſchütze und befreye Sie! Laſſen Sie die Erbſchaft, die Würden, all die Unſeligkeiten fahren, welche die Sorgfalt Ihrer Angehörigen über Ihr ſchuldloſes Haupt aufgehäuft. Ein Opferkranz, eb aus Blumen, ob aus Edelſteinen, iſt doch

immer nur ein Todesſchmuck, werfen Sie ihn von ſich, Natur und Himmel haben Alles gethan, Sie zu ſchmücken, was bedürfen Sie ſchöneres als der Unſchuld Ihres Herzens und der Anmuth Ihres Seyns zur Morgengabe? Ein tauſendjähriges Geſchlecht, das ruhmvolle Ahnen zählt, ein Vermögen, geeignet den Glanz unſers Hauſes zu erhalten, biethet Ihnen die Verbindung mit mir. Meine theure Mutter vereinigt ihre Bitten mit den meinigen, gewiß, Sie werden Muth faſſen und nicht zögern, alles zu bekämpfen, was unſerm Glück entgegen ſteht. Ewig Ihr

Max von Minigerode."

Roſa zögerte nicht zu antworten.

„Tief gerührt von den neuen Beweiſen Ihrer Neigung zu mir, geliebter Max! habe ich Ihren Brief mehr, als ich ſelbſt weiß, geleſen und wieder geleſen. Könnt' ich Ihnen doch nur ausdrücken, wozu jede Sprache zu arm, wie ſehr mich Ihre Liebe beglückt! Aber glauben Sie mir, im offenen Kampf gegen die Höllenliſt, die mich umſtrickt, wären wir Beyde zu ſchwach — dürfen wir unſer Glück, unſre Hoffnungen freventlich auf's Spiel ſetzen? Zeit gewonnen iſt alles gewonnen, vertrauen

Sie mir, ich werde keinen Augenblick zur Beſchleunigung unſerer Wünſche verſäumen."

„Näher und näher weiſen ſich die Spuren von der armen Angelica — ſo heißt des Herzogs Tochter — aus. Es iſt ein ganz eigenes wehmüthiges Gefühl, womit ich die Fäden betrachte, die ſich lange vor der Geburt der Sterblichen zu ihrem Unglücke unauflösbar verſchlingen. O, mein theurer Minigerode, warum habe ich Sie nicht gekannt, als ich noch in meiner ſtillen Freyſtatt bey den Urſulinerinnen war, nichts ahnend von der Bosheit der Welt? Ich war glücklich, wenn ich des neuen Mondes Sichel durch die Wipfel des Kloſtergartens ſchimmern ſah, glücklich, wenn der erſten Lerche Geſang den Frühling brachte, wenn eine Staude blühte, die ich ſelbſt gepflanzt. Warum mußte mir ein lockendes Bild von der Anmuth und Luſt der Welt vorgezaubert werden? Warum hört' ich nicht auf die wehmuthathmenden Warnungen unſerer Oberinn, die mich liebte, dieſer klaren frommen Seele? Doch ich hätte ja nicht meinen Max gefunden, wenn ich nicht hinaus gegangen wäre in die lockende, glänzende Welt, darum laſſen Sie mich liebend hoffen, wir werden

die Stürme beſiegen, die uns bedrohen, nun bald wird Ihnen für immer angehören.

Ihre Roſa."

So hatte denn Roſa, die Ungeduld des Liebenden zu beſchwichtigen, mit kunſtlos ſcheinender Künſtlichkeit weder einen Entſchluß gefaßt, noch in ſeinen Vorſchlag gewilligt. Ihr Brief beſchäftigte ihn vielfach, und tief bewegte ihn Angelica's Geſchick. Ihm ahnete als ſtunde dieſes dunkle Weſen ihm in irgend einer Beziehung nahe, er dachte ſogar an die Sängerinn, er nahm ſich vor, ſie aufzuſuchen, zu warnen, doch wo ſollt' er ſie finden? Jede Spur leitete ihn fehl, und die Antwort blieb aus, als er ſie in einem Brief um eine Unterredung anflehte. Dagegen ging ſein Briefwechſel mit Roſa ununterbrochen fort, und manches Feſt führte die Liebenden zuſammen, mancher unbewachte Augenblick der Mittheilung wurde ihnen zu Theil. Roſa empfing unbemerkt von Max einen Ring, der, von Außen mit einer antiken Moſaik geſchmückt, inwendig ſein Bildniß enthielt; Dieſer Ring wich nicht von ihrer Hand, Locken, Blumen, Bandſchleifen, alle die ſüßen und herzigen Tändeleyen, daran unſchuldvolle Liebe ſich weidet, wurden ſinnig gegeben, entzückt empfangen, jede Huld des Augenblicks mußte dem Neid des Geſchickes mühſam abgekämpft werden, doch kein Preis iſt ſüß

ohne Kampf. Oft auch verzichtete Max auf schöne Stunden, die sich ihm darbothen, um irgend eine Berufspflicht zu erfüllen. Es war eine verhängnißvolle Zeit, die jede Kraft der Thätigkeit in Anspruch nahm, der Gesandte war erkrankt, Max mußte den ganzen Briefwechsel übernehmen, auch hielt ihn bisweilen Sorge um die Mutter an ihrem Schmerzenlager fest, er pflegte ihrer mit engelgleicher Liebe und Sorge, ihre Schmerzenseufzer verwandelten sich noch auf dem Wege zur geängsteten Brust hinaus in Segenwünsche für den Sohn; auch seine Entbehrungen fühlte die liebende Mutter tief, oft trieb ihn ihr Geboth von ihrem Lager fort, doch seine kindliche Treue ließ ihm nicht Rast, er kehrte nach einer halben Stunde zu ihr zurück, und stillte die wachsende Sorge um ihr Leben in der Ausübung der frommen Pflicht.

Rosa indeß war unermüdlich, ihn zur Ausdauer, zum Verhehlen ihres Bundes zu ermahnen. Oft empörte es ihn, heimlich, und gleichsam mit List zu Werke zu gehn, wo er sich frey und rein fühlte; sein höchster Stolz war von jeher die Unverstelltheit und Würde seiner Handlungen, und beruhigend war ihm das Bewußtseyn gewesen, daß ihn das Glück so gestellt, daß er niemanden eine Gunst danken durfte, und niemanden zu scheuen brauchte. Innere Würde ist die kräftigste

Stütze des äußern Glückes. Herb wurde seine Liebe geprüft, wenn er Rosa von Nebenbuhlern umflattert sah, indeß er in der Ferne stand, und den Blick erwartete, den sie nach ihm hin, suchend, doch verstohlen zu richten pflegte. Wenn er sie heiter bey seinen Entbehrungen, befriedigt und geschmeichelt durch die Huldigungen der nichtigsten Gecken sah, dann überwallte doch wohl eine unwillige Empfindung sein Herz, und eine innere Stimme warnte ihn, sie noch zu prüfen, doch die Gewalt der Leidenschaft zertrümmerte bald das schwache Gebäude der Vernunft, er schalt sich selbst über seine Zweifel, und ließ sich fernerhin von den Wogen seines schmerzerfüllten Liebeglückes in die Höhe wiegen, und in die Tiefe der Hoffnungslosigkeit hinschleudern. Auch häufte Rosa Huld auf Huld in den Bezeigungen ihrer Zärtlichkeit, wo immer die Umstände es zuließen, trotz ihrer Angst, zuweilen bis zur Unvorsichtigkeit an. Das trauliche Du war schon unter den Liebenden heimisch geworden, die Blicke wurden nicht mehr so sorgsam in Schranken gehalten, mancher Händedruck versüßte die Schmerzen tagelanger Trennung beym Wiedersehen. Der Winter war vorüber, Rosa's Anverwandte drangen darauf, sie solle wieder auf das Land. Armands Ankunft war nahe. Ein Auftrag der Regierung hielt ihn noch auf unbestimmte Zeit

in London feſt. Roſa ſchauderte vor dem Gedanken, daß er bald erſcheinen würde. Der Ruf pries ihn als wacker, ritterlich, ſchön, tapfer und klug. Jedes Lob, das ihm gegeben wurde, empörte Roſa, und ſie haßte ihn im Voraus nur deſto mehr. Sie nahm ſich vor, ihn höchſt geringſchätzig, höchſt abſtoßend zu behandeln, ſie kannte nicht La Rochefaucauld's nur allzutreffenden Spruch: il n'y a point de Sévérité complète sans aversion, und hätte ſie ihn gekannt, er wäre ihr unverſtändlich geweſen.

Am Abend vor ihrer Abreiſe nach dem Landſitz beſchied ſie Minigerode zu früher Morgenzeit an den Garten hin. Sie war die Treppe hinabgeſtiegen, die von ihrem Balcon hinabführte, bebend und freudetrunken, daß niemand ſie wahrgenommen, flog ſie in den Garten, es war ſo früh, daß noch niemand vorüberging. Ein leichtes Gewand überflorte die jugendliche Fülle ihre Huldgeſtalt wie Nebel die Morgenröthe überwallen, über das in Locken herabſtrömende Haar wogte ein wunderzarter Schleyer, Liebegluth färbte die ſüßen Wangen, ſtrahlte feucht aus dem ſchwimmenden Auge, ſie war unausſprechlich ſchön, Lüfte die ſie umſpielten, Blüthen, die auf ſie herabtaumelten, ſchienen ihr ſchmeicheln zu wollen, der ganze Frühling ſchien ſich ihrer zu freuen. Ihre Stimme, bang und weich, verrieth die

tiefe Bewegung des jungen Herzens. Max war sprachlos vor Entzücken, die Fülle ihrer Reize verwirrte seine Sinne, ein unendliches Sehnen durchflammte ihn, er hätte sie mit sich fortreißen mögen in die fernste Wildniß, sie allen Blicken entzieh'n, und dort für sie leben und sterben. „Mache mich glücklich," stammelte er, „reiche mir deine Hand zum ewigen Bunde, oder gib mir den Tod — o, habe doch den Muth mein zu seyn, mein Mädchen, zerbrich muthig deine Fesseln!" „Max," flüsterte sie, und ihre Wangen flammten höher, „ich bin ja die Deine, und will es bald auf ewig seyn. Hör' an, in der Nachbarschaft von St. Leu lebt ein frommer Priester, er soll unsern Bund insgeheim segnen in einer abgelegenen Waldcapelle!" — „O, Rosa! nichts Verstohlenes, wir können und müssen offen handeln!" fiel der Jüngling ein — In diesem Augenblicke verwandelten sich die Rosen der Liebe auf dem Antlitz des Mädchens in Zorngluth, sie rief mit erstickter Stimme: „Du verschmähst, was ich mit Gefahr und Zittern für uns gewollt — wohl, so rechne es mir nicht zu, wenn unser Glück sich verzögert" — sie sprach es, und hatte sich rasch entfernt, betäubt sah Minigerode ihr nach, und mit heißer Reue empfand er es, daß sein Starrsinn ihr liebevolles Wollen gekränkt.

Sie fühlte nicht, daß er sie zu zärtlich liebte, sie zu hoch hielt, um auf irgend eine Weise ihr Glück, ihre Ruhe zu gefährden, sie sah nicht ein, welch ungeheures Opfer er brachte, indem er sich und sie zugleich bekämpfte und ihren Vorsatz für sein Glück hemmte — sie wußte nicht, daß die wahrste edelste und Liebe vor Allem nach Selbstbeherrschung ringt, sie verstand nicht das innere Wesen schöner Liebe — Wem dieß Verständniß sich nicht im eigenen Herzen erschließt, Dem reichen Zeit und Erfahrung den Schlüssel nur zu unfruchtbarer, später Reue.

Dießmahl wagte Max nicht, der Mutter sein Herz zu eröffnen, die innere Stimme, die nimmer täuscht, sagte ihm, sie würde seine Handlungart billigen; dakin wäre ein Tadel für Rosa enthalten gewesen, und sein Stolz litt unter dem Gedanken das Mädchen seiner Wahl in ihren Entschlüssen gemißbilligt zu sehen. Wie er leben sollte, und Rosa's Unwillen, ihr Mißverstehn seiner heiligsten Gefühle für sie ertragen, das wußte er noch nicht, er kämpfte einen furchtbaren Kampf, und entschloß sich zuletzt, sein ganzes Wollen und Handeln unbedingt ihrer Willkühr zu überlassen. Jetzt war er ruhig, er schrieb an Rosa, er sagte ihr sein ganzes Herz, er flehte sie an, über ihn zu gebiethen, dann eilte er zu der Mutter, und enthüllte ihr was geschehen. — Ge-

rührt von der Zartheit und Innigkeit seiner Gefühle gab die Mutter Zustimmung und Segen zu allen seinen Wünschen, der edlen Frau war das Gemüth ihres Sohnes, wenn es sich ihr so offen in seiner Holdseligkeit darthat, ein Blick in eine schönere Welt, seine Frömmigkeit, seine Zartheit, seine Herzenstreue, sein Edelsinn erhob sie zu einem unendlichen Gefühl des Entzückens, sie dankte dem Himmel mit Thränen für die Tage, die ihr noch gegönnt waren, an der Seite ihres Sohnes zu verleben. Auch die reinste aller Freuden, das Wonnegefühl der Mutterbrust, bewegte ihr müdes Herz zu tief, und sie fühlte, wie jede Regung die Bande des Lebens mehr und mehr löste. All ihr Hoffen für die Zukunft ihres Sohnes war nun auf Rosa hingewendet. Wäre Rosa seiner würdig, dann konnte sie ruhig von hinnen scheiden, er würde sich dann auf Erden nicht einsam fühlen. Mehrere Wochen vergingen in dumpfer Angst der Erwartung ohne daß Antwort kam. Eines Abends jedoch traf noch ein Brief ein, der Umschlag von der Freundinn Hand, auch einige Worte von ihr dabey: „Es war Gefahr dabey, Ihren Brief zu übergeben," schrieb die Sängerinn, „endlich ist es mir gelungen und am andern Tage schon hatte ich Antwot. Zürnen Sie Rosa nicht, sie ist an der Verzögerung unschuldig; der Himmel sey mit Ihrer

Liebe, wenn auch ein neidiſches Geſchick mich berauben ſollte, treue Bothinn zwey ſo ſchöner, ſo ganz für einander geſchaffener Herzen zu ſeyn."

Roſa's Brief athmete alle Gluth hingebender Zärtlichkeit, doch den eigentlichen Wendepunct des Geſchickes der Liebenden, von der früher vorgeſchlagenen geheimen Verbindung berührte ſie nichts. Sie ſchrieb:

„Meine Erwartung, hier ſchöne Tage in ungeſtörtem Hindenken zu Dir zu verleben, wird grauſam getäuſcht, in wenigen Tagen wird Armand da ſeyn. Meine einzige Hoffnung beruht darauf, daß er mich nicht liebt, nicht lieben wird. Er ſoll männlich, feſt und entſchloſſen ſeyn, vielleicht liebt er ſchon, und dann können wir alle auch glücklich werden. Jetzt iſt das Schloß mit Gäſten angefüllt, die ſich beeifern uns Zerſtreuungen zu bereiten, geſellſchaftliche Spiele, improviſirte Sprichwortkomödien, Charaden, Muſik fullen die Nachmittage und Abende aus. Ein Schwarm von Bäschen und Mühmchen hat ſich meinen näheren Verwandten angeſchloſſen, ſie haben in ihr Gefolge glückliche und unglückliche Anbether nach ſich gezogen, ich heiße die Wirthinn all dieſer Beſuche, die Frau vom Hauſe, und kenne ihre Nahmen nicht einmahl. An Ausführung unſeres Planes iſt nicht zu denken, bis dieſe alle fort ſind; dann geliebter Max, eile ich als glückliche

Braut an dein Herz! Wie glücklich macht mich die Zuſtimmung deiner herrlichen Mutter, wie erhebt mich die Hoffnung, daß unſere vereinte Sorgfalt ihr ſchöne Tage bereiten wird! Wie ſehne ich mich darnach, ihre Leiden durch kindliche Pflege zu lindern. Sage du ihr das alles, mein inniggeliebter Freund, ſag' ihr, was du in meiner Seele leſen mußt, denn Worte hab ich nicht! Ich muß ſchließen, ich werde gerufen, es iſt recht grauſam, daß ich nicht mehr bey dir ſeyn kann. Gefallen könnten mir die angenehmen Zerſtreuungen der feinen und ſchönen Welt ganz ungemein, wenn ich ſie mit dir genießen könnte. Ewig und ganz deine Roſa."

Dieſe Zeilen las Max und las ſie wieder, wie man einen Begegnenden in's Auge faßt, von dem man zweifelhaft iſt, ob es der Freund iſt, den man ſucht, oder nicht? Es wehte ihm etwas Fremdes, Unbehagliches daraus an, er dachte flüchtig an Angelica, als würde ſie anders ſchreiben, wenn — er erſchrack, er hatte ſich noch nicht deutliche Rechenſchaft abgelegt von dem, was ſein Herz ſchon längſt gewußt, daß der geheimnißvollen Freundinn ganzes Weſen und Bezeigen das Gepräge der tiefſten und zugleich anſpruchloſeſten Neigung trug. Er liebte zu ſchön und wahr, um nicht ein reines Herz in allen ſeinen Regungen zu verſtehen, und er fühlte; wie ſelig Liebe in Aufopferungen und

Handlungen für ihren Gegenstand ist, deßhalb beunruhigte ihn die zarte Neigung nicht, die er mit brüderlicher Zärtlichkeit und Treue erwiedern konnte.

Indeß brach der gefürchtete verhaßte Tag an, der Armand nach den Wäldern von St. Leu bringen sollte. Die muntere Gesellschaft der jungen Herzoginn hatte sie in eine Gondel hineingezogen, um ein Fischstechen zu beginnen. Dieß grausame Vergnügen setzte alle in die heiterste Laune, und Rosa ließ sich so ganz mitfortreißen, daß sie selbst mit dem höchsten Triumph die Geschicklichkeit zeigte, die ein scharfer Blick und eine leichte sichere Hand ihr gaben. Ganz vergaß sie den verabscheuten, erwarteten Gast, sie glühte vor Eifer und Lust, und half die Körbe mit den blutenden Bewohnern des spiegelhellen Teiches überfüllen. Sie war eben im Begriffe, eine Lachsforelle zu durchbohren, als eine wohlklingende Stimme ihr vom Ufer zurief: „Genug der Grausamkeiten, genug des strengen Waltens! Heften Sie, meine wunderschöne Cousine den Feuerblick auf die Fluth, so werden die Fische von selbst in die Netze taumeln, denn Ihrer Macht kann nichts Geschaffenes entgehen."

Rosa hatte den Speer fallen lassen, überrascht blickte sie auf, eine echt martialische Gestalt, leuchtend im Kriegesschmuck, die dichtumlockte Wange, gebräunt

von der Gewalt einer heißen Sonne, die großen, funkelnden tiefblauen Augen, forschend und kühn auf sie gerichtet. Es mußte Armand seyn, sie neigte sich verwirrt, ihre Vorsätze von Verachtung, Haß und Hohn waren mit dem Speer in das Wasser gefallen, sie erröthete hoch, und bebte vor Überraschung. Mit kühnen und leichten Schwung hatte Armand die Gondel erreicht, ließ sich auf ein Knie nieder, drückte Rosa's Hand an seine Lippen, wendete sich dann leicht und mit aller Sicherheit des geübten Weltmanns zu den Uebrigen, und bemeisterte sich der Unterhaltung; alle hatten ihn zu fragen, allen mußte er genug thun, und hatte doch zuletzt so gut wie nichts gesagt; weit entfernt, sich mit Rosa ausschließlich zu beschäftigen, begnügte er sich, seinem Bezeigen gegen sie einen höhern Anstrich der Artigkeit und Aufmerksamkeit zu verleihen, wie man sie der Dame des Hauses zu zollen pflegt, zumahl, wenn sie die Vornehmste ihres Kreises ist. Rosa, durch seines Auftritts schmeichelhafte und halb verwegene Ritterlichkeit früher aus der Fassung gebracht, und vorausseyend, er werde in demselben Tone fortfahren, lauerte auf den Moment, wo er sich wieder so zeigen würde, doch der Tag, der Abend verging im Rausche der geselligen Mittheilung, im heitern Wechsel der ländlichen Ergötzung. Die Stunde der Nacht schlug Allen zu

früh. Rosa war bewegt, befangen, sie sagte sich im Stillen: Von ihm ist nichts zu fürchten, er liebt schon irgend wen, und gleichwohl regte sich eine Art von Unwillen über sein gleichmüthiges Betragen. Ihn zu hassen, ihn zu verscheuchen, daran war gar nicht mehr zu denken, da er nichts that, ihr lästig zu fallen. Ihre ganze Zuversicht in die Gewalt ihrer Reize fing an zu schwanken, daraus entstand ein inneres, obwohl ihr selbst unerklärbares Mißbehagen! Sie erschien beym Frühstück etwas blaß und still, es wurde bemerkt, aber nicht von ihm! Er hatte eine Jagdpartie verabredet und solche Veranstaltungen getroffen, daß die Damen für den ganzen Tag allein blieben, der Tag war schleppend lang, kaum hinzubringen. Rosa hätte tausendfache Gelegenheit gehabt, an Max zu schreiben, sie dachte auch daran, doch meinte sie zugleich: soll ich ihn beunruhigen, und Armands Ankunft melden? und das, eh' ich ihm noch etwas Sichres sagen kann? Nein! Es muß erst etwas entschieden seyn! Ich muß erst Armands Herz erforschen. Ungewißheit ist die grausamste aller Foltern, wie sollt' ich dem Geliebten Qualen bereiten, denen ich jetzt selbst ein Raub bin?

Nach diesem Monolog trat Rosa vor ihren Spiegel hin, schellte ihren Frauen, und kleidete sich mit der höchsten Auswahl an. Der Abend kam, und sein sanf-

tes Vollmondlicht brachte die Jäger zurück. Armand erſchien, ihm folgte ſein Leibjäger, der ein weißes, ganz junges Reh in Händen trug, und auf den Wink ſeines Herrn zu Roſa's Füßen legte. „Die Erſtlinge meiner Jagd," ſagte Armand, „ich widme Ihnen dieß Geſchenk, ſchöne Muhme, es lebt, und wird ſo glücklich ſeyn, für Sie zu leben!" Roſa war angenehm überraſcht, das weiße junge Reh, das mit klugen Augen, wie bittend zu ihr hinſchaute, freute ſie kindiſch, ſie ſtreichelte es, und dankte erröthend und verwirrt, ihr ganzes Weſen hatte ſich plötzlich erheitert, Armand aber fiel in den gewöhnlichen Höflichkeitton zurück, und ſein Benehmen blieb ihr räthſelhaft, da ſie ſeine Galanterie bey der Zurückhaltung, die er ſonſt bewies, nicht zu verſtehen wußte. Ihre Züge verfinſterten ſich, Armands zuverſichtige und tactfeſte Haltung machte ſie verwirrt und gab ihr eine ſichtliche Spannung, bey jedem Wort, das er an ſie richtete, erbebte ſie; mit Ungeduld erwartete ſie die Trennungſtunde, um zu ſehen, ob nicht der Abſchied eine wärmere, beſtimmtere Farbe in Armands Benehmen hervorbringen würde? und als er mit ruhiger doch vollkommen ehrerbiethiger Höflichkeit gute Nacht both, traten ihr vor Unmuth die Thränen in die Augen. Sie erwachte nach unruhigem Schlaf in der erſten Frühe, kleidete ſich ohne Hülfe ihrer Frauen

in den reizendſten Morgenanzug, nahm ein Buch, und durchwandelte den Park, zwey bange Stunden vergingen, ſie hatte nichts geleſen, jedes Blättergeräuſch hatte ſie erſchüttert. Sie ging endlich in ihr Zimmer zurück, an ihr Pianoforte, hier vermählte ſie ihre liebliche Stimme dem Ton des trefflichen Inſtruments; ſie ſang einige franzöſiſche Minnelieder von einem Deutſchen in Muſik geſetzt, recht im Geiſt der Ritterlichkeit und zarten Minne. Nicht lange, ſo hörte ſie unter ihrem Fenſter Guitarrebegleitung und eine ſchöne männliche Stimme. Überraſcht und überweht von Purpurgluth ſprang ſie auf, eilte an das Fenſter, — ſie ſah Niemand, aber ſie wußte es, daß Armand geſungen, ſie hatte den Ton ſeiner biegſamen, klangvollen Stimme erkannt. Sie ſah ihn ſelbſt nicht bis zur Mittagtafel, Gäſte waren geladen, ſeine Ankunft zu feyern, die Stiefmutter bedeutete ihr, daß ſie ihn zum Sitz an ihrer Rechten einladen ſollte, ſie that es ſchüchtern, er ſah ſie gleichſam fragend, durchdringend lange an, alle Fibern ihres Weſens geriethen in Bewegung, ſie ſchlug die Augen nieder. Er both ihr den Arm, und empfing den ihrigen mit einem unmerklichen Druck, der ſie wie ein electriſcher Schlag durchzuckte; Armand war der angenehmſte Nachbar, doch ſein Benehmen war durchaus, wie gegen eine Frau, die weder jung noch ſchön

geweſen wäre, der er jedoch Aufmerkſamkeit und Achtung ſchuldig war. Roſa's Unmuth ſtieg mit jeder Minute ſo hoch, daß ſie zuletzt blaß wurde, ſich unpäßlich fühlte, und gezwungen war, die Geſellſchaft zu verlaſſen, bey welchem Anlaß Armand bis zum Verzweifeln artig und tactfeſt blieb. Seine unerſchütterlich gleichmüthige Heiterkeit beſeelte für die Geſellſchaft den Reſt des Tages und den Abend, Roſa, die im Seitenflügel von Oben den Garten und Sallon überſchauen konnte, ſah ihn um die Damen her beſchäftigt, ſie hörte ſeine Stimme, ſie fühlte ſich verletzt, daß alles fröhlich und heiter beyſammen blieb, während ſie litt, und entſchloß ſich zuletzt zur Geneſung. In einer entzückenden demie parure erſchien ſie mitten im fröhlichen Kreis, ſie blühte wie die Schweſtern ihres Nahmens, die ringsum den Putzſaal in ſchönen Vaſen füllten. Alles drängte ſich um ſie her, und wünſchte ſich Glück ſie wieder zu ſehen, nur Armand blieb zurück. Zuletzt doch naht' er ſich ihr und ſagte ein artiges Wort, das ſie unwillkührlich mit einem zornigen Blick erwiederte: Armand ergriff ihre Hand. „Wäre es möglich, liebenswürdige Roſa, daß Sie mit mir unzufrieden wären?" „Nicht doch!" entgegnete ſie gezwungen: „Das thut mir leid," flüſterte er, und ließ ihre Hand los, „denn bey ſo viel Anmuth und Feuer als Ihr Weſen verräth, nimmt Haß und Unwille eine

Farbe an, die ihn leicht mit einer schönern Empfindung verwechseln ließe, und Jedermann muß um jeden Preis wünschen, Ihnen nicht gleichgültig zu bleiben, könnte er auch nichts gewinnen, als Ihren Unmuth." Sie starrte ihn an, in seinen Augen loderte eine stille, tiefe Gluth, er nahm noch einmahl ihre Hand, zog sie an seine Lippen und sagte: „Rosa, Sie sind ein sehr liebenswerthes Kind!" — Ein langer brennender Kuß auf ihre Hand, und er war fortgeilt; sie blickte ihm fast bewußtlos nach, ihre Wange brannte, Fieberschauer durchzuckten sie; im stummen, fast bewußtlosen Nachträumen ließ sie sich auf ein Canapée nieder, und gab den ihr sich nahenden Gästen unbestimmte, nichts sagende Antworten, welche die größte Zerstreuung verriethen. Armand nahte sich ihr den ganzen Abend nicht mehr. In ihrer unruhigen Nacht fast wachen Träumen mischte sich sein Bild wunderbar mit dem Minigerodes, so, daß sie darüber erschrack. Beym Frühstück senkte sie wie eine Verbrecherinn die Augen, ihr war, als müßten die Anwesenden in ihren Blicken den Sturm ihres aufgeregten Innern lesen können, doch unter den gesenkten Augenliedern folgten ihre Blicke und Herzschläge den Bewegungen Armands wie die Nadel dem Magnet. Ihre innere Bewegung konnte nicht unbemerkt bleiben, ihm selbst nicht einmahl, doch sie schob sie auf die Span-

nung, in welcher die ſich nahende Entſcheidung ihres Geſchickes ſie verſetzte, und täuſchte ſich über den eigentlichen Gang, den ihre Empfindungen genommen.

Während Minigerode am Krankenlager ſeiner Mutter zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankte, und die Schmerzennächte des immer näher rückenden Todeskampfes mit ihr durchwachte, hatte Armands Gegenwart, wie durch einen Zauberſchlag Roſa's Witwenſitz zu einem Sammelplatz der ſchönen Welt, der Künſtler und Dichter umgewandelt. Roſa wurde durch eine dicht verſchlungene Kette von Zerſtreuungen und Freuden jedem Nachdenken und ſich ſelbſt entfremdet, ſelbſt der leidenſchaftlichen Regung des Unmuths, die ihr Armands Benehmen eingeflößt. Er blieb weder fern, noch wich er aus ihrer Nähe: er war immer da, die Seele jeder Vergnügung, ſein Platz war immer in Roſa's Nähe, ohne daß ihn irgend ein Mitglied des angenehmen Kreiſes vermißte. Die frühere Heftigkeit der Furcht, der Hoffnung, und jeder Herzensregung Roſa's ging unvermerkt in Gewöhnung über, ihn ſtets zu ſehn, und bey keinem Anlaß ſeine angenehme Einwirkung zu vermiſſen, daß er ſie nicht liebte, ſchien ihr ganz klar, doch klarer noch, daß er keine Andere liebte, wenn nicht ſie. Es gab Augenblicke, wo ſie ſich das Köpfchen zerbrach, um zu ergrübeln, wie alles ſich fügen könne, andere, wo

ſie ſich mit der Hoffnung weidete, Armand ſeine Fühlloſigkeit und ihren verſpäteten Sieg durch Hohn büßen zu laſſen, denn ſie träumte nicht von Gefahr — während deſſen hatten ſich Alle das Wort gegeben, das junge Brautpaar, daß ſie im Stillen längſt für einverſtanden hielten, ungeſtört bis zum Zeitpunct der Vermählung ſeinen Schritt gehen zu laſſen. Manches Gerücht von der nahen Verbindung Armands mit Roſa erreichte Minigerode, und Roſa ſchrieb nicht, doch kein Argwohn kam in ſeine Seele. Es war ja nicht möglich! Wenn irgend etwas ihn ahnungsvoll bewegte, ſo nahm er Zuflucht zu ihrer Locke, zu dem ſüßen Bilde, das nur ein unvollkommner Abriß ihrer Schönheit war, zu ihren Briefen, die Treue und Innigkeit athmeten, in denen ſich eine fromme, kindliche Seele unbefangen auszuſprechen ſchien. Er bangte und lechzte nach Briefen von ihr, und ſchrieb ihr aus voller Seele ſeine aufdämmernde Ahnung, daß ihr Glück zerſtört werden könne. Roſa wurde auf das heftigſte bewegt, auch ſie rief ſich zu: Es iſt ja nicht möglich! und both alle Verſicherungen und Schwüre der Liebe auf, ihn ganz zu beruhigen. Wie hätte ihr Max nicht glauben ſollen? Je tiefer die keimende Neigung für Armand Wurzeln ſchlug, je mehr überboth ſich Roſa in Liebebezeugungen gegen Minigerode, ſie fand ſich dadurch zum Theil mit

ſich ſelbſt ab, und ſtrebte die innere Stimme zu beſchwichtigen, die ihr vorwarf, ihr inneres Herz ſey einer neuen Liebe zugewendet, denn der Menſch wird nicht früher falſch gegen andere, als bis er ſich ſelbſt betrogen.

Doch der Augenblick der Enttäuſchung war nicht fern — Armand wurde zum Heere berufen, er mußte ſich auf mehrere Monden entfernen. Bey dieſer Nachricht wurde die Herzoginn bleich, ihre tiefe Bewegung entging dem Blick nicht, der, dem Anſchein nach mit ganz andern Dingen beſchäftigt, ſie unabläſſig beobachtete. Armand nahm den Augenblick wahr, wo ſich Roſa entfernte, ſie lechzte nach Luft und Einſamkeit, und eilte in den Park, er ſpähte ſie aus, und war bald in ihrer Nähe. Sein Anblick erſchreckte ſie heftig, indem ſie ihn in dem Augenblicke vor ſich ſah, wo ſie am lebhafteſten ſeiner gedacht. Sie ließ ſich ſchwankend auf eine Raſenbank nieder, Armand ſetzte ſich zu ihr und ergriff ihre Hand; ſein Blick, den ſie vergebens zu meiden ſtrebte, verrieth, daß ſein Inneres bewegt war. „Theure Roſa," ſagte er mit weichem Tone, „ich muß mit Ihnen im Klaren ſeyn, ehe ich von hier gehe. Der Wunſch unſerer Angehörigen beſtimmt uns für einander, und Ihr Anblick hat dieſen Wunſch, der mir von Anbeginn wie alles Planmäßige zuwider war, zu

meinem eigenen gemacht; aber ich mochte nichts thun, mir durch kleine Künſte Ihr Herz zu gewinnen, ich habe ſie verſchmäht, und Ihnen zeigen wollen, daß ich es verſchmähte, von der Vereinigung unſerer Geſchicke, die uns Beyden durch Klugheit gebothen iſt, Vortheil zu ziehen."

„Unſere nahe Trennung aber vernichtet jede Rückſicht, die mir noch Schweigen gebiethen könnte — Roſa!" — Er zog ſie ſanft an ſein Herz, und umſchlang ſie feſt — „ich bethe Sie an!" Sie blieb ſtumm, ſie ruhte mit hochſchlagenden Herzen an ſeiner Bruſt, ſie überließ ſich dem Ungeſtüm ſeiner Küſſe, ihr feuchtes Auge, ihre glühende Wange verriethen, was in ihr vorging. „Du biſt die Meine?" rief er freudetrunken, und halb bewußtlos ſtammelte Sie „ja!"

„So laß uns den Bund morgen geheim in aller Frühe ſchließen," flehte Armand. „Ich habe wichtige Gründe, der ganzen Welt zu verhehlen, daß du die Meine biſt. Abſichtlichkeit und Berechnung ſollen ſich getäuſcht finden, und Für die Liebe allein gewirkt haben. Hier im Wald iſt eine Capelle, meine ſüße Roſa, dort ſoll ein Prieſter unſre Hände zuſammenlegen und den Segen über uns ſprechen, dann enthüll' ich dir noch ein ſeltſames und bedeutungvolles Geheimniß — nichts Verhülltes mehr zwiſchen mir und dir, nur Wahrheit,

Vertrauen und Treue! Morgen um vier erwart' ich dich vor der Hinterpforte des Parkes, um dich zum Altar zu führen."

Armand ſprach es und enteilte. Wie im Traume blieb Roſa zurück. Doppelt fühlte ſie ſich gebunden, zwey edle Männer hatte ſie getäuſcht, ſie empfand es klar, daß Minigerode dieſe Täuſchung am herbſten empfinden würde. Sie wollte ſich losreißen, und ihm wieder zuwenden — doch wie konnte ſie? ſchon war ſie ſeiner nicht mehr werth! zwar fühlte ſie das nicht deutlich, ſie entſchuldigte ſich ſelbſt in ihren Augen. Sie war unwahr gegen ſich ſelbſt, und ſich ſelbſt unklar von Anbeginn geweſen, was ſie für Liebe zu Minigerode gehalten, war eher die Neigung geweſen, einen Roman zu ſpielen, ſeine edle Natur blieb von ihr unverſtanden, ſeine reine Zärtlichkeit, die Schüchternheit, mit der er ſie verehrte, die Ferne, in der ſie ihn gekannt, und in welcher er blieb, die Opfer ohne Zahl, die er ihr brachte, die ſie weder errieth, noch wo ſie ihr klar wurden, zu würdigen wußte, das alles erkannte ſie nicht, es ergriff ſie nicht, da ihre Begriffe ein ſeltſames Gemiſch von Realismus und Hyper-Idealismus waren. Ihr holdes ſanftes, inniges bis zur Schüchternheit weiches Weſen, ihre ſchöne Geſtalt, ihr ſanft ſtrahlendes Auge, alles mit einem Worte, was vor ihrem Selbſt ſichtbar wur-

de, war die anmuthigste Täuschung, die es jemahls gab. Bey so zarter Jugend war keine Verstellung zu ahnen. Auch würde sie selbst nicht sich getroffen gefühlt haben, wenn jemand gewagt hätte, ihr einen Spiegel ihres Inneren vorzuhalten. Sie erschien sich selbst auf das Vortheilhafteste, und hielt sich in dem Augenblick, wo sie sich Meineid und Falschheit vorzuwerfen hatte, für ein bedauernswerthes Opfer des herbsten Mißgeschickes.

Indeß war das Ziel der Leiden der schwer erkrankten Gräfinn Minigerode näher gerückt. Vier Tage und fünf Nächte währte der furchtbare Todeskampf, den der edle Sohn treulich mitrang. Ihm war, als löse sich sein eigenes Herz vom Leben, als gäb es keinen Schmerz mehr, als diesen für ihn. Aufrecht sitzend, brustbeklemmt, nach Luft und Ruhe lechzend, ohne Speise, selten nur fähig, sich mit einem Tropfen Flüssigkeit zu erquicken und oft von wüthenden Schmerzen bestürmt, durchlitt die Kranke ihre letzten Stunden hienieden, und jeden freyen Augenblick widmete sie den rührendsten Zärtlichkeitsbezeigungen gegen den guten, den treuen Sohn. Warum muß es der Leidenbecher seyn, aus welchem dem Sterblichen allein himmlische Erquickung zu saugen vergönnt ist? Liebe und Treue können sich in ihrer ganzen Fülle nicht der Freude, nur dem Schmerz

offenbaren!“— „Könnt' ich nur ſo lange noch leben, bis ich dein Liebeband glücklich geſchloſſen ſähe, könnt' ich nur dich und deine Braut noch ſegnen, wie gern wollt ich noch viele Tage ſo leiden,“ ſprach oft die liebende Mutter, die doch vom Himmel nichts ſehnlicher erflehte, als ihre baldige Auflöſung. — „Muß ich denn von dir ſcheiden, mein Max,“ ſeufzte ſie wehmüthig in Zwiſchenpauſen. „Ach! ich ſoll in dein liebes Auge nicht mehr blicken, und ich verlaſſe dich noch in Bekümmerniß über deine Zukunft! Doch nein, mein Geiſt wird dich umſchweben in Schmerz und Wonne werd' ich mit dir ſeyn!“

Am fünften Tage ihrer furchtbarſten Leiden, an einem ſchönen Juniusmorgen, war mit der aufgehenden Sonne einige Ruhe über die theure Kranke gekommen. Eben ſaß Max in ihrem Zimmer und ſchrieb, als ſie, welche er ungeachtet ſeiner Beſchäftigung mit dem Blicke nicht verließ, ſich ein wenig erhob, das Haupt in den Händen der ſie unterſtützenden Dienerinn, und mit einem auf den Sohn feſt gerichteten Blick, der ſchon den Himmel in ſich trug, wie eine Verklärte ihren Geiſt aufgab. Dieß ſanfte, liebevolle heitere Scheiden war ſo verheiſſend, ſo beruhigend, ſo erhebend für Max, daß es den ſchärfſten Stachel vom blutenden Herzen nahm, er fühlte die ſtille Größe des Todes,

die Flügel der Ewigkeit umrauſchten ihn dicht, der Schmerz hob ihn gewaltig empor über das Leben zur ſchönſten Hoffnung, die es uns darbeut. Wiederſehn! kein Trennen mehr — ſeliges Vereinen am Quell der Liebe! Dieſer unendliche Troſt erfüllte ihn ganz, und mit dieſem lehnte ſich die müde Seele an der Geliebten Engelbild. Nicht irdiſcher Weiſe, mit der Seele umfing er das ſüße Bild und knüpfte keine irdiſche Hoffnung daran, doch bedurft' er der Stütze die ihm der Glaube an Roſa's Liebe both. Ihren letzten liebeathmenden Brief trug er, wie einen Talismann gegen das Uebermaß ſeiner Trauer auf der Bruſt, er nahm ihn in jedem unbelauſchten Augenblicke hervor um ihn wieder zu leſen, er nahm die Angedenken, die er von Roſa erhalten, mit auf's Land, und vertiefte ſich in anmuthvolle Thale, in die entlegenſten, einſamſten Gegenden, je ferner den Menſchen, je mehr fühlte er ſich dem Gegenſtande ſeiner Liebe geiſtig nah. Wie oft rief er den theuren Nahmen den Hügeln zu, die ihm Antwort gaben. Wie oft beſchwur er die Sterne, Bothen ſeiner Liebe zu ſeyn! den ganzen Sommer über, und ängſtlicher in jedem Briefe hatte ihn Roſa beſchworen, ihre Nähe zu meiden, und er verehrte ihren Willen ſo treu, daß er auch nicht in der Gegend ſich blicken ließ, doch dieß Verboth war ihm entſetzlich, er hatte nur, auch

ungesehn von ihr, und ohne sie zu erblicken, die Luft einathmen mögen, die sie umwehte. Ihr langes, langes Schweigen begann ihn auf das furchtbarste zu beängstigen, und, wie unerschütterlich sein Glaube an sie auch war, so, daß es nur eines Wortes von ihr bedurft hätte, um ihn zu beruhigen, so bekümmerte doch das wachsende Gerücht ihrer nahen Vermählung mit Armand, verbunden mit ihrem Schweigen, sein Herz zu schwer, um nicht zuletzt es dem Argwohn zugänglich zu machen.

In einer abgelegenen Hütte im Walde vor St. Leu, welche ehmahls von Köhlern bewohnt worden, hatte die Sängerinn mit ihrer Mutter und dem treuen Bedienten, der ihr Begleiter war, Zuflucht gefunden; in der Gegend des Schlosses zu bleiben, war nicht rathsam für sie, nachdem die Nachforschungen der Verwandten des verstorbenen Herzogs der rechten Spur nahe gekommen. Die Schutzlosen hatten alles zu fürchten. Doch Angelica vermochte nicht aus der Gegend zu scheiden, wo sie für Minigerode etwas wirken konnte, und sie durfte sich und die Ihrigen in jener Abgeschiedenheit für vollkommen sicher halten.

Angelica's schöne und tugendhafte Mutter war der letzte Sprößling eines edlen Stammes, den Unglücks-

fälle mancher Art ſeiner männlichen Erben und ſeiner Lehnguter beraubt. Der Herzog, ein ſchöner, doch flatterhafter Jüngling liebte ſie, und es gelang ihn, ihre Einwilligung zu einer geheimen Heirath zu erflehen. Maria, ſo hieß Angelica's Mutter, gab ihm mit unbedingten Vertrauen Ehre und Glück, Hand und Herz anheim, er liebte dieß bezaubernde, herrliche Weſen mit niegeahnter Innigkeit und fühlte ſich ſelig in ihrem Beſitz. Es würde Marien gelungen ſeyn, das Herz ihres Gemahls für immer zu feſſeln, wäre nicht das Geheimniß ihrer Verbindung durch einen Zufall von des Herzogs nähern Verwandten entdeckt worden. Dieß Bündniß durchkreuzte alle Plane zu der Befeſtigung des Glanzes und Reichthum des Hauſes, denn Maria war zwar aus einer der edelſten Familien entſproſſen, aber arm, und ihr fehlte die Stütze reicher und mächtiger Anverwandten. Schon früher hatte die Familie des Herzogs ſeine Heirath mit der überaus reichen und angeſehenen Tochter eines gräflichen Hauſes beſtimmt, die ſpäterhin auch die Seinige wurde.

Schon oft hat man geſehn, daß der Böſe und Argliſtige das Gelingen ſeiner Plane am meiſten auf das baut, woran er eigentlich nicht glaubt, und weſſen ſein Herz unfähig iſt: auf die Tugend, das Zartgefühl ſeiner Opfer. Alle Triebfedern wurden in Bewegung ge-

ſetzt, Maria ihrem Gemahl verdächtig zu machen, ihn ſelbſt zur Treuloſigkeit zu verlocken, und dann die betrogene Gattinn davon in Kenntniß zu ſetzen. Wohl wußten die Ränkevollen wie man ein ſchönes Herz bricht; das mit gräßlicher Klugheit und Kühnheit erſonnene Wageſtück gelang, der Herzog begann an Marias hohen Werth, an die Uneigennützigkeit ihrer Hingebung, ſelbſt an ihrer Treue zu zweifeln. Bey einem Luſtgelage fiel er in die Schlingen einer Heuchlerinn, Maria erhielt durch die ſchlaue Veranſtaltung der Feindſeligen unwiderſprechliche Beweiſe ſeiner Treuloſigkeit, den Tod im Herzen, und nahe dem Zeitpunct, wo ſie ihres Kindes geweſen ſollte, entfloh ſie von einem alten treuen Diener wider ihren Willen begleitet, und ohne zu wiſſen, wohin. Nur eben war ihrem Gatten die Einwilligung zur Erlangung eines Verhaftbefehles gegen ſie halb abgeſchmeichelt, halb abgezwungen worden. Maria floh nach Paris, wo ſie in tiefer Verborgenheit lebte. Hier hoffte ſie im Frieden dahin zu ſcheiden, doch leicht und glücklich genas ſie des Kindes, deſſen himmliſche Schönheit und ſüßer Blick ſie wieder an das Leben feſſelte, und mit dem Druck der bitterſten Armuth, mit allen Kümmerniſſen, die ihr von Bosheit umſtelltes Daſeyn bedrängten, ausſöhnte. Alles, was ihre Jugend verſchönte, was ihr treu anhing, und ſie warm

verehrte, hatte die arme bethörte Marie ihrem Geliebten geopfert; seinetwegen hatte sie sich von Allem streng und kalt entfernt, jede Warnung, jeden Rath, den Treue ihrer Freundinnen bey der Entdeckung ihrer aufkeimenden Leidenschaft ihr darboth, verschmäht. Stumm war die liebevollste Theilnahme in sich gekehrt, und in ihrem Unglück stand Maria furchtbar allein; doch Angelica's Daseyn both ihr reichen Trost und unversiegbare Liebequellen. Sie gab ihr die Brust, und zog sie mit aller Treue und sinnreichen Wachsamkeit der reinsten Mutterliebe auf. Wenn sie bey Krankheiten um des theuern Kindes Leben bangte, so wurde selbst der Schmerz ihr Wohlthat, denn in ihm gingen die andern Schmerzen des Lebens unter. Angelica wuchs zu unaussprechlicher Anmuth und Lieblichkeit, heiter und blühend unter Armuth und Entbehrung. Kein Reicher ahnt von der Wunderfülle des Reichthums der Armen, er würde sonst schnell mit dem Dürftigen tauschen. Entbehrung entwickelt den feinen Sinn für alle höhere Genüsse des Lebens, sie würzet jede Freude, sie erhebt jedes kleine Glück durch die Lust es errungen zu haben, und durch den Stolz sich selbst alles zu danken, was man gilt und ist.

Angelica glich so sprechend ihren Vater, daß diese Aehnlichkeit drohte, ihre Abkunft zu verrathen. Maria zit-

terte dafür, ſie war zu ſehr entkräftet, um einen neuen Kampf mit dem Geſchick eingehn zu wollen, Ruhe und Stille allein thaten ihr Noth, und ſie erflehte nichts vom Himmel, als eine Hütte und den ungetrübten Beſitz ihres Kindes. Die herbe Täuſchung ihres Lebens hatte ſie in jeder freudigen Anſicht der Lebensverhältniſſe geſtört, ſie ſuchte Angelica dem Himmel zuzuwenden, und bath ſie oft in ein Kloſter zu gehen, wenn ſie dahin ſey. Die zarte Angelica ging gern und leicht in die Wünſche ihrer Mutter ein, ihr junges Herz, das Liebe bedurfte, hatte ſich mit ſchwermüthiger Innigkeit der Religion ergeben, da Gott die Liebe iſt, und da in ein reines Herz — ja überhaupt ein Menſchenherz — gewiß findet, wenn es ihn mit Inbrunſt ſucht. Das Stillleben des ſüßen Kindes wurde erheitert und beſeelt, wenn ſie nach der Arbeit zum Gebeth überging, wenn ſie ihren Hausaltar mit friſchen Blumen ſchmückte, ihrer Bethbank eine neue Zierde gab, oder ſonſt mit kindlichen Sinn eine fromme, ſtille Pflicht oder Andacht erfüllte. Das Erwachen eines frommen Weſens nach entwichener Nacht iſt nicht dem des Weltkindes gleich. Dem Weltkinde iſt der junge Tag nur eine neue Zeit des Abmühens nach Genuß, dem frommen iſt er eine neu beginnende Feyer zu innerer und äußerer Thätigkeit, und ſein Erwachen iſt zugleich Er-

hebung, weil ſich von der Höhe der Tag mit ſeinen Pflichten beſſer überſchaut, und weil es kein ſchöneres Aufſchwingen gibt, als auf der Andacht Flügeln.

Muſik war das einzige Talent, was Maria ihrer Tochter zu geben vermochte, ſie ſelbſt beſaß es in hohem Grade. So ſehr ſcheute ſie jede Bekanntſchaft, jede Berührung mit der Außenwelt, daß auch von verſchämter Armuth oft angewendeten Mittel Zuflucht nahm, Angelica unter dem Schleyer, von dem treuen Godefroi begleitet, ſingen zu laſſen. Man vergebe es den Vorurtheilen ihrer Erziehung, wenn ſie dieß für das ehrenvollſte Mittel hielt, den Druck der Armuth zu lindern, und Handarbeit für Geld, für unedel anſah. Außerdem hätte ſie um keinen Preis Angelica in der Welt als Sängerinn auftreten laſſen, ſelbſt wenn nicht Gefahr dabey geweſen wäre, denn dieſer Gedanke war ihr ſchrecklicher, als der, daß Angelica Nähterinn oder Stickerinn würde.

Maria wurde aus der Familie, die ſie ſo ſehr verfolgte, durch eine ſeltſame Fügung des Zufalls für todt gehalten. Wenige Tage vor ihrem Entfliehen hatte ſie einer armen Verirrten Kleidungsſtücke geſchenkt, dieſe hatte ſich ſpäterhin in einem Anfall von Verzweiflung in die Loire geſtürzt. Als ihr Körper gefunden wurde, waren ihre Geſichtzüge unkenntlich entſtellt,

doch die Farbe des Haares, die Länge des Wuchſes und die Chiffer, mit welchen die Kleidungsſtücke bezeichnet waren, ließen darauf ſchließen, daß Maria ſelbſt die Unglückliche ſey; dieſe Vermuthung wurde bloß den Verwandten des Herzogs entdeckt, und außerdem geheim gehalten. Ihm ſelbſt wurde ſie als Gewißheit vorgeſpiegelt. Der Leichtſinnige weinte um die Todtgeglaubte, und gab dann willig ſeine Hand zu dem früher vorgeſchlagenen Bündniß hin, ſich ſelbſt aber nun williger als jemahls jeder Verlockung, jedem Weltgenuß, den ſein überſchwänglicher Reichthum ihm nur unverkümmert darboth. Maria erfuhr zu ſpät, um es zu hindern, das neue Bündniß, Rückſicht für ihr Kind, und der Abſcheu vor dem Verbrechen, das begangen wurde, indem die erſte Gattinn noch lebte, hätten ſie ſonſt bewogen, der ſüßen Abgezogenheit zu entſagen, und den Kampf mit dem Geſchick noch einmahl zu beginnen, jetzt war es geſchehen, ſie wollte nicht Unglück über den einſt Geliebten bringen, ſie begnügte ſich für ihn zu bethen, und wünſchte nur noch von ihm und der Welt vergeſſen zu ſeyn.

Angelica war ſchon neunzehn Jahr, als ſie Max von Minigerode am Louvre traf. Sie hatte ihn ſchon oft in der Kirche geſehn, ſeine von Geiſt und Anmuth

verklärten Zuge, seine edle Gestalt, war ihr nicht unbemerkt geblieben, wie wenig sie sonst um sich her zu schauen pflegte. Jetzt trat er ihr in einer so rührenden Beziehung nah. Sein Benehmen gegen sie that so viel Ernst und Milde kund, und sie fand es ehrend und fast innig. Sie fand Gelegenheit, ihn in der Folgezeit aus der Ferne zu beobachten, sein Bild prägte sich immer tiefer in ihre Seele. Die Gewißheit, daß er Rosa liebe, die sie, durch das Gerücht aufmerksam gemacht, durch Beobachtung, zuletzt durch sein Eingeständniß empfing, steigerte ihre Gefühle für ihn, statt sie zu mindern; sie gab sich um so zuversichtlicher dem Gedanken an ihn hin, sie fühlte sich dem einzig und ewig Theuren durch ihre Empfindung und sein so zartes und herziges Bezeigen gegen sie gleichsam schwesterlich verknüpft; in der Dämmerung eines einsamen Lebens glüht jede Flamme höher und leuchtender, und jede tiefe Empfindung steigt leicht bis zum Enthusiasmus empor. Für Max zu leben, daran dachte Angelica nicht, doch fühlte sie, daß sie für ihn sterben könne. Wie eine Krone schwebend auf emporgehobenem Haupt, trug sie den Druck ihres Mißgeschickes, die wachsenden Sorgen um die geliebte Mutter, und all ihr Leid, seit sie Minigerode gesehn, und ihm in engelreiner Neigung ihr Herz zugewandt. Schöne Liebe ist, wie der Colibri,

der irdischer Nahrung nicht bedarf, und nur von Thau und Duft lebt. Ein liebendes Herz kann nie ein höheres Glück finden, als das, welches in seiner eigenen Empfindung liegt. Die Liebe ist der chemische Proceß, in welchem sich alle Schlacken vom Herzen rein absondern, sie ist der ewige Silberblick des Daseyns; höher flammend in Opfern, selig in Thränen, still beglückt im Hindenken an den Geliebten, ist sie hienieden schon der Erde entrückt, weil die übrige Welt für Liebende nicht mehr da ist, und weil es keine Selbstigkeit mehr gibt, wenn man nur noch in einem Andern lebt.

Angelica konnte dem Aufruf folgen, der ihr weder unbekannt geblieben, noch unverstanden von ihr war; sie konnte, durch Behuthsamkeit und Vorsicht gewaffnet, gegen Tücke und Verfolgung siegreich aus dem Kampfe gehen, der ihr im Stillen bereitet war; der eigne Vortheil ihrer Verwandten war damit verknüpft, daß ihre Mutter in ungestörter Ruhe und unbekannt blieb, und öfters fragte ihre Mutter sie, ob sie nicht das elende drückende Loos mit demjenigen vertauschen wollte, wozu sie berechtigt war? Sie fragte dann die Mutter, ob sie etwas vermisse, und bessere Tage wünsche? Erschaudernd pflegte diese dann zu sagen, sie würde jede Labung, jede Linderung und jede Erleichterung verschmäh'n, die von dort ausginge, und Ange-

lica entgegnete dann ſanft: „und ich, geliebte Mutter, ſoll minder zart und ſtolz denken als Sie?" Doch wie ſiegreich dieſer Grund auch war, im innerſten Herzen waltete noch ein Zweyter vor, ihr ſelbſt nicht bewußt, ſie wollte Max ein Opfer bringen, damit er mit Roſa eines glänzenden Glückszuſtandes genöſſe. Sie labte ſich ſtill an dem Gefuhl, daß ſein Geſchick mit dem ihrigen durch unſichtbare Fäden verzweigt ſey, daß ſie ihm nicht fremd ſey, und geiſtig wie eine liebende Gewalt in ſein Geſchick eingreifen könne. Für ihn und um ihn bloß zu leiden hätte ſie vielleicht nicht ertragen, doch für ihn handeln zu dürfen, das hob ſie empor, die reine Liebesflamme in der jungfräulichen Bruſt brannte fort, und in ihrem Licht erſchien Welt, Leben, Glück und Leid im harmoniſchen Licht und verklärt von Hoffnung ſtand das Jenſeits vor ihrem Blick.

Angelica wagte nicht mehr, ſich viel in der Umgegend ſehn zu laſſen, ſie hatte wahrgenommen, daß ihr aufgelauert wurde. Deßhalb verrichtete ſie gern ihre Andacht in der Waldcapelle, wo frühe Morgens ein frommer Prieſter eine ſtille Meſſe las, bey welcher nur ſelten ein hochbetagter Greis, oder eine vorübergehende Arme, angelockt von des Glöckleins Schall eintrat, um zu bethen. Meiſtens war die Waldcapelle leer.

Angelica ging faſt jeden Morgen hin. Sie brachte die ſchönſten Waldblumen, und die Zierden ihres kleinen Gärtchens von der Hütte, Roſen und Levkoyen, und ſchmückte damit ein Marienbild, das, aus Holz geſchnitzt, in einer alterthümlichen Blende ſtand. Die Capelle ſtand im tiefſten Wald überwölbt von tauſendjährigen Eichen, von jungen Blüthenſtauden umpflanzt, ein Brunnen rieſelte daneben durch das Geſtein, und die Nachtigallen liebten die tiefgrüne Einſamkeit dieſes Ortes, und bauten jeden Frühling dort. Es war herzerhebend hier zu weilen beym Hauch der duftenden Sommermorgenlüfte, beym melodiſchen Geſäuſel der hohen Wipfel und bey dem Funkeln der Morgenröthe das den grünen Raſen mit Purpurroſen beſtreute. Der einſame Wald wurde zum Tempel der Betrachtung, und zur Opferſtätte des Dankes für Angelica's ſanftes Herz; ſie dankte mit Thränen für das Glück, ein ſo leuchtendes Bild in der Seele tragen zu dürfen; ſie dachte hier beſeeligter an ihn, ſie fühlte ſich ihm hier näher. Eines Morgens, da Angelica hier vor Anbeginn der Meſſe kniend lag, ſchön verklärt vom Frühlicht, das durch die hohen Fenſter fiel, und vom goldnen Dämmerſchein der ewigen Lampe umfloſſen, unverſchleyert ihre Goldlocken zwanglos herabwallend, in einen dunkelblauen Shawl gehullt, wurde ſie von einem Eintre-

tenden wahrgenommen, der bey ihrem Anblick kaum einige Faſſung behielt. Es war Armand, der umherſtreifend ſeit Tages Anbruch, um das Lager eines Hirſches zu erſpähen, angelockt durch den Schein der Ampel und durch das anmuthige Funkeln der Fenſter der Capelle, die gen Oſten gerichtet waren, auch neugierig gemacht durch die weibliche Geſtalt, die er durch die offene Thür ſchimmern ſah, in die Capelle getreten war. Er kannte Jugendbilder des verſtorbenen Herzogs und Mariens, eine der ſchönſten Zierden der Jugend des Herzogs war ſein goldenes Lockenhaar geweſen, und in Allem war eine ſo wunderbare Verſchmelzung der Züge Mariens und ihres Gemahls in Angelica ſichtbar, daß jeder davon betroffen ſeyn mußte, der ſie gekannt. Indem trug Angelica's Geſtalt und Haltung das unverkennbare Gepräge vornehmen Anſtands und ſittiger Gewöhnung, welches der feine Sinn ihrer Mutter ſelbſt in der Einſamkeit ihr anzueignen gewußt. Dazu geſellte ſich noch der Umſtand, daß Armand erfahren, man ſey Angelica auf der Spur. Ihre Schönheit entzückte, ihre Frömmigkeit rührte ihn. Er war ein unverdorbenes, wackeres Gemüth. So wunderbar mit der Verwaisten zuſammen geführt, meinte er in dieſer Fügung einen Wink des Geſchickes zu erkennen, ritterlich an ihr zu handeln. Er trat zurück,

und wartete am Eingang der Capelle, bis Angelica ſie verlaſſen würde. Unbefangen, nichts ahnend, ging ſie nach der Meſſe hinaus und ſchlug den Fußſteig ein, der zu ihrer Hütte führte. Armand nahte ſich ihr. Er redete ſie in Ausdrücken an, die nur ihr deutlich ſeyn konnten, im Falle ſie die Geſuchte ſey, er verſicherte ſie zugleich ſeiner aufrichtigen Ergebenheit und ſeines Wunſches ihr Wohl zu befördern. Jede Verſtellung war Angelica fremd, und noch hatte ſie den Glauben an Wahrheit und Treue nicht eingebüßt. Sie blickte vertrauend und dankend zu Armand hin, ſie nahm ſeine Begleitung bis zur Hütte an, und erfüllte ſeine Bitte, ihn bey der Mutter einzuführen, von deren Leben noch die Familie nicht unterrichtet war. Maria nahm keinen Anſtand, dem geraden, offenen Weſen, dem muthigen und treuherzigen Blick Armands Vertrauen zu ſchenken, ſie dankte dem Himmel, der aus der Mitte ihrer Feinde einen Beſchirmer für Angelica erweckt. In Armands Weſen lag ſo viel Ernſt und ſo zarte Achtung für beyde Frauen, daß Maria ſeinen Dienſteifer für ſie nicht recht deuten konnte, ſie war ſehr erheitert, als er ſie nach dreyſtündigem Geſpräch, worin er ihr ſeine Plane für die Zukunft entwickelte, verließ. Ihr Hinſcheiden fühlte ſie herannahen, es beruhigte ſie unendlich, Angelica von einem nahen Ver-

wandten anerkannt und geschätzt zu wissen. Armand hatte nie die Plane und Listen seiner für seine Wohlfahrt so furchtbar thätigen Angehörigen gebilligt. Er hatte Abscheu vor dem Gedanken einer Verbindung mit Rosa gehegt, ehe er sie gesehn, ihr Anblick wandelte seine Abneigung in Leidenschaft, und doch zu stolz, einer Frau irgend etwas danken zu wollen, beschloß er ihre Neigung zu erprüfen, und sie ganz ihrem Herzen zu überlassen. Ob es ihm gleich nicht entgehen konnte, daß er Eindruck auf sie gemacht, würde er sich vielleicht vor seiner Abreise nach der Armee nicht erklärt haben, wenn nicht die Sorge für Angelica, deren Bekanntschaft er in der Zwischenzeit gemacht, ihn bewogen hätte, rasch zu handeln, und die Zügel zu ergreifen, um in der Folge nicht gehindert zu seyn, der Verwaisten ihr Recht zu sichern. Marie hatte ihn in ihrer geheimen Unterredung gebethen, diese edle Handlung bis nach ihrem Tode zu verschieben, damit des Herzogs Andenken nicht getrübt, und die Verlassenschaft von seiner zweyten Gemahlinn nicht gefährdet werde, und Armand hatte besonders des ersten Grundes wegen geglaubt, Mariens Willen ehren zu müssen.

Es war acht Tage nach ihrem ersten Zusammentreffen mit Armand, als Angelica, die seither ihre Mutter nicht verlassen können, eine freye Morgenstunde,

während die Mutter ſanft ſchlummerte, benützte, in die Waldcapelle zu gehn. Auch hatte Godefroi einen Brief von Max für Roſa in der Stadt abgehohlt, und ſie wollte ihr ihn in der Frühe zuſtellen, ehe die Leute im Schloß rege würden. Sie ſteckte den Brief in den Buſen, nahm ihren Schleyer, und ging in den Wald. Schon von fern ſah ſie die Capelle vom Schein der auf dem Altar flammenden Kerzen mit ungewöhnlichem Glanze leuchten, ein Weihrauchduft ſtrömte ihr entgegen, doch war alles ſtill. Sie glaubte irgend eine Gedächtnißweihe einer frommen Stiftung würde begangen, und beflügelte ihren Schritt um mitzubethen. O, Gott! rief ſie unwillkührlich mit dem höchſten Schmerz, als ſie Armand mit Roſa Hand in Hand nach dem Altare hingehen ſah, vor welchem der fromme Greis ſtand, der hier den Dienſt des Herrn obzuliegen pflegte. Armand erkannte die Stimme, er blickte hin, und Angelica wahrnehmend, ließ er Roſa los und ging freudig auf ſie zu. Er nahm ihre Hand, die ſie ihm, noch bebend von Erſtaunen, willenlos hingab; führte ſie an ſeine Lippen und ſagte ehrerbiethig: „Theure Couſine, eine höhere Fügung hat Sie in dieſem Augenblicke hieher geführt, um Zeuge meines Glücks zu ſeyn. Ich hatte mir vorgenommen, meine ſüße Braut noch dieſen Morgen zu Ihnen hinzubringen, und zwey Weſen mit

einander bekannt zu machen, deren Freundschaftband gewiß aufrichtig und von Dauer seyn wird." Angelica wurde immer bleicher, indeß Armand sprach, Rosa bebte sichtlich, und lehnte sich an einen Pfeiler. „Wir kannten uns schon" flüsterte Angelica halb bewußtlos und übermannt von dem Gefühl des Unglücks des geliebten Freundes fiel auch auf sie zerschmetternd der Schlag, der alle seine Hoffnungen knickte, und sie sank ohnmächtig nieder. Im Fallen entfiel der Brief, den sie trug, Armand hob ihn auf, las die Adresse an Rosa, und hoffend irgend eine Überraschung zu finden, theils auch verwirrt von dem Bezeigen Angelica's, wollt' er ihn aufbrechen, als er sich besann, und ihn mit fragendem Blicke Rosa überreichte. Die Unglückliche war vernichtet. Zum Schweigen und zum Sprechen war es gleicher Maßen zu spät, jetzt wollte sie Alles über sich ergehn lassen, zu dem hatte es sie stark und furchtbar ergriffen, daß die Sängerinn die Tochter des Herzogs sey. Sie verhüllte ihr Gesicht und sagte zu Armand: „Lies selbst, und richte mich nicht zu streng." Betäubt nahm er das Schreiben und las:

„Geliebteste Rosa! eine innere Stimme sagt mir, daß ich es noch wagen darf, jene liebevoll vertrauliche Sprache fortzuführen, in welcher ich dir so oft mein Herz aufgeschlossen. Gerüchte, die mich

wahnſinnig machen könnten, ſind ſeit einiger Zeit hier im Umlauf. Wie feſt begründet ſie ſcheinen, wie unbedingt ihnen ein jeder Glauben beymißt, ich ſtoße ſie widerſtrebend von mir. Mein Vertrauen auf dich iſt ſo unumſchränkt, daß ich mich von einer wirklichen Aenderung deiner Geſinnungen nicht überreden kann. Wie könnteſt du jahrelang beſchworne Treue brechen, mit freywilligen Eiden ſpielen, mein Herz kränken, dich auf die Bahn der Entweihung hin verirren? Müßte nicht vor deinen Augen das Bild der verehrten Todten aufſteigen, die noch im Sterben unſern Bund geſegnet, die beruhigt von hinnen ſchied, da ſie mich durch deine Liebe und Treue glücklich wußte? Wie könnteſt du die Opfer ohne Zahl, die ich deinem Willen, deiner Lage gebracht, die dein Herz zu erkennen ſchien, vergeſſen haben? — wär' es möglich! Sollte unſere Trennung, die Schlauheit deiner Angehörigen die Leidenſchaft deines Bewerbers einen Kampf in dir erzeugt haben, welchen Alles was dich umgibt, mit Eifer und Macht zu unterhalten ſtrebt? O Roſa! ſo wirſt du ſiegreich aus dieſem Kampf hervorgehn! Deine Liebe zu mir wird mit voller Kraft wieder erwachen, wenn du die Treue und Ausdauer der meinigen erwägſt, und

wenn du dir die Augenblicke zurückrufst, wo du dir nur an meiner Hand eine glückliche Zukunft träumen konntest. Du bist vielleicht jetzt betäubt, getäuscht, aber schwinden werden die Nebel, die dich umhüllen, und rein und freudig wirst du zurückkehren an meine treue Brust."

„Rosa — und wenn es möglich wäre — wenn du die Treue gebrochen, wenn alle deine Verheissungen, seit Jahren vereint mit deinem letzten Brief, der mich so beseligt, so erhoben, nur Trug und Schein gewesen, o, so erfulle auch meine letzte Bitte — lasse mir durch dieselbe Hand, die mir so oft die seligsten Genüsse bereitet, auch mein Unglück verkünden, du selbst schreibe mir die furchtbare Gewißheit nieder, die meine Rechnung mit den Menschen abschließt, die meinen Glauben an Tugend und Treue fur immer vernichtet, und meine Ruhe und mein Glück auf ewig zerstört."

„Max von Minigerode."

Als Armand diesen Brief gelesen, warf er ihn zu Rosa's Füßen hin, heftete einen vernichtenden Blick auf sie, rief mit zerschmetternder Stimme: Auf ewig Lebewohl! und stürmte von dannen. Im Schlosse angelangt warf er sich auf sein Roß, gab seinem Diener Befehl, ihm in das Hauptquartier nachzukommen, und

verließ die Seinigen ohne Abſchied. Roſa's Verrath an Max und an ihr zugleich hatte ihn in tiefſter Seele empört, ſeine Liebe war in Abſcheu und Verachtung umgewandelt, ſein Glaube an Würde und Unſchuld in weiblicher Bruſt war dahin. Roſa erhohlte ſich von dem Schlag, der wie aus heitrer Luft auf ſie niedergefallen, mühſam in Angelica's Armen. Dieſe verſchonte die Verirrte mit Vorwürfen, ſie ſchwieg und litt entſetzlich in der Vorſtellung, wie der edle Minigerode dieſen Meineid, dieß Übermaß der Falſchheit und Verſtellung bis zum letzten Augenblick, der die Treuloſigkeit krönen ſollte, tragen würde. Sein todtwundes Herz, das ſo glühend an der Mutter gehangen, und ihren Verluſt kaum tragen konnte, ſollte nun der letzten Stütze beraubt werden. Wer ſollte ihm die Wahrheit enthüllen, und welche Schonung war zart genug, um nicht in ſein Herz einzuſchneiden? In ſolche Überlegungen vertieft, geleitete Angelica, ſelbſt bleich und zitternd, Roſa bis in die Nähe des Schloſſes, ſie war unfähig, eine ihrer Fragen zu beantworten, ihre Gedanken verwirrten ſich. Wohl vernahm Roſa alles Strafende und Verdammende, was in dem beredten Schweigen der ſanften Vertrauten lag, doch die Schnellkraft des Leichtſinnes half ihr über die Bitterkeit dieſer Augenblicke hinweg. Von Neuem begann ſie ſich bloß für

unglücklich, nicht für schuldig zu halten, und das Bewußtseyn ihrer unwiderstehlichen Reize weckte in ihr eine stille Hoffnung auf künftiges Glück. Kalt und stolz schied sie von Angelica, und eilte wenig Tage nach dieser Catastrophe nach Paris, wo sie in den Zerstreuungen der großen Welt die letzten leisen Warnungen der innern Stimme übertäubte. Unter strömenden Thränen schrieb Angelica an Max, der Hauch der Liebe in ihren Worten wehend, machte diese mild und schonend, und erhob des Jünglings gebeugtes Gemüth. Angelica hatte ihm nichts von ihrem Geschick verhehlt, und ihm den Entschluß verkündet, den Schleyer zu nehmen. Zu jener Zeit gab es noch Zufluchtsorte wohin ein wundes Herz all seine Schmerzen hinflüchten konnte. Minigerode beschloß dem Beyspiele seiner liebevollen Freundinn zu folgen. Er trat in einen Orden, und endete im glorreichen Kampf gegen heidnische Corsaren sein Leben. Armand fiel als Held in Flandern, und Rosa lebte im Weltgewühl fort, ihr edleres Selbst hatte sie früh schon überlebt, späterhin hatte sie auch noch den Kummer ihre Schönheit zu überleben.

Angelica begab sich nach dem Hinscheiden ihrer Mutter in eine Stiftung der barmherzigen Schwestern, wo sie heiligen Pflichten für die Menschheit, und dem

reinen Angedenken ihrer Liebe lebte. Sie ſchonte ſo wenig ihre Kräfte, daß ſie noch in blühenden Jahren ein Opfer ihres Eifers wurde. Ihre letzten Lebenstage wandte ſie darauf an, ihre Geſchichte zu ſchreiben; ihr Ende war ſüß und leicht, die entfeſſelte Seele ſchwebte entzückt zur Heimath auf, wo ſich die Liebe wieder findet.

Haugwitz und Contarini.

Es war bey Anbeginn des Winters 1675 als der tapfere Oberſtlieutenant von Haugwitz mit ſiebenhundert Schleſiern in die Citadelle von Dachſtein im untern Elſaß einrückte, die durch den Anmarſch der Franzoſen, vom klugen und braven Marquis von Vaubrun angeführt, nahe und furchtbar bedroht war.

1633 hatten die Schweden den Ort erſtürmt, früher hatten ihn wechſelweiſe Straßburger und Lothringer eingenommen. 1640 hatten ihn die Schweden den Straßburgern beym Friedensſchluß wieder zurück gegeben, und er ſtand nun wieder unter des Stiftes Obhuth. Seine frühern Mißgeſchicke bewieſen daß er ſchwer zu vertheidigen ſey, jederzeit nur der würdigſten Obhuth anvertraut, hatte weder Klugheit noch Tapferkeit ihn vor dem Feinde ſchützen können. In einem Sumpf, von ſchlammichten Gräben umzogen, tief, öde und dumpf lag die Citadelle — Haugwitz war es unheimlich zu Muth, als er ſeinen Einzug hielt, doch bald erheiterte ihn der fröhliche Bewillkommungsgruß, womit der lebensfreudige Girolamo Contarini, ſo wie Fres-

cobaldi, Clerey und Rothkirch dem neuen Commandanten entgegen eilten.

Luſtig mein ſchleſiſcher Kriegsheld! rief ihm der ſchöne Contarini entgegen, die trüben Sümpfe hier ſollen die Gruft der Feinde unſers Herrn und Kaiſers werden! Laßt ſie nur anrücken, die luſtigen Franzoſen! Wir ſchicken dem ſtolzen Ludwig auf's Höchſte Einen heim, der gut laufen kann, ihm zu verkünden, daß die Uebrigen geblieben ſind.

Herr Camerad, fiel Haugwitz ein, ich meine, blinde Zuverſicht iſt kein guter Bundesgenoſſe, und der gefährlichſte aller Feinde iſt der, deſſen wir nicht achten! die Franzoſen haben leichten Sinn, aber das Herz am rechten Flecke; der Augenblick iſt ihre Gottheit, und was iſt dem Soldaten erſprießlicher als ſich dem Augenblick hinzugeben?

Die Wahrheit dieſer Bemerkung mochte Contarini einleuchten, er ſagte ablenkend: Herr Bruder, die Franzoſen ſind noch nicht da; treffen ſie ein, und ſchlagen ſich gut, deſto mehr Ehre für uns, wenn wir ſiegen; jetzt aber wollen wir auf angenehmere Feindſeligkeiten bedacht ſeyn — wir alle gehen dieſen Abend nach Straßburg zu dem Hof des Herzogs von Lothringen, es wird dort getanzt; wie wär's wenn Ihr mitkämt, edler Haugwitz?

Noch heute will ich die Festungwerke besichtigen, sagte Haugwitz, ernst, und nur unvollkommen eine Regung des Unmuths verhehlend, und setzte hinzu: Mir scheint es daß wir die Freude nicht als Nahrung, sondern nur als Würze des Lebens betrachten dürfen, die mit Sinn und Maß angewendt seyn will. Gleichwohl will ich meinen Antritt nicht damit beginnen, Freuden zu stören; der Commandant vergönnt seinen jungen Freunden den Ausflug nach Straßburg und wünscht ihnen viel Vergnügen und schöne Tänzerinnen!

Somit neigte sich Haugwitz gegen die Officiere und zog sich rasch in seine Zimmer zurück.

Ein Stock! rief der feurige Rothkirch ihm nach. Ein Bär aus dem deutschen Norden! murmelte Frescobaldi, doch Contarini fiel ein: Nein, er ist ein Ehrenmann und läßt mich heute mein Mädchen seyn! Alle lachten. Sie eilten um sich zum Fest zu schmücken, und den glühenden Haß gegen französische Macht und Nation, von dem sie so viel sprachen, hinderte sie nicht, sich mit Pariseressenzen zu besprengen, und mit niedlichen Tändeleyen von Paris auszuschmücken, so, daß sie duftend und prangend in die hellerleuchtenden Säle traten, wo der Herzog von Lothringen ein prachtvolles Fest gab.

Agnes, die ſchönſte und jüngſte der Hoffräulein der edlen Herzoginn, war franzöſiſcher Abkunft, aus altem, edelm, durch trübe Mißgeſchicke gebeugten Geſchlecht, die letzte ihres berühmten Nahmens. Leuchtend in eben aufgeknoſpter Jugendfülle, ſchien ſie ein mit überirdiſchem Reiz begabtes Weſen, da ihr Geiſt, ihre Anmuth, ihre Talente ſich in ihr zu einem Ganzen vereinigten deßgleichen jene Zeit kaum aufzuweiſen hatte. Reich geſchmückt mit den Geſchenken der Herzoginn, die ihr mütterlich vor Allen hold war, überglänzte ſie alle anweſenden Damen, und nichts war der Grazie zu vergleichen, welche ſie beym Tanz entfaltete. Doch ſie ſchien nicht zu wiſſen, wie wunderherrlich ſie ſey, und ihre anſpruchloſe Beſcheidenheit war der entzückendſte ihrer Reize.

Wer den hochſchlanken, feurigen Contarini neben Agnes in den Reihen hinſchweben ſah, der hielt Beyde für einander geſchaffen. Auch war Contarini als ein kuhner, verwegner Kriegsheld berühmt, und alle Schönen blickten ihn günſtig an, denn Tapferkeit iſt der Schmuck des Mannes.

Auch Agnes ſchien dem ſchönen Italier Contarini den Vorzug vor allen Andern zu geben, die ſich um ihre Huld bewarben. Contarini mußte ſich für begünſtigt halten, da er der Einzige war, den Agnes nicht

zurück ſtieß. Sein ganzes Weſen athmete ſelige Trunkenheit der befriedigten Liebe. Seine Ritterlichkeit machte ihm ſtrenge Ehrfurcht gegen die Dame ſeiner Gedanken zur Pflicht, je mehr er ſich für ausgezeichnet von Agnes erſah, je zarter und ernſter benahm er ſich gegen ſie. Reine Frauen haben Sinn für ein ſolches Bezeigen, und verſtehn es gar wohl; Agnes hielt deßhalb den Grafen nur höher, noch liebte ſie ihn nicht, allein er gefiel ihr beſſer als die Uebrigen, und ſie wollte es ihm nicht verhehlen.

Contarini fand Agnes an dieſem Abend trübe geſtimmt, er wagte ſie zu fragen, was ſie beunruhige.

Meine Landsleute nahen ſich dem deutſchen Boden, ſprach Agnes, ſie werden dieß ſchöne Land mit Mord und Verwüſtung überziehn; ſie werden hier zu Grunde gehn, oder ſiegen, an einen milden Ausgang iſt nicht zu denken. Wie nun die Looſe auch fallen, ſo fällt mir das Meine nur zu Leid, denn hier habe ich eine zweyte Heimath gefunden, und mein Herz hängt zugleich an Frankreich und ſeiner Waffen Ruhm. Wie ſollt' ich das gute, ſchöne Deutſchland nicht lieben? Es nahm mich Verlaſſenen auf, es war die Wiege meiner fröhlichen Jugendtage, es gewährte mir Ruhe, Glück, Hoffnung, und alle Wonnen der Freundſchaft und Herzlichkeit. Während meine Landsmänninnen in düſtern Klo-

ſtermauern ihre Kindheit und Jugend fern von Verwandten und Freundinnen durchſeufzen, bis eine Heirath, oft eine unglückſelige, ihnen die Pforten der großen Welt öffnet, habe ich hier glücklich meines Frühlings genoſſen, in Unſchuld und Frieden, von Liebe und Freude umringt. Doch im tiefſten Innern wünſche ich meinen Landesgenoſſen den Sieg über die Deutſchen. Ich höre oft rühmend von deutſchen Frauen ſagen, ſie haben ein deutſches Herz — wie nun, wenn ich ſtolz darauf wäre, ein franzöſiſches Herz zu haben?

Wohl, entgegnete Contarini, doch Frankreich hat dieſen Krieg ungerechterweiſe begonnen. — Mag es ſeyn, unterbrach ihn Agnes mit Lebhaftigkeit, ſind doch meine Landsleute außer Schuld! Sollen ſie darunter leiden? O, nein! Möge ihr Heldenmuth, ihre Ausdauer, ihr Gewinn die Flecken der Unternehmung austilgen, denn zuletzt hat doch das Recht, wer das Glück hat!

Hoch glühte Agneſe bey dieſen Worten. Seltſames Mädchen, flüſterte Contarini. Doch, ihr ſelbſt ſcheint mir heute nicht fröhlich, fiel Agnes ein. Ich bin ſeltſam verſtimmt, ſagte Contarini, weil unſer neuer Commandant heut, wie ein Geſpenſt in meine freudige Erwartung hineingeblickt hat; Er konnte heute ſo glücklich ſeyn, wie wir, und er hat es ausgeſchlagen! In-

deß wir hier in dem lieblichſten Kreiſe aus allen Heſen der Kriegsnoth und Qual unſerm Leben einen reinen Tropfen Honig abgewinnen — was ſag ich, Honig? Lethe! allen Harm zu vergeſſen, windet ſich der arme Commandant mit Fackeln durch die engſten Schluchten des moraſtigen Dachsbaues und macht Berechnungen und Anſchläge, die alle ſo gut wie gar nichts ſind! Alles Grübeln iſt vergebne Mühe, nichts können wir im Voraus berechnen; jedes Ereigniß, was da kommen ſoll, tritt unerwartet, und ganz anders, als wir es uns gedacht vor uns hin, und des Augenblickes Eingebung iſt höher als alle Grübeley.

Das iſt ja recht franzöſiſch gedacht, Girolamo, lächelte Agnes. Sie both ihm nun freundlich die Hand und ſchwebte mit ihm durch die langen Reihen. Contarini blieb den Abend über ernſt und bewegt, denn tief hatten Agneſens Aeußerungen ihn ergriffen, doch fühlte er ſich glücklich in ihrer Nähe zu ſeyn. Die Nacht verging flügelſchnell.

Der nächſte Sonntag war zu einem neuen Ball angeſetzt. Denn der Herzog ließ ſich's angelegen ſeyn, dem Feinde zu zeigen, daß ſeine Annäherung den frohen Muth der Elſaſſer nicht beuge. Agnes hatte der Herzoginn erläutern müſſen, warum ſie ſo lange und angelegentlich mit Contarini geſprochen, und dabey von

Haugwitz berichtet, deßhalb rief die Herzoginn den Dachsteinern zu: Ihr Herren, bleibt uns am Sonntag nicht aus, und bringt dem Commandanten unsern gnädigen Gruß und Einladung zum Tanz! Wir lieben die Schlesier! Sie sind ernst und sittig, fest und treu, hochherzig, wie ihre Felsen, und klar und kräftig, wie ihre Quellen! Und wie sollte ein Haugwitz seinen edeln Landsleuten nicht an Trefflichkeit gleichen?

Wörtlich verhieß Contarini den ehrenvollen Gruß auszurichten; er schied, glühend von Hoffnungen, die Agnes sanften Blick in ihm entzündet.

Die frohsichen Genossen ritten so scharf zu, daß sie die beschneyten Thürme der alten Citadelle noch geröthet vom Morgenschein sahen, als sie eintrafen; sie eilten sogleich zu Haugwitz.

Ernst und trübe kam ihnen der Commandant entgegen.

Eine schwere Aufgabe, rief er aus, dieß Nest zu vertheidigen! Von allen Seiten ist ihm beyzukommen, und wir haben die Erfahrung, daß der Entschlossenheit und Uebermacht hier alles gelingen muß. Weh jeder Festung, die in einer Ebene liegt, und nicht wenigstens von einer Seite mächtig geschützt wird!

Laßt doch, Commandant! jubelte Contarini. Unsre Herzen sollen die Anhöhe seyn auf deren unüberwind-

lichen Wällen die Feſte thronet! Ihr müßt die Schwierigkeiten nicht ſo hoch anſchlagen! Der Feind hat Arbeit unterwegens, die deutſchen Kriegsheere halten ihn in Maſſe auf, einzeln ſchlagen ihn die Bauern todt. Hier hält ihn die Müdigkeit, dort der Hunger feſt, halb aufgerieben kommt er vor unſre Baſtionen, hier wollen wir ihn zu ſchaffen machen! Sonntag iſt wiederum ein Feſt in Straßburg, wir alle ſind geladen, von der gnädigen Herzoginn ſelbſt, und auch ihr, Commandant! Ich kann Euch unmöglich die allerliebſten Sachen wieder berichten, welche mir die Herzoginn an Euch aufgetragen, denn ich bin ganz eiferſüchtig darauf. Wir Alle haben ſeit Monden mit unſern Beiferungen nicht den zehnten Theil von der Huld erlangt, die Ihr durch ein einziges Wegbleiben. Was ſagte die edle Herzoginn? fragte Haugwitz geſpannt. Was hilft's! entgegnete Contarini, ihr kommt nun einmahl nicht! Ho, ho! rief Haugwitz, Ihr bildet Euch wohl ein, weil ich beherzt bin, hab' ich kein Herz? Dieſe Woche muß hier die dringendſte Arbeit gethan ſeyn, und dann geh' ich gern nach Straßburg an den Hof, und erhohle mich von der Mühe an ſchönen Blicken, denen ich Zeit meines Lebens nicht Feind geweſen!

Ihr ſeyd vermählt, Commandant? fragte Contarini:

Witwer bin ich, lieber Graf, und nie werd' ich meines Weibes vergessen, entgegnete Haugwitz, und sein flammendes Auge funkelte feucht. Nie werd' ich ihres Gleichen wiederfinden, nirgend lebt solch' ein hohes fußes Geschöpf voll Anmuth und Klarheit, voll Gluth und Schüchternheit, kindlich und heldenmüthig wie meine Agnes — Agnes? unterbrach Contarini, hocherröthend. Kennt ihr eine Agnes? liebt Ihr eine? forschte Haugwitz — Ja, rief Contarini, ich kenne eine! Sie ist die Blume von Lothringens Hof, schlank und hoch, wie die Lilie, und wie das Veilchen süß, ihre dunkeln Locken, Zauberschlingen, in denen die Seele sich fängt, umweben das blühende Angesicht, des feinen zartgeaderten Halses Schnee. Ihr Wuchs ist wonniglich und prachtvoll zugleich. Ihr kleiner Fuß scheinet kaum die Erde zu berühren; ihre Hand ist eine Frühlingblüthe, doch, wovon kann man noch sprechen, wenn man ihre Augen gesehn? kann man sich schwarze Sonnen denken? Nein! doch das sind ihre Augen. O, in dunkeln Augen wohnt das tiefste Geheimniß der Schönheit!

Ihr werdet ganz zum Dichter, lächelte Haugwitz, doch das nimmt mich nicht Wunder, denn Ihr liebt!

Die jungen Officiere wurden durch ihres Commandanten Geschäftigkeit so angeregt, daß sie Straßburg

und des Balls darüber bald vergeſſen hätten, bis zu ſeiner Ankunft in Dachſtein war die Sache mechaniſch betrieben worden, jetzt kam Geiſt und Leben in die Thätigkeit der Beſatzung der Citadelle und Form und Norm in die Mithülfe der Bewohner des Städtchens. Eine unüberwindliche Schwierigkeit, both die Weſtſeite der Citadelle dar, tiefer liegend, als die übrigen Werke, war das der Weſtſeite zugleich von weit ſeichterer Fluth umſpühlt, es zu erhöhen, hätte einen Zeitraum erfordert, denn der nahe Anmarſch der Franzoſen nicht geſtatten konnte, und die Beſatzung, welche hier an dieſen Punct geſtellt werden mußte, war ſo gut wie aufgeopfert.

Hätten wir hier den Niemandsfreund von Breyſach, rief ein ſilberlockiger Greis dem Commandanten zu, er würde uns gute Dienſte leiſten! Wer war der Ehrenmann? fragte Baron Rothkirch, und woher kennſt du ihn, alter Freund? das war, berichtete der Greis der Bruder vom Ketterlein von Enzheim, ſo die Feſtung Breyſach vor vierzig Jahren gegen den mannhafteſten Bernhard von Weimar vertheidigen half, und ich bin mit dabey geweſen, die Stücke hättet Ihr ſehen ſollen, edle Herren! Solche koſtbare Feldſchlangen, Hagelſtücke, Falkenetlein, Scharfethürnlein, Quartierſchlangen und Feuermörſer, deren etliche über hundert

Pfund warfen, macht man jetzt nicht mehr, es war eine Luſt ſie ſpielen zu laſſen! Über 80,000 Mann hat dem Feind und dem Freund zuſammen die Belagerung gekoſtet 1,100000 Rthlr. ſind allein auf die Belagerungswerke verwendet worden, doch nach der Eroberung wurden ſie alle zerriſſen, verſprengt und abgeſchleift. War es nicht die entſetzliche Zeit, fragte Banner mitleidig, wo die Hungersnoth ſo groß geweſen? das wollt' ich meinen, fiel der Alte ein, und mit Gottes Hülfe könnt' es in Dachſtein auch noch ſo weit kommen, wenn wir die ſchönen Stücke hätten! Eine Ratte kam einen Gulden, eine Kuhhaut 5 Gulden, es ſind mehr als 2000 dergleichen Felle verſpeiſ't worden, kein armer Hund war ſeines Lebens mehr ſicher, und keine Katze würde verſchont; für ein dreypfündiges Brot wurden Kleinodien hergegeben. Der Kalk wurde von den Mauern gekratzt und verzehrt; acht Kinder an einem Tage verſchwanden, und niemand hat ſie wiedergeſehn — ja, zu Titus Belagerung von Jeruſalem's Zeiten ſind nicht ſo jämmerliche Tage geſehn worden, als in meiner unglücklichen Vaterſtadt 1638 vom Junius bis October!

Wie konnte ein ſolcher Hauptplatz nicht beſſer proviantirt ſeyn, fragte Haugwitz:

Er war es über die Maßen wohl, berichtete der Alte, und nur durch allzugroße Vorsicht ist er in das Elend gekommen. Die Breysacher wußten, daß der Bernhard nicht zur Kurzweil Belagerung hielt; sie gingen allzuknapp mit dem Proviant um, und die Soldaten hatten Hunger und Langeweile. Es beredeten sich mehrere in das Magazin einzubrechen und sich privatim zu proviantiren. Sie kamen auch glücklich hinein, und tappten, sich mit Schwefelhölzern leuchtend, in den Gewölben umher; hier nahmen sie etliche Fässer wahr, von denen sie glaubten, es sey Mehl darin, sie öffneten eines derselben, es war Schießpulver, ein Funken flog hinein, das Schießpulver fing, und sprengte das ganze Magazin mit 80 Tonnen Pulver und 400 Viertel Korn in die Luft. Der Schade war unermeßlich, vierhundert Menschen waren das Opfer, vierzig Häuser sprangen in Stücke; zwölf der unglücklichen Soldaten, welche das Magazin eröffnet, wurden durch die Explosion getödtet, zwey retteten sich, doch der Commandant, Oberst Steinach, ließ sie hinrichten. Wenn die vierzehn armen Schelme gewußt hätten, daß sie nur noch zwey Tage leben sollten, sie würden nicht so besorgt um Proviant gewesen seyn. ich habe noch selten größeres Uebel entstehn sehn, als durch übertriebene Vorsicht!

Das iſt's ja, rief Contarini beyfällig, was ich immer und immer ſage! Und was mich nicht irre macht, fiel Haugwitz ein. Jene handelten pflichtvergeſſen, daher kam ihre Strafe ihnen gerechter Weiſe zu, wir, die wir unſre Pflicht erfüllen, indem wir nichts aus der Acht laſſen, und keine Stunde verlieren, mögen nun ſiegen oder zu Grunde gehn, ſo geſchieht es mit Ehren. Nur hungern ſoll mir Niemand, darin tadle ich die Breyſacher, und dieß ſcheinte mir die rechte Moral von des Alten Erzählung zu ſeyn. Wir ſind auch noch nicht umzingelt, bemerkte Frescobaldi. Wohl! entgegnete Haugwitz, darum friſch an die Vorräthe, und neue herbeygeſchafft, damit die Arbeiter gutes Muthes bleiben!

So tief ſchien Haugwitz in ſeine Geſchäfte verſenket, ſo ganz von ſeinem Eifer hingenommen, daß ſeine jungen Waffengenoſſen erſtaunten, ihn am Sonntag recht angelegentlich mit den Zurüſtungen zum Ritte nach Straßburg beſchäftigt zu ſehn. Aus dem Wuſt der Rawelinen und dem Schlamme der Caſematten ging der hohe Mann, ſchön und freudig hervor, als hätte die helle Stirn nie eine Wolke getrübt. Seine Heldengeſtalt leuchtete in der ſchönſten Reife männlicher Kraft, und mächtig gebiethend und unwiderſtehlich, hinreißend ſtrahlte ſeines Geiſtes Feuer aus den großen tiefblauen

Augen hervor. So trat er, kriegeriſch und würdevoll mit früh erkämpften Ehrenzeichen geſchmückt, in des herzoglichen Schloſſes hellglänzenden Saal. Ein Fliſtern ging bey ſeinem Eintritt durch die Verſammlung, alle Blicke blieben auf der herrlichen Erſcheinung haften.

Agnes hatte vor ſeinem Eintritt ſchon oft nach der Thür hingelauſcht, ſie geſtand es ſich ſelbſt nicht, daß ſie Contarini erwarte, und fühlte ſich, da ſie der Fremdling ſtatt ſeiner kommen ſah, mächtig betroffen. Bald nach ihm ſah ſie Contarini und deſſen Freunde eintreten, die Vergleichung drängte ſich ihr unwillkührlich auf, alles um ihn her wurde durch Haugwitz verdunkelt, Agnes ſah ſeinen raſch umherirrenden Blick auf ſie verweilen, und ſein hochaufleuchtendes Auge ſchien zu ſagen: Dieſe, oder keine!

Haugwitz nahte der Herzoginn, der ihm der Kämmerling vorſtellte, er bezeigte ihr dankbare Verehrung für die Huld ihrer Einladung und die Ausdrücke gefälliger Sitte floſſen, wohl klingend von dem feinſten Munde, wie wenn ein friſcher Weſtwind, der gewaltigen Eiche Wipfel melodiſch durchſäuſelt.

Agnes ſtand innerlich bangend vor ſeinem Blick an ihrer hohen Pflegemutter Seite. Ihr ſeyd mir ein theurer Gaſt, edler Haugwitz, ſprach die Herzoginn,

und ich wünsche, daß es Euch hier in Straßburg behage. Möchtet Ihr hier Eures Dachsteines vergessen.

Wie wäre das möglich, Euer hochfürstlichen Gnaden? entgegnete Haugwitz, da Ruhm und Ehre, Leben und Heil an jenem Platze haften, da ich dort den ersten Kranz meiner Laufbahn erringen — oder — untergehn muß — setzte er dumpf hinzu, und ein Schauder durchzuckte ihn.

Welche Ahnung, rief unwillkührlich die Herzoginn, da sie ihn plötzlich erbleichen sah, auch Agnes wurde blaß. Haugwitz entging dieß nicht, und plötzlich, wie von einen Blitzstrahl durchzuckt, hocherglühend rief er aus. Ja, edle Fürstinn! Ihr habt Recht, zur schönen Stunde soll man der ganzen Welt vergessen, oder wünschen, daß es die letzte Lebensstunde sey, denn was soll noch das Leben, wenn schale hinterdreinkommen? Freudig blicket man, ausgerüstet mit Erinnerung und Hoffnung den Feuerschlünden entgegen, aus welchen uns die Loose zu Glück oder Weh fallen, der Krieg ist das trefflichste Hazardspiel, und das Einzige, das nicht verbothen ist!

Und augenblicklich wandte sich Haugwitz gegen Agnes, sie um den ersten Tanz zu ersuchen, hocherröthend reichte sie ihm die Hand. Es konnte ihm nicht unbemerkt bleiben, welch ein freudiges Gemurmel durch

die Menge der Zuſchauer flog, als ſie an des Herrlichen Seite leicht, wie ein zartbewegtes Roſenblatt durch die Reihen ſchwebte. Wie hochſchlank Agnes auch war, mußte ſie noch hoch zu ihm hinaufblicken, ſein ſtrahlendes Auge ruhte feſt und innig auf ihrer Huldgeſtalt. Er ließ ſie für den Abend nicht mehr frey, und gleichſam als riſſe eine unſichtbare Gewalt ſie unwiderſtehlich hin, blieb ſie gefeſſelt an ſeiner Seite. Sie fühlte ihr Herz an ſeinem Blicke ſich erſchließen, wie die Knoſpe im Sonnenlichte, Schmerz und Wonne, nie geahnt, durchzuckten ſie ſtürmiſch, das ganze Leben war ihr neu, ſie war, wie aus tiefen Schlaf erwacht, in eine Wunderwelt verſetzt, und wußte nicht wohin mit dem Andrang von mächtigen Gefühlen in dem jungen Herzen, das bis dahin ſo ſanft nur geſchlagen. Contarini hielt ſich, ſtreng ſie beobachtend, verborgen, Agnes gedachte ſeiner nicht mehr, als hätte ſie ihn nie gekannt.

Beym Scheiden nahm Haugwitz Agneſens Hand, hielt ſie in der Seinigen und ſprach: Euer Nahme, zartes Fräulein? Agnes — flüſterte ſie und ſah ihn haſtig erſchrecken. Agnes! wiederhohlte Haugwitz. Der Nahme iſt mir in die Seele geprägt; Leben, Liebe, Tod, Schmerz und Wonne haben ihn mit Flammenzügen in meine Bruſt geſchrieben. Ich hatte ein Weib

ſie war Euch ganz ähnlich, ſie hieß Agnes — auf Wiederſehn, Engelbild? — er drückte ihre Hand an die glühenden Lippen, an das hochſchlagende Herz, und enteilte, träumerlich blickte ſie ihm nach.

Schweigend eilten die Krieger nach Dachſtein zurück durch die ſternbeſäte, ſtille Winternacht. Contarini ſuchte Haugwitz zu vermeiden, doch dieſer lenkte gefliſſentlich ſein Roß zu ihm heran.

Camerad, flüſterte er ihm zu, ich habe Euch nicht mit der Schönen geſehn, die ihr ſo feurig geſchildert hattet. Den Spott duld' ich ich nicht! rief Contarini ganz empört. Verſteht mich recht, fiel Haugwitz begütigend ein, ich habe beym Abſchiednehmen vernommen, daß meine holdſelige Tänzerinn Agnes heiſſe, doch der Agneſen gibt es mehr, und, wenn ich mich irgend heut nach Schönen umgeſehn, hätt' ich vielleicht noch eine Schonere erblicket, als dieſe.

Aeußerſt verbindlich für ſie, höhnte Contarini, es würd' ihr ſchmeichelhaft zu hören ſeyn.

Ihr meint ihre Schönheit habe mich angezogen, Contarini? Nicht doch, es war eine wunderbare, ganz vollendete Aehnlichkeit mit meiner Agnes, es war, als ſäh ich ſie ſelbſt, lebendig vor mir ſtehn.

Die Aehnlichkeit, rief Contarini, iſt nicht ſchwer zu erklären, Agneſens Mutter war, wie ich mich erin-

nere eine Elſaſſinn aus dem Stamme der Hz. und Ihr habet mir geſagt, daß Eure Gattinn eine Hz. geweſen.

Der Nahme Agnes, den ſie mir nannte, als ich ſie beym Scheiden fragte durchzuckte mich, wie ein Blitz, ich erinnerte mich alſogleich Eurer Schilderung einer Agnes, die Euch theuer geworden, und die unverkennbare Aehnlichkeit mit meinem verklärten Engel, machte mich wünſchen, daß ſie nicht dieſelbe ſey, die Ihr gemeint, Contarini. Seht! wenn ſie Euch jemahls Hoffnung gegeben, ſo tret ich zurück.

Wenn ihr ſanfte Blicke, holde Worte minder Strenge als gegen Andere Hoffnungen nennt, ſo dürft' ich mich rühmen, daß ſie mir viele gegeben, doch mehr nicht, als das, denn nie habe ich ſie, wie heut geſeh'n, außer ſich ſelbſt geſetzt, alles vergeſſend allen entfremdet, glühend, bebend, hingenommen. Ich war in Verzweiflung, ich ſchwor Euch Untergang, doch, wenn Ihr ſo herzlich, treulich Rechenſchaft gebt, und es ſo ehrlich meint, wo ſoll ich denn hin mit meinem Groll?

Haugwitz ergriff Contarini's Hand, ſchüttelte ſie kräftig, und rief: Ihr habt, meiner Treu ein deutſches Herz, und ich muß Euch lieben! Laßt uns eine ritterliche Abrede ſchließen! Keiner von uns ſage dem herr-

lichen Mädchen von Liebe und ſtrebe ein Jeder ihrer werth zu ſeyn. Ganz frey ſey ihre Wahl dereinſt, wenn die Stunde ſchlägt, wo man mit Ehren wieder an ſeine Herzensangelegenheiten denken kann! Es ſey! rief Contarini, und ein Handſchlag beſiegelte den Bund.

Haugwitz faßte den Entſchluß Agnes nicht fürder aufzuſuchen, bis der Feind bezwungen. Näher rückte die verhängnißſchwangre Wolke.

Am 14. Januar lud der Herzog den Commandant und ſeine Gefährten ſo angelegentlich zum Feſte, daß es unmöglich fiel, auszuſchlagen. Er wollte vor der völligen Annäherung des Feindes noch einmahl fröhlich ſeyn; ein köſtliches Banquett, wozu der ganze Adel der Stadt und Umgegend geladen, ſollte Zeugniß von dem frohen Muth der bedräuten Gegend ablegen. Nur allzugern geſtand ſich Haugwitz, er müſſe erſcheinen.

Schon gegen Mittag ging es nach Straßburg, Haugwitz wurde ſein Platz neben Agneſen angewieſen. Kaum wagte er mit ihr zu ſprechen, doch ſein Erröthen, ſeine ſichtliche innere Bewegung, der milde Laut ſeiner Stimme, der von innerer Seligkeit Kunde gab, ſprach mehr, als Liebeworte.

Agnes war ſehr ernſt; ihr Weſen ſchien in allen Tiefen erſchüttert zu ſeyn; ſie war bleich, ihr Blick war beraubt ſeines himmliſchen Feuers. Wie ein ſchönes

Marmorbild ſaß ſie, unbeweglich und ihr inneres Leid verklärte ſie wunderbar.

Haugwitz konnte ſich nicht enthalten, ſie zu fragen, was ihr widerfahren.

Sie flüſterte ihm zu: Nur Euch möcht' ich es ſagen, edler Mann. In Kurzem ſteht für mich Alles auf dem Spiele. Frankreichs Ruhm iſt nicht minder, als Deutſchlands Heil meinem Herzen theuer. Weh' den Deutſchen Landen, wenn Frankreich obſiegte, gräßlich werden ihre Vertheidiger den unnützen Widerſtand entgelten müſſen, und unheilbare Wunden werden dem Lande geſchlagen werden, für welches ich gern mein Leben zum Opfer brächte. Weh hingegen Frankreich wenn die Deutſchen ſiegen, denn alsdann iſt ſein Ruhm dahin. Wie ſoll ich diejenigen lieben, die Schmach über meine Heimath bringen?

Eine edle Jungfrau, entgegnete Haugwitz raſch, gehört keinem Boden eigenthümlich zu, wo ſie auch ſeyn mag, gehört ſie der Tugend und der Pflicht. Der Mann muß oft furchtbar kämpfend mit Herz und Pflicht eine Wahl treffen, des Weibes mildere Beſtimmung iſt ſich in die Nothwendigkeit zu fügen, wer ſich fügen muß, der geht nicht fehl, holde Agnes!

Was hilft jede Beſchwichtigung, ſeufzte Agnes, wenn ich fühle, daß ich ſterben muß, ja, ich muß in

Gram vergehen, wenn nicht der Friede in Kurzem ohne Blut, ohne Schmach, das Entsetzliche löst, das Friedliche einigt.

Ernst und fast mißbilligend betrachtete Haugwitz die nimmer mehr zum Marmorbild erblichende Agnes.

Kaum hörbar flüsterte er endlich: Und die Ergebung einer kindlich frommen Seele in den Rathschluß des Ewigen?

O, Gott! entgegnete Agnes, und ihre Lippen zuckten krampfhaft, noch vor wenigen Monden schien es mir möglich, mich zu fügen, nun nicht mehr!

Betroffen blickte Haugwitz sie an, sie war zur Purpurrose umgewandelt; ihr Auge strahlte einen Himmel von Lieb' und Schmerzen auf ihn hin. Er verstand diesen Blick, doch von nun an war es um ihn geschehn. Eben rauschten von Singchor her betäubend hinreissend, gewaltige Harmonien, Haugwitz neigte sich näher zu der Stillgeliebten und flüsterte: Süße Agnes, laßt doch das Geschick walten, laßt die Welt zu Trümmern gehn, aber Herz sey dem Herzen eigen. Himmlischer Engel, sey mein, und dann laß kommen, was kommen muß!

Höher noch flammten des Mädchens Wangen, ihre Augen strahlten in Thränen, ihr Herz klopfte sichtlich ungestümm, sie wollte die Augen am Boden geheftet

halten, aber ſie fühlte die Gluth des Blickes, der den ihrigen ſuchte, ſie hob die Augenlieder auf und ihr ganzes Weſen ſchwamm hin im feuchten Liebeblick.

Agnes, flüſterte Haugwitz, der Feind iſt ganz nah, wir ſehen uns heut vielleicht zum Letztenmahle — ich will bis Morgen in der Dämmerung hier verweilen — du kennſt am Wall die kleine Kirche? kannſt du das Schloß auf eine Stunde verlaſſen? Erſt am Altare mein Weib, dann, in ruhigern Zeiten vor der ganzen Welt. Sage mir, wer unſern Bund ſegnen kann, ich ſuche ihn auf, ich bring ihn herbey! die Minuten ſind uns zugezählt, entſchließe dich, mein himmliſches Mädchen! O, wenn du mein biſt, dann klügelſt du nicht mehr, dein Geſchick und das deiner Liebe gibſt du Gott anheim, und in dir wird es Frieden.

Pater Bernhardus! flüſterte Agnes, und mit Beben wendete ſie ſich ab von Haugwitz. Ihm preßte ein unbekanntes Etwas die Bruſt zuſammen, er vermeinte es ſey ſein Glück, doch es war ſein Wortbruch, die innere Stimme, die der Menſch ſtets belauſchen ſollte, ſprach durch den Sturm ſeiner Leidenſchaft hindurch, aber er verſtand ſie nicht. Alles um ihn her ging, wie ein verworrner Traum an ihm vorüber, er gedachte nur der Morgendämmerungſtunde.

Sobald Haugwitz sich unter einem schicklichen Vorwand entfernen durfte, eilte er zum Hofcaplan. Fern und einsamlich gen Osten lag das Erkerzimmer des Pater Bernhard's weit hinausschauend über das Gefild, das im Strahl der Abendsonne mit der hellgrünen Wintersaat glänzte, der schöne Jüngling war eben mit seinen Pfleglingen, den Blumen beschäftigt, die seine Fenster umrankten, frey und fröhlich hüpften Vöglein in den Zweigen blühender Gewächse, aus deren Schimmer das hohe schwarze Kreuz mit dem weißen Marmorbilde des Erlösers so bedeutsam als mild hervorblickte.

Wohl umfing Haugwitz den Frieden dieser Zelle mahnend und warnend, doch der heilsame Eindruck ging bald vorüber.

Er eröffnete dem Geistlichen seine Wünsche. Agnes selbst sendet Euch? fragte Bernhardus, wohl, so geschehe, was sie verlangt. Ich preis' Euch glücklich ein solches Weib errungen zu haben.

Die Bereitwilligkeit des milden Geistlichen überraschte Haugwitz, die Nähe seines Glückes berauschte ihn. Er sandte ein Entschuldigungsschreiben zur Herzoginn, worin er einer Unpäßlichkeit wegen um Urlaub bat, nicht mehr erscheinen zu dürfen, und zog sich in ein Zimmer zurück in welches Bernhardus ihn führte.

Die Stunde ſchlug. Mit klopfenden Herzen, feſt in ſeinem Mantel gehüllt nahm Haugwitz den Weg zum Kirchlein. Eine Ampel erhellte ſanft den einſamen Ort, und, ein Bild des Friedens und der Liebe, ſtand die Gnadenmutter am Altar.

Hier zum Erſtenmahl ſeit der verhängnißvollen Stunde, wo er wie von unſichtbarer Gewalt hingezogen Agnes im Sturm für ſich gewonnen, durchzuckte ihn der Gedanke an Contarini, an ſein Verſprechen ſtrafend und zerſchmetternd, ihm war zu Muth als müßt' er aus der Kirche ſtürzen, und im Rheinſtrom ſein Wort durch ſeinen Tod löſen. Da ſchlug die dritte Stunde. An Bernhardus Hand trat verſchleyert die holde Agnes, deren unverhohlene, mächtige Neigung ihn in dieß Labyrinth hinabgeriſſen. Er ſtürzte zu ihren Füßen und bedeckte mit Küſſen ihre bebende Hand, er hörte ſie durch den Schleyer leiſe ſchluchzen.

Wie kannſt du noch trauern, meine Agnes, rief er ihr zu, da du dein Geſchick der Liebe anheim geſtellt?

Mein Freund, mein mir wunderbar geſchenkter Gemahl, ſprach Agnes, verzeiht, wenn ich unſer Geheimniß in eine theure Hand gelegt. Ich bin nicht allein hergekommen, meine zweyte Mutter hat mich zum Traualtar geleiten wollen, ſie wird ſogleich eintreten.

um Zeuginn unſeres Bundes zu ſeyn — o, mein Haugwitz, ſie pries mein künftiges Glück! Um ſo viel ſchöner dieſe Stunde, entgegnete Haugwitz — da iſt ſie ſchon, rief entzückt die junge Braut und eilte die Knie ihrer Wohlthäterinn zu umfaſſen.

Hoch und mild, wie ein überirdiſches Weſen, die Augen leuchtend von wehmuthvoller Theilnahme trat die edle Herzoginn in die Kirche. Sie hauchte einen Kuß auf der knieenden Agnes Stirn, und wendete ſich, die beyden Hände auf den Schultern des holden Mädchens ruhen laſſend raſch zu Haugwitz. Ich komme ſelbſt, ſprach ſie, denn ohne mich wäre die Braut nicht hier erſchienen; ſie iſt mir mit Kindestreue ergeben, keine Regung ihres lieben Herzens blieb mir je verborgen. Alles hat ſie mir geſagt, und ſo ſeltſam und unbegreiflich raſch ſich alles zwiſchen Euch geſtaltet, erkenn' ich doch in Eurem Eifer zur Beſchleunigung Eures Glückes, ſo wie in Agnes hingebender Zärtlichkeit eine höhere Fügung. Haugwitz, Ihr ſeyd von edelm Geſchlecht, und habt den angebornen Glanz Eures Nahmens durch Eure Thaten erhöht; Ihr ſeyd makellos, redlich, ernſt und treu. Nehmet hier mein Liebſtes auf der Welt mit meinem beſten Segen; ſie folge Euch zum Altare, ſie reiche Euch den Trauring, und den Kuß der Liebe, keine Macht der Erde entreißt ſie Euch mehr, deß ſeyd

ihr gewiß; ſie aber folgt ihrer Mutter zurück in die ſichre Obhuth, und nach abgeſchloßnem Frieden führt Haugwitz ſein holdes Ehgemahl heim.

Haugwitz neigte ſich tief, liebevoll und ergeben zog er die milde Hand, die ihm in dieſer Stunde ſo liebend gab und ihn ſo weiſe beraubte, an ſeine Lippen.

Edle Fürſtinn, ſprach er, ich verſtehe Euch! Ihr ſeyd mir, wie ein guter Engel erſchienen. Ihr ſeyd der Schutzgeiſt meines beſſern Ichs. Mit Gott dann, ſuße Braut! ſprach er weiter, raſch zu Agnes gewendet, und er führte ſie zum Altar.

Mit tiefer Rührung ſprach Bernhardus den Segen, die Ringe wurden gewechſelt, alles war ſtill umher, nur ein leiſes Schluchzen verrieth die Gegenwart der heiß und innig bewegten Herzoginn.

Nach der Trauung ſchloß Haugwitz ſeine Agnes an die Bruſt und gab ihr den erſten Kuß. Es war, als könnte Herz von Herzen, Mund von Mund nicht ſcheiden, doch plötzlich entriß ſich Haugwitz ſelbſt den Lilienarmen, die ihn umſtrickten, führte ſein ſüßes Weib zur Herzoginn und ſprach: Hier, erhabene Fürſtinn iſt Euer Pflegekind, bewahrt ſie mir treu, bethet für mich — und wie ein Blitz war er verſchwunden.

Er iſt mein! rief bethend und dankend Agnes, die Thränen der Herzoginn floſſen nun unaufhaltſam dahin.

Wohl dem Daseyn, flüsterte sie, Agnes umfangend, dem ein Stern schöner Liebe leuchtet, wenn auch nicht lange.

Durch Sturm und Dämmerung war Haugwitz auf seinem Roß ganz allein nach Dachstein zurückgekehrt, nicht lange nach ihm trafen die übrigen Officiere der Besatzung ein.

Contarini's Blicke vermochte Haugwitz nicht zu ertragen, zumahl da er den vormahls so lebenfreudigen Jüngling nun bleich und düster sah. Auch konnt' er deutlich bemerken, daß Contarini ihm auswich; er selbst wurde sich ihm genähert haben, wenn er sich keine Schuld gegen ihn bewußt gewesen wäre, doch es thürmte sich eine unsichtbare Scheidewand zwischen ihm und demjenigen, welchem er sein Wort gebrochen; und er mußte sich als die Ursache der Zerstörung seines Liebesglückes betrachten, daß Agnes Contarini geneigt gewesen, war Haugwitz bekannt, und er wußte, daß in einem schönen Herzen von der Neigung zur Liebe nur noch ein Schritt ist.

Gleichwohl war es nicht Eifersucht, nicht Argwohn, was Contarini trübte und bedrängte; es war der Anblick der leidenden Agnes, die zarte Sorge um ihre Ruhe. Er hatte sie bleich, tief erschüttert, von Gram

verzehrt angetroffen, er kannte die Quelle ihres Harms und ſeine Lage war ihm entſetzlich. Er ſollte gegen die Landsleute ſeiner Geliebten in den Kampf? Oder ſollte er in Schmach untergehen, fruchtlos und rettungslos?

Kein Ausweg both Heil und Rettung dar, eine dumpfe Muthloſigkeit bemächtigte ſich ſeiner, er haßte ſein Leben und wunſchte es möchte ihn der Tod noch vor dem Kampf ereilen, denn eben ſo wenig vermochte er den Ruf der Ehre und Pflicht ſich zu verſagen, als Agnes betrüben, indem er gegen die Franzoſen focht, die, das fühlte er klar, all ihre ſtillen Wünſche für ſich hatten.

Haugwitz hingegen betrieb mit verdoppelten Eifer die Maßregeln zur Sicherheit des Platzes, zur Vorſicht gegen den Feind, ſeine unermüdete Thätigkeit half ihm die innere Stimme übertäuben die ihn bey Contarini's Anblick ſtrafend mahnte; wohl nöthig war dieſe Eil der Geſchäftigkeit, denn Vaubrun hatte jedes Hinderniß beſiegt, und rückte am 18. Januar in Eilmärſchen vor der Feſtung an.

Da ſitzen wir nun im ſchlammigten Sumpf, rief Rothkirch erbittert, als er die Stellung der Franzoſen rings um Dachſtein her von der ſüdlichen Sternſpitze des äußern Vorwerks erkannt.

An einen Ausfall ist nicht zu denken, fiel Banner ein, wir müssen uns, wenn das grobe Geschütz zu spielen anfängt, niederschießen lassen, wie die gestellten Hirsche! Welcher Höllengeist hat nur zuerst den Einfall gehabt, in dumpfigen Tiefen durch Schlammgruben die Wohnsitze der Menschen zu verpesten, und zu Kerkern zu machen? Ich frage Euch, ob nicht ein ehrlicher Pistolenschuß, wobei man schnell und sicher hinüber gelangt, solchem langweiligen Abquälen bey Hunger, Durst, Kummer und Sorge vorzuziehen! So wahr der Himmel über mir, eh' ich hier Mondenlang an meinem eigenen Grimm zehrte, möcht' ich lieber hinaus, mich gegen dreyßig allein stellen.

Es kann eine Zeit kommen, entgegnete Haugwitz, wo die Herren und Bewohner solcher Festen Eurer Meinung sind, wo man all die mühsam ausgehöhlten Schluchten ausfüllt, die peinlich aufgeschichteten Maulwurfhügel der Basteyen abträgt, und auf dem geebneten Boden lustige Gärten hinpflanzt; denn jede Zeit will ihre eigne Müh, und es ist die Neigung des Menschen leicht zu zerstören, was mühsam aufgerichtet. Das soll mich gar nicht befremden, fiel Rothkirch ein, wenn' einmahl die gesammte Menschheit sich anfängt nach freyer Luft zu sehnen, und lieber im Kriege frisch dreinhauen will, als sich, wie der Fuchs, einbauen!

Der Langenweile bey der ganzen Sache nicht zu gedenken, setzte Banner hinzu. Komm ich an solch ein umsumpftes Nest mit Zugbrucken und Einfahrtthoren, wie die Kirchen groß, endlos und dunkel, was habe ich für Mühe, Schutz und Befragung zu überwinden! Wie lustig reitet es sich dagegen ein in eine heitre, durchsonnte, frische Stadt, wo Luft, Licht und Freude durch und durch ziehn können! die Menschen müssen ja zu Thieren werden, wo weder Mond noch Sonne sie bescheint!

Wer weiß, was Banner noch alles gesagt hätte, wenn nicht der Donner des feindlichen Geschützes ihn unterbrochen. Dieser Klang wirkte auf Contarini so gewaltig, daß er mit beflügelter Hast nach seinem Posten ritt, und alles Uebrige vergessend ihn vertheidigte, wie ein Held.

Baubrun fand sich in der Wirkung getäuscht, die er von der Heftigkeit der ersten Attaque erwartet hatte. seine Stücke hatten vergebens gespielt, die Kugeln waren größten Theils in die Felder gefallen; und die doppelte Wasserumgebung von der Nordseite, allwo er den Angriff begonnen, hatte die Wirkung der Kugeln geschwächt.

Erbittert über die Nutzlosigkeit des ersten Unternehmens beschloß der französische Feldherr Sturm zu

laufen, doch die Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit des tapfern Haugwitz vereitelte des Feindes Mühe, mit voller Kraft hatte er geſtürmt, mit beſonnener Verzweiflung ward er zurückgeſchlagen, die Leichen ſeiner Krieger füllten die Gräben.

Gleichwohl wagte Vaubrun noch am dritten Tag einen neuen Angriff. Da zog ihm Haugwitz unerſchrocken aus der Feſtung entgegen, und ſchlug die Franzoſen in die Flucht. Die Beſatzung feyerte jubelnd ihren Sieg, der Nahme Haugwitz erfüllte die Lufte, die Soldaten erglühten vor Liebe und Bewunderung für ihn; was unmöglich ſchien, war durch ihn wahr geworden.

Wie wird Agnes trauern und leiden, ſprach Contarini, als er das Auge ſeines Nebenbuhlers in Siegesluſt leuchten ſah.

Das mein ich nicht, entgegnete Haugwitz, ihr ganzes Herz gehört nun der deutſchen Sache.

Das glaubt Ihr zu wiſſen? Woher wißt Ihr das? forſchte Contarini. Ich meine es nur, ſagte Haugwitz, hinlenkend, Deutſchland iſt ihre zweyte Heimath, an dem Sieg unſrer Waffen hängt das Heil ihres Wohlthäters, ihr reines Herz iſt mir Bürge dafür, daß dieſe Rückſichten ihr heilig ſind, und zudem, wenn ein Mädchen auch weint, darf uns Männer das in unſerer Freudigkeit der erfüllten Pflicht trüben?

Barbar! ihr liebt ſie nicht, rief Contarini erglühend.

Ja, wie meine Seele lieb' ich ſie, fiel Haugwitz ein, ich würde mein Leben für ihre Rettung einſetzen, aber die Pflicht ſteht am Höchſten, und ich begreife nicht, wie nur der leiſeſte Zweifel obwalten kann, wo dieſe gebiethet. Mein Herz weiß nichts von ſolchen Kampfen, wie Dichter ſie ſchildern und zu verherrlichen ſtreben. Stimme der Pflicht, Stimme Gottes, in der Pflicht iſt das Licht, jeder Moment des Zweifels iſt Frevel und Sünde.

So liebt Ihr auch nichts, als die Pflicht, fiel Contarini ein.

Eben, weil ich Agnes unausſprechlich, ewig, unendlich liebe, entgegnete Haugwitz, bin ich ſo feſt und klar in mir ſelbſt. Wie konnt' ich durch mein Schwanken, meine Ehrvergeſſenheit, den Makel meines Thuns auf ihre reine Seele laden? Je ſchöner ich zu handeln ſtrebe, je würdiger fühl' ich mich, ſie zu lieben, denn das iſt edeln Mannes Art, daß er durch Strenge und Reinheit der Geſinnung ſich der Ehre würdig zeigt, ein reines Frauenbild liebend im Herzen zu hegen.

Ich aber, unterbrach Contarini, halte Alles, was zarte Regungen in der Geliebten Seele verletzen kann, für eine Schmach, die man Ihr und der Liebe zufügt. Iſt Liebe meine Gebietherinn, ſo muß ſie allwaltend

jede meiner Handlungen lenken, denn sie ist höher, als irdische Rücksichten, und legt edlere Pflichten auf, als unsere Verhältnisse uns auflegen können.

Ihr würdet also — forschte Haugwitz.

Ja! sprudelte Contarini heraus, ich würde, wenn Agnes geböthe, ganz nach ihrer Stimme handeln!

Die Prüfung wird Euch erspart werden! äußerte Haugwitz aufgeregt durch eine eifersüchtige Sorge, und nicht ganz ohne Hohn, doch kaum war das Wort entschlüpft als er es tief bereute.

Contarini legte schon die Hand an den Degen, um Rechenschaft zu fordern, doch plötzlich rief ihn der Adjudant zum Recognosciren ab. Er mußte fort, er fühlte wohl, daß dieß nicht der Moment sey, die Sache auszumachen. Sinnend streifte er auf den Wällen umher, als plötzlich ein Pfeil durch die Luft rauschte und unweit vor ihm niederfiel. Er blickte hin, an den Pfeil war ein Brief, ganz ohne Aufschrift, befestigt, er glaubte diese Bothschaft könne nur an ihn gerichtet seyn, er brach den Brief, und las:

„Der behuthsamsten Sorge sind diese Zeilen vertraut, mein edler Freund, möge sie der Allgütige schnell und glücklich in Eure Hand gelangen lassen. Ich schreibe Euch in Eil mit zitterndem Herzen, an wen, als an Euch könnt' ich mich wenden in mei-

ner höchſten Noth? Wiſſet denn, es lebt mir ein geliebter Bruder im Franzöſiſchen Heer, wiſſet, daß er mit Vaubrun vor Dachſtein ſteht! Er lebt noch, ich habe davon gewiſſe Kunde, er weiß nicht, daß er mein Bruder iſt, und führt den Nahmen d'Aimery, doch die zärtlichſte Freundſchaft verknüpft unſere Herzen ſeit der früheſten Jugend, und mein Leben hängt an dem Seinen. Er iſt die Frucht einer zweyten, geheim gebliebnen Ehe meiner edeln, guten, herrlichen Mutter, ihr wehmuthvolles Bild umſchwebt mich in Nächten, ſie fleht mich an ihr den Sohn zu retten, ſo wenigſtens glaube ich ihren leidenden Blick zu verſtehn. O, rettet mir Ihn, wenn Eure Agnes leben ſoll. Mir blieb auf dem Schloſſe niemahls Zeit Euch dieß zu enthüllen, auch wußt' ich nicht, daß mein Bruder beſtimmt war, gegen Euch zu kämpfen? Ihr vermögt Alles — was Ihr für meine Wünſche thun könnt, weiß ich nicht, aber mein Herz ſagt mir, daß Ihr Alles thun werdet. Ich ſchreibe Euch mit voller Zuverſicht der Gewährung. Tod und Leben rangen in mir einen bittern Streit, eh' ich die Feder anſetzte, nun bin ich ruhig, denn ich habe mein Wohl und Weh in die Hand der Liebe gelegt."

A. v. Hz.

Mit H. begann Agneſens Familiennahme, daß ſie ſich hiemit als Vermählte von Haugwitz bezeichne, konnte Contarini nicht wiſſen. Er zweifelte keinen Augenblick daß das Billet an ihm gerichtet ſey, der Jäger, dem Agnes die Beſorgung anvertraut, war in der Entfernung durch eine gewiſſe Aehnlichkeit in der Geſtalt und durch die Gleichheit der Uniform getäuſcht worden, und hatte den Brief, vermeinend Haugwitz ſtehe auf dem Wall, zu Contarini's Füßen hingeſchnellt.

Ihn alſo, nicht Haugwitz liebte Agnes? Ihn hatte ſie zum Retter ihres Bruders erkoren? Und ernſt und feyerlich bekennt ſie ſich zu ihrer Wahl? Trunken vor ſchmerzlicher Wonne nahm Contarini den Bothen ſeines vermeinten Glückes, den Pfeil, vom Boden auf, ſteckte ihn in ſeinen Buſen und eilte in ſeine Wohnung. Gott aber, wenn er nun alles überdachte, was war es, das Agnes von ihm verlangte? Was konnte ihm frommen als Meineid und Verrath?

Gräßlich erſchienen war der Augenblick, den ſeine frevelhaften Worte von einer Stunde herbeygerufen, war es doch, als hätten feindliche Gewalten um ihn her gelauſcht, und wollten ihn nun beym Worte faſſen! Wie ſo anders ſtand es um die ſchnell dahingewagte Aeußerung, und wie ſo anders um die That! Aber Agnes ging unter, wenn er nicht Rettung both, ſie

mußte ihn ewig haſſen! Was war die Feſtung, was die Welt gegen Agnes und ihre Liebe? Dieſe Vorſtellung überwog und Contarini ſchrieb:

„Euer Leben, Chevalier, iſt einem Engel theuer. Schonet es, denn auch mein Leben iſt fortan mit dem Eurigen feſt verknüpft. Entzieht Euch dem neuen Angriff auf die Feſtung, die ich vertheidigen muß. Die Vertheidigung der Belagerten, von aller Beſonnenheit der voraus gefaßten Anſchläge, von aller Wuth der höchſten Verzweiflung beſeelt, wird verheerend ſeyn. O, rettet Euer Leben! Eure bisher unter dem Nahmen einer Freundinn von Euch ſo innig geliebte Schweſter fleht mich an, es ſchützen zu helfen, dieſer Befehl legt mir die Pflicht auf, für Euch noch mehr zu thun, als zu ſterben, wenn es ſeyn muß — die Weſtſeite iſt die ſchwächſte — Gott ſey mit Euch."

Durch einen treuen Bothen wurden dieſe Zeilen ſicher und ſchnell in d'Aimery's Hand überliefert. Er eilte, beſtürzt und ergriffen wie er war, Vaubrun die wichtige Nachricht zu geben, die ihm, von unbekannter Hand verrathen worden. Gebietheriſch und dräuend erheiſchte der Feldherr den Brief, d'Aimery, ſeine Uebereilung wohl fühlend mußte gehorchen, Vaubrun erkannte auf der Stelle Contarini's Hand, von welcher

er bereits mehrere unterschriebene Briefe aufgefangen hatte. Erfreut, einen mit einem so wichtigen Posten bekleideten feindlichen Officier gleichsam zum Bundgenossen zu haben, und dessen Geschick in seiner Hand zu wissen, traf nun Vaubrun seine Anstalten, die Westseite der Festung mit voller Gewalt anzugreifen. Durch einen blinden Angriff beschäftigte er nördlich mit Anbruch der Nacht die Belagerten und ließ unterdeß den Anfall auf der Westseite für den folgenden Tag vorbereiten. Die Besatzung, ganz mit Zurückschlagung der feindlichen Truppen beschäftigt, wurde über die eigentliche Absicht der Belagerer getäuscht, und mit dem ersten Morgenstrahl gingen urplötzlich acht halbe Cartaunen los, die eine solche Bresche schlugen, daß die Belagerten gleich, wie im offenem Felde standen.

Mit dem höchsten Entsetzen sah Haugwitz sich und seine Mannschaft verloren. Ohne Zweifel war Verrath mit im Spiel gewesen, nur durch Kundschafter konnte Vaubrun erfahren haben, daß die übrigen Kanten stärker besetzt und an und für sich dauerhafter gebaut und besser ausgestattet waren, als die Westseite, auf welcher nach der ursprünglich angenommenen Stellung des Feindes kein Ueberfall zu befürchten gewesen. In höchster Eil berief der Commandant seine Ingenieurs und Minirer, und ließ das Stadtthor untergraben, und durch

eine Menge Musketen eine gräßliche Explosion vorbereiten. Als die Franzosen das Thor geöffnet sahen, drangen sie in voller Eil hinein, da wurde die Mine angezündet, die Musketen zugleich thaten ihre Wirkung, urplötzlich stand der Boden in Flammen und der offene Schlund empfing das taumelnde Heer. d'Aimery kenntlich an der purpurnen Feldbinde und blauangelaufenen Rüstung mit Gold ausgelegt, sank mit seinen Genossen dahin, er war bereits weit vorgedrungen gewesen, als die Gewalt der Explosion ihn erreichte. Einige Compagnien der Arrieregarde der Franzosen wollten sich, da plötzlich Haugwitz ihnen die Gluth abschnitt, über ein festgefrornes Gewässer retten, doch das Eis brach unter ihnen, sie sanken unter und nur wenige entrannen dem Verderben, daß Fluth und Gluth, wie zum Heil der Deutschen verbündet, dem Feinde bereitet.

Cantarini hörte unter den Wehklagen, die bey mehreren Gefangenen laut wurden, den Nahmen d'Aimery schallen. Er klagte sich als seinen Mörder an, hätte er, auf der schmalen Bahn der Pflicht seinen Weg verfolgt, und alles dem Himmel anheimgestellt, so durfte er sich nicht als den Urheber dieser furchtbaren Ereignisse ansehn.

Muthlos war Vaubrun mit dem Reſt ſeiner Truppen nach Molsheim gegangen; ſchon glaubten Dachſteins Bewohner ihrer entledigt zu ſeyn, ſie ſchöpften Odem, und wollten ſich ſchon ſorgloſer Ruhe überlaſſen. Das kaiſerliche Heer, zum Entſatz geſchickt, konnte nicht mehr fern ſeyn, doch Haugwitz trieb zu friſcher Thätigkeit an. Mögen ſie kommen, oder nicht, rief er aus, möge der Feind fern bleiben, oder neue Angriffe wagen, wir wollen uns rüſtig halten, und ſollten wir zu Grunde gehen, ſo rufen wir, wie Franz der Erſte, als ihn Carl V. gefangen nahm: Tout est perdu, fors L'honneur!

Das Heldenfeuer des edlen Haugwitz entflammte die Gemüther, mit friſcher Thatkraft regten ſich Herz und Hände, ſelbſt Contarini in ſeiner dumpfen Verzweiflung nahm ſich vor den Tod zu ſuchen, da ihm das Leben nichts mehr zu biethen hatte.

In dumpfer Erwartung bey anhaltender Thätigkeit vergingen zehn Tage. Alles ſchien ruhig, die Nachricht von der Annäherung des kaiſerlichen Heeres beſchwichtigte die Gemüther ganz. — Da, plötzlich beym Anbruch des Tages am 28. Januar, während ein trüber Nebel die Landſchaft verhüllte, vernahmen die Dachſteiner das Blaſen der Fanfaren, mit ungeheurer Macht hatte Vaubrun den Sturm begonnen, mit Aufbiethen

der höchſten Kraft ſchlug die Beſatzung den Sturm zurück, wie ein Löwe hatte Contarini gekämpft, doch es bewährte ſich an ihm der Spruch, daß der Tod die am eifrigſten flieht, die ihn ſuchen; er blieb, und groß war ſein Antheil an der Herrlichkeit des Tages.

Einen Tag widmete der franzöſiſche Feldherr der Ruhe, dann wollte er einen neuen Angriff beginnen, ſein ganzer Ruhm ſtand auf dem Spiele. Dieſem Angriff entgegenſehend, und mehr als je des Lebens müde redete Contarini den Commandanten zu, durch einen furchtbaren Ausfall den Feind zu überraſchen und zu entkräften. Haugwitz hatte dieſen Gedanken ſchon gehabt und wieder verworfen, denn die Ueberlegung rieth ihm die erſchöpften Kräfte ſeiner Mannſchaft zum Widerſtand aufzuſparen, und mühſam hatte er ſich im Drang den Feind anzufallen bekämpft. Contarini machte ſeinen Entſchluß wieder ſchwankend; und riß ihn mit ſiegender Beredſamkeit zur That mit fort. Anfänglich begünſtigte das Glück den Ausfall, die Entſchloſſenheit der Schleſier brachte die Linien des Feindes zum Weichen, ſchon neigte ſich der Sieg den Deutſchen zu, ſchon drang Haugwitz, alles um ſich her vernichtend, wie ein Wetterſtrahl auf Vaubrun ſelbſt ein, und rief ihm zu, ſich zu ergeben, da traf eine Kugel ſein unbehelmtes Haupt und lautlos ſank er nieder auf

die Leichen der Feinde. Dieſer Fall beugte den Muth der tapfern Schleſier, alle Herzen fühlten ſich getroffen von der Kugel, die den edeln Haugwitz in den Sand geſtrecket; ſeit dieſem Moment nahm die Verwirrung überhand, alles ſtürzte in fürchterlicher Unordnung durcheinander, und was dem Schweet entrann, floh, wie ſinnlos in die Citadelle zurück. Der Jubelruf der Franzoſen bey des ſiegreichen Haugwitz Fall war das Grabgeläute des Muthes der Beſatzung geweſen, entſchieden war das Loos des Tages, wahrſcheinlich auch das der Citadelle.

Vergebens hatte Contarini in dieſem Gewühl ſeine Stimme erhoben die Truppen zu ſammeln, zu ordnen, zur Rache zu befeuern, ſein Ruf verhallte fruchtlos, der Schmerz war zu furchtbar, das Ereigniß zu überraſchend geweſen. Nun aber, als des Commandanten mühſam dahin genommener Körper, mit Staub und Blut bedeckt im Saal der Citadelle lag, als alte Krieger ſein Gewand küßten, und ſeine tapfere Hand mit Thränen netzten, nun vernahmen die Getreuen wieder die Stimme, die ſie zur Rache, zur Rettung der deutſchen Ehre aufrief; der alte Muth wurde wieder rege und an der Gruft des edeln Haugwitz wurde Contarini einmüthig zum Commandanten der Feſtung erwählt. Tief beſchämt empfing er dieſe Ehre, den Glanz al-

ler Freude und alles Ruhms war von ihm gewichen, und er wollte nur noch leben, um ſein Leben mit Ruhm aufs Neue zu wagen.

Am Morgen nach Haugwitz Leichenbeſtattung verlangte ein Mann, der ſich für einen Mosheimer Bauer ausgab, beſonderes Gehör beim Commandanten; es wurde geſtattet.

Graf Contarini, ſagte der Unbekannte, ſeht in mir den für todt gehaltenen d'Aimery, den Ihr retten wolltet. Meiner Schweſter dringendes Flehn hat mich bewogen eine unſcheinbare Rüſtung anzuziehn, und der die Meinige trug, war ein Lanzenknecht, ſie weiß daß ich lebe, und auch Euch wollt' ich dieſe Beruhigung gönnen, denn ich kann nicht von Euch denken, was alle meine Cameraden, was der Feldherr denket, daß Ihr uns mörderiſch in die Falle locken wollen.

Ich? glühte Contarini hoch auf, und mein Schreiben? forſchte er plötzlich — Iſt in allen Händen, belehrte ihn d'Aimery, und glaubt mir, ſo weh es mir that, ich konnte nicht anders, und jeden Augenblick bin ich bereit Euch Genugthuung zu geben.

Agneſens Bruder, an dem ihr Leben und Heil geknüpft iſt, d'Aimery Euer Wort genügt mir. Euer offenes Auge verbürgt es mir, die Mittheilung des Briefes wurde Euch abgezwungen.

Und dieſer Beſuch bey Euch nicht minder, fiel der Chevalier ein, glaubt mir ich bin hier, weil ich muß, und nur gezwungen richt ich meinen Auftrag aus. Commandant! verwechſelt nicht Agneſens Bruder mit dem Feind, den ſein Obrer an Euch geſendet! Glaubt mir, in meinen Augen ſeyd Ihr kein Verräther, doch Verrath habt Ihr geübt, und darum müßt Ihr ihn wieder üben. Der Feldherr kennt Eure Handſchrift, die mir völlig unbekannt war. Ihr ſeyd verloren wenn Ihr Euch nicht unzweydeutig uns ergeben zeigt! O, Contarini, Eure Todesbläſſe, Euer rollendes Auge ſagt mir Euren Schmerz! Möcht' ich doch lieber vor Eurem Leichnam ſtehn, bedecket mit Wunden und Kränzen, wie Euer bewieſener Heldenmuth ſie verdient, als vor dem verrathenen Verräther Contarini! Doch es iſt geſchehen. Eure That ſpricht gegen Euch, denn wie kommt ein guter Beweggrund in Anſchlag, wo Böſes verübt wird! Vaubrun erheiſcht, Ihr ſollt für uns handeln, ich hab es Euch ſagen müſſen, Gott mit Euch!

Erſtarrt ſah Contarini dem Unbekannten nach, er ſtürzte auf ihn zu, ereilte ihn noch und rief: Und Agnes? — Agnes hat ein franzöſiſches Herz, entgegnete d'Aimery, entwand ſich dem Verfolgenden und entwich. Auf der entſetzlichſten Folter von Gewiſſensqualen,

Hoffnungen und Zweifeln blieb Contarini zurück. Dräuend vor ihm ſtand das Bild der Geliebten, vergehend in troſtloſem Jammer, und die Schmach der Enthüllung ſeiner That. Lockend winkte ihm die Hoffnung ſie durch Ergebenheit für Frankreichs Sache zu gewinnen; ſchmerzlich mahnte ihn die Ehre an Pflicht und Eid, und rief ihm zu, eine augenblickliche Vergehung durch fortdauernden Heldenmuth zu ſühnen, und wenn auch dadurch zu Grund zu gehen, doch ſein beſſeres Selbſt zu retten.

Noch ſchwankte Contarini zwiſchen all dieſen Vorſtellungen, als die Officiere hereintraten und forſchten, was der Unbekannte berichtet? In Verwirrung durch dieſen Andrang geſetzt, ſtammelte Contarini eine Lüge, und keiner ſetzte Mißtrauen in ſeine Worte.

Der Tag verging ziemlich ſtill, der Feind ſchien ſich zum Abzug zu bereiten, doch des 30. Januars Morgenhimmel war nicht durch Sonnenaufgang ſo hoch geröthet, ſondern durch die Flammen der brennenden Stadt, die der Feind angezündet. Durch die dampfenden Straßen drang ſiegjubelnd das franzöſiſche Heer, und pflanzte neun halbe Carthaunen dicht an die Mauern des Caſtells, ohne daß es die Beſatzung hindern konnte.

Zwey Stimmen wurden in diesem entsetzlichen Augenblick in Contarini laut, die Eine rief: Hier handle als Mann, hier stirb als Held! die andre aber, stürmisch und lockend, übertäubte den Ruf, schmeichelnd mit Hoffnung, dräuend mit dem Unwillen und dem Haß der Geliebten, wenn im verzweifelten Kampf Agnesens Bruder fiel.

Ergriffen von diesen Vorstellungen berief Contarini den Kriegsrath. Er stellte die Unmöglichkeit einer siegreichen Vertheidigung, die Pflicht vor, Menschenblut zu schonen, mächtig unterstützten ihn seine nähern Freunde, Frescobaldi, Clercy, Banner und Rothkirch. Ueberdem waren die Vorräthe erschöpft, das kaiserliche Heer schien noch entfernt. Die Ergebung wurde beschlossen.

Die Besatzung, obwohl im Stillen murrend, so hohen Muth, so ausdauernde Tapferkeit, und so edles Blut fruchtlos verschwendet zu sehn, fügte sich in den Willen des Commandanten. Die Friedensfahne wurde unter heißem Schmerz auf die Thürme der Citadelle gesteckt, und ein Herold zu Vaubrun gesendet, um ihm die Ergebung der Belagerten kund zu thun. So leichten Sieg hatte Vaubrun nicht erwartet. Triumphirend zog er in die Citadelle ein, gesenkten Blickes trat ihm Contarini entgegen.

Ihr habt viel Bravour bewieſen, Commandant lächelte ihm der franzöſiſche Feldherr zweydeutig und höhniſch zu, und reichte ihm gleichſam heimlich, doch ſo, daß es keinem entging, ein Blatt; Contarini erblaßte; es war ſein Brief, an d'Aimery. Schnell entwand ihn Vaubrunn wieder ſeiner bebenden Hand, und warf ihn in die Kaminflamme. Eine Ahnung von Verrath durchzuckte die Gemüther, und ſtrafende Blicke verkündeten ſie dem geſolterten Contarini, d'Aimery ließ ſich nicht ſehn, und er wagte nicht nach ihm zu fragen.

Jetzt zeigte ſich der Sieger im vollen Uebermuth des vom Glück endlich Begünſtigten, der für langen Verzug Rache zu nehmen ſinnt. Die nähmlichen Schleſier, die unter Haugwitz, wie die Löwen gekämpft, wurden ruhmlos entwaffnet, einzeln wurde ihnen freyer Abzug gewährt; mit hohen Löſegeld mußten die Officiere ihre Freyheit erkaufen, nur Contarini und ſeine vier verbrüderten Freunde, die für die Uebergabe geſtimmt, wurden unbedingt frey gelaſſen.

Contarini, wie zerriſſen ſein Herz, wie verwirrt ſein Sinn, da ihm nicht anders zu Muth war, als trüge er ſeine Ehre als Leichnam auf den Schultern zur Schau, kannte jetzt gleichwohl einen Gedanken, einen Wunſch allein, er wollte Agnes ſehn, für die er

ſo überſchwänglich viel gethan. Haugwitz war dahin, und ihm hatte ſie, wie er vermeinte, Liebe geſtanden, ihren Bruder hatte er gewarnt, der franzöſiſchen Sache Dienſte geleiſtet, Vaubrun mußte ihn ſchützen, ihn befördern, und ihm mußte der Lohn ſeines Strebens werden.

In dieſer Stimmung erfuhr Contarini, daß der Herzog heut ein Banquet in Straßburg gäbe. Er konnte hier Agnes ſprechen! Sein Herz rang nach Gewißheit, ſelbſt die gräßlichſte war ihm erwünſchter als dieſer Erwartung Qual.

So wahrſcheinlich es Contarini und ſeinen Freunden dünkte, daß man in Straßburg von der ſchnöden Uebergabe der Feſtung noch nichts wiſſe, wollten ſie doch nichts dem Ohngefähr anvertrauen; eine Nachricht konnte hingelangen, der gedemüthigte Commandant durfte ſich nicht im Schloſſe zeigen. So beſchloß er dann ſich mit ſeinen Gefährten vermummt unter die Zuſchauer zu miſchen; wie es zu jener Zeit thunlich war. Er nahm weite, ſpaniſche Mäntel, Federhüte mit tiefen Krempen und Masken mit, ſo ritten die Freunde, da kein Augenblick zu verlieren war, durch Schneegeſtöber und Sturm der herannahenden Nacht nach Straßburg, wohl bewaffnet, und Lederkoller und Bruſtſchilde unter dem Mantel tragend.

Nicht ſo eilig war dieſer Ritt, nicht ſo ſtürmend die Pein der Erwartung, daß nicht Contarini, indem er von fern die Lichter der Stadt flammen und den hohen Münſter vom Wiederſchein der Fackeln leuchten ſah, der Zeiten gedacht hätte, wo er mit reinem Herzen eilte, ſein Mädchen zu ſehen, und wie damahls Alles ſo anders, ſo beſſer war. Was ihm nun das Glück auch noch zu biethen hatte, er fühlte es klar, dieſe Wonne der unſchuldigen Liebe bey freyem Bewußtſeyn konnt' ihm nichts mehr wieder ſchenken, ſie war unwiederbringlich dahin. Seine Wehmuth ſtieg mit jeden Schritt, der ihn näher an das Ziel ſeiner Wünſche brachte.

Im Hirſch, wo ſie ſtets abzuſteigen pflegten, kehrten die Freunde auch dießmahl, doch durch die Hinterthür ein, nur der Wirth, der ihnen zugethan war, erfuhr um ihre Ankunft. Dieſe war um ſo leichter geheim zu halten, da ſchon ſein Hausgeſinde nach dem Schloſſe geeilt war, um das Feſt zu ſehn.

Der redliche Elſaſſer bewillkommte fröhlich die düſtren Krieger. Meine Freude iſt um ſo größer, ſprach er treuherzig, als ich Euch berichten kann, daß vier kaiſerliche curpfälziſche Reglmenter, vom glorreichen Herrmann von Baden angeführt, Morgen den Rhein paſſiren, um Dachſtein zu entſetzen. Wie ſeyd Ihr nur unbemerkt aus der Citadelle entkommen, und wie

können Euer Gnaden ſich ſo wagen? Alle wurden blaß und ſahen ſich höchſt verlegen an. Der Wirth hielt es für unbeſcheiden weiter in ſie zu dringen? er ſprach: Es kommt zuletzt auf die paar Stunden nicht an, Mitternacht iſt nicht weit, und gewiß waren Euer Gnaden wohl escortirt! Wir müſſen eilen! rief Contarini, und die Freunde, nicht minder als er beklommen und erſchüttert, eilten mit ihm hinaus.

Befremdet ſah der Wirth ihnen nach, und eilte dann in ihrem Zimmer ein Kaminfeuer anzuzünden, und die Betten zu bereiten, da er vorausſetzte, ſie möchten vom Schloſſe kommend eine Stunde der Ruhe und einen Morgentrunk genießen wollen.

Contarini's Herz ſchlug freyer, als er das Schloß wieder ſah, ſuße Erinnerungen ſchwebten ihm entgegen und die Hoffnung rief ihm zu: Hier wohnt dein Glück!

Langſam zögernd in der Nähe des Schloſſes hielt Contarini, Clercy und Frescobaldi an der Hand und blieb mit ihnen auf dem freyen Schloßplatze, Angeſichts der erleuchteten, von den Schritten der Tänzer erbebenden Fenſtern ſtehn.

Sie wiſſen in Straßburg noch nichts, noch ſteht es in unſerer Macht uns zu retten, flüſterte Contarini, indem er Banner und Rothkirch näher herbey winkte.

Darauf ſind wir auch ſchon bedacht, fiel Banner ein und es wäre ein Leichtes, wenn deine tolle Liebegluth uns nicht zuvor noch recht gefliſſentlich in das Netz führen wollte! Du weißt, was unſer mit Anbruch des Tages wartet, du kennſt des Prinzen Herrmann von Baden unbezwinglichen Sinn. So wie er um unſere That erfährt, iſt unſer Urtheil ſchon geſprochen, er iſt der großmuthvollſte Feind, doch der furchtbarſte Richter, Ehre iſt ſein Licht und ſein Geſetz, er athmet nur für ſie, unſer Loos wird entſetzlich ſeyn!

Freunde, rief Contarini, ich habe Euch in das Verderben hinabgeriſſen, mein Gut und Blut iſt Euer zur Rettung. Brechen wir uns eine neue Lebensbahn! Ich bin reich, wir alle haben Jugend, Kraft und Muth, noch ſteht die Welt uns offen; wir flüchten zum franzöſiſchen Heere — Und kämpfen gegen Deutſchland? fiel Banner ein? O, nimmermehr, lieber den qualvollſten Tod erwählen! — Nein, wir haben Anſpruch auf Belohnung, auf Schutz, ſie müſſen ihn uns gewähren, doch ohne Agnes geh' ich nicht von hier!

Du biſt ein Thor, rief haſtig Rothkirch, erſt ſtell' dich ſicher, dann denk an das Freyen!

Alſo der Ungewißheit ſoll ich mein einziges Glück vertrauen, entgegnete Contarini? Nein, wahrlich ich werde mich beſſer berathen. Schon längſt war ich im Stillen

darauf bedacht, die Lage von Agnesens Zimmern und deren Umgebungen auszukunden. Sie bewohnt einige Zimmer im ersten Stockwerk, von denen ein Altan in den Garten hinab führt. Eine Nische, von Pfeilern verdeckt, ist auf dem abgelegenen Corridor ihrer Wohnung befindlich, und sie wohnt allein mit ihrer freundlichen Kammermagd, deren Gunst ich durch viele Geschenke erworben. Wir warten unter den Zuschauern verborgen, bis Agnes den Tanzsaal verläßt. Sobald wir sie in ihren Zimmern wissen, benachrichtigt ein Zeichen, das ich Lisbeth geben will, dieß schlaue Mädchen von unsrer Ankunft. Lisbeth wird an die Thür kommen, wir dringen ein, wir bemächtigen uns beyder Frauen und führen sie durch den Garten in den Wald. Einer von uns eilt zurück unsre Pferde zu hohlen, wir flüchten und finden in Turennes Lager Schutz und Frieden.

Gewiß, doch am Besten, wenn die Weiber nicht dabey wären, fiel Clercy ein, denn die verderben Alles! Wie nun, wenn Fräulein Agnes, die Haugwitz so unverhohlen geneigt war, sich um seinen Tod härmt und von dir nichts wissen will?

Gleichwohl wird sie mein, erwiederte Contarini dumpf, Haugwitz hat nun seine rechte Braut, die Kugel, von der kann ihm nichts mehr scheiden.

Will Agnes nicht, meinte Frescobaldi, nun, so ist nur zu wünschen, daß sie in die tiefste Ohnmacht fällt um sich den Widerstand, uns die Mühe zu sparen.

Wenn du nicht überzeugt bist, daß sie dich liebt, fiel Rothkirch ein, so laß um des Himmels Willen ab, du machst uns alle elend!

Wenn auch ein Mädchen nicht liebt, entgegnete hastig Contarini, so wird sie durch einen solchen Sturm durch solche Gluth geneigt und gewonnen! Laß sie in meiner Gewalt seyn, und jede schlummernde Regung für mich erwacht von Neuem! Sie muß die Meinige werden, ich habe zu viel für sie gethan, um sie zu lassen.

Und du mußt mit uns, Tollkühner, rief Frescobaldi. Ja, er muß, riefen einmüthig die Uebrigen, wir dürfen nicht uns zu Grunde richten lassen, und dich selbst durch deine Tollkühnheit, äußerte Carl von Clercy.

Contarini wurde todtenbleich; ein hastiges Zittern, ein gräßliches Funkeln seiner wildrollenden Augen, die Verzerrung seiner Gesichtszüge, und die krampfhafte Zuckung der Lippen entsetzte die Uebrigen, da sie beym Fackelschein wahrnahmen, was in ihm vorging. Er ballte die Faust, und wollte in sinnloser Verzweiflung seine Brust zerschlagen; Banner fiel ihm in den Arm, alle flehten ihn an, sein zu schonen, Mitleid und Liebe

bewegten nun die Gemüther der Freunde ausschließlich, sie bathen ihn, sich auf ihre Treue zu verlassen, und über sie zu gebiethen. Nur schwer gelang es Allen, ihn zu beruhigen, zu allem Glück war der Platz menschenleer und blieb es, da sich jedermann in das Schloß zu drängen versuchte.

Nachdem Contarini von seinen Freunden Handschlag und Wort empfangen ihm in Allem, was er vornehmen würde, getreulich Beystand zu leisten, hüllten sich die fünf Verbrüderten dichter in ihre Mäntel, drängten sich durch die Menge und gelangten in die festlich erleuchteten Gallerien von welchen man dem Tanze zusehen konnte.

Hier schien die heitere Freude für immer ihren Sitz aufgeschlagen zu haben; junge Schönen prangten im leuchtendsten Schmucke, schwebend in Strömen von Duft und Licht und in Weihrauchwolken begeisterter Huldigungen. Süße schmelzende Töne begleiteten die Tänze, alles Liebliche, Hohe und Schöne aus Stadt und Umgebung war hier auf einen Punct hingezaubert in den Bann der geselligen Lust. Agnes war nicht zu sehn.

Zerstreut Euch unter die Zuschauer nach verschiedenen Richtungen, flüsterte Contarini seinen Freunden zu,

zieht Nachricht von Agnes ein, oder seht, wo sie seyn mag, hier wart' ich Euer!

Die Freunde eilten seinen Wunsch zu erfüllen, kaum waren sie fort, als es ihm gereute, nicht selbst den Ausweg genommen zu haben, den er seinen Gefährten angewiesen; er stand wie auf glühendem Eisen, das Harren wurde ihm unerträglich. Auch hatte er kaum zehn Minuten lang sein Herz bezwungen, so eilte er fort. Die Masse der Zuschauer, welche glaubte, er wollte sich ganz entfernen, machte dem Davoneilenden willig Platz, und ohne in seiner Betäubung zu wissen, welchen Weg er genommen, befand er sich plötzlich in einem abgelegenen Corridon des Schloßgebäudes, das ganz einsam war. Hier blieb er, aufathmend, horchend stehn. Er vernahm nichts, als die Tritte einer fernen Schildwacht, die auf den Steingängen, und in den Wölbungen wiederhallte, die nur spärlich von hängenden Lampen erhellt waren.

Ein Schauder durchzuckte Contarini, als er sich hier so einsam, so trüb umgeben aus dem Gewühl in den tönenden Schloßsälen, wie durch einen Zauberschlag versetzt sah. Sein forschendes Auge begann nach und nach die Gegenstände um ihn her zu unterscheiden, er entdeckte mit glühendem Bangen ahnungvoller Wonne, daß er im Corridor sich befand, der dicht vor

Agneſens Zimmern lag. Hieher alſo hatte ihn die dunkle Gewalt geleitet? oder hatte ihm ſein Herz den Weg zum Ziele gewieſen? Er hatte Agnes nicht beym Feſt geſehn — wie, wenn Ahnung ſie auf ihrem Zimmer zurückgehalten? Wie, wenn er ſie fände?

Kaum hatte ihn dieſer Gedanken durchzuckt, ſo war er auch ſchon an der Thür von Agneſens Vorzimmer, ſie war nicht verſchloſſen; Contarini ging, den Odem an ſich haltend, weiter, auch die Thür ihres Wohnzimmers war unverſchloſſen, doch herrſchte tiefe Stille ringsum. Ein helles Licht ſtrömt ihm entgegen, Agnes war alſo daheim! Entſchloſſen, und dennoch von unbeſchreiblichen, unerklärbarem Schauer durchzuckt, trat er hinein, ein gewaltiger Lichtſtrom blendete ſein Auge, er ſah, und blickte zweifelnd von Neuem hin, einen Sarg, mit einer Purpurdecke verhangen, darauf das Wapen der von Haugwitz vereint mit dem Familienwapen Agneſens, geſtickt war, über beyde Wapen ſchwebte eine Sternenkrone.

Von Todeskälte durchrieſelt hob Contarini die Decke auf, da erblickte er Agnes, in der Myrthenkrone, im weißen Todtengewande.

In dieſem Augenblicke erhob ſich der Prieſter, der zum Haupte der Leiche gebethet, von den Knien. Er erſchrack haſtig, denn er ſah Contarini's ſtumme

Verzweiflung. Gleichwohl wußte er ſich zu faſſen, und fragte mit ſanfter Stimme, was Contarini begehrte?

Seyd Ihr es, Pater Bernhardus, fragte Contarini mit ſchwankender Stimme. O, ſagt mir, ſagt mir Alles, meine Sinne verwirren ſich bey dieſem entſetzlichen Anblick.

Ihr ſeht, Graf Contarini, entgegnete Bernhardus ſanft und mitleidvoll, die entſeelte Hülle der edlen Frau Agneſe von Haugwitz. Der Tod ihres Gatten brach ihr das Herz.

Ihres Gatten! rief Contarini und der würdige Bernhardus fiel ein: Ja, dieß war ein ſeltſames und machtvolles Walten der Liebe, dunkel und verhängnißreich. Faßt Euch, Graf nehmt Eure Verhüllung ab, und bethet vereint mit mir um den Frieden ihrer Seele.

Ein gellendes Lachen unterbrach des frommen Bernhardus Rede — Bethen? rief Contarini, Frieden? und er nahte ſich mit Ungeſtüm der im Tode noch ſo unausſprechlich ſchönen Geſtalt. Er faßte ihre Hände und drückte ſie an Bruſt und Lippen, er wollte ihren bleichen Mund berühren — Frevler! donnert Bernhardus, Zurück! Zurück von dieſer unentweihten Lilie, deine Berührung iſt Makel für Sie! Contarini ließ Agnes los, und ſprach hohl und dumpf Läſterworte von denen

der schaudernde Bernhardus sein Haupt verhüllte. Jetzt stürzte Contarini fort, und eilte durch die Nacht allein in seinen Gasthof zurück, hier schloß er sich ein, nahm zwey Pistolen, setzte die eine an den Mund, die zweyte auf das Herz drückte beyde zugleich los, und er war dahin.

Eben schlug die Glocke vom Münster die vierte Morgenstunde und die schmetternden Trompeten des kaiserlichen Heeres das mit fliegenden Fahnen über den Rhein kam, tönte durch die blaue Morgenluft. Heller Jubel empfing die wackern Oesterreicher, die treuen Pfälzer, den ritterlichen Fürsten Herrmann von Baden; schon freute sich Alles des nahen Abzugs Vaubrun's, noch wußte Niemand daß der bis dahin so kühn und ruhmvoll behauptete Platz übergeben sey, doch die entsetzliche Bathschaft traf in Straßburg mit der Ankunft des Heeres zusammen.

Contarini's Freunde wurden bey des Unglücklichen Leichnam gefunden, wo sie jammernd und unentschlossen standen, als Prinz Herrmanns Trabanten dort eindrangen. Ihre Degen wurden ihnen abgenommen, und sie wurden zur Untersuchung nach Freyburg geführt.

Der Prinz von Baden wollte an Contarini's entseelter Hülle zum Beyspiel und Schrecken für Verräther noch entehrende Strafen üben lassen, doch alle,

die ihn gekannt, bathen für ihn, und das edle Herz ließ ſich zur Milde für den Verirrten bewegen. Am andern Morgen in der Dämmerung trugen ihn vier Männer vor das Thor der Rheinbrücke, allwo er in aller Stille in eine Gruft verſenket wurde, ohne Ehrenzeichen, Prieſter, noch Gebeth; doch vernahmen die Anweſenden vom Münſterthurm her, der eben die vierte Stunde ſchlug, gleich darauf das Todtengeläut, welches die Leichenbeſtattung Agneſens verkündete. Dem Leichenzuge folgten die Edelfrauen und Fräulein des Lothringiſchen Hofes unter Thränen und Gebeth, und mochte manche ſanfte Seele eingedenk, daß nun eben auch des unglücklichen Contarini irdiſche Hülle zurückkehrte in der Mutter Schooß, eingedenk ſeiner blühenden Jugendherrlichkeit und ſo mancher durch ihn und ſeine Freudigkeit belebten Stunde, und ſeines gräßlichen Endes hinüberblicken vom Lilien umduftenden Sarge Agneſens nach der Gruft an der Rheinbrücke, und für den Frieden ſeiner Seele bethen.

Oinah und Ria.

Mot'amer, der edle Araberfürſt, ging einſt zur ſpäten Abendſtunde zu Mohammed's Gruft, um daſelbſt in andächtigen Betrachtungen eine Stunde zu verweilen. Es war eine tiefdunkle Nacht und die Gruft ſchien einſam, Stille herrſchte rings umher. Mot'amer vernahm in dieſer Stille die innere Stimme, die von Gott und den Wundern der Schöpfung ſprach, deutlicher und klarer, inbrünſtig erhob er ſeine Seele zum Herrn der Welten.

Da drang ein tiefes Aechzen durch das Dunkel der geweihten Stätte, der Fürſt horchte auf, und ſein Ohr vernahm bange Worte der Klage von einer rührend ſanften Stimme, ſo beweglich ausgeſprochen, daß ihm das Herz im Buſen vor Mitleid ſchwoll.

O warum fliehſt du mich wieder ſanfter Schlummer? warum wurde mir nur kurze Raſt von meinen Qualen gegönnt. Grauſame Nacht! willſt du denn nimmer ſcheiden? Stockten die Sterne in ihrem Umſchwung, wie? oder iſt die Sonne dahin? Warum ſchweigt die Lerche, die hoffnungvolle Bothinn der Morgenröthe?

Warum verſtummt der Monzzin auf den Zinnen der heiligen Thürme? Will denn kein Strahl mir Hoffnung bringen, will kein Troſt in meine Marter thauen? Weh mir! ich bin einſam und kann dieſe Thränen nicht an Freundes Bruſt vergießen; Niemand vernimmt meine Klage und kein Herz wird davon zum Mitleid bewegt.

Hier ſchwieg der Leidende, und tiefe Stille herrſchte von Neuem, nur zuweilen von einem matten Seufzer unterbrochen.

Mot'amer war unbeweglich horchend geblieben, er kämpfte wider ſich ob er dem Unbekannten tröſtend nahen ſollte, und ihm mindeſtens Mitleid biethen, dieſen ſüßen Balſam der Schmerzen, doch durch das Dunkel rings umher, wurde es ihm unmöglich gemacht, den Ort zu entdecken, wo der Unglückliche verweilte.

Hörbarer und häufiger wurden die Seufzer des Armen, und der aufgehende Mond zeigte dem Araber plötzlich die ſchöne Jünglingsgeſtalt, aus deren gepreßter Bruſt jene tiefen Seufzer gekommen. Tiefe Schwermuth umhüllte die Anmuth des Leidenden, doch ſiegreich brach das Licht ſeiner Schönheit durch die Nacht der Schmerzen, ſeine Stirn glich einem reinen Spiegel, von dem das Licht des Geiſtes wiederſtrahlt, ſeine dun-

keln Locken quollen voll und lieblich herab, ſeine bleichen Wangen waren in Thränen gebadet.

Sohn der Schmerzen, ſprach der Fürſt mit milder Stimme, nenne dich dem Fürſten Mot'amer, vor deſſen Anblick Leid und Harm ſcheu entfliehen. Sage mir deinen Kummer; ſo dein Weh von Menſchen gelindert werden kann, will ich dir helfen, denn dein Wehklagen hat mein Herz innig bewegt und dein Anblick zieht mich in Mitgefühl zu dir hin.

Erhabner Fürſt, entgegnete der Jüngling, dein Knecht heißt Oinah, vom Stamme der Anſariden; wenn dein großes Herz nicht verſchmäht, Theil an meinen Mißgeſchick zu nehmen, ſo komme und laß dich nieder, ich will dir nichts verſchweigen.

Bey des Morgens erſten Strahle begab ich mich heut nach der Moſchee von Ch-zab. Mit gerührter Seele weiht ich Allah und ſeinen Propheten die reinen Gebethe eines kindlich frohen Herzens.

Nachdem ich meine Ablutionen verrichtet und alle gebothene Gebräuche unſerer Andacht erfüllt, lockte mich die Schönheit des Morgens in den Palmenhain, in deſſen ſchattigen Windungen ich meinen Pfad verlor.

Da erſchien in der Ferne eine Reihe ſchlanker Jungfrauen, die, gaukelnd, wie junge Gaſellen über den grünen Wieſenplan ſchwebten, ich nahte mich ih-

nen, und genoß des anmuthigſten Anblickes. Sie wären alle ſchön in der erſten Knoſpe der Jugend, wie die Blumen vom Thau umperlt glänzten ſie im reichen Schmucke koſtlicher Perlen, die Stirn und Buſen und die ſchneeweißen Arme umwanden; ihre ſilberweißen Gewänder, die bey jedem Schritte neue Reize halb enthüllten, halb verbargen, erfüllten die Flur mit Düften, und das rege Spiel der goldenen Khalkhals, die mit jeder Bewegung der zierlichen Füßchen ſchwirrten, klang melodiſch durch die Luft. Alle waren ſchön, doch unter ihnen ſtrahlte Eine vor Allen, wie eine Peri unter den Sterblichen hervor; ein Reiz, wie der zarteſte Schmelz des Frühlings war über ſie ausgegoſſen, und ihr Lächeln nahm meine Seele gefangen.

Sie ſchien mich Anfangs nicht wahrzunehmen, doch plötzlich ſchwebte ſie aus den Reihen ihrer Geſpielinnen, hervor, wie ein Stern aus den Wolken, ſie nahte ſich mir und flüſterte mit Nachtigallentönen:

Ich kenne dich, edler Dinah, tapfrer Jüngling, du Blume des Stammes der Anſariden! Meine Seele ſchmachtet nach dir wie die Blüthe nach Thau, wie die dunkle Nacht nach dem Monde.

Sie ſprach's, und eh' ich mich von meiner Entzückung erhohlen konnte, war ſie mit ihren Geſpielinnen verſchwunden.

Ach! wie ein leichter Hauch, der eine wüthende Flamme entzündet und dann enteilt, iſt ſie mir entwichen! Ich weiß ihren Nahmen nicht, noch ihre Heimath!

Raſtlos treiben meine Qualen mich umher. Ich habe ihre Spur geſucht, und nicht entdeckt, ach! ich werde ſie nie wieder finden!

Oinah ſeufzte tief, und verſtummte, auf einmahl rief er laut:

Doch auch in der Ferne ſind die Herzen ſich nah, Geliebte! Nur dieſe irdiſche Hülle iſt den Banden unterworfen, doch meine Seele dringt mit dem innern Auge durch alle Räume, dein ſüßes Bild zu erfaſſen.

O, kehre wieder, denn ohne dich iſt mir das Daſeyn unerträglich! Kehre wieder, denn ohne dich kann ich keiner Glückſeligkeit theilhaft werden, kehre wieder, denn ohne dich würde mir das Paradies zu einem Aufenthalt der Qual!

Welche Worte ſind deinen Lippen entflohen, junger Thor, rief zürnend Mot'amer. Wie mag doch die Liebe zu einer Geſchaffenen dich ſo verblenden, daß du gegen das Weſen der Weſen über ſie undankbar wirſt, und Ihm Hohn ſprichſt? Laß dich warnen! entzieh' dich den Netzen dieſer unſeligen Leidenſchaft, denn oft wird uns der Gegenſtand verhaßt, für den wir am

innigſten gefühlt, und aus der Erfüllung unſers heftigſten Wunſches geht das Weh unſerer Tage hervor.

Kennſt du ſo wenig der Liebe Gewalt, erwiederte Oinah, und weißt du nicht, wie es einem Herzen zu Muthe iſt, wo ſie Wurzeln geſchlagen? Ja, brächte ſie auch nur herbe Frucht, es würde ſie dennoch ſich nicht entwinden laſſen, denn ſie verzweigt ſich mit ſeinem edelſten Blute und Seyn! Mühe dich nicht vergebens mich durch Vernunft zu heilen! Wohl kann der Moſchus ſeinen Duft einbüſſen, der Rubin ſeinen purpurnen Schein, der Himmel kann ſeine Sterne verlieren und die Erde ihre Axe, aber meine Liebe kann nimmer wanken!

Da Mot'amer ſeinen jungen Freund ſo haſtig bewegt ſah, war er nur noch bedacht ihn zu tröſten. Schon begannen die Sterne bleicher zu funkeln, da verließen Beyde die Gruft, und eilten nach der Moſchee von Ch'zab und nach dem Palmenhayn, wo Oinah die Geliebte erblickt. Hoffnung beflügelte ſeine Schritte.

Süß und linde wehten die Lüfte, ein melodiſches Säuſeln bewegte die Wipfel der ſchlanken Palmen, Roſen tauchten ſehnend in die Fluth des rieſelnden Baches, und Narciſſen ſchwankten duftend im Morgen-

hauch. Die ganze Natur ſchien die Feyer der Sehnſucht zu begehn.

Hier iſt die Stelle! rief plötzlich Oinah, und ſeine Thränen floſſen. Hier habe ich ſie erblickt, um ſie auf ewig zu verlieren! O, laß mich hier verweilen, laß mich hier ſterben, wo ſie mir erſchien!

Mot'amer blickte um ſich her und gewahrte mit froher Ueberraſchung der Mädchenſchar, die ihm Oinah beſchrieben hatte.

Oinah ſtürzte auf dieſe zu — ach! die Geliebte war nicht unter ihnen, noch funkelten die Thautropfen, aber die Sonne war unter Wolken verborgen.

„Sie iſt fern von dir, deines Herzens Verlangen," ſagten die lieblichen Jungfrauen zu Oinah. „Ihr ſüßer „Glanz ſchmücket eine ferne Flur, ſie hat ihre anmu„thigen Schritte nach der Gegend gelenket, die Selims „Stamm bewohnt und beherrſcht. Glücklicher Stamm, „dem ſolche Blume entſproſſen!"

„Eh ſie von uns ſchied ließ ſie uns ihr Geheimniß „errathen, ihre Seele vergeht in Sehnſucht nach dir."

„Nia heißt ſie, wegen des friſchen Blüthenſchmel„zes der ihr holdes Antlitz belebt, und wegen des Ro„ſenmundes, der mit der Purpurröthe der ſchönſten „Roſe ihren ſüßen Duft vereint."

Ria! ſtammelte Oinah und ſchlang in troſtloſem Schmerz ſeine Arme um den fürſtlichen Freund, er wollte in Wonne und Schmerz vergehen.

Warum, o, Jüngling, rief Mot'amer ihm zu, warum dieß bange Verzagen? Lächeln nicht ſchon die Sterne der Hoffnung durch die Wolken deiner Zukunft? Sieh, ſchon weißt du, wer deine Geliebte iſt, und wo du ſie aufſuchen ſollſt. Wohlan! wir gehen vereint ſie zu finden, und ich gelobe es dir, ich will dich nicht verlaſſen, bis ich dich nicht mit ihr vereinigt geſehn! Ich biethe meine ganze Kraft auf dich glücklich zu machen, und es wird gelingen! Komm jetzt mit mir zu den Häuptern deines Stammes, daß wir uns mit ihnen berathen!

Hier angelangt in der ehrwürdigen Verſammlung, welche in Mot'amer, dem Tugendhaften, ein längſt im Stillen hochverehrtes Haupt begrüßte, unterließ der gefühlvolle Fürſt nicht die Aelteſten um Oinah's Leben und Wandel zu befragen, nicht daß er an ſeinem Werth gezweifelt hätte, doch er freute ſich im Voraus die Stimme ſeines Herzens, die warm für dieſen Jüngling ſprach, beſtätiget zu ſehn. Einſtimmig ſprachen die Aelteſten zu Oinah's Lobe.

Wie ein glänzendes Licht verherrlichen ſeine Tu-

genden unser Volk, und wir alle tragen ihn mit zärtlicher Sorge im Herzen.

So versagt ihn Eure Hülfe nicht, ihr Väter, rief Mot'amer. Ihn verzehrt die heftigste Leidenschaft, er glüht für die Rose von Selims Stamm, für die schöne Ria. Kommt, vereint Eure Bitten mit den Meinigen, laßt uns ihren Vater um die Hand der Jungfrau für den herrlichen Jüngling bitten!

Mot'amer hatte diese Worte kaum gesagt als sich eine Anzahl der Ansehnlichsten unter den Vätern von ihrem Sitz erhub, und die Kamehle schirren ließ, um den Fürsten und Oinah zu dem Stamm der Kinder Selims zu geleiten.

Heiß brannte die Sonne in der Wüste, nur selten erfrischt' eine labende Quelle die Reisenden, lange währte der Zug voll Müh und Gefahren. Oinah fühlte mit jedem Schritt nur freudiger daß er der Geliebten nahe, und Müh und Trübsal befeuerten seinen Muth.

Am achtzehnten Tage sahen unsre Reisende das mit Purpur durchwirkte Gezelt des stolzen Adir, mit seinem vergüldeten Knopf und seinem schweren Goldquasten inmitten einer lachenden Wiese prangen, auf welchen Palmen und Brunnen verstreut Schatten und Kühlung boten. Auf dem Rücken der Berge weideten zahllose Herden, und Zelt an Zelt hob sich, bis in die

fernſte Ferne verſtreut in die Lüfte. Dieß war der fruchtbare Sitz des reichen Stammes von Selim.

Ehrenvoll nahm Adir ſeine Gäſte auf, golddurchwirkte Teppiche wurden für ſie zum Sitzen bereitet, und die gaſtlichen Matten prangten auf ſeinem Winke mit auserleſ'nen Früchten und Getränken.

O, du, der Preis der Söhne Arabiens rief Mot'amer dem Vater Ria's zu, lade uns nicht ein dieſe Speiſen zu berühren, eh wir den Wunſch unſerer Herzen erfüllt, dieſe lechzen heißer nach deinem Wort, als unſre verdorrten Lippen nach Erquickung und Speiſe.

Sprecht dann, was ihr begehrt, meine edeln Gäſte, entgegnete Adir.

Wir beſchwören dich, gib die reine, unberührte Perle, die himmliſch ſchöne Ria dem tapfern Oinah aus dem Stamme der Anſariden zum Weibe.

Fern ſey es von mir, entgegnete er, dem Willen meines Kindes entgegen zu ſeyn. Ihr gebührt es, ſich den Gatten zu wählen. Labet Euch, und ruhet von den Beſchwerden der Reiſe, mich aber laßt zu meinem Kinde gehen, daß ich ihr Herz um ſeine Meinung frage.

So ſprach Adir, doch er dachte anders. Mühſam

verhehlt er seinen Ingrimm, sein Blick heuchelte Freundlichkeit und Ruhe, aber sein Inneres flammte in Wuth.

Warum bist du so heftig bewegt, o, mein Vater? fragte Ria, als er ihr hastig mit unsichern Blicken nahte.

Kann ich ruhig seyn, zürnte Adir, wenn die Anfariden mit unerhörter Frechheit es wagen ein Bündniß mit mir zu verlangen? Ihre Gesandtschaft ist in meinem Zelte, und bittet um deine Hand für einen Jüngling von ihren Stamme.

Und du zürnest, mein Vater? Woher diese Abneigung gegen die Anfariden? Sie sind als ein beherztes, treues Volk berühmt! Wer unter ihnen verlangt meine Hand?

Der verwegene Oinah! der Verblendete!

Oinah? fiel Ria hocherröthend ein. Ich kenne diesen Nahmen! Ja, ich weiß, er ist ein edler Jüngling, von bescheidener Sitte, von tugendhaftem Wandel, fromm und treu, und er hat ein großmüthiges Herz.

Du meinst ich wisse nicht daß du ihn gesehn, ihn gesprochen? zürnte Adir. Ehrvergessene! deßhalb eilte ich unsre Heimfahrt zu beflügeln, deßhalb ließ ich den Kommenden keine Stunde Rast! dein Hoffen ist vergebens, du wirst nie mit meinem Willen die Seinige.

So laß mich sterben! schluchzte Ria, warf sich zur Erde hin und überließ sich der heftigsten Verzweiflung.

Adir konnte den Anblick ihres Leides nicht ertragen. Tauſend Vorſtellungen erwachten in ihm, ſeinen Hochmuth zu bekämpfen. Wenn er Oinahs Bewerbung abſchlug ſo erzürnte er die Väter des Stammes, die für ihn zu werben gekommen, er erzürnte den mächtigen Araberfürſten, den allgerechten Mor'amer, und der Stamm der Anſariden war dann gewiß bereit, dieſe Schmach zu rächen. Ein verderblicher, endloſer Krieg entſpann ſich, dagegen die Verbindung mit dem muthigſten und tapferſten der Stämme hohen Vortheil gewähren konnte. Der Anblick der bleichen Ria, welche zu ſterben drohte, wenn ihre Liebe nicht beglückt würde, gab allen dieſen Ueberlegungen den Ausſchlag, Adir verhieß ihr feyerlich ihren Wünſchen nicht entgegen zu ſeyn, doch eine unbezwingliche Tücke gab ihm den Gedanken ein, den Preis der Morgengabe ſo hoch anzuſchlagen, daß er Oinah's Vermögen erſchöpfte.

Adir nahte ſich mit verſtellter Freundlichkeit ſeinen Gäſten, freuet Euch, Ihr Väter, freue dich, hoher Fürſt, und du, kriegeriſcher Oinah, rief er der Verſammlung entgegen, Ria will Oinah's Gattinn ſeyn; wer aber unter Euch vermag es, mir den Preis dieſer unſchätzbaren Perle zu zahlen?

Fordre was du willſt, rief Mor'amer, meine

Schätze ſollen dir willig geſpendet werden, um mir die Wonne zu kaufen, dieß holde Paar zu vereinen.

So bringt mir dann, ſagte Adir, in ſich lächelnd, tauſend Mital des lauterſten Goldes, Zehntauſend Direm gediegenen Silbers, hundert Gewande von den reichſten und herrlichſten Stoffen, welche die fleißigen Hände der Bewohner von Jemen erzeugen, eine Kiſte der zierlichſten Spangen und Halsgeſchmeide, Gürtel von feinem Gold mit auserlesnen Perlen, und reinen Moſchus und Ambra in Fülle, dieß iſt Ria's Morgengabe!

Mot'amer lächelte. Möchteſt du, Adir, ſtatt der tauſend Mital zweytauſend des lauterſten Goldes, und von Allem was du ſonſt begehrt das dreyfache gefordert haben, du würdeſt mich nur ſtolz darauf gemacht haben, deiner holdſeligen Ria und dem edeln Dinah etwas zum Opfer bringen zu dürfen, das in meinen Augen Spreu und Aſche iſt, denn angehäuft in Medina ſind dieſe Koſtbarkeiten, welche dir meine Kamehle in Ueberfluß herbeybringen ſollen, aber ein Jüngling wie Dinah, eine Jungfrau, der himmliſchen Ria gleich hat der ganze Orient nicht aufzuweiſen, und die Liebe und Treue dieſer zarten Seelen iſt ein Kleinod, daß alle Schätze der Erde aufwiegt!

Alsbald wurden Eilbothen nach Medina gesandt, Ria's Morgengabe zu hohlen. Keuchend unter der Last kehrten die Kamehle zurück nach Adirs Gezelt, der Anblick dieser Schätze erfreute sein Gemüth, und gern bewilligte er nun den Bund der Liebenden.

Ihre Hände wurden miteinander vereint. Sie vergassen in einem Augenblicke langes Sehnen und alle Pein hoffnungslosen Bangens. Oinah küßte Ria's Augen, und die letzte Spur ihrer Thränen verschwand, sie lächelte ihn an, und es wurde Tag in seinem Innern. Auf Flügeln verging der Tag der Vermählung bey Becherklang und bey fröhlichen Liedern der Gäste, die Nacht sank hernieder, um die Wonnen der Liebenden dem Auge der Neugier zu verhüllen. Rosenknospen waren Beyde noch, als der Stern des Abends sie begrüßte, — aufgeblüht fand sie der Morgenstern.

So verlebten sie vierzig glückliche Tage, nur der Abschied des herrlichen Stifters ihres Glückes, des großmüthigen Mot'amer hatte die Morgenröthe ihrer Wonnen umwölbt; der Tag erschien an welchem Oinah seine Gattinn zu dem Stamm seiner Väter heimführen mußte.

In einem reichen Palankin wurde Ria fortgetragen, Oinah ritt neben ihr her. Weithin gaben die Söhne aus Selims Stamm der lieblichen Ria das

Geleit. Fahre wohl, riefen ſie Dinah zu, glücklicher Anſaride, der die Perle von Selims herrlichen Stamm errungen, fahre wohl! du mußt ein Liebling des Himmels ſeyn, da ſolch ein Glück dir beſchieden iſt. Möge Euch der Allgütige erfreuen mit einer Nachkommenſchaft ohne Zahl, die herrlichen Söhne dem Vater, die blühenden Töchter der Mutter gleich! Eure Wonnen ſeyen zahllos wie der Sand der Wüſte, Eure Tage fließen hell und rein, wie der Waldbach durch Blumenufer dahin!

Wer hätte nicht gemeint, ſo fromme Wünſche würden in Erfüllung gehn? Welches reine Herz nahm nicht Theil an der Liebenden Glück? Nie hatte man auf Erden, Schönheit, Liebe und Wonne in ſo dicht verſchmolzener Eintracht geſehn.

Aber ach! das Glück iſt dem Wandel unterthan, und auf dem Gipfel vermag es ſich nicht zu erhalten. Der Augenblick, in welchem der Sterbliche, trunken vor Wonne, und im Hafen ſeiner Wünſche, vergißt, daß auf Erden nichts bleibend iſt, weder Glück noch Schmerz, der höchſte Augenblick der Luſt trägt ſchon das Weh der Zukunft in ſeinem Schooß verborgen.

Uneingedenk dieſer Lehre, ſorglos und freudig ſtreifte die kleine Karawane, die Liebenden in ihrer Mitte, durch die Wüſte. Es war eine ſtille, helle Nacht, im Mon-

denſtrahl leuchteten ſchon die goldnen Pfeile der hohen Thürme von Medina aus der Ferne, als Ziel der Wanderung ihnen entgegen.

Plötzlich, wie eine Schar von Wölfen, von Hunger verzehrt, ſich auf die friedliche Herde ſtürzt, die am Abhang des Felſen weidet, drang eine Schar von Curden, ſchwer bewaffnet, mit gräßlichem Geſchrey auf die Reiſenden ein. Auch das Herz des Tapferſten würde erſchrocken ſeyn beym Anblick dieſer Blutdürſtigen, denen ſcharfe Dolche aus den breiten Gürteln hervorblitzten, deren Arme mit leuchtenden Klingen bewaffnet, erhoben zum Morde über dem Haupt der Wanderer ſchwebten. Oinah kannte nicht die Furcht; wie ein Löwe drang er auf die Schar der Räuber ein, ihre Tapferſten erlagen ſeinem Grimm, und der Reſt der wilden Horde entfloh, ſcheu vor dem Wetterſtrahl ſeines ſiegreichen Schwertes.

Aber, ach! in der Bruſt getroffen, ſank Oinah nieder, unaufhaltſam quoll ſein Herzblut dahin, Ria war ſein letzter Lebenshauch.

Die Wehklagen der Gefährten gaben Ria die Trauerkunde, ſie entriß ſich den Armen ihrer Begleiterinnen, ſie eilte zu der Stätte, wo Oinah, hingeſtreckt über den Leichen der Räuber lag. Noch war ſein Auge gebrochen, noch ſtand ſein Herz nicht ſtill, die ſcheidende

Seele wollte noch verweilen, um die Geliebte noch einmahl dem brechenden Auge zu zeigen. Jetzt entfloh sie, jetzt war es um Oinah geschehn!

Mein Oinah! rief sie mit erstickter Stimme, und heftete ihre bebenden Lippen auf des entseelten Gatten bleichen Mund — o! entsetzliches Geschick! nicht dich! mich mußte dieser Schlag treffen; wie gern wär' ich für dich gestorben! Was soll ich in einer Welt, wo du mir fehlst? Doch nein! ich werde nicht von dir getrennt bleiben, denn, wenn ich dich überleben könnte, würde meine Vernunft hohnlächeln über die Ohnmacht meiner Liebe! Nimm mich mit dir, mein Oinah! Ich folge Dir!

Sie umschlang ihn fest, seufzte laut, und starb.

Lange weinten die Gefährten über das herbe Geschick das so schöne Liebe getroffen, fromm und treu erfüllten sie an den Liebenden die letzte Pflicht; in köstliche Linnen gehüllt, und mit duftenden Essenzen übergossen, wurden ihre schönen, noch im Tod so schönen Erdenhüllen zur Gruft bestattet, Hand in Hand, das Antlitz gen Morgen gerichtet.

Mot'amer empfing die Trauerkunde mit unendlichem Schmerz. Sehnsucht und Treue regten ihn an, nach der Wüste zu reisen, um an der Gruft Oinah's und Ria's zu weinen.

An der Stätte, wo aufgehäufte Steine das Grabmahl bezeichneten fand Mot'amer zwey ſchlanke Palmen aufgeſproßt; die ihre Zweige einträchtig verflochten, die letzte Zuflucht der Liebe zu beſchatten. Die Bäume wuchſen herrlich auf, und der Wanderer zeigte ſie dem Gefährten; und im ganzen Lande hießen ſie: Oinah und Ria.

Die schöne Sclavinn.

Vor einiger Zeit, sagte mir ein Gelehrter, hielt ich Versammlungen, und suchte auf dem Boden der Gemüther den edeln Samen des Verlangens nach Wissenschaft auszustreun.

Unter meinen Zuhörern war der fleißigste ein Greis, der im trüben Schmerz versunken blieb, und oft einen Seufzer, oft eine Thräne entschlüpfen ließ.

Einst sucht' ich diesen Greis in seiner Wohnung auf und befragte ihn um die Ursach seiner Betrübniß.

Ehemahls war ich Sclavenhändler, gab er mir zur Antwort, und ich fristete mein Leben mit diesem mühseligen Gewerbe.

Eines Tages zahlte ich dreyhundert Dinar für ein zartes Mägdlein, dessen rosige Lippen noch kaum die Mutterbrust verlassen, sie war frisch und lieblich, wie die Knospe in Morgenthau, licht und heiter, wie der volle Mond.

Ich pflegte ihrer mit der höchsten Sorgfalt, des köstlichsten Unterrichtes ließ ich sie genießen, und als

ſie nun in voller Blüthe ſtand, führt ich ſie, einem zweyten Juſuf gleich auf den Markt hin.

Indem ich die ſich herzudrängenden Käufer von den trefflichen Eigenſchaften und ſchönen Kenntniſſen meiner Sclavinn unterhielt, ſah ich einen Jüngling ſich uns nahen, dem unter der unſcheinbaren Hülle eines Fakiren das ſchönſte Herz im Buſen ſchlug. Alſo verbirgt ſich der ſüße Mandelkern in herber Schale, alſo hüllt ſich das Veilchen unter dem Graſe ein.

Der Jüngling warf einen flüchtigen Blick auf meine junge Sclavinn, ſtieg vom Roß und nahte ſich ihr, fragend nach ihrem Nahmen, ihrer Heimath, ihren Talenten, und mit welcher Arbeit ſie ihr Brot erwerben könne?

Nachdem ſie ihm dieß Alles beantwortet, wandte er ſich an mich und fragte, wie theuer ich dieſe Sclavinn anſchlüge.

Ich erwiederte: Wollt ich gleich ihre Schonheit und Lieblichkeit nur einen einzigen Dinar ſchätzen, ſo würden doch ihre übrigen Eigenſchaften und herrlichen Talente nicht mit tauſend Dinar bezahlt ſeyn.

Der Jüngling ſchwieg, und behuthſam dem Auge der Neugier ſich entziehend, nahm er die Sclavinn bey der Hand, drückte eine Summe Goldes hinein, und enteilte.

Als er fort war, wog ich das Gold und fand, daß es hundert Dinar waren.

Am andern Morgen kam er wieder, und am dritten auch, jedes Mahl hatte er dem Mädchen hundert Dinar gegeben, und war schweigend davon gegangen.

Hier ist nun, dachte ich bey mir selbst, die Summe beysammen, die ich für dieß holde Mägdlein bezahlt. Vielleicht glüht dieser Jüngling in Liebe für dieß süße Kind und vermag den Preis nicht zu geben, den ich gesetzt?

Dieß überlegend eilt ich ihm nach, und erreichte ihn glücklich an der Schwelle seiner Wohnung, hier kehrt ich unbemerkt und schweigend um.

Als die Nacht gekommen, hieß ich meine Sclavinn sich mit ihren reichsten Gewanden schmücken, ich übergoß ihr Haupt mit köstlichen Düften, und so ging ich mit ihr zu des Jünglings Wohnung.

Er selbst öffnete uns, da ich angepocht, die Thür. Himmel, rief er bey unserm Anblick aus, was ist Euch denn begegnet, und wie habt ihr meine entlegene Wohnung gefunden?

Ein Mächtiger, erwiederte ich, hat um dieß Kind mit mir gehandelt, und wir sind nicht einig geworden, ich fürchte er möchte zu Nacht kommen, sie zu rauben,

deßhalb will ich ſie dir anvertrauen daß ſie unter deiner Obhut ruhig ſchlummere.

So tritt ein mit ihr, rief der Jüngling aus, und leiſte ihr Geſellſchaft!

Ich ſchützte ein wichtiges Geſchäft vor, und eilte von dannen. In meinem einſamen Kämmerlein, hingeſtreckt auf meinem Lager ergötzte ich mich an der Vorſtellung wie glücklich ſich die zwey Liebenden jetzt fühlen möchten, die ich ſo überraſchend vereint.

Plötzlich vernahm ich ein Aechzen vor meiner Thür, ich eilte zu öffnen, da ich ängſtlich meinen Nahmen rufen hörte, und beym Schimmer der Lampe erblickte ich meine junge Sclavinn, bebend und in Thränen.

Was iſt dir widerfahren, fragte ich ſie, und wo kommſt du her durch die Nacht?

„Er iſt dahin! rief ſie aus, ſeine ſchöne Seele iſt „zu ihrem göttlichen Urſprung zurückgekehrt!"

„Als du fort warſt führte er mich in ſeine Wohnung „ein, und ſetzte Speiſe und Trank vor mir hin. Als ich „mich erquicket, und meine Hände mit Waſſer begoſſen, „breitete er weiche Decken zum Lager, reichte mir Mo„ſchus und Roſen-Eſſenz, mein Haar zu ſalben, und „lud mich ein, der Ruhe zu genießen."

„Da ich zu ſchlummern begann, nahte er ſich mir, „fuhr mit der Hand ſänftiglich über meine Wangen hin „und rief: Süßes Kind! wie ſchön, wie hold in Un„ſchuld und Zartheit. O, welche Gluthen weckt dein „Anblick in mir, wie ſtrafbar iſt dieſe Leidenſchaft, und „wie furchtbar ſind des Höchſten Gerichte!"

„Er erſeufzte tief, und wiederum ſanft meine Wan„gen berührend ſagte er: Wahrlich! nimmer ſah ich ſolch „holdſeliges Bild, ſolchen Inbegriff aller Huld, An„muth und Zucht, aber Reinheit des Wandels iſt höher „als alle Genüſſe, und über alle Wonnen geht das „Bewußtſeyn ihre Krone errungen zu haben."

„Dieß ſprechend ſank der Jüngling vor meinem „Lager nieder, und als ich ihm zu Hülfe kommen wollte, „ſah ich, daß er ſchon hinübergegangen war in die „Ewigkeit."

Du fühlſt nun, fuhr der Greis fort, wie untröſtlich ich ſeyn muß, ich beweine dieſen herrlichen Jüngling, deß Gleichen auf Erden nicht mehr zu finden; wie kann ich ſeiner Schönheit, ſeiner Sitte, ſeiner Unſchuld und Innigkeit vergeſſen. Bis in den Tod werd' ich liebend ſeiner gedenken, ſterbend werd' ich um ihn noch weinen!

So wie mein Liebſtes auf Erden alles übertraf,

was jemahls geſchaffen worden, muß auch mein Leid jedes andere Leid überwiegen. Die einſame Nacht ſieht meine Thränen fließen, der Morgen findet mich wach in meinem Leid, weinen werd' ich noch, wenn mein Auge bricht.

Die
Ameise und die Nachtigall.

Unter dem mannigfaltigen Gesträuch, das einen duftreichen Garten schmückte, hatte sich die Nachtigall ein prangendes Rosengebüsch erkoren; und sie kostete mit den vollaufblühenden Rosen, die der Frühling in Fülle bot.

Am Fuß des Stammes, den Ros' an Rose schmückte, bereitete die Ameise ihre kleinen Zellen, und sorgte emsig dafür, daß der Vorrath zum Winter nicht fehle.

Die Nachtigall aber flatterte lustig zwischen den Blumen umher, und Feld und Wald hallten von ihren Wonnetönen wieder.

Nicht einen Augenblick verlor die Ameise, indeß die Nachtigall unbekümmert um das Entfliehen der schönen Zeit sich in Duft und Tönen berauschte. Tausend süße Geheimnisse der Liebe flötete sie der Rose zu, und die Ameise, und die Biene, Zeugen dieser Liebeständeleyen beklagten die armen Verblendeten und sagten: sie werden es zu spät einsehn, wohin dieß eitle Treiben führt.

Auch ich umflattre die Rose, sprach die Biene, daß ich ziehe Nutzen von dieser Gemeinschaft. Statt sie mit leeren Liebeleyen zu entweihen, laß ich mir von ihr den Honig reichen, den ihr duftiger Kelch in sich schließt, und mein Glück ist ihre Verherrlichung. In meinem zierlichen Bau bewahr' ich für die trüben Tage was mein Fleiß gesammelt in den Tagen der Lust, und um mich her bleibt es Frühling, weil ich den Frühling mit Weisheit genossen.

Bald hoben sich des Herbstes trübe Nebel, aus dem Rosengebüsch blickten scharfe Dornen hervor und das eintönige, heisre Geschrey des Raben erschallte da, wo das Lied der Nachtigall geklungen. Stürme rauschten durch das Thal und entrissen den Zweigen ihren letzten Schmuck, schärfer wurde die Kälte und der blendende Schnee überhüllte die Wiesen.

Vergebens hoffte die Nachtigall schnelle Wiederkehr der schonen Zeit, vergebens flatterte sie um den Rosenstrauch her, und klagte um seine Blüthen.

Da gewahrte sie der Ameise, die sie oft, nicht ohne Spott am Fuß ihres Baumes so fleißig sammeln gesehn.

Ich will sie um Hülfe angehn, beschloß die Nachtigall, sie wird sich meinen Bitten nicht verfagen. So flatterte sie herab und sprach zur Ameise.

O, gute Nachbarinn, du weißt es, daß die Wohlthätigkeit der Schmuck des Reichen ist, denn sie weis't ihm den Gebrauch an, den er von seinen Schätzen machen soll. Siehe, ich habe unkluger Weise die kostbare Jugendzeit verschwendet in der es mir frey stand zu sammeln, indeß du, Vorsichtige, einen reichen Vorrath aufgehäuft. Laß mich Theil an deinem Glücke haben!

Die Ameise antwortete der Nachtigall: Während ich vom ersten Morgenstrahl bis daß die Schatten der Nacht das Thal umhüllten der Thätigkeit lebte, hörte ich die Gebüsche von deinen Liedern erklingen; bezaubert von der Anmuth vergänglicher Blüthen gedachtest du nicht daß der Herbst dem Frühling nachfolgt und daß auch der blumigste Weg zur Wüste hinführt.

O, du, der dieses lieset, blick auf dein Leben und vergleiche dich mit der Nachtigall! Sey eingedenk daß der Tod dem Leben folgt, und vergiß nicht, daß Ge-

ſchick und Tod die ſüßeſten Bande zerreißen. Dein höchſter Genuß ſey Thätigkeit, denn ohne ſie ſind alle Freuden des Lebens ſchmal, und die Blüthe müßiger Stunden bringt die herbe Frucht der Reue.

Idally.

Die Sonne zitterte nur noch wie eine ſinkende Leuchtkugel am Himmel; die Sterne gingen, einer nach dem andern, bleich und ſchüchtern hervor, wie bange Liebende die ſich umſchauen, ob kein Späherauge ſie belauſcht. Idally war noch weit von ihrer Wohnung; ſie ging allein im Walde, am Ufer des Neckar, eingeſchloſſen von zwey felſenreichen, mit Wald bewachſenen Gipfeln, über die ſich Sternengebilde dicht anſchmiegten, wie blitzende Demanten auf dunkeln Locken. Ein erquickender Duft ſtrömte in vollen Zügen durch Fels und Wald. Zwey Nachtigallen antworteten ſich vom jenſeitigen Ufer herüber, ſonſt war alles ſtill: nur der Neckar begleitete mit ernſtem doch harmoniſchem Gerieſel über die Felſenſtücke, die ſein Schooß verbirgt, den Geſang der Nachtigallen. Schwärzer und immer ſchwärzer wurden die Ufer, der Fluß immer ſilberner und wonniger in der wiederſtrahlenden Pracht des Himmels, und bald, ſo zogen die Glühwürmer wie verirrte Sterne durch die Lüfte.

Ohne Angſt, doch nicht ohne Haſt ging Idally die Chauſſee von ** am Neckar entlang. Fern am Abhange eines wolkenanſtrebenden Felſens ſtrahlte ſchon das Licht von ihrem Wohnſitze, ein einſames Häuschen hart am Walde, am äußerſten Ende eines Dörfchens, das von Fels, Waldung und Rebenhügeln umſchloſſen, lieblich, doch verborgen, wie ein Veilchen, aus dem Grunde hervor duftete, mit üppigen Matten, blühenden Gärten und Feldern.

Und kann denn, der feinere Menſch im Schooße der ſüßen Natur nicht glücklich und befriedigt ſeyn? Ach! der ſo Weniges bedarf, will doch Alles umfaſſen und genießen, und das Weltall genügt nicht, die ſehnende Bruſt des Menſchen zu ſtillen, der immer nur in Wünſchen lebt!

Näher und immer näher winkte das Ziel. Schon war Idally im enggewundenen Gäßchen, deſſen Ausgang zu ihrer Wohnung führte. Dicht am Hauſe ſtand ein Heiligenbild, aus weißem Stein gehauen, und durch eine fromme Stiftung mit einer glänzenden Ampel zum Troſt der Nächte erleuchtet. Sieben goldene Sterne umgaben als Glorie der Heiligen jungfräuliches Haupt, ſie ſchaute entzückt gen Himmel, ein Lilienzweig blühte in ihrer Rechten. Kein Frühlingtag verging, an welchem fromme Landleute dem ſchönen Bilde nicht Kränze

von frischen Wiesenblumen brachten: die holde Gestalt war ein befreundendes geistiges Band zwischen diesen einfachen Landleuten und der Vorstellung des Schönen und Erhabenen. — Idally, hier von Allem beraubt, was auf Kunst und Bildung Bezug hatte, freute sich stets im Vorübergehen dieser anmuthigen Erscheinung, und verweilte liebevoll in ihrer Nähe.

Eben ging sie wieder darauf zu, um, wie sie oft that, die holden Züge beym Schein der Flamme wie belebt zu erblicken, als sie eine hohe, männliche Gestalt hinter der Bildsäule hervortreten sah, auf welche die Ampel ihr stärkstes Licht warf, und der bebenden Idally wie im Zauberschein den Liebling ihrer Seele, Prinz August von *** zeigte.

August! rief sie, und lag ohne Besinnung an seinem Herzen. Er umschloß sie, doch plötzlich riß sie sich los.

Meine Idally! rief August, Du hier? so allein? so gering bekleidet? zu dieser Stunde?

Und Du, August! wie kommst Du in diese Gegend?

Es schien durch den Zufall zu geschehen. Ich ging aus Italien durch die Schweiz. Mein Weg führte mich durch dieß Dorf, mein Wagen brach. Ich wollte noch diese Nacht fort, wußte nichts von deinem Aufenthalte hier: doch eine geheime Unruhe trieb mich durch die

öden Gaſſen. Dieß Bild zog mich an. Geſegnet ſey tauſendmahl dieß Verweilen! Idally! führe mich in deine Wohnung; erkläre mir, durch welche Ränke dein Stiefbruder Dich deiner Rechte entſetzte und Dich verſchwinden machte; durch welchen Zufall dieß unbekannte Dorf Dich in ſich faßt, und vor Allem laß mich wiſſen, ob Dein Herz mich nicht anklagt. Idally! ich bin unſchuldig. Ich konnte und durfte meinen gefahrvollen Poſten im Kriege nicht verlaſſen, bis es Frieden war, und ich meiner Pflicht entbunden wurde. Alle Nachforſchungen meiner Freunde nach Dir waren vergebens, und mir blieb kaum noch eine Hoffnung auf Dich. Aber mit ewiger Treue blieb ich Dir ergeben, Idally, und keine Macht auf Erden ſoll uns ſcheiden, nun ich Dich wieder gefunden!

Idally lächelte wehmüthig. Höre meine Geſchichte, ſagte ſie, dann wirſt Du ſehen, ob ich die Deine ſeyn kann. Sie nahm die Hand des Prinzen und führte ihn zu einer Raſenbank, unter eine Laube von blühenden Jasminen, am Eingang des Waldes. Es war jetzt Nacht. Der Frühling goß in Fülle ſeine Lieblichkeit über dieſen Sitz, und Idally war mit dem liebenswürdigſten und geliebteſten Jünglinge allein, der ſie bis zur Anbethung liebte. Aber hoffnungsloſe Trauer füllte ihre

Seele; und wie der Schatten ihres eignen Selbſtes, wie über dem Grabe weg, redete ſie zum Geliebten:

„Eben hatte mich meine Mutter noch angelächelt, eben reichte ſie mir noch vom Lager ihre Hand, als der Schlag ſie traf — ſie war verſchieden. Mein gränzenloſer Schmerz ließ mich nicht darauf achten, daß gleich nach ihrem Tode mein Kammermädchen mich bey der Hand nahm, zum Wagen führte und weit weg mit mir auf ein entlegenes Landhaus fuhr. Ich konnte nur weinen, trauern, nicht nachdenken.

Doch fragt' ich, als wir ankamen: warum bin ich hier? Betty mit heuchleriſcher Liebe ſagte: man habe mich dem traurigen Orte entreißen wollen, wo die Todte ſey. Sie ſelbſt habe dieſe Vorſichtsregel erſonnen und ſie mit Graf Allmurs Willen vollzogen.

Ich konnte das nicht billigen, verlangte zurück, um die geliebte Leiche mit meinen Thränen zu netzen, doch der Wagen war fort und mein Nachteſſen wurde dicht an meinem Bette aufgetragen. Betty fragte mich noch, ob ich ſonſt nichts bedürfe, und dann verſchwand ſie, zu meinem größten Entſetzen die Thür hinter ſich verſchließend.

Faſt unwillkührlich ging ich an die Fenſter: ſie waren friſch erſt vergittert. Gleich ſah ich ein, daß dieſer Ort zu meinem Gefängniſſe beſtimmt war. — Hätte ich das

von Allmur erwarten können? Allen meinen Winken ergeben, wie ein Schatten mir folgend, war er immer der Gegenstand meiner zärtlichen Neigung gewesen; ich hieng ihm an mit wahrer Schwestertreue, und half ihm oft der Mutter Unwillen besänftigen, die über ihn meistens mit Recht zurnte.

Ich war nun allein, von Schmerz zerrissen, von Sorge bedruckt. — Welche Nacht! Kein Schlaf kam in meine Augen: dumpf starrte ich vor mich hin, und wunschte mir den Tod.

Am Morgen wurde die Thür aufgeschlossen, mein Frühstuck brachte Betty selbst. Schlangen gleich, freundlich besänftigte sie meinen Unwillen und wußte für Alles eine Ausflucht. Sie lud mich ein, den Garten zu sehen. Ich ging mit ihr. Der Garten war schön: doch dieser sowohl, als Haus und Hof von einer hohen Ringmauer mit Gitterthoren umzogen.

Acht Tage lebte ich hier in immer heißerer Trauer, obgleich, wie durch Zauberey jeden Morgen eines meiner Lieblingsstücke aus meinem Zimmer vor meinem Bette lag, und eine verschwenderische Fülle von Allem, was freundlich und erheiternd ist, um mich ausgebreitet war. Meine Tafel war auserlesen, immer mit den kostlichsten Erzeugnissen der Jahreszeit besetzt, und mit Blumen

geſchmückt. Vor den Fenſtern aus dem tiefen Gebüſche erſcholl oft Muſik zur nächtlichen Stunde. Nur Betty bediente mich: aber mit feenhafter Schnelle und mit der holdeſten Ergebenheit. Ich mußte mir vorkommen wie Pſyche im Felſenthale: nur daß ich nicht ahnden konnte, wer den der Amor war, der mich gefangen hielt?

Eines Abends hielt ein Wagen vor dem Gitterthore; es ſprang auf: Allmur trat herein. Er ſank mir zu Füßen. Idally! ſagte er mich umfaſſend, verzeih mir mein räthſelhaftes Betragen! und er bedeckte meine Hände mit Thränen und Küſſen.

Süß überraſcht ſank ich in ſeine Arme. O, geliebter Bruder! rief ich aus, wie wohl iſt mir, daß ich Dich wieder ſehe: Du wirſt mit mir weinen. Und ich brach in heiße Thränen aus, indeß er mich mit Liebkoſungen überhäufte und mir tauſend ſüße Nahmen gab.

Endlich als ich von Weinen erſchöpft mein Geſicht an ſeine Bruſt lehnte, ſagte er mit ſchmeichelnder Stimme, mich immer feſt umſchloſſen haltend:

Laß den unſeligſten Irrthum fahren, Idally! Du biſt nicht meine Schweſter, ich ſchwöre es Dir auf das Heiligſte zu. — Ich kenne Deine Aeltern nicht, und meine Mutter war über Dich in Irrthum, ich nicht. Du warſt ſtets der Gegenſtand meiner Anbethung, die

Wonne meines Herzens. Wie süß war mir der Vernahme, der mir so manches Recht auf dich gab. — Der Mutter wollte ich eine beglückende Täuschung nicht rauben; denn sie liebte Dich ja, wie Alles, was Dich nur kennt.

Doch was soll ich seine Worte wiederhohlen? Unwillen und Rührung wechselten in meinem Herzen ab, doch die Heftigkeit seiner Betheuerungen machte, daß ich ihn bath sich zu erklären, wie er zu der Behauptung komme, daß ich nicht seine Schwester sey?

Er sagte: Die Heirath meiner Mutter mit dem Erbprinzen von O** war geheim und blieb es. Von der Kindheit des Fürsten an war er der jetzigen Fürstinn verlobt, und seine Verwandte hingen an dieser Verbindung. Meine Mutter gebar einen Sohn. Dieß Ereigniß würde entscheidend gewesen seyn; aber die Gegenpartey hatte heimliche Maßregeln auf jeden Fall genommen. Dem Sohn wurdest Du, Idally, untergeschoben. Was aus ihm geworden ist, habe ich nie erfahren; und nur durch sonderbare Verkettungen des Zufalls weiß ich um diesen Betrug. Jetzt war es den Verbündeten leichter, die Verwandten meiner Mutter zur Heirath mit dem Grafen Allmur, meinem Vater, zu bewegen; indeß auf der andern Seite Alles angewandt wurde, die erste Vermählung so geheim zu cas-

ſiren, als ſie geheim vollzogen worden. Nun weißt Du Alles, Idally; nur über Deiner Geburt ruht unauflösliches Dunkel. Der Fürſt, Dein vermeinter Vater, iſt ſchon ſeit mehreren Jahren todt. Meine Mutter durfte Dich nicht anerkennen; doch hat ſie Dir große Summen hinterlaſſen, die, obgleich meinem Vermögen entzogen, meine Liebe gern zu Deinen Füßen legt. Heirathen darf ich Dich nie, weil Du im Glauben des Publicum für meine Schweſter giltſt. Aber nie werde ich andre Feſſeln tragen, als die Deinigen; und wenn Du mich noch ſo herzlich liebſt, als ſonſt, ſo wird unſer Glück unausſprechlich ſeyn.

Voll Abſcheu entriß ich mich Allmurs Armen. Dieß Gewebe von Lügen, dieſer höchſte Grad der Verderbtheit empörte mein ganzes Gefühl. Lange mußte ich mit ſeinem Ungeſtüm kämpfen. Endlich ließ er mich allein, und bath mich, ſeine Gründe zu erwägen und mein Herz für ihn ſprechen zu laſſen. Er verſprach mir feyerlich, mir ſchriftliche, unwiederlegliche Beweiſe zu bringen, daß ich nicht ſeine Schweſter ſey, und verließ mich, trotz meines unverſtellten Widerwillens nicht ohne Hoffnung. Allmurs Ungeſtüm, ſeine heftige Leidenſchaft entſetzten mich, und ich bangte wie vor dem Tode für einer Wiederhohlung dieſer Scene. Kaum war er fort, als ich jeden Winkel des Hauſes durch-

ſuchte, um auf die Flucht zu ſinnen. Ein hoher Saal des alten Hauſes iſt von Quaderſteinen erbaut, die tiefe Fugen haben. Aus der Mauer heraus ſind einige Flieder-ſträuche gewachſen. Ich beſchloß, mich von hier aus zu retten. Ich nahm ein heiteres Betragen an, war den Abend durch geſprächig mit Betty, die mich ſchon ſeit einigen Tagen nicht einſchloß. Nachts, als der Vollmond hoch am Himmel ſtand, ſchlich ich mich in den Saal, der auf das Feld hinaus ging, ſchwang mich aus dem Fenſter, erreichte die Fuge des erſten Quaderſteins, hielt mich im Weiterſteigen an die Holderſträuche und eilte glücklich hinab. Da war ich um Mitternacht im freyen Felde, ein Goldſtück in mein Schnupftuch geknüpft, im eleganteſten Ueberrock von Seide, ohne Hut, zitternd und ungewiß, wohin ich meine Schritte wenden ſollte, doch ohne andere Ueberlegung die Chauſſee ſuchend und den Weg einſchlagend, der weit ab von Allmurs Reſidenz führte. Da ich gewöhnlich erſt Morgens um acht Uhr Betty in mein Zimmer ließ, konnte ſie mich lange nicht vermiſſen; und ich ging getroſt weiter, ohne Furcht, verfolgt zu werden.

Es mochte zwey Uhr ſeyn, als ein Wagen die Chauſſee entlang fuhr. Ich ſah eine ältliche Dame mit einem jungen Manne darin ſitzen. Ich nahte mich dem

Wagen und fragte: wohin er führe? Nach F. erwiederte der Kutſcher und wollte weiter, doch der junge Mann befahl ihm zu halten, ſprang aus dem Wagen und ich erkannte Arthur, den Du kennſt, Auguſt! der einzige Erbe des geizigen ***, der wegen ſeiner Reichthümer in allen Zirkeln aufgenommen, und wegen ſeiner Vorzüge in jedem beliebt und angeſehen war.

Nennen Sie ſich nicht mein Fräulein, flüſterte er mir zu. Thun Sie, als wäre ich Ihnen unbekannt. Mein ganzes Leben iſt Ihnen geweiht. Kommen Sie in den Wagen, und wenn wir allein ſeyn werden, erklären Sie mir dieß wunderbare Ereigniß.

Er führte mich an die Chaiſe, ich ſtieg ein. Wer iſt das fremde Frauenzimmer, ſagte höhniſch die Alte, die im Wagen ſaß. Sie nennt ſich Madame Miller, ſagte Arthur, und bittet um einen Platz in meinem Wagen den ich ihr bewilligt habe, in der Hoffnung, Sie Frau Geheime Räthinn mit einer ſo holden Reiſegefährtinn zu erfreuen. Unſer Weg iſt der ihrige. Nicht ſo Madame?

Gewiß! erwiederte ich, und der Kutſcher fuhr mit Blitzesſchnelle weiter.

Wir ſchwiegen alle. Endlich unterbrach die Dame das Schweigen. Ich hoffe, ſagte ſie zu Arthur, Sie werden in F. dieſe, uns zu Gefallen aus den Wolken

herabgeſchneyte Reiſegefährtinn nicht meiner Tochter vor die Augen bringen.

Wenn Madame Miller den Wunſch äußert, Ihre liebenswürdige Tochter kennen zu lernen, erwiederte Arthur, werde ich nicht ermangeln, meine Schuldigkeit zu thun.

Mein Wunſch, erwiederte ich, iſt: an den Ort meiner Beſtimmung hin zu gelangen, und der iſt noch, wie ich vermuthe, ziemlich weit.

Alſo haben Sie wirklich eine Beſtimmung? Ich dachte es nicht, ſagte die Dame. Ich ſchwieg. Dadurch ermuntert, fuhr ſie fort: Man muß geſtehen, daß unſere Zeiten ſehr aufgeklärt ſind. Sonſt wohl waren die Herrn artig gegen honette Damen: jetzt ſind ſie es gegen die erſte Landſtreicherinn.

Seyn Sie verſichert, ſagte der empörte Arthur, daß es keine Geſetze der Artigkeit gibt, die gegen ſolche Ausfälle Stand halten. Die junge Dame hier iſt von jetzt an unter meinen Schutz. Ihr ganzes Betragen ſpricht für ſie, und mich wunderts, wie Frauen, die doch einander ſchützen ſollten, die ſind, die am eifrigſten andere Frauen verfolgen.

Die Dame ſchwieg. Wir fuhren ruhig weiter. Im erſten Wirthshauſe an der Landſtraße hieß ſie ſtill halten. Sie fragte: ob man von hier aus eine Chaiſe nach

F. haben könne? und als es bejaht wurde, nahm sie Abschied von uns, vielleicht in der Hoffnung, durch dringende Bitten aufgehalten zu werden.

Nach Ihrem Belieben, sagte Arthur sehr trocken, empfahl sich ihr und wir fuhren weiter. Kaum waren wir allein, als er mich um Mittheilung meiner Ereignisse bath. Ich sagte ihm Alles; ich kannte seinen biedern Sinn und seine unendliche Ergebenheit.

Idally! sagte er mir feyerlich, welch eine Schickung! der Himmel selbst waltet über Sie. In die Welt hinaus gestoßen, führt unser guter Engel Sie in meine Hand. So rein und treu als ich, liebt niemand Sie auf Erden. Lassen Sie mich Ihnen meine ganze Existenz weihen. Allmur wird Sie verfolgen: ich kenne seine Denkungsart. Sie haben nichts für sich, als die himmlischen Gaben der Natur, die alle mißgeschaffenen Seelen so zur Feindschaft und zum Haß gegen Sie aufregen, daß selbst die Guten sich von Ihnen abwenden werden, denn der Einfluß der Bosheit waltet auf Erden über die menschlichen Verhältnisse und lenket sie nach Gefallen. Allmurs List hat ein so zweydeutiges Licht über Ihr Verschwinden ausgebreitet, daß nichts in der Welt fähig ist, Sie vor Verleumdung zu sichern. Seine Mutter, im Vertrauen auf seine Zärtlichkeit für Sie, hat ihm alles nur mündlich aufgetragen, was

zu Ihrem Beſten war. Sie haben nun keinen Nahmen, kein Vermögen, keine Zuflucht. Darum himmliſche Idally, beglücken Sie mich mit Ihrer Hand. Nehmen Sie meinen Nahmen und meinen brüderlichen Schutz an, denn ich will die Hülfloſigkeit Ihrer Lage nicht zu meinem Vortheil mißbrauchen. Schon einmahl haben Sie geſagt, ich ſey ein edler Menſch. Seit dem Augenblick hab' ich geſtrebt, dieß ſtolze Wort zu verdienen, und mein ganzes Leben ſoll Ihnen beweiſen, daß ich es bin.

Ach Auguſt! — die hülfloſe Waiſe mußte jeden Gedanken an ihre erſte und einzige Liebe aufgeben. — Welch' ein Abſtand zu Dir und zu mir! — Kannſt Du's glauben, daß der Hohn und die Bosheit der Reiſegefährtinn Arthurs mich ſo verſchüchtert, ſo niedergebeugt hatten, daß ich ordentlich den Triumph haben wollte, ſie zu beſchämen. Zudem rührte mich Arthurs Großmuth. Wie ein matt geſcheuchtes Reh ſank ich an ſeine Bruſt und ſagte Ja!

Kaum waren wir in F. angekommen, als ein Prieſter beſtellt wurde. Ohne alle Schwierigkeit wurden wir öffentlich in der Kirche getraut. Arthur zeigte bey dieſer Gelegenheit ſeine Großmuth. Zwölf arme Mädchen wurden ausgeſtattet, die Geiſtlichkeit reich beſchenkt, und einige angeſehene Familien brachten mit uns den

Reſt des Tages zu. Der Ruf von dieſem Ereigniſſe drang gleich zu meiner Feindinn, der erſten, die ich je gekannt; denn das geliebte Pflegekind der reichen Gräfinn von ** war ein Gegenſtand der allgemeinen Liebe geweſen: dahingegen die auf der Landſtraße umherirrende nur Haß und Argwohn erweckte. — Nicht der Glückliche, nur der Leidende hat Feinde.

Arthur blieb mein anſpruchloſer, zärtlicher Freund. Wir nennen uns wie Geſchwiſter: Du. Wir blieben einige Zeit in F., wo die Freundſchaft edler Menſchen uns für die Cabalen der immer gegen mich eifernden Geheimen Räthinn entſchädigte. Ihr tiefſter Verdruß aber kam von der Vereitlung ihrer Abſichten. Sie hatte auf Arthur gehofft, er ſollte ihr Eidam werden.

Eben hatte Arthur nach ſeinem Wohnſitze, Allmurs Reſidenz geſchrieben, um alles zu unſerm Empfange zu beſtellen, als er folgendes befremdende Schreiben bekam:

„Der Geiſtliche ***, der die Beichte des verſtorbenen Arthur empfing, nun ſelbſt am Rande des Grabes, ſagte noch vor ſeinem Ende aus, daß Arthur nicht des Alten Sohn ſey. Er wollte den Zuſammenhang erklären, als ihn der Schlag rührte. Er iſt nicht zu retten: doch auf die Ausſage dieſes würdigen Mannes iſt vor der Hand Arthurs Ver-

mogen in gerichtliche Aufſicht genommen, und er ſelbſt geladen, über ſeine Geburt Auskunft zu geben u. ſ. w."

Heftiger kann kein Donnerſchlag treffen, als dieſe Nachricht auf Arthur wirkte. Lange fürchtete ich für ſein Leben. Als er zur Beſinnung kam, ſagte er: Gräßliches, unbegreifliches Schickſal — Du eine hülfloſe Waiſe — ich will Dich retten und ziehe Dich tiefer in den Abgrund! — Idally, komm, laß uns die Menſchen fliehen und uns ſelbſt einander leben. Unſere bürgerliche Exiſtenz iſt zertrümmert: doch reiner ſind wohl keine Herzen, als unſere!

Ich gehe mit Dir bis in den Tod! ſagte ich weinend, und wir verließen F. Arthur reiſte durch einen Theil von Süd-Deutſchland, bis dieß romantiſche Dörfchen ihn anzog. Dieß Bild, dieß ſtille Haus, das zu verkaufen ſtand, entſchieden ihn zu bleiben. Hier ſind wir nun ſeit einem Jahre, unbekannt und in Frieden, von der Summe ſparſam lebend, die Arthur bey jenem ſchrecklichen Ereigniß noch bey ſich trug; denn er hatte noch eben einen Jahrgang ſeiner beträchtlichen Einkünfte empfangen. Ordnung und Genügſamkeit machen uns ſorgenfrey für die Zukunft. Ich habe mich in mein Loos ergeben.

Ach! aber ich ſehe Arthur ſich in unerwiederte Gluth verzehren: Unruhe, Sorge und die Hoffnungloſigkeit der zarteſten Liebe, die jede Regung in mir erkennt und ſelbſt meine Gedanken erräth, dann der Wandel ſeines Schickſals, haben ihn niedergebeugt. Er iſt ſehr krank. Und meinetwegen nur leidet er; denn Allmurs Benehmen bey der Entdeckung des Geiſtlichen war Rachſucht gegen ihn und mich. In jedem andern Fall wäre die Sache zu ſeinem Vortheil entſchieden worden. Ich bin jetzt ſein Alles! Es iſt an mir, ihn durch die gänzliche Hinopferung meines Daſeyns für Alles zu belohnen, was er um mich gelitten. — Lebe wohl! Auguſt. Vergiß mich — verkenne mich nie. Du biſt im Tode noch meine einzige Liebe! — Lebe wohl" —

Idally verſchwand — betäubt ſah Auguſt ihr nach.

Sanft lächelnd, die Augen voll Thränen, trat Idally in Arthurs Zimmer. Er lag auf der Ottomane, eine Nachtlampe warf bleiche Schimmer über ſein Antlitz; er ſchlummerte ſo ſtill, daß er einer Leiche glich. Entſetzt blieb Idally ſtehen, und ſie ſchauderte vor der frevelhaften Regung in ihr, die das Bild ſeines Todes ſogleich mit dem Gedanken an Auguſt verband. In heißer Reue bog ſie ſich über ihn, und bedeckte ſein Antlitz mit Küſſen und Thränen.

Arthur ſchlug die matten Augenlieder auf, und ſeine erſte Bewegung war, die himmliſche Geſtalt an ſein Herz zu drücken. Schwinde nicht, ſüßer Traum! rief er aus, verweile, liebevolle Erſcheinung!

Liebſter Arthur! ſagte Idally, faſſe Dich. Auch Dein Freund in F. handelt treulos. Hier ſind die Briefe. Ich mußte ſie lange erwarten; die Nacht überfiel mich unterweges. Du haſt jetzt keine Hoffnung auf eine beſſere Exiſtenz, haſt nichts als deine Hütte und — Dein Weib! ſetzte ſie zögernd hinzu.

O nimm mir das elende, irdiſche Beſitzthum immerhin! rief der überraſchte Arthur, wenn Du mir dafür den Himmel Deiner Liebe gibſt. Du ſelbſt nennſt Dich mein Weib, Idally, das hatteſt du nie gethan. Hat denn nun die innigſte Liebe Dein Herz gerührt? Siehe, ich war eben noch in der ſchrecklichſten Lage: denn ich mußte das Leben haſſen und doch den Tod fürchten. Sterben konnt' ich nicht, da ich Dich beſchützen muß: leben war eine Marter, die des Tantalus Qual überſteigt. Und doch iſt's Dein Beſitz nicht, nach welchem ich ringe: über alles ſüß iſt das Gefühl, daß Du nun durchdrungen von meiner Treue und Innigkeit mir den ſchönſten Lohn bietheſt.

O Du Liebevollſter und Edelſter aller Menſchen! rief Idally und ſank an ſein Herz.

Jetzt also bist Du wirklich meine Braut! rief Arthur, sie fest an sein Herz drückend. O meine Idally! jetzt habe ich Muth und Thatkraft wieder; jetzt, ist die Welt wieder schön und mein! Idally! ich ringe von nun an nach einem Wirkungskreise, der uns rühmlich und beglückend ist, und bis ich ein Deiner würdiges Loos errungen, bleibst Du die süße Schwester meines Herzens.

Mit tief zerrissenem Herzen ging Idally in ihr Schlafgemach, mehr als je bekämpft von ihrer Liebe zu August.

Es war Mitternacht. Eben ging der Mond in aller Herrlichkeit über die Berge hervor. Idally öffnete das Fenster und ließ Glanz und Düfte vom Felde hereinströmen. Sie fand keinen Schlaf. Lange stand sie am Fenster, ihre heißen Thränen flossen unaufhaltsam über ihre Wangen hin.

Der Morgen dämmerte süß und lau, von Millionen Vögeln mit Gesang begrüßt. Die regen Wipfel des tausendjährigen Waldes schüttelten sich frisch in des Ostwindes erquickendem Hauche. Ein mildes Rosenlicht schwebte auf des Neckars kräuselnder Fläche und Alles erwachte frisch zum Leben. Idally ging in die Jasminenlaube, um die bange Seligkeit der gestrigen Stunde wieder zu finden! — da fand sie August auf

der Raſenbank, der ſogleich die Schüchterne hielt und ſie flehte zu bleiben.

Höre mich, Idally, ſagte er, ich habe reif über Dein Schickſal nachgedacht. Du darfſt nicht Arthur täuſchen und ihm ein Daſeyn opfern, das mein Eigenthum iſt. Du darfſt mich nicht elend machen, nicht die heiligen Schwüre der Jugendliebe brechen! Meine Loſung iſt der Tod oder Du! Meine Liebe iſt rein und treu: Du ſollſt mein Weib ſeyn. Ich bin das Haupt meines Stammes, ich vernichte alle Schwierigkeiten. Idally! laß eingebildete Pflichten Dich nicht täuſchen, Dich nicht vom Blendwerk eines eingebildeten Heroismus verführen. Deine erſte Pflicht iſt unſere Liebe: Du kannſt nicht treubrüchig werden, ohne Dein Herz zu beflecken und Dein Daſeyn elend zu machen.

Erbarme Dich, Auguſt! rief Idally, ſenk mich nicht tiefer in den Abgrund des Verderbens! Jetzt hat Arthur mein Wort: ich muß es halten und koſtete es mein Leben! Vergiß mich und wähle Dir unter Deutſchlands Fürſtentöchtern eine Braut, die Dein würdig ſey. Kränke Deine würdigen Aeltern nicht, lebe ihnen zum Troſt und zur Freude. Laß dem edeln Arthur ſein ſchwer erkauftes Glück — ach! an mir ſoll es nicht fehlen, daß er es noch über meinem Grabe genieße.

So willst Du denn aus falsch verstandenem Pflichtgefühl uns Alle elend machen? rief glühend der Prinz. Wohl! es sey. Das Loos ist geworfen, mich siehst Du nicht wieder: ich gehe in den Tod. Er verschwand wie ein Blitz; lange weinte Idally ihm nach.

Arthur sah Idally's verweinte Augen. Neue Zweifel dämmerten in seiner Seele; doch Idally wollte ihr Werk nicht unvollendet lassen. Je glühender August in ihrem Herzen lebte, je eifriger suchte sie Arthur zu täuschen und es gelang ihr zuletzt.

Arthur erhohlte sich, und war bald im Stande seine vorhabende Reise nach Allmurs Residenzstadt anzutreten. Er ließ Idally eine wackere Bürgerswitwe zur Bedienung zurück, die in Dürftigkeit lebte und dem ganzen Hauswesen mit Treue und Eifer vorstand. Ihr Umgang war sittig und angenehm. — In höhern sowohl als in niedern Ständen läßt das Gefühl und die Uebung der Rechtlichkeit den köstlichsten Grad geselliger Bildung erreichen.

Arthur war vierzehn Tage entfernt gewesen, als Idally seinen ersten Brief empfing. Er schrieb:

Meine Idally! Froher, kräftiger nenn' ich Dich nun mein: denn der Widerwille des Geschickes ist überwunden und unser Loos ist schön! Nicht der arme Arthur wirbt jetzt um Dich: ein Fürstensohn

biethet Dir ſeine Hand. Ich war's, mit dem Du bey der Geburt verwechſelt wurdeſt; Du biſt die Tochter des alten Arthur und die Erbinn der ungeheuren Reichthümer, die er mir einſt hinterließ. Eigennutz und Geſchmeidigkeit ließen ihn in dieß Verbrechen eingehen. Allmur, der nun ſein Vergehen bereut, der um Alles wußte, hat jetzt Alles aufgeklärt. Der junge Fürſt, mein Halbbruder, iſt von Allem unterrichtet, und freut ſich, mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ich bin nun ſein erklärter Bruder und trete in alle Rechte dieſes Standes. Ich ſelbſt habe den Titel eines Grafen von *** gewählt.

Jetzt richte ich Alles zu Deinem Empfange auf einem herrlichen Schloſſe ein, das unſer Eigenthum iſt. Bald komme ich Dich zu hohlen. — Idally! nur Deinetwegen freut mich der Wechſel meines Glücks. Ach! ohne Dich wäre ich arm und elend. Nur Du biſt mein Reichthum.

Lebe wohl!

Kaum hatte Idally dieſen Brief geleſen, als ihr einer von Auguſt gebracht wurde. Wie vor einem Verbrechen ſchauderte ſie vor dieſer nur zu theuern Handſchrift zurück. Sie las endlich:

Idally!

Auf ewig lebe wohl! Ich ſtöre nicht mehr Dein Glück, Deine Ruhe. Mögeſt du die Grille, der Du mich aufopferſt, Tugend und Pflicht nennen; mögeſt Du ein ödes Daſeyn mit Dir fortſchleppen, indeß Du unbeglückend und unbeglückt Liebe zu heucheln Dich beſtrebeſt: ich ſuche und denke nichts Süßes mehr, als den Tod! Im neu begonnenen Kriege hoffe ich das Ende meiner Qual zu treffen. Ich bin ſchon an der türkiſchen Gränze indeß Du dieß Schreiben erhältſt. — Idally! o laß mir noch den Gedanken, der auch den Tod verſüßen kann, daß Du mich beweinſt.

Ewig dein Auguſt.

Wer denkt ſich nicht Idally's Qualen? Wie leblos, an Allem untheilnehmend, ſchwankte ſie umher. Doch noch herbere Schmerzen warteten ihrer. Acht Tage waren vergangen, als einige ſchwarz gekleidete Bothen vor dem Hauſe hielten und ihr ein Schreiben einhändigten. Es war von Arthur:

O! meine Braut, meine Seele mein ganzes Glück — lebe wohl! Von tauſend wüthenden Schmerzen zerriſſen, den Tod vor Augen, habe ich keinen

andern Gedanken, als Dich. Ich bin krank, dem Tode nahe, weiß nicht wie es kommt, kann es nicht ahnden — vielleicht ein schleichendes Gift — mein holder Bruder weint trostlos um mich — keine Rettung mehr. — O Gott! die Erde war mir zum Himmel geworden in Liebe-Seligkeit, nun muß ich fort! — O wär ich doch noch mit Dir in der stillen Hütte! — da war mir's wohl — könnt' ich nur in Deinen Armen sterben! — Doch nein, armes Herz, solche Leiden darfst Du nicht sehen. — Leb' wohl! meine Idally. Mein Bruder sorgt für meine jungfräuliche Witwe, Gott für Deine Unschuld. Sey glücklich! Weine nicht zu sehr, Weib meines Herzens!

Ewig Dein!

Nachdem Idally dieß Schreiben gelesen, war ihr Zustand ein Kampf zwischen Leben und Tod. Sie wollte zu Arthur, an seinem entseelten Busen sterben, mit ihm im Grabe schlummern, in einem Sarge vereint.

Sie genas: aber nur zur Trauer. Standhaft wies sie Alles von sich, was ihr Schwager für Sie thun wollte. Sie blieb einsam im kleinen Häuschen mit der redlichen Alten. Hier vertrauerte sie den Winter, und schwankte wie ein Schatten ihrer ehemahligen Schönheit

umher. Mit dem Frühlinge erwachte neue Lebensluſt unwiderſtehlich in ihr; ſie pflegte Blumen und beſuchte die ſchöne Gegend um das Dörfchen her, von der Alten begleitet. Ihr Schmerz war ſchon milder und geläutert, da mußte ein neuer Schlag ſie treffen.

Ein wohlbekannter Diener Auguſts kam zu ihr und gab ihr folgenden Brief:

Warum ſollte ich anſtehn das Herz zu zerreiſſen, das ſo tauſendfach mich verſchmäht? Ich ſterbe um Dich, Idally. Sey nun ſo glücklich, als Du träumteſt; mache nun Deinen Arthur glücklich über meinem Grabe! In J. wird mein Staub ruhn. Ich habe den Tod der Helden gefunden; ich ſterbe mit Ruhm gekrönt. Ach! den ſuchte ich nicht. Was hülfe mir der Ruhm, ſelbſt wenn ich leben bliebe? Mein Herz iſt verarmt, mein Daſeyn verödet: denn nur in der Liebe iſt Leben und Glück. Auf Wiederſehen, Idally! Empfange meinen Schatten hold, wenn ich Dir in ſtillen Träumen erſcheine. Du liebſt mich noch! — Leb wohl!

Dein Auguſt.

Die letzte Nachtigall des ſcheidenden Frühlings ſang auf Idally's jungfräulicher Gruft. — Ein weißer Roſenſtrauch war ihr einziges Denkmahl.

Die fromme Alte, welche Idally's Jugend und Schönheit überleben mußte, wurde ihre Erbinn. Sie erzählte mir mit Thränen Idally's Leben, und sagte zum Himmel blickend: Nichts ist beständig auf Erden! Wohl dem, der frühe schon seine Ruhe in Gott gefunden.

Männerthun
und
Frauensitte.

Hochprangend auf stolzem, andalusischen Roß ritt der junge Held Rodrigo, des Marques Pedro von Geralta Sohn, an der Spitze seiner wohlbewaffneten Scharen durch die Steppen des Königreichs Arragonien, um die Räuberbande zu fahen, welche ringsum das Land in Schrecken setzte, so, daß die einzelnen Wohnungen verlassen und verwüstet standen, und selbst in den Städten Bangigkeit herrschte; Gewalt, List, Blutgier und Grausamkeit zeichneten des düstern Marano Bande vor Allen aus, welche noch jemahls die Gegend verheert. Der aufblühende Jüngling, die holde Jungfrau, das Kind an der Brust seiner Amme war nicht sicher vor den Ränken der Bande; hohe Lösegelder, nach der Willkühr der Räuber bestimmt, mußten erlegt werden, und manche zarte Schönheit, die geraubt worden, blieb in schimpflicher Knechtschaft als wehrlose Beute, um in finstern Schluchten an der Seite blutgieriger Räuber ihr Leben zu verjammern.

Schon seit mehreren Tagen wurde die herrlichste Schönheit der uralten Osca, nun Huesca genannt,

die Gräfinn Julia von Camaraza mit Entſetzen vermißt. Frühmorgens war ſie in ihre blühenden Gärten hinabgegangen, die mit hohen Mauern wohl umgeben, vollkommene Sicherheit zu gewähren ſchienen, und noch zur Mittagszeit nicht wiedergekehrt. Da die troſtloſen Aeltern den Garten durchſuchten, fanden ſie die eiſerne Thüre, die nach dem Felde führte, gewaltſam geſprengt, und neben dieſer einige Bandſchleifen und ein Tuch ihrer unglücklichen Tochter, welche Zeichen, verbunden mit den Spuren von Roſſeshufen und Männerſchritten auf dem aufgewühlten Boden, genugſam eine gräßliche Gewaltthat verriethen. Dieſer Frevel konnte nur Marano's Bande zugemeſſen werden, mehrere eingezogene Erkundigungen gaben aus, daß man einzelne Mitglieder derſelben in der Gegend erblickt, und es blieb faſt kein Zweifel mehr, daß die ſchöne Julia in den Händen des Böſewichts Marano ſey, bey deſſen bloßen Nahmen ſchon die Unſchuld erbebte.

Ein Aufgeboth der betrübten Aeltern der Entführten an alle Edle des Landes war ohne allen Erfolg geblieben. Entſetzen und Bangen vor den Furchtbaren, die, wie Allwiſſende, wie Geiſter der Hölle überall erſchienen und von Allem Kundſchaft hatten, hielt jeden Arm gefangen, und der Ingrimm der Rechtlichſten brach an der Furcht vor gleichem Schickſal, ſo, daß wohl

die Wachſamkeit der Bewohner der Gegend verdoppelt rege wurde, und ſie ſich in den eigenen Burgen mehr als je verſchanzten und hüteten, aber keineswegs zu einem muthigen Entſchluß griffen. Die troſtloſe Familie würde vergangen ſeyn in hoffnungloſem Jammer, wenn nicht der mannliche Streiter, Don Pedro de Ceralta mit ſeinem Sohn und einer erleſenen Schar vom Kriege eben heimgekommen, in Willens, nach ſeinem Geburtorte Barcelona zurückzugehn. Als er durch die Stadt Huesca gezogen und die daſelbſt verübte Unbilde vernommen, entbrannte ſein edles Herz ſo heftig von Unwillen und Zorn, daß er beſchloß, den dringenden Bitten ſeines tapfern Sohnes Rodrigo nachzugeben, ihn auszuſenden, die Räuber einzufangen und zu beſtrafen. und Julia den Ihrigen wieder zu gewinnen.

Ein Führer mit verkapptem Angeſicht hatte ſich nach des Grafen Camaraza Beſchluß den großmüthigen Rettern beygeſellt. Gekleidet in die Farbe der Heerſchar, ſaß er auf einem kleinen, flinken Araber, den er ſich erleſen hatte, um nöthigen Falls ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Don Rodrigo, der das graue Gebirg, darin die Räuber zu hauſen pflegten, bey Anbruch der Nacht gen Weſten im Abendſcheine aus der Waldung hervorragen ſah, rief den Führer zu ſich, um Rathes

mit ihm zu pflegen, ob die Schar hier beym Imbiß und Wachtfeuer den Morgen erwarten ſollte, oder ob es rathſam ſey, ſich in tiefer Nacht in die Schlupfwinkel der Mörder zu wagen?

Herr Ritter! gab der Führer, Perico geheiſſen, zur Antwort: Euer Bedenken iſt nicht ganz vom Uebel, und wenn ich nichts im Auge hätte, als meine Sicherheit, ſo möchte ich wohl für die Raſt ſtimmen. Auch fände ich in der friſchkühlen Nacht das vorgeſchlagene Wachtfeuer, den alten Sect, die Bayoner Schinken, nebſt Zubehör, nicht unbehaglich, allein ich muß gleichwohl rufen: Vorwärts! denn Euer Gnaden werden mit mir bedenken, wie der zarten Gräfinn Julia in den wilden Rattenneſtern, in den feuchten Schluften zu Muth ſeyn muß. Die Räuber ſind theils auf Beute entſendet, theils in tiefer Sicherheit, ſich auf die Langmuth unſerer Edlen verlaſſend, die das Sprichwort üben: „Was mich nicht brennt, das löſche ich nicht!“ Wenn wir auf den mir wohlbekannten Waldpfaden bis in das Gebirge dringen, ohne Fackeln und ohne ſonderlichen Lärm, getraue ich mir die Höhle des Hauptmanns wohl zu entdecken. Wir überfallen die Böſewichter im tiefſten Schlaf, und Euer Gnaden werden nicht viel Federleſens mit ihnen machen. Bey unſerm Wachtfeuer hingegen möchte ihnen auf irgend eine Weiſe

ein Licht aufgehn, und ſie möchten zu Vorſichtmaßregeln greifen.

Dein Plan iſt gut, Perico, fiel Rodrigo ein: und ich folge Dir, ſage mir aber, warum Du Dich ſo ſorgfältig vermummt haſt?

Herr, das mußte ich, im Fall üblen Ausgangs, damit ich den Banditen nicht von einer unvortheilhaften Seite bekannt würde! Sie tragen Einem Alles nach, wie die großen Herren, ich möchte noch lieber den geheimen Kämmerer des großen Moguls zum Feinde haben! Wüßten ſie daß ich Euch den Waldweg gewieſen, dann wehe meiner Mariquita! Ich möchte dann, wie Don Tello, der Gemahl der Leonora von Meneſes, durch das Land gehen, an meiner Blechhaube zwey gewaltige Silberhörner, auf dem einen ſtünde mein Nahme, auf dem andern der Nahme Marano!

Warum that das Don Tello! fragte Rodrigo.

Er durfte nicht über Pedro den Grauſamen klagen, und die Edlen nicht aufwiegeln, und that ſeine Schmach und Racheluſt auf dieſe Weiſe kund. Doch wahrlich, Herr Ritter, Ihr werdet ja roth wie ein Mädchen? Ein Krieger, meine ich, müßte mit ſchlimmern Dingen bekannt ſeyn, als die wir verhandeln.

Während die Beyden, gefolgt von der Schar, dergeſtalt ſich unterhielten, kam ein einzelner Reiter,

in dunkeln Gewaffen, ſchwer geharniſcht, von der Seite von Huesca daher geſprengt. Ein Kundſchafter! rief Perico, doch Rodrigo faßte den Reiter in's Auge und rief: So war ich lebe, Don Guido de Quinones! wie iſt es möglich, daß ich ihn hier ſehe, und daß er Kunde von unſerm Zug bekommen?

Näher ſprengte der Reiter, und rief: Gott ſey gelobt, Rodrigo, daß ich Dich finde und Dich geleiten kann! Glücklich habe ich, von meinen Wunden geneſen, Deine Spur gefunden und Kunde von der wackern That erlangt, die Du im Begriff zu verüben ſtehſt. Herrlicher Junge! So Recht! Nur immer auf das Unheil los, wie tückiſch es ſich verſchanze; geht man zu Grunde, ſo iſt ein redlicher Ritterjungling in ſeinem Berufe geſtorben.

Freundlich reichte Rodrigo dem Ankömmling ſeine zartgeformte, weiche, ſchneeweiße Hand. — Guido! rief er aus: wie kommt es nur, daß ich Dich immer in meiner Nähe habe in Noth und Tod, daß Du Alles hintanſetzeſt, nur mir ergeben, mich zu bewahren und zu ſchützen?

Weil ich nicht anders kann, Rodrigo, entgegnete Guido, die ſchöne Hand an ſein Herz druckend. Sieh! als ich, voriges Jahr im Felde, Deiner zarten Jugend eingedenk, Dich im Kampfe warnen und zurück-

halten wollte, verſetzteſt Du mir auflodernd im Heldenzorn, einen Hieb, davon meine Wange noch die Narbe trägt, ich aber ſprang vom Roſſe, eilte auf Dich zu, umſchlang Dich mächtig und drückte Dich inbrünſtig an mein Herz, und mir war zu Muthe als könnte ich nimmer von dir laſſen. Du ſchienſt erweicht, und ſeitdem ſind wir Freunde geweſen. Mein Stern will, daß ich Dir anhängen ſoll, treu, ſchmiegſam, ergeben, wie ein Liebender ſeiner hohen Gebietherinn, denn Du biſt tapfer wie ein Löwe, aber launenvoll wie ein ſchönes Mädchen.

Nicht doch, Guido! rief Rodrigo halb unwillig, beſtürzt ſchwieg der Freund, und ſie ritten nunmehr weiter.

Sie waren bald am Eingang des Gebirges, welches tiefe Nacht mit ihren Schleyern deckte, ſo, daß es Perico ſchwer wurde, den ſchlängelnden Pfad zu finden, der, ſeiner Meinung nach, zu Marano's Höhle führte. Schweigend und behuthſam trabten die geharniſchten Krieger auf ihren folgſamen Roſſen den ſchmalen Pfad, der zu beyden Seiten von nackten Felſen, die grell in die Höhe ſtiegen, umgeben war. Nicht lange, ſo ſahen ſie ein helles Feuer aus dem Innern einer Höhle hervorſcheinen, um welches her einige der Räuber ausgeſtreckt im Schlummer lagen.

Dieß iſt die Vorkammer, flüſterte Perico. Abgeſeſſen, die Räuber behuthſam überfallen und geknebelt oder niedergeſtoßen, dann ſchnell die eiſerne Thür geöffnet, wo möglich durch Liſt; ſolch Volk hat immer Pfeifen am Halſe hängen, und ich habe den rechten Pfiff ſchon gemerkt, ich getraue mir ihn ſo zu thun, daß uns Marano gutwillig öffnen ſoll!

Beyfallwinkend folgte Rodrigo dem Rath, der ihm klug dünkte. Alles gelang vortrefflich, ſtumm und gebunden lagen die Elenden, noch eh' ſie aus tiefem Rauſch erwacht, die gellende Pfeife erklang dreymahl und Marano öffnete mit finſtern Ruf: Was ſoll die Störung? die gewaltige Eiſenpforte. Alle ſtürmten hinein. Marano war überwältigt, und beym Schein der Kienfackel entdeckten die Krieger ein Ruhebett, darauf Julia, völlig angekleidet, bleich, wie eine Lilie, bewußtlos lag.

Wüthend drang Guido mit geſpanntem Piſtol auf den ſchäumenden Marano ein und rief: Sage mir, Bube, ob Du an dieſer Unſchuld den höchſten Frevel ſchon verübt?

Ich bin Euch keine Rechenſchaft ſchuldig — knirſchte Marano: und von ihr ſollt Ihr auch keine mehr erlangen!

Er ſtampfte auf den Boden. In dieſem Moment

geſchah ein ſchrecklicher Knall — Julia lag in ihrem Blute und Marano ſank durchbohrt danieder.

Der Schuß, der Julia's Bruſt getroffen, war aus der Wand der Höhle gekommen; Marano hatte ſich mit ſeinem Dolch durchbohrt. Ein gräßliches Geheul von Außen, ein wüthender Andrang der Genoſſen der Bande belehrte die Krieger, daß ſie entdeckt ſeyen, und gewärtig eines Kampfes auf Tod und Leben, ließen ſie Perico und einige entſchloſſene Streiter bey den Todten zurück, und ſtürmten den Räubern entgegen. Hoch ſtand die Sonne, eh' der blutige Kampf entſchieden war, und die Räuber mit ihren Leichnamen den Boden deckten. Matt, und Labung bedürftig, gingen nun die Tapfern in Marano's Höhle. Jauchzend trat ihnen Perico entgegen.

Bothenlohn! rief er aus: Julia lebt noch, ſie wird geneſen, und iſt voll Ungeduld, ihren Rettern zu danken!

Entzückt eilten die Freunde in die Höhle, wo die himmliſch-ſchöne Julia bleich aber nahmenlos lieblich mit dem Verband um die zarte Bruſt auf weißen Polſtern lag.

Großmüthige Edle! lispelte Julia. Ich danke Gott und der heiligen Jungfrau die Rettung meiner Ehre und meines Lebens durch Euern Muth. Die

Kugel iſt an meinem Herzen vorbeygeſtreift und hat mich nur im linken Arme verwundet; ich werde leben, und wollte Gott, ich könnte mein Leben meinen Rettern widmen!

Perico unterbrach den tapfern Guido mitten in der zierlichen Gegenrede, die er zu halten geſonnen, und rief: Unſere Soldaten ſind hungrig, wenn auch die Hauptleute zu vornehm ſind, um Hunger zu haben, laßt ſie ſich ſtärken, Ihr Herren! Es möchte noch ein Nachhub kommen, und Marano führte bey Lebzeiten einen ſtattlichen Keller, ich glaube kaum, daß uns jemand die Erbſchaft ſtreitig macht: Ich, Perico, habe die Vorrathkammern gefunden und Alles zum Frühſtück geſtellt. Ich machte meine Rechnung ſo: Entweder die Guten ſiegen, oder die Böſen; in jedem Fall muß der Sieger frühſtucken, und wird mir die Fürſorge danken

Schon gut, Schwätzer! unterbrach ihn Guido.

Die Ritter ſetzten ſich auf Steine zum Imbiß, und aus goldenen und ſilbernen Pokalen tranken die Reiſigen jubelnd ſchöpfend aus den herbeygewälzten Fäſſern, und herrlich ſchmauſend von Marano's Vorräthen.

Sey es nun, daß die übrigen Räuber ſich geflüchtet, ſey es, daß die ganze Horde von der Sieger Hand

gefallen war, niemand beunruhigte mehr die tapfere Schar, und, nachdem ſich die Krieger wohlgemuth in überreiche Beute getheilt, bereiteten ſie eine Tragbahre, die ſie mit Teppichen und Polſtern belegten, und ſchickten ſich an, die ſüße Julia heim zu tragen, von deren Seite Rodrigo nicht einen Augenblick weichen wollte.

Der Tag war milde und kühl, der Himmel mit Wolken bedeckt. Am Eingang eines Wäldchens machten die Krieger Halt, weil die zarte Julia eingeſchlummert war. Mit der innigſten Sorge bewachte Rodrigo den Schlummer des bleichen Opfers viehiſcher Gewalt und Thränen ſtrömten über ſeine hochgeröteten Wangen, ſein braunes Haar wallte in Locken um das ſchöne Haupt, in ſeinen dunkeln Augen loderte eine ſanfte Gluth; der Mund, voll und lieblich, ſchien einem Mädchen zu gehören, doch die hohe, leuchtende Stirne, die edelgebildete Naſe, der ſtolze, hochſchlanke Wuchs, die kriegeriſche Haltung verkündete den feurigen Jüngling, deſſen reine und kräftige Jugend unter Waffengetümmel und Schwerterklang erblüht.

Lange hatte Guido ſeinen Freund belauſcht, als er ihn aber ſich neigen und Julia's ſchönes Haupt ſanft aufheben ſah, um es höher mit dem Polſter zu ſtützen, eilte er auf ihn zu, riß ihn weg und rief: Rodrigo,

ich ertrage es nicht, daß Du um irgend etwas liebend beſorgt biſt! Du darfſt nichts auf Erden mit Liebe umfaſſen, als mich allein!

Guido, entgegnete mit hochflammenden Blicken und Wangen Rodrigo: ich dulde keinen Zwang, Du weißt es, und Dein Ungeſtüm, deine Gluth macht mir Schmerzen.

O Rodrigo! rief plötzlich weichgeſtimmt Guido: nur Eins gewähre mir: liebſt Du ſie, die Du gerettet? Sage es mir: Ich will leiden und elend ſeyn! —

Nein, ich liebe nicht ſie, und nichts auf Erden, als meinen Vater, und als Freund Dich, Guido! erwiederte nun ſanfter der zürnende Jüngling: doch ich beſchwöre Dich, hemme dieſe Leidenſchaftlichkeit, die mich ſtört und trübt, denn ſie ſteht Allem gleich, was ich von Liebe gehört und geleſen, und Freundſchaft iſt ein ſo reines, ſo ganz himmliſches Glück, daß der Gifthauch der Leidenſchaft ihr ewig fern bleiben muß. Fliehen werde ich Dich, Guido, Dich ewig meiden, dafern Du mich wieder mit Deiner Heftigkeit ſtörſt!

Verletzt ſchwieg Rodrigo, indeß ſchlug Julia die ſüßen Augen auf, die ſich dankbar auf ihren Retter hefteten, ſie fühlte ſich geſtärkt und beſeligt durch die Hoffnung, bald wieder in den Armen der Ihrigen zu leben. Der Zug ging nun fürder und in vollem

Triumph auf das Schloß, wo jubelnd und weinend Alles den Rettern und der Wiedergefundenen entgegenstürzte.

Graf Camaraza trat zuletzt zu der Tochter hin. Julia! rief er: löse mir einen Zweifel, eh' ich Dich an mein Herz drücke, denn Deine Antwort wird bestimmen, ob ich Dich zum letzten Mahl umarmen, oder Dich, den Himmel für überschwengliche Huld preisend, bewillkommen soll. Kehrst Du unentweiht zurück auf diese Burg, die Freystätte jeder Tugend und Sitte? Vor Gott frage ich Dich, Julia!

Ein hohes Roth färbte Julia's bleiche Wangen. Sie hob, wie matt sie war, die Rechte in die Höhe, Thränen stürzten aus ihren Augen und sie rief: So mir Gott helfe, ich kehre unbefleckt heim, mehr als mein Leben ist gerettet, in der höchsten Noth erschien Hülfe!

So laß Dich tausendmahl an mein Herz schließen, stammelte weinend der Graf und sank zu den Füßen seines Kindes hin, und dann setzte er hinzu: Ich wußte es, Du würdest nicht lebend vor unsern Augen erschienen seyn, wenn Du unserer unwerth geworden, doch nöthig war Dein Eid vor dem Volke, das uns umgibt.

Unerſchöpflich in Dank und Liebebezeigungen, waren die Aeltern der wiedergefundenen Julia nun gegen die tapfern Streiter, deren Häupter, Don Pedro, Guido und Rodrigo, ihren ſtürmiſchen Bitten nachgeben und verſprechen mußten, mehrere Wochen auf der Schloßburg zu raſten. — Rodrigo war unzertrennlich von Julia, Guido nahmenlos unglücklich, ſo, daß er die Holde, deren Leid und Gefahr, verbunden mit ihrem Liebreiz, ſie unwiderſtehlich machten, mit eiferſüchtigem Haſſe nun anblickte. — Streng und ernſt ſtand Rodrigo jedem Ausbruch ſeiner leidenſchaftlichen Stimmung entgegen, doch, wie ſichtlich er darüber zürnte, ſchien er gleichwohl unbegreiflicherweiſe unruhig, wenn er Guido mit verſtelltem Gleichmuth kalt ſah, wenn er Julia mit Zärtlichkeiten überhäufte, und ihr tauſend Lieblichkeiten zuflüſterte.

Am Abend vor dem zur Abreiſe beſtimmten Tage war Julia, immer noch von den erlittenen Qualen matt, in ihr Zimmer zurückgegangen, der Graf und die Gräfinn in einem wichtigen Familiengeſchäft mit einem Baccalaureus in Verhandlungen eingeſchloſſen, und Don Pedro mit Guido und Rodrigo allein im Garten geblieben. Auf der hohen Teraſſe überblickten unſere Freunde die wild-ſchöne Gegend umher, welche der Vollmond mit ſeinem goldenſten Lichte tränkte. Aus

dem Thale ſtiegen Düfte empor und einzelne Nachtigallenklänge zogen, wie ſüße Blicke der Sehnſucht, durch die frühlingblühenden Gefilde, indeß ein klarer Bach rieſelnd durch ſchroffes Geſtein funkelnd im Mondenlicht das Thal durchſchlängelte. In träumeriſche Stille verſunken feyerten die drey wunderſam bewegten Herzen die Schönheit dieſer kühlen Ruheſtunde.

Du willſt morgen nach Catalonien, Guido? — fragte Don Pedro. Wehmüthig nickte der Jüngling Bejahung. Du wirſt die Deinigen wiederſehen; fuhr Pedro fort: und wohl lange von uns getrennt bleiben; ſo vernimm denn, was ich Dir zu ſagen habe. Wie man ſich ſcheidend ein Pfand der Liebe gibt, Ring oder Kette, will ich Dir das Schönſte geben, was ein Menſch dem andern gewähren kann — Vertrauen!

Verwundert blickte Guido auf. Hoch erröthete Rodrigo und machte ein Bewegung, als wollte er ſich entfernen. Bleib! rief der Vater: Du biſt hier nicht überflüſſig, Du ſelbſt weißt nichts von Allem, was ich Euch Beyden jetzt ſagen will.

Der letzte männliche Sprößling, begann Pedro nach einer kurzen Pauſe: von dem Stamme des erlauchten Hauſes Ceralta bin ich. Schon in meinem fünfzehnten Jahre folgte ich dem Rufe der Ehre, und diente in Flandern unter den Fahnen des herrlichen Kriegers

Marques von Santa Cruz. Meine ganze Zukunft war auf die Spitze meines Degens geſtellt, und das war mir recht, denn von den verhüllten Looſen, welche dieſer blutige Krieg der ſpaniſchen Jugend both, konnte ich nur Eins von Zweyen greifen: Hohe Ehre oder frühen Tod. Im wildeſten Getümmel war ich der Erſte, und, wie Menſchen leicht verſchmähen, was ſich von ſelbſt darbiethet, ſo machte es der Tod mit mir, er begehrte meiner nicht, unverwundet und mit Ruhm bedeckt verließ ich nach jeder Schlacht die blutige Stätte.

In meinem zwanzigſten Jahre bekam ich ein Sendſchreiben aus Barcelona; ein alter, reicher Oheim war von Indien wiedergekehrt, und lud mich zu ſich auf ſeine Stammburg ein, wo er nun ſein Leben beſchließen wollte. Es war eben Waffenſtillſtand, ich ging hin — wäre es nie geſchehn! Hier, wo ich, keine Gefahr ahnend, in aller Friſchheit unbefangener Jugendgefühle voll Sicherheit und Ruhe hingekommen, traf mich die Liebe mit ihrer furchtbarſten Macht. Elvira, meines Oheims Enkelinn, blühte an ſeiner Seite, ſchöner als alles, was der kühnſte Traum der Phantaſie dem ſehnenden Gemüth eines Jünglings vorſpiegeln kann, ſüß, wie die Unſchuld ſelbſt, heiter, wie ein Kind. Wohl erfuhr ich vom Oheim, ſie ſey verſprochen, und ihr Bräutigam, Don Garcia, werde in einigen Jah-

ren in Barcelona eintreffen; wohl sagte ich mir Alles, was Vernunft und Pflicht meiner keimenden Leidenschaft entgegen stellen konnte, unwiderstehlich war der geheime Zug des Geschicks oder der Herzen, er schloß gewaltsam, unzertrennlich, Brust an Brust, und ehe wir nur Gefahr ahneten, war der ernste Bund geschlossen im süßen Taumel unbewachter Leidenschaft. Eines frommen mitleidigen Priesters Segen heiligte das Bündniß der Herzen, die Treue einer guten Dienerinn bereitete uns sichere Stunden, und hier vor Deinen Augen, theurer Guido, siehst Du das Pfand unserer Zärtlichkeit, das der Wachsamkeit jedes Lauschers glücklich entzogen, in einer Meierey einer Hirtinn zur Pflege übergeben wurde, deren Ruf der Frömmigkeit und Sittenstrenge uns über jeden Zweifel an ihrer Treue weghob.

Vielleicht hätte uns Offenheit gerettet, wenn wir uns früher oder später zu den Füßen des betrogenen Greises, der uns bey meiner Ankunft so streng und väterlich gewarnt und vermahnt, hingeworfen und seinen Segen erflehten. Es war nicht geschehen, wir täuschten sein argloses Herz, Elvira hatte mit dem Eide gespielt, den sie in aufblühenden Jugendjahren bey der Verlobung ausgesprochen, das Glück kennt die Reue selten, wir genossen im süßesten Taumel unserer Liebe

tiefverhehlte Seligkeiten, bis wir rettunglos in den Abgrund sanken.

Mein Oheim hatte mich in wichtigen Verhandlungen nach Sevilla entsendet, ich war, zu meinem Kummer, mehrere Wochen abwesend geblieben. Nachdem ich in einem Schreiben meine Ankunft gemeldet, und Elviren gebethen, meiner gegen Mitternacht gewärtig zu seyn, mit Fleiß unterwegens rastend und verzögernd, um nur gleich in Elvirens Arme eilen zu können, und ohne vorher mich mit dem langen Bericht an den Oheim zu quälen, kehrte ich um Mitternacht heim und ließ mein Roß gesattelt im Hofe stehen, denn ich war durch die Gartenpforte gekommen, und das Hausgesinde hatte, in den ersten Schlaf versenkt, meines Kommens nicht wahrgenommen.

Aus dem östlichen Thurme im Schloßhofe, Elvirens Wohnplatz, leuchtete der Schein der Ampel aus dunkler Nacht mir entgegen, lieblicher meiner Seele, denn der schönste Stern. Ich eilte, die finstere Wendeltreppe mit wonnebebenden Herzen hinauf, und war schon der Thüre nahe, als ich von Schwerthieben so hart und gewaltsam im Dunkeln bewillkommt wurde, daß ich fast die Besinnung verlor. Ich sah — der Kampf war stumm und entscheidend. Nur leicht verwundet, rasend vor Grimm, mich so tückisch überfallen zu sehen,

ſtreckte ich meinen Gegner zu Boden und eilte nun zu Elviren, um die Treuloſe meiner Rache zu opfern. Leer waren ihre Zimmer, das ganze Haus war ſtill und blieb es. Bebend nahm ich die Ampel vom Tiſch, um meinen Gegner zu ſehn. Er ächzte kaum noch hörbar — ſeine Augen waren umwölkt von dem Schatten des Todes, unaufhaltſam quollen die Ströme des jungen Lebens, denen mein Schwert die Bahn gebrochen, aus der bebenden Bruſt. Aller Haß war bey dieſem Anblick aus meiner Seele verſchwunden, bitter lächelnd verweilte ich noch und ſeufzte: Fahre wohl, armes Opfer falſcher Schwüre, treuloſer Zähren und erheuchelter Liebeblicke. Biſt Du Don Garcia, o, ſo biſt Du, ob gefallen, doch nicht ungerochen; denn Deines Feindes ganzes Glück iſt dahin! Wehe der Heuchlerinn, die in zarter Jugend Dir das Treuwort gab, dann ſich ſelbſt mir in wilder Sinnenluſt, und mich wiederum zum Opfer der neuerwachten Regung für Dich weihte! Wehe Euch, Frauen! Fluch dem ganzen treuloſen Geſchlecht, der Verrath wird bey Euch mit der Liebe zugleich als Zwillingbruder empfangen und geboren, und jedem Fluch des irdiſchen Daſeyns, verfallen iſt der Thor, der einem Weibe traut!

So verließ ich, wehmüthig über das Geſchick des Armen den entſeelten Garcia, und ging in den Hof

zurück, wo mein Roß noch ſtand, ſchwang mich hinauf und eilte, mich in Sicherheit zu begeben. Ich ſprengte durch den Wald, kaum wußte ich ſelbſt, wohin, doch ein wunderbares Gefühl bemächtigte ſich meiner, als ich, nach einigen Meilen ſcharfen Rittes, vor einem einzelnen Gebäude verweilend, die Meierey der frommen Marcela erkannte, deren weiße Giebel mir aus einer heitern Umpflanzung im erſten Morgenſchein lieblich entgegen flammten. Eben klang das Geläut zur Frühmette, ein unwiderſtehlicher Drang ergriff mich, hier von meinem armen Kinde Abſchied zu nehmen, das, wie ihr gehört habt, Marcela'n zur Pflege übergeben war. — Das Haus ſtand offen, ich ging hinein, Alles war, wie ausgeſtorben, nur ein ſanftes Gewimmer traf mein Ohr, das mein Herz in ſeinen Tiefen durchbohrte, denn mein ganzes Weſen wurde bewegt von dem Klang der Stimme meines eignen Blutes. Ich ging hinein und traf Dich, Du mein einziges Glück, ſchmachtend, welk, in Lumpen gehüllt, ein Bild des rührendſten Jammers. Ich nahm Dich in meine Arme, ich wuſch Dich mit meinen Thränen, ich rief alle Mächte des Himmels zur Rache über Deine Verwahrloſung und über die Liebloſigkeit Deiner Mutter, die in meinen Armen ſchlummerte, in Küſſen ſchwelgte, während die hülfloſe Frucht geheimer Liebe in Jammer verging!

Als ich Dich beruhigt, gekoſ't, mit Milch getränkt, die auf dem Tiſche ſtand, und in warme Decken gehüllt, da nahm ich Dich mit mir auf mein Roß, und ſchwur, nimmer von Dir zu laſſen. Die heuchleriſche Marcela, die, aus der Kirche kommend, mir entgegen eilte, ſich Deiner bemächtigen wollte, ſtieß ich fort, und im raſchen Ritt entfernt ich mich und Dich aus der Gegend, wo Vater und Kind jedem Elend preis gegeben geweſen. Ewigen Haß ſchwur ich dem ganzen verrätheriſchen Geſchlecht und wollte Dich in gleichen Geſinnungen auferziehen. Kein Einfluß der Verderbtheit der Weiber ſollte Deine reine Jugend trüben. — Ich ſelbſt vertrat Mutterſtelle, an der verwaiſ'ten Unſchuld, ob ich ſchon als Mann von ſolchem Thun wenig Kunde hatte. Doch Du blühteſt auf, Deine Jugend prangte in Schönheit, Heldenruhm, Unſchuld und Frömmigkeit, meine Mühe um Dich iſt reichlich vergolten, und heute, da ich Briefe empfangen, da mir die beglückende Bothſchaft zugekommen, daß Don Garcia nicht todt, wie ich wähnte, ſondern geneſen von ſeinen ſchweren Wunden in Indien, mein Oheim aber geſtorben und deine Mutter unſchuldig iſt, — heut brech ich den furchtbaren Schwur, den ich der Natur zum Trotz, über Deiner Wiege ausgeſprochen. Wiſſe denn, wir werden im Kloſter der h. F. zu Saragoſſa Deine Mut-

ter umarmen, wo ſie in frommer Abgeſchiedenheit all' dieſe Jahre verlebt unter fremden Nahmen, wie es die Strenge meines Oheims, der nun erſt zu ſeinen Vätern heimgegangen iſt, über ſie verhängt hatte. Dieſer Brief, von meinem ſterbenden Oheim ſelbſt in die Feder geſagt, gibt mir Aufſchluß über Don Garcia's Leben, davon ich auf meiner Flucht und im Getümmel der Feldzüge nichts erfahren hatte. Elvira war von meinem Oheim in ein Kloſter gebracht worden, ſo wie er unſern Bund entdeckt, Don Garcia hatte ſich durch den Ueberfall an ſeinem Nebenbuhler rächen wollen, doch ſein Anſchlag mißlang. Im Tode hat mein Oheim mir verziehen, ich bin Erbe ſeiner Beſitzungen, und Elvira wird, ihrer Gelübde entbunden, wiederum an meiner Seite leben. Preiſe Gott, mein theures Kind, der unſere Prüfung ſo gnädig geendet, und brich nun Dein Schweigen gegen den getreueſten und liebevollſten aller Freunde, gegen Deinen Guido! Löſe ihm das ſüße Räthſel ſeiner eigenen Gefühle, denn ich gebe Dich feyerlich Deiner ſchönen Beſtimmung zurück!

Guido, der Don Pedro mit der geſpannteſten Erwartung zugehört, warf ſich bey dieſen Worten vor Rodrigo nieder, ergriff mit Ungeſtüm die zarten Hände des wunderbaren Jünglings, drückte ſie an ſein Herz und rief: Alſo eine Jungfrau biſt Du, mein Glück,

mein Leben, meine ganze Liebe! O, ſage mir den Nahmen, unter welchem Du von nun an ewig in meiner Seele wohnen ſollſt, denn ſelbſt, als ich Dich für einen ſchönen, muthwilligen, tollkühnen, doch wunderherrlichen Jüngling hielt, hat meine Seele nichts geliebt, als Dich!

Doch Pedro's Tochter entzog kalt und ſtolz Guido ihre Hände und ſagte: Rodrigo hieß ich, Rodrigo will ich bleiben, nenne mich ewig nicht anders, und denke mich nie anders, als im Waffenſchmuck und ſchönem, männlichen Thun! Sollte ich von der Uebereilung und dem blinden Zürnen der Männer, von der Wehrloſigkeit zarter Frauen, wenn das Mißgeſchick ſie überraſcht, nur eben eine Geſchichte gehört haben, die mich ſo nahe, als irgend möglich, angeht, und zurückkehren zu Spindel und Faltenkleidern, denen ein günſtiges Walten meiner Sterne mich entzogen? Nein, wahrlich nicht, Guido! Zu ſüß iſt mir mein jetziger Zuſtand, die goldne Freyheit und der Frieden meines Daſeyns. Sey mein Freund, denke, Du habeſt nie erfahren, daß mich die Natur als Mädchen ſchuf. Willſt Du mir das zuſagen, ſo erneure ich freudig der Freundſchaft reinen Schwur, wo nicht, ſo mußt Du mich ewig meiden!

Stumm und ſchmerzlich bewegt ſtand Pedro vor ſeiner Tochter, auch Guido ſchwieg, den Tod im Her-

zen. — Ein Raſcheln in den Blättern hinter den Dreyen im Gebüſch, machte alle aufmerkſam, doch vergebens ſpürten ſie der Urſache nach; ſie erfuhren nicht daß Perico ihr Geſpräch belauſcht hatte, der, voll Eifer für das Glück dieſer Edlen, ſich und Allen dieß Horchen wohl zu Nutzen zu machen im Sinne hatte.

Dem Herzen läßt ſich nicht gebiethen, Tochter, ſprach Pedro: doch die Zeit wird, wenn Dein edler Bewerber nicht abläßt, Dich zu lieben, für ihn mehr bewirken als ich jetzt vermöchte, wenn ich Dir auch ſagte, daß ein ſolches Bündniß mich tröſten würde, da ich ohne Sohn geblieben, und alle meine Wünſche krönen. Du aber, meine Roſa, darfſt forderhin unſere theuren Wirthe nicht täuſchen. Kleidung, Deinem Stand angemeſſen — Dich gewiß erfreuend — Schmuck und Alles, was ein Frauenherz vergnügen kann, liegt auf Deinem Zimmer bereit.

O Vater, verſchont mich! flehte Roſa: ich kann mich nun nimmermehr in ein weibiſch Thun finden, kleine Schritte machen und den Leuten auf die Füße ſehen, ſtatt des ſchönen Blickes Aug' in Auge, und all das Gefältel und Geſchniegel iſt mir verhaßt!

Weil Du Soldat biſt! fiel lachend der Vater ein. Wärſt Du ein ſolcher Geck, wie tauſend Andere, Du, würdeſt wiſſen, daß eitle Männer die eitelſte Frau in

Gefallſucht und Modewuth weit hinter ſich zurück laſſen.

Als wenn kein Soldat das thäte! entgegnete Roſa. Seht einmahl, Vater, unſere jungen Officiere, wie die Weſpen eingeſchnitten, jede Locke zierlich gedreht, und feſte Binden um den Hals, damit ſie vollwangig und blühend ausſehen! Dazu wiegen ſie ſich auf einem Fuß, üben ſich im Mienenſpiel und Stellung vor dem Spiegel, ſo, daß es mir oft zuwider geweſen, ob ich ſchon nur ein Mädchen bin. Doch, Vater, ich beſchwöre Euch, laßt mir mein gutes Schwert, mein Roß und meine Reiterſtiefeln, denn ich werde als Mädchen allerwegen ſchlecht beſtehen!

Gewiß, fiel nun Don Guido ein: Eure angebethete Tochter, edler Pedro, hat eine ſo ungekünſtelte, ſichere, männliche Haltung, voll Würde und Lieblichkeit, daß ſie das ganze Heer getäuſcht, wie mich.

Freylich wohl, entgegnete Don Pedro: allein ihre Mutter würde troſtlos ſeyn und mich mit Vorwürfen überhäufen, daß ich ſie, im Ingrimm gegen das ganze Geſchlecht, ſo männlich auferzogen. Folge mir, meine Roſa, geh', die ſtattlichen Kleidungſtücke anzulegen, die meine Liebe Dir längſt vorſorglich ausgewählt. Liebſt Du den Krieg, ſo bedenke, daß Liebe und Ehe zu Krieg genugſam Anlaß geben. Stelle Dir vor, es

ſey Faſtnacht geweſen, Du habeſt in der Quadrille die Rolle eines Ritters geſpielt. Es iſt Mitternacht, die Masken werden abgenommen, die Rolle iſt aus!

Roſa neigte ſich ſtumm auf ihres Vaters Hand, der ſie in ihr Zimmer geleitete, wo ihr, ſo wie ſie die Thür öffnete, alle heitere Pracht vornehmen Frauenthums im Mondlichte entgegenfunkelte. Hier ließ der Vater ſie allein und ging mit Guido in ſein Zimmer, der noch ganz träumend befangen und ſchmerzlich bewegt, von Allem, was er erfahren, der peinlichſten Unruhe preis gegeben war, welche er auch dem Vater ſeiner Geliebten nicht verhehlte.

Beruhige Dich, mein Guido, tröſtete Don Pedro den Jüngling: Du glaubſt nicht, welch ein Zauber im Putz ſteckt, und wie eine Jungfrau ſich gleich in ihrem eigenen Elemente heimiſch fühlt. Wenn Roſa ganz ihrem Geſchlecht zurück gewonnen ſeyn wird, ſo wird ſich auch Deiner ſeltenen Treue und Ergebenheit ihr ganzes Weſen in Liebe neigen.

Unter ſolchen Geſprächen kam die Abendmahlzeitſtunde herbey, die Schloßglocke läutete, und die Männer gingen herunter, wo ſie Donna Julia und die ſchönheitſtrahlende Roſa ſchon Arm in Arm fanden, denn in dieſen Monden traulichen Beyſammenſeyns hatte Roſa längſt der zärtlichen Julia vertraut, daß

ſie ein Mädchen ſey und dieſe hatte ihre Mutter auf die heutige Entdeckung vorbereitet. Roſa's eigenthümlichſter Reiz behauptete erſt in der zierlich ſinnigen, ſo mahleriſch anmuthvollen Kleidung jener Zeit, wie wir ſie noch auf alten Gemählden ſehen, ſeinen bezaubernd-ſten Glanz. Ihre dunkelbraunen Locken fielen ſanft geſcheitelt zu beyden Seiten, in zierlichem Geringel, bis auf die ſchneeweißen Schultern, ihr ſtrahlendes Atlaskleid umwallte in melodiſch-lieblichem Fall den himmliſch-ſchönen Bau, der jungfräuliche Buſen ſchimmerte ahnungvoll durch das Mattweiß der Umgebung der Brabanter Spitzen hindurch, ſo auch der Arm, den zuvor noch kein geſchaffenes Auge erblickt, der jede Lilie an Weiße, und an Form jedes Kunſtwerk beſchämte. Perlen, ſchwer und leuchtend, umwanden, wie koſend, den zarten Hals, ein Schloß von Brillanten, aus deren Einfaſſung zwey köſtliche Smaragden hervorfunkelten, hielt die reichen Schnuren feſt. Armſpangen mit Juwelenſchlöſſern zierten die feine Hand, und wer hätte je in Rodrigo's Reiterſtiefeln den Zaubertraum von einem Füßchen geahnt, wie es das rauſchende, reichbeſetzte Kleid abwechſelnd verhüllte und zeigte? Doch, wer konnte ſich geſtatten auf die tauſend und tauſend ſüßen Reize, womit Natur dieſe Engelgeſtalt geſchmückt, mit Blicken zu verweilen, wenn es nicht

war, um von dem lieblichen Irrwandel der trunkenen Augen auf dem ſchönſten Antlitz zu ruhen, das jemahls geweſen? Guido wurde nicht müde, die zu betrachten, die ſein ganzes Seyn vom erſten Augenblick, wo er ſie gekannt, in nahmenloſer, unendlicher Liebe hingenommen, und die ihn, wie heiß er ſie jemahls geliebt, dennoch in der neuen Tracht und Umgebung wiederum wie eine Andere, aber auch als die Holdſeligſte erſchien, die jemahls geboren worden. So wie er ſie in dieſer Tracht erblickte, ſo wie das Himmelgefühl, daß ſie ein Mädchen ſey und ihm hold ſeyn werde, alle ſeine Nerven durchſchauerte, fühlte er ſich erſt ganz klar über den geheimen Zug, der ihn vom erſten Schauen bis zu dieſem Augenblick, bis zu dem zarten Geſchöpf hingezogen, und wenn er ſich ſie dachte in ihrer Kraft und Tiefe, in der Wunderbarkeit und hohen Reinheit und Klarheit ihres ganzen Seyns, ſo hätte er vor ihr niederfallen und in Bewunderung und Liebe zu ihren Füßen ſterben mögen.

Roſa blieb ſehr ernſt, Julien ſtimmte die Trennung trübe, doch unendlich heiter wurde die Stimmung aller, als der Graf von Camaraza und ſeine Gemahlinn ihren lieben Gäſten erklärten, ſie würden ſie nicht bloß Morgen nach dem Kloſter u. h. F. zu Saragoſſa, ſondern auch dann nach Barcelona geleiten, da Dank und

Treue ihnen aus dieſer Reiſe eine ſüße Pflicht machten. Nu· Guido wurde, bald wieder traurig, weil er nach Catalonien mußte, doch tröſtete er ſich mit dem Vorſatz, in wenigen Wochen in Barcelona zu ſeyn, wo er ſich ſchmeichle, durch Beharrlichkeit und Treue Roſa's Herz zu gewinnen. Der Abſchied war raſch und ſchmerzlich; Guido trennte ſich von Roſa wie das friſche Herz vom jungen Leben.

Unſere Freunde aber zogen unter heitern Geſprächen nach Saragoſſa. Auch Perico war mit von der Begleitung. Seine Scherze, ſeine Lieder verſcheuchten oft die trübe Laune der Reiſenden auf beſchwerlichen Wegen und in furchtbar abſcheulichen Poſada's, wo Wirth und Wirthinn mit unter einander geſchlagenen Armen am Feuer ſtanden und zuſahen, wie der Koch der Gräfinn Camaraza für die edeln Reiſenden ſpärliche Mittagkoſt, beſtehend aus Speck und Eyern, bereitete, ſich auch dann und wann erbitten ließen, nothdürftig zu bezeichnen, wo Waſſer, oder ein Krug, oder ein Schüſſelchen zu finden? Matt durch die Hitze und ſonſtige Beſchwerden kamen unſere Reiſende in dem prachtvollen Saragoſſa an, wo Elvirens Wiederfinden dem glücklichen Pedro mit tauſend ſüßen Entzückungen für die Leiden einſam vertrauerter Jahre lohnte.

Unſere Freunde hatten ein Landhaus am Ufer des rauſchenden Ebro bezogen, der, über zackige Klippen hinfluthend ſich um die prachtvolle Saragoſſa im Halbkreis windet, eingefaßt vom blumenreichen, mit Landhäuſern und Fiſcherhütten mahleriſch angebautem Geſtade. Frey und ſtolz thürmen und kräuſeln ſich hier des Ebro klare Fluthen, die noch kein Schiff getragen, da Strudel und Felsſtücke die Fahrt verhindern. Rebengelände kränzen das jenſeitige Ufer, hohe Nußbäume neigen ſich in den Strom mit weithin ſchattenden Zweigen; alles blüht, alles grünt üppig, da dieß ſchöne Land, beſchützt durch Waldungen und Gebirge, einen ruhigen, dem feindlichen Einfluß der Sonnenhitze nicht ausgeſetzten Wohnſitz darbiethet.

Hier wollten Juliens Aeltern mit der holden Roſa und ihrem Vater verbleiben, bis Elvira, entledigt ihres kloſterlichen Gelübdes, mit Don Pedro nach Barcelona zurück ziehen könne, wohin dann die dankbaren und liebevollen Freunde auch ihre Retterinn, Roſa, begleiten wollten. Julia's fortdauernde Leiden, Folgen ihres erlittenen Kummers in der Höhle des Räubers Marano, machte ihr dieſe Zerſtreuung nöthig. Auch der Stachel der Verleumdung hatte ſich mit giftigen Wiederhaken in Juliens zartes Herz gedrückt. Sie wußte daß der rohe Haufen ſie die Räuberbraut nannte, und

bis zum Tod betrübte die Arme dieſer wilde Hohn gegen eine Unglückliche. Oft, wenn eine unbeſiegbare Schwermuth ihr ganzes Seyn mit Schatten umhüllte, ſprach ſie zu ihren troſtloſen Aeltern: Nehmt mich nur fort von hier, damit ich nicht hier ſterbe, und die rohen Menſchen nicht mein Grab zeigen und ſagen: „Hier liegt die Räuberbraut!“ Sichtlich blühte Julia auf in der fremden, ihr neuen Welt, im Schooße der anmuthvollſten Gegend und in den ſanften Strahlen von Roſa's Zärtlichkeit. Mehrere Monden vergingen, ehe die Dispenſation von Rom Elviren ihren Gatten zurück gab, ſo, daß die ſüße Julia, geneſen von ihrem Kummer, blühend und erheitert mit Roſa und ihren Aeltern die Reiſe nach Barcelona antrat, wo ſie, fröhlich angelangt, Guido fanden, der, trunken von ſehnender Hoffnung, ſich durch Roſa's Sprödigkeit nicht zurückſchrecken ließ. Auch Julia ſchien mit ihm im Bund zu ſeyn, denn ſie unterhielt Roſa von nichts, als von Guido's Vollkommenheiten, ſo wie Guido abweſend; war er da, ſo ſprach ſie nur mit ihm; auch ging ſie oft mit dem leidenden Freunde allein am heiteren Geſtade des mittelländiſchen Meeres, das die uralte Stadt umgürtet, luſtwandeln, ſo, daß Roſa, wenn ſie ſich Guido's Unterhaltung entzogen, nun auch von Julia verlaſſen war, und allein blieb. Oft pflegte ſie, zür-

nend im Stillen über Julia's Benehmen, ſich gleichfalls Tagelang zu entfernen; in Jagdkleidung, auf dem muthigen Andaluſier, gefolgt von ihrer Dienerſchaft, oft vom immer fröhlichen Perico begleitet, durchſtreifte ſie, eine neue Diana, den Bergwald und ließ ihren Unmuth und ſtill eiferſüchtigen Kummer an unſchuldigem Geflügel und ſchönem Gewild aus, das dieſe reizenden Waldungen bevölkerte.

Jemehr nun Roſa auf ganz auffallende Weiſe ſich der Geſellſchaft Julia's und Guido's entzog, je eifriger ſchienen dieſe Beyden ſich zu ſuchen. Ob es ſchon jedem Unbefangenen hätte auffallen können, daß Guido, trotz Julia's anmuthvollem Bezeigen gegen ihn, immer finſterer, bleicher und ſchwermüthiger wurde, die ſchöne Gräfinn aber in unbefangener Heiterkeit ihres neu aufblühenden Lebens verblieb, ſo war gleichwohl Niemand inniger als Roſa von dem Einverſtändniſſe und dem Glücke dieſes neuen Liebepaares überzeugt, doch ihr ſtolzes Herz und ihre Gewalt über ſich ſelbſt ließen es zu, daß ſie ſich lachend und beyfällig dazu zeigen konnte; ſie ergab ſich mehr und mehr ihrer alten Neigung, dem männlichen Thun und Treiben, ließ ſich nur ſelten in Frauenkleidern ſehen, und war nicht wenig betroffen darüber, daß weder Elvira, noch Don Pedro ſich ihrem Handeln entgegen zeigten, und daß Julia und

Guido ihre anſcheinende Luſtigkeit ſo wenig erzwungen und unnatürlich zu finden ſchienen, als ſie von ihren oft nicht zu bekämpfenden Launen das Geringſte wahrnehmen wollten.

Eines Morgens, da Roſa, ohne einen Stallmeiſter mitnehmen zu wollen, ganz allein in den Wald geritten war und im Schatten uralter Kaſtanienbäume auf den Waldhöhen umher irrte, die von Zeit zu Zeit einen Blick in das blühende Thal, oder auf die ſchön beſtrahlte Meeresfläche gewährten, hörte ſie Jemand im ſcharfen Galopp ihr nachſprengen; es war Perico.

Sennora! rief er ihr zu, als ſie ſich umſchauend, ihn in das Auge faßte: ich konnte es nicht laſſen, ich mußte Euch nachfolgen, Ihr könntet in Gefahr kommen.

Unnütze Sorge! rief unwillig Roſa: dieſe Gegend iſt ſicher, und ich habe mein Schießgewehr in der Hand mein Schwert an der Seite!

Wenn gleich, fiel Perico ein: folgen mußte ich Euch, mir war bange, und ich bin einmahl ſo ein guter Narr, der ſich nicht abweiſen läßt, ob man ſchon ſein treues Herz mit Füßen tritt.

Treue? ſeufzte Roſa, welche auf dem ebenen Waldpfad nun ihr Roß langſam gehen ließ. Was wißt ihr Männer von Treue?

Ich dächte doch, fiel Perico ein: je nachdem die Männer ſind. Ihr aber, hohe Herrinn, ſagt mir doch recht aus Herzensgrund, ob Ihr Euch nicht überſelig fühlt in der goldenen Freyheit Eurer ſchönen Jugendtage? Wahrlich, ſchon oft im Stillen habe ich Euer beneidenswerthes Loos geprieſen! Blühend, reich, hochgeehrt vereint Ihr den Ruhm ſittiger Jungfräulichkeit mit dem Lorber des Heldenmuths, der Eure junge Stirn umſtrahlt. Das ganze Leben liegt offen vor Euch da, wie vor einem Jüngling, nach allen Richtungen hinaus könnt Ihr Ehre, Wonne, Glück erſtreben, alle edeln Neigungen Eurer ritterlichen Jugend befriedigen, niemand iſt Euch entgegen. Schätze ſtehen Euch zu Gebothe. Lorberkränze winken noch in der Ferne, denn, was gilt's, ſo bricht der Krieg mit Frankreich wieder aus.

Während Perico ſo ſprach, verfinſterte ſich immer mehr Roſa's ſchönes Antlitz und ſie konnte das Schluchzen und die Thränen des heißeſten Kummers nicht mehr zurück halten. Perico! rief ſie aus: ja, Du biſt mir ergeben, ich weiß es! Wohlan, ſo laß uns beyde fliehen, fern von hier, wo das Herz mir bricht!

Ey, welch' ein Vorſatz! fiel Perico ein: und was kann Euch betrüben? Alles fügt ſich nach Eures Herzens Wünſchen, jedes Hinderniß verſchwindet; Don Guido's Bewerbungen, um welche Ihr Anfangs durch

Eurer Aeltern Zureden und seine eignen Zudringlichkeiten Kummer erlitten, hören nun auf — er wird sich mit Julia vermählen!

Rosa wurde todtenblaß. Also Du weißt das, Perico, ist es gewiß? rief sie bebend.

Perico mit dem unerschütterlichsten Gleichmuth entgegnete: Was sonst? Die Vermählung-Anstalten sind getroffen.

Ein hohes Roth wechselte auf Rosa's Angesicht mit der Todesbläße. Ich wünsche Glück! rief sie aus, biß die Lippen ein, warf den Gaul herum und sprengte so tief in das Gehölz hinein, daß es Perico unmöglich wurde, ihr nachzufolgen. Tief bekümmert um sie suchte er noch auszuspähen, wohin die Spur ihres Rosses ginge; doch diese verlor sich in dem herabgefallenen Laube des schmalen Pfades, den Rosa eingeschlagen, so, daß Perico, bekümmert und zürnend über sich selbst, den Rückweg nach dem Schlosse antrat, wo er den Aeltern Rechenschaft von seinem Gespräch mit Rosa ablegte, und seinen Kummer über ihr Verschwinden nicht verhehlte.

Pedro bestieg sogleich sein Roß, und sprengte in den Wald; nach allen Richtungen wurden Bothen ausgesendet, Rosa, die sich vielleicht im Walde verirrt hatte, oder sonst in Gefahr gekommen seyn konnte, zu

ſuchen, denn es war hoch nach Mittag, und nichts von ihr zu ſehen. Guido eilte, ſo wie er nur den Vorgang erfuhr, die Verſchwundene zu ſuchen. Alle kamen von dem vergeblichen Nachforſchen troſtlos zurück, und der Abendſtern funkelte ſchon in Weſten, als die Bekümmerten noch um Roſa bangten, und auf's neue Bothen abſendeten, um ihr holdes Kleinod zu ſuchen. Man hatte Seeräuber an den Küſten geſehen, dieſe konnten ſich bis in den Wald gewagt haben; jedes Unglück ſtand zu befürchten. Donna Elvira und die Gräfinn Camaraza ſchwammen in Thränen. Julia litt unausſprechlich, und Perico verwünſchte ſeine Unbeſonnenheit, die Quelle ſo unermeßlichen Jammers, denn die Verabredung der Freunde, Roſa zu prüfen, war nicht ſo weit gegangen, und Perico hatte im kecken Muth alle Vollmachten übertreten.

Matt und troſtlos kam Don Pedro, außer ſich vor Kummer Guido heim; ſie hatten auch auf dieſem zweyten Ritt keine Spur von Roſa entdeckt. — War ſie geraubt? In einen Abgrund geſtürzt? Geflüchtet? Dieß letztere ſchien noch das Wahrſcheinlichſte, da alle Erkundigungen bey Landleuten und Forſtmännern, welche die Gegend bewohnten, ergaben, daß Alles in tiefſtem Frieden war, und da die Schluchten der Umgegend ſorgfältig durchſucht worden. Alle blieben bey dem

Gedanken der Möglichkeit einer Flucht ſtehen, und überlegten, auf welche Weiſe am erſten Kunde von dem glühend geliebten Flüchtling zu erlangen ſey. Julia verwünſchte ihre Verſtellung, Pedro ſeine Zuſtimmung zu dem trügeriſchen Spiel mit Roſa's reinem Herzen. Julia's Mutter und Elvira klagten alle Uebrigen an, daß ſie ihre Warnungen nicht geachtet. Guido war troſtlos, daß die erſte Hoffnung, die ſeiner Liebe aufblühte, ſolchen Kummer in ſich faſſe, auch er verabſcheute es, daß er ſeine Einwilligung zu einer Prüfung von Roſa's Herzen gegeben, wobey er ſelbſt ſo viel Jammer gelitten. Am meiſten aber wendete ſich der volle Unwille aller Betheiligten vereint auf den armen Perico, der den ganzen Anſchlag, Roſa's wahre Geſinnungen zu erſpähen, angegeben.

Beym Himmel! rief der Bedrängte aus, es geht mir, wie einem beſiegten General-Feldmarſchall. Gelang der Plan meiner Schlacht, ſo wurde ich vergöttert, mißlingt er, ſo wird des Glückes und Geſchickes Schuld mir Armen aufgebürdet! Bedenkt doch nur, edle Herrſchaften, die Ihr mich insgeſammt ſchmählt und tadelt, daß es viel weniger darauf ankam, daß wir erfuhren, ob Roſa Don Guido liebt, als daß ſie es ſelbſt erfuhr! Ach ich Unglücklicher! ich habe gut

Vernunft reden! der beſte Fürſprecher iſt das Glück, wer Glück hat, der hat auch Recht!

Die eilfte Stunde war herbeygekommen, und noch immer ſchmerzlicher ſtieg Erwartung, Unruhe und Bangen; Julia lag weinend in Donna Elvira's Armen, die der Graf und die Gräfinn vergebens zu tröſten ſuchten, Pedro beſchloß, trotz ſeiner Ermattung, in Guido's Begleitung noch die Nacht auszureiſen, um ſein Kind zu ſuchen, da klang durch das Schluchzen der betrübten Frauen ſcharfer Galopp auf dem Burghofe.

Ein Bothe! rief freudig Alles.

Nein, Roſa ſelbſt! keuchte, athemlos hereinſtürzend Perico.

Sturmiſch eilten Alle der Verlorengeglaubten entgegen, weinend umſchlang Guido ihre Knie, Julia lag ohnmächtig an der Freundinn Herzen, die Mutter umklammerte ſie feſt, der Vater hielt ihre beyden Hände an ſein Herz gedruckt, die Zuſchauer dieſer herzzerreiſſenden Scene ſchwammen in Thränen. Alles ſchwieg, nur Seufzer wurden laut.

Roſa brach zuerſt das Schweigen. Darauf war ich nicht gefaßt, ſagte ſie ſanft: ich kam, meine thörichte und vermeſſene Flucht unterwegs ſchwer bereuend, von Euch Allen Verzeihung zu erflehen wegen meines Stolzes, meines Eigenſinnes, meiner unſinni-

gen Neigung zu männlichem Thun, und dann Abſchied von Euch zu nehmen, um im Kloſter zu büßen, daß ich ſo lange alle Warnungen der Treue und Liebe verſchmäht, allen Rath der Freundſchaft von mir gewieſen, und das edle Herz verhöhnt, das ſich mir in Noth und Tod ſo treu bewährt! Julia, Guido, ſeyd glücklich! denket in Treuen mein! Ich kehre zur weiblichen Beſtimmung zurück, nicht auf dem Roſenpfade des Liebeglückes, das ich thöricht von mir gewieſen, ſondern auf dem Dornenpfade der Entſagung! O wie ſchwer macht Eure Liebe mir das Scheiden! Ich hielt Euch Alle mir entfremdet!

Roſa, meine Roſa! rief Guido, immer noch zu ihren Füßen aus: konnteſt Du es glauben? O, verzeih' dieſe Prüfung, in der Du ſelbſt Dir Deiner geheimſten Empfindungen erſt bewußt geworden biſt, in die ich mit blutendem Herzen willigte.

Roſa ſah betroffen auf ihn hin, doch Elvira nahm das Wort. Vergib und liebe, meine Roſa! ſagte ſie ſanft. Dulden, lieben und hoffen iſt die ſchöne Beſtimmung der Frauen; dieſe Worte faſſen ihre höchſten Pflichten ein. Deine Verirrung, mein armes Kind, war Schuld und Folge Deiner Erziehung; wir haben ſchwerer gegen Dich gefehlt, als jemahls Du, doch es war aus Liebe! Sanft iſt das Ungewitter an unſerm

Haupt vorbeygezogen, nur durch Warnung, nicht durch Schaden ſind wir belehrt worden, daß man um nichts auf Erden von der Wahrheit laſſen ſoll. Vergib, Roſa! Wir Alle ſind ſchuldig, aber wir Alle lieben Dich unausſprechlich!

Und ich bin der Schuldigſte! rief Perico: denn Alles kommt von mir und meinem Horchen; Guido's Verſtellung, der Aeltern anſcheinender Gleichmuth, Julia's Muthwille und beſonders das letzte Meiſterſtück, die ſaubere Erfindung von der — Hochzeit!

Guido! ſprach Roſa ſanft: Du haſt mich getäuſcht, ich aber hatte mich ſelbſt betrogen. Ich verſteinte und verging an dem troſtloſen Schmerz, ungeliebt allein zu ſtehen, mir ſelbſt uberlaſſen. Neues Leben fluthet ſelig durch meine Bruſt. Ich bin geliebt! Um mich ſind Eure Wangen ſo bleich, um mich Bethörte floſſen Eure Thränen. So laßt mich denn ganz Euch Allen geboren, und, auf ewig entſagend Allem, was Frauen übel anſteht, meiner ſeligen Beſtimmung folgen!

Roſa reichte nun Guido die Schwanenhand. Selige Tage gingen für die Liebenden auf. Ihr Bund war glücklich. — Julia blieb bey ihrer Roſa und wurde nach wenigen Jahren die Gattinn eines edlen Catalaniers. Nie kehrte ſie in ihre Heimath zurück, welche ihr die ſchmerzlichſten Erinnerungen darboth.

Dem heitern Perico wurde verziehen, und er blieb bey dem glücklichen Paare. Oft in ſpäteren Jahren, wenn Roſa ſittig und zierlich in holdem Walten, umgeben von ihren Frauen, umgaukelt von blühenden Kindern, an der Arbeit ſaß, wagt' es Perico, die ſchöne Frau an vergangene Zeiten zu erinnern und ſie mit ihrer Kriegs- und Jagdluſt zu necken, fragend, ob ſie denn nicht ihre kleine Roſa zum Helden erziehen wolle? Da drückte die Mutter ihr zartes Kind an die Bruſt, wie abwehrend und ſchützend vor dem dräuenden Gedanken und rief: Es gibt kein Heil auf Erden, als in der Wahrheit und in der Treue! Wie kann noch Wahrheit und Treue ſeyn in einem Weſen, das ſein Geſchlecht verläugnet und ſeiner Beſtimmung nicht treu geblieben? — Und, die vom Ernſt und der Wehmuth der Mutter betroffene kleine Roſa feſter umfaſſend und inniger küſſend, ſetzte ſie hinzu: Sey ganz Weib, ſüßes Kind, Du kannſt auf Erden nichts ſchöneres ſeyn!

Die
unschuldigen Verbrecher.

Bey dem spärlichen Licht, das der gestirnte Himmel verbreitete, ritt Don Ubaldo de Peralta, ein Edler aus Navarra, auf einsamer Heerstraße in der Lombardey, ohne andere Begleitung als die seiner trüben Gedanken. Ein schmaler Weg, der eine frisch duftende Wiese, längs des Fahrweges, durchschlängelte, schien dem Reiter behaglicher, und er schlug ihn ein, ohne zu bemerken, daß dieser, abwärts vom Wege, bergauf nach einer Felshöhe führte, deren Kuppe ein tiefer Wald umkränzte, über dessen Wipfeln Ubaldo ein stattliches Gebäude hervorragen sah. Aus der Gegend her, wo das Gebäude stand, vernahm der Reiter ein Rauschen durch die tiefe Abendstille, und er sah bald, daß es von der Quelle des Baches herrühren müsse, der ihm zu Füßen neben dem Fußsteige, der bergaufwärts führte, leise dahinfloß. Ubaldo stieg ab, ergriff sein Roß am Zügel und verfolgte den Weg, in der Hoffnung, in jenem Bau ein Nachtlager zu finden. Er kam dem Gebäude näher, nicht ohne Beschwerlichkeit, da der Pfad immer steiler bergauf ging, und er befand sich

plötzlich vor den, vom aufgehenden Halbmond wunderſam beleuchteten, mit Epheu umſtrickten Trümmern eines Kloſters, das auch noch in ſeiner Zerſtörung Spuren ehemahliger Herrlichkeit zeigte. Die verheerende Zeit hatte auch dieſen Bau ſeiner Zierden entkleidet, der jetzt nur noch wildem Nachtgeflügel, das ſchrillend rings umherſchwirrte, ein Obdach both. Don Ubaldo ſah, daß ſein Roß ganz erſchopft war, und fühlte ſich ſelbſt außer Stand, weiter zu reiſen, er ließ das Roß trinken und weiden, und band es ſodann an einen Pfeiler des zerſtörten Kloſters, breitete ſeinen Mantelſack auf den Raſen, unweit der Pforte hin, und nachdem er noch den Gedanken, die ihn tief bewegten, freyen Lauf gelaſſen, ſchlief er an dieſem unbehaglichen fremden Orte feſt und ruhig ein. Er mochte eine Stunde geſchlummert haben, als ſeine Ruhe durch ein ſchmerzliches Aechzen, das aus dem Innern des zerfallenen Baues herzukommen ſchien, unterbrochen wurde, bey deſſen Laute der Ritter alſobald voll Entſetzen aufſprang, und lauſchte, um zu erkennen, wie ſo banges Klagen an ſolcher öden Stelle ſich erhebe? Von allem Drang des Schlummers und der Müdigkeit durch dieſe neue Sorge befreyt, horcht er immer geſpannter, der Ton verſtummte auf eine kleine Weile, doch bald drangen die Klagen aus der Nähe mächtiger, und jammern-

der zu des Lauschenden Ohr, ein heftiges Schluchzen vernahm er, so, daß er sich selbst entschloß, die Stelle zu suchen, woher die Laute kamen, nicht ohne heimliches Grauen, denn es war ihm alles fremd hier, und seine Uhr zeigte ihm bey Mondlicht die mitternächt'ge Stunde an. Gleichwohl ging Ubaldo, Muth fassend, das Schwert in der Rechten, stolpernd über zerbröckelte Denkmahle, die hier rings verstreut lagen, auf die Stelle zu, dahin ihn mehr Ritterpflicht, als Neugier rief. Bald, so gewahrte er, daß die Stimme tief aus der Erde hervorklang, und näher zu ihr, durch ihren Schall geleitet, stand er nun vor einer Gruft, über welcher schwere Steine, sie verdeckend, lagen, und die in der Nähe des ehemahligen Hochaltars der Kirche sich befand. Die Einsamkeit, der Ort und die Stunde durchdrangen Ubaldo mit immer bangeren Schauder, sein Haar sträubte sich, alle Schrecken der Geisterwelt stürmten auf ihn ein, nun er die bangen Klagen aus der Gruft ganz in der Nähe vernahm, doch der so oft erprobte Muth seiner edlen Brust bewährte sich auch hier, und mit Fassung stand er still und lauschte den Worten, die nun vernehmlich aus der Tiefe erklangen.

Unglückliche! Elende! welch trüber Stern hat Deinen Tagen geschienen, da Du hier in der Gruft schmachten mußt, unter starren Leichen und grinsenden Schä-

dein! — Hier unterbrach ein lautes Schluchzen die Worte, und von Neuem ſträubte ſich Ubaldo's Haar, ein Fieberfroſt ſchüttelte ſein Gebein, denn dieſe Stimme ſchien der Geiſterwelt anzugehören. Er befahl ſeine Seele dem Herrn, und mit erneutem Muth nahte er ſich der Gruft und rief: O, Du unſterblicher Geiſt, der Du hier ſchon befreyt von der irdiſchen Hülle, noch feſt gebannt biſt durch den Willen des ewigen Richters, ſprich: was begehrſt Du von mir, und worin kann ich Dir helfen? denn da der Himmel meine Ankunft zu dieſer abgeſchiedenen Einſamkeit verhängt, und ich mich vom rechten Wege verirrt, mag ich wohl beſtimmt ſeyn, Dich zu erlöſen.

Falſcher, räuberiſcher Mörder, ſchallte es Ubaldo aus der Gruft entgegen, was ſoll dieſer ſchnöde Hohn? was willſt Du hier, wo ich durch Deine Schuld bin? Hebe Dich weg, und laß mir Ruhe; die Gruft haſt Du mir bereitet und beſchieden, und viel lieber will ich hier verſchmachten, als aufs Neue in Deine ruchloſe Hand fallen.

Bey dieſen Worten ſah Ubaldo ein, daß nicht eine büßende Seele, ſondern ein lebendiges Geſchöpf mit ihm ſprach, und, mit voller Kraft die ſchweren Steine von der Gruft wegwälzend, und ſogleich als dieß geſchehen, ſich einige Schritte zurückziehend, die Hand

auf ſein Schwert gelegt, rief er aus: Seyſt Du nun ein abgeſchiedener Geiſt oder ein Körper mit lebendiger Seele, ſo ſteig aus dieſer Gruft und ſage mir, warum Du hier gefangen geweſen? Kaum hatte der kühne Ubaldo dieß geſagt, als er aus der Tiefe eine ſchlanke, zarte Geſtalt emporſteigen ſah, welche ſich ihm beym ſchwachen Licht des untergehenden Mondes als ein bleiches Frauenbild zeigte, das auf ihn zukam und ſprach: Begnüge Dich, verruchter Mörder, mit dem Blute meiner treuen Diener, und ſchlachte nicht noch meine Ehre. Mir ließeſt Du Leben und Koſtbarkeiten, gewiß nur in der ſchmachvollſten Abſicht, da Du meine Begleiter ermordet und beraubt. Thränen erſtickten jetzt der Unbekannten Worte, ſie warf ſich auf die Steine hin und wollte in ihrem Jammer vergehn.

Edle Herrinn, ſprach Don Ubaldo, nachdem er ſich in etwas von ſeinem Erſtaunen erhohlt, Ihr täuſcht Euch nicht minder in dem Gegenſtand der gerechten Klagen, die Ihr erhebt, als ich beſtürzt bin, mich zu ſolcher Begegniß am Abend vom Wege bis hieher verirrt zu haben. Ich freue mich, daß ich noch zur rechten Zeit gekommen bin, Euch dem tödtlichen Grauen zu entreißen, welches Ihr hier, unter Leichnamen lebendig begraben, erdulden müſſen, und Euch von dieſem Ort wegzuführen. Danket dem Himmel, der mich hieher ge-

leitet, so wie ich ihm danke, daß er mir Muth geschenkt, durch alle Schauder der Nacht bis dahin zu dringen, wo ich Eure Klagen vernahm, denn ein Andres ist der Kampf mit Lebenden, und ein Andres der mit den Schrecken der Grüfte! Gewiß wird derjenige, der Euch hieher brachte, bald zurückkommen, um seine teufliſche Bosheit zum Ziel zu bringen, und ich fürchte sehr, daß wir hier nicht recht sicher sind. So vertraut Euch denn mir, ich will den Weg nach der Heerſtraße zurück nehmen, und Euch alsdann, wohin Ihr nur gebiethet fuhren.

Der Himmel vergelt es Euch, erbarmungreicher Ritter! sagte die Betrübte, denn Gottes Hand hat Euch hieher geleitet, wo Schande und Tod meiner harrten. Der Himmel gebe mir Anlaß, mich dankbar zu erzeigen, für jetzt nur unsre dringende Eil und das Nöthigſte erwägend, laßt Euch sagen, daß der Urheber meines Elends und drey seiner Gefährten, die meine Begleitung diese Nacht überfielen und erſchlugen, hier in dieſer Gruft ihre Habſeligkeiten und Kleider verborgen, und mir angekündigt, ſie würden wieder kommen, da ſie auf der Straße verfolgt zu werden glaubten, und die Gefahr erſt ableiten wollten.

Laßt den Räubern ihre Beute, Herrinn, rief Ubaldo, und laſſet uns nur auf Entfernung aus dieſem unheim-

lichen Ort bedacht seyn! Doch die Unbekannte drang inständig in ihn, die ihr abgenommenen Schätze nicht zurückzulassen, und vor allem ein Kistchen mitzunehmen, das von hochwichtigen Gehalt sey. Ubaldo stieg also hinunter, fand in einem Winkel die Kleidungsstücke der Erschlagenen, und das Kistchen, welches er nahm, und hastig damit empor stieg, die Unbekannte zur Eil ermahnend. Er setzte sie vor sich hin auf sein Roß, und so kamen Beyde ungefährdet und rasch durch den Seitenweg auf die Hauptstraße, allwo sie Athem schöpften und langsamer zu reiten begannen. Nun fragte Ubaldo die schöne Unbekannte, wie sie denn in solche Gefahr gerathen sey? und sie befriedigte seine Neugier folgender Maßen:

Mehrere Stunden von hier steht ein Landschloß, meinem Oheim Diego gehörig, welches eine uralte, starke Burgfeste ist; dort bey meiner Muhme Laura, Diego's Tochter, brachte ich die schöne Sommerzeit zu, und lebte fröhlich an dieser liebewerthen Freundinn Seite, als mein Vater, der in Saona wohnt, plötzlich Bothschaft zu mir sandte, daß er, schwer erkranket, mich vor seinem Ende noch ein Mahl zu sehen wünsche, und zu meiner Begleitung mehrere unsrer Diener an mich abgeschickt habe. Ganz von Kummer erfüllt, wie Ihr wohl denken könnt, bereitete ich mich zur schleuni-

gen Abreiſe und nahm Abſchied von meiner geliebten Muhme, die mich, gleich als ſollte ich nach einen andern Welttheil gehn, bejammerte, und gar nicht aus ihren Armen laſſen wollte, welches ſicherlich Ahnung von dem Mißgeſchicke war, daß mich auf der Reiſe ereilte. Da wir nur, bewogen durch unſre Eil und die Hitze des Tages, zur kühlen Abendzeit reiſ'ten, überfielen uns vier Reiter mit Feuerwaffen, die Hähne geſpannt auf uns hinzielend. Meine Begleiter hätten ſich alsbald ergeben ſollen, da ſie unerwartet umringt und wir mit dem Tode bedroht waren, doch der jugendliche Muth riß einen der Diener zur Gegenwehr fort, er zog, und im Moment fiel der Schuß, der ſeine Bruſt durchdrang. Zwey andere fielen gleichfalls neben den Wagen hin, nur einer blieb übrig, der, obwohl verwundet, in der Hitze des Gefechts Anlaß nahm, in einem nahen Gebüſch zu verſchwinden, und welchem der Kutſcher nacheilte, während ſich einer der älteſten und muthigſten von meines Vaters Leuten noch ſo tapfer mit den Räubern herumſchlug, daß ſie ſeiner nicht Herr geworden wären, wenn er Beyſtand gefunden, doch auch er unterlag. Die Ruchloſen begannen nun mit teufliſcher Kälte unter rohen Scherzen die Plünderung der Entſeelten, und mit nicht geringer Beute beladen, ſchleppten ſie mich bis dahin, wo Ihr mich ge-

funden, und wo ich gewiß für die höchste Schmach aufgespart war, wenn nicht einer dieser Verworfenen dem Anführer angezeigt hätte, daß er Schritte vernehme, und daß sicher die Geflüchteten Reisende oder Soldaten aufgefunden hätten, die nun auf der Spur der Räuber zur Rache herbeyeilten. „Gleich bin ich wieder hier!" rief mir der Anführer zu, indem er einen Stein über die Gruft hinwälzte, in die er mich hinabgeschleppt, und alle entfernten sich, mich meinen ganzen Jammer überlassend. Ich weiß nicht, wie ich nicht dort, umgeben von Leichen, gleichfalls zur Leiche erstarrt bin. Lange fesselte das Grauen, der Schmerz, die Angst für die nächste Stunde meine Zunge, endlich fand ich Thränen, Klagen, Worte, und da kamt Ihr, edler Ritter, dem zu danken mein Leben selbst mir gering dünken würde, da Ihr mir mehr als dieß gerettet.

Die Unbekannte schwieg und die Morgenröthe drang nun siegreich durch das Grauen der Nacht. Die bunten Vöglein verkündeten alsbald ihre fröhliche Ankunft durch ihre süßen und liebreichen Lieder. Beym hellen Glanz des jungen Morgens sah Ubaldo, wie schön und anmuthvoll die Unbekannte sey, obschon das Licht ihrer Schönheit durch den erlittenen Kummer getrübt war. Er war durchdrungen vom heftigen Unwillen gegen diejenigen, die im Sinn gehabt, diese keu-

ſchen unſchuldvollen Reize mit freveluder Hand zu entweihen, und pries im Herzen inbrünſtig die Schickung des Himmels, die ihn zur Rettung eines ſo unausſprechlich holden und entzückenden Geſchöpfes herbeygeführt. Da nun Ubaldo bemerkte, daß ſeine Schutzbefohlne bleicher und bleicher wurde, und vor Allem der Ruhe bedurfte, ſchlug er ihr vor, in einem nahen Gaſthof, deſſen Anſehen Reinlichkeit und Fülle zu verheiſſen ſchien, Raſt zu halten, bis des Tages drückende Hitze vorüber, und er ein zweytes Pferd gefunden, auf welchem ſie die Reiſe fortſetzen könne. Die Unbekannte ging dieſen Vorſchlag ein, und Beyde ſtiegen ab, und genoſſen in den ihnen angewieſenen Zimmern der Ruhe und nothwendigen Erquickung. Als die Sonne geſunken, wurden die von Ubaldo beſtellten Roſſe vorgeführt, und von einem Führer begleitet, der, wegen der Unſicherheit der Straßen die ungeduldigſte Eile, früh anzukommen und ſchnell zurückzureiten bezeigte, traten ſie den Weg nach dem Landſchloß an, welches Julia am vorigen Tage verlaſſen hatte.

Rings um das Schloß her war niemand zu ſehen, die Burgpforte ſtand offen, und war nicht, wie gewöhnlich, mit Schildwachen beſetzt. Aus dem Burghof vernahmen unſere Reiſenden einen furchtbaren Lärm verworrener Stimmen, unter denen, beym Näherkommen

die Dame Diego's Stimme unterſchied, der heftig erzürnt zu ſeyn ſchien, und wie ſie vernahm, ſeinen Leuten befahl, den verſtockten Böſewicht, der nicht eingeſtehen wollte, in den tiefſten Kerker zu werfen und mit dreyfachen Feſſeln zu beladen.

Don Ubaldo, ſprach Julie, ich halte es für beſſer daß man mich hier nicht ſogleich mit Euch ankommen ſehe, da vielleicht das Gerücht von meinem Unglück, verfälſcht, wie gewöhnlich Gerüchte ſind, ſchon hieher gedrungen. Ich werde in das Zimmer meiner Muhme hinauf eilen, und den Grund dieſes Getöſes zu erforſchen ſuchen; Ihr aber bleibt im Schatten dieſer Bäume verborgen, bis ich Euch Nachricht ſende, was zu thun ſey. Don Ubaldo, ſtets bereit einer Dame zu gehorchen, zog ſich mit dem Führer in das dem Schloſſe, nahe Luſtwäldchen zurück, um dort der fernen Weiſung zu warten; doch der Führer begehrte ſeinen Lohn, da er eilig zurück mußte, welches Ubaldo ihm nicht verſagen konnte, er blieb alſo, nachdem er ihn befriedigt, allein in dunkler Nacht, immer bänglicher der erwarteten Nachricht harrend, die eine Stunde und noch eine Stunde ausblieb, ſo, daß er ſich zuletzt, überwältigt von ſeiner Ungeduld, entſchloß, nicht länger zu warten, ſondern auf alle Gefahr im Schloſſe ſelbſt nach der Dame zu forſchen, von welcher er zu glauben begann,

ſie habe ihn durch irgend eine Erfindung getäuſcht, oder ſey vielleicht in neue Bedrängniſſe gerathen. Nachdem er aus dem Schloßhof vier Reiter in höchſter Eile ſprengen ſehn, führte er ſein Roß den Burgweg hinauf und band es im Schloßhofe an, ſein Gepäck daneben hinlegend, ſah er ſich im Fortgehen um, wo er den Haupteingang in das Innere der Burg fände? Eben war er durch den erſten Hof, der nur mit Gallerien umgeben war, gekommen, und trat in einen gewölbten dunkeln Gang, der nach dem zweyten führte, als er von zwey Männern überfallen, niedergeworfen und gefeſſelt wurde ehe er an Gegenwehr denken konnte. Kommt Ihr: rief der Eine ihm zu, hieher, um Euren Geſellen zu ſuchen, ihm Nachricht zu bringen, oder ihn unſern Händen zu entreißen, ſo ſeyd Ihr übel berathen geweſen; denn dem Schaffot entrinnt ihr Beyde nicht mehr. Ubaldo wandte alle ſeine Kräfte an, um den Fäuſten ſeiner Ueberwältiger zu entkommen; doch vergebens, und mit Gelächter nur erwiederten ſie die Zornreden und Wortwürfe, mit denen er ſie überhäufte. Sie ſchleppten ihn, wie mit überirdiſcher Gewalt, viele hundert Stufen hinab, in ein dunkles gewölbtes Gemach, allwo er bey dem düſtern Schein einer Ampel einen andern Gefangenen erblickte, der an Händen und Füßen gefeſſelt, und an einen ungeheuren Stein angeſchloſſen, in ſich

verſunken, abgekehrt vor der Thüre ſaß, und nicht einmahl das Geſicht umwandte, als Ubaldo, begleitet von ſeinen Verfolgern, durch die mit vier Riegeln verwahrte kleine Thür in ſeinen Kerker gelangte.

Als jedoch der Schließer und einige andere Diener zu Stande gekommen waren, den ſich ſträubenden Ubaldo ſo feſt wie ſeinen Unglücksgefährten zu ſchließen, und nun den Kerker verlaſſen hatten, wendete der zweyte Gefangene ſein Antlitz, um den neuen Ankömmling zu betrachten, und mit nahmenloſem Erſtaunen erblickte nun Züge, deren Schönheit und Anmuth ſelbſt durch die nächtliche Dämmerung und das ahnungvolle Grauen dieſes Kerkers wunderſam leuchtete.

Nach dem, was ich von dieſen Leuten vernehme, ſprach der Gefangene zu Don Ubaldo, haben ſie Euch deſſen Anſehn für Euch ein beſſeres Zeugniß ablegt, einer Frevelthat anſchuldigend, in dieſen Kerker geſchleppt. Ich würd' es Euch Dank wiſſen, wenn ihr mir ſagen wollt, wie Ihr in die Hände dieſer unvernünftigen und läppiſchen Geſellen gerathen? — Ubaldo, dem das Weſen und die Worte ſeines Mitgefangenen ſogleich eine gute Meinung einflößten, ſtand keinen Augenblick an, deſſen Neubegier zu befriedigen, und berichtete ihm mit allen Umſtänden die Begegniſſe der vorigen Nacht, über welche Guido in das

höchſte Erſtaunen gerieth, da ſie mit ſeinem eignen Abenteuer ſo ſehr zuſammenhingen. Als Ubaldo ſeine Erzählung beendigt, war auch an Guido die Reihe, ihm ſeinen Unfall zu berichten.

Der Ruf der Schönheit der Beſitzerinn dieſes Landſchloſſes, begann Guido, war bis zu mir gedrungen, der ich etwa dreyßig Meilen von hier nach eben vollendeten Studien auf meinen Gütern lebe. Ein jugendlicher Drang nach dem Neuen und Seltſamen bewog mich, da ich zufällig erfuhr, der alte eigenſinnige und jähzornige Diego, der mit der himmliſchen Laura, ſeiner Tochter, hier lebt, bedürfe eines Dieners, mich ihm unter dieſer Eigenſchaft anzutragen, um zu erkundigen: ob Laura ſo ſanftmüthig und liebreich, ſo wahrhaft ſittſam und zart, als edel, ſchön und reich ſey? Ich hatte mir dieſen abenteuerlichen Plan recht zierlich ausgemahlt, und ſchwankte nur noch zwiſchen der Vorſtellung, ob ich ihr verzeihen könne, wenn ſie auf mich, in meinem niedrigen Stande, ein günſtiges Auge richte, oder ob das nicht zu entſchuldigen ſey? Ich blieb zuletzt dabey ſtehen, daß es verzeihlich wäre, wenn ſie recht zwiſchen Tod und Leben mit der Liebe kämpfte, gegen die ihre vornehme Abkunft ſtritt, und daß ich zuletzt ſiegreich alle ihre Zweifel löſen und mich zu erkennen geben würde. Da ich nun in der Kühle der ſpäten Abend-

zeit fortritt, und mir den ganzen Lauf dieſer anmuthigen Begebenheit nach meinen Wünſchen ausmahlte, ſo verſunken in meine Träumerey, daß ich nichts ſah noch hörte, bemerkte ich plötzlich daß mein Roß ſich bäumte; es ſtieß einen Schrey aus und war nicht von der Stelle zu bringen. Nach der Urſache des Entſetzens meines ſonſt muthigen und herrlichen Thieres, forſchend, ſah ich auf der Heerſtraße drey Leichname, faſt ganz entkleidet in ihrem Blute liegen, aus der Bruſt des Einen drang ein tiefes Aechzen und neben ihm lag ein blutiges Schwert. Schnell auf Hülfe bedacht, ſprang ich hinunter vom Roſſe, nahm den Sterbenden in meine Arme, und ſuchte ihm Linderung zu verſchaffen; doch ohne noch einen Laut von ſich zu geben, verſchied er in meinen Armen. Ich legte ihn nieder, hob ſein Schwert auf, und betrachtete es, mit Schauder und Schmerz dem Urſprung dieſer Begebenheit nachſinnend. Da wurde ich im Rücken überfallen, von mehreren ſtarken Männern überwältigt, gebunden und hergeſchleppt. Meine zu der Rolle eines Dieners gewählte Tracht widerſprach der Betheurung, daß ich ein Edelmann und frey von dem entſetzlichen Frevel ſey, deſſen ich angeſchuldigt wurde, und das blutige Schwert in meiner Hand, das Blut an meinen Kleidern, womit ich durch das Aufrichten des Ermordeten mich befleckt,

zeugte gegen mich. Hier bin ich nun, und muß, da Don Diego keine Rechtfertigung anhören wollte, abwarten, bis die Zeit die Wahrheit enthüllt.

Mit großem Erstaunen hörte Ubaldo der Erzählung Guido's zu, und berieth sich sodann mit ihm über die Mittel zu ihrer beyderseitigen Rechtfertigung. Unter solchen Gesprächen verging die Nacht, die beyde sehr beunruhigte Gefangene ohne Schlaf, wie ohne Speise zubrachten.

Indeß war die schöne Gerettete, unbemerkt von dem polternden Oheim und der in Waffen sich hin und her bewegenden Dienerschaft, auf wohlbekannten Gängen in das Zimmer ihrer Muhme, der liebenswerthen Laura, angekommen, nicht ahnend, welchem Mißgeschick ihr Retter ihretwegen entgegenging. Mit einem Schrey des Entsetzens, als sähe sie einen abgeschiedenen Geist, hatte Laura die Muhme, die sie für erschlagen hielt, da sie sich zu nächtlicher Stunde so heimlich und leise vor sich hintreten sah, empfangen; denn der geflüchtete Kutscher und der verwundete Diener, die mit Guido, vermeinend es sey der Räuber einer, wieder nach dem Landschloß gekommen, hatten dem Oheim und der bangenden Laura die ganze schreckliche Begebenheit berichtet, und obgleich Julia's Leichnam nicht gefunden wurde, hielten ihre Angehörigen sie nichts desto

weniger für ein blutiges Opfer der räuberiſchen Mordwuth jener Bande. Julia war ſo ergriffen vom Schrey, den Laura ausſtieß, von ihrer Ohnmacht, und ihren furchtbaren Entſetzen, daß alle Schrecken der vergangenen Nacht in ihr wieder auflebten, ſo, daß ſie angegriffen, bange und ſchmerzerfüllt, wie ſie war, in eine tiefe Ohnmacht ſank, aus welcher ſie zwar zum Leben, doch nicht zum klaren Bewußtſeyn erwachte, denn die Gluth des heftigſten Fiebers vernichtete in ihr jede Vorſtellungskraft, und ſie verblieb viele Tage in dieſem Zuſtand, nichts anders denkend und nichts anders bezeichnend, als das Entſetzen, durch welches ſie, eingeſchloſſen in jener Gruft, gegangen.

Don Ubaldo, in ſeinen Kerker, übel durch Feſſeln beſchwert, in feuchter Luft und bey ſchlechter Koſt, dazu nicht nur durch eigne Ungeduld, auch durch die ſeines Unglücksgenoſſen gequält, klagte im allertiefſten Unmuth die arme Julia des Leichtſinnes und des Undankes an, nicht ahnend, daß das zarte Mädchen, in den tiefſten Grundfeſten des Lebens durch die beſtandenen Aengſte erſchüttert, von Wahnſinn gepeinigt und vom Fieber verzehrt, mit dem Tode rang. Die Diener hatten ſein Roß im Hofe, das Käſtchen mit Julia's Schmuck und Golde, dazu den Mantelſack gefunden, den ſie gleichfalls für geraubtes Gut hielten, und um das Ver-

hör zu beginnen, wurde nur die Zurückkunft der vier Männer erwartet, die der Oheim ausgeschickt, um den Räubern näher auf die Spur zu kommen. Von Julie Auskunft zu bekommen, war nicht möglich, sie glaubte noch immer in ihren Phantasien in der Todtengruft zu seyn, gleichwohl entnahmen die Umstehenden aus ihren Reden, daß sie von jenen Klostertrümmern sprach, die in der Gegend nicht unbekannt waren, dorthin wurden die Nachforschungen gerichtet. Man fand in der That die Kleidungstücke der Erschlagenen in der Gruft am Hochaltar, und ließ sie dort, um zu warten, ob die Räuber sie nicht suchen würden. Man hatte sich in dieser Voraussetzung nicht getäuscht; denn nach wenig Tagen vergeblichen Harrens wurde der Anführer der Bande selbst an dieser Stelle ergriffen, überwältigt, und nach dem Landschlosse gebracht, wo man ihn den zwey übrigen Gefangenen mit den Worten: „Hier habt ihr Gesellschaft!" zuführte, ihn an die Wand schloß, und mit den zwey Cavalieren allein ließ.

Dein verworfenes Aussehen, Deine Tracht und Deine Wildheit gibt mir Zeugniß von dem, was Du bist, rief Ubaldo dem Bösewicht zu, sage mir jetzt, ob Du es warst, der das schöne Mädchen in jene Gruft geschleppt, im verfallenen Kloster, am Hochaltar, wo ich sie jammernd gefunden und hieher gebracht? Das

haſt Du mir gethan? Gut, daß ich es weiß, rief der Räuber. Ich finde Dich trefflich belohnt. Siehſt Du, was ihr Geſitteten für Menſchen ſeyd, die den Erretter würgen, den Wohlthäter vergiften! O, man muß der Tugend und Rechtſchaffenheit gram werden, wenn man ſieht, wie ſie unter Euch gehandhabt wird!

In dieſem Augenblick trat Don Diego, begleitet von ſeiner Dienerſchaft in den Kerker. Ihr ſeyd nun Alle beyſammen, Mordgeſindel, rief er den Dreyen zu, und Euer Proceß kann anheben. Sprich, Verruchter, kennſt Du dieſe Zwey?

Was ſollt ich meine beſten Geſellen verläugnen, rief der Räuber, fragt ſie lieber, ob ſie mich kennen? — Die Verſtockten, fiel der Greis ein, wollen nicht eingeſtehn, und doch iſt ihr Anſehen ſo gut, und ſie ſind noch ſo jung, daß ich Ihnen hätte Gnade können angedeihen laſſen, ſie würden bloß gebrandmarkt worden, und auf die Galeere gekommen ſeyn; nun aber, da ſie überwieſen ſind, und ohne daß ſie eingeſtanden, kommen ſie auf das Hochgericht.

Wir ſind Edelleute, rief Ubaldo mit Guido zugleich, und ein teufliſches Hohnlachen des Räubers begleitete ihren Ausruf.

Wir wollen Nachweiſung geben, rief Ubaldo wieder, ſchreibt an unſere Angehörigen, die wir Euch zu

nennen bereit ſind, die uns gewiß angſtvoll und ſchmerzlich vermiſſen. Mein Roß, das ich, als ich in das Schloß wollte, angebunden, muß für mich zeugen. Es war mit meinem Mantelſack, darin die Zeugniſſe für Herkommen und Stand deſſen ich mich rühme, und außerdem mit dem Juwelenkäſtchen der jungen Dame beladen, die ich aus der Todtengruft gerettet.

Und ich, fügte Guido hinzu, da der Ohm nachdenklich ſchwieg, war hieher gereiſet, von jugendlichem Uebermuthe befeuert, meinen Stand verbergend, um Euch zu dienen und Eure ſchöne Tochter in der Nähe zu ſehen. Ich traf unterwegs auf die Leichen, ich wollte einem der Sterbenden beyſtehn, wurde bey dieſem Geſchäft des Erbarmens überfallen und hier mit Feſſeln beladen.

Bravo Jungen, rief der Räuber, Schade um Euch! ihr konntet Euch gut heraus reden, wenn ich nicht wäre. Doch ich kann Euch nicht helfen, im Tode nützt die Luge nichts, und beſſer von der Welt, als auf die Galeere.

Was Euer Mantelſack enthielt, rief der Alte, iſt geſtohlenes Gut, und Euer Mährchen, Ihr anderer Geſell, meine Laura betreffend, iſt eine erbärmliche Erfindung. Ihr ſeyd alle dem Hochgerichte reif, und man wird kurzen Proceß mit Euch machen. Morgen

werdet ihr im Burghof enthauptet, alle drey; denn dieſes, Eures Anführers Geſtändniß, iſt Beweis genug.

Recht ſo, murmelte der Räuber, als ſich der Greis entfernte, da ſterb' ich hübſch in guter Geſellſchaft, die hab' ich zeitlebens gerne geſehn. Werden wir Morgen enthauptet, müſſen wir heute noch flott leben, wie's unſer Herz begehrt, luſtig alſo, liebe Jungen, ihr ſeht, es kann nicht anders werden.

Verächtlich wendeten ſich Guido und Ubaldo von dem Ruchloſen ab, ſchon im Herzen entſchloſſen, den Tod der Schmach als Helden zu ſterben, wenn nicht der Himmel noch Rettung ſenden wollte.

Mittags kamen Diego's Diener, mit einem wohlbereiteten Mahle, und mit Wein beladen, herein, welches ſie an die Gefangenen austheilten. Der Räuber griff mit thieriſcher Gierde zu, die zwey Ritter wendeten ſich, Alles ablehnend, weg.

Warum, fragte Ubaldo, den Schließer, der, allein im Kerker zurückgeblieben, ihn nicht unfreundlich nöthigte, etwas zu genießen, ſchärfer ins Auge faſſend, warum habt Ihr Trauerflöre um Arme und Huth? Fragt nur entſetzlicher Menſch, rief der Schließer aus, warum wir trauern, da das holde Fräulein Julia, die ihr alle in die Todtengruft geſperrt, und die, der Himmel weiß wie? entkommen, alsbald nach ihrer

Ankunft in Wahnsinn verfallen und diesen Morgen gestorben ist! O, so will ich auch nicht mehr leben, rief Ubaldo aus. Arme, süße Julia, du, vergebens von mir gerettet, du dahin? Seyd barmherzig, gebt mir schnell den Tod, vielleicht hohl ich die flüchtige Seele des himmlischen Engels noch ein, dorthin mit ihr zu eilen, wo Wahrheit gilt, wo die Unschuld anerkannt wird.

Nein, saget mir, sprach der Schließer, der bey diesem Ausbruch Ubaldo's und bey den Thränen, die er, den Julia's Schönheit nur zu sehr gerührt, dem die Nachricht von ihrem Tode das Herz zerriß, vergoß, zu staunen und zu zweifeln begann; — saget mir, sollt' es wahr, sollt' es möglich seyn, daß Ihr, der mir allezeit Eure Unschuld versichert, und behauptet, daß Ihr selbst das Fräulein gerettet, wirklich ein Ritter, und kein Bösewicht seyd?

Ich bin Don Ubaldo de Peralta, aus Navarra gebürtig, sprach dieser, und wenn an die Meinigen geschrieben wird, so wird es leicht seyn, den Beweis für meine Aussage zu erlangen. Jetzt aber, nun dieser Engel dahin ist, gilt mir, wenn nicht die Schmach, doch das Leben gleich. Thut was Ihr wollt, ich bin bereit zum Sterben.

Indem der Alte noch bedächtig das Haupt wiegte, rief Ubaldo: Möge ich untergehn, möge mein schuldlos Haupt unter dem Beile fallen, mir gilt nun Alles gleich; denn ich habe schon mehr als den Tod gelitten, und das letzte Band, daß mich am Leben hielt, ist zerrissen, da ich Julien nicht wieder finde. Doch Alter, ermahnt Euren Herrn, daß er nicht zweyfache Blutschuld auf sich lade. Dort, mein Unglücksgefährte, Don Guido von Acunna ist unschuldig, wie ich, rettet ihn und seyd seines höchsten Dankes gewiß; glaubt an seine Unstraflichkeit, wie laut auch das Zeugniß des Verworfenen, der uns in seinen Untergang mit hinein ziehen will, gegen uns spricht.

Mein Herr ist jähzornig, unerbittlich, und felsenfest im Argwohn, sagte der Schließer, dazu ist er jetzt unfähig, Vernunft anzunehmen, da seine geliebte Nichte, so wie deren Vater in Saona, sein jüngerer Bruder, gestorben. Morgen will er durch Eure Hinrichtung die Todtenfeyer seiner Nichte begehen; zu Eurer Rettung ist keine Zeit zu verlieren, bleibt uns kaum Besinnung. Könnt Ihr mir bey den Kreuz des Erlösers den Schwur leisten, daß Ihr keinen Theil habt an jenen Verbrechen, so rett' ich Euch Beyde in dieser Nacht.

Beyde Ritter erklärten sich zum Eide bereit; doch der Alte, dem die Augen voll Thränen standen, sprach

gerührt: Schwört nicht, ich glaube Euch, und ich will verhindern, daß unschuldiges Blut vergossen wird. Seyd getrosten Muths, stärkt Euch durch Speise und Trank und haltet Euch zur Flucht bereit. Mitternachts komm ich, Eure Bande zu lösen.

Dieß alles wurde so leise und vorsichtig verhandelt, daß der Räuber, der im äußersten Winkel des Kerkers bereits begann den Rausch auszuschlafen, welchen er sich getrunken, nichts davon vernahm. Der Schließer ging, und so traurig und zerrissen Ubaldo auch war, gab er den Vorstellungen Guido's nach, daß es sündlich sey, sich dem Gram so ganz dahin zu geben, und nichts zur Rettung seiner Ehre zu wagen. Er stärkte sich, und ruhte ein wenig, um sich mit Kraft gerüstet auf die Flucht zu begeben.

Die Mitternacht schlug, der Schließer kam, und lös'te schweigend der Gefangenen Ketten, der Räuber blieb ruhig; denn er glaubte, die Stunde der Hinrichtung sey gekommen, und es sey Zeit genug aufzustehen, wenn man ihn rufe. Die Pforten des Gefängnisses wurden sorgfältig wieder geschlossen. Bedächtig und nicht ohne Bangen schlichen die Flüchtigen über den Schloßhof hin, den Burggarten hinab, da es Gefahr gehabt haben würde, durch den Vogengang und an den Schildwachen vorbey zu gehn; und durch eine Hin-

terpforte, die nach einem Geholz hinaus ging, entkamen sie dem Gebäude, das ihnen so unheilbringend gewesen war.

Fahre wohl, sterbliche Hülle des schönsten und unglückseligsten Mädchens, flüsterte Ubaldo noch im Scheiden, fahre wohl! Ich soll Dich nicht mehr sehen. Deine Gruft ist schon gegraben, der Stein, der sie decken soll, schon zugehauen, eine sterbliche Hand kann ihn nicht mehr heben, ein sterblicher Ruf Dich nicht mehr hervorgehn heissen. Dich wird ein Engel rufen, mit neuem, ewigen Licht bekleidet aus der Gruft hervorzugehen; schlummre sanft, süßes Mädchen, mein ganzes Leben wird ein Sehnen nach Dir seyn! Und, eine Epheuranke von der Burggartenmauer, zum Gedächtniß dieser Begebenheit abpflückend, und an seinen Busen bewahrend, schied Don Ubaldo von hier mit tausend Thränen. Doch Guido nahm sich vor, bald möglichst mit ritterlicher Begleitung und im Schmuck der Waffen hier zu erscheinen, um seine Unschuld vollkommen darzuthun.

Der Schließer entschuldigte sich bey den Rittern, daß er, aus Furcht, Verdacht zu erwecken, keine Rosse zur Flucht herbeygeschafft, und er beruhigte sie über die Möglichkeit, verfolgt zu werden, da die Nacht, wo al-

les im Schlaf verſunken ſey, und niemand von ihrer Flucht eine Ahnung habe, ſie vollkommen ſicher ſtelle.

Kaum eine Stunde, nachdem unſre Freunde entflohn, war verfloſſen, als ein ſeltſamer Vorgang das ganze Schloß in Bewegung brachte. Auf dem Ruhebette, wohin am Abend vorher die Todtenfrauen Julia's weißbekleidete Leiche, mit Roſen umkränzt, ſanft niedergelegt, fand die wachthabende Dienerinn, die der Schlummer überfallen hatte, jählings durch ein Geräuſch erweckt, die Todte nicht mehr. Die Erſchrockene eilte das übrige Geſinde zu wecken; das ganze Schloß wurde durchſucht, vergebens! nirgend eine Spur von ihr. Zuletzt durchſpähten die Diener noch mit Fackeln, Don Diego an ihrer Spitze, die Höfe. Nirgend war die Geraubte zu finden, bloß die Schildwachen am Burgthor ſagten, ſie haben eine weiße Geſtalt, wie die Todte beſchrieben wurde, vorüber ſchweben, und aus der Burg nach dem nächſten Gehölz wandeln ſehn, welche ſie für einen Geiſt gehalten, ſich dem Herrn befohlen, und ſie ruhig gewähren laſſen.

Alle begaben ſich dorthin, folgend der Weiſung, und mit nahmenloſem, mit Freudigkeit vermiſchtem Staunen, fanden ſie Julien, am Eingang des Gehölzes lebend ſitzen. Sie winkte den Kommenden, die noch das Erſtaunen an der Stelle anfeſſelte, wo ſie ihrer

wahrgenommen, näher zu treten, und ſagte ihnen: Ich muß den ganzen Tag geſchlafen haben, denn es iſt ſchon wieder Nacht, und mein Retter, Don Ubaldo, iſt fort. Doch er wird wieder kommen, harret nur mit mir.

Der Greis nahm ſeine Nichte in die Arme, pries Gott für ihr Erwachen zum Leben, und drang mit ſanfter Gewalt in ſie, ihm Alles zu erzählen, was ihr begegnet ſey. Er lockte wirklich die ganze Begebenheit umſtändlich aus ihr hervor, und nachdem er nun klärlich eingeſehn, daß der Gefangene ihr Befreyer und wirklich Don Ubaldo de Peralta ſey, wie er vorgegeben, ſagte er ihr: komm getroſt auf dein Zimmer zurück, Julie, und genieße der Ruhe, dein Erretter iſt nicht weit, und wir Alle wollen ihm dankbar ſeyn! — Julie, die im Wahn geſtanden, Don Ubaldo müſſe noch auf derſelben Stelle, wo ſie ihn verlaſſen, ihrer warten, da dieß die erſte Vorſtellung war, die mit dem neuen Leben und friſchen Bewußtſeyn in ihr wieder aufgeſtiegen, ließ ſich endlich mit Mühe bereden, in die Burg zurück zu gehn, und bey Laura zu bleiben; indeß der Oheim Don Ubaldo, deſſen Leiden er ihr weislich verſchwieg, zu benachrichtigen verhieß, da er, wie er ihr zuſicherte, im Schloſſe ſelber ſey.

Mit welchem Entzucken umfing Laura die Todtgeglaubte! Wie ſinnreich ſchaffte ſie das Beſte und Wirkſamſte zu ihrer Erquickung herbey. Der vermeinte Tod der Gequälten war nur die glückliche Kriſis geweſen, durch welche ſie wieder zum Bewußtſeyn und Leben erwachte.

Da der Greis, ſo eifrig bemüht, ſein Unrecht gut zu machen, als es zu begehn, nun zum Schließer eilte, um in das Gefängniß hinab zu ſteigen, und Don Ubaldo's, vielleicht auch, den Umſtänden nach, des zweyten Gefangenen Bande zu löſen, erſtarrte er zu Eis, als er die Wohnung des Schließers leer fand. Er ging nach dem Kerker, er war verſchloſſen, die Schlüſſel fehlten, niemand konnte hinein, und es bedurfte der höchſten Anſtrengung aller vereinten Diener, um die Pforten zu ſprengen. Als ſie das Innere des Kerkers betraten, fanden ſie nur den Räuber, der ihnen entgegen rief ob ſie ihn zum Tode zu hohlen kämen, und ob es dazu ſo viel Lärmens bedürfe.

Schweig davon, Böſewicht, rief der Greis dem Elenden zu, und wenn Du nicht in den unerhörteſten Folterqualen, Tagelang zwiſchen Tod und Leben, ſchmachtend, dein verruchtes Daſeyn enden willſt, ſo ſag uns, welche Bewandtniß es mit deinen Gefahrten hat und wie ſie entkommen ſind.

Sind sie fort? rief der Räuber betroffen, indem er sich beym Schein der Fackeln rings um sah. Ja, wirklich, dort liegen ihre Fesseln, wie Nußschalen ohne Kern. Für Martern danke ich, und da ich doch so allein sterben soll, will ich nur im Guten eingestehen, daß ich die beyden Herrn nicht kenne. Ich log auf sie, weil ich hoffte, es könnte mir irgend zu etwas nutzen.

Einen durchbohrenden Blick, auf den Ruchlosen heftend, verließ Don Diego den Kerker und begab sich hinauf, nach seiner Nichte zu sehn, die bereits auf Lauras Lager, von ihr bewacht, eines süßen und stärkenden Schlummers genoß. Beruhigt über sie, verließ ihr Oheim das Zimmer, und setzte sich zu Roß, ließ auch die ganze Dienerschaft aufsitzen, und nach allen Richtungen hinaus vertheilte er seine Leute auf die Spur der Geflüchteten, ihnen bedeutend, sie wieder in das Schloß zurück zu bringen.

Sechs Diener, wohl mit Waffen versehen, sprengten den Weg durch das Gehölz, den unsere Freunde genommen, entlang, da die in der Eil aus Unbedacht vom Schließer offen gelassene Gartenthür es verrieth, daß sie wahrscheinlich von hieraus entwichen. Unglücklicher Weise war bey dem ganzen Vorgang eine so seltsame Hast und Verwirrung obwaltend, daß jene Diener nicht recht wußten, was denn ihr Herr eigentlich

mit den Flüchtigen wolle, und ob sie schuldig waren oder nicht? Sie spornten ihre Rosse dergestalt, daß sie am Ausgang des Waldes nach wenigen Stunden die Flüchtlinge ereilten, und, sie behuthsam umzingelnd, unter Androhung augenblicklichen Todes, wenn sie sich zur Wehre setzten, banden, und, trotz allen Widerstandes, auf das Landschloß zurück führten.

Alle zwey glaubten, die Rache und Verblendung des Oheims der entseelten Julia suche noch immer ihr Verderben, der gute alte Schließer hielt, wie die Ritter, seine letzte Stunde für nah. Don Ubaldo war ergeben in sein schwarzes Verhängniß. Guido wuthete und schäumte vor Grimm, der Schließer bethete und verließ sich auf das Bewußtseyn, daß er für eine edle That in den Tod ginge.

Der junge Tag strahlte siegreich und freudig, als die auf's neue Verhafteten wieder in das Unglücksschloß zogen, welches sie bereits für ihr Grabmahl ansahen. Don Diego war noch nicht zurück, seine Diener hatten also nichts Angelegentlicheres, als ihre Gefangenen aufs Neue in den Kerker zu führen und anzuschließen, worauf sie die Armen schweigend verließen und die Pforten hinter sich verriegelten.

Da wären wir wieder! rief Guido, und sah sich mit jugendlicher Neugierde beym Schein der Lampe,

welche die Diener zurückgelaſſen, nach dem Räuber um. Der Elende hatte ſich, aus Furcht vor den angedrohten Qualen, in ſeinen Ketten zu erdroſſeln gewußt, und lag am Boden, ein Bild des Grauſens, deſſen Abſcheu das zweifelhafte Licht der Lampe noch erhöhte.

Nach langem, peinlichen Harren wurden endlich die Pforten geöffnet, die Verhafteten hielten dieß Geräuſch für das Zeichen ihres nahen Todes; doch ſtatt deſſen, war die Erlöſung nah. Don Diego kam, mit milden, verſöhnenden Worten, die Feſſeln der Bedrängten zu löſen, dieſen zweyten Irrthum ſeiner Dienerſchaft höchſt beklagend, und ihnen das erfreuliche Begebniß dieſer Nacht, das Wiederaufleben der engelgleichen Julie zu verkunden. Den Himmel preiſend und mit tief gerührtem Herzen vernahmen die Ritter dieſe Ereigniſſe und folgten, ſchnell verſöhnt, Don Diego, der ſie in ſein Zimmer führte und ihnen reiche Kleider übergeben ließ, um ſie, wenn ſie ſich erhohlt und geſchmückt, den Freundinnen vorzuſtellen. Den Schließer pries er für ſeinen Muth und verhieß ihm reichliche Belohnung.

Noch matt, aber mehr von Wonne als von Schmerz lag Julia auf dem Ruhebette, als ihr Befreyer mit Guido hereintrat, denen ihr Oheim und Laura folgten. Ubaldo ſank vor Julia auf die Knie, und Laura ſprach mit Guido durch ſanfte Blicke, die ihm dankten, was

er um ſie gelitten. Schöne, ſelige Tage folgten den Schrecken, welche die Ritter beſtanden, und, wie Roſenknospen erblühn, ſo erſchloß ſich Herz und Herz der Liebenden gegen einander. Ubaldo's früherer Gram um eine ihm durch Heucheley eines Freundes entriſſene Braut heilte an Julia's Huld und Hingebung, und Guido überzeugte ſich, daß er es Laura verziehn haben würde, wenn ſie ihn in der Dienertracht ſolcher himmelvoller Blicke gewürdigt. Das Landſchloß, zuvor ein grauſer Kerker, wurde nun durch Liebe und Treue den Rittern zum holden Gefängniß, und der wackere Diego freute ſich begangene Uebereilungen durch ſeine Einwilligung zu der Verbindung der liebenden Paare, gut zu machen. So hatten ſich Eiſenketten in Bande umgewandelt, aus Himmelsblumen gewunden, und da, wer in ſolchen Feſſeln ſchmachtet, von keiner Freyheit mehr wiſſen will, blieben die glücklichen Paare gern und freudig vereint auf dem Schauplatz ihrer Leiden und Wonnen, und prieſen das Geſchick, deſſen Huld ſie auf ſeinen dunkeln Wegen zuvor nicht erkannt hatten.

Inhalt.

Seite.

Angelica. Novelle 1
Haugwitz und Centarini Novelle 101
Dinah und Ria. Perſiſche Erzählung nach Dſchamy 163
Die ſchöne Sclavinn. Novelle nach Dſchomy 185
Die Ameiſe und die Nachtigall. Apolog nach Sa'ady 191
Idally. Novelle 197
Männerthun und Frauenſitte. Novelle . . 225
Die unſchuldigen Verbrecher. Novelle . . 269

Stundenblumen.

Stundenblumen.

Eine Sammlung

von

Erzählungen und Novellen

von

Helmina von Chezy,
geborne Freyinn Klencke.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

III.

Bändchen.

Wien, 1826.
Bey Tendler und v. Manstein.

Gedruckt bey
J. P. Sollinger.

Vorwort.

Der dritte Band der Stundenblumen erscheint, von den Freunden meiner Werke erwart ich für ihn die Liebe und Huld, mit welcher seine Vorgänger bewillkommt wurden. Gern leg ich in diese Sammlung das früher Erzeugte, in der bessern Vollendung, die ich durch neue Ausfeilung zu geben vermochte, neben dem Neuen nieder, was frisch entstanden, gern samml' ich das Zerstreute zum Kranz, damit aus dem Ueberblick der Sammlung zugleich die Ueberzeugung hervor gehe, daß Alles, was von mir, von demselben Geist beseelt ist, und wenn auch nicht immer durch das Gelingen, doch durch die Einheit des Strebens erfreulich wird. Die Mutter darf diese Sammlung ihren Töchtern geben, in diesen Blumen ist kein betäubender Duft, kein Gifthauch, den die Unschuld scheuen müßte! Dies sey mein Schild gegen hä-

miſche Herabwürdigung, und ich bin freudig in der Zuverſicht, daß mein Streben von allem, was edel fühlt und denkt, anerkannt wird!

Es bleibt mir noch Einiges über dieſe Werke und ihre Quellen zu ſagen.

Nur der glückliche Köhler iſt zum Theil aus dem: Lorenzo me Slamo des ſpaniſchen Dichters Don Juan de Matos Fragoso entnommen, ein Drama, das jedoch, um als Novelle geſtaltet zu werden, ganz zerſetzt, und in ein anderes Element hinübergehoben werden mußte. Die andern Novellen ſind Originalwerke, und mein. Zur Käthentäufe hat die bekannte Sage, daß ſich von einem Fels im Kirnitzſchgrund ein Mädchen in Liebeverzweiflung hinabgeſtürzt, den Anlaß gegeben, die Führer durch die ſächſiſche Schweiz, zeigen den Fremden, dort verweilend, jene Stelle, die ſie Käthentäufe nennen. Zur Minnfriede gaben einige Zeilen Anlaß, die ich irgendwo gefunden, welche dieſe Begebenheit mit den nähmlichen Nahmen Dariméo bezeichnet, in den Hauptzügen enthalten. Friedrich und Maria iſt in pſychiſcher Hinſicht die Geſchichte eines glücklichen Ehepaars, meiner geliebteſten Freunde. Zum Zauberſpiegel hat wiederum der ehrenwerthe Franciscii, den

Freyherr von Arnim, Freyherr von Eichendorff, mein seliger Freund Graf von Loeben und Andere auch hie und da benutzt, wenn ich nicht irre, einige Umrisse geliefert. Er nennt Johannes Rist, den wackern Theologen und Kirchenlieder-Dichter, der gleichzeitig mit Paul Gerhard und anderen frommen Sängern lebte, als denjenigen, der diese wundersame Begebenheit erlebt.

Die Zeit ist hin, wo Bertha spann ist, so viel ich erfahren, viermahl nachgedruckt worden. Die Züge aus dem Leben der edlen Bertha von Ferrara und Heinrichs IV. sind aus Chroniken entnommen, die Sage, daß eine Bäuerinn Nahmens Bertha, aus Verdruß, daß Niemand ihr feines Gespinnst würdigen wollen, sich erkühnt, es der Kaiserinn zu verehren, welche, erfreut über die schöne Arbeit der Bertha zugesagt, so viel Land solle sie zum Eigenthum haben, als sie mit dem Faden umziehen könne, welches auch geschehen, und die Nachkommen dieser Bertha noch heut als edle Familie von Montagnana blühen, so wie das Sprichwort non è più il tempo che Bertha filava, sind volksthümlich und allbekannt. Gleichzeitig mit dem Taschenbuch zum geselligen Vergnügen von Gleditsch, in welchen diese Novelle zuerst abgedruckt wurde, erschienen

mehrere Bearbeitungen derselben Sage, davon eine in Versen von Grafen von Sermage sehr lieblich, wie denn die Sage selbst alle Anmuth und Treuherzigkeit der guten alten Zeit in sich schließt.

Möge das Dargebrachte erfreuen, und dem Kommenden freundlichen Empfang bereiten! Nur Liebe kann für die Liebe lohnen, mit der ein schaffendes Gemüth das Beste, was es vermag, der Welt darbiethet.

Baden, Februar 1826.

Helmina von Chezy,
geb. Freyinn Klencke.

Friedrich und Marie.

Zueignung

an

Carl und Caroline Kraukling.

Die Wirklichkeit, die Holde, wollt' ich mahlen
Im ſinngen Bild, in ihrer eignen Schöne,
Doch Zauber ſanfter Farben, zarter Töne,
Reicht an den Glanz nicht echter Liebeſtrahlen.

Nicht an der Elbe friſchen Blüthethalen
Harrt Liebe, daß ſie Himmelswonne kröne,
Sie ſelbſt ſchafft Roſen ſich in heitrer Schöne:
Die Wüſte grünt, wo ſüße Blicke ſtrahlen!

Der Liebe Roſe knoſpte Euch im Sande,
O! laß Sie, Gott! am heitern Elbeſtrande
Stets reicher ſich in reiner Treu entfalten!

Seh ich, Euch Theuern nah, ihr himmliſch Walten,
So wird, vergeſſend banger Erdenbande,
Einſt meine Kunſt ein ſüßer Bild geſtalten.

Dresden, 1819.

Helmina v. Chezy.

Am Johannistage 1686 wandelten zwey ſchöne deutſche Jünglinge die Elbufer entlang, friſch, klar und lieblich anzuſehen, wie die ſpiegelnde Fluth. Es waren dieß zwey Fremdlinge in Dresden, und ſie wollten den kühlen Aſchönner-Grund beſuchen, der ſie ſchon in der Blüthezeit entzückt, weil ſeine tiefen Schatten und friſchen Wieſen der auserwählte Lieblingsplatz der Nachtigallen waren, die hier am liebſten dem Frühling ihre Grüße brachten. Ein geſegnetes Jahr früher Reife erfreute die Welt, die Zweige der reichbeladenen Kirſchbäume neigten ſich, Labung biethend, auf die Hecken wilder Roſen hinab, die eben in voller Blüthe am Wege ſtanden, ſingend ſchwärmten die Vögel, ſummend die Bienen umher; jene meinten die Früchte, dieſe die Blüthen, jene wollten Genuß finden, dieſe Genuß bereiten: ſo verſtand es Friedrich, der Aelteſte der zwey Freunde. Die Bienen thun mir jedes Mahl weh, ſagte er zu ſeinem Begleiter, wenn ich ſie ſo fleißig und fromm ſehe, denn ſie werden getödtet und gewaltſam beraubt. Da meinte Carl, es ginge den frommen fleißigen Arbeitbienen unter den Menſchen oft

eben ſo, und am beſten wären die Hummeln dran; da entgegnete Friedrich, er wolle dennoch um Alles in der Welt keine Hummel ſeyn. Unter dieſen Geſprächen kamen die zwey Freunde dem ſchönen Priesnitz nahe, deſſen zierliche Kirche von einem Hügel herab, weit über Dresden hinauf nach Böhmen, und jenſeits bis zu den Bergſchlöſſern hinſchaut, die längs der Elbe nach Meißen hin liegen. Die Jünglinge traten in die offene Kirche, und betrachteten mit wehmüthigem Ergötzen die flimmernden Todtenkronen der Kinder, Jungfrauen, Jünglinge und Bräute, welche fromme Andacht noch heut in jener Kirche aufbewahrt, und fromme Sitte bey jedem Begräbniß vermehrt. Die uralte Kirche zu Priesnitz iſt die erſte chriſtliche, die im Meißnerlande auferbaut wurde, und trägt noch immer die Spuren des Alterthums und der Ehrfurcht der Väter für chriſtliche Gebräuche. Zwar beſtehen jetzt nicht, wie ehemahls, die Kränze aus echten Perlen und goldnem Laubwerk, ſondern man ſieht Flittern und Papierblumen; doch iſt es noch immer eine Krone, in welcher das Andenken der Frühdahingewelkten blüht. Zu Tauſenden erblickt man in den Schränken dieſe Trauer einflöſſenden Zierden, welche bezeugen, wie der Tod reiche Ernte gehalten, ſo, daß es faſt ſcheint, als wenn ihm die friſcheſten Blumen die liebſten wären. Carl machte dieſe Bemerkung, worauf ihm Friedrich antwor-

tete: So ungerecht und undankbar sind die Menschen gegen Niemand als gegen den Tod; er ist ein liebevoller Gärtner, der gewiß zur rechten Stunde und auf Geheiß des Herrn die Blumen verpflanzt, doch wird er für einen unbarmherzigen Schnitter gescholten.

Carl, in welchem dieser Anblick schmerzliche Erinnerungen weckte, da ihn die Trennung von Friedrich, von dem er am andern Morgen scheiden mußte, ohnehin wehmüthig stimmte, eilte, die Kirche zu verlassen, und die Freunde folgten dem Strom des Volkes in die Baumgänge, welche nach dem Tzschonnergrunde führen. War doch alles gar zu herrlich und freudenreich an jenem klaren Morgen, auf dem grünen Plan, wie unter dem Schirm der schlanken Obstbäume die Kirschen in hohen Körben funkelten, schwarzen und rothen Korallen gleich, dazu jauchzende Kinder mit hellen Augen und langen gelben Haaren, mit Kornblumen bekränzt, und mitten in der Luft auf die weißen Sonntagskleider achtsam, dann die zierlichen Jungfrauen, im schwarzen Kirchenkleid, mit den schöngefalteten Linnenkrausen und den wunderartigen weißgeschleiften Hauben über dem schöngescheitelten Haar und der klaren Stirn, so auch die ehrsamen Bürgerfrauen im Schmucke, den die Landessitte gestattete, und der von Wohlstand zeugt; dazu aus den hundertjährigen Wipfeln des nahen Grundes die tausend und tausend

Stimmen der Singvögel aller Art, wahrlich, man konnte bey dieſem Anblick vergeſſen, daß es auf Erden noch ein Leid gab. Schlich auch irgend ein bleiches Kind herbey, wie eine vom Mehlthau getroffene Roſe das bläuliche Antlitz zur Erde neigend, und dürftig gekleidet, ſo konnte man es ja mit den ſüßen Früchten laben, und ſah aus den tiefen Augenliedern den Schein zweyer Freudenſterne aufgehn, welche die wunderſamſte Luſt in das Herz des Gebers blickten.

Carl erheiterte ſich an der allgemeinen Fröhlichkeit, und Friedrich, dem noch kein tieferes Weh den freyen Blick in das Leben getrübt, ergötzte ſich daran mit voller jugendlicher Luſt. Gar zu anmuthig fand er die bunten Gruppen der ſchönen Mädchen auf dem Raſen zerſtreut, im Zauberſpiele von Sonnengold, grünen Schattenzweigen und regem Geflatter der Weſte. Sein Auge flog von Raum zu Raum, wie der Schmetterling von Roſe zu Nelke, und es war ihm faſt nicht Recht, daß ihm Alles ſo gefiel, denn ſeine geheimſte Sehnſucht ſuchte einen Anblick, vor welchem ihm alles andere verſchwände. Allerdings hatte der junge Künſtler den innern Sinn für Schönheit bis zum Eigenſinn ſeltſam in ſich ausgebildet; es waren ihm nähmlich die irdiſchen Reize der Jugendblüthe durchaus nichts, wenn nicht das höhere Licht reiner Seelenſchönheit durchſchimmernd ſie verklärte und

gleichsam heiligte. Vor seinem innern Auge schwebte ein Bild, womit ihn ahnende Träume beseligten, schon oft hatte er versucht, es festzuhalten und zu mahlen, immer erblaßte sein Gemählde vor der Herrlichkeit und Anmuth jener Erscheinung, die, wie zürnend, zwischen das Werk seiner fleißigen Hand und seine Blicke trat, dann aber den gesunkenen Muth mit himmlischem Lächeln wieder beflügelte. Dann eilte er wieder zur Arbeit und fühlte sich unaussprechlich glücklich, wenn er von jenem Wunderglanz nur einen Strahl festhalten und sein Werk damit verherrlichen konnte.

Wie nun Friedrich an jenem Morgen unter dem fröhlichen Gewimmel der geputzten Städterinnen nichts fand, was dem Bilde seiner Sehnsucht glich, wurde er zuletzt ganz traurig und sagte zu seinem Carl, der ihn in den einsamen Weg hineinzog, welcher sich abwärts in den Grund senkte: Möcht' ich doch von meinem ernsten und oft schmerzlichen, oft in Schmerzen seligen Streben einmahl ablassen können, und das Leben frisch weg nehmen, wie es ist! Möcht' ich doch fast den Künstler glücklich preisen, der mit kecker, zuversichtiger Hand bunte Farben mischt, und die Oberfläche der äußern Erscheinung leicht, angenehm und in heiterm Licht darstellt! Möcht' ich doch Lust bekommen zu mahlen, was ich hier sehe, es rasch aus dem Leben greifen, es würde doch erfreuen, wenn auch nicht tief rühren, es würde doch

ſchön ſeyn, wenn auch nicht erhaben! Friedrich ſchwieg eine Weile, indeß beyde Freunde weiter gingen, dann ſagte er, wie unbewußt aus ſeinem wehmüthigen Nachſinnen heraus: Wie ſo gern mahlt' ich hier den tiefen, einſamen Schattengang zwiſchen den Hügeln, wo der Bach, ſich durchſchlängelnd, Wunderkunden von Himmel und Sonnenblicken gibt, die uns die grüne Nacht dieſer alten Wipfel verhehlet. Hören würde man ſie nicht, die zierliche Holztaube, mit dem zarten, ſchwarzen Ring um das treue Herz, die hier ſo beweglich ruft und girrt, aber die Seele würde ihre Klage vernehmen, wenn ich ſie mahlte, wie ſie im Sonnenſchein ſich auf den Aeſten wiegt. Die Melodie des Rauſchens in den Wipfeln, wenn der friſche Oſtwind durch die Bäume zieht, wäre vernehmbar in der Beugung der Zweige und in des Laubes wogendem Reigen, auch der Bach würde rieſeln, wenn ich den Liebeblick goldner Sonnenſtrahlen auf die dunkle Fluth hingöſſe, die ihn mit ſich fortreißen will, aber ſie muß weiter, und ihre Luſt ſtarb im Erblühen!

Jetzt traten die Freunde auf das Feld, wo das grüne Meer der vollen Aehren im Winde wogend rauſchte, hoch ſtand die Sonne. Die Jünglinge eilten, die Tiefe des Grundes zu erreichen, wo die Nachtigallen, getäuſcht durch das tiefe Dunkel des Waldes, ihr ſüßes Lied ſangen. Waldroſen erblühten im Kühlen, wie wenn ſie ſich

an den Wonnetönen anſchlöſſen. Auch der Bach rauſchte ſein Lied, ſchäumend und perlend über bemooste Felsſtücke, aus deren Ritzen die hellen Vergißmeinnicht, wie mit blauen Aeuglein, ſchauten. Nur ſanfte Dämmerung wagte ſich hinab durch die grünen Säulenhallen der Waldung. Immer weiter gingen Friedrich und Carl zwiſchen den Waldhügeln; ſie wollten die Mühle erreichen, die im tiefſten Thal ihre Räder treibt, und dort zu Mittag bleiben. Da kamen ihnen auf dem einſamen Pfade einige Geſtalten entgegen, vom durchſichtig grüngoldigen Dämmerſcheine des Thales wunderſam verklärt. Friedrich nahm zuerſt eines Greiſes wahr, deſſen Silberlocken um die himmelblauen Augen und rothen Wangen ſich mild, wie Mondesblicke woben, deſſen hohe Geſtalt, ungebeugt von der Jahre Laſt, freudiglich einherſchritt. Als er die Jünglinge ſah, nahm er das veilchenblaue Sammtkäpplein von dem Silberſcheitel und grüßte gar treuherzig mit dem Rheinländiſchen Gruß: Gute Zeit! Ihm folgte ein bleiches Mütterchen, deſſen ſonſt ſchlanke Geſtalt ſich zitternd neigte, wie der Lilie Stengel, wenn ihr Duftkelch nun zerſtiebt. Ein goldgelockter Knabe, rothwangig und blauäugig, wollte das Mütterchen führen und ſtützen, und ſchmollte, da ſie ſagte, ihr Stab verſtehe das beſſer, wenn Maria nicht da ſey. Friedrich faßte die Geſtalten recht ſcharf in das Auge, denn was er ſah, kam ihm

vor wie ein gelungenes Bild von ſeiner eignen Hand; es rief ihm dunkle Träume der Kindheit wunderbar zurück. Kaum waren dieſe dren vorüber, ſo wuchs dieſe Täuſchung, denn das geheimſte Bild ſeiner Sehnſucht erſchien vor ſeinen Augen in aller Herrlichkeit ſüßer Unſchuld und jugendlicher Blüthe. Wie die ſchlanke Jungfrau im weißen Gewande, die dunkeln Locken wallend um des Halſes roſigen Schnee und der Stirne milden Licht, die hellen Strahlen der großen ſchwarzen Augen aus ſeidnen Wimpern hervor, anmuthig leuchtend, leicht wie der Weſt über Gräſer ging, da dachte Friedrich weiter nicht daran, wer ſie ſeyn möchte, oder ob ſie vom Himmel ſey, ſondern nachdem er ſie ſtarr angeblickt, ihr nachgeſchaut und ſie fernhin ſchweben geſehn, kehrte er um, ihr nach, kaum wiſſend was er thue. Still folgte ihm Carl, der ihn um ſein Beginnen nicht fragen mochte, ihn aber begleiten wollte.

Die holde Unbekannte merkte nichts von dem Nachfolgen der zwey Freunde. Sie eilte mit den Blumen, bey denen ſie ſich verſpätet, ihren Großältern nach, und both der Mutter den ſchönen Arm dar, nunmehr ſo abgemeſſen und ſorgfältig dahin wandelnd, wie ſie zuvor leicht und beflügelt entſchwebt. Langſam folgte Friedrich mit Carln, nur darauf bedacht, daß beyde von den Vorangehenden nicht bemerkt würden: er ſchwieg und ſann, denn er

konnte ſich gar nicht darein finden, daß ſein Ideal in das Leben getreten ſey.

Die Alten ließen ſich ermüdet auf den Raſen nieder, der Knabe eilte zu den ſchlanken Rieſen der Waldung, zu den hohen Ulmen, die des Baches Rand umflüſtern, erklomm den Gipfel und wiegte ſich mit den Eichhörnchen um die Wette in den Zweigen. Maria aber, der Großmutter zu Füßen ſitzend, wand aus den Vergißmeinnichten, die ſie im Gehen gepflückt, einen vollen Kranz, den ſie mit wilden Roſen und Epheuranken ſo mahleriſch durchflocht, daß man daraus den feinen Sinn der Jungfrau erkannte. Nun kam der Knabe geſprungen, und bat die Schweſter um den ſchönen Kranz. Nicht doch, ſprach Maria, die armen Blumen will ich nun nicht aus dem kühlen Thal in die Mittagsgluth bringen. Hier in ihrer Heimath ſey ihr Grab! Sie beugte ſich nun nach dem Bache und ließ den Kranz auf den Fluthen fortgleiten, und freute ſich, wie der ſprudelnde Bach die Blumen wiegte. Ein friſcher, mächtiger Oſtwind hatte ſich erhoben, der ganze Wald wurde Muſik bey ſeiner Flügel Rauſchen. Sieh, rief der Bruder Marien zu, wie luſtig die Zweige ſich ſchaukeln und die Blätter flattern! Ja, Georg, erwiederte ſie, die armen Blätter hängen feſt an den Zweigen, und möchten doch auch ihre Luſt haben, nun kommt der Wind und bringt Muſik zum

Tanz mit, da ſind ſie alle fröhlich, tanzen, fliegen und muſicieren auch auf ihre Weiſe, wie die Singvögel; oft aber vergißt ſich der ungeſtüme Wind, und macht es zu arg, pflückt die Zweige, die er erfreuen wollte, daß ſie ſterbend am Boden liegen, Georg, ſiehſt du das? darum darf man nicht wild ſeyn! Georg wurde ganz ſtill bey dieſen Worten, küßte die Schweſter und ſagte, du biſt und bleibſt doch mein zweytes Mütterchen, Marie, und ſollſt gewiß nicht in den Wind geſprochen haben! Nun ſtanden die Aeltern auf, und gingen weiter, zur Waldung hinaus. Jetzt wagte Friedrich nicht in ihrer Nähe zu bleiben, er wollte nicht von ihnen bemerkt ſeyn, und hoffte die Familie unter den Kirſchbäumen wieder anzutreffen. Nicht lange verweilte er, dann gingen beyde Freunde, die Spuren der Entſchwundenen wieder aufzufinden, es war vergebens, das Gewühl der fröhlichen Volksmenge rief ſie im Heimkehren nach der Stadt mit ſich fort, von Marien war nichts mehr zu ſehen.

Wer kennt nicht der Liebe Sehnen? Wen haben die holden, aus roſigen Nebeln aufſteigenden Luftgebilde der Hoffnung in Einſamkeit und Nacht träumender Liebe, nicht vom Himmel gegrüßt? Wer wagt es auszuſprechen, was ſüßer ſey, ob die Gewährung, oder der umwölkte Himmel der Sehnſucht, an welchem der Hoffnung Mor-

genſtern bald funkelt, bald ſich birgt, doch nie verſchwindet?

Längſt waren die Roſen entblättert, die Nachtigallen verſtummt, ſchon ſtreute der Herbſtwind gelbe Blätter auf den Raſen hin, noch immer hatte Friedrich die ſchöne Maria nicht wieder gefunden und immer ſüßer hatte die Sehnſucht ihr Bild verklärt. Die Schöpfung leuchtete herrlicher im Widerſchein und Abglanz ihrer Blicke, und vor Allem breitet ſich dieſer Zauberſchein über die Werke der fleißigen Hand. Lebte gleich Friedrich zu einer Zeit, wo der Genius der Kunſt ſich von gemeinen, feilen, handwerksmäßigen Mahlern, die nur den Beyfall unreiner Herzen erſtreben, zürnend hinweggekehrt, und ſeinen Himmelsblick für immer von der Erde abwenden zu wollen ſchien, ſo blieb doch unſers jungen Künſtlers Streben keuſch und ernſt, ſo, daß Viele, die ſeine reinen, von ſüßer Wehmuth verklärten Gemählde ſahen, äußerten, es ſey Schade um Friedrich, er werde nie das Handwerk inne kriegen.

Zur nähmlichen Zeit hatte auch das Drucken der Bücher überhand genommen, ſie erſchienen nun demüthiglich Schwarz auf Weiß, und in kleinem Format, die noch vor Kurzem nur in großen, herrlich geſchmückten Einbänden, ſauber und köſtlich auf Pergament gemahlt, die Anfangbuchſtaben mit Gold erhöht, ſo freudiglich

und reich die Augen einluden, daß es Einen, der die Handſchriften und daneben die gedruckten Bücher ſah, gemahnte, als throne hier ein König im Kronenſchmucke und Königspracht, dort ließe ſich einer im Werktagskleid des Bürgers ſehn. Jedoch fand Friedrich Dr. Luthers deutſche Ueberſetzung der Bibel, mit goldnem Rand und ſilbernen Blumenhaken dermaßen künſtlich eingebunden und zierlich auf weißem, leuchtendem Papier gedruckt, daß er ſich mit der Erfindung durch den Gedanken, daß dieß Buch der Bücher nun auch dem Unbegüterten leichter zu Theil werden könne, auszuſöhnen begann. Doch konnte er über die Holzſchnitte, die jeder Hiſtorie vorangingen, ſo treu und kräftig ſie da ſtanden, die Bilder nicht vergeſſen, die er auf der lateiniſchen Bibel ſeines Großvaters als Kind durchblätterte, denn an ihrem Licht hatte ſich ſeine Seele für die Kunſt erſchloſſen. Oft durfte er, wenn er als Knabe recht fleißig geweſen, Abends die Bibel vom Schrank nehmen, deren ſeltne Schönheit vorausſetzen ließ, daß ſie einſt ein fürſtliches Eigenthum geweſen ſey. Sie war in purpurnen Sammt gebunden, auf welchem Sapphire und Topaſen, von Smaragden umgrünt, ſich wie Blumen rankten. Wenn der Knabe mit zarter Hand die ſchweren Griffe aufhäkelte, die als goldne Sonnenwenden gebildet waren, bothen die großen, ſchneeweißen Pergamentblätter Friedrichs trunknen Blicken

einen Flor frischer, bunter Blumen und schöner Laubgewinde auf goldnem Grunde dar, von Schmetterlingen umkreift, wo hier fremde Vögel auf Zweigen flatterten, dort die blaue Wasserjungfer und der leuchtende Schillerbold sich auf dem Schilfrohr wiegten, Bienen in die Rosenkelche schlüpften, weiße Lilien den sanftgeneigten Kelch in das Sonnengold tauchten, und ein Gewühl von seltsamen Kerbthieren, ein Wunderreich von Seesternen, Korallenstauden und Meermuscheln um die seltnen Pflanzen her sich aufthat, so, daß man vermeinte, der weise Meister habe alle Reiche der Natur durchstudiert, und in ihren Beziehungen zu einander darzustellen gestrebt, um ihre lieblichsten Erscheinungen wie einen Opferkranz um die Offenbarung Gottes im Worte zu winden. Vor Allem aber ergötzten den Knaben die rührenden und überaus holden kleinen Gemählde, die jeder Geschichte vorangingen, und die das blühende Gebirgreich des deutschen Rheins und der durch üppige Fluren hell dahin fluthenden Maas den Blicken erschlossen. Es wußte nähmlich in früherer Zeit Niemand von bloßen Landschaftmahlern, sinnige Meister woben um ihre Bilder ein Zauberspiel von Luft und Licht, über Wald, Wiese, Gebirg, Strom und Thal, sie machten jede Darstellung volksthümlich dadurch, daß sie sie auf den geliebten, heimischen Boden verpflanzten. Zu Friedrichs Zeiten griff schon das Unwe-

ſen der Trennung aller Fächer um ſich, man zog hinter die Geſtalten dürftige Vorhänge, vermuthlich um die Bequemlichkeit oder auch das Ungeſchick der Künſtler dahinter zu verbergen. Friedrich wich in ſeinen Werken von der neuen Weiſe ab, dafür mußte er auch leiden. Indeß er im Gewölbe ſtand, und die neuen Bücher durchblätterte, vergaß er faſt über die Erinnerungen aus der Kindheit, welche jene Bibel in ihm erregt, wo er ſich befände, doch weckt' ihn der wohlbekannte rheinländiſche Sprachton aus ſeinen Träumen, als er eine milde, wohllautende männliche Stimme ſagen hörte: Lieber Herr, könnet Ihr mir nicht das Buch da drucken laſſen? Ich will es gern bezahlen! Der Ankömmling reichte das Buch an Friedrich ſo dicht vorbey, daß ſein Blick darauf fiel, wo er denn gleich ein wunderartig ausgeſchnittenes Herz darin liegen ſah, das aus einem Kreuze entſproßte, um welches ſich unter ſchöngewundenen Dornen hindurch Roſenknoſpen rankten. Der Buchhändler nahm das Buch, lächelte und ſagte: Guter Freund, das würde zu viel Geld koſten, für Euch allein kann kein Buch gedruckt werden, doch kann ich Euch um einen Spottpreis die neuſten Gebethbücher ablaſſen, die viel ſchöner und geiſtreicher ſind, als dieß alte. Ey, das will ich nicht, rief der Fremde, ich will nur dieß nähmliche Buch haben, alles genau, wie es da ſteht, nicht hochdeutſch, nicht neudeutſch,

es müſſen die herzigen Worte ſeyn, wie ich ſie noch von meiner Kindheit her weiß, und ich will ſo fort bethen, wie's der liebe Gott von mir gewohnt iſt. Mit Theilnahme wandte ſich Friedrich bey dieſen Worten um, — o, Himmel! es war ja der Alte aus dem Tzſchonner-Grunde, ohne allen Zweifel Mariens Großvater! Kaum konnte ſich Friedrich faſſen, doch zwang er ſein Herz und ſuchte dem lieben Alten ruhig in das Auge zu ſchauen. Er ſah ihn betrübt darüber, daß ſein Wunſch nicht in Erfüllung ginge und ſagte zu ihm: guter Alter, ſeyd vergnügt! Gebt mir das Buch mit, ſo will ich es Euch um ein Billiges treulich und ſchön auf's Neue ſchaffen, es ſoll mit Frakturſchrift geſchrieben und ſo trefflich eingebunden werden, daß Ihr es noch lange Jahre mit Gott gebrauchen könnt. Der Greis blickte Friedrich in das treue, klare Auge, und ſagte nach einigem Nachdenken: da habt Ihr das Buch, mein junger Herr, Ihr werdet eines alten Mannes nicht ſpotten, noch mit ſeinem liebſten Eigenthum leichtſinnig umgehn, Ihr ſchaut gar herzlich und freundlich drein! Sobald aber das Buch fertig, ſo bringt es nach Pillnitz; nach dem Weingärtner Ehrenreich, ſo heiß ich, fraget dort; ihr ſollt ſchön willkommen ſeyn, und hoff ich Euch einen guten Labetrunk eignen Gewächſes darzubiethen, Ihr habt ihn am Rhein nicht köſtlicher getrunken! Wie ſelig ward es Friedrich nun zu Muth,

da ſich mit einem Mahle das Langgeſuchte, wie eine reife Frucht vom Zweige ihm entgegen neigte! Er wußte nun Maria zu finden! Entzückt nahm er das Buch und eilte damit weg, wie mit einem ſüßen Raube. Zu Hauſe ſchwelgte er in dem Anblick aller kindlich lieblichen Zeichen, die gewiß Maria ſelbſt hineingelegt. Zierlich aufbewahrte Primeln, Veilchen, Roſen und Tulpenblätter, ausgeſchnittene Kränze und Blumen bezeichneten ſolche Stellen, die wohl am tiefſten das liebe Herz bewegt. Friedrich hob ſie alle ſorgfältig auf, und bezeichnete in ſeiner Schreibtafel die Blätter, wo ein Jedes gelegen hatte, um ſie dereinſt Marien eben ſo wieder zuzuſtellen; ſodann bracht' er das Buch einem geſchickten Schreibekünſtler, der deutſche Lettern auf das ſauberſte zu bilden verſtand, er ſelbſt aber ging gleich an das Werk und mahlte für das Titelblatt ein ſchönes ex voto, nach der alten Weiſe mit Ultramarin, Purpur und andern echten Farben, die Lichtparthien der Gewänder, der Landſchaft und des Waſſers mit dem feinſten Golde erhöht. Noch waren ihm jene unvergeßlichen Geſtalten, wie er ſie im Tzſchonner-Grunde getroffen, ſo gegenwärtig, daß er ſie alle mit lebendiger Aehnlichkeit darſtellte, kniend vor einem Bilde des Erlöſers im Walde, am Fuße einer gewaltigen Eiche, wo ein heller Bach durch grüne Ufer floß, auf des Baches Fluthen wiegte ſich ein Kranz,

dem ähnlich, den an jenem Morgen Marie gewunden, im Hintergrunde ſah man den Rhein und die Thurmſpitzen und Berge von Friedrichs ſchöner Heimath. Es gelang dem Jüngling alles ſo gut, daß er ſich ſelbſt über ſein Werk freuen mußte.

So überaus beſchäftigt war der Schreibekünſtler, der das Werk mit der höchſten Sauberkeit zu Tage förderte, ſo langſam gingen Buchbinder und Goldſchmidt zu Werke, daß die Kirſchenzeit wieder herbey kam, eh' es Friedrich vergönnt war, das nun mit allen Zierden, die einem Andachtwerke gehören, ausgeſtattete Buch wieder nach Pillnitz zu bringen. Er war in Schmerz und Sehnſucht faſt vergangen, und meinte, der Greis würde ihn für einen Ehrloſen halten, er wäre gern einmahl herausgekommen, doch da die Sache ſchon lang verzögert worden, hatte er es nicht gewagt, ohne das Buch zu erſcheinen.

An einem ſchönen Juniustage wandelte Friedrich, die zwey Bücher unter dem Arm, zum Thor hinaus, die friſchen Wieſen entlang nach den Waldhügeln, die als Hoffnungziel der gläubigen Liebe winkten. Als Friedrich am Eingange des Dorfs noch unentſchloſſen war, wohin er ſich zu wenden habe, um Mariens Wohnſitz zu finden, erſah er einen jungen Kirſchbaum, deſſen Zweige matt vom Gewicht ihrer Früchte ſich neigten, und der ganz ungewöhnlich ſchwankte, da ſich an dem heißen Tage doch

kein Wind erhob. Friedrich ſchaute hinauf, da leuchtete weiß und roſig ein friſches Knabenantlitz aus den grünen Zweigen, das dem Fremdling grüßend zunickte, und plötzlich flog eine handvoll der ſchönſten Kirſchen in das Barett, das Friedrich von den braunen Locken genommen hatte, um ſich im Schatten von der kühlen Luft die heiße Stirn umſpielen zu laſſen. Tauſend Dank! rief Friedrich dem Knaben zu, in welchem er Georg erkannte, wer hat dir denn geſagt, lieber Georg, daß ich für Durſt vergehe? Ihr kennt mich, rief Georg verwundert, und ſeyd, nach Großvaters Beſchreibung, wohl gar der fremde Geſell, der unſer Buch ſo lange behalten hat? Nun bringt Ihr es mit, da will ich Euch nach unſerm Hauſe führen, wie wird Vater ſich freuen, aber die liebe Großmutter Anna iſt unterdeſſen geſtorben, doch kommt nur! Wie ein Vögelchen ſchwang ſich Georg vom Baum, nahm mit ſittiger Dienſtfertigkeit Friedrichen die zwey Bücher aus der Hand und eilte mit dem Jüngling, dem vor Freude und Ungeduld das Herz pochte, als wollt' es zum Buſen heraus, von dannen.

An weinumrankten Hütten, vor deren Thüren gaſtliche Bänke unter gewaltigen Bäumen ſtanden, vorüber, führte der Knabe unſern Freund an die Elbe, wo des Weingärtner Ehrenreichs Häuschen ſtand, von hohen Eichen umgeben. Der Vollmond prangte wie eine reife

Goldfrucht in den Wipfeln, das Abendroth ſtreute ſanfte Roſen auf des Hüttchens weiße Wand, die nahe Kirche ſchaute, wie eine freundliche Mutter, mit den Fenſtern hellfunkelnd im Abendgolde, aus den Weinbergen herab. Auf der duftenden Wieſe weideten Lämmer, ſanft wogten die grünen Fluthen der Kornfelder um und um, ſilberklar rauſchte die Elbe dahin; im zarteſten Blau, wie durchſichtig, woben die fernen Gebirgsketten einen Rahmen von Gluth und Licht um das grüne, ſtille Wonnebild. Friedrich blieb, im Entzücken verloren, ſtehen, ſelbſt das Bild ſeiner ſüßen Liebe ſchwamm nur dämmernd auf den Wogen ſeiner Luſt.

George bat nun den im Anſchauen verſunkenen Jüngling, ihm in das Haus zu folgen. Beyde traten in den Hof, in deſſen Mitte eine herrliche Linde am ſchilfumſäuſelten Brunnen blühte. Im weißen Stübchen ſaß am grünumrankten Fenſter Vater Ehrenreich, andächtig leſend. Der Vollmond verklärte ſeine Silberlocken und die himmelblauen Augen, die in Thränen ſtanden, die müden Hände ruhten gefaltet auf dem ſeufzerſchweren Herzen. Bey Friedrichs Eintritt ſchaute der Alte in die Höhe und both ihm treuherzig die Hand, doch konnt' er nicht ſprechen. George reicht' ihm die Bücher dar. Vater Ehrenreich griff zuerſt nach ſeinem alten Gebethbuch, heiße Thränen rollten darauf hin. Willkommen, lieber Gefährte

in Luſt und Leid, ſagte er halblaut, iſt mir doch, als käme mit dir ein frühes Glück wieder in meine Hütte. O, wo biſt du denn ſo lange geweſen, liebes Buch! Sonſt warſt du ja immer bey mir, und wenn ich ein Blatt aufſchlug und es enthielt Troſtesworte, ſo vermeint' ich, ein Engel rufe ſie mir zu! Nun weint' er ſtill. Indeß hatte Georg das Geſchenk Friedrichs durchblättert, und rief ganz entzückt, da er das Titelblatt mit dem Gemählde ſah: Sieh, Vater, da ſind wir ja Alle, feſtlich angethan, betbend, und die gute Großmutter iſt auch noch dabey! Ehrenreich betrachtete das Bild aufmerkſam und ſichtbar betroffen, dann ſprach er: Erklärt mir, mein junger Herr, wer dieß ſchöne Bild gemahlt, wer die lieben Meinigen alle ſo lebendig aufgefaßt, als hätten ſie ihm zu dem Bilde geſeſſen? Wir kennen doch Niemand in Dresden, da ich hier fremd mich vor mehrern Jahren mit meiner Frau und Enkeln niederließ, und wir nur einmahl in die Stadt gekommen ſind, ſeit ich in Sachſen bin. Es war um dieſe Zeit im vorigen Jahre, wir haben aber dort mit Niemand geſprochen, dann war ich auch einmahl in Dresden, wo ich Euch antraf. Wahrlich, ich muß mich wundern, wenn ich hier ſo unverhofft unſer Bild ſo leibhaftig vor mir ſehe, zugleich auch wieder anders, denn ſo heiter, andächtig, liebreich und klar werden wir, mein' ich, nur ausſehn,

wenn wir erſt im Himmel ſind! Das iſt eben die Herrlichkeit, die der edlen Kunſt vom Himmel gegönnt iſt, ſagte Friedrich, daß ſich ihr des Menſchen Herz, wie eine Blume erſchließt, zudem werdet ihr wiſſen, daß das Herz ein treues Gedächtniß hat. So glaubt denn, daß der Künſtler, der euch hier abgebildet, Euch alle lieb und werth hält, und wollet ſeiner in Freundlichkeit gedenken. Sagt mir nur wer er iſt, ſprach Ehrenreich, und was Ihr für das ſchöne Buch ausgelegt habt, ich will es Euch mit Freuden vergüten, denn es iſt recht nach meinem Wunſch und Sinn gelungen, und daß die Landſchaft vom Rhein her iſt, und mich meine liebe Hausfrau mit ihrem bleichen Angeſicht und den klaren Augen aus dem Bilde anſchaut, das iſt mir eine Herzensfreude! Von den wenigen Auslagen ſprechen wir ein andermahl, Vater Ehrenreich, entgegnete Friedrich, doch der Mahler bin ich ſelbſt, und die Thürme, die Euch von der Landſchaft ſo bekannt anſchauen, ſind die meiner lieben Heimath, zwiſchen Moſel und Rhein. Wenn mich nicht alles täuſcht, ſind wir Landsleute.

Und wenn mich nicht alles täuſcht, mein wackrer Landsmann, fiel Ehrenreich ein, ſo habe ich Euern ſeligen Vater recht wohl gekannt, da er in Eurem Alter war, denn Ihr ſteht vor mir als ſein Ebenbild! Er war des Bürgermeiſters Sohn, und warb um meine

Elsbeth, die er ſich ſeit der zarteſten Kindheit im Herzen zum Weibe erſehn. Das ging nun einmahl nicht an, Euer Großvater war ein ernſter, finſtrer, geſtrenger Mann, und die Frau Großmutter war ein armes Fräulein, die ihn aus Liebe genommen und doch zeitlebens den Adel nicht vergeſſen konnte. Liebe des Mannes iſt nichts ohne Liebe ſeiner Angehöriaen, mein Kind war nur eine Gärtnerstochter, ich befahl ihr in aller Stille, dem treuen Gottfried, meinem Freund und Gehülfen, die Hand zu geben, und ſie that es, als ein chriſtliches Mädchen, mit in Gott ergebenem Gemüth. Ich ſah ſie noch heimlich auf den in Blüthe ſtehenden Myrthenkranz weinen, den ihr die Mutter wand, aber ich ſagte ihr, mein Kind, das ſind Perlen auf deinen Ehrenkranz, ſofern dein Herz unſchuldig iſt, werden ſie dein ganzes Leben verklären. Euer Vater Traugott nahm bald darauf ein reiches ſchönes Mädchen, Eure Frau Mutter, zur Ehe, doch noch eh ihr geboren wurdet, ſtarb er hin, viele wollten meinen der Gram um Elsbeth habe ihm das Herz gebrochen. Mein Kind ſtarb, als ſie den kleinen Georg geboren hatte, mein Eidam ging in den Krieg, kam ſchwer verwundet nach Haus und endete bald darauf ſein Leben, was ſollten wir Alten mit den kleinen Kindern bey den friſchen Gräbern machen? Ich wollte meiner ſeligen Anna herzliche Sehnſucht nach ihrem Vater-

land, dem schönen Sachsen, gestillt sehen, von wannen sie mit ihrer Herrschaft nach Embs gekommen war, wo ich sie kennen lernte und gefreyt hatte, darum kam ich hieher und siedelte mich an, doch nun ist sie dahin, und am Rhein will ich sterben, nicht hier! Ihr lieber, junger Landsmann, seyd mir herzlich willkommen, und laßt Euch loben, daß Ihr ein so wackrer Künstler geworden seyd, der seine schönen Gaben nicht auf eitle Weltlust, sondern zu Gottes Ehre anwendet! Hiermit schüttelte Vater Ehrenreich dem Jüngling die Hand, und geboth Georg, für die Erquickung des Gastes zu sorgen. Der Knabe ging und kam bald mit der sittigen Magd wieder, die den runden Steintisch in der Mitte des Stübchens mit drey Gedecken und grünen Römern besetzte. Der Alte sprach ein leises Gebeth und sagte darauf: mir ist nun jedes Mahl ein Thränenmahl, seit die Getreue dahin ist, die mich in Lieb und Leid im keuschen Herzen getragen, ach! ich hab' sie selten, und nie mit Vorsatz betrübt, doch der Mensch erkennt erst was Treue heißt, wenn er sein Glück verloren hat; und so preis ich Gott, daß sie die Erste von uns Zweyen war, die heimgegangen, denn das Zurückbleiben thut allzuweh! Friedrich blickte dem liebreichen Alten wehmüthig in die Augen, er drängte die Frage nach Marien, die auf seinen Lippen schwebte, gewaltsam in sein Herz zurück, ja es war ihm bey aller Her-

gensunschuld und Rechtlichkeit, der er sich bewußt war, als wäre sein Gefühl für Maria ein Verrath, und als sey er nicht auf graden Wegen. Auch mußt' es ihn Wunder nehmen, daß der Alte nicht fragte, wie er Maria so genau kenne, denn er hatte sie auf dem Bilde so lebendig dargestellt, wie sie in seiner Seele leuchtete und lebte. Vater Ehrenreich erwähnte seiner Enkelinn mit keinem Worte, so heiter er auch bey so manchen Erinnerungen aus seiner Vaterstadt und bey so mancher Nachricht von Bekannten wurde, die Friedrich ihm gab; er hatte auch von seinem Wein nicht zu viel verheißen, denn der Jüngling glaubte Aßmannshäuser und Johannisberger zu trinken, doch Ehrenreich sagt' ihm: Freund, das kommt, weil meine Reben nie weinen dürfen, ich lasse sie schlank und freudig sich aufranken, in ihrer schönen, eigenthümlichen Gestalt, die Gott ihnen gegeben, und die der Mensch mit der Schere verkümmert, und weil sie sich niemahls betrüben, tragen sie so köstliche Frucht. Der Jüngling, obwohl kein Winzer, doch als Rheinländer mit aller Theilnahme und Liebe für dieß edle Geschäft begabt, fragte Ehrenreich, wie er das meyne? Ich schneide meinen Weinstock nie, sprach der freundliche Alte, ich breche bloß die Rebenschößlinge aus, und lasse die schlanken wohlgearteten Sprossen in ihrer ganzen Schönheit ranken, dadurch wird ihnen der Nahrungsaft nicht genommen,

reich beladen mit goldner Frucht, danken ſie mir im Herbſt für meine Schonung, und im Winter bind' ich ſie behuthſam ab, und berge ſie ſanft unter Stroh und Erde, wo ich ſie dann im Frühling wieder aufrichte. Kommt nur in meine Weinpflanzung, nie habt ihr Reben in ſolcher Hoheit und Zierlichkeit des Wuchſes geſehen! Jetzt führte der Alte Friedrichen auf dem Weinberg unter den anmuthigſten Rebenlauben umher, indeß im Vollmondſchein die ſchöne Gegend wie eine Bezauberung vor Friedrichs Blicken lag, doch die kühle Luft mahnte ihn in die Hütte zu kehren und er both dem Jüngling eine freundliche gute Nacht, indem er nach ſeinem Wohnort fragte. Friedrich gab ihm Auskunft, und ſchied, ohne von Marien erfahren zu haben, ohne daß nur ihr Nahme genannt worden war, ſo, daß er ein trübes Geheimniß zu ahnen glaubte, und ſeinen Rückweg ſo traurig nahm, als er fröhlich gekommen war.

Es war einige Wochen nach dieſem Tage, die Friedrich in Angſt und Sehnen zugebracht, als er, von einem Spaziergang heimkehrend, einen ſchönen Silberbecher auf ſeinem Tiſche fand: worauf: Glaube, Liebe, Hoffnung in halb erhobner Arbeit gar künſtlich gebildet ſtanden. Sein Herz ſagte ihm, dieſe Gabe müſſe von Vater Ehrenreich ſeyn, er eilte ſogleich am andern Mor-

gen ihm zu danken, bisher hatte er es nicht wieder gewagt, ſich der theuern Wohnung zu nahen, von der ihn ein unerklärbares Bangen fern gehalten. Er ſah, wie eng und düſter ſein Geſchick mit dem des Mädchens ſeiner Wahl verflochten war, da Mariens Mutter die einzige Liebe ſeines Vaters geweſen, und er ſcheute ſich vor dem wunderbaren Geheimniß dieſer Gewalt Mariens über ſeine Seele und ihrer geiſtigen Erſcheinung vor ſeinem innern Auge, doch alle Bedenklichkeiten ſchwanden, ſeit er den Becher gefunden, es ſchien ihm die freundliche, verheißungvolle Gabe zu Marien hinzuwinken. Mit ſüßen Hoffnungen eilt' er die Elbe entlang und war bey aller Ungeduld früher am Ziele, als er es glaubte. Doch wie ſah alles ſo verändert, ſo unbehaglich aus! Die herrliche alte Linde im Hof, die das Hüttendach weit überragte, war weggehauen, an dem Hauſe wurde getüncht und gebaut, fremde Geſichter blickten ihm widerwärtig aus den Fenſtern entgegen, und wie ſich der arme Jüngling endlich ein Herz faßte und nach Vater Ehrenreich fragte, hieß es, er habe dieß Haus verkauft und ſey weggezogen. Niemand wußte wohin, zu ſagen.

Da ſtieg es in Friedrich auf, wie ein Blitz, und eine innere Stimme ſagte ihm, Muth gefaßt! wohin kann Ehrenreich gezogen ſeyn,. als in ſeine und deine Heimath zurück? Dort wirſt du ihn finden, und gewiß will er ſich

dir nicht ganz entziehen, wie hätt' er dich sonst so liebreich aufgenommen, und dir ein so schönes Andenken zurückgelassen? Dieser innere Trost beschwichtigte Friedrichs Kummer, er pflückte eine Spätrose vom Gartenhag zum Angedenken der Stelle, wo Maria geweilt, und kehrte nach Dresden zurück, wo er die Anstalten zur Reise so schnell betrieb, daß er schon am folgenden Tage unterweges war.

Bald leuchtete der schöne Rhein seinen Blicken wieder, bald duftete der grüne Rebenstrand der Mosel ihm zu, wieder sah er die goldnen Kreuze der theuern Vaterstadt im Morgenglanz blitzen, wieder grüßten ihn die bekannten Stimmen der herrlichen Glocken mit dem Geläut zur Morgenandacht, und wie er nun den Eichenwald hinter sich hatte und den kürzern Fußsteig einschlug, der nach dem Moselthor zwischen Weinhügeln hinanführte, da sah er unter hohen Rebenlauben am Strande, die weithin in das Gebirg schauten, Maria, Ehrenreich und George auf einer Rasenbank sitzen. Maria las in einem großen Buche, Georg und der Vater hörten andachtvoll zu, den Frieden des stillen, sonnigen Himmels verklärte des Greises Angesicht und ließ die Todessehnsucht des müden Gerechten, wie ein süßes Vorgefühl der nahen Heimkehr aus den Blicken leuchten, die sich oft gen Himmel richteten. Ob er sich deßhalb strafbar fühlte, blieb dennoch

Friedrich, wie angezaubert, lauſchend ſtehen. Er durfte nicht nahen und vermochte nicht zu weichen, nun er die unausſprechlich Erſehnte wieder gefunden. Durch das Laubgitter der Weinranken nahm Friedrich wahr, daß Maria in ſeinem Buche las und nach dem Leſen das Bild aufſchlug, das ſie lange mit tiefer Empfindung betrachtete. Nach einer Weile ſagte ſie: Sage mir doch, iſt er wirklich noch am Leben, der dieß köſtliche kleine Bild gemahlt? Es wird mir immer ſchwer zu glauben, daß Menſchen, die etwas Herrliches hervorgebracht haben, wie Albrecht Dürer, oder etwas Großes gethan, nicht ſchon lange todt ſeyn müßten, da wenig Edles mehr geſchieht. Lächelnd ſagte Ehrenreich: ſey nur ruhig, mein Kind, die großen Männer ſterben, aber die Größe ſtirbt nie, und was dieß Bildchen betrifft, ſo iſt der, den du nicht mit Unrecht Albrecht Dürern vergleichſt, noch am Leben, und mir iſt, als würden ihn dieſe meine Augen noch vor dem Hinſcheiden erblicken. Dann wirſt auch du ihn ſehen; Maria, Gottes Wille geſchehe! Maria ſchwieg einige Minuten lang, dann ſagte ſie wiederum: iſt mir doch, als blicke der Meiſter ſelbſt mich aus dem Bilde an, ich meine, ich ſähe ſein eignes Herz und ſein ganzes Weſen, denn des Menſchen Werk ſoll ja, wenn es gelungen, ein Spiegel ſeiner Seele ſeyn. — Der Glückliche, der in dieſem Augenblick lauſchte und dem ein daſ-

tender West die süßen Worte zutrug, wollte nun nichts mehr hören, denn er glaubte, er würde sein Herz nicht mehr halten können, wenn Maria noch mehr spräche, und überselig sie gefunden, und so mit seinem Bild beschäftigt gefunden zu haben, ging er in die Stadt nach seiner Mutter Haus, die daselbst still und andächtig als eine ehrbare Witwe lebte. Er fand sie im Morgenhäubchen im angenehmen Gartenstübchen, das noch ganz so aussah, wie er es verlassen, in der Bibel lesend, da St. Johannistag war. Die Mutter, welche Friedrich auf der Reise nach Italien begriffen glaubte, wohin er von Dresden aus zu wandern beschlossen hatte, erschrack, da sie ihn erblickte, wie vor einer überirdischen Erscheinung, doch all ihr Bangen verwandelte sich in Freude, als er so glühend und mit Wonne leuchtenden Augen vor ihr stand, sie zärtlich umfing und an ihrem Halse sanfte Thränen der Rührung weinte, denn mit heißem Schmerz hatte die Mutter das einzige Kind von sich in die Fremde ziehen lassen, und auch der Jüngling hatte sich mit Bangen aus der Ferne nach seiner Mutter gesehnt. Wie nun sie ihn schweigend, und selig schwelgend in seinem Anblick betrachtete, und seine Hand mit den ihrigen umschlossen hielt, fiel sein Blick auf die offen liegende Bibel, eben war das anmuthige Bild der Rebecca am Brunnen, die Elieser zu trinken reicht, aufgeschlagen, und mit süßem

Erſtaunen erkannte Friedrich in der einen Jungfrau am Born die Aehnlichkeit mit ſeiner Maria, und es ging nun hell in ihm auf, wie dieſes Bild aus der Kindheit durch ſeine Jugend hindurch geleuchtet habe. War es nun Gunſt des Himmels oder Spiel der Natur, daß das ſüße Bild in Marien lebte, dieſe Entdeckung beruhigte Friedrichs Gemüth über das Geheimnißvolle und Uebermächtige in ſeiner Empfindung für ſie, und geſtärkt und freudig ſagt' er der Mutter Alles und bat um ihren Segen. Die würdige Frau hatte zwar ihre geheimen Gedanken ganz nach einer andern Wahl hingewendet, und ſie wußte nichts von Marien, als daß ſie ſtill und ſittſam lebe, doch war ihr nicht unbekannt, an welchem Schmerz ihr geliebter Mann dahin gewelkt ſey, und ſie war ſo liebreichen Herzens als weiſe, darum gab ſie ihrem Sohne den innigen Mutterſegen, und wollte auch ſeiner Bitte willfahren, noch vor dem Hochamt nach dem Wingert hinaus zu kommen und Mariens Großvater ihren Sohn vorzuſtellen.

Feſtlich geſchmückt trat die gute Mutter, den blühenden Friedrich an der Hand in den Garten, wo eben Vater Ehrenreich allein umherwandelte. Sogleich erkannte er Friedrich und reichte ihm mit ſeinem liebevollen Lächeln zum Willkommen die Hand. Ihr ſeht hier meinen einzigen Sohn, Vater Ehrenreich, ſprach die Mutter mit

zarter Freundlichkeit, er wünſcht euer Haus beſuchen zu dürfen, und ich bin ſelbſt gekommen, um dieſe Gunſt für ihn zu bitten. Ich habe Euch, ſtammelte der Jüngling, meinen Dank für die liebe Gabe ſelbſt bringen wollen. — Und habt ihn recht bald gebracht, fiel der Alte heiter ein, denn der Becher kann noch nicht ſeit acht Tagen in Euern Händen ſeyn. Doch Ihr, werthe Frau, habt Dank für Euer Zutrauen, und für die Ehre Eures Zuſpruchs, und laßt Euch gefallen, meine Kinder zu ſehen. Jetzt rief Ehrenreich die holde Marie, die mit dem zarteſten Roth unſchuldvoller Scheu übergoſſen, vor dem ſchönen Jüngling ſtand, den ſie zum erſten Mahl ſah. Eine ſchöne Blüthe, rief die Mutter, überraſcht von ihrem Anblick, Gott erhalte ſie Euch, alter Vater! Die jungen Leute ſprachen nichts mit einander. Friedrich war in dieſen Augenblicken von dem Glücke ganz erfüllt, ſie zu ſehen. Der Vater führte die Anweſenden in die Laube, wo noch das Gebethbuch lag. Eures Sohnes Werk, ſagte er, es der Mutter reichend. Sein Werk? rief Maria, und alle ſüße Roſen der Freude und Innigkeit, die als Knoſpen in der Seele geſchlummert hatten, gingen nun auf ihrem Angeſicht auf. Friedrich erröthete nicht minder und in einem unausſprechlichen Blicke gaben ſich Beyde nun Seele um Seele.

Wir wollen die Frauenzimmer ein wenig allein laſſen, ſprach Ehrenreich, und both dem Jüngling die Hand, den Weg bergan nach der Spitze des Wingerts einſchlagend. Friedrich bebte vor Scheu, doch faßte er Muth, den Alten zu fragen, warum er denn Maria ſeinem Anblick entzogen und ſo ſchnell und heimlich abgereiſt ſey? Das will ich Euch ſagen, lieber Junge, antwortete Ehrenreich, ich hatte Euch ſchon im Tzſchenner-Grunde wahrgenommen, die auffallende Aehnlichkeit, die Ihr mit Euerm lieben Vater habt, war mir bedenklich geweſen, und ich hatte Euch im Buchladen recht gut erkannt, auch an der rheinländiſchen Ausſprache, darum vertraut ich Euch gern mein Buch und lud Euch zu mir ein. Indeß ſtarb mir meine Anna, ihr Tod hatte mich ſchwermüthig geſtimmt, der gute, friſche Muth war geſunken, ich ſah Euer Bild und errieth daraus Eure Neigung. Da nun am Tage, wo Ihr nach Pillnitz kamt, Maria eben bey einer lieben kranken Witwe war, wo ſie zu Nacht bleiben ſollte, ſah ich das für einen Wink des Himmels an, Euch Marien gar nicht ſehen zu laſſen, ich fürchtete für meines Kindes Ruhe, ich meinte, es könne wieder Opfer geben, wie Elsbeth und Traugott, wie nun der Menſch eben immer am kleinmüthigſten iſt, wenn ihm Gott den beſten Troſt bereitet. Nun rührte mich aber doch die Sittſamkeit, mit der Ihr nicht bloß vermieden hattet,

unſern Frieden zu ſtören, ſondern auch an jenem Abend nicht nach Marien zu fragen, Euch auch nachher nicht wieder ſehen ließet. Da beſchloß ich, Euer Herz zu prüfen, denn ich ſahe klar, daß Alles göttliche Schickung ſey, und daß Ihr mein Kind wahrhaft liebtet. Ich ging in Gottes Nahmen heim, wo ja immer mein Vorſatz geweſen, meine letzten Tage zu leben, und ließ Euch einige Zeit nach meiner Abreiſe durch einen ehrlichen Landmann den Becher bringen, doch hab ich nicht geglaubt, daß ihr ſo ſchnell hier ſeyn würdet. Jetzt ſeyd ihr wie auf Flügeln gekommen, an der Mutter Hand, mit der Mutter Segen, ſo ziemt es ſich, und ſollte kein junger Mann das Haus beſuchen, wo eine Jungfrau wohnt, wenn er es nicht eben ſo meint, und der Zuſtimmung der Seinigen gewiß iſt, denn wie leicht iſt ein junges Herz bethört! Ach! zu meiner Väter Zeiten, und noch in meiner Jugend, ſah man die Jungfrauen nur in der Kirche, oder bey einem ſittigen Volksfeſt, und ließ ſich ein Jüngling im Hauſe blicken, ſo wußte man ſchon, er kam als Freyer, in unſern Zeiten aber liegt die Welt im Argen, und eines Mädchens Frieden wird für nichts geachtet.

Friedrich küßte dem Alten die Hand, in ſeinen blauen Augen glänzten Thränen des Dankes und der Rührung, ſprechen konnt' er nicht, beyde ſtanden jetzt auf der Höhe.

Gott hat mich wunderbar geſegnet, ſprach Ehrenreich, dieſe ſchönen Berge und Felder, dieſe Wieſen am Ufer und die Herden, die darauf weiden, ſind mein, das Gut war verpachtet, und ich habe mich dem Redlichen, der es ſo treffich benutzt, dankbar erwieſen, er wird es noch bis zur Volljährigkeit meines Enkels verwalten, dann muß der Junge thätig ſeyn, und theilt mit der Schweſter. Friedrich war in dem Anblick der Gegend verſunken, deren Reize, durch das Glück der Liebe erhöht, ihn wunderſam rührten. Was wirſt du thun, lieber Sohn, ſprach Ehrenreich, wirſt du die wenigen Jahre, die Gott mir noch ſchenkt, durch deine Gegenwart verſüßen, oder nach Italien gehen, dich in deiner Kunſt auszubilden? Vater, ſprach Friedrich nach einigem Nachdenken, der große deutſche Meiſter Albrecht Dürer, der mein Vorbild iſt, war nie in Italien, die Kunſt hat überall eine Heimath, wo ſie mit Ernſt und Liebe betrieben wird, ich kann einmahl in ſpätern, reifern Jahren das ſchöne Land ſehen, jetzt will ich meiner Liebe Glück durch nichts gefährden, und bleibe bey Euch, mit Eurem Segen, in Fleiß und Treue. Die Glocken läuteten nun zum Gottesdienſt. Ehrenreich ſtieg hinab, und Alle begaben ſich nach dem Dom. Mit dankerfülltem Herzen kamen ſie heim, und in Vater Ehrenreichs Zimmer wechſelte das junge Paar die Ringe; in Einem Jahr, am Johannisabend,

ſollte der heilige Bund gefeyert werden. Auf Flügeln vergingen die ſchönen Tage bis zum ſchönſten, immer theurer wurde Marie ihrem Geliebten, unter ſüßen Thränen gaben die glücklichen Aeltern am Hochzeittag ihren Segen.

Beym frohen Mahle trank Friedrich ſeiner Braut aus dem köſtlichen Becher, dem erſten Unterpfande ſeines Glückes, zu, beyde erfreuten ſich der ſchönen Sinnbilder von Neuem, und verſtanden ſie erſt recht im Glück ihrer frommen, keuſchen Ehe, denn Glauben, Hoffnung, Liebe, obwohl ſie vom Himmel ſind, kränzen ſich gern mit den Blumen der Erde, wenn Unſchuld und Treue ſie gepflegt.

Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann!

Es war ein heitrer Mayenmorgen, als Ritter Erwin von Montagnana und ſein Sohn Adelbert, mit ſeiner ſtolzen und ſchönen Baſe, Mechthildis, auf die Jagd ritten. Auf des Fräuleins Hand ruhte der Sperber, ihr Liebling, der auf ihren Wink, wie der Blitz den Vogel in den Lüften traf, und, nachdem er ſich an ſeinem Hirn gelabt, ihn der Gebietherinn brachte. So ſehr auch Mechthildis ſich bey Erwin einzuſchmeicheln gewußt, ſo ſehr betrübte ihn oft ihr Behagen an dem mörderiſchen Spiel; doch ſie konnte es nicht laſſen. Der ſchöne, junge Adelbert, deſſen Herz ſchon früh von andern Reizen gerührt war, ſchauderte, wenn er in ihren funkelnden, ſchwarzen Augen eine grauſame Freude über die Geſchicklichkeit des Sperbers leuchten ſah; er ſagte oft, er wünſche ein Mahler zu ſeyn, denn Herodias ſelbſt könne nicht argliſtiger gelächelt haben, als Mechthildis, da ſie Johannes Haupt auf der Schüſſel trug, und das Bild des Fräuleins, in einem ſolchen Augenblick aufgefaßt, wo ſie die Blicke, wie Dolche in des ſterbenden Vögleins Herzen herumdrehe, müſſe dem Künſtler Unſterblichkeit zuſichern. —

Erwin hatte gewünſcht, daß Mechthildis einſt ihrem Vetter Adelbert die Hand reichen möchte, denn er liebte ſie, als das einzige Kind einer theuern, in Gram über eine unglückliche Ehe früh dahin gewelkten Schweſter, der ſie jedoch nur von Außen ähnlich war, denn ſie hatte des argliſtigen, böſen und ſchmeichleriſchen Vaters Herz, und wußte ſelbſt ihren Untugenden einen täuſchenden Glanz zu geben.

Adelbert hatte als Knabe ſchon immer einen kalten Schauder empfunden wenn er ſie ſah; der Unſchuld klarer Blick drang durch die Falten des tückiſchen Herzens bis auf den Grund. Doch Mechthildis ſchmeichelte ſich immer noch ſie müſſe ihn gewinnen, und er werde ſie, die in ihres Oheims waldumgebnem Bergſchloß, wie ein Vöglein im grünverhangenen Bauer ſchmachtete, freyen, und in das Freye führen, wo es dann nicht fehlen könne daß ſie die Welt zu ihren Füßen ſähe; denn ſie ſahe ſich für ein Wunder aller Schönheit, Anmuth und Geiſtes-hoheit an, und unterhielt ſich in einſamen Stunden mit nichts, als ihren Vortrefflichkeiten.

Verſenkt in Träume der Zukunft ritten dieſe drey, von einigen Dienern begleitet durch die Waldung, und ſahen bald die Hütten des Dorfes Montagnana, angelehnt an waldbewachſnen Felſen, im Thale zerſtreut liegen. Ritter Erwin wollte durch das Dorf, nach einer

ſchön gelegenen Waldhöhe reiten, von wo aus eine anmuthige Landſchaft ſich den Blicken darboth, und Adelbert bat ihn darum, weil der Weg vor einer Hütte vorüber führte, wo Bertha, die Liebe ſeiner Kindheit, das lieblichſte Mägdlein lebte, wie das Veilchen im Grün verhüllt.

Das fleißige Kind ſaß dieſen Morgen im Nußbaumſchatten mit ihrer hochbetagten Großmutter, vor den roſenumrankten Hüttenfenſtern auf der Steinbank und ſpann. Nie hatte ſich ein glatter, ſchmucker Faden in weiblicher Hand zarter gebildet. Wer das zierliche Geſpinnſt durch Bertha's Finger gleiten ſah, mußte es für Zauberey halten; doch war es nur Uebung, Fleiß, Achtſamkeit und Beſonnenheit; auch hatte die ſchöne Bertha ein beſonderes Geſchick den Flachs, denn ſie ſpann, ſelbſt, in gutem Boden, recht hoch und ſchön zu ziehen, und ihn auf das ſorglichſte zu bereiten, ſo, daß er glänzend, wie Goldſeide, den Rocken umwand. Gar anmuthig war die zarte Jungfrau in der Morgenfrühe, die ihre Wangen röthete, anzuſchauen. Ein Täubchen, weiß wie Schnee, ſaß auf einem herabgeſenkten Zweige des Nußbaums, und himmelblau und manneshoch blühte das Flachsfeld, das Bertha ſelbſt beſtellte, neben der Hütte im Sonnenſchein. Sieh doch nur das Spinnengewebe an deinem Fenſter, rief die Großmutter, wie kannſt du das Unge-

thüm dulden? — Mütterchen, ſagte ſchmeichelnd Bertha, ſchilt mir meine Lehrmeiſterinn nicht! Betrachte, wie regelmäßig und zart ſich der Stern ihres Gewebes ausbreitet, in deſſen Mitte ſie ſitzt! Wer möchte das fleißige Thierlein ſtören, das uns von den überläſtigen Fliegen befreyet? — Ich haſſe eben ihre Grauſamkeit und ihr Lauern im Verſteck, ihr Hervorſchießen auf den Raub, fiel die Großmutter ein. Nicht doch, rief Bertha, das Thierchen kann in ſeinem Trieb nicht anders; wer wollte es darum haſſen? Am Menſchen jedoch muß man die Grauſamkeit verabſcheuen; denn der Menſch hat Vernunft empfangen, um die wilden, rohen Naturtriebe zu bemeiſtern! Ohnedem iſt meine Spinne ein ſeltſames Thierlein, das zu mir herbey kommt, wenn ich die Laute ſchlage und ſinge, und nicht eher wieder geht, bis ich aufgehört. Wie iſt nur das kleine Geſchöpf mit ſo feinen Sinnen begabt? — Ja, deine Laute, fiel die Großmutter wieder ein, der bin ich ſpinnefeind, denn ſie kommt von Adelbert, und du mußt an ihn denken, ſo oft du ſie nur ſiehſt. — Ach viel öfter! rief Bertha, und zürnend entgegnete die Alte: Wohl ſollteſt du dich jedes Andenkens an den edlen Montagnana entſchlagen, du biſt ſeines Gleichen nicht. — O, liebe Großmutter, verſetzte Bertha traurig, warum dürft' ich denn nicht meines Geſpielen gedenken? Das wäre ja, als ſollt' ich mir

das Herz aus der Bruſt reißen! Doch, meine Spinne nicht zu vergeſſen, Großmutter, thut ihr ja nichts zu Leide! Hört einmahl was mir dieſe Nacht geträumt! Es war heller Mondſchein, und ich ſtand im Traume am Fenſter; die Spinne ſchlief nicht, ſondern ſpann ein ſilberleuchtendes Netz im Vollmondglanz, dabey ſang ſie unaufhörlich:

Günſtig ſind die Sterne,
Glück weht her von Ferne,
Spinne, Bertha, ſpinne,
Fleiß hat Segen inne,
Spinne du ſo fein,
Als die Fäden mein!

Es iſt recht ſchön von dem Thierchen, daß es dich zum Fleiß anmahnt, ſprach die Großmutter mit Lächeln, über der Arbeit vergehen die unrechten Gedanken. Doch ſieh einmahl, wer ſind denn die drey, die ſo ſtattlich aus dem Walde hervor geritten kommen? Bertha wurde hochroth. Es iſt Adelbert, flüſterte ſie. Und neben ihm wohl der Vater und Fräulein Mechthildis? fragte die Alte. Nun hüthe nur deine Blicke! — Großmutter! zürnte Bertha, und die Reitenden kamen näher; kaum aber hatten die zwey ſich vor ihnen verneigt und den dankenden Gruß empfangen, als Mechthildis Sperber von ihrer Hand auf Bertha's weiße Taube ſchoß, und ſie getödtet ſeiner Gebietherinn brachte. Laut auf ſchrie Bertha;

Adelbert war ſtarr vor Entſetzen, denn er ſelbſt hatte der Geliebten die Taube geſchenkt, und nicht ohne den Wink ſeiner Gebietherinn konnte der Sperber ſich erhoben haben.

Bertha's unverhaltne Thränen weckten ihn aus ſeiner Betäubung, und urplötzlich von Entſetzen zum höchſten Ingrimm übergehend, riß er den Sperber von Mechthildis Hand, und ſchleuderte ihn gegen den Felſen, daß er zerſchmettert zu Boden ſank. Mechthildis wurde leichenblaß. Wären ihre Augen Pfeile geweſen, ſie hätten den Verwegnen durchbohrt. Adelbert! zürnte Erwin, doch der Jüngling rief: und hätte die Welt auf dem Spiele geſtanden, ich konnte nicht anders! — Indeſſen hatte ſich Bertha der herabgefallenen Taube bemächtigt, und weinte unaufhaltſam über den kleinen, noch zuckenden Leichnam hin. Mechthildis ſah es, ſah den bittenden, in Liebe ſtrahlenden Blick Adelberts, und wendete im höchſten Unmuth ihr Roß, pfeilſchnell durch den Wald jagend. Mit einigen gütigen Worten Bertha begrüßend, ritt Erwin mit ſeinem Sohne weiter nach der Waldeshöhe, und ſandte Mechthildis einen Diener nach.

Es fügte ſich an demſelben Morgen, daß Kaiſer Heinrich der Vierte, der unzärtliche Ehehrr der Bertha von Ferrara, in dieſem Walde jagte, und ſich abwärts von ſeinem Gefolge in einem ſchön gewundenen Wieſen-

pfad, an eines hellen Baches Strande befand, wo eben Mechthildis, auf dem Heimwege nach dem Schloſſe Montagnana begriffen, ihr Roß voraus führen ließ, und zu Fuß wandelte. Die ſtolze Schönheit leuchtete wie ein Zauberbild im grünen Walde vor dem Kaiſer auf: nicht minder war dem Fräulein der hochſchlanke Mann, in voller Blüthe herrlicher Jugend, reich geſchmückt auf dem muthigen, köſtlich geſchirrten Roß, in dieſer Einſamkeit eine überraſchende Erſcheinung. Verwirrt grüßte der Kaiſer; hocherröthend dankte ihm Mechthildis. Beyde flohen einander um ſo beſtürzter, als ſie ſich zu einander hingezogen fühlten: denn es dünkte Beyden, als hätten ſie noch nie etwas ſo Schönes erblickt. Den ganzen Tag über war Mechthildis nachdenklich und ungewöhnlich mild. Ihr Oheim ward dadurch in der Meinung, daß ſie das ſchönſte Herz habe, noch beſtätigt; denn wenn ſie nicht unendlich gütig und ſanft wäre, dachte Erwin, ſo müßte ſie doch ihrem Vetter den Verluſt ihres Sperbers ſchwer empfinden laſſen. Er kannte die Wurzel nicht, aus der dieſe Sanftmuth hervor ſproß. Adelbert blieb unmuthig und verſtört, er hörte nur immer Berthas Klagelaut, ſah ihre Thränen, und fühlte in ſeiner Bruſt die Krallen, mit denen der Sperber das unſchuldige Täubchen, Berthas ganze Freude, zerriſſen.

Am andern Morgen, zur nähmlichen Stunde, wo

ſie geſtern den ſchönen Fremdling angetroffen, zog ein ahnungvolles Sehnen Mechthilden wieder in den Wald, zur ſelben Stelle hin.

Sie traf den Kaiſer ſchon dort; er war wie ſie zu Fuß, und zur Jagd gerüſtet. Nicht ſo glühend waren die Berge vom Morgenſtrahl geröthet, als Mechthildis Antlitz bey des Kaiſers Gruß. Er redete ſie mit ſanften Worten an, ſie gab verlegen und ſchüchtern Erwiederung. Er führte ſie zu einem Sitz am Waldbrunnen, aus Stein gehauen und von Linden beſchattet. Wunderlich leuchteten die zwey herrlichen Geſtalten aus dem Quelle herauf. Das ſchlanke, rehfarbene Windſpiel Mechthildens lag zu der ſchönen Gebietherinn Füßen, und ſchmeichelte ihr; eine ſanfte Empfindung milderte das ſtechende Feuer ihrer großen Augen und ihrer feinen Lippen höhniſches Lächeln. Sie hielt den Fremdling für einen der unvermählten Herren vom Hofe zu Padua, wo ſich jetzt Heinrich der Vierte mit der Kaiſerinn, wie ſie erfahren, aufhielt.

Inſtändig flehte der Kaiſer Mechthilden um eine neue Unterredung an, indem er mit einer Geſchicklichkeit, in der er ſeiner Zeit weit voraus ging, ſich ihrem Forſchen nach, ſeinem Nahmen entzog. Mechthildis verhieß ihm, ſie würde des andern Morgens wieder am Thalbrunnen ſeyn, und jede Morgenröthe brachte dieſem Liebespaare neue

Freuden. Als der Kaiſer Mechthildens Liebe gewiß war, entdeckte er ihr ſeinen Stand und Nahmen. Dieſe Nachricht, die jedes keuſche Herz mit Schaudern und Abſcheu erfüllt hätte, erhob die ehrſüchtige Mechthildis auf den Gipfel der Wonne. Bey der bekannten Abneigung des Kaiſers gegen ſeine Frau hoffte das Fräulein, Heinrich, den ſie anbethe, würde ihr zu Liebe dieß verhaßte Band mit voller Kraft zu zerreißen ſtreben, und ihr die Hand reichen. Der Kaiſer war auch von Mechthildis Zauber ſo beſtrickt, daß er dieß wirklich im Sinne hatte und es kam nur noch darauf an, ſich über die Mittel zu verſtändigen, das ſchwere Werk auszuführen; denn die Liebe und Ehrfurcht, welche Kaiſerinn Bertha allgemein einflößte, und die Achtung für Markgraf Otto, ihrem Vater, hatte den Kaiſer, ſo oft er eine Scheidung betrieb, jedesmahl unüberwindliche Schranken entgegen geſtellt, und es war unmöglich, Bertha vom Throne zu ſtoßen, ehe ſie die Achtung der Völker eingebüßt.

In einer der Unterredungen über dieſen Gegenſtand, der das beſtändige Ziel der Träume und des Nachſinnens für Mechthildis war, fragte ſie den Kaiſer: Alſo ſeit Eurem ſechzehnten Jahre ſeyd Ihr, mein Heinrich, dieſem fürſtlichen Fräulein vertraut, und habt ſie nie geliebt? — Nie! rief der Kaiſer, und ſpöttiſch ſetzte er hinzu: wie hätte dieß auch geſchehen können? Sie war erſt zwölf

Jahre alt, ein Kind, obschon erwachsen und an Verstand und Geschicklichkeiten hoch über ihre Jahre hinaus. Jeden Abend schwatzte mir mein Hofmeister so viel von ihrer Tugend und Schönheit vor, daß ich ihrer müde war, noch ehe ich sie gesehen. Nun kam sie selbst, und war bald noch so kindisch bey ihrem Ernst, bald schien sie auch so sehr über die Welt erhaben, und immer nur in Lüften zu thronen, daß ich einer der Himmlischen hätte seyn müssen, um ein so seltsames überirdisches Geschöpf zu lieben; dabey mußte ich, wo ich mich hinwandte, von ihren Tugenden hören, ihren Ruhm wie eine Last auf den Schultern tragen, und fürchten, es würden insgeheim Vergleichungen zwischen der Göttlichkeit der jungen Gemahlinn und meiner Sündlichkeit angestellt: so konnten wir uns denn nicht in Liebe nahen, und dabey ist es geblieben. Schon oft habe ich gesucht, mich von diesen Ketten zu befreyen; doch es ist mir nie gelungen. Nachdenklich sagte Mechthildis: Sollte denn ein sanftes, junges Herz, ein feuriger Sinn, wie Bertha, nicht das Bedürfniß fühlen, geliebt zu seyn? Sollte ihr das Glück der Liebe gar nichts gelten? Gewiß, rief der Kaiser, nur daß sie es einzig in mir sucht, der ich es ihr nimmer zu geben vermag, denn sie ist mir ganz zuwider, zumahl seit dem ich in Mechthildis den Inbegriff aller Vortrefflichkeiten, die Blüthe aller Schönheit erblickt.

Es käme Alles darauf an, ſagte Mechthildis, die groſſen Augen zu Boden ſenkend, was ihr beſonders anmuthig ſtand, daß ſich jemand der Kaiſerinn zu nähern wagte. Hat denn dieſer überirdiſche Liebreiz kein einzig Herz entflammt? — Sie ſteht zu hoch, fiel der Kaiſer ein, um ſolchen Verſuchungen ausgeſetzt zu werden. Wer dürft es wagen, derjenigen zu nahen, die auch nur den Nahmen meiner Gemahlinn trägt? — „Wenn Ihr aber, mein Heinrich, um dieſen Preis ihrer ledig würdet?" — Wenn? dann ſchwöre ich dir, Mechthildis, dann würde Bertha den Flammentod ſterben, und ich krönte dich als Kaiſerinn! „Wenn aber nicht," fiel das Fräulein, betroffen über des Kaiſers tiefe Bewegung ein. — Wenn nicht, ſagte Heinrich feſt, ſo könnte ich mein Herz zu ihr wenden, denn alsdann wäre die Glorie göttlicher Strahlen, in denen ſie wandelt, nicht kalter, gleisneriſcher Prunk, wofür ich ſie halte, ſondern Tugend und Wahrheit, und dieſe beyden ſind von göttlicher Kraft! — Etwas blaß ſtammelte Mechthildis: es käme auf eine Probe an! — Du verlangſt es? rief Heinrich, und ſein Auge flammte in Zorn und Stolz, ſo, daß das Fräulein nur mit bebender Stimme: ja, ſagen konnte.

Der Kaiſer ſann lange ſchweigend nach, dann ſprach er: An meinem Hofe lebt Adelhart, ein deutſcher Jüngling von fürſtlichem Stamme, ſchön, in ritterlichen Kün-

ſten wohlgeübt, dazu kundig der Mahlerey und des Lautenſpiels, womit er ſelbſt erfundene Lieder begleitet. — Seine Stimme iſt lieblicher, als die der Nachtigall, er iſt ſanft, fromm und voll Anmuth und Sitte. Ich weiß durch Ueberraſchung, da ich ihn traf, wie er einſt Berthas Bild auf einer Tafel von Elfenbein entwarf, daß die Kaiſerinn in ſeinem Herzen thronet. Nie hat ſich ſeiner Augen Blick zu ihr erhoben, es müßte denn aus der Ferne und unbemerkt geweſen ſeyn. Dieſen Jüngling will ich zu gewinnen ſuchen; kann er ihr Herz in Liebe zu ſich neigen, ſo ſtrafe ich die Heuchlerinn, und Mechthildis Schönheit ſoll auf meinem Throne glänzen. Doch Fräulein! vermag es die von mir ſo kalt und ſtolz behandelte Bertha, der Verſuchung zu widerſtehen, ſo wird auch ſtets mein ganzes Herz darauf bedacht ſeyn, ihre Treue zu lohnen!

Ihr glaubt alſo, Heinrich, rief Mechthildis mit einem Hohn, deſſen ſie nicht mehr Meiſterinn war, daß Ihr ſo einzig liebenswerth ſeyd, daß auch ein von Euch verſchmähtes Weib ſich an dem Glück, Euch zu lieben, ohne geliebt zu werden, begnügen könne? — Beſtürzt über die Umwandlung des in Liebe hinſchmelzenden Engels in einem höhnenden Dämon, ſchwieg der Kaiſer, und brachte erſt nach einer langen Pauſe die Worte hervor: Es gilt! und verließ alsbald Mechthilden; ſein beſſeres Selbſt hätte ſich wiederum gegen den Plan empört, die Kaiſerinn hin-

terliſtig zu umgarnen, wenn die ſonſt ſo ſchlaue Mechthildis nicht dießmahl einen Fehlgriff gethan, die empfindlichſte Seite ſeines Ehrgefühls und ſeines Herzens verletzt hätte. So war es denn in der kaum ſich klar bewußten Hoffnung, Bertha werde ſiegen, daß Heinrich zu überlegen begann, wie er den fremden Jüngling Adelhart für ſeine Plane gewinnen wolle. Erfüllt von dieſem Gedanken, kam Kaiſer Heinrich in ſeinem Pallaſt zu Padua an, begierig auf die erſte Gelegenheit, die ſeinem Anſchlag günſtig ſey.

Es war am mondhellen Abend desſelben Tages, als die Kaiſerinn Bertha mit ihren Jungfräulein in der gewölbten Marmorhalle ihres Pallaſtes beym Weben ſaß. Die kühle Nachtluft, mit Düften beladen, wehte zum offnen Aerkerfenſter herein; an der Wand ſpielte die Caminflamme, die wunderſame Lichter und Schatten auf die nahe ſitzende Kaiſerinn warf. Ihr gegen über, doch ungeſehen von ihr, durch einen der Pfeiler verborgen, ſtand Adelhart. Nach der Sitte jener Zeit, wo ſich die blühende Jugend, ſo Jünglinge als Jungfrauen, ſtatt mit Hüten, in ſchöner Sommerzeit mit Kränzen ſchmückte, umfing ein Kranz von weißen Roſen des ſchlanken Jünglings hellblonde Locken; ſein Leibrock war himmelblau, der kurze hermelinverbrämte Mantel purpurfarb, als einem fürſt-

lichen Abkömmling geziemte. Auch die Fräulein der Kaiserinn hatten nicht vergessen, sich mit Mayenglöcklein, Rosenknospen, Eisenkraut, Steinbrech, und was nur Wald und Feld, oder Garten in blühender Mayenzeit darboten, zu bekränzen; nur Bertha trug, als Frau, ein goldstoffnes, deutsches Häubchen, mit Perlen gestickt, und wußte man nicht zu sagen, welches Gold reiner und leuchtender sey, ob das ihres Kopfschmuckes, oder der Wunderglanz ihrer Locken und Flechten, die unter dem Häubchen herab bis fast zur Erde langten. Unbemerkt von der Kaiserinn und ihren Jungfrauen trat Heinrich in die Marmorhalle, als eben die mit Steinbrech bekränzte Emma, die anmuthigste und klügste unter Bertha's Jungfräulein zu ihr sagte: Steinbrech heißt die Blüthe, die Euch so gefällt, in deutschen Landen, man findet sie zumeist an Waldquellen und auf Felsen, und wüßt' ich ein artig Mährchen von ihr zu erzählen. — So erzählt, so erzählt denn, rief Bertha freundlich, und Emma begann die Geschichte von Steinbrech und klein Waldmeisterlein, wie folgt:

Es war eine Zeit, wo die Blumen sprechen konnten, und die Menschen sie verstanden; aus dieser Zeit ist die Geschichte, die ich erzählen werde, zu uns herüber gekommen.

Im Meißner Lande blüht auf hochthronenden Wal-

deshöhen ein zartes, weißes Blümchen, das nur Duft haucht, wenn es regnen ſoll, und wegen ſeiner Zierlichkeit und ſeines künſtlichen Wuchſes das kleine Waldmeiſterlein heißt. Eben da blickt auch die ſchlanke, ſanftduftende, glänzendweiße Steinbrech, aus allen Felsklüften ſiegreich hervor. Wer beyde ſieht, ahnet einen Zuſammenhang zwiſchen ihnen, und muß ſie lieb gewinnen, auch ſind ſie beyde gute Bekannte.

Vor vielen Jahren ging eines Wendiſchen Ritters, eines wilden Heiden, hochbetrübte Hausfrau, ſo eine Chriſtinn war, weinend und einſam in ihrem vom Walde begränzten Burggarten umher. Das Singen der Nachtigallen in den Mayentagen lockte ſie aus dem quellendurchſtrömten, mit prangenden Blumen geſchmückten Garten, in den dunklen Wald die ſanfte Anhöhe hinauf, von deren Gipfel das Gebirgland mit ſeinen ſeltſamen Felshöhen und den hellen Elbſtrom zu ſehen war. Manche ſtolze Serbenburg ſpiegelte ſich von jenen Höhen herab in der freudig rauſchenden Fluth; manch leichtes Schifflein flog bey günſtigem Wind vom Böhmerland mit köſtlichen Waaren beladen, den Strom wie zum Spiele hinunter, und wohin ſich nur die Blicke wandten, war Betriebſamkeit und reges Leben zu ſchauen. Frau Minnhilde fühlte ſich durch dieſen lieblichen Anblick in der Morgenfrühe ſo ſüß erquickt, daß ſie auf kurze Zeit ihrer Lei-

den vergaß, und Blumen pflückte, um sie zum Kranze zu winden, weßhalb sie sich unter den Buchen, mit denen die stolze Höhe gekrönt ist, auf eine der hervorragenden Basaltsäulen des hohen Felshorns niederließ, und nach den Blumen langte, um sie schön geordnet zu winden.

Sie griff zuerst nach einem Moose, welches sie mit Bewunderung abgepflückt, und sorgfältig getragen hatte; Sonnenthau wird es genannt, weil es in der höchsten Mittagschwüle den Thautropfen in seinem Kelche wie eine Perle birgt; doch Minnhilde wußte nicht seinen Nahmen. Als sie es berührte, tönt ihr daraus eine Stimme wie Flötenklang entgegen:

Sonnenthau, Sonnenthau,
Singt dir zu, du holde Frau,
Keine Thrän' hiernieden fällt,
Die nicht mild dein Engel hält.

Und wie nun Minnhilden in Betäubung, ihren Sinnen nicht trauend, nach dem rosigen Je länger je lieber langte, tönte es wie Duft aus dem zarten Kelche:

Je länger, je lieber wird Leid der Bruſt!
Kennſt du nur erſt des Leides Luſt!

Und wie, wenn in Träumen das Wunderbarſte um uns her vorgeht, und uns ganz natürlich dünket, so nahm Minnhilde, der mit den Tönen ein wunderſamer Friede in das Herz gedrungen war, aus der Fülle der Blumen

die kleinſte und ſeltſamſte weiße Blüthe hervor, die plötzlich den erquickendſten Duft zu verbreiten begann, und der Duft wurde zum Liede:

Man nennt mich: klein Waldmeiſterlein;
Mich kennt die Flur, mich lobt der Hain.
Ich bin ein kleiner ſtiller Mann;
Mein Duft zeigt das Gewitter an,
Und nur in Düften warnet gern
Mein zarter, heller Blumenſtern.

Wer wollte warnen hart und rauh,
Und dich zumahl, vielholde Frau?
O frage nur die Blumen all,
Ihr zarter Duft, ihr milder Schall,
Und ihrer Aeuglein ſanfter Stern,
Sie alle tröſten dich ſo gern!

Wer nur die Blumen recht verſteht,
Nie ohne Troſt von Blumen geht;
Das Herz vernimmt, wenn nicht das Ohr.
Der ſüßen Stimme Flötenchor,
Es ſpricht der kleinſte Blumenſtern
Von Gottes ſüßer Liebe gern!

Und wie das Waldmeiſterlein alſo ſang, war es plötzlich Minnhilden, als hätte ſich der Duft des Blümchens verkörpert, und wie im Mondlicht ſchwebte vor ihr die bleiche Geſtalt eines kleinen, von weißen Locken umwall-

ten Greises, der mit braunen Augen lächelnd auf die Edelfrau hinblickte, und sie fast neckend fragte: Du möchtest wohl gern mehr von mir erfahren? — Wie ist mir denn, rief Minnhilde, bist du denn auch ein guter Geist? Gewiß, sprach klein Waldmeisterlein, man braucht mich sogar in der Spezerey zu köstlichen Arzneymitteln, und sey nicht so verwundert, daß du mich siehst; der grobe Stoff ist verschwunden, der deine Sinnwelt umfing, der Blumenduft zeigt dir seine Gestaltung, und du wirst, wenn ich mit meinem grünen Stabe die Blumen berühre, noch weit mehrere sehen und erkennen!

Klein Waldmeisterlein berührte bey diesen Worten ein Gretchen im Grünen, das der Edelfrau zu Füßen lag; dieses stand alsbald als ein schmuckes, noch kindliches Mägdlein im wasserblauen Kleide da; ihr Kranz von grünen, dunkeln Laub beschattete weithin das zierliche Angesicht, dabey trug sie Perlen um den Hals und schöne Stickerey am Kleide. Ein Wink des kleinen Waldmeisterlein bewog sie, Minnhilden ihre Geschichte zu erzählen:

Gretchen im Grünen bin ich,
Blühe gar freudiglich,
Immer im grünmilden Glanz,
Immer geschmückt wie zum Tanz;
War ein Prinzeßchen so fein,
Liebte die Flur und den Hain.

Zaub'rinn mit grämmlichen Sinn,
Hieß Oberhofmeisterinn,
Hielt mich im Schlosse gefangen,
Sprang mir das Herz fast vor Bangen,
Sollte nur fahren nicht gehen,
Stets wie ein Bildniß da stehen,
Wußt' nicht, was thun mehr, was lassen,
Wußt nicht, was lieben, was hassen;
Weinte in kläglicher Noth,
Wünschte mir nichts als den Tod!
Einst, da der Vöglein Lied schallt,
Zog es mich fort in den Wald
Stand da in Blüthe so fein
Freundlich klein Waldmeisterlein,
Gab ich der Blume mein Lob,
Drob sie die Stimme erhob:
Gretchen, Prinzeßchen so bang,
Hörst du der Vöglein Gesang?
Fühlst du im Säuseln der Luft
Leben und freudigen Duft?
Willst nicht ins Schloß mehr hinein,
Blume mit Blumen nun seyn?
Sprach ich ein fröhliches Ja,
Wußte nicht wie mir geschah,
Gretchen im Grünen war ich,
Noch sucht Frau Hofmeisterinn mich!

Käme nicht das Gewitter herauf, das im Kurzen da seyn muß, seufzte klein Waldmeisterlein, so sollten dir alle Blumen hier ihre Geschichte erzählen, denn sie

ſind alle kurzweilig; ich will aber dieſe Gunſt, da die Zeit uns drängt, nur Einer Blume noch verleihen, die dich, Minnhilde, beſonders lieb hat, weil du ihr ungemein ähnlich ſiehſt! Jetzt berührte der grüne Stab die ſchlanke Steinbrech, das Zarteſte aller Blumengebilde, und ein bleiches, hohes, aber mildes Frauenbild ſtand wehmüthig lächelnd vor Minnhilden, und ſahe ſie mit Blicken an, die in Thränen ſchwammen, und wie ſanfte Strahlen bis in die Bruſt der Erſtaunten drangen, die ſich ſogleich zu der lieblichen, ganz in blendendes Weiß gekleideten Geſtalt, in Liebe hingeneigt fühlte. Und wie der holdſeligſte Geſang ertönt' es von den bleichen Lippen:

So hart und ſchroff iſt kein Geſtein,
Die Steinbrech ſenkt die Wurzel ein,
Und thronend auf der Höhe blüht;
Alſo iſt auch des Manns Gemüth:
Beharrlichkeit und ſanfter Muth
Ein Felſenherz erweichen thut!

Ich Steinbrech war vor grauer Zeit
Ein Weib voll Huld und Freundlichkeit,
Ein König war mein Ehgemahl,
Ich prangt' als Blüth' im goldnen Saal,
Doch innerlich voll Schmerz und Harm,
Mehr, als die Aermſt' im Reiche arm.

Mein Ehherr that mich gar verſchmäh'n
Und nur nach andern Frauen ſehn.

Wo ich nur war, er bald entwich:
Da weint' ich ſtill und härmte mich,
Und klagte nur der Nacht mein Leid
In Sehnſucht, Treu und Einſamkeit.

Einſt lockt die Jagd bey Morgenſchein
Uns in die Waldung tief hinein,
Den ſtolzgekrönten Hirſch zu ſahn,
Ich blieb zurück auf grünem Plan,
Der kühle Wald war Glanz und Duft,
Die Quelle rauſcht, der Guckguck ruft.

Doch ich betrübt in meinem Sinn,
Sank weinend in die Blumen hin;
Mir war die Welt ſo öd' und leer;
Mir blühte keine Blume mehr,
Und wünſcht' ich unter'm grünen Zelt
Sey mir alsbald mein Grab beſtellt.

Da trat zu mir im lichten Schein
Ein kleines, mildes Greiſelein,
Der ſah mitleidig auf mich hin,
Sprach: Weine nicht mehr, Königinn!
Kein Mann iſt alſo ſtreng und rauh,
Ihn mildert eine wackre Frau!

Wer biſt du, rief ich, Meiſterlein,
Wie ſchauſt du mir in's Herz hinein!
Waldmeiſterlein bin ich genannt,
Und herrſche hier im Blumenland,
O, traue nur dem Blumenwort,
Die Sanftmuth iſt des Weibes Hort!

Alsbald Waldmeisterlein verschwand
Ein Blümchen lag in meiner Hand;
Ich nahm es mit und war erquickt,
Gar freundlich nun zum König blickt',
Und sieh, es kam der goldne Tag,
Wo er zu meinen Füßen lag!

Wie lieblich war mein Leben nun,
Ich konnt' an seinem Herzen ruh'n.
Wie hoch belohnt ward jedes Leid,
Wie groß war meine Seligkeit,
Wie reich war jede Stund an Lust,
Wie sanft der Tod an seiner Brust!

Verschwinden sollt' mein Daseyn nicht,
Drum thron' ich nun im Frühlinglicht,
Und wer mich sieht, erkennt alsbald
Des Weibes stille Allgewalt.
Dem Mann nur ziemet rasche Gluth!
Die Sanftmuth ist der Frauen Muth!

Hier schwieg die Königinn der Felsen, und ihr süßes Bild zerrann in Duft; Minnhilde aber, noch ganz betäubt von der Wunderkunde, welche ihr die Blumen gegeben, kehrte mit einer Freudigkeit zurück, die ihre zarte Brust selbst vor der Gewitterfurcht im Walde stählte. Die Blumen hatte sie an der Brust, ihre Lehre im Herzen mitgenommen, sie strebte noch ernstlicher als jemahls, den Schroffheiten und der Kälte ihres Ehherrn mit freundli-

cher Milde zu begegnen, und es gelang ihr nicht allein, ihn liebend zu sich zurückkehren zu sehen, sondern ihn auch vom Wendischen Heidenthume zum christlichen Glauben zu bekehren. Blühende Söhne und Töchter erwuchsen dem schönen Bunde, und pflanzten die alte Sage von dem Steinbrech und dem guten, kleinen Waldmeisterlein auf die späte Zukunft fort.

„Gute, zarte Emma, flüsterte die Kaiserinn mit feuchten Blicken, du hast immer nur sinnreichen Trost für mich! — Doch, ach! zu mir wird Heinrichs Gemüth sich nie in Liebe wenden; ehe möcht' ich einen Schock Garn, von einer Bäuerinn gesponnen, durch diesen winzig kleinen Ring hier ziehen können, ehe ich den Tag erlebe, wo ich meinen Ehgemahl an dieses Herz drücke."

So leise diese Worte geflüstert wurden, so hatte der Kaiser sie doch vernommen, und war durch sie sehr bewegt worden; denn er hatte seine hohe Gemahlinn nie so weich gesehen, als sie es in diesem Augenblicke war. Getroster, wie zuvor, in seinem Glauben, daß sie die Probe bestehen werde, und ihn, als ihren Gemahl noch immer im Herzen trage, winkte Heinrich dem schönen Jüngling Adelhart, hieß ihn nach in den Garten kommen, und sprach zu ihm, sobald sie an einen freyen Platz gelangt waren, wo Niemand seine Worte belauschen konnte, folgender Maßen:

Mein Knabe, du weißt, wie lieb du mir bist, und wie sehr ich dein Glück im Herzen wünsche. Wisse, ich habe dein ganzes Gemüth durchblickt, du verzehrst dich in Liebe für die Kaiserinn!

Mein Herr und Kaiser, rief Adelhart erbebend, wenn solch eine sträfliche Gluth in meiner Brust auflodern wollte, ich würde sie in Thränen der Reue ersticken, oder mit kaltem Stahl das heiße Herz abkühlen. Für solchem Frevel sey Gott! Denkt nicht so arg von mir, ich habe es nicht verschuldet!

Und weißt du nicht, Adelhart, entgegnete der Kaiser, daß mein schönes Ehgemahl noch so ganz nur meine Braut ist, als da ich, ein sechzehnjähriger Jüngling, des zarten Fräuleins Hand empfing? — Es ziemt mir nicht, mein hoher Herr, sprach Adelhart erglühend, solchen Dingen nachzuforschen oder nachzudenken; für mich ist Frau Bertha ein reines Gnadenbild aller Zucht, Anmuth, Sittigkeit und Huld, und wenn Ihr sie mit meinen Augen sehen könntet, mein Kaiser, so würden die ihrigen keine Thränen mehr vergießen! — Das werd ich aber nie, rief der Kaiser, den jeder Widerspruch reizte. Du aber bist ein holder und edelmüthiger Jüngling, und recht dazu geschaffen, ein solches Herz zu trösten und zu beglücken. Bewirb dich denn, wenn meine Gnade dir lieb ist, um die Minne der Kaiserinn; du sollst meines

ganzen Schutzes genießen, und wenn ſie dir in Liebe zugethan iſt, laß ich in Rom dieſe Scheinheirath auflöſen, und du reichſt Bertha, Markgräfinn von Ferrara, die Hand.

Wie verſteinert blickte Adelhart in des Kaiſers Auge. Es iſt nicht möglich! rief er dumpf. Wie, es wäre keine Sünde ſie zu lieben, die ich lieben muß? — Gewiß nicht, fiel lächelnd der Kaiſer ein; glaube mir, und ſey guten Muthes, ich werde dir in Allem beyſtehen, du ſollſt insgeheim mit ihr ſprechen dürfen, ſollſt ſtets in ihrer Nähe leben, und wenn ſie dir irgend geneigt iſt, ſo wird ſie bald dein eigen ſeyn! — Adelhart ſchwindelte bey dieſem Geſpräch. — Du biſt wohl nicht mein Fürſt, rief er dem Kaiſer zu, ſondern ein hölliſches Geſpenſt, das die tief verſteckte Sünde in meiner Seele erſpäht, und mich zu böſen Thaten verlocken will? — Ich bin dein Freund und Kaiſer, ſagte Heinrich mild, und finde das ſehr menſchlich und natürlich, was du Sünde nennſt. Ich bin nicht in ſolchen Grundſätzen, wie du, aufgewachſen; denn in meiner Jugend, ſagte mein Hofmeiſter, nur immer zu mir: Geh Sohn, thu, was deiner Jugend gelüſtet, denn unſre Tage ſind gezählt, und ein Thor, wer einen davon verliert! — Adelhart ſchauderte; doch allzu glatt iſt die böſe Schlange, und ſo dacht' er denn, es möchte leicht eher ein gutes Werk, als eine Miſſethat ſeyn, das himm-

liſche Weib einem Mann, der ihrer nicht werth ſey, zu entreißen. Bebend verhieß er dem Kaiſer Gehorſam, und daß er ihm jedes Wort der Kaiſerinn offenbaren wolle. Hoch klopfte Heinrichs Herz, als er Adelharts Thränen ſah; denn er wußte im Voraus, ſeinem Schwur zu Folge, den er Mechthildis geleiſtet, daß er ihn mit falſchen Hoffnungen bethöre. Allein ſchon war er zu weit gegangen, um noch einlenken zu können, und ſeltſamlich kreuzten ſich in ihm die Vorſtellungen von Berthas hohem, ſtolzen Muth und ihrer Unſchuld, von Mechthildis prangendem Geiſt und ihrer Schönheit, und von dem ſeltenen Triumph, den er feyern würde, wenn die hoffnungloſe, verſchmähte Gemahlinn ihm Liebe und Treue bewahrte. So traf er denn Abrede mit Adelhart, was zu beginnen ſey, und begab ſich zu ſeinem Lager, wo ſein verletztes Bewußtſeyn den Schlaf von ihm verſcheuchte.

Während deſſen ſchlug die Feyerſtunde. Säuberlich legten die Jungfräulein ihre Arbeit in duftende Laden, und folgten der Kaiſerinn auf den Altan, um dort der ſchönen Luft zu genießen. Die Gegend leuchtete lieblich im Mondenglanz; aus dem Thal herauf klangen Lautentöne, denen ſich bald eine anmuthige Stimme geſellte, die folgendes Lied ſang:

Ach, all mein Weh kann mich von dir nicht ſcheiden,
Du ſüße Liebe, meine Herrſcherinn,

Du Quelle höchſter Wonnen, höchſter Leiden,
Ohn' dich kein Glück; mit dir iſt Schmerz Gewinn!
Warum ſollt ich um Erdenluſt dann meiden,
Ach, all mein Weh!

Ach, all mein Weh iſt mir noch zu beneiden,
Da ich in ſüßen Schmerzen ſelig bin,
Zum ſanften Lied verwandelt wogt mein Leiden,
Als Sommervöglein über Blumen hin,
Es ſinget Nachtigall in Thränenweiden,
Ach, all mein Weh!

Das iſt Adelharts Stimme, rief Emma, und die muthwillige Adelheit fragte ſchalkhaft: welche mag er denn lieben, ſind wir doch Alle nicht aus Stein gehauen! Bertha aber, die Kaiſerinn, ſchüttelte das Haupt und ſprach: hoffnungloſe Liebe, die ſich in müßiger Schwermuth hinwiegt, iſt eine Gemüthskrankheit; kein edler Jüngling ſollte ſolchen Gedanken nachhängen, es iſt Sünde! Gebeth und Arbeit ſind Heilmittel jeglichen Kummers, die Niemand vergebens anwendet; der beſte Arzt hat ſie verſchrieben! Müßiges Träumen verwirrt die Seele und führt ſie weg vom Wege des Heils. Doch es wird allzukühl, laſſet uns zur Ruhe gehn!

Die Erkerfenſter wurden geſchloſſen, die Kaiſerinn ließ ſich auf den purpurſammtnen Polſter ihrer Bethbank nieder, faltete die zarten Hände, und ſprach mit dem

knieenden Jungfräulein den Abendſegen. Der mit Arbeit begonnene Tag ſchloß mit Gebeth; heiter, wie ein Kind, ging die holde Bertha zur Ruh.

Vor ihrer Hütte ſaß zur nähmlichen Stunde im Vollmondſchein die Montagneſerinn Bertha, und ſpann tief in die kühle Nacht hinein. Es ſaßen vor den andern Hüttenthüren die Dirnen am Feyerabend beyſammen, welche ſich die Zeit mit Mährchen und fröhlichen Liedern verkürzten. Bertha bedurfte der Einſamkeit, wie ſie meinte, um ihr Geſpinnſt ſorgfältiger zu bereiten, eigentlich wohl, um ungeſtörter an Adelbert zu denken.

Was ſpinnt nur Bertha Nacht und Tag, fragten einander die Dirnen, die vor der nächſten Hüttenthür aus ſie beobachten konnten. Ich glaube, rief die Eine, ſie ſpinnt ſich, wie der Seidenwurm, ein Grab. Oder eine Puppe, wie die Raupe, fiel eine Andre ſpottend ein. Scherzet nicht ſo, rief eine Dritte, Bertha ſcheint mir ſo betrübt, — wie nun, wenn die Arme ihr Leichentuch bereitete? — „Leichentuch?" hohnlachte eine Alte; ſie ſpinnt Garn zu Hochzeittüchern; ſie meint, es werde ſie der Edle von Montagnana freyen, und eine Edelfrau könne ſich nicht zart genug betten! Der verrätheriſche Wind trug manches dieſer Worte zu Bertha hinüber,

ſo daß ſie vor Unmuth ſtille Thränen vergoß. Was gilt's hörte ſie noch die Eine rufen, ſie ſpinnt Nacht und Tag, und ich habe mein Schock noch früher fertig, als ſie, und bringe mehr Geld für meinen tüchtigen Faden, als ſie, für ihre Spinneweben heim!

Als nach kurzer Raſt Bertha in der Morgenfrühe wieder an der Arbeit ſaß, da kaum noch erſt die Lerchen munter geworden, kam Adelbert des Weges. Er hoffte nicht Bertha zu finden; Sehnſucht zog ihn nach ihrem Wohnplatz hin. Unbemerkt von der Aemſigen blickte er ſie lange an; ſie ſchaute auf und ſah den Geliebten, der ihrem innern Auge vorgeſchwebt, nun lebend vor ſich ſtehn. Sittiglich nahte ſich ihr Adelbert. Eingedenk der Spöttereyen der loſen Dirnen, hieß ſie ihn traurig willkommen. Was trübt, rief Adelbert, dieſer Augen lichte Morgenſterne? Siehſt du doch aus, wie die Roſe im Gewitterregen! Sey getroſt! Wir dürfen Alles hoffen: Baſe Mechthildis hat ein ſo ſeltſamliches Weſen angenommen, daß mein Vater ihr zürnen muß. Sie herrſcht als launiſche Gebietherinn auf Montagnana, behandelt ihren Wohlthäter, wie wenn er ihr Schützling wäre, und ſchlug geſtern Abend ein höhnendes Gelächter auf, als ihr mein Vater ſeufzend ſagte, er würde fröhlich heimgegangen ſeyn zu ſeinen Vätern, wenn er ſie ſeinem Sohn als Braut zugeführt. Auch ſuchte ſie die Einſam-

keit auf eine ganz befremdliche Weise, und hat gewiß irgend ein unheilbringendes Werk vor, das sie im Dunkeln so emsig betreibt, und dem ich auf die Spur kommen muß. — Adelbert, rief Bertha mit Thränen, das Alles wird mir mein Täubchen nicht lebendig machen! Laß Mechthildis immerhin ihr finsteres Werk betreiben; ist es vom Argen, so wird es sich ihr selbst zum Unheil wenden, wenn es auch gelingen sollte. Der Böse bemüht sich unabläßig und weiß es nicht, daß er sich selbst immer tiefer in sein eigenes Netz verstrickt, je künstlicher er es knüpft. Mein Freund, ich bitte dich, laß den Gedanken an mich fahren, es ist nur noch eine kindische Angewohnheit, über die du mit der Zeit Meister werden wirst! Du bist ein Edler, hast Schlösser, Land und Leute; ich bin in niedrer Hütte geboren, bestimmt, arm und vergessen zu sterben. So lange die gute Großmutter noch am Leben, will ich hier wohnen; nach ihrem Tode verkauf' ich die Hütte und begebe mich in eines der Klöster, die den Waisen als sichre Zuflucht offen stehn. Da werde ich beten, am weinumrankten Zellenfenster spinnen, und dein in Liebe, wie eine Schwester gedenken.

Da ergriff Adelbert seines Mädchens Hand und rief: das wäre mir ein saubrer Edelmann, der seiner Hausfrau nicht das Ansehen zu verschaffen wüßte, als wäre sie von adeliger Herkunft! Du bist meine Braut, Bertha,

und biſt du noch ſo arm und niedrig, du biſt an allen Tugenden reich; das iſt der Frauen Adel! Faſſe Muth und bleibe mir treu; keine Andre, als dich, will ich heimführen!

Raſch umſchlang er die Bebende, küßte ſie und eilte wie im Fluge davon. Sie wußte ſelbſt nicht, wie ihr geſchehen war; an ihrer Hand glänzte ein Ring vom feinſten Golde. Voll ſüßer Wehmuth ging Bertha wieder an ihr Tagewerk und ſpann lauter Liebesträume und Sehnſuchtthränen in die wunderzarten Fäden hinein. Der Morgenſtern fand ſie ſchon immer wach, der Abendſtern noch bey der Arbeit; nur im emſigen Fleiß fand ſie den Frieden, und immer näher kam der Tag, wo ſie das vollendete Schock des allerfeinſten Garnes auf den Markt nach Padua tragen wollte. Sie wußte nicht, daß Adelbert dorthin nach Hof gegangen war, um mit andern Jünglingen, zumahl mit deutſchen, von denen noch viel zu lernen war, ſich in den Kampfſpielen zu üben.

Während deſſen wiegte ſich die ſtolze Mechthildis in frevelhaften Träumen eines nahen Glücks. Beym Kaiſer, wie bey ihrem Vetter, ſtand ihr eine Bertha im Wege; doch war es ihr lieb, daß die Montagneſerinn von Adelbert geliebt wurde, und ſie verhindert hatte, ein ihrer Meinung nach, unwürdiges Loos zu ergreifen. Mechthildis liebte weder Adelbert, noch war ſie dem Kaiſer zu-

gethan, sie liebte nur sich selbst, obwohl sie glaubte für den schönen Heinrich zu glühen. Des Vetters Zug nach Padua sah sie mit Freuden; ihr schien, als beobachte er sie und spähe ihren heimlichen Gängen nach; ihr schauderte vor der Gefahr einer Entdeckung. Der dichteste Schatten eines Myrthengebüsches barg ihre Unterredung mit Kaiser Heinrich, der nicht versäumte, ihr von Adelharts Bemühungen um seine Gemahlinn Nachricht zu geben. Jener Bethörte, den Heinrichs schlaue Ueberredungskunst umgarnte, hielt in Gedanken die Kaiserinn schon für gewonnen. Seine Selbstverblendung ließ ihn in jedem gütigen Blicke, in jedem Worte der hohen Frau etwas finden, daß seinen Hoffnungen schmeichelte, und, getäuscht durch des eitlen Jünglings Berichte glaubte der Kaiser mit Entsetzen die Stunde sey nah, wo Berthas Fall ihrer Feindinn den Triumph bereite, und aufs Neue bestätige, daß ein Weib ein elendes und schwaches Wesen sey, ein Rohr im Winde, eine lauschende Untiefe mit Blumen bedeckt, eine Fluth, die jedes Bild, welches ihr naht, liebkosend zurück spiegelt.

An einem schönen Abende, als nach vollbrachtem Tagewerk die deutsche Kaiserinn, mit ihrem Liebling Emma allein auf dem Balkon zurück geblieben war, indeß sich die übrigen Jungfräulein im Garten mit Ball-

ſchlagen ergötzten, blickte die ſchöne jungfräuliche Gemahlinn Heinrichs träumeriſch in den goldnen Abendhimmel, der die fernen Gebirge mit veilchenblauem Duft umwob, und aus den durch grüne Fluren und dunkle Waldungen weit hingeſchlängelten Fluthen zurück geſpiegelt glänzte.

„Trocknet Eure Thränen, meine holde Gebietherinn, bat liebkoſend Emma die Trauernde. — Gönnt Eurer Seele den Frieden, der ſo golden vom Himmel herab die Fluren umfängt! Ihr ſeyd ſo huldig, ſo ſanft und fromm, wie möget Ihr nur — o, verzeihet meiner Kühnheit! — Eures Herzens ganzes Heil auf einen Mann bauen, der, obwohl ſchön und tapfer, groß und herrlich, dennoch durch ſeine ſie nie verläugnende Abneigung Eurer Liebe unwerth iſt, und mehr noch jetzt, als er jemahls war? Gewiß iſt das Gerücht nicht ohne Grund, das ſich ſeit einiger Zeit verbreitet, daß eine ſchlaue Buhlerinn ſein Herz in unauflöslichen Netzen verſtrickt hält!"

Holdſelig lächelte Bertha unter Thränen hervor, und ſprach:

O, traue nur dem Blumenwort:
Die Sanftmuth iſt der Frauen Hort!

Wiſſe, meine Emma, daß ich den Kaiſer mehr, als jemahls und voller Hoffnung liebe. Die arge Welt erſpäht ſeine Unvollkommenheiten und Fehltritte, dichtet ihm auch wohl welche an; der Liebe war es aufbehalten,

ſeine Tugenden zu entdecken! Folge mir, Emma, ich will dir zeigen, auf welchen Grund ich meines Ehherrn Beſſerung baue!

Bertha nahm die überraſchte Emma an die Hand, und führte ſie durch die Halle, eine gewundene Treppe in einen der nahen Schloßthürme hinauf, deſſen höchſtes Zimmer ſie aufſchloß. Von hier aus ging die Ausſicht in einen der Höfe des Schloſſes. Man konnte durch die Gallerie in die Fenſter des Kaiſers blicken, die bey der warmen Sommerluft offen ſtanden; ſeine Zimmer waren leer und dunkel. Verwundert über das Beginnen der Kaiſerinn ſchaute Emma nach dem einſamen Hofe hinunter, und im ſtillen Gemach des Thurmes umher. Sie fand hier nur ein Marienbild, mit Kränzen umhangen, und eine Bethbank. Weit hinaus auf die Landſchaft konnte man aus den Fenſtern blicken.

Wenn Alles noch ſchläft, ſagt die Kaiſerinn, ſo pflege ich allein hier herauf zu ſteigen, meine Andacht zu verrichten und der Gnadenmutter friſche Blumen darzubringen. Ich hatte dieſen Ort ſtets vor Allen auserwählt, weil er ſo ſtill und einſam, ſo hoch liegt, wie eine heilige Stätte auf Bergesgipfel. Es iſt noch nicht lange her, daß ich auch ein Mahl aus dem Fenſter hinabblickte, welches auf dieſen viereckten verſchloßnen Hof geht, zu dem Niemand Zutritt hat. Mir war unbekannt, daß es

die Gallerien der Zimmer des Kaiſers ſind, die ihn umgeben. Gern wollt' ich dir erzählen, was ich erblickte, wenn nicht die Stunde nahte, wo ich hoffen darf, ein ähnliches Schauſpiel werde mir die Erzählung erſparen.

Kaum hatte Bertha ausgeredet, als die Zimmer des Kaiſers hell wurden. Ganz deutlich ſahen die beyden Lauſcherinnen, den hohen Fürſten einen gebeugten Greis in ein Schlafgemach führen, das dicht an ſeinem eigenen Ruhezimmer lag. Sorglich ließ der Kaiſer den in dürftige Gewänder gehüllten, ſchwankenden und bleichen Alten auf Polſtern nieder, ergriff ein Becken, in welches er Wein goß, und wuſch dem Greiſe Stirn und Schläfe mit der balſamiſchen Fluth der Rebe. Hierauf kam des Kaiſers älteſter Kämmerling, ſtellte eine Wanne hin, und füllte ſie mit lauem Waſſer; der Greis mußte ſich des ſtärkenden Fußbades bedienen; der Kaiſer ſelbſt trocknete ihm die Füße und nahm ihn ſodann mit in ſein Schlafgemach, aus welchem Beyde bald darauf wieder hervor kamen, der Greis neu und fein angethan mit des Kaiſers eignen Kleidungsſtücken. Nun brachte der Diener eine Tafel mit erquickenden Speiſen und Wein beſetzt. Heinrich ſahe wohlbehaglich den Greis ſich laben, und ließ mit ihm den Becher auf ſein Wohl klingen, nach beendigter Mahlzeit umhalſete er ihn, wies ihm ſeine Ruheſtelle an, und ging hinaus, vermuthlich um noch

mit den verſammelten Rittern ſich in der Abendkühle zu ergehen.

Emma hatte im Lauſchen den Athem angehalten. Kaum war Heinrich fort, und der Greis, nun einſam, auf die Bethbank knieend hingeſunken, als Emma erathmend ihrer Gebietherinn Hand ergriff und ſie mit Thränen und Küſſen bedeckte. „Kein Tag vergeht, ſprach unter ſanften Thränen die Kaiſerinn, daß mein Gemahl nicht ein ſolches Werk chriſtlicher Milde begeht. Mit eigner Hand, mit unverkennbarer Liebe pflegt er die Armen, Kranken und Betrübten, nimmt ſie zur Nacht in ſeinem Schloſſe auf, und ſendet ſie erquickt, neu bekleidet und reich beſchenkt nach Hauſe. Und dieſe Tugend, die ſich ſo ſorgfältig verbirgt, dieſe Milde, die bezeugt, daß ſein hohes Herz eine lautre Liebesquelle in ſich ſchließet, die auch mich ja dereinſt ihrer Schätze theilhaftig machen kann, macht mich ihm ewig ergeben! Sollt' ich zeitlebens ohne Erwiederung lieben, ſo iſt er dennoch meiner Liebe würdig!"

Emma ſchwieg und ſtieg mit der Kaiſerinn wieder in die Halle hinab, die ſchön erleuchtet und mit grünen Reiſern und Blumengewinden geſchmückt, von Adelharts ſanften Liedern ertönte. Seit dem der Kaiſer den nähern Zutritt Adelharts zu ihr durch ſeine Ernennung zum Kämmerer Berthas begünſtigt hatte, fühlte ſich dieſe von des

Jünglings zarten Aufmerkſamkeiten, wie von einem lieblichen Blumennetz umwoben, und ließ ſich ſeine ganz in den Schranken der ehrerbiethigſten Ergebenheit bleibenden Huldigungen gefallen. Sie wähnte, ſeine Leidenſchaft, die ſie wohl früher errathen, habe ſich in mildere Gefühle aufgelöſt, und ihm genüge es, in ihrer Nähe zu ſeyn. Weicher und milder, als je geſtimmt, duldete ſie an dieſem Abend ſeine Annäherung, fragte ihn huldvoll nach ſeinem Wohlſeyn, nach Aeltern und Vaterland, und ging im Geſpräche mit ihm auf den Balcon hinaus. Dieſe überraſchende Gunſt machte den Jüngling verwegen; die mühſam verhaltne Leidenſchaft brach in Thränen aus, er ſank knieend vor der Kaiſerinn nieder, ergriff den Saum ihres Gewandes und ſagte halblaut: Jetzt Gewährung oder den Tod! Dieß tiefe Thal wird mein Grab, oder Euer Auge ſtrahlt mir als Sonne ewiger Huld und Liebe! O, ſüßeſte der Frauen! Eure Kälte vermocht ich zu tragen, aber Eure Milde nicht! Nennt mir Tag und Stunde, wo ich Euch mein ganzes Herz ausſprechen darf, wo dieſer Flammenpein des lechzenden Sehnens von Euern Lippen Linderung thaut, oder ſeht mich hier, durch einen Sprung in die Tiefe, allen meinen Qualen ein Ende machen!

Sprecht Ihr wahr? Ihr wolltet ſolch einen Frevel begehen? rief Bertha mit Entſetzen, und der Vermeßne

fiel mit flammenden Blicken ein: Ja, denn meine Seele liebt nichts, als Euch, auf Erden. Ich will den Himmel an Eurer Bruſt, oder die ewigen Qualen; für mich gibt es keine Wahl! O, ſeliges Weib, zerſprengt die Feſſeln des armen, liebeleeren Lebens, zu welchem Eure eigenſinnige Strenge Euch verdammt! Gebt meiner Liebe Gehör; ich will Eure Freyheit von ſchnöden Banden, Eure Hand in Zucht und Ehren, nicht Euer Verderben! Wer dem Liebloſen Liebe zuwendet, der füllt ein Sieb mit Waſſer, und brütet über einem Stein! Ich weiß es, daß Ihr mir hold ſeyd, darum gönnt mir nur eine Stunde, wo ich Euch alles ſagen kann, Euch darthun, daß ich Euch in Ehren liebe, wie es einem deutſchen Fürſtenſohne ziemt.

Bertha ſchwieg, Adelhart lag noch immer zu ihren Füßen; des Augenblicks fürchterlicher Drang betäubte ſie. Steht auf, ſagte ſie ſchnell entſchloſſen, und ſeyd morgen um Mitternacht auf dem Gange vor meiner Kammer; ich werde mit Euch ſprechen! Und ſchnell entwand ſie ſich ihm und ſtand in der Halle mitten unter ihren Frauen.

Kaum vermochte Adelhart ſein Entzücken zu bergen. Der Himmel war auf die Erde herabgeſunken, Berthas Herz neigte ſich ihm in Liebe! Taumelnd vor Wonne eilt er zum Kaiſer, ihm die Erfüllung ſeiner Wünſche und ſein nahes Glück zu verkünden. Wie ein Donnerſchlag

traf dieſe Nachricht Heinrichs Ohr. Er konnte nicht ſprechen, ſeine Wange glühte, er ſah im Geiſte die Kaiſerinn auf dem Holzſtoß, Mechthildis auf dem Throne, den liebeſeligen Jüngling in Verzweiflung. Seine Sinne verwirrten ſich bey dieſen Vorſtellungen; er griff zum Schwert, und würde den Unglücklichen, der ihm die Ehre rauben wollte, durchbohrt haben, wenn ihm nicht plötzlich wieder eingefallen wäre, daß er allein des eignen Unglücks Stifter, der Getäuſchte nur ſein Werkzeug ſey. So geboth er ihm denn mit finſterm Blick, ſich zu entfernen. Der betäubte Adelhart, unſchlüſſig, was er von dem Unmuth ſeines Kaiſers zu halten habe, gehorchte ſchweigend, und dieſe Wahrnehmung ſowohl, als die Erwartung des verheiſſenen Glücks ließ ihm in jener Nacht keine Stunde Ruhe. Es hatte dem Jüngling große Ueberwindung gekoſtet, in des Kaiſers Plan einzugehen; nun die von zarter Kindheit an gehegte Neigung gegen die ſtrahlende Kaiſerinn, durch jenes Zureden aus ihrer Unterdrückung zur hellen Gluth empor gelodert war, hatte er ſtrafbaren Hoffnungen Gehör gegeben. Das Ziel, das Heinrich zu erſehnen betheuerte, war erreicht, Bertha war gewonnen, ſie ließ gewiß bald ihren Gemahl frey; nahe war die Auflöſung der Schein-Ehe, und dennoch ſchien der Kaiſer unwillig und voll Kummer zu ſeyn! So quälend dieſe Vorſtellungen waren, ſo beſiegte ſie doch die hoff-

nungvolle Liebe, und geſchmeichelte Eitelkeit wiegte ſie in Schlummer ein. Eine Stunde an ihrer Bruſt, die für mich glüht, rief er aus, und ſollt' ich ſie mit meinem Herzblute zahlen! — So ſchlief Adelhart ein, und träumte von ſeinem nahen Glücke. Nicht minder bewegt war der Kaiſer in ſeiner Kammer. Auch Bertha fand keine Ruhe; ſinnend und in Thränen traf ihre Augen der lichte Morgenſchein, der Geſang der Vöglein ihr Ohr. Da ſprang ſie auf vom Lager, bethete, und rief ihrem Geſinde um ſich über die Ordnung des Tages und den Bedarf des kaiſerlichen Hofhalts zu beſprechen, denn dazumahl waren ſelbſt Kaiſerinnen, was jetzt wenig reiche Frauen mehr ſeyn mögen: Hausfrauen, Arbeiterinnen, und ihrer Kinder Pflegerinnen, und duldeten auch nicht, daß ihre Sprößlinge andre Nahrung einſogen, als die lautere Liebesquelle von der Mutter Bruſt. An dieſem Morgen ging ſelbſt die Kaiſerinn auf den Markt, um zu einem beſondern Werk, das ſie vorhatte, Bindfaden und Nehgarn einzukaufen. Sie begab ſich früh dahin, nur von Emma und einem Diener begleitet.

Auf dem großen, von ſtattlichen Gebäuden umgebenen Markte zu Padua ſaßen ſchon in der Frühe dieſes Morgens die Bäuerinnen von den umliegenden Dorf-

ſchaften auf Steinbänken im Schatten hoher Pappeln, am Marmorrande des Brunnens, der Käuferinnen harrend. In Körben lagen die Waaren zierlich aufgeſchichtet, und mit duftenden Kräutern, Gezweig und Blumen überdeckt, um ſie vor Staub zu ſchützen. Es glich an dieſem ſchönen Morgen der wohlbeſtellte Markt eher einem Luſtgarten, als einem Waarenlager.

In einem hohen Platanengange an der Weſtſeite des Marktes ſah man zwey Reihen der Montagnanerinnen, welche Flachs, Linnen und ſauberes Geſpinnſt feil bothen. Einzeln ſaß Bertha auf einer Raſenbank, in feine weiße Leinewand gekleidet, einen Blumenſtrauß am ſchwarzen, goldverbrämten Mieder, das braune Haar mit Bändern durchflochten, den Sonnenhut mit Kornblumen geſchmückt. Ein Körbchen, zart und leicht, ſtand, mit Roſen überdeckt, zu ihren Füßen. Sie ſchien das Ziſcheln der Dirnen und ihr höhniſches Lächeln, das ſichtlich ihr galt, nicht zu beachten.

Bald, ſo verſammelten ſich die Frauen aus der Stadt, ihren Einkauf zu beſorgen. Eine reichgekleidete Matrone nahte ſich Bertha, und begehrte zu ſehen, was ſie unter den Roſen berge? — Meine Arbeit iſt darin, Euer Gnaden, ſprach Bertha. Da hob die Matrone das leichte Körbchen in die Höhe und rief: eine wahre Flaumfeder: wie kann darin eine Arbeit ſeyn? — Die leichteſte Arbeit

iſt die ſchwerſte, edle Frau, fiel Bertha ein, das dürft' ihr glauben, und ſo ihr nicht geneigt ſeyd, fünfzig Silberpfennige für das Schock Garn zu zahlen, ſo hier im Korbe liegt, ſo könnt ihr euch die Mühe ſparen, die Arbeit anzuſehn.

Fünfzig Silberpfennige? rief Alles aus einem Munde. Fünfzig Silberpfennige, für ein Schock Garn! Hohnneckend wiederhohlten die Montagnanerinnen alle dieſe Worte, und riefen Bertha zu: Geh du mit deiner Spinnwebe! Eine alte geputzte Jungfer aber ſtreckte ihre Spinnenfinger aus, und ſagte mit hämiſchen Blicken: Vielleicht iſt es aus Mondſchein geſponnen, und zerreißt, wenn man es ſchief anſieht. Zeigt doch dieß Meerwunder! Indem die dürren Hände ſchon in die Roſen greifen wollten, zog Bertha das Körbchen weg, und ſprach: laßt mir nur mein Geſpinnſt, Fräulein; das iſt für zarte, weiße Händlein beſtimmt. Was meint ihr denn? Ein Schock Garn, das durch den allerkleinſten Ring gezogen werden kann, iſt doch wohl fünfzig Silberpfennige werth und mehr? Wüßt' ich nur, wo die Frau Kaiſerinn wohnt, die ſolche Arbeit zu ſchätzen weiß, ich erkühnte mich, der hohen Frau mein Geſpinnſt zu verehren, denn ob ich gleich nicht reich bin, iſt es mir minder um das Geld zu thun, als um die Ehre, daß meine Arbeit ihren Preis finde!

Da neigte ſich ein überaus liebliches und blühendes Angeſicht über Berthas Schulter und ſprach: So kühn biſt du, junge Dirne? Kennſt du die Kaiſerinn? — Verwundert ſchaute dieſe ſich um, und ſagte, betroffen von der Hoheit und Schönheit der ſtrahlenden Frau: Nein, ich kenne ſie nicht; doch wenn Euer Gnaden ſo verſtändig ſind, als engelsſchön, ſo werden Sie gewiß meinem Werke die Ehre geben! Somit langte Bertha die zarten Fäden aus dem Körblein, und überreichte ſie der Unbekannten, welche alsbald von der Hand einen koſtbaren Fingerreif nahm, und das Schock Garn ſo leicht hindurchzog, als ſey es nur ein einziger Faden. Als dieß geſchehen war, hob die Unbekannte thränenſchwere Augenlieder zum Himmel, und faltete die Händlein, darin ſie noch das Garn hielt. Alles umher aber war ſo ergriffen und ſtill, daß man die Wipfel der Platanen ſäuſeln, und den Springborn rieſeln hörte.

Nachdem die hohe Fremde ſich gefaßt, nahm ſie vom Hals eine goldene Kette, überreichte ſie Bertha, und ſprach: Nimm hin, du zartes Mägdlein für deinen Fleiß und deine Kunſt, und wiſſe, dir iſt mehr als deine Arbeit gelungen!

Das betäubte Mädchen hielt die funkelnde Kette, mit dem reichen Juwelenſchloß bebend in den Händen, und ehe ſie ſich noch beſinnen konnte, war die hohe Frau

verſchwunden. Neugierig, ſtaunend, lobpreiſend drängte ſich Alles um ſie her; doch die Kette und Alles war Bertha gleichgültig, nur der Engelsblick der Fremden, nur ihrer Stimme melodiſcher Klang erfüllte ſie. Wer iſt Sie? Wo blieb Sie? rief Bertha aus, und die alte, höhniſche Jungfer, die nun ganz Demuth war, ſagte mit andächtiger Verneigung: Es war die Frau Bertha kaiſerliche Hoheit Gnaden! — Die Kaiſerinn! rief Alles wieder, ein Taumel erfüllte den ganzen Markt; Niemand dachte mehr an Kaufen noch Verkaufen; Berthas Neiderinnen waren nun die eifrigſten ſie zu preiſen, und ihr zu ſchmeicheln; mit Ehren wurde ſie zu ihrer Hütte geleitet, wo die Großmutter ihrer harrte, die bey der Kunde dieſes Vorgangs und beym Erblicken der Kette vor Freuden zu ſterben vermeinte. Bertha aber ſeufzte im Herzen: Mein Adelbert, wenn Du es wüßteſt!

Schweigſamer und tiefbewegter, als je, ſchien die Kaiſerinn an dieſem Abend zu ſeyn. Der bebende Jüngling, der die nahende Mitternacht mit ahnungvoller Scheu und Wonne erwartete, wagte nicht die Augen zu ihr aufzuheben. Er fürchtete, ein Laut, ein Blick könne das Geheimniß der kommenden Stunden verrathen.

Bertha hielt früh und sehr lange ihre Abendandacht. Sie hatte an diesem Tage ihren Gemahl gar nicht gesehen, und war darüber sehr traurig. Schon in der neunten Stunde beurlaubte sie die Jungfräulein, und behielt nur Emma bey sich, mit welcher sie sich in ihr Zimmer begab. Adelhart war mit seiner Laute in den Schloßgarten gegangen, der Kaiser war den ganzen Tag in seinem Zimmer geblieben.

In tiefe Stille eingehüllt lag Kaiserburg, Stadt und Flur; kein Stern war am Himmel sichtbar, kein Lämpchen brennte mehr im Schlosse. Zwölf dumpfe Schläge vom Thurme verkündeten die Geisterstunde: da naht' es sich mit leisen Schritten dem Gange von Berthas Schlafgemach. Mit bangem Herzklopfen lauschte die Kaiserinn, hörbarer wurde das Schleichen, plötzlich vernahmen beyde Frauen ein Geräusch, gleich einem schweren Fall, und ein banges Winseln erschallte.

Es ist an der Zeit, Emma! rief die Kaiserinn, und diese eilte, die Thür zu öffnen. Die hohe Frau trat hinaus in die Dunkelheit und nachdem sie sich gefaßt, sprach sie mit mühsam verhaltenen Thränen: Seht, Adelhart! Wie Ihr hier im klüglich gestellten Netz gefesselt und wehrlos am Boden liegt, so lieget Euer armes Herz in der Sünde Netzen! — Nicht weiß ich, wodurch ich den Frevel verschuldet, so Ihr an mir verübt;

denn meine Blicke wie mein Herz, ſind nur auf einen Gegenſtand gerichtet, auf meinen Herrn und Gemahl! Ich vermeinte, Güte und Erbarmen mit Eurer Thorheit, ſollten Eure Gluth in Sitte und treuergebne Demuth umwandeln; doch ich habe mich getäuſcht! Ihr ſelbſt ſeyd in dieß Netz hineingerannt, ohne mein Verſchulden; ich komme nun, ein ernſtes Wort zu Euch zu ſprechen. Dem Kaiſer habe ich Eure Unbilden verſchwiegen; auch meine Jungfräulein wiſſen nichts davon, außer meiner Emma hier, mit deren Hülfe ich dieß Netz geſtellt, dazu bin ich ohne Fackel gekommen, um Eure Schande nicht zu ſehen. Emma wird die Schlingen losknüpfen, die Euch halten; entfernt Euch dann von meinem Angeſicht und vergeht Euch nicht fernerhin gegen edle Frauen! Lernt einſehen, daß Ehre und Tugend höher ſind, denn flüchtiges Erdenglück, und daß ich um dieſe Güter alles andere hingeben würde, ſelbſt wenn ich nicht meinen Eheherrn, wie meine Seele liebte. Fahrt wohl, Adelhart! werdet ein wackerer Rittersmann, vergeßt nicht dieſer Nacht, und lernt an Frauentugend glauben!

Kein Laut erfolgte auf dieſe Rede; die Kaiſerinn wandte ſich weg und ging in ihre Kammer zurück. Emma aber nahm das Meſſer von ihrem Latz, und ſchnitt mit unſäglicher Mühe die Bindfaden durch, mit denen das Netz zuſammen geknüpft war. Wie ein Vöglein ſchlüpfte

der Gefangene aus dem Garn, bebend enteilte er dem Schauplatz seiner Schmach.

Eine tiefe Stille erfolgte. Die hohe Bertha fand auf ihrem Lager den Friedensschlummer, den die Unschuld gibt; Emma blieb auf Polstern zu ihren Füßen.

Am Morgen darauf, als nach dem Frühstück die Kaiserinn unter ihren Jungfrauen saß, und schon mit lebhaften Farben das Bild der nächtlichen Scene auf einem Teppich zu sticken begann, trat der Kaiser mit einem so heitern Antlitz in die Marmorhalle, als sey ihm ein neues Reich geschenkt. Er ging auf die Kaiserinn zu, umhalsete sie liebreich vor aller Augen, küßte sie und sagte leise: mein ehrliches, treues, frommes Weib.

Da wurde Bertha bleich vor Wonne und Weh, und barg ihr Haupt an seiner Brust, auf welche ihre Thränen hinab zitterten. Die Jungfräulein aber meinten, was sie sähen, wäre nur ein Traum.

Als sich Bertha von der süßen Ueberraschung erhohlt, bat sie den Kaiser mit ihr nach Montagnana zu kommen, zeigte ihm das Garn und sprach, sie wolle die holde Dirne, deren Werk ihr die Verheissung ihres nahen Glückes gegeben, kaiserlich belohnen. Montagnana! rief Heinrich erröthend, denn er gedachte dabey der arglistigen Mechthildis, besann sich eine Weile und sprach als-

dann: ja, wir wollen dahin, wo du gedenkſt; Lohn und Strafe müſſen ihr Recht haben!

Der Kaiſer gab ſeine Befehle, und in kurzer Zeit ſtanden die weißen Zelter der Damen, und die muthigen Roſſe für die Ritterſchar bereit, die dem hohen Paar folgen ſollte. Durch blühende Wieſenpfade und Waldung ging der Weg nach dem luſtigen Thal Montagnana. Adelbert hatte ſich dem Zuge angeſchloſſen; der unglückliche Adelhart ließ ſich nicht ſehen. Nie ſpornte wohl ein muthiger Jüngling ſo freudig ſein Roß, als Adelbert an dieſem heitern Morgen, und nie leuchteten ſüße Blicke ſo wonniglich durch ein grünes Thal, als die der hochentzückten Kaiſerinn.

Als der prachtvolle Zug um eine Felſenecke bog, erſahe die hohe Frau ſogleich das Mädchen vor der Hüttenthür, ein neues Geſpinnſt beginnend; ihr zur Seite ſaß die freundliche Großmutter. Adelbert mit hochklopfendem Herzen hielt ſich mit Fleiß verborgen.

Vom Gemahl in ſeinen Armen empfangen, ſchwang ſich die Kaiſerinn vom Roſſe, ließ ſich von einer der Jungfräulein das Garn reichen, das Bertha geſponnen, und ging auf ſie zu, die der hohen Frau zu Füßen ſank. Bertha, ſprach ſie zu ihr, ſie mild umfangend, du empfängſt hier dein Garn zurück, um eine neue Arbeit damit vorzunehmen. Knüpfe das Ende an dieſen Nußbaum,

und gehe damit durch Thal, Feld und Waldung, so weit das Garn nur reichen will. Was du damit umfängst, ist dein, denn du hast mir große Freude bereitet!

O Himmel, ich träume nur, rief Bertha, immer noch zu der Herrlichen Füßen; doch diese hob sie auf, und ermunterte sie freundlich. Der Kaiser aber faßte mit der Hand das Kinn des schlanken Mägdleins, hob ihr gesenktes Haupt, und sprach liebreich: Wahrlich, eine schmucke Dirne; Zucht und Demuth verschönern sie, und sie ist ihres Glückes werth.

Sieh diesen Ring, Bertha, sprach die Kaiserinn, ich hatte einst gesagt, eh würde ein Schock Garn hindurch gezogen werden können, eh sich meines Mannes Herz in Liebe zu mir neigte. Du hast dieß Garn gesponnen, und warst die Sybille, die mir mein nahes Glück verhieß! Nimm auch nun den Ring zum Angedenken; dein fleißiges Händlein ist zart, du darfst ihn wohl tragen!

Indem die Gütige den Ring an Berthas Finger steckte, gewahrte der Kaiser Adelberts goldenes Pfand der Treue und sprach: Beringt, bedingt! Ey, Mägdlein, wo hast du den Bräutigam? — Bertha erglühte und Thränen sanken auf ihre Wangen nieder, dann wurde sie leichenblaß und bedeckte ihr Angesicht mit beyden Händen; konnte sie, die in der Hütte Geborne, den Edlen von Montagnana nennen? Doch er selbst trat hervor,

und ſprach: Mein Kaiſer und Herr! Dieß ſüße Kind iſt meine verlobte Braut, Dank ſey es Eurer Huld, daß mein Vater dieſen Bund nun freudiger ſegnen wird; doch ich hätte ſie vor Tauſenden erwählt; ohne Ahnen, ohne Schätze, um ihres frommen Herzens und ihrer keuſchen Liebe willen! Hiermit ging Adelbert auf die Erwählte zu, und zog ſie ſanft an ſeine Bruſt.

Heinrich heftete einen langen Blick auf ihn, und ſprach: Auf Eurer Burg iſt ein Fräulein, Eure ſchöne Baſe. Ich kenne ſie, und es iſt mein kaiſerlicher Befehl, daß ſie mit einer reichen Morgengabe aus meinem Schatze in ein Kloſter gebracht werde; der Himmel gebe, daß ſie dort die Krone des Heils erringe.

An dein Tagewerk, ſchönes Kind! rief die Kaiſerinn, die den Zuſammenhang dieſer Begebenheiten zu ahnen begann. Adelbert ergriff das Garn, knüpfte es an den Nußbaum, und geleitete ſeine Verlobte, der auf der Kaiſerinn Wink die Jungfräulein, Ritter und Diener folgten, um die mit dem Garn umzogene Gränzlinie des Gebiethes, welches künftig ihr Eigenthum ſeyn ſollte, mit Pflöcken zu bezeichnen. Die hochbetagte Großmutter aber bat das kaiſerliche Paar, in das Gärtlein zu treten, wo eine dunkle Laube am Felsquell Duft, Schatten und Kühlung both, indeß ſie mit den Dorfbewohnern die Mahlzeit bereiten wollte.

Heinrich und seine Gemahlinn waren nun allein in der Laube, kaum stahl ein Blick der Sonne sich hinein. Mit Thränen umfaßte der Kaiser die Knie der süßen Bertha, und sprach: »Nicht will ich deine Huld als Beute hinnehmen, ohne daß du ganz erfährst, wie so schwer ich mich an dir vergangen! Alles, alles will ich dir gestehen! — ich will nichts wissen, sprach Bertha sanft; was könntest du mir Holdseligeres sagen, als daß du mich liebst? — Nur das Eine erfahre, sprach Heinrich, daß ich gestern selbst im Netze zappelte, das du geknüpft; ich fiel in meine eignen Schlingen, doch mir zum Heil, ich segne diesen Fall! Ich hatte Adelhart verbothen, selbst zu dir zu gehen; dich hatte ich beschämen wollen, und war selbst der Beschämte; fangen wollt' ich dich, und war der Gefangene, siegen wollt ich über deinen Ruhm, und war der Besiegte. Doch du wirst mir verzeihen, denn die Liebe hofft Alles, glaubt, vergibt und duldet Alles!

Während das selige Paar den neuen Bund der Versöhnung feyerte, ging Bertha mit dem Garn um die blühenden Gehäge des Thales unter süßen, traulichen Gesprächen; sie umzog Feld, Wald und Wiese auf mehrere Stunden im Umfang; es schien, als verlängere sich immer noch der zarte Faden in der kleinen Hand. — Sorgfältig bezeichneten die kaiserlichen Diener die Gränzen

des ihr zuerkannten Gebieths, indem ſie ihren Schritten folgten.

Erſt in der Abendkühle gelangten die Pilger wieder von ihrer Freudenfahrt zu Berthas Hütte. Der Mond ging eben hinter den Felshöhen auf, und ſpiegelte ſich in der klaren Fluth des Waldbachs, der das friedliche Dorf durchrauſchte. Eine förmliche Urkunde, von den Gerichten des Dorfes ſogleich mit Fleiß ausgeſtellt, beſtätigte der holden Spinnerinn das Gnadengeſchenk der kaiſerlichen Majeſtät.

Adelberts Vater, Erwin, war, von ſeiner Nichte begleitet, auf das Gerücht der ſeltſamen Begebenheiten, das bis zur Burg hinaufgedrungen war, herabgekommen. Huldreich erklärte ihm der Kaiſer den Verlauf der Dinge. Mechthildis war bey dieſem Geſpräche bleich, wie man den Neid, auch wohl den Tod zu mahlen pflegt. Der Alte gab Bertha und Adelbert ſeinen Segen; Mechthildis entfernte ſich geſenkten Blickes, voller Angſt und Wuth. Die nun beyſammen geblieben, waren hoch beglückt. Heinrich ließ von der Burg den Capellan herab hohlen, und bey Fackelſchein das junge Paar nach der Waldcapelle zur heiligen Jungfrau geleiten, wo es im Angeſicht des Kaiſerpaars und deſſen Gefolges unter frommen Geſängen zum Bunde heiliger Ehe eingeſegnet wurde.

Wie ein ſiegprangender Held, ſo freudig führte Adel-

bert seine junge Frau nach der kaiserlichen Burg heim. Erwin kam, als gnädig eingeladener Gast des Kaisers mit nach Padua; ein herrliches Mahl, bey welchem Braut und Bräutigam neben dem kaiserlichen Paare sassen, beschloß diesen Tag voll wundersamer Begebenheiten. Nach der Tafel begann der Ehrentanz.

Der alte Brauch darf nicht vergessen werden! rief Emma, als der erste Tanz beendigt war, umwand die Augen der Braut mit einem dichten Tuche, und hieß sie eine der Jungfräulein haschen, welche sie finge, würde zuerst wieder Braut. Die Kaiserinn, unbekannt mit diesem Scherz, trat in den Kreis, um nach dem Grunde dieses Beginnens zu fragen, da wurde sie selbst von der lieblichen Braut ergriffen, und der herzueilende Kaiser rief, berauscht von Liebe und Freude: Der Zufall hat immer Recht! Schnell verschwand er mit der hocherröthenden Gemahlinn, und gab dadurch das Zeichen, daß das Fest zu Ende sey. Es liegt doch heute kein Netz vor deiner Thür, flüsterte Heinrich der Kaiserinn zu. Schmollend und mit dem Finger drohend, schüttelte sie das lockige Haupt.

Mechthildis wurde in das Kloster der Büßerinnen nach Rom gebracht, wo sie nach langem Kampf den Frieden ihrer Seele fand. Adelhart gewann die Verzeihung der Kaiserinn auf Fürbitte ihres Gemahls und reichte

nach einigen Monden, geheilt von thörichter Leidenſchaft der liebenswerthen Emma ſeine Hand. — Bertha blieb im Glanz ihres neuen Standes demüthig, fleißig und ſittſam, wie zuvor. Ein herrliches Geſchlecht entſproßte ihrem Bunde; noch heut zu Tage heißen ihre Nachkommen die Edlen von Montagnana.

Von dieſer anmuthigen Begebenheit rührt das Sprichwort her, das noch jetzt in der Gegend von Padua im Schwunge iſt: non è piu il tempo, che Bertha filava!

Minnfriede.

In der uralten Stadt Neapel lebte gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der edle, hoch begüterte Marchese Felesmondi, den die Luſt der Waffen und unaufhörliche Züge über Meer und Land in Jünglingsjahren abgehalten, ſich zu vermählen. Schon miſchte ſich Silber in ſeine braunen Locken, als er zu überlegen begann, ob er eine der Schönen, welche ihn mit günſtigen Blicken anſahen, zur Gemahlinn nehme, oder es nicht rathſamer ſey, die fröhliche Freyheit ſeines Lebens zu behaupten, und ſeines verſtorbenen Bruders unbegüterten Sohn, Federiko, den letzten Sproß des Stammes Felesmondi, zum Erben einzuſetzen? Für keine der Damen Neapels ſprach ſein Herz; ſo brachte er einige Zeit nach ſeiner Wiederkehr unentſchloſſen und voller Mißmuth zu, als ihn plötzlich ein unerwartetes Ereigniß von dem Gedanken an eine Heirath ablenkte und ihn zur Theilnahme an das Leben auf eine andere Weiſe aufrief.

Giovanno, der Jugendfreund des Marcheſe, der Retter ſeines Lebens bey einer Seeſchlacht, fühlte ſeinen Tod herannahen und empfahl noch ſterbend dem Marcheſe Weib und Kind, die hülflos zurückblieben. Tiefbeküm-

mert eilte Felesmondi ſelbſt nach Florenz und hohlte Giovanno's Witwe und ſeine zehnjährige Gianettina ab, denen er ſein Landſchloß, einige Meilen von Neapel gelegen, von Waldung und Gewäſſer reitzend umgeben, zur Wohnung beſtimmte. Giovanno's Witwe folgte bald ihrem geliebten Gemahl nach, Gianettina blieb ſo mit als ein heiliges Vermächtniß in des Marcheſe Schutz und wurde ihm ſo theuer, daß er die Welt über das wunderholde Kind vergaß und beſchloß, nur für ſie zu leben. Dunkel nur war ſich der Marcheſe ſeines Gefühls für die verlaſſene, immer lieblicher ſich entfaltende Schönheit, die, vom Sturme des Geſchickes, wie eine Blüthe an ſein Herz geweht war, bewußt; er glaubte, ſie als ſein Kind zu lieben, da ihre Anmuth ihn bezauberte und beſtrickte. Schon, als er ſich entſchloſſen, ihr ſeine Hand zu geben, glaubte er noch, dieß geſchehe nur, um ihr Daſeyn vor jedem feindlichen Einfluß zu ſichern; die eiferſüchtige Sorge, womit er ſie allen männlichen Blicken fern erzog, die Behuthſamkeit, womit er jedes Wort von Liebe, jede Kenntniß von der Welt von ihr entfernt hielt, nahm er in ſeiner Verblendung für die väterliche Fürſorge, die ein unſchuldiges Herz von den Gefahren der Welt und den Schlingen der Argen zu behüthen wachſam war. Eben ſo verſchwieg auch der Marcheſe Gianettinen ſeine Entwürfe für die Zukunft. Oft wenn der Blumen-

kranz, den ſie Morgens um ihr blühendes Antlitz gewunden, noch vom Frühthau ſtrahlte, ſah der Marcheſe ſchon im Geiſt den Kranz von Edelſteinen, mit welchem er ſie als Braut ſchmücken wollte, auf ihrer weißen Stirne funkeln; ſie ſelbſt war in ſeinen Augen ein roher Diamant, dem erſt Liebe und Glück ſeinen vollen Gehalt geben ſollten. So wie ſie dem Marcheſe mit ſtürmiſcher Freude entgegen flog, wenn er nach kurzer Trennung wiederkehrte, ihm ihre Blumen, ihre Vögel brachte, alles auf ihn bezog, was ſich anmuthig in ihr einſames Denken hineinwob, ſo wollte auch er ſein reichbewegtes Leben als Schmuck und Spielwerk zu des holden Kindes Füßen niederlegen, von welchem er ſich geliebt glaubte. Wohl leuchtete der hohe, ſchöne Mann, wie die Verkündigung eines freudigeren Daſeyns in Gianettinens Einſamkeit hinein. Schalkhaft und koſend ſpiegelte ſie ſich in ſeinen großen, ſchwarzen Augen, die ſonſt ſo dunkel flammend, ſich bey ihrem Blicke zu Sternen der Liebe verklärten; eine fröhliche, unentweihte Jugend, ein thatenreiches, friſches Heldenleben auf offener See, hatten dem edlen Felesmondi die Blüthe ſchöner Männlichkeit noch in reifern Jahren erhalten, bedeutſam leuchtete die hohe, weiße Stirn aus dem Gewirre dunkelbrauner Locken hervor, jugendlich blühten die rothen Lippen, geiſtvoll war ſein Lächeln und ſchön der Stimme Klang, nicht

minder einnehmend die Huld ſeines Anſtandes und lieb-reichen Weſens. Einzig und ganz war Gianettina ihrem zweyten Vater ergeben, ſie ahnete nicht, was Liebe ſey, ihr ganzes Gefühl ſchlummerte noch als Knoſpe in ihrer Bruſt, ihr ganzes Glück war das Umherſchwärmen im waldähnlichen Park, ſobald ſie die wenigen Lehrſtunden, die ſie empfing, überſtanden; ihre Geſpielen dort, Blumen, Schmetterlinge, ſchwärmende Libellen, welche in Sträuchern Neſter bauten und das freundliche Kind nicht ſcheuten.

Der Marcheſe träumte ſich immer tiefer in den ſüßen Wahn hinein, mit welchen Gianettinens Anmuth und unſchuldige Hingebung ihn befing; er ließ die innere Stimme nicht laut werden, die ihn mahnte, dem Kinde eine andere Erziehung zu geben, ihr die Welt zu zeigen, damit ſie ſich ſelbſt klar würde, zitternd ſein beſeligendes Glück zu gefährden, bewachte er es mit der ängſtlichſten Sorgfalt, und wunderbar bekämpfte ſich in ſeiner Bruſt der Drang, mit Gianettinen, damit nichts ſie ihm entriſſe, ſich in die tiefſte Einſamkeit zu vergraben, und die Sehnſucht ſie als ſeine edle Gemahlinn, als die ſchönſte und lieblichſte der Frauen, die leuchtendſte in den geſelligen Kreiſen des Hofes und der Stadt, bewundert zu ſehen. So ſchwankend, wie er ſein ganzes Leben hindurch geweſen, ſo oft es darauf ankam, ſeine Verhältniſſe dau-

ernd zu gestalten, blieb er auch in dieser Sache; nur das Eine war ihm klar, daß er sie über alles liebte, und wenn er einige Zeit mit sich gekämpft, kam er stets auf den Entschluß zurück, Gianettina fernerhin in der gewohnten Eingezogenheit leben zu lassen, damit sie in kindlicher Zuversicht ihm einst ihre Hand reiche, wie einem Genius, dem sie ihr Geschick befohlen.

Gianettina hatte ihr sechzehntes Jahr vollendet, als ein unumgängliches Geschäft den Marchese nach Rom rief. Er trennte sich zum ersten Mahl auf ganze Wochen, und nicht ohne tiefe Wehmuth, von seinem liebsten Gut auf Erden. Was seine Bangigkeit noch erhöhte, war die Wahrnehmung, daß seine Neigung kein Geheimniß mehr sey, daß seine häufigen Besuche auf dem Schloß Felesmondi bemerkt und gedeutet worden. Nicht unempfindlich gegen die hämischen Anspielungen so mancher Neapolitanerinn, die mit Wonne diesen Anlaß ergriff, sich für seinen Kaltsinn zu rächen, schmeichelte es gleichwohl der männlichen Eitelkeit, daß sein Verlust kranke, und dieser Honigtropfen war hinreichend den ganzen Wermuthkelch, den ihm der Verdruß der Schönen auszuleeren zwang, zu versüßen.

Nicht lange nach der Abreise des Marchese kam Federiko Felesmondi von Bologna zurück, allwo er seine erste Jugend zugebracht und auf Veranstaltung seines

großmüthigen Oheims in ritterlichen Uebungen und den einem adelichen Jüngling jener Zeit geziemenden Kenntnissen unterwiesen worden. Die ehemahligen Gespielen des jungen Federiko, welche wohl wußten, daß er sich mit der Hoffnung schmeichle den kinderlosen Oheim zu beerben, theilten ihm die falschen Nachrichten mit, welche das Gerücht über Gianettina ausbreitete. Sie war als eine listige Heuchlerinn geschildert worden, die den Marchese in ihr Netz gezogen. Vergnügungsdurstig, ehrgeizig, allen Weltmächten ergeben, wie Federiko war, brachte ihn die Aussicht auf den Verlust der Schätze seines Oheims zur Verzweiflung, und sein ganzer Sinn war auf Plane gerichtet, welche dieß Unglück von ihm abwenden sollten. Da der Marchese nicht in Neapel war, sein Edelmuth, seine herzgewinnende Liebenswürdigkeit den Einfluß der Verleumdung nicht zerstreuen konnte, fanden die Eingebungen der lockern Gesellen, die ihn zu bereichern wünschten, um ihn zu berauben, ein offenes Ohr, und er beschloß, das Aeußerste zu wagen, um nicht der Schätze verlustig zu gehen, welche er stets als sein Eigenthum betrachtet hatte. Federiko's Gesellen bathen ihn, ohne Kummer zu seyn, ihrer Sorge Alles zu überlassen, und begannen damit, daß sie Gianettina auf ihren einsamen Streifereyen belauschten, die viel lieber im Park umherschwärmte, als daß sie ihrer ernsten Aufseherinn, Frau

Maria, der Ehegenossinn des deutschen Gärtners Walter, gefolgt, und mit einer Arbeit in der Nähe der Villa geblieben wäre.

Die Elenden merkten sich die Abendstunden, in denen Gianettina ihre Lieblingsplätze zu besuchen pflegte, hier wollten sie sich in aller Stille ihrer bemächtigen, und sie in eine abgelegene Meyerey bringen, deren Besitzer dieser Rotte schon zu ähnlichen Frevel behülflich gewesen. Federiko sollte nicht bey der Unternehmung zugegen seyn, um im Entdeckungfalle nicht verrathen zu werden. An einem mondhellen Abend wurde der Plan in das Werk gerichtet, Gianettina, die im Gebüsch am Quelle, die Laute spielend, auf blumtem Rasen saß, wurde überfallen, vermummt, fortgeschleppt, ehe sie sich besinnen konnte, die Gesellen hoben die Wehrlose über die niedrige Mauer des Parks hinweg, die ihnen selbst zur Pforte gedient, und brachten sie in einen Wagen, wo sie aus Angst und Mangel an Luft ohnmächtig blieb. Die Maulthiere begannen den Zug mit geflügelter Eile, die einsam gelegene Meyerey war bald erreicht, und Gianettina wurde bewußtlos in eine Kammer getragen, wo Federiko, wie der Habicht der Taube seiner Beute harrte. Hier wurde sie auf ein Ruhebett niedergelassen, sie gab keinen Laut von sich, die bestürzten Frevler ließen Fede-

riko mit ihr allein, ſie befürchteten, Gianettina ſey ein Raub des Todes geworden.

Der rachedürſtende Jüngling war ungeduldig, die Schönheit zu betrachten, die ſeinen Oheim zu bethören gewußt. Er hatte ſich vorgenommen, ſie durch die fürchterlichſten Drohungen zu bewegen, den Schleyer zu nehmen. Es gab in einem abgelegenen Winkel des Reichs ein Kloſter, in welchem von Federiko's Genoſſen zuvor Anfrage gethan, und Alles auf Gianettinens Empfang eingeleitet war. Die getäuſchte Aebtiſſinn ſollte der Unglücklichen, wenn ſie dort anlangte, mit der äußerſten Strenge begegnen. So entſetzlich dieſer Rathſchluß für Gianettina war, ſo hätte ſie ihre Sterne noch dafür ſegnen müſſen, denn ein Schlimmeres war über ſie verhängt, von dem Augenblicke, wo Federiko den Schleyer und die Tücher, mit welchen man ſie umwunden, um ſie am Schreyen zu verhindern, von ihrem Antlitz nahm, das, umwogt von goldenen Locken, weiß wie der Schnee, im Mondenlicht in unausſprechlich rührender Lieblichkeit ihm entgegen ſtrahlte. Die heilige Gewalt der Unſchuld beſiegte nicht die Gluth, welche Gianettinens entzückende Schönheit in Federiko's Bruſt anfachte, dennoch wurde es ihm alsbald klar, daß die Geraubte nicht das ſey, wofür ſie galt, und ſo ſchön war ſie, daß es Federiko unmöglich ſchien, ihr weh zu thun. Seine Haſſesgluth ſchmolz in Liebegluth um, und

ſchnell beſonnen beſchloß er, die Rolle des Entführers in die des Befreyers umzuwandeln, und durch ſanftern Zwang, als ein Kloſter both, dem Oheim das ſchöne Kind zu rauben. Als Gianettina die wundervollen Augen aufthat, Federiko's Bethörung zu vollenden, neigte er ſich vor ihr mit angenommener Ritterſitte und ſprach: »Faßt euch, theure Gianettina, ihr ſeyd frey und in Sicherheit, die Verwegenen ſind gezüchtigt!"

»Wo bin ich?" fragte Gianettina, ſchon halb beruhigt, und wunderbar überraſcht durch die Aehnlichkeit des Jünglings mit dem theuern Marcheſe. »Ihr ſeyd unter Schutz und Obhuth eines Felesmondi," erwiederte Federiko, »ich bin des Marcheſe Neffe, und kam zeitig genug von Bologna nach Neapel zurück, um den Todfeind meines Oheims zu hindern, ihm ſein Pflegekind zu rauben!"

Gianettina's feuriger Dank beſchämte nicht den Verſtockten, er wußte ſie nun geſchickt zu überreden: in der Villa Felesmondi, wo ſie von ihren eignen Leuten verrathen worden, ſey keine Sicherheit für ſie, und ſie müſſe hier in dem friedlichen Hauſe bleiben, wo er ſelbſt ſie beſchützen wolle, bis ſein Oheim von ihr Nachricht habe. Gianettina bat Federiko ſie lieber in ein nahes Kloſter zu bringen, doch auch davon wußte er ſie abzulenken, indem er ihr vorſtellte, es ſey wichtig, daß dieſe ganze Begebenheit ſo viel als möglich unbekannt bliebe. Für

Federiko ſprach der ſüße Ton ſeiner Stimme, dem ſeines Oheims ſo ähnlich, ſein liebeflehender Blick, der Zauber der Jugend und Schönheit, die Ueberredungkunſt der Leidenſchaft. Nie hatte Gianettina's Ohr den Syrenengeſang der Liebe vernommen, und nie hatte dieſer von ſchöneren Lippen getönt. Sie glaubte ihm Alles, was er ſagte, ja ſie pries im Stillen die Begebniß, die ſie der leeren Einſamkeit ihres Lebens entrückt, und für das ruhige Loos, deſſen ihr Herz ſchon müde war, ihr nun ein ſo ſüßes Bangen, eine ſo ahnungvolle Luſt gewähre, als aus Federiko's Blicken und Worten, aus den feurigen Küſſen, die er auf ihre ihm willig überlaſſene Hand drückte, in ihre Seele drang. Spät erſt ließ er ſie allein, damit ſie ruhen könne, doch ſie blieb nur träumend an der Stelle, wo der Traum der Liebe ſie zum erſten Mahl begrüßt. Die mondbeglänzte, einfache, weiße Kammer, in der nichts ſtand, als einiges ländliche Geräth, war ein Pallaſt für ſie, der Waldbach rauſchte Melodieen und die Lüfte wehten Düfte hinauf. Zarte Liebe, ſo glaubte Gianettina, hielt ſie hier unter ländlichem Dache für die Stürme des Lebens geborgen.

Federiko war zu ſeinen Genoſſen hinabgegangen, die in einem entfernten Theil des Gebäudes beym Zechgelag ſchwelgten. Er bangte vor dem Spotte der rohen Geſellen, wenn er ihnen eingeſtände, was zwiſchen ihm

und Gianettina vorgegangen, und daß er entſchloſſen ſey, ſie nicht zu kränken, da ſie mit ſo unverkennbarer Unſchuld des Herzens, mit ſo rührender Zuverſicht ihr Schickſal in ſeine Hand gegeben. So ſehr er auch in ſeinen Reden die Wahrheit zu umgehen ſuchte, konnte er ſie dem Scharfblicke der Argliſtigen nicht entziehen, ſie wußten ihn nun ſo behend und beißend zu verſpotten, daß ſein beſſeres Gefühl verſtummte und an die Stelle ſeiner guten Entſchließungen der ruchloſeſte Plan in ſeiner Seele aufkeimte, ſo, daß Federiko's Milde der Verlaſſenen entſetzlicher wurde, als ſeine Grauſamkeit geweſen. Es dient nicht zu berichten, mit welchen Schlingen er ſie umwob, durch welche Vorſpiegelungen er ſie nach wenigen Tagen bewog, ihm als Braut in eine nahegelegene, einſame Waldcapelle zu folgen, wo einer ſeiner Genoſſen den Prieſter ſpielte — es war nicht ſchwer die Unerfahrne zu täuſchen, ihre Bedenklichkeiten zu beſchwichtigen; ſie ergriff unberathen und unkundig aller Liſt der Welt, wie ſie war, Federiko's Hand, wie der Verſinkende in den Fluthen nach einem Strohhalm greift, ſich zu retten; der Nahme Gemahlinn beruhigte ſie über ſein ganzes Beginnen. Federiko's Genoſſen, reichlich von ihm beſchenkt, hatten ſich entfernt, und mehrere Tage blieb Gianettina mit ihrem vermeinten Ehegemahl allein und träumte ſich glücklich; nur der Marcheſe fehlte ihr, ſie

war gewohnt, alles, was ſie erfreute auf ihn überzutragen, und troſtlos über ſeine Abweſenheit.

In einer Stunde der Nacht, wo Gianettina an Federiko's Bruſt gelehnt von der Seligkeit ſprach, die ſie genießen würde, wenn erſt der Oheim zurück von Rom, und ſie mit Federiko vereint, ſeine Tage verſüßen könne, enthüllte ihr der Treuloſe mit erheucheltem Schmerz, daß dieß Glück nicht zu hoffen ſey, da der Marcheſe ſelbſt ſie liebe. Ein ertödtender Blitzſtrahl war das Wort, das die roſigen Nebel zertheilte, welche Gianettina bis dahin den Abgrund verborgen, der zu ihren Füßen gähnte. Federiko, der ſeine Gewalt über ſie kannte, ließ nun nicht ab mit Flehen, bis ſie ihm geſchworen, ſie wolle dem Marcheſe ihren Aufenthalt nicht verrathen, ihm nichts von Allem, was vorgefallen, noch von ihrem Bunde entdecken, und ſtill erwarten, bis Federiko das Verſöhnungwerk vollendet, und ſie dem Marcheſe wieder zuführte. Von dem Allen begriff Gianettina ſonſt nichts, als daß ſie ſehr unglücklich und verlaſſen ſey, ſie hatte nun auf Erden keine Stütze, keine Zuflucht als Federiko's Herz; dieß ſagte ſie ihm mit Thränen, und empfing ſeinen Schwur, ihre Zuverſicht nie zu täuſchen. Beruhigt und ermattet ſchlummerte Gianettina ein. Federiko war am Morgen verſchwunden, wie ein Traum der Nacht.

Die Rohheit der Menſchen, unter denen Gianettina allein in der Meyerey zurück blieb, belehrte ſie in wenig Tagen, wie entſetzlich ihr Loos ſey, doch jede Kraft ihres Lebens war gelähmt. Der Eid des Schweigens, daß ſie gelobt, war ihr heilig, und ihrer reinen Seele ſchauderte vor dem Uebermaß von Heucheley, Trug und Tücke, welches ſie in Federiko's Handlungsart ſah; wie vor einem Giftkelch erbebte ihr reines Herz von dem Glauben daran, und ſie verſchmähte, ihn zu faſſen, ſondern gab lieber der ſchmeichleriſchen Hoffnung Raum, die ihr vorſpiegelte, Federiko werde wiederkehren, alles wieder gut machen; dieſe Hoffnung allein friſtete ihr hinwelkendes Daſeyn.

Indeß die Einſame unter den wehenden Wipfeln der Pinien und Buchen des ſchönen Waldes, darin die Meyerey lag, ihre Tage vertrauerte, war Federiko ſeinem Oheim entgegen gekommen, und hatte ihn nach Neapel begleitet. Hier empfing der Marcheſe die Bothſchaft von Gianettinens räthſelhaftem, ſpurloſen Verſchwinden. Den Zuſammenhang ahnete der Argloſe nicht, auch hielt er ſein armes Pflegekind nicht für gewaltſam entführt, ſondern glaubte, ſie ſey freywillig ſeiner Obhuth entflohen. Grenzenlos war ſein Kummer über ihren Verluſt, die Falſchheit und Pflichtvergeſſenheit, deren er ſie fähig hielt, drückte einen Dolch in ſein Herz. Der Tiefgebeugte ſuchte

Linderung ſeines Kummers an der Bruſt, die ihn verrieth; Federiko vermied jeden Anlaß, daß der Marcheſe ſich ihm entdeckte, er ſcheute eine Erklärung, bey welcher ſein böſes Gewiſſen ihn verrathen konnte, und den Marcheſe hielt eine innere, räthſelhafte Beklemmung ab, mit ſeinem Neffen von dieſer Angelegenheit zu ſprechen. Sein Lebensmuth war gebrochen, die Stimme, die ſich oft zu Gianettinens Fürſprecher in ſeiner Bruſt erhob, wurde übertäubt durch alle Umſtände, welche ſich vereinigten, ſie anzuklagen; mächtig rang ſein Herz nach Erquickung und ergriff mit allen Lebenskräften die Hoffnung, in Federiko's Anhänglichkeit und in dem Glück des geliebten Neffen den Troſt ſeines Lebens zu finden. Gern wäre Federiko nach der Meyerey gekommen, Gianettina zu beſchwichtigen, zu erheitern, denn ſein Herz mahnte ihn, die Getäuſchte nicht ganz zu verlaſſen, doch der Oheim gab ihn gar nicht mehr frey, und betrieb auf das Schleunigſte die Anſtalten zu ſeiner Verlobungsfeyer mit einer edeln, doch unbegüterten Neapolitanerinn, die er ihm von Kindheit an zugedacht, ihrer ausnehmenden Schönheit, ihres hohen Standes wegen, — nach Reichthum brauchte ein Felesmondi nicht zu freyen, und obwohl Erminia's Aeltern kein Vermögen beſaßen, lebte ihr reicher Oheim Roſimo unvermählt in Indien, und man

hoffte, daß er ſeine Nichte dereinſt, als die nächſte Verwandtinn, zur Erbinn einſetzen werde.

Federiko hatte Erminia eſters in den glänzenden Kreiſen gefunden, in welche ſein Oheim ihn eingeführt; ihr Rang, ihr zu hoffendes Vermögen, mehr noch ihre Schönheit und Anmuth hatten aus ſeinem wankelmüthigen Herzen Gianettinens Bild verbannt. Als ihm jedoch ſein Oheim eröffnete, dieß reizende Geſchöpf habe er ihm zur Gemahlinn erleſen, überkam den Verräther ein ahnungvolles Gefühl von der Wichtigkeit des Augenblickes, in welchem die Wahl zwiſchen dem Verbrechen und der Wiederkehr zur Rechtlichkeit ihm noch frey ſtand, und eine innere Stimme rief ihm zu, dem edlen Oheim Alles zu geſtehen, der unſchuldigen Gianettina Genugthuung zu geben.

Stets im Leben erſcheint ein Augenblick der freyen Wahl, wo der Menſch beym Drang der Umſtände das Beſſere noch ergreifen kann, wo es ihn von Innen und Außen mahnet, ſich vom Uebel abzuwenden. Dräuend ſteigt dann aus den Nebeln der Zukunft das Bild der Vergeltung vor ſeinem innern Auge empor, die Lockung der Hölle abwehrend, alle Mächte des Lichts rufen das Herz zur Entſcheidung auf. Läßt der Verlockte dieſe Mahnung vorübergehn, ſo iſt ſein Lebensglück den finſtern

Mächten verfallen, und er hat die Nemesis auf sein Haupt herabgerufen.

Ein solcher Augenblick war es, in welchem Federiko den Kampf mit seinem bessern Selbst zu Gunsten seiner neuen Liebe entschied. In wenigen Wochen sollte der Hochverrath an Gianettina gekrönt werden. Federiko wollte zu ihr, sie wiederum zu täuschen, ihr Beruhigung zu geben, die, wenn noch so eitel, doch fähig war, sie zu erquicken. Zu schreiben hatte Federiko nicht gewagt, senden wollte er Niemand; daß Gianettina ihn ihrem Wohlthäter nicht verrathen würde, dafür bürgte ihre Hingebung, ihre süße, rührende Liebe, ihr Eidschwur — so ließ er denn, ruhig über sie, Tag für Tag vergehen, bis es ihm am Morgen vor der Vermählung gelang, sich zu entfernen. Er eilte zur Meyerey. Wie der Anatom das zuckende Opfer seiner Forschbegierde unter dem Messer langsam verbluten sieht, und seine letzten Herzschläge mit stiller Wollust des kunstgerechten Prüfungblickes belauscht, so wollte Federiko das sanfte Herz, das ihn liebte, in seiner Marter sehn, sich seiner Gewalt darüber erfreuen, wohl wissend ein Wort, ein Blick habe Tod oder Leben in sich — doch er fand Gianettinen nicht mehr, sie hatte den Schlüssel zu dem ganzen Räthsel ihrer Entführung und seiner List erlangt, und war entfloben, zu edel sich zu rächen. In einem reinen weiblichen Gemüth überlebt

die Liebe ſelbſt den Glauben an die Vortrefflichkeit ihres Gegenſtandes; ſich ſelbſt kann Liebe täuſchen, während ſie ſich zum Haſſe umzuwandeln glaubt, aber zerſtört kann ſie nicht werden, weil ihr Weſen göttlich und unendlich iſt.

Federiko kehrte ahnungvoll und trübe von der Meyerey nach Neapel zurück, ihm blieb nicht Zeit, nicht Muße, irgend einer Spur der Verlornen nachzuforſchen. Das holde Lächeln, womit ihn die Braut am Vermählungstage bewillkommte, ſcheuchte nicht die Wolken von Federiko's innerm Blick. Die mit der höchſten Pracht begangene Feyer ging gleichwohl wunderbar trübe vorüber, da diejenigen, von denen die Freude ausgehen mußte, voll Kummer waren. Der Marcheſe, den bange Vorſtellungen um Gianettinens Schickſal bewegten, war verſtimmt. Auch Federiko war traurig; nicht ganz ſo verderbt, daß er ſich nicht Vorwürfe gemacht hätte, nicht edel genug, um Gianettinens Edelmuth ganz zu vertrauen und nicht Entdeckung ſeines Frevels zu befürchten, trübten ihm dunkle, bange Ahnungen das ſchönſte Feſt.

Nach einigen Wochen, in welchen noch Verwandte und Freunde die Nachfeyer der Vermählung Federiko's mit der holden Erminia glanzvoll begingen, eilte der Marcheſe, von innerer Sehnſucht gerufen, nach der Stätte ehemahligen Glücks, dort ſchöner um die Verlorne zu trauern. Die Zeit verſöhnte ihn mit ihrer vermeinten

Schuld, die nie raſtende Stimme in ſeinem Herzen ſprach, ſie könne, allem Schein entgegen, getäuſcht und unfreywillig entflohen ſeyn; je milder er Gianettinens gedachte, je mehr zerfiel er mit ſeinem Bewußtſeyn. Er fühlte ſich ſtrafbar, minder weil er ſeiner Neigung für ein Kind Raum gelaſſen, als weil er ſo gewaltſam ſein Glück begründen und feſthalten wollen, ſo, daß er es zumeiſt durch die Sorge, es zu gefährden, eingebüßt. Warum ließ er Gianettina in ſo tiefer Einſamkeit aufwachſen ohne gehörige Leitung und Umgebung? Wehe dem Glück, das ſich nicht freywillig vom Himmel neigt und treu uns umfängt, daß Zwangmittel uns feſthalten müſſen! — Dieſe Vorwürfe wurden von Tag zu Tag mächtiger in des Marcheſe Gemüth, und er verſank in eine düſtere, herzverzehrende Schwermuth, in der er ſich jede Erhohlung, jede Zerſtreuung verſagte, und wunderbar genug, vor Allem jedes Zuſammentreffen mit Federike ſcheute, der ihm innerlich verhaßt wurde, ſey es nun, weil irgend ein Umſtand ihn auf den Gedanken brachte, ſein Neffe habe Einfluß auf Gianettinens Verſchwinden, ſey es, weil ein Blick oder ein Wort ihm einen tiefen Blick in Federike's Innere gewährt; denn der Verräther verräth Niemanden ſchlimmer und gewiſſer als ſich ſelbſt, und die Hölle verläßt ihn, wo er es am wenigſten denkt.

Einige Jahre waren verfloſſen, als eines Morgens der Marcheſe an der Lieblingsſtelle Gianettinens im Park, wo er um ſie am liebſten zu trauern pflegte, ein ſanftes Wimmern vernahm, und aus des Raſens Blumen einen verdeckten Korb hervorragen ſah, darin ein zartes Kind lag, welches auf der linken Wange das Mahl trug, das Federiko, dem Marcheſe, im Allgemeinen allen Abkömmlingen der Familie Felesmondi eigen war. Frau Marie, die Gärtnerinn, kam eben herbey, als der Marcheſe beſtürzt das ſanftweinende Kind betrachtete. Aus des Kindes Bruſtlatz ragte ein Brief hervor, er war verſiegelt und an den Marcheſe überſchrieben; dieſer erbrach ihn, und fand folgende Worte von Gianettinens Hand, die, von Thränen halb verlöſcht, kaum zu leſen waren.

„Der barmherzige Gott gibt mir noch die Kraft, euch, o, treueſter Vater und Freund, im Tode ein Lebewohl zu ſagen. Ein Eid verſiegelt und feſſelt Hand und Lippe. Nehmet es liebreich auf, das unſchuldige Kind, deſſen Züge euch verrathen werden, was ich verhehlen muß. Ich habe es an meiner Bruſt, ach! zumeiſt mit meinen Thränen ernährt. Seyd ſein Vater und Beſchützer, da es auf Erden keine Zuflucht hat, als euch. In ſeinem Buſen ſchlägt mein Herz, und ich ſterbe nicht, da Minnfriede lebt. Gewiß, mein Vater, habt ihr oft meiner gedacht; glaubet mir, jeder Gedanke an mich

hat ſich mit meinen Thränen begegnet! Lebet wohl! Gottes reichſter Segen über euch! Sollte ſonſt Jemand nach mir fragen, ſo ſaget ihm, meine Seele ſcheide ohne Groll und werde vor Gottes Thron für ihn um Gnade flehen."

„Als ich mich dem Netz des Verbrechens, womit ich als wehrloſe Beute der Gewalt und Liſt umſtrickt war, entwunden, hat mir ein Kloſter Zuflucht gewährt, hier hat mein Kind in heiliger Taufe den Nahmen Minnfriede empfangen, der auf Deutſch, wie mir Walther geſagt: Friede in Liebe bedeutet, dieſen gewähre der Himmel — ich kann nicht mehr ſchreiben. Bethet, mein Vater, für eine unglückſelige Gianettina. — Im Kloſter zu ...

„Nimm das Mägdlein und pflege ſein," ſprach der Marcheſe, und winkte der Gärtnerinn ſich hinweg zu begeben. Liebkoſend nahm die rüſtige Frau Minnfrieden auf den Arm, und eilte mit ihr nach der Hütte. Als Felesmondi ſich allein befand, ſank er wie vernichtet auf den Raſen nieder, und weinte ſeines ſonſt ſo hochſtrebenden, freudigen, nun in den Staub gebeugten Lebens erſte Thränen. Nachdem er ſich dem herzzerſchneidenden Schmerz um die geliebte, wohl ſchon dahingeſchiedene Gianettina überlaſſen, war es ihm, als rief ihn eine Stimme nach ihrem Kloſter, um dort ihren letzten Seufzer, wofern ſie noch lebte, und nähere Kunde von all

den Räthseln zu empfangen, die ihm den Sinn verwirrten. Der Zusammenhang der Begebenheiten war ihm nicht klar, wie vor dem Tode schauderte seine Seele vor dem Gedanken des Verbrechens seines Neffen zurück. Die reinste, liebevollste Vatertreue mit Hohn und Tücke vergolten, die Unschuld gemordet, die Liebe verrathen, dieß waren Begriffe, welche des Marchese reines Gemüth noch nicht gefaßt; er fühlte tausend Dolche im Herzen und rang mit Verzweiflung.

In diesem Augenblicke führte sein schwarzes Verhängniß Federiko herbey. Er war mit seiner Gemahlinn Erminia und seinem Söhnchen Giovanno gekommen, einige Wochen auf Felesmondi in der reinen Landluft zuzubringen, nach der sich die Kränkelnde sehnte. Sie war im Schlosse geblieben, und Federiko hatte den Oheim im Park aufgesucht, ihm ihre Ankunft zu melden. Der Marchese erstarrte zu Eis, als der Gegenstand seiner qualvollsten Zweifel, seiner höchsten Wuth und Schmerzen ihm in dem Augenblicke erschien, wo es ihm zu Muth war, als müsse er die Lösung des frevelhaften Geheimnisses in Federiko's Herzblut finden; „Elender, Ehrvergessener, Schmach des Stammes Felesmondi!" rief er ihm im urplötzlichen Uebergang vom Erstaunen zur Wuth entgegen, und drang mit gezücktem Schwert auf ihn ein. „So hat Gianettina den Eid gebrochen," stammelte

geiſterbleich Federiko. Dieß Wort gab dem Marcheſe Gewißheit. „Zieh!“ donnerte er dem Erbebenden zu, beſinnunglos zog Federiko, das böſe Gewiſſen lähmte ſeinen Arm, nach kurzem Kampf floß ſein Blut aus tödtlicher Wunde, ein Sühnopfer der unglücklichen Gianettina, ſank er nieder und hauchte den Geiſt aus, an der Stelle, wo ſeine Mitgeſellen ſie geraubt hatten.

Mit ſcheuen Blicken ſah ſich der Marcheſe um, als ſein Neffe als Leichnam vor ihm lag. Gianettina war gerochen, doch was hatte Erminia begangen? Die Beleidigte hatte nicht um Rache gefleht, ſondern Verſöhnung verheißen!

Nichts kühlt ſo ſchnell die Haſſesgluth als das ſtarre Eis des Todes im erloſchenen Blick des Feindes, und die furchtbarſte Beredſamkeit wohnt der Lippe inne, die den Tod verſiegelt. Die bitterſte Reue nahm in des Marcheſe Bruſt die Stelle des Unwillens, der Wuth und Rachſucht ein, es war zu ſpät! — Langſam verließ er den Leichnam und ſchwankte in das Gärtnerhaus, wo er dem treuen Walther alles ſagte, was vorgegangen, und ihm den Entſchluß kund that, erſt die Zuflucht Gianettinens aufzuſuchen, um ihren letzten Seufzer zu empfangen, oder, falls ſie dahin ſey, an ihrer Gruft zu weinen, und dann nach Rom zu gehen, um ſeine That zu bekennen und Buße zu thun. Walther verhieß dem tiefge-

beugten und vielgeliebten Herrn, ſich ſeiner Angelegenheiten treulich anzunehmen, und für Minnfriede zu ſorgen, wie für ſein eignes Kind, auch ſie für ſeine Tochter gelten zu laſſen, welches in dieſes Wohnſitzes tiefer Einſamkeit und bey den wenigen Dienern, die der Marcheſe hatte, nicht ſchwer war.

Auf ſchnellem Roß enteilte der Marcheſe nach dem Kloſter, wo er Gianettina noch lebend, doch ſchon bewußtlos fand. Seine Stimme rief die fliehende Seele von den Pforten des Grabes zurück, noch einmahl blickte die Erblaſſende ihren Freund an, mit einem Blick, einem Lächeln, darin ein Himmel der Herzenstreue und Wonne des Wiederſehens lag. „So grüße mich einſt im ewigen Licht!“ rief der Marcheſe ihr zu, gab den erſten Kuß den erbleichenden ſüßen Lippen, und drückte ſanft die blauen Augen zu, deren Abſchiedsblick ſein müdes Herz zum erſten Mahl wieder gelabt. Von der frommen Aebtiſſinn vernahm er Gianettinens ganze Geſchichte, und eilte, nachdem er ſie zur Gruft beſtatten ſah, nach Rom, dort in ſtrenger Buße Troſt und Seelenfrieden zu finden.

Indeß empfing die kränkelnde Erminia mit aller Schonung, welche die Umſtände zuließen, und ohne zu erfahren, wer Federiko's Feind geweſen, die Nachricht von ſeinem Tode durch den getreuen Walter. Der zügelloſe, ſtets leidenſchaftlich bewegte Federiko hatte das

ſanfte Weib nicht beglückt, auch war ihr nicht unbekannt, daß ihn unwürdige Netze umſtrickten; dennoch empfing ſie die Schreckensbothſchaft ſeines Todes mit Entſetzen und tiefem Schmerz, und blieb, von der Krankheit feſtgehalten, auf der Villa Felesmondi zurück, wo ſeit der Flucht des Marcheſe die größte Verwirrung herrſchte. Der Tod Federiko's und die Flucht ſeines Oheims, über welche nur Walter Licht geben konnte, jedoch es nicht that, wurde gleichwohl in Zuſammenhang gebracht, und bis zur Aufklärung der Begebenheit wurden die Güter des Marcheſe unter gerichtlichem Siegel verwahrt. Kaum daß man, aus Rückſicht für Erminia's hohe Abkunft, ihr das Schloß Felesmondi, und was ſich eben an Koſtbarkeiten und Golde daſelbſt befand, zum Gebrauche überließ.

Tiefgebeugt von Kummer genas Federiko's verwaiſete und verlaſſene Witwe wenige Monden nach dieſem Trauerfall eines Mägdleins, welches ſie, ihrer verſtorbenen Mutter zum Angedenken, Viktoria hieß. Mit dem Daſeyn des holden Kindes ſchien neuer Lebensmuth in der Seele der Mutter zu erwachen, und ſie erheiterte ſich oft in der Gegenwart ihrer fröhlichen und friſch blühenden Viktoria, welcher auch die liebliche Minnfriede als Geſpielinn theuer wurde. Ohne den Zuſammenhang zu kennen, rührte und gewann Erminien Minnfriedens

Aehnlichkeit mit ihren eignen Kindern, welche ſie für ein nicht ungewöhnliches Spiel der Natur hielt. Vor allen liebte ſie Minnfrieden wegen der unverkennbaren Zuneigung, welche ihr düſtrer Giovanno für ſie hegte; der Knabe wurde heiter und lebendig, ſobald er ſie nur ſah, und verlangte unaufhörlich nach ihr. In ſchönen Tagen war der Park der Kinder liebſter Aufenthalt. Keine Geſpielen ſonſt hatten ſie in dieſer Einſamkeit, als Guglielmo Darineo, den Sohn des benachbarten Marcheſe dieſes Nahmens, der ſich oft durch die Myrthenhecke hindurchſtahl, welche die an einander grenzenden Gärten trennte, um mit Giovanno zu ſpielen, und Minnfrieden, von der Giovanno unzertrennlich war, zu ſehen. Er hielt ſie für Giovanno's Schweſter. Mit tiefem Schmerze ſchied Guglielmo von dem blumenreichen Wieſenplatz am Quelle, wo er ſtets Minnfrieden gefunden, und von ſeinen Geſpielen, als ſein Vater ihn fort und nach Bologna nahm. Auch Minnfriede weinte, als er von ihr Abſchied nahm, ihr Verſtand begriff das Wort der Trennung noch nicht, als ihr Herz ſchon ſeine Schmerzen kannte. Viktoria, welche Kränklichkeit und die übergroße Sorge der Mutter vom feuchten Wieſenplatz und der kühlen Luft überhaupt fern hielt, hatte Darineo gar nicht geſehen, er kannte nur Minnfrieden, nur ihr hatte er ſtets Blumen, ſüße Früchte und glänzendes Spielwerk

gebracht, und ſein Angedenken blieb wie ein goldner Traum in ihrer Erinnerung zurück.

Als Minnfriede herangewachſen war, verringerte ſich ihre Aehnlichkeit mit Viktoria und Giovanno. Ihr goldnes Haar umwallte noch immer in leuchtenden Locken den weißen Nacken, doch ihr Auge war veilchenblau, ihr Wuchs höher und ſchlanker als der Viktoriens, und, mit Ausnahme des ſchwarzen, zirkelrunden, leichthin getuſchten Mahls auf der Wange, das gleichſam als Punct auf dem Schönheitsbrief ſtand, den die Natur ihren Zügen mitgegeben, war ſie ihrer Mutter Gianettina ganzes Ebenbild.

Giovanno erwuchs in voller Kraft und Schönheit, und wer ihn ſah, freute ſich, daß der zerſplitterte Stamm Felesmondi einen Sprößling hege, der fähig ſey, den verſunkenen Glanz dieſes einſt ſo blühenden Geſchlechtes wiederum zu beleben.

Doch unbegreiflich raſch und traurig nahm das kindiſche Behagen, das Giovanno an Minnfrieden gefunden, bey reiferem Alter die Farbe der Leidenſchaft an, und dieſe verzehrende Flamme in ſeinem Innern kannte keine Schranke, ließ ſich durch keine Gewalt dämpfen. Minnfriede blieb ungerührt von allen Beweiſen ſeiner glühenden Zärtlichkeit; je höher ſeine Leidenſchaft ſtieg, je mehr erhöhte ſich ihr Unwille gegen den Jüngling. Ein

tiefes Entſetzen bemächtigte ſich ihrer, wenn Giovanno betheuerte, nichts ſolle ihn abhalten, ſobald er unabhängig ſey, und eine Laufbahn erwählt habe, ſie um ihre Hand zu bitten, denn er ſterbe in Liebe für ſie. „Meine Liebe," ſagt er einſt Minnfrieden, „hat mit meinem Daſeyn begonnen, denn als lallender Knabe ſchon war ich außer mir vor Wuth, wenn Guglielmo Darineo dich auf ſeinen Armen umhertrug, dich küßte und ſein Bräutchen nannte. Ich war zu ſchwach gegen den ſtarken Knaben, doch ich habe damahls geſchworen, ihn zu tödten, wenn ich größer ſey!" Bey dieſen Worten dämmerte in Minnfrieden das ganze Bild ihrer roſigen Kindheit wieder auf, und ſie verſtand es, warum der Nahme Guglielmo ſie ſtets ſo wunderbar gerührt, und oft wie eine Muſik in ihrem Innern erklungen.

Erminien allein blieb Giovanno's ſtürmiſche Leidenſchaft noch lange verborgen, als Viktoria und Minnfriede, die holdverſchwiſterten Zwey, ſie ſchon oft beweint, und jedes Mittel angewandt, welches ihr kindliches Herz ihnen eingab, dieſen Geiſt des Verderbens zu beſchwören. Die Furcht, Erminien durch eine Entdeckung unheilbar zu verletzen, war der einzige Gedanke, der ſelbſt auf den wilden Jüngling noch einige Gewalt ausübte; ſo ließ er es dann ungehindert geſchehen, daß die Mädchen ſich unter dem Vorwande trennten, Minnfrieden ſey Frau Ma-

rien bey herannahendem Alter in der Wirthschaft und zur Pflege unentbehrlich, und er trauerte nur im Stillen über ihre Grausamkeit. Mit Wehmuth verließ Minnfriede das anmuthige Schlafgemach oben im Schlosse, das, wie des Adlers Horst, weit in die heitre Gegend über Meer und Gebirg hinaus sah, und bezog das Giebelstübchen in der weinumrankten Gärtnerhütte, die gen Osten gelegen, auf grüner Au im Frühroth lieblich flammte, und sich in der Fluth des klaren, vollströmenden Waldbachs spiegelte, der dort rieselnd vorüberfloß. Nicht fürder mehr betrat die Verschüchterte die porphyrne Brücke, welche sich in zierlichen Bogenschwung über den Bach erhob, der dies einfach ländliche Gebieth von den Orangenhainen und prangenden Gartengebäuden der Villa Felesmondi trennte. Oft blickte sie wehmüthig hinüber nach den hohen, bunten Blumenstauden im Morgenglanz, vom Wasserfall mit glänzenden Perlen überstreut, umgaukelt von Schmetterlingen. Viktoria, die dort oft lustwandeln ging, grüßte Minnfrieden, sie pflückte ihr die schönsten Blumen, band sie zum Strauß und warf sie ihr über die Fluth hinüber, oft auch kam sie selbst, wann sie ganz sicher war, daß Giovanno sie nicht sähe; beyde Mädchen verlebten dann einige schöne Stunden. Doch nur heimlich konnte dieß geschehen, weil Giovanno stets dringender nach Minnfrieden forschte, und die Schwester

mit tausend Fragen quälte, wenn er erfuhr, daß sie die Unerbittliche wiedergesehn.

Giovanne, der seiner Liebe Wahnsinn kaum von Haß zu unterscheiden wußte, vermied bey Tage sorgfältig das Gebieth des Parkes, wo er Minnfrieden antreffen konnte, dahingegen er oft zur Abendzeit, verborgen in der Rebenlaube vor ihrem Fenster lauschte. Wie Pfeile drangen seine Liebesblicke durch das feine Gewebe der Vorhänge, und weideten sich bey der Lampe Schimmer an der Schönheit, deren Licht der Unglücksstern seines jungen Lebens war. Minnfriede wähnte sich unbelauscht, doch, wie keuscher Reiz die eigenen Blicke flieht, wurde auch die Unbefangene im Kämmerlein von den Engeln der Sittsamkeit gehüthet. Des Busens Schnee umwob der Schnee des feinsten Linnens, nur die Arme waren unverhüllt, welche so zart und weiß glänzten, weil sie nie die Sonne gesehen. Ihres weißen Nachtkleides Falten umflossen anmuthig die schlanke Gestalt; das purpurne Mieder glühte wie von Lust, die zarten Glieder zu umfangen, und über Alles entzückend war der Augenblick, wo das schöne Haar, aller Bande befreyt, bis zum Boden herabfiel, wie mit goldnen Wellen um die Füßchen spielend.

Wenn nun Minnfriede mit feenhafter Eil das üppig quellende Haar eingeflechten, und, wie eine Goldkrone um den Scheitel gewunden, im Kämmerlein alles wohl

geordnet, und bereit war, ſich zur Ruhe zu begeben, kniete ſie auf die Bethbank nieder, welche in alten Zeiten in keiner Jungfrauenkammer fehlen durfte, und ſagte kindlich ihren Abendſegen, vernehmlich, mit ſanfter Stimme her. Sie wußte es nicht, die holde Unſchuld, daß dieß Gebeth mit ſeiner ſtillen Gewalt den böſen Geiſt in der Bruſt Giovanno's verſcheuchte, und den Verwegenen ſo mächtig ergriff, daß er ſtatt einen der frevelhaften Vorſätze auszuführen, die durch ſein Inneres blitzten, ſich auf ſein Zimmer ſchlich und dort die Nacht in Thränen zubrachte, indeß Minnfriede die Ruhe der Unſchuld genoß.

Wohl tauſendmahl hatte Giovanno die Beſchränktheit ſeiner Lage beſeufzt, die ihn hinderte den Ort zu verlaſſen, wo er, ſelig und elend, in Minnfriedens Nähe lebte, durch ein herbes Geſchick in ihren Zauberkreis gebannt. Die Stunde ſchlug, welche dieſer Qual ein Ziel ſetzen ſollte, denn der edle Roſimo, der Oheim, der große Schätze in Indien geſammelt, ließ bey ſeiner Wiederkehr ſeine Nichte mit ihren Kindern zu ſich nach Neapel durch einen Eilboten einladen, weil er bey ſeiner Ankunft erkrankt war. Noch in derſelben Nacht eilte die ſchmerzlich und freudig zugleich überraſchte Erminia zu dem verehrten Mutterbruder, der, ſchwach und leidend, ſie und die ſchönen Kinder, die theuern Ueberreſte ſeiner ganzen Familie, mit unendlicher Liebe aufnahm, und

an der Freude genas, sie um sich zu haben. Kosimo war ein herrlicher milder Greis, in seinem Hause herrschte eine morgenländisch-fürstliche Pracht. Diener flogen jeden Wink der Gebiether zu erfüllen, Blumen der seltensten Art schmückten die Säulenhalle, fremde Vögel flatterten in künstlich versteckten Kerkern umher, die sie, der Fröhlichkeit ihres Daseyns nach zu schließen, selbst nicht mehr für Kerker ansahen. Fremdartig, doch wundersam lieblich leuchtete die Pracht der blumendurchwirkten, purpurnen Fußteppiche, der persischen gold- und silberschimmernden Stoffe, womit die Wände bekleidet waren, der Becher und Vasen von seltnem Edelgesteine, herrlich und sinnreich in Gold gefaßt, der künstlich gearbeiteten Geräthe aus allen Welttheilen, die hier vereint waren. Zu den hohen Fenstern leuchtete das Meer hinein, den Horizont begrenzte ahnungvoll und groß der flammende Vulkan, umgeben von Waldgebirg, sein Fuß vom grünen Thal umgeben, das, wie der Traum des ewigen Friedens, die Quelle ewigen Kampfes schmeichelnd umblühte.

Der so viele Jahre lang Bedrückten, die so manchen Schmerz der Armuth, der Verlassenheit erfahren, wurde es wohl in dieser sonnigen Region des Glückes und der Pracht. Die sanfte Erminia fühlte hier ihre Wehmuth um den von Geheimnissen umhüllten Tod ihres Gemahls,

um das Verſchwinden des Marcheſe gelinder werden, und Viktoria wußte ihrem Großoheim mit einer Innigkeit und Sorgfalt zu begegnen, die ſie ihm lieb und unentbehrlich machte. Weder ſie noch den düſtern Giovanno wollte er fürder von ſich laſſen, und heitre Tage des freudigen Lebensgenuſſes gingen den ehemahls ſo einförmig lebenden Geſchwiſtern auf. Der junge Felesmondi ſtürzte ſich in einen Taumel von Vergnügungen, doch ſein innigſtes Sehnen rief unaufhörlich nach Minnfrieden, und raubte jedem Genuß, den die Welt ihm both, ſeinen Werth.

Obwohl die Villa Felesmondi ſeit dieſem Zeitpunct unbewohnt war, die Schlange der Leidenſchaft Giovanno's nicht mehr unter den Blumen ſeiner Gärten lauſchte, wollte Minnfriede die ſelbſtgezogene Grenze ihres Gebiethes nicht übertreten, und ging Abends mit der Laute, welche ſie anmuthig zu ſchlagen und mit ſchönen Liedern zu begleiten verſtand, in den Myrthenhain, der die geliebte Stelle am Wieſenquell umblühte, wo Minnfrieden unbewußt, auch ihre Mutter einſt ſo gern geweilt, und wo ſie als Kind ihre angenehmſten Stunden verlebt hatte. Unweit von da ſtand die Myrthenwand, durch welche Guglielmo ſonſt in den Park gekommen, er war ſeit ſeiner Abreiſe nach Bologna nicht wieder nach dem Landſchloſſe zurück gekehrt, ſondern in frühеſter Jugend mit den Johannitern gegen arabiſche Seeräuber gezogen,

welche mit tollkühner Raubsucht die Sicherheit der Meeresbahnen störten. Lange Zeit war keine Nachricht von dem jungen Glaubenshelden nach Neapel gekommen, sein Vater war gestorben, ein harter Mann, voll Argliſt, Geiz und Tücke, der seine sanfte Gemahlinn durch grobe Mißhandlungen in das Grab gebracht hatte. Seit seinem Tode stand die Villa Darinco leer, öde und verlassen, sie glich mit ihren stehenden Teichen, ihren zu Grunde gerichteten künſtlichen Ruinen und den erſtorbenen Bäumen und Stauden einer Zauberwildniß, darin ein böser Geiſt hauste. Von Zeit zu Zeit gelangte eine Nachricht von den Siegen der Johanniter über die Ungläubigen selbſt zu Minnfriedens einsamen Wohnort hin, der Ruhm des Nahmens Guglielmo Darinco klang in ihre Einsamkeit hinein, und gab dem goldnen Traumbild aus der Kindheit neuen Zauber, frischen Glanz. Oft glaubte sie beym Rieseln der Bäche, beym Gesäusel der Wipfel im Morgenwind den Nahmen Guglielmo wie von Geisterstimmen zu hören, sah im Zuge schöner Wolkengebilde, und im Wasserspiegel, oder bey Mondlicht im Walde ein Bild, das ihre Seele Guglielmo nannte.

Als an einem mondhellen Abend Minnfriede, der Kühlung zu genießen, ihre Lieblingsstelle wieder aufgesucht, war es ihr, als erblicke sie das Traumbild ihrer Seele, nur deutlicher und schöner, als es ihr jemahls

vorgeſchwebt. Wie Narziß an der Quelle lag ein Jüngling im Raſen an des Baches Rande, und blickte, nicht nach dem eignen Bilde, ſondern nach den freundlichen Himmelslichtern, die ſich in der Fluth ſpiegelten. Minnfriede blieb angefeſſelt von Bewunderung und Erſtaunen, die Laute entglitt ihrer Hand, bey dem Geräuſch ihres Falles blickte der Jüngling empor, ſprang auf und neigte ſich ſchweigend vor Minnfrieden, geblendet vom Schönheitslicht, das ihn wie Morgenroth von ihren Wangen anſtrahlte.

„Verzeihung," ſprach Guglielmo mit ſanften Tönen, „Verzeihung, ſchönſtes Fräulein, daß ich mich hier in den Erinnerungen der Kindheit verlor. Kennt ihr mich nicht mehr? Noch ſeh' ich in euch das goldgelockte Engelsbild, mit dem ich hier im Garten unter Blumen ſpielte." „Guglielmo!" liſpelte Minnfriede. „Ja, derſelbe, der euch auf ſeinen Armen wiegte, euch ſeine kleine Braut, ſein beides Schweſterlein hieß, um den ihr die zarten Mayenblüthen der kleinen Hände ſchlanget, der euch mehr als ſein Leben liebte! Ich mußte nach Bologna, kaum noch lallten eure roſigen Lippen den Nahmen Guglielmo. Erſt dreyzehn Jahr alt, ſucht' ich den Ruhm in Kämpfen auf offner See. Auf Wogen und in Wolkengebilden, bey Morgenglanz und Sternenlicht lächelte mir euer ſüßes Bild, das meine bedrückte, troſtloſe Kindheit erhei-

tert. Oft, im Sturme der Schlacht, beym Aufruhr der Elemente, war es mir, als umwehe mich melodiſches Säuſeln, als träufle der Maythau ſüßer Thränen ſtärkend und erlabend in meine lechzende Bruſt. Vierzehn Jahre lang irrt' ich auf den Meeren umher. Oft, wenn die Sonne aufging, am Tage der blutigen Schlacht, glaubt' ich ihre Pracht zum letzten Mahle zu ſehen; da meint' ich, im himmliſchen Morgenroth würdet ihr der Engel ſeyn, der mich empfinge; in allen meinen Träumen fühlt' ich das ſelige Walten des Denkens an euch, und alle Gedanken verkörperten ſich zu eurem Bilde. Nun bin ich heimgekehrt, ſchalte als Gebiether hier, wo ich als Knabe ſchüchtern umherſchlich, von meiner Mutter Leiden und des Vaters wildem Sinn ſtets gequält. O himmliſches Mädchen, wird mir der Troſt des Lebens wieder blühen, den ich als Knabe ſchon in euren Blicken fand? hat eure Seele mein Bild bewahrt?"

Guglielmo ſchwieg und ſah zu der Lieblichen fragend, ſanft bittend hin. Die tiefbewegte Minnfriede fühlte nun das reine Licht des Bildes, das ſonſt wie Mondſchein in ihrer Seele gewaltet, zur verzehrenden Flamme emporlodern. Das Wunder dieſes überraſchenden Begegnens erſchloß ihr, wie ein Blitzſtrahl aus heitrer Luft, in einem Augenblick die unbekannte Wunderwelt der Lieb' und Sehnſucht mit ihren Höhen und Tiefen, vor denen

sie wie vor einem Abgrund zurückbebte, in die eine innere Gewalt sie unwiderstehlich mit sich fortriß. Alle Wonnen, alle Schmerzen der Liebe und des Scheidens faßte dieser Augenblick in sich, denn sie war es, die er meinte, sie war es, die er liebte; aber sie war Viktoria nicht, für die er sie hielt, er wußte nichts vom Daseyn der Gärtnerstochter Minnfriede, er hatte sie Fräulein genannt!

So schlug dann jetzt auch für Minnfriede, wie einst für Federika der Entscheidung Stunde, und auch in ihrer Brust überräubte der Sturm der Gefühle die sanfte, warnende Stimme, die ihr zurief, nur das eine Wort zu sagen: ich bin Viktoria Felesmondi nicht, bin kein Fräulein, Guglielmo! Sie sprach es nicht aus, sie hoffte nur, sie würde es einmahl sagen können, sie wußte nicht daß es nie so leicht war, als in dieser Stunde! „Guglielmo!" rief sie mit einem Tone, der Darinco mit unverkennbarer Lust durchdrang; sein Blick sagte ihr, was er bey diesem Wort empfunden, hohe Gluth färbte ihre Wange und schüchtern blickte sie um sich her. Darinco meinte, die Besorgniß, bey später Abendzeit mit ihm allein zu seyn, mache sie schüchtern, und sagte nur mit flehendem Tone: „Morgen, bey Sonnenuntergang hier am Quell wieder?" Fast bewußtlos winkte Minnfriede Gewährung, Guglielmo ergriff ihre Hand, drückte sie

an Herz und Lippen, und war mit einem kühnen, leichten Sprung über den Bach, durch die Myrthenwand hindurch, verschwunden.

Betäubt sah Minnfriede ihm nach. Nun er fort war, kam es ihr beynahe vor, als habe ein Geist aus dem unheimlichen Park der Villa Darineo sie mit süßen Worten bethört, doch wiederum erschien ihr der Jüngling zu hold und sittig für ein Lügenbild der finstern Mächte. Nachsinnend betrachtete sie die Wiesenblumen, welche gebeugt, noch die Spuren der schönen Gestalt trugen, die an der Quelle geruht; lange noch weilte sie hier, sie wunderte sich, daß der Mond heut goldner prangte, die Blumen süßere Düfte hauchten, ihr ganzes Wesen, ergriffen vom Zauber der Liebe, war Gluth und Klang, doch vergebens funkelte die Laute mit mondbeglänzten Saiten aus den Blumen hinauf zu ihr, sie wagte es nicht, ihr Töne zu entlocken, und ging schüchtern in ihre Hütte zurück, wo sie der Morgenstern in sanften Träumen überraschte.

Während Guglielmo die Tage damit zubrachte, sein wüstes Landschloß zu einem Wohnsitz voll Glanz umzugestalten, und die Gärten, geschmückt mit neugepflanzten blühenden Büschen und mit den köstlichsten Blumen von allen Farben, süße Ströme nach dem Orte hinströmten, wo seine Liebe wohnte, traf ihn jede Abendsonne

auf der dichtumbuſchten Wieſe am Quell, die dem Auge des Lauſchers unzugänglich war. Hier erzählt er Minnfrieden von ſeinen Zügen, von den Gefahren, die er überſtanden, hier ſagte ſie ihm, wie ſie ſein Bild in der Seele getragen, ihn ſich bald als todt gedacht, bald für ihn gebethet habe. Darineo nannte ſie nur den ſüßen Engel, denn dieſen Nahmen hatt' er Minnfrieden als Kind, dem Bilde ſeiner Träume als Jüngling gegeben. Oft ſchwebte Minnfrieden das Wort auf der Lippe, das ihm Aufſchluß über ſie geben ſollte, doch ſie vermocht' es nicht auszuſprechen, und ſchob den entſcheidenden Augenblick der Entdeckung Tag für Tag auf, indem ſie ihr ſtrafendes Bewußtſeyn ſtets mit der Hoffnung auf Morgen zu verſöhnen ſuchte.

Die letzte Spätroſe war entblättert, dunkler und kühler wurden die Abende, und Darineo wollte nach den erſten Stürmen des Herbſtes ſchon auf das Glück verzichten, Minnfrieden an der geliebten Stelle, die der Schauplatz ſeiner erſten Seligkeiten war, wieder zu ſehen, als überraſchend die Stürme mit den Regenſchauern weggezogen, der Himmel ſich verklärte, ſanfte Lüfte wehten, und ein neuer Frühling die Erde grüßte, und jetzt, im Spätherbſt, friſche Knoſpen und Blüthen auf Wipfeln und im Raſen hervorlockte. Darineo, dem eine ſtille Ahnung ſagte, ſein Erdenglück ſey in den Blumenkreis am

Quelle gebannt, wo er in der Kindheit ſo ſelig geweſen, ſchien dieſer neue Frühlingsglanz von günſtigen Sternen über ihn verhängt, die ihm das ungetrübte, durch keinen weltlichen Andrang verletzte Glück noch länger gewähren wollten. Er ſcheute Aeltern, Verwandte der Geliebten, er bangte, man könne ſie ihm entreißen wollen; hier unter Gottes freyem Himmel war ſie ſein eigen, wie die Blumen der Luft, die Welle dem Ufer, der Stern der Fluth, der Honigkelch der Biene, ihre Seele war ſein, Schöneres hat die Liebe nicht zu geben! So ließ er denn ohne Ungeduld die Arbeiter gewähren, die ſeine Villa in alter Pracht wieder ausbauten; erſt wenn ſein Schloß bereit ſeyn würde, ſie zu empfangen, wollte er um ihre Vergünſtigung bitten, im Schloſſe Felesmondi zu erſcheinen, ſein erſter Beſuch daſelbſt ſollte über das Schickſal der Liebe, von der ſeine Blicke nur ſprachen, entſcheiden, bis dahin verſchwieg er ſich ſelbſt, ſo viel er konnte, ſeine Wünſche und Hoffnungen, und hielt mit allen Seelenkräften das Traumbild der ſüßen Kindheit feſt.

In dieſen Tagen war in Neapel die ſanfte Erminia zu einem beſſern Daſeyn hinübergegangen. Ihr Tod war Viktoriens erſter Lebensſchmerz und übte ſeine volle Gewalt über ihr zartes Gemüth aus, das, vom warmen Hauch der Mutterliebe nur gehegt, keine Waffen und keine Kraft gegen den Kummer hatte. Giovanno beweinte

die gute Mutter, doch wenige Zeit nach ihrem Hinsterben fühlte er seine Leidenschaft für Minnfrieden mit neuer, unnennbarer Gewalt erwachen, keine Schranke stand ihm mehr entgegen, erloschen war der Mutter Blick, den er zu schonen und zu scheuen hatte, still stand das Herz, das er nicht hatte kränken wollen, und es war, als stärke und belebe sich seine Gluth an dem aufrichtigen Schmerz, den er um den Tod der Mutter empfunden. Unfähig sich selbst zu gebiethen, gab er seinem Verlangen nach, Minnfrieden wieder zu sehen, und eilte, bald einen Vorwand dazu auffindend, eines Nachmittags spät mit schnellem Roß, unbegleitet nach der Villa Felesmondi hin, woselbst er bey tiefer Dämmerung anlangte. Er band sein Roß im innern Hofe des Schlosses an, und eilte durch das Wiesenthor nach der Hütte, wo Walter Sämereyen, das scheidende Liebespfand der Blumen an die Erde, aus ihren Kapseln schüttelnd, ordnete. Frau Marie drehte die Spindel bey den Flammen des Kamines; in raschen Strömen zog der Duft jungen Mostes, der in vollen Krügen auf dem Steintische stand, durch das helle Gemach.

Giovanno trat freundlich grüßend ein, mit einem Freudenschrey empfing ihn Walter, heiter lächelte Frau Marie ihm entgegen. Sein scheues Auge überflog die Anwesenden, er hatte es sich so reizend ausgedacht, wie er

Minnfrieden zur Abendzeit in der Hütte überraſchen und in ihren Blicken leſen wollte, wie ſie für ihn geſinnt ſey. Sein ſeltſames Weſen, ſeine Aengſtlichkeit und Haſt, befremdeten nicht weiter das wackere Ehepaar, als ſie von ihm ſeiner Mutter Tod erfuhren, ſie maßen es nun ſeinem Schmerze bey. Giovanno nahm zögernd die dargebothenen Erquickungen an, welche die Alte herbeybrachte, kaum daß er den Becher ſüßen Moſtes kredenzt, ſo fragte er ſtammelnd nach Minnfrieden. „Sie wird in ihrem Kämmerlein oben ſeyn," ſagte Frau Marie, „ich will ſie rufen; vielleicht auch iſt ſie im Garten, wo jetzt die Roſen zum zweyten Mahle blühen." „Den Garten muß ich ſehen!" rief Giovanno, und befahl Waltern für ſein Roß zu ſorgen und ſein Zimmer erwärmen zu laſſen. Dann eilte er hinaus in die mondhelle Nacht, in den Park, wo ein linder Säuſeln durch die hohen Pinien wogte. Leiſe ſchlich er hin durch wohlbekannte Pfade, ſeine Spornen warf er in das Gras und hielt den Degen feſt, damit ihn kein Geräuſch Minnfrieden, die er überraſchen wollte, verriethe. Er hoffte alles für ſeine Liebe von ihrem Erſtaunen, ihn wieder zu ſehen, von den ſüßen Worten, die er ſich ausdachte, ſie zu rühren, von Einſamkeit und Nacht. Was er eigentlich wünſchte, wußte er ſelbſt nicht; gleich trunken und ſchwindelnd von dem Gedanken ihrer Gegenliebe und ihres Verſchmähens,

wußt er nicht, ob er Minnfrieden ſeine Hand biethen werde, nicht ob er, wenn ſie ihn nicht erhörte, ſeinen Grimm in ihrem Herzblut löſchen müßte, denn ſein tobendes Herz verlangte heute Entſcheidung für Zeit und Ewigkeit über die Qualen, die ihn ſeit früher Jugend verzehrten. Mit ſolchem Sturm der Hoffnungen und des Bangens im Buſen gelangt' er bis zur Stelle, wo Minnfriede neben Darineo am Quelle ſaß.

Nur heute noch hatte Guglielmo ſein Mädchen an dieſer Stelle ſehen, nur heute noch das Wort der Liebe im Buſen gefangen halten wollen, morgen erſt die Schwelle ihrer Wohnung betreten, von ihren Angehörigen das gewährende Jawort erflehen.

Auch Minnfriede, immer ſtrenger gemahnt von der innern Stimme, wollte dieſen Abend dem Geliebten ſagen, wer ſie ſey, und auf immer von ihm Abſchied nehmen. Ihr Glück war entſeelt durch dieß Trennungswort, daran ihr Herz verbluten wollte, als ſie es wie einen Dorn im Buſen noch unausgeſprochen trug. Das Ausſprechen war das Ziehen des Todespfeils aus der Wunde, dem der Tod ſogleich nachfolgt, dieß fühlte, dieß hoffte ſie; doch welches friſche Leben der Jugend und Liebe bebt vor dem Tode nicht zurück? So ſaß denn Minnfriede neben Darineo blaß und ſchweigend, ihre Blicke ſchwam-

men in Thränen, alle Zauber der Liebe und des Leides verklärten ihr holdes Angeſicht.

„Dieß iſt die letzte Nacht," begann Guglielmo mit Beben, „dieß iſt die letzte Nacht," tönt es wie ein Echo aus Minnfriedens Bruſt; da ſtrömten unaufhaltſam ihre Thränen hin. Uebermannt vom räthſelhaften Weh, das in Minnfriedens Blick und Stimme lag, durchzuckt von einem unnennbaren Schauder der Ahnung und des Bangens, ſchloß Guglielmo ſie an ſein Herz und drückte den erſten Kuß der Liebe auf ihre Lippen. Minnfriede entzog ſich ihm nicht; nur dieſer Moment trunknen Vergeſſens lag noch zwiſchen ihr und der Zukunft voll Einſamkeit, Reue und Gram. Hoffend, am Herzen der Liebe den Tod zu finden, verbarg ſie die weinenden Augen an Guglielmo's Bruſt, und hätte gern in Seufzern ihr Leben ausgehaucht.

Um Darineo her verſchwand die Welt. Er ſah nur den Jammer ſeiner Geliebten, ihre Thränen ſagten ihm, daß ein feindſeliges Geſchick über ihrem Haupte ſchwebe; verworrene Bilder von einem frühern Bund, den ſie vielleicht geſchloſſen, tauſend Möglichkeiten kreuzten ſich vor ſeiner Vorſtellung, indeß Minnfriede ihr Bewußtſeyn verlor, und mit geſchloſſenen Augen wie todt danieder ſank. In dem Augenblicke, wo Darineo ſie auf den Raſen ſanft niederlaſſen wollte, um ihr durch Waſſer aus

der Quelle Hülfe zu bringen, fühlte er ſich von ſtarker Hand hinweggeriſſen, und als er ergrimmt um ſich blickte, ſtand vor ihm Giovanno mit funkelndem Schwert, und mit dem Rufe: „Elender, zieh!“ drang er auf Darineo ein, der kaum noch Zeit hatte, ſein Leben zu vertheidigen. Der Kampf war kurz, die blinde Wuth Giovanno's warf ihn ſelbſt in ſeines Gegners Schwert, ſein letztes Wort war ein Fluch über die Heuchlerinn, deren Opfer er falle. Minnfriede, die Unglückſelige, war nicht an Darineo's Herzen geſtorben, wie ſie heiß gewünſcht, ſie erwachte, um dieſen Jammer zu ſehen. Der Mond ſtand hell über den Gebüſchen und zeigte ihr Giovanno's Leiche. Wie von unſichtbarer Gewalt fortgeriſſen, eilte ſie dieſen ſchaudervollen Anblick zu fliehen, während ſich Guglielmo noch um den Sterbenden bemühte, in deſſen bleichem Angeſicht das ſchwarze Zeichen auf der kalten Wange und die Aehnlichkeit mit den Zügen ſeiner Geliebten ihn tief und heiß bewegten. Die bitterſte Reue zerſchnitt ſein Herz; je milder der Frieden des Todes und der immer höher ſteigende Mond die Züge Giovanno's verklärten, je ähnlicher wurde er ſeiner Schweſter, ſo, daß Darineo ein Schauder anwandelte, als läge ſie ſelbſt vor ihm im Graſe mit der Todeswunde im Herzen! Gewiß war es ihr Bruder ſelbſt, den er getödtet, Giovanno hatte ihre Ehre, für deren Räuber er ihn hielt, rächen wollen,

und war mit dem schnödesten Verdacht gegen ihn und Viktoria gefallen! Nun war jedes Band zwischen ihm und der Geliebten zerrissen, nun konnten ihre Verwandten, konnte sie selbst ihm nie verzeihen! Zu tief und gut hatte sein Schwert getroffen, Giovanno rief keine Gewalt der Erde mehr in das Leben zurück! Verzweifelnd ließ Darineo endlich von den Versuchen ab, ihm zu helfen, und wankte nach der Villa zurück, die mit hellen Fenstern frisch und herrlich aufgeschmückt, aus hohen Blumenstauden und dem wieder üppig quellenden Gerieſel und Gefunkel der zierlichen Waſſerkünſte ihm entgegen prangte, als wolle ſie in ihrer Pracht ſeines Elends ſpotten. Nur für ſeine Liebe hatte er dieſe Stätte aufgeſchmückt, nur um dem Glücke, das dort einkehren ſollte, huldigend zu begegnen; dieß Glück war dahin und die Geiſter der zum Fluch umgewandelten Seligkeit ſcheuchten Giovanno's unglücklichen Mörder unaufhaltſam in die Ferne.

Erſt ſpät in der Nacht ging Walter, beſtürzt über ſein Außenbleiben, im Park, ſeinen Herrn zu ſuchen. Er fand ihn entſeelt am Quelle, Minnfriedens blauer Schleyer lag, vom Blute des Ermordeten bepurpurt, neben ihm auf grünem Raſen. Der Tod hatte Giovanno's Lippen verſchloſſen, doch es zeugte ſein Degen, feſt gekrampft in der Rechten, daß er im Zweykampf, — die Wunde in der Bruſt that dar, daß er als tapfrer Mann gefal-

ten, und nicht meuchleriſch erlegt worden ſey. Minnfriedens Schleyer bewies, daß ſie zugegen geweſen, und die Gluth ſeiner Leidenſchaft für ſie, die Walter kannte, gab dem ſchmerzlichen Argwohne Raum, der Kampf an dieſer Stelle mit einem Fremden habe ihr gegolten. Wehklagend rief Walter ſeine Leute herbey, den Leichnam in die Villa zu tragen, dann eilt' er Minnfrieden aufzuſuchen, um ſie zur Verantwortung zu ziehen, doch ſie war nirgend zu finden.

In derſelben Nacht noch machte ſich der treue Greis auf den Weg, um Viktorien die entſetzliche Nachricht zu bringen, die ſie erfahren mußte, und ihr den wahren Zuſammenhang, ſo weit er ihm bekannt war, von Minnfriedens Abkunft zu enthüllen, welche Viktoria bis jetzt für des Gärtners Tochter gehalten. So theuer das holde Mädchen ihrem Pflegevater war, vereinigten ſich doch, zumahl, da ſie entflohen, alle Umſtände ſo ſehr, ſie anzuklagen, da er ſie mit tiefbetrübtem Herzen für die liſtigſte Heuchlerinn hielt, die es jemahls gab. Wer Giovanno's Mörder ſey, konnt' er nicht ahnen. Von dem Nachbar der Villa Felesmondi, von Guglielmo, war nur Gutes und Rühmliches bekannt, er argwohnte nur flüchtig, dieſer könne es ſeyn, um über ſich ſelbſt, dieſes Gedankens wegen, zu zürnen

Zu ſchnell traf dieſer Schlag des Geſchickes unmit-

telbar nach der Mutter Verluſt Viktoriens Herz. Ohnmächtig ſank ſie bey der Schreckensnachricht zuſammen, und ließ Walter keinen Raum, ihr etwas mehr von Minnfrieden zu ſagen, als daß ihr Schleyer bey Giovanno gefunden wurde. Der edle Koſimo trug den Schmerz, mit der Faſſung, welche das herannahende Ende des irdiſchen Lebens gotteraebenen Gemüthern über alle irdiſchen Begebniſſe verleiht, er dachte nur daran, ſeine holde Viktoria zu tröſten und aufzurichten. Walter eilte, ſo matt er war, nach Felesmondi zurück, dem Leichnam ſeines jungen Gebiethers die letzte Pflicht zu erweiſen. Von Minnfrieden fand ſich keine Spur.

Dieſe Nacht hatte Guglielmo in einer elenden Lokanda vor Neapels Thoren zugebracht, wo der Lärm eines Trinkgelages, moſtberauſchter Zecher und tanzender Dirnen ihn betäubte und zerriß. Früh Morgens verließ er den unheimlichen Ort, und ſchlug den Weg nach Rom ein, denn in jenen Zeiten öffnete ſich den Büßenden eine Zuflucht des Troſtes und der Vergebung an heiliger Stätte, die dem Verirrten wie ein Leuchtthurm in Stürmen winkte. Im nächſten Flecken vertauſchte Darineo ſeine reiche Kleidung mit demüthiger Pilgertracht, und wandte, unbekümmert um alles Irdiſche, ſeinen herrlichen Beſitzungen den Rücken, um Frieden für ſeine Seele zu ſuchen. Er lebte unter Weges von wilden Früchten,

Wurzeln und Quellwasser, Nachts war sein Lager der Waldung Moos, jede Beschwerde war ihm willkommen, die Mühseligkeit gereichte seinem Gemüthe zur Erquickung, und in den Leiden des Körpers verlor sich die Pein der Seelenleiden. Versunken in seine Trauer entfernte sich Darineo auch vom rechten Wege, und gelangte erst nach vier Wochen der mühseligsten Reise nach Rom, wo dazumahl Julius II. thronte. Antheillos an Allem, was ihn umgab, wandelte der Pilger auf und nieder in den Stanzen, und sah sich wie betäubt in der fremden Welt um, die sich um ihn her in so feyerlicher Pracht aufthat. Ein blühendes Leben der Wissenschaften und Künste entfaltete hier freudiglich die goldnen Schwingen, die Wände prangten mit Schilderenen von der Hand der ersten Meister, die Nischen mit den Bildsäulen der alten Götter, und aus den Hallen der Kirchen trugen die Lüfte sanfte Harmonien herüber. Ritter und Edle aller Nationen eilten mit stattlichem Gefolge durch den heiligen Raum. Raphael Sanzio ging mit dem Anstande eines Fürsten die Marmorstufen des päpstlichen Pallastes hinauf; Große, Cardinäle, Künstler und die Schüler des Göttlichen schlossen sich huldigend seinen Schritten an, und blieben an der Pforte der innern Zimmer Julius II. zurück, in welche Raphael einging, wie in sein Vaterhaus. Darineo hörte ihn nennen, ihn preisen, stand vor seinen schönsten

Werken, und kein Himmelsstrahl des Entzückens drang in die Nacht seiner Schmerzen, denn fürchterlich allein steht der Unglückliche im raschen, fröhlich treibenden Gewühl der unbekümmerten Außenwelt, und jede Pracht der Erde, die dem Fröhlichen den Reiz des Lebens erhöht, drückt einen Giftpfeil in sein wundes Herz.

Plötzlich hörte Darinco von wohlbekannten, lange ihm nicht erklungenen Stimmen seinen Nahmen rufen, er fühlte sich von Freundesarm umschlungen, ein Herz schlug an dem seinen, ein treues Auge blickte tief bekümmert und liebevoll in das seinige. »Girolamo!" — »Mein Miralemonte!" rief er aus, denn vor ihm stand ein edler Venetianer, sein Waffenbruder und geliebtester Freund, der in dem blassen, abgehärmten Pilger nur mühsam, und mit dem Herzen mehr als mit Blicken, Darinco erkannte. Er zog ihn mit sich fort in seine Wohnung, und drang liebreich in ihn, sein ganzes Leid ihm zu sagen. »Drücke mich nicht an deine Brust," rief Guglielmo, »laß nicht um mich deine Thränen fließen, mein Weg ist der deine nicht, er geht durch die Nacht der Buße in das Grab!" — »Eine Schuld drückt dich nieder?" fiel Girolamo ein, »O Guglielmo, und wenn dein Herz dir den Stab bricht, wenn dein Verbrechen zum Himmel schreyt und du verurtheilt wirst, ich weiche und wanke nicht von dir, denn dort oben ist die Gnade, hienieden die Liebe,

die Alles verzeiht!" Von Neuem schloß Girolamo den Freund an seine Brust, in seinen Thränen fand Guglielmo Linderung seines Kummers, und die Kraft, ihm Alles zu sagen. Girolamo's Freundschaft erschöpfte jeden Trostgrund für ihn, und schon in etwas beruhigt, brachte er diese Nacht bey ihm zu, entschlossen, am folgenden Morgen den heiligen Vater seine That und seine Schmerzen zu entdecken.

Der hohe Greis, schon an des Grabes Rande, empfing den Jüngling sitzend, angelehnt an die purpurnen Polster seines reichgeschmückten Thronstuhles. Sein Silberbart wallte lang und glänzend auf sein Purpurkleid herab, die hohe Stirn bedeckte zur Hälfte das Käppchen von dunkelm Sammt, darunter schneeweiße Locken herabfielen, seine großen Augen hefteten sich leuchtend und forschend auf Darineo, auch wenn sie schwiegen, sah man den Geist der Wohlredenheit auf den edelgeformten Lippen thronen. Julius II. reichte Darineo die mit köstlichen Ringen geschmückte Rechte, und fragte liebreich nach seinem Begehren. Blick und Rede des Herrlichen drang wie ein Sonnenstrahl in Darineo's Brust, und rief seine geheimsten Gedanken an das Licht. Alles sagt' er ihm, was ihm seit der zartesten Kindheit begegnet, mit steigendem Antheil hörte der Greis ihm zu.

„Du bist ein wackerer Kämpfer für die gute Sache

gewesen, Guglielmo Darineo," sprach Julius, „und diese That macht dich nicht zum ruchlosen Mörder, denn du kämpftest, Mann gegen Mann, im offenen Felde. Ehe du hier noch angelangt, habe ich alles erfahren, was dir begegnet war; auch ohne dieß würde ich aus deinen Reden die Wahrheit erkannt haben. Nur selten wird ein Mensch von Gott so hoch erkoren, daß er unschuldig leide, und auch du, Darineo, trägst die Schuld deiner That. Was war es, was dich antrieb deine Geliebte zu später Abendzeit allein im Park zu sehen? Wolltest du nicht den Reiz des Geheimnisses zu Hülfe nehmen, um dein Glück zu erhöhen, war dieß der Weg, um eine edle des Landes zu werben? Wie unsträflich dein Beginnen dir auch erscheinen mochte, so verstieß es gleichwohl gegen das hergebrachte; die sittliche Weltordnung, die nur die innere Stimme zum Gesetzgeber, nur die Meinung zum Richter hat, ist von Schranken und Mauern umgeben, die unsichtbar doch nie unbestraft übertreten werden. Hätte deine Erwählte dir diesen Zuspruch nicht gestattet, so würdest du an jenem Abend ihre Thränen nicht falsch gedeutet haben, du würdest dem jungen Fiesmondi in den Arm gefallen seyn, hättest ihm um sein Beginnen vor dem Kampfe noch befragt, und er wäre nicht als Opfer der beyderseitigen Verblendung gefallen. Der Mensch soll immer mit Milde und Liebe nach den

Urſachen des Beginnens ſeines Bruders forſchen, denn Gott geht durch den Geiſt, der Menſch nur durch ſein Herz zur Wahrheit ein.

Tief betrübt heftete Darineo den in Thränen ſchwimmenden Blick auf den hohen Greis, der nun, den Ernſt ſeines Bezeigens mildernd, mit ſanftem Tone zu ihm ſprach: „Muth gefaßt! Reue und Buße werden euch mit Gott und mit euch ſelbſt verſöhnen. Geht und ſucht den Frieden am heiligen Grabe, die Schatten der Olivenbäume am Bache Kidron werden euch das Herz kühlen!"

Und mit ſeinem Segen entließ er Darineo.

Als Girolamo von ſeinem Freunde erfuhr, daß er nach dem heil. Grabe wallfahrte, rief er ihm zu: „Wohlan, beyde ſind wir morgen in der Frühe reiſefertig!" doch ſanft ſchüttelte der Pilger das Haupt, und ſprach: „Nicht ſo, mein Freund! das würde keine Buße ſeyn, wenn ich in Freundes Schutz, an Freundes Hand dieſe Wallfahrt machte! Eile vielmehr, mein Girolamo, Viktoria aufzuſuchen, ihr Troſt zu bringen, ihr von meiner Reue und meiner Pilgerſchaft zu ſagen, damit die Fromme mich in ihr Gebeth einſchließe." „Ja das will ich," rief Girolamo und ſchloß den Bruder an ſein Herz. „Zähle auf mich," rief er aus, „in Noth und Tod, ich will alles für dich erſchöpfen, was Treue heißt, daß Treue der Troſt deines Lebens ſey! Deiner Güter nehme ich

mich an, deiner Ehre und deiner Braut, sie soll dir ihr Herz nicht entziehen; ihre Angehörigen will ich dir gewinnen, und die Meinung mit deinem Nahmen versöhnen!" „Ich glaube dir," sprach Guglielmo bewegt, „und dieser Glaube nur erhält mein Leben." Dann drückte er ihm die Hand, mit nassem Blick in sein Auge schauend, und verschwand in den nahen Wald.

Während Guglielmo mit dem Pilgerstab sich an des Meeres Ufer begab, um sich nach Jerusalem einzuschiffen, war Girolamo nach Neapel geeilt, wo er Viktoria seinen Besuch, unter der Versicherung, er bringe ihr wichtige Bothschaft, ansagen ließ, da er gleich bey seiner Ankunft erfahren hatte, daß ihre Mutter gestorben sey. Sie willigte ein, ihn zu sehen, und er fand sie in tiefer Trauer und in Thränen, welche ihre sanften Blicke wunderbar verklärten. Geblendet vom Himmelsstrahl der Schönheit im Leid, beugte sich Girolamo tief vor ihr, und konnte einige Minuten lang nicht sprechen, denn eine geheime Scheu sie zu verletzen, und sie durch Darineo's Nahmen zu erinnern, daß sie Antheil an Giovanno's Tode habe, versagte dem Ritter das Wort. Zugleich auch leuchtete aus Viktoriens seelenvollen Blicken eine so süße Ruhe der Unschuld im gottergebenen Leid, daß Girolamo wohl empfand, hier sey kein Trost, den er zu bringen vermöge, kräftig, und er verstummte in Zweifel und

Scheu, beklommen, und zugleich himmlisch beseligt vom herzdurchdringenden Strahl ihrer Schönheit. Viktoria fragte ihn mit gesenktem Blick und sanfter Stimme, was ihn bewogen habe, sie bey ihrem Oheim aufzusuchen? Zögernd sprach Girolamo: »Ich weiß Alles, und nur dieß kann meine Kühnheit entschuldigen; auch spreche der Umstand für mich, daß ein, euch und mir unaussprechlich theures Wesen mich sendet, Erbarmen durch Reue in eurer sanften Brust, himmlisches Fräulein, zu wecken! Der Gottheit schönste Allmacht ist Vergebung, wird ein Engel sie versagen?« Bey diesen Worten, mit solcher Bangigkeit hervorgebracht, glaubte Viktoria, daß Girolamo von Minnfrieden an sie gesendet sey, die noch durch keine Spur etwas von sich kund gethan, und sie vermeinte, einen Zusammenhang zu entdecken. Dunkle Röthe überflammte ihr noch eben so bleiches Antlitz, Schmerz und Unwille versagte ihr die Sprache, sie warf einen durchbohrenden Blick auf Girolamo, den sie im Gewühl dunkler Vorstellungen für Minnfriedens Geliebten, ja für den Mörder ihres Bruders hielt, der es wage vor ihr zu erscheinen! Je günstiger sich ihr Herz bey seinem Anblick ihm entgegen geneigt, je schmerzlicher glühte der Unwille in ihrer Brust. Sie schwieg, und Girolamo staunte sie betrübt und ängstlich an, denn er glaubte, die Erwähnung Darineo's betrübe sie, und sey Ursache ihres

Zornes, und er fürchtete, in den Strömen des Herzblutes ihres geliebten Bruders ſey ihre Neigung zu deſſen Mörder erloſchen.

Endlich faßte ſich Viktoria und ſprach: »Nicht von meinem Erbarmen kann hier die Rede ſeyn, ſondern nur vom himmliſchen Erbarmen, und ein bußfertiges Herz weiß den Erlöſer zu finden. Wo ich helfen kann, ſoll es treulich geſchehen, dieß aber wünſchte ich bald und nicht durch euch zu erfahren, um künftig verſchont zu bleiben und meine unverſiegbaren Thränen um den Erſchlagenen ohne Haß zu weinen, und ſeines Mörders nie gedenken zu müſſen!" „Nicht dieß iſt Noth," rief hocherglühend Girolamo, »Wenn ihr von einem ſo großen und edlen Herzen keine beſſere Meinung hegt, als dieſe, ſo muß ich troſtlos von euch ſcheiden!" Betroffen und fragend ſah Viktoria den Jüngling an, der, das Gepräge der Unſträflichkeit und Tugend auf ſeiner Stirn, wie ein zürnender Apollo vor ihr ſtand. Ihre ſeltſame und bittre Antwort ermuthigte ihn, zu ſagen: »So ſchuldig und ſo unſchuldig als ihr, mein Fräulein, war auch Darineo bey dieſem entſetzlichen Kampfe, grundlos und ſchuldlos angefallen von eurem Bruder! Er mußte ſich vertheidigen. Seine ſtandhafte Liebe, ſein ehrerbiethiges Werben um euch kennt ihr, nur von ſeiner Buße, ſeiner ſchmerzlichen Reue, ſollt' ihr erſt durch mich erfahren."

„Ihr sprecht im Fieber, Ritter," rief Viktoria erzürnt, „ich kenne den Marcheſe Darineo nicht, und erfahre nur mit tiefen Kummer, daß ein ſo edler Glaubensheld meinen Bruder erſchlagen! Nie habe ich ihn geſehen, nie von der Liebe eines Mannes zu mir erfahren, ſo wahr mir Gott helfe!"

Der Strahl der Wahrheit drang ſo ſiegreich aus Viktoriens Blicken in des Jünglings Herz, daß er betroffen ſtammelte: „Hier muß ein ſchrecklicher Irrthum walten; meine Vernunft begreift ihn nicht, aber mein Herz ſteht der beruhigenden Gewißheit offen, daß ihr, edle Viktoria, ganz ohne Antheil an eurem Unglück ſeyd! Um aller Heiligen willen, übet Milde, und helft mir dieſe Nebel zerſtreuen!" Hiermit ſank Girolamo auf die Knie vor Viktoria nieder, die laut weinte, als wolle das Herz ihr brechen. Troſtlos und ſtumm vor Kummer blickte Girolamo auf ſie hin, ſein Herz wogte ſelig und bang auf ihrer Thränen Fluthen, er fühlte die Macht der Liebe zum erſten Mahl.

Als Viktoria ſich wiederum gefaßt, ſagte ſie mit Ernſt und Hoheit: „Wer, Herr Ritter, hat euch zu mir geſandt?" „Mein Waffengeſell und Freund, Darineo," erwiederte der Jüngling, „er ſagte mir, daß er euch, edles Fräulein, in zarter Kindheit ſchon geliebt, euch, irrend auf den Meeresbahnen, in Kampf und To-

desnoth, in seinem Herzen getragen, wiederkehrend nach der Heimath zuerst die Stelle aufgesucht, wo er mit euch so glücklich war, dort euch wiedergefunden, und sich in schweigender, zarter Liebe euch zum ewigen Eigenthum gelobt. Nachdem er an dem unvergeßlichen Abend, wo euer edler Bruder, unerkannt von ihm, von seiner Hand fiel, nach Neapel geflüchtet, ging er nach Rom, wo ich ihm begegnet, und sein bußfertiges Herz treibt ihn zum heiligen Grabe nach Jerusalem. Er fleht um eure Verzeihung, um den Segen eures reinen Herzens, um euer Gebeth, holdseligste der Frauen!"

„Steht auf, Ritter," sprach Viktoria sanft, doch immer mehr erbleichend. „Ich habe die Villa Felesmondi seit einem Jahre nicht gesehen, doch ich durchschaue den Zusammenhang. Des Gärtners Walter Tochter, oder Pflegekind, die durch ein seltsames, jedoch nicht unerhörtes Spiel der Natur einige Aehnlichkeit mit mir hat, und sogar das kleine Mahl, wie ich, auf der linken Wange trägt, ist seit meines Bruders Tode von Felesmondi verschwunden, und muß die Urheberinn dieses Irrthums seyn, der meiner Ehre droht! Wie konnte der Marchese Darineo glauben, eine Felesmondi werde bey Abendzeit ihm im Garten Gespräche verstatten? O, er muß furchtbar getäuscht, schlangenhaft betrogen seyn, und ist das Opfer der Verstellung der elendesten Gauk-

lerinn, der auch mein Bruder zum Opfer gefallen! Wie habe ich ſie geliebt, wie habe ich ſie gegen meine zürnende Mutter, die ihr allein die Schuld von Giovanno's Leidenſchaft beymaß, vertheidigt, wie hielt ich ſie für einen Engel — eine Schlange, mir am Buſen, hab' ich genährt!"

„Es iſt entſetzlich," fiel Girolamo ein, „wie? eine Ehrvergeßne durfte euren Nahmen mißbrauchen? euren Ruf gefährden? Sie durfte eure Stelle in dem Herzen einnehmen, das, ſeit es ſich bewußt iſt, euch angehört?" Hocherröthend antwortete Viktoria: „Das gewiß nicht, Herr Ritter! Stets war der Marcheſe mir gänzlich unbekannt, und es muß Minnfrieden geweſen ſeyn, die er geliebt, denn ich weiß es noch, daß Giovanno als Knabe ſchon auf ihn eiferſüchtig war, weil er Minnfrieden ſeine Braut hieß, und daß er ihn tödten wollte" — ſetzte ſie ſchaudernd hinzu, denn der Ernſt des kindiſchen Wortes trat furchtbar vor ihrem Blick hin. Die Erinnerung an den Bruder wurde von Neuem ſo ſchmerzlich rege, daß ihre Thränen wieder floſſen; Girolamo trauerte mit ihr. Unter allen Schmerzen dieſer Stunde tönte ein entzückendes Wort in des Jünglings Seele wieder, das Wort Viktoriens: „Ich habe noch keines Mannes Liebe erfahren, ſo mir Gott helfe!" Wie Nachtigallenlied durch den Sturm wehte dieſer Laut durch die Wehklage der

Betrübten in Girolamo's Ohr, und rief den Keim ſüßer Hoffnung in das Leben.

Während Girolamo Weh und Heilung aus Viktoriens verſchämten Blicken trank, eilte Guglielmo Darineo mit günſtigem Winde nach Jeruſalem, ſchweigſam und trübe, unbekümmert um die lärmenden Genoſſen der Fahrt. Dazumahl, wie immer in der Welt, war es manchem Menſchen mit dem Heiligen rechter Ernſt, und manchem nicht; ſo traf es ſich dann, daß nur wenige der Pilger das Grab des Erlöſers aus wahrem Herzensdrang ſuchten, dieſe hielten ſich auf dem Schiffe ſo zuſammen, wie ſich im Gewühle des Lebens die rechten Pilger gleichfalls zu halten pflegen auf dem Marktſchiffe der Welt zumeiſt um einen ſtillen Raum und gottergebene Gefährten bekümmert. Unter den Pilgern, die das lärmende Gewühl vermieden, zog beſonders der Eine Darineo's Aufmerkſamkeit auf ſich, er war ſchlank und knabenhaft zart von Geſtalt, obſchon hoch von Wuchs und ſtolz in der Haltung; ſein Antlitz trug er ſtets dicht verhüllt und ſprach niemahls, indem er, wenn er befragt wurde, Zeichen gab, die auf ein Gelübde des Schweigens zu deuten waren. Darineo beobachtete ihn ſtets aufmerkſam, ein leiſes Schluchzen, das er oft vernahm, ſchnitt durch ſein Herz, und er fühlte ſich unausſprechlich wehmüthig von dieſer Geſtalt angezogen.

Alles Irdiſche vergaß Guglielmo, als er, angelangt in Jeruſalem, an der Schwelle des heil. Grabes herzreinigende Thränen der Reue vergoß. Einſam war die Gruft, die Lampen brannten trübe, das Benedicamus Domino klang wie von Engelsſtimmen von der nahen Capelle in die dunkle Wölbung hinein; es war Guglielmo, als löſe ſich ſein Herz in dieſen Tönen auf, als wolle es auf ihren Flügeln hinaufwogen in die beſſere Heimath. Süß wurden ſeine Thränen, ſein Bangen ſchwieg, und es überkam ihn ein Befremden über der Menſchen verworrenes Drängen durch einander, und die nie raſtenden Wünſche ihrer Bruſt, da der Port offen ſtehe, und immer nahe ſey. Ein hoher Greis im ſchlichten Gewande trat an den Altar und ließ ſich im ſtillen Gebeth an den Stufen nieder. Als er wieder aufgeſtanden, bemerkte er Darineo, und fragte ihn auf lateiniſch mit einladender Milde: »Fremd hier, Jüngling? Aus welchem Lande? Dieſe Züge gemahnen mich als bekannte!" Als Guglielmo ſeinen Nahmen und ſein Land genannt, rötheten ſich von freudiger Ueberraſchung des Greiſes Wangen, und er rief in italieniſcher Sprache: »Ein Landsmann, und der Villa Feleſmondi ſo nahe? O, ſaget mir, wie geht es daſelbſt, ich kann immerdar zu keiner Nachricht gelangen, und danke Gott, der euch mir ſendet!" »Laßt uns," antwortete Darineo trübe, »dieſe

Stätte verlaſſen, ſo ſollt ihr, was ihr wünſchet erfahren."

„Kommt mit mir, Marcheſe," ſprach der Greis, „ihr ſeyd der Sohn einer edlen Frau, die ich wohl gekannt. Sie war ein Opferlamm, das an den Dolchſtichen harter Worte langſam verbluten mußte. Lebt euer Vater noch?" Darineo verneinte es. Der Greis fuhr fort zu ſprechen: „Noch weiß ich nicht, welch ein Leid euch ſo früh zu dieſen Hafen geführt, doch ſagt meine Seele mir mit Bangen, daß dieß Leid auf irgend eine Weiſe dem meinigen verwandt ſeyn müſſe; ich bin der Marcheſe Feleſmondi!"

Und wie nun Darineo bleich und erſtarrt zu dem freundlichen Greis hinblickte, dem ſein Schwert ſo viel Leides zugefügt! nahm ihn dieſer liebreich bey der Hand, und führte ihn mit ſich nach ſeiner Wohnung; bey Sonnenbrand durchſtreiften die Zwey ein ſandiges Thal, bis ſie ein Gebäude erreichten, das im Schatten der Palmen und Olivenbäume, an eines rieſelnden Bächleins Rande, den Wanderern gaſtlich winkte. Hier ließen ſich Beyde auf einer Steinbank unter dem grünen Laubdach nieder, ein Knabe brachte Wein, Datteln und Feigen herbey, und der Greis ſprach zu Darineo, indeß ſich dieſer auf ſeine Bitte erquickte, folgender Maßen:

„Hier lebe ich nun ſchon fünfzehn Jahre, theurer

Darineo, und hier ſoll, ſo es Gott gefällt, meine Gruft ſeyn. Dieſe Palmen und Olivenbäume ſind meine Freunde, ihr Säuſeln hat Sprache für mich, auch der Bach ſingt mir ein Lied, davon meine Seele den Sinn vernimmt. Sonnenblicke, die in den Fluthen ſpielen, und ſich hold und bedeutſam in der Stille der Frühſtunden an meines weißen Gemaches ungeſchmückter Decke ſpiegeln, Wolkenſchatten, die über das Thal hinfliegen, Abendlichter, welche die fernen himmelanſtrebenden Felsmaſſen in Purpur tauchen, ſingende und ziehende Vöglein, denen die Natur Weg und Richtung zeiget, Blüthen des Frühlings und des Winters Blüthenſchnee, all das ſtille, ewig ſchöne Walten der Natur erhebt mein Herz und entzückt mein Auge mit immer neuen Wonnen. Von der Welt wünſche ich nur zu erfahren, um an dem Geſchick meiner Angehörigen Antheil zu nehmen. So ſagt mir denn, lebt die edle Erminia Felesmondi, meine Nichte? leben ihre Kinder? Iſt Giovanno zu einem ſtattlichen Jüngling erwachſen, und iſt das Kind, deſſen meine Nichte noch nicht geneſen war, als ich Verblendeter ihren Gatten erſchlug und mein Vaterland floh, am Leben und glücklich?"

Ein Strom von Thränen beantwortete dieſe herzzerſchneidenden Fragen, und der Marcheſe fuhr fort zu ſprechen: Ich ſehe es wohl, ihr habt mir viel Schmerzliches zu verkünden, theuerſter Darineo. Woher der tiefe

Antheil an meinem Kummer, an den Ereigniſſen, welche die Meinigen treffen?"

Lange kämpfte Darineo mit ſich ſelbſt, eh er dem Marcheſe das Vorgegangene zu berichten vermochte, doch mit gehaltener Faſſung hörte der Greis ihn an, und ſprach: »Ihr wart Alle unſchuldig, hier waltet eine höhere Fügung, die wir im Staube anbethen müſſen! So vergeßt dann eure Qualen, und laßt mich in euch, edler Jüngling, den Sohn finden, den euer Schwert mir geraubt! Wenn ihr Kraft zum Leben am heiligen Grabe und Vergebung der Schuld errungen, ſo kehret heim, und bringt meiner Nichte Viktoria und ihrer Mutter Erminia meinen Segen zu eurer Vermählung, und die Fürbitte, die ich für euch aufſetzen werde. Eurer Anweſenheit Friſt will ich dazu anwenden, den zwey holden Frauen mein Vermögen zu ſichern, und ihr Alle kommet wohl einmahl als fromme Wallfahrter hierher, um dem Müden die brechenden Augen zu ſchließen? Du aber, mein Sohn und Freund, bleibe bis zu deiner Abfahrt hier unter meinem Dache!

Tiefbewegt von ſolcher Standhaftigkeit der Buße und von der Herzensmilde des Marcheſe, vermochte Darineo nicht zu ſprechen. Der Greis verſtand ſein Schweigen, und ſich beſinnend, daß ja noch ein Gegenſtand ſeiner Liebe und Sorge, die verwaiſte Minnfriede, vor-

handen ſey, fragte er nach ihr. Von dieſer hatte Darineo nichts erfahren, kannte ihren Nahmen nicht. Da glaubte der Marcheſe, ſie ſey geſtorben, und ſeufzte: „Ihr iſt wohl, wohler als der armen Viktoria ſeyn mag; Mutter und Kind ſind nun beyſammen, und ich folge ihnen bald nach!"

So oft Guglielmo ging, am heiligen Grabe zu beten, fand er ſeinen Reiſegefährten, den Pilger dort, ſtets verhüllt und ſchweigend. Es drängte ihn, dem Tiefbetrübten Hülfe anzubiethen, Troſt zuzuſprechen, doch der Pilger war ſtets ſo ganz in Andacht verſunken, vermied ſo ſtreng jede Möglichkeit der Annäherung, daß Darineo es nicht wagte, ihn anzureden. Nur einmahl hört' er den ſchweigſamen Unbekannten dem Marcheſe, der ihm freundlich zugeſprochen hatte, mit ſanfter Stimme ſagen: „Wer in frohen Stunden des Erlöſers mit Schmerz und Liebe gedächte, der brauchte nie ſein Grab zu ſuchen, um es mit Thränen der Reue zu benetzen, und wer im Glück ſich losriſſe, die Wiege des Heils zu begrüßen, der würde hier neue Wonnen finden, und nur vor Freuden weinen!"

Dieſe Stimme erſchütterte Darineo, ſie klang ihm, wie ſüße Melodie eines lange nicht vernommenen, bekannten, lieben Liedes; doch wie ſehr es ihn antrieb, nach dem Pilger zu forſchen, unterließ er es, weil der

Marcheſe ihm anzeigte, ein Schiff ſey zur Rückfahrt nach Italien bey günſtigem Winde bereit, und ſeine Bothſchaften und Briefe liegen fertig. Am Morgen ſchon ging das Schiff unter Segel. Mit tauſend Thränen, ſorgvoll über die Einſamkeit, in welcher der Marcheſe zurückblieb, ſchied Darineo von ihm, und ſeltſam genug war es ihm bey der Abfahrt gar nicht zu Sinn, als eile er der Geliebten entgegen, ſondern als bliebe Herz und Leben in Jeruſalem zurück.

Noch immer hing ſein Blick ſehnſuchtvoll an den Zinnen der heiligen Stadt, und ein ſchneidender Schmerz zuckte durch ſeine Bruſt, als die letzte Bergſpitze des gelobten Landes ſeinem Blicke verſchwand. Auch verließ ihn unter Weges die Kraft, die er am heiligen Grabe gefunden. Kaum angelangt in Italien, ſank er auf der Heerſtraße ohnmächtig, wie ſterbend, nieder. Er wurde in ein Kloſter der barmherzigen Brüder gebracht, wo er langſam von einem verzehrenden Fieber genas, und freundlich mit Erquickungen und Geſchenken zur fernern Wallfahrt beladen, nach dortiger Sitte, unbefragt über Stand, Abkunft und Verhältniſſe, entlaſſen wurde.

Wie ſo anders, als der freudige, ſiegprangende Krieger vor etwas mehr als einem Jahre, kam Darineo dießmahl in Neapel an! Abgemattet, blaß, in abgetragener Kleidung, das ſonſt ſo ſtolz und kühnprangende

Leben gefriſtet durch die Barmherzigkeit armer Kloſterbrüder! Durch und durch müde, wund und zum Tode betrübt, unternahm es Darineo nicht, ſchon am Tage ſeiner Ankunft nach der Villa zu reiſen, ſondern blieb in einer Lokanda, deren heitre Lage am Meeresſtrande, einem prangenden, von ſchönen Gärten umgebenen Pallaſt gegenüber, ihm gefiel. Nachdem er ſich in der ihm angewieſenen Kammer erquickt, ſchlummerte er ein, in ſeine verworrenen Träume hinein klang Jubelgeſang, Harfenſpiel, Paukenſchlag, und auf einmahl erweckte ihn ein Glanz, hell wie die Mittagsſonne. Darineo erhob ſich von ſeinem Lager und ſah aus dem roſigen Dämmern der ſchönſten Frühlingsnacht das gegenüberliegende Schloß, glänzend von Freudenfeuern, wie eine Zauberwelt, wie aus Flammen aufgebaut. Verſchlungen in Kränzen von Roſen und Myrthen, aus grünen und purpurnen Gluthen gewoben, erkannte Guglielmo die Buchſtaben V und G, wobey er unwillkührlich an Viktoria und Guglielmo gedachte. Der Pallaſt mit dem Säulenſims von gediegener Gluth, mit den himmelanſtrebenden Lichtmaſſen ſeiner Kuppel und den mit Thürmen gekrönten Flügeln, ſpiegelte ſich unnennbar im Meere; Gebirg und Horizont leuchteten in weiter Ferne ringsum im Widerſcheine. Der lieblichſte Geſang, von ſanftgedämpften Inſtrumenten begleitet, erhob ſich in die Lüfte, und durch die offenſte-

henden Fenſter des Schloſſes nahm Guglielmo reichgeſchmückte Jünglinge und Frauen, ſchlanke, mit Blumen gekränzte Mädchen wahr, die wie Selige im Lichtſtrom wogten. Gefeſſelt von der Pracht und Lieblichkeit des Anblicks blieb Darineo am Fenſter ſtehen, und ſchaute bald nach dem Schloſſe, bald nach den Gärten, wo gleichfalls holde Geſtalten beym Wunderglanz der Erleuchtung in den Gebüſchen wandelten, wo Blumen ihre Düfte hauchten, und vom Licht erweckte Vöglein die Morgenröthe zu begrüßen wähnten, mit ihren freudigen Melodien hinein ſingend der Nachtigall Klagen, indeß die Waſſerkünſte im Lichtglanz, wie mit Feuerfluthen, hoch zu den Baumwipfeln hinauf in den lieblichſten Farben, wie Regenbogen, emporſtiegen und die Zwiſchenpauſen der Muſik mit freudigem Rauſchen erfüllten. Darineo's Seele war berauſcht von Düften, Glanz, Geſang und glühender Sehnſucht. Viktoria! ſeufzte ſein ganzes Herz; da ſah er ſie, ſie ſelbſt erſcheinen!

In einer Hoheit und Pracht, wie er ſie nie geſehen, ſchwebte ſie vor ſeinem Blicke einher. Wie ein Gedanke zart und ätheriſch waren ihre Bewegungen, voll kindlicher Anmuth und ſüßer Huld; ihre großen, dunklen Augen ſtrahlten, wie das Doppelgeſtirn in Weſten, nach welchem ſie träumeriſch hinaus blickte; das ſanftgegründete Haupt ſchwebte über dem zarten Halſe, wie der

Blumenkelch am ſchlanken Stengel. Ein diamantenes Netz hielt den Reichthum des ſchönſten Haares gefangen, der leichte, weiße, perlenbeſtreute Silberſtoff ihres Kleides umfloß ſie, wie ein ſchimmerndes Thaugewölk die Morgenſonne, und ob ſich jede Pracht der Erde vereinigt zu haben ſchien, ſie zu ſchmücken, war doch nur ſie der ſchönſte Schmuck vor Allem, was ſie umgab.

Darineo traute ſeinen Augen nicht, denn ſo bezaubernd auch ihr Anblick, ſo unverkennbar ihm auch beym Glanz der Erleuchtung der dunkle Punct auf ihrer Roſenwange bey allem Fremdartigen ihrer Erſcheinung, daß ſie es ſelbſt ſey, zu beurkunden ſchien, war ſie doch ſo ganz verſchieden von dem Bilde, was er immer in ſich trug, im ländlichen Gewande, Thränen der Wehmuth im ſüßen Blick. Auf dieſem Antlitz blühte die Seligkeit eines befriedigten Herzens und die zarten Lippen brannten tief purpurn, wie vom Kuß der Liebe. Wie kam der Jubel in das Haus der Trauer? Wem galt dieß Feſt? Warum war Viktoria geſchmückt, wie eine Braut? — Wie, wenn — er wagt' es nicht auszudenken, die Sinne verginagen ihm, denn gleichſam als träte der noch ungeborne Gedanke in das Leben, erſchien Girolamo am Fenſter, ſchloß Viktorien an ſein Herz und drückte den innigſten Kuß auf ihren Roſenmund. — Einen dumpfen Schrey ausſtoßen, ſein Zimmer verlaſſen, durch Wachen

und Diener hindurch zu dem Treuvergeßnen hinüber dringen, war das Werk weniger Minuten. Wie ein zürnender Geist mit funkelnden Blicken, bleich, wie dem Grabe entstiegen, stand Darineo zitternd vor Wuth und Schmerz, dräuend vor dem glücklichen Paare; versteinert von Entsetzen lauschten die Gäste im Kreise umher, ohnmächtig sank die Braut in Girolamo's Arm.

„Dieß ist deine Treue?" rief Darineo, als Girolamo ihn zweifelnd anstarrte, „dieß war die lügnerische Stimme, die mich wieder in das Leben rief? Elender, unwürdig deines Nahmens, deines Schwertes und meines Zornes! Ehrvergeßne, die jetzt der Donnerstrahl des strafenden Bewußtseyns zur Erde schmettert! Geht, genießt die gestohlenen Wonnen, schwelgt in Küssen über meinem Grabe, ihr seyd zu niedrig für meine Rache, Schande dem Schwerte, das sich mit so schnödem Blute befleckt!"

„Ein Wahnsinniger!" riefen die Gäste, doch Girolamo lehnte sanft seine bleiche Viktoria in des bekümmert herbeyeilenden Kosimo Arm, ging auf Darineo mit offenen Armen zu und rief: „O Bruder! erkenne deinen unseligen Irrthum, betrachte diesen holden Engel, und sieh, daß es deine Verlobte nicht ist; die du liebtest, war des Gärtners Tochter Minnfriede, sie war es, die dich täuschte und verrieth." — „Minnfriede!" rief Darineo, und im Augenblick erinnerte er sich alles dessen,

was der Marcheſe ihm von ihrer Abkunft erzählt, und ein forſchender Blick, den er auf Viktoria warf, die ſich zu erhohlen begann, zeigte ihm, ſie ſey es nicht, deren Aehnlichkeit mit ihrer Halbſchweſter ihn nur aus der Ferne täuſchen konnte. Er warf ſich in Girolamo's Arme und rief weinend: „Vergib mir, mein Bruder, ich kränkte die Treue eben ſo ſchwer, als ich dich für fähig hielt, daß du es gethan. Weh dem, deſſen Herz nicht Augen hat; denn das ſinnliche Auge iſt der Täuſchung unterworfen, aber ein feſter Glaube kann nicht trügen!"

Als Girolamo's Gäſte ſahen, daß hier ein tieferer Zuſammenhang ſey, zerſtreuten ſie ſich in den umliegenden Zimmern, und ließen den edeln Greis Roſimo mit ſeinen Kindern und dem fremden Pilger, den keiner unter ihnen kannte, allein; die zärtlichſten Erläuterungen des Vergangenen nahmen nun ihren Lauf. Tief gerührt war Viktoria bey der Nachricht vom Leben des Marcheſe von ſeiner Buße und ſeiner Vorſorge für ihr Loos; doch zu Roſimo und Girolamo gewandt, ſprach die liebliche Braut, indem ſie die Schenkungsacte der Güter des Marcheſe, die Darinco mit hinübergebracht, ihnen zeigte: „Ich nehme dieß Geſchenk an, um meinen Oheim zu ehren; doch das Glück hat ſo verſchwenderiſch für mich ſeine Gaben geſpendet, daß ich beſchließe, dieſe ſeine neue Huld nicht anzunehmen. Die verwaiſte, verlaßne

Minnfriede, die bey weitem nicht so schuldig ist, wie wir es dachten, wird zu finden seyn. Ein Theil dieser Schätze werde daran gesetzt, ihren Aufenthalt zu erspähen, das Ganze gehört ihr!" Resimo umarmte Viktoria zärtlich und sprach, sie verdiene jedes Glück, da ihr Herz so groß und edel sey.

Sanft und wehmüthig beseligt zogen sich unsere Freunde in die Stille der abgelegensten Zimmer zurück, überließen die fröhlichen Gäste ihrer Lust, und leerten in vollen Zügen den süßen und schmerzlichen Becher der Erinnerung. Alles mußte Darinco, und mußte es immer wieder erzählen. Ueber Giovanno's Tod vermieden Alle viel zu sagen; Darinco's Buße und Jammer hatte die zarte Viktoria dem unglücklichen Mörder ihres Bruders versöhnt, und schweigend empfanden alle klar, daß Federiko und Giovanno in den Stürmen ihrer wilden Leidenschaft untergehen mußten.

Das Bangen um Minnfrieden und ihr Geschick, die Ungeduld, sie, und wäre es im entferntesten Winkel der Erde, aufzusuchen, der Kummer, sie vielleicht schon verloren zu haben, indem eine Gruft oder ein Kloster sie den Ihrigen entrissen haben konnte, dazu der schnelle Uebergang und Wechsel der Empfindungen an diesem entscheidenden Tage, warf Darinco von Neuem auf das Krankenlager hin. Ein heftiges Fieber drohte sein blü-

hendes Leben zu zerstören, er lag hoffnungslos lange Zeit. Während er mit den grausamsten Qualen kämpfte, schien es ihm zuweilen, als empfinge er den Labetrunk von der schneeweißen Hand des verhüllten Pilgers, den er am heiligen Grabe verlassen; oft auch glaubte er den Marchese zu sehen, doch verschmolzen diese Bilder, und selbst Minnfriedens holdselige Erscheinung, die, wie von seiner innern Sehnsucht gerufen, vor ihn hinschwebte, wiederum in seine Träume, und düstre Wolken hüllten seine Besinnung ein.

Endlich quoll Himmelsthau der Genesung in die von Fiebergluthen verzehrte Brust. Eines Morgens, als nach einer sanften Nacht der erste Sonnenstrahl durch das Fenster blickte, verließ den Genesenden der Schlummer, und im nähmlichen Moment, noch eh er die Augen aufthat, fühlte er sich angeweht vom Odem eines süßen Veilchenduftes, der alle die seligsten Erinnerungen der Kindheit und des Wiedersehens seiner Minnfriede in ihm erweckte; jetzt sah er auf und erblickte Minnfriede mit Viktoria Hand in Hand, bleich, Thränen in den Veilchenaugen und den Veilchenkranz im blonden Haar, im knappen, dunkelblauen Gewande, wie er sie zuerst am Quell erblickt. Der Marchese, Kosimo und Girolamo standen zu Häupten seines Lagers, die Pracht der aufgehenden Sonne über Gebirg und Meer funkelte zu den offnen Fen-

ſtern herein, friſche, liebkoſende Lüfte durchzogen das helle Gemach, in welchem die ſchönen und geliebten Geſtalten, wie Memnons Säule vom Morgenſtrahl berührt, erglühten.

„Er iſt erwacht!“ rief Viktoria freudig, da winkte der Marcheſe Minnfriede, die hocherröthend nahte, nahm Darineo's Hand und vereinigte ſie ſegnend der Hand Minnfriedens, beyde mit koſtbaren Ringen ſchmückend. „Minnfriede!“ rief Darineo nun, „der verhüllte Pilger auf dem Schiffe warſt du!“

„Sie war es,“ ſagte der Marcheſe, „ſie hatte dich in Rom geſehen, wohin derſelbe Drang, ihr Vergehen zu büßen, ſie, wie dich, hingeführt, ſie hatte früher als du den heil. Vater geſprochen, der euch Beyde nach dem Port des heiligen Grabes hinwies, wohl wiſſend, ihr würdet dort, wenn nicht das irdiſche Glück, doch den Frieden der Seele finden, der höher iſt, als alle Schätze der Erde. Die ſtrenge Verhüllung wurde der büßenden Minnfriede durch ihr eigenes Zartgefühl gebothen, und es war ihr ſüß, inmitten ihrer Leiden, unſichtbar und unſträflich um dich ſeyn zu dürfen, mit dir zu ſterben, wenn die Wellen dein Schiff verſchlängen oder Räuber es anfielen. Es war ihr ſüß neben dir zu weinen und zu bethen; du reiſeteſt ab, eh ſie von deiner Abreiſe etwas wußte, doch als der erſte Schmerz vorüber, ſchien

es ihr, als ſey es gut, denn ſie wollte von dir nicht entdeckt werden; ſo wie ſie aber deiner Abfahrt gewiß war, legte ſie die verhüllende Tracht ab und erſchien als Pilgerinn am heiligen Grabe, wo ich an ihrer Aehnlichkeit mit Gianettinen und an dem dunklen Mahl auf der Wange, mehr noch an ihrem herznagenden Kummer ſie erkannte. Als ich erſt Alles von ihr erfahren, da hielt ich die Erſcheinung des Kindes, welches Gianettina mir im Sterben empfohlen, und dem ich den Vater in Giovanno in mir durch dieſelbe That den Beſchützer geraubt, für einen Wink der Vorſehung, vom gelobten Lande zurück nach Europa zu gehen, Minnfrieden ihrem Guglielmo zu bringen. Ich verließ den Hafen und ging auf's Neue, des Meeres Bahn zu verſuchen, doch die Wellen waren milde, ſie gaben mich der Heimath und meinen Lieben zurück!"

Darinco zog nun ſeine Minnfriede an ſein Herz, ſie weinte in dieſem ſeligen Augenblick ihrer Liebe erſte Freuden-Thränen, jedes Glück vereinigte ſich die ſchwergeprüften Liebenden mit ſeinen reichſten Blüthen zu krönen, und ſie für Reue und Entſagung huldvoll zu tröſten.

Der Zauberſpiegel.

In der weltberühmten Stadt Paris lebte vor Zeiten eine Jungfrau von hoher Schönheit, edlen Geſchlechts und reich, unter dem Schutz eines ſtrengen, ſtolzen Vaters, von zarteſter Kindheit an der Mutter beraubt, und der Sorgfalt ihrer Amme anheim gegeben. Dieſe war ein beſchränktes und gutmüthiges Geſchöpf, welche ihrem Pflegling in jeder Laune nachgab und in Allem den Willen ließ, ſo, daß Roſanna bey ihr keinen Widerſtand fand, als ſie erklärte, ohne den Zuſpruch eines Jünglings, der ſich im Stillen um ihre Gunſt bewarb, nicht leben zu können. Ungeachtet Manon einſah, wie unzufrieden der Marquis, Roſannens Vater, mit dieſer Verbindung ſeyn müſſe, geſtattete ſie den Liebenden doch, ſich des Abends im Garten, wohin ſie ſelbſt Roſannen begleitete, zu ſehn, welchen Zuſammenkünften die luſtige Mayenzeit, der Liebe Träumen ſo günſtig, mit all' ihren Wonnen die ſchönſten Reize verlieh.

Es war Lodovico, ein Italiener, von vornehmer Abkunft, wohl gebildet, voll Geiſt und Leben, in Waffen geübt, muthig und gewandt, doch arm und ohne

Beschützer, weßwegen der Marquis, der darnach strebte, durch glänzende Verbindungen den Ruhm und Glanz seines Hauses zu erhöhen und im Stillen schon längst seiner Tochter Hand dem jungen Sprößling eines erlauchten Geschlechts verheißen hatte, Lodovico's Bewerbung mit Hohn zurückwies, so, daß den Liebenden nichts übrig blieb, als Entsagung, oder die schlimme, gefährliche Arzney der Heimlichkeit.

Im Hause des Marquise lebte ein wohlgebildeter Jüngling, Johannes Riß geheißen, deutscher Abkunft, welcher der Hofmeister der zwey Brüder Rosannens war. Dieser hatte die Erziehung der jungen Grafen übernommen, da Rosanna noch kaum der Kindheit entknospt, und konnte sein Herz nicht ungerührt bey dem Anblick ihrer überirdischen Reize erhalten, wie fromm und brav er auch war, und wie sorgsam er über sich selbst zu wachen pflegte. Er wußte nichts von Rosannens Neigung zu Lodovico, noch von ihren heimlichen Zusammenkünften im Garten; er hielt sie für ein Musterbild aller Demuth und Züchtigkeit, wie sie eines aller Schönheit und Holdseligkeit war. In ihren Blicken lebend, beseligt in ihren Winken, seufzend nach den Minuten des Wiedersehens, und sich einzig labend und weidend an seinem stillen Weh, so hatte er manches schöne Jahr dahingebracht, ohne daß die junge Gräfinn auch nur eine Ah-

nung davon hatte, wie er sie so glühend und überschwänglich liebte.

Eines Abends nun, da der Mond sein goldnes Licht in Strömen über den rosenduftenden Garten ausgoß, in welchem die Liebenden sich zu finden pflegten, da des Springbrunns kühler Silberstrahl im Abendwinde hin und her wankend, wie eine schlanke Geistergestalt durch die Gebüsche blickte, zog ein tiefes, heißes Sehnen ihn nach dem Garten, welchen er sonst zu so später Abendzeit nie zu betreten pflegte, da er selten von seinen Zöglingen wich. Es war nahe an Mitternacht, Johannes hatte keinen Schlaf gefunden, aller Wahnsinn sehnender Liebesgluth war über ihn gekommen, und, wie weit er auch von dem Gedanken entfernt war, zu so nächtlicher Stunde Rosannen im Garten zu begegnen, wollt' er dennoch die Stelle aufsuchen, wo sie, wie er wußte, gern verweilte. Es hatte dieser, in der Vorstadt St. Germain gelegene Garten eine kleine Pforte nach dem Felde hinaus, am Rande der uralten Lindengänge, welche die Nordseite der Stadt umkränzen, und von dort auf das Feld. Durch diesen Eingang pflegte Lodovico mittelst eines Schlüssels, der ihm von Rosannens Fräulein eingehändigt worden, zu kommen. Es war diese Pforte innerhalb der Gartenmauer so dunkel umpflanzt und verschattet, daß auch das hellste Sonnenlicht kaum vermochte,

die undurchdringliche Nacht der in einander verwachsenen Lindenwipfel zu unterbrechen, die blühend ihre reichsten Düfte ausströmten, noch durchsummt von verspäteten Bienen.

Auf einer Steinbank an der Pforte saßen die Liebenden Arm in Arm, keine Störung ahnend. Manon, die Amme und Hütherinn Rosannens war auf dem Rasen entschlummert, und einzuschlummern begann jedes Tugendgefühl in des unbewachten Mädchens Brust; da erschien urplötzlich Johannes, hoch und schlank, wie ein Cherub, seine goldblonden Locken wallten hellglänzend um seine Schultern, die blauen Augen schwammen in Thränen, alle Schönheit der blühenden Natur war mit Sehnsuchtspfeilern in sein einsames Herz gedrungen. Das versteckte Paar erbebte heftig bey seinem Anblick; mit einem Schrey entriß sich Rosanna Lodovico's Arm und stand geisterhaft bleich vor Johannes, im ätherisch leichten Nachtkleide, im aufgelösten, schwarzen Ringelhaar, das stolz und spielend bis zu den kleinen Füßen hinunter wallte, und den Schnee des unverhüllten Busens noch wunderbarer leuchten ließ. „Erbarmen!" rief sie, und hob flehend die zarten, weißen Arme empor, „verrathet uns nicht!"

Der Bestürzte stand vor Rosannen versteint, bebender, als sie selbst, unglücklicher in diesem Augenblick

als irgend einer, der geboren; denn, wo lebt die Liebe, die wirklich hoffnunglos wäre, wenn sie es auch zu seyn glaubt, und über welche die Vernunft ganz den Stab zu brechen vermöchte? Der Arme sah es jetzt, daß alle süßen Blicke Rosannens, obwohl ohne ihren Willen, ihn getäuscht; denn, wie die Blume duftet, so bezeigt eine Jungfrau unbewußt zarte Huld durch die inwohnende Anmuth ihres Seyns.

Euch, schöne Rosanna, möcht' ich um Erbarmen fleh'n, stammelte Johannes; denn Ihr seyd es, die mir zu dieser Stunde den Dolch in das Herz stoßet; ich aber werde nie auf Erden etwas Mächtigeres kennen, als Euern Wunsch und Willen: gebiethet über mich, als über den ergebensten Eurer Diener; nur jetzt vergönnt, daß ich mich entferne! Mit diesen Worten wollte sich Johannes zurückziehn; doch Rosanna trat ihm in den Weg und rief: Johannes! ich lasse Euch nicht fort von hier, bis ihr mir gelobet, zu schweigen. Worte sind Täuschungen, entgegnete er wehmüthig, und süße Blicke Trugbilder, Rosanna! Traut Beyden nie! Seht auf das Herz und fragt Euch selbst, ob Ihr das meine nicht immer treu gefunden! Jetzt aber laßt mich fort, wenn ich nicht vor Euern Augen sterben soll! Dieß sagend, entriß sich Johannes Rosannen und entfloh; doch, so wie ihn ein Baumgang den Augen des aufgeschreckten

Paares verhehlte, warf er ſich nieder und flehte mit erſtickten Seufzern um das Ende ſeines Lebens, da ihm die Welt verödet ſchien und die blühende Roſenflur um ihn her eine troſtloſe Sandwüſte.

„Ein ſeltſames Begegnen, flüſterte Lodovico, der dem Vorgang regungslos zugeſchaut, und, ſetzt' er hinzu, ein wunderbares Nachgeben! Fürwahr, der deutſche Schulfuchs benimmt ſich nicht ohne Courtoiſie und auf hohe Stelle hat der Niedre ſein Herz gerichtet! O, ſpotte ſeiner nicht, fiel unwillig Roſanna ein. Wenn du wüßteſt, wie wunderbar Johannes ſeit zarter Kindheit, in jeder Noth, in jedem Schmerz mir immer überraſchend zur Seite geweſen, mir immer beygeſtanden, mir in der Stunde der Gefahr, ſtets wie ein ſchützender Seraph erſchienen! — Ich wußte nicht, daß er mich liebte; er war ſtets ſo ſittſam, als ergeben. Doch, wie einen Bruder liebte ich ihn — er iſt ſehr unglücklich! Du wirſt ihn zu tröſten wiſſen, höhnte Lodovico, vergönne mir nur, es nicht mit anzuſehn! Mit dieſen Worten wendete er ſich weg und war aus den Garten verſchwunden. Roſanna weckte Manon und ging, von den trübſten Vorſtellungen gepeinigt, in ihr Zimmer zurück. Sie wurde es ſich bewußt, welchem Abgrunde Johannens Erſcheinen ſie entriſſen, und gelobte ſich, mit Lodovico nicht wieder auf

dieſe Weiſe allein zu ſeyn; reuevoll und weinend brachte ſie die Nacht auf ihrem Lager zu.

Am folgenden Morgen ließ der Marquis ſeine Tochter zu ſich beſcheiden und erklärte ihr, es ſey in aller Frühe die Nachricht eingetroffen, daß der ihr ſeit Jahren beſtimmte Bräutigam nur noch wenige Stunden von Paris entfernt ſey, und daß ſie ſich bereiten ſolle, ihn ſeines Standes und ſeiner Bewerbung würdig zu empfangen. Roſanna erſtarrte ganz bey dieſer Verkündigung. Der Schlag, der alle ihre Hoffnungen zertrümmerte, fiel auf ihr gequältes Herz mit zerſchmetternder Gewalt. Sie ſank, um Mitleid flehend, aufgelöſt in Thränen, nieder vor dem Vater; doch dieſer rief: Du haſt keine Wahl zwiſchen meinem Fluch und dieſer Verbindung, gehorche! Sie wollte ihn umklammern, er ſtieß ſie von ſich. Dieſe Härte brach ihr faſt das Herz. Sie ſank jammernd auf den Boden nieder; der Marquis rief den Dienerinnen und befahl ihnen mit der höchſten Kaltblütigkeit, Roſannen in ihr Zimmer zu bringen und ihr den ſchönſten Putz anzulegen, ſo wie ſie wieder zur Vernunft gekommen. Eben, da die Dienerinnen wehklagend ihre ſchöne Gebietherinn fortttugen, nahmen ſie im Vorzimmer einer Alten wahr, die einen Brabanter Spitzenbeſatz von großem Werth, der durch Zufall Schaden genommen, auf das Künſtlichſte auszubeſſern befliſſen war. Dieſe Alte ſchaute

mit ihren rothumränderten Augen von ihrer Arbeit auf, und schien zu stutzen, da sie die schöne besinnungslose Rosanna hereintragen sah. Sie bedeutete die Dienerinnen, das Fräulein auf den Lehnsessel niederzulassen, und sich zu entfernen, da sie ein unfehlbares Mittel wisse, sie wieder zu beruhigen und zu sich selbst zu bringen. Die besorgten Mädchen leisteten der zuversichtigen Alten Gehorsam, und diese sah sich kaum mit Rosannen allein, als sie ihr eine Essenz, die sie im Balsamfläschchen am Gurtel trug, einathmen ließ. Höchlich entsetzte sich Rosanna, da sie dieß Gespenst so dicht vor sich sah.

Liebespein trägt Ihr im Herzen, schönste Gräfinn, zischelte die Alte; das ist ein gar verzehrender Wurm, der verlangt das ganze Leben zur Speise. Die Seele mit! seufzte Rosanna, Alte, Du hast es getroffen; aber Du kannst mir nicht helfen! Kindchen, Kindchen! schmunzelte diese, vermeinest Du, ich wisse nur Spitzengewebe wieder herzustellen? Nein! des Herzens geheimste Faser ist meinem Blick offenbar, und die Fäden des Geschickes durchschaue ich, wie fein und innig sie auch durchschlungen! Ich kann Dir helfen mein Täubchen, und ich nur allein! Was gibst Du mir? — Alles, was ich besitze, rief Rosanna, gebiethe über mich! Nur eine Locke vom Haar deines Erstgebornen dereinst, für meine Mühe; ich selbst will mir sie hohlen. Schätze und Kostbarkeiten sind

Tand für ein Gemüth, das nach dem höchſten Gute ringt! Gott hat mir die Gnade erzeugt, zukünftige Dinge voraus zu ſehn. Ich will Dir Dein Schickſal in einem wundervollen Spiegel zeigen, dergeſtalt, daß Du meine Kunſt loben ſollſt! — Das ſind Gaukelſpiele! rief Roſanna; doch mit zürnendem Ernſt entgegnete ihr die Alte: Biſt Du nie die Krümmungen der Seine entlang gegangen bis hin nach einer Gegend, die Du noch nicht erblicken konnteſt, als ſie Dir den verrätheriſchen Spiegel der Fluth ſchon zeigte, ſo, daß zu deinem Ergötzen die Thurmſpitzen, die Du in Lüften nicht erſchauteſt, tief aus dem Strome Dir winkten, bis Du weiter ſchreitend, ſie wirklich hoch vor Dir erglänzen ſaheſt mit goldnem Pfeil und zierlicher Umkränzung? Alſo iſt auch mein Kryſtall-Spiegel, der Deinem innern Auge zeiget, was Deiner harrt, ehe Du es mit irdiſchen Blicken entdecken kannſt! Die Zukunft iſt gar nichts Kommendes, ſie iſt ewig ſchon da geweſen, und wir gehen nur immer darauf zu und an ihr vorüber! — So zeige mir denn, rief Roſanna, Deinen Wunderſpiegel! Gern, wenn Du allein zu mir kommen willſt um Mitternacht, weit hinaus über das Feld, nach einem einzelnen hohen Bau, nordweſtlich gelegen, von einer wüſten Mauer rings umzogen. Wie find' ich mich dahin? fragte Roſanna ängſtlich, und die Alte rief: dafür laß mich ſorgen, mein Bothe ſoll vor

Dir her gehn! — „Und wer ist Dein Bothe?“ — Du wirst ihn an der Gartenpforte finden, in der Gestalt einer leuchtenden Flamme; folg' ihm getrost, er führt Dich gut! — „Himmel, was soll das? Darf Manon mit?“ — Nein! sie könnte schwatzen und Dich verrathen! Doch sorge nicht, Niemand soll wahrnehmen, daß Du von dannen gehst, noch wann Du wieder gekommen! — Ich kann mich nicht entschließen! wandte Rosanna bebend ein, doch zürnend rief die Alte ihr zu: So leide denn fort, und stirb hin in hoffnungslosen Qualen, mir kann es gleich seyn. Am Gift steht mein Bothe an der Gartenthür, lässest Du ihn vergebens kommen, so siehe zu, wo Du Trost findest! — „Darf mein Lodovico mit? fragte noch unschlüssig Rosanna. Um keinen Preis! rief die Alte; nichts, was Dein Wesen mit Gluth der Sinne umfaßt, darf bey diesem Werk in deiner Nähe seyn, wenn es nicht leblos Dir zur Seite hinsinken soll! so furchtbar und tückisch sind die Gewalten, mit denen Du umgehst, Entsetzliche! fragte erschaudernd Rosanna. Doch die Alte entgegnete: nicht also! ich warne Dich vor Unheil und Schaden; so Du mir folgst, geht Alles gut! Ich komme! rief nunmehr entschlossen, die Bethörte. Das thue! sprach die Alte, und wo Du meinen Bothen in die Erde einsinken siehst, da gehe ein zur offenen Thür! Rosanna war so betäubt, so beklommen, daß sie

nur durch Zeichen kund thun konnte, daß sie die Alte verstanden; diese aber setzte sich an ihre Arbeit, als wäre nichts vorgefallen.

Rosanna zog die Glocke, die Dienerinnen traten ein und führten sie in ihr Ankleidezimmer, sie, dem Geboth des Marquis zu Folge, zu schmücken. Bleich, wie der Mond, aber auch so leuchtend, wie dieser, ging die schöne Gebietherinn aus ihren Händen hervor, dem verhaßten Bräutigam entgegen, der ein gewinnendes Aeußere und feine Sitten hatte, welches aber bey der gezwungenen Braut keinen Eindruck zu seinen Gunsten hervorbrachte. Gleichwohl barg sie ihre Abneigung unter den Schleyer der schüchternen Mädchenhaftigkeit, so, daß der von ihrer wunderherrlichen Schönheit entzückte Bräutigam sich über ihre Empfindungen täuschte, und sich überglücklich pries.

Abends war Rosanna auf sonst nichts bedacht, als wie sie den verwegenen Anschlag zu der Alten zu gehen, und dort das Bild ihrer Zukunft in dem wunderbaren Spiegel zu betrachten, in das Werk richten könne, ohne daß Frau Manon, noch irgend jemand vom Hausgesinde, darum erführe. Doch überraschend leicht und gut fügte sich Alles nach ihrem Wunsche. Der Marquis ritt mit seinen Söhnen nach einem Landschlosse seines künftigen Eidams auf die Jagd. Johannes Riß blieb im Schlosse,

welches faſt die ganze männliche Dienerſchaft mit dem Marquis verlaſſen, und eine ſeltſame Mattigkeit hatte an den gewitterlich ſchwülen Abend die Dienerinnen alle, ſo wie auch Manon überfallen, ſo, daß ſie Alle, unwiderſtehlich betäubt in ihren Kammern eingeſchlafen waren. Von Lodovico hatte Roſanna gleichfalls keine Störung zu befürchten, weil er ohne vorhergegangene Bothſchaft durch Manon ſich nie einzuſtellen wagte; wohl aber ängſtigte das arme, einſame und unberathne Mädchen ihr eignes Herz und Gewiſſen, da ſie wohl fühlte, welch eine Gottloſigkeit ſie zu verüben im Begriff ſtand. In Fieberſchauern harrte ſie der eilften Stunde, und ſtieg mit dem Glockenſchlag, bebend, mit hörbarem Herzklopfen die ſteinernen Wendeltreppen hinunter nach dem Garten, über deſſen hohe Wipfel ſich dichte Wolken gelagert hatten, und wo die Schwüle ſo drückend war, daß ſelbſt der Springbrunnen nur matt und heiſer rieſelte, und die ſüße Nachtigall ſchwieg.

Sie ging entſchloſſen nach der Gartenpforte; kaum aber hatte ſie dieſelbe geöffnet und zagend hinaus geblickt, als dicht zu ihren Füßen die blaue Flamme emporſtieg, hoch und gewaltig, ſo, daß Roſanna mit einem Schrey des Entſetzens, wie entſeelt, zu Boden niederſank.

Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, befand ſie ſich am Springbrunnen, und ſah Johannes, der, ihr zu Füßen,

ihre eiskalten Hände in den seinen hielt, und glühende Thränen darüber hinströmen ließ. So rettet Ihr mich wieder, und immer wieder, stammelte sie. Freund! Wohlthäter! o, sprecht! wie kann ich Euch lohnen? Für mich gibt es keinen Lohn; mir blüht hienieden keine Wonne mehr, rief Johannes dumpf, und nur Eines vermag meine Leiden zu lindern — wenn ich Euch glücklich sehe! Mir ahnet nichts Gutes von Euerm seltsamen Beginnen, einsam zu dunkler, gewitterschwerer Nachtzeit! Oeffnet mir, unaussprechlich theure Rosanna, Euer ganzes Herz. Was eines Redlichen Kraft und Wille vermag, soll Euerm Dienst gewidmet seyn!

Ihr wißt, sprach Rosanna nach kurzer Ueberlegung, daß ich den edeln Lodovico liebe, und daß seiner Verbindung mit mir eigentlich nichts im Wege steht, als daß mein Vater früher an einen Andern sein Wort gegeben. Wehe dem Zwang und Starrsinn der Väter, die das süßeste Band, das nur Neigung und Uebereinstimmung zu knüpfen vermag, zu einer drückenden Sclavenfessel umschafft, an welcher zwey Unglückliche trostlos geschmiedet sind, nur feindlicher getrennt durch die enge Verknüpfung! Wie sollt' ich mein Leben ertragen, getrennt von Lodovico, und einem Verhaßten vereint? Da nun von allen Qualen die folternde Ungewißheit die herzzernagendste ist, so habe ich beschlossen, in dieser Stunde

zu einer hülfreichen Alten zu gehn, welche in einem Kryſtall mir meiner Liebe Geſchick zu zeigen verheißen hat. Dieſe wohnt weit hinaus über das Feld; eine blaue Flamme, die mir, nach der Alten Verheißung, den Weg zeigen ſoll, habe ich bereits geſehn; doch hat dieſer Anblick mich bis in den Tod entſetzt; ich fühle keine Kraft in mir, allein der Flamme zu folgen, und flehe Euch an, mein einziger Freund, mich dahin zu geleiten, wo den unendlichen Qualen, die mein Inneres durchwühlen, eine Linderung harrt.

Voll Erſtaunen und Mitleid hatte Johannes die Rede des bethörten Mädchens vernommen; kaum konnt' er ſich davon erhohlen, doch ermannte er ſich endlich mit voller Kraft und ſprach: Unglückſelige, verblendete Roſanna, laßt, ich fleh' Euch bey allen himmliſchen Sternen, die auf uns niederſchauen, von einem Vorhaben ab, das Frevel, Tollkühnheit, Vorwitz und Sünde iſt! Nehmet kindlich aus den Händen der Vorſehung das Schickſal an, das ſie Euern irdiſchen Tagen beſchieden! Ach! und glaubt, daß alle unſere heißeſten Wünſche, ſo wie ſie mit Vernunft und Pflicht unvereinbar, nie der Opfer werth ſind, die wir für ihre Erfüllung bringen. Schon Euer Entſchluß gibt Euch in des Böſen Hand, der im Dunkeln umher ſchleicht und ſieht, wo ihm ſein Raub gelinge! O, verlangt mein Leben; ich will es freu-

dig zu Eurer Rettung wagen; nur das Eine nicht, daß ich Euch behülflich sey, Eure Seele in das Verderben zu stürzen!

Ihr habt mich nie geliebt, Johannes! rief Rosanna mit strömenden Thränen; Ihr könnt klügeln und mir kalt den Dienst versagen, an dem mein Leben hängt! So laßt mich denn gehn, ohne Euer Geleit, und wenn ich, entseelt vor Entsetzen, Schwachheit und Bangen niedersinke, so denkt, es ist Eure Schuld, weil Ihr mir Euern Beystand versagt!

Es ist zu viel! rief Johannes außer sich vor Kummer und Zorn, — so geht denn in Euer Unglück, Rosanna, und nehmt mich mit Euch; denn Euer Schicksal mit Euch theilen, ist d e m noch immer ein Trost, dem sonst Alles auf Erden versagt ist! Vergönnt indeß, daß ich Euch nicht unbewaffnet geleite! Mit diesen Worten ging Johannes, Mantel und Degen zu hohlen, weil er vorhin nur in den Garten hinab gestiegen, herbeygelockt von Rosannens gellendem Angstgeschrey, und nicht gerüstet auf Abenteuer. Das zagende Mädchen wartete unter Todesschrecken seine Rückkehr ab; doch kam kein frommer Gedanke während der ihr noch gegönnten Ueberlegungsfrist in das bestrickte Herz, das nur seinen Begierden und eitlen Wünschen gehörte. Schleunig kehrte Johannes zu Rosannen zurück, wohl bewaffnet; schweigend both er

ihr den Arm. Kaum waren Beyde vor die Gartenthür hinaus, als die bläuliche Flamme, doch klein und mit ſchwachem Schimmer, vor ihnen aufſtieg, und Beyde nun den Weg einſchlugen, den ihnen die ſanft dahin gaukelnde Flamme zeigte. Durch die blühenden Kornfelder gingen ſie einen geſchlängelten Pfad entlang; Alles ſchwieg, — der ganze Himmel war ſchwarz umzogen. Weiter und weiter zog die Flamme vor ihnen her, bis ſie vor einem einſam liegenden, dunkeln Gebäude ſtanden, das eine hohe, ſchneeweiße Mauer rings umgab. An der Gitterpforte ſank die Flamme in die Erde, und mit einem furchtbaren Knall ſprangen die Flügel auf.

Schweigend, wie ſie den ganzen Weg über gegangen waren, und mit innerm Graus traten die Beyden ein und gingen über den geräumigen Hof in das dunkle Gebäude. Hier trat ihnen die Alte entgegen. »Du kommſt nicht allein, feiges Mädchen, kreiſchte ſie Roſannen zu; das kann Dir und Deinem Begleiter übel bekommen! Ich fürchte nichts, rief Johannes, mich ſchützt ein kräftiges Gebeth und ein reines Herz! Laßt das Bethen unterwegens, warnte die Zauberinn, wenn Ihr meinem Werk nicht Schaden bereiten wollt. Hieher kommt Niemand zu bethen! Wer das kann, der bedarf meiner nicht! Wollt Ihr Eure Zukunft ſehn? Nein! Du Entſetzliche, zürnte Johannes; mich bewahre der Allgütige vor

den Fingerzeigen Deiner Knochenhand; Du haſt dieß zarte Jungfrauenbild hieher verlockt, und ich warne Dich, hüthe ſie vor Schaden! Das ſteht nicht in meiner Gewalt, flüſterte die Alte. Haltet Euch nur fein ſtill und tretet getroſt in das Haus!

Schweigend traten die Beyden ein, denen die Alte vorausging; ſie kamen in einen grünlich hellen Saal; man konnte den Quell des ſeltſamen Lichtes, das ihn erhellte, nicht entdecken. Ringsum an den Wänden erblickten ſie hohe, ſchwarz behangene Spitze; eine große, runde, ſchwarze Marmortafel ſtand in der Mitte. Wir müſſen eilen, flüſterte die Alte, welche im bloßen Haupt mit den greiſen Schlangenlocken unlieblich anzuſchauen war, hager und tiefäugig, mit einer gewaltigen Habichtnaſe, dazu ſeltſam gekleidet. Sie hob das ſchwarze Tuch von einem der Sitze auf und zog einen ſcharlachrothen Teppich hervor, darauf Todtengebeine, Drachen, Schlangen, Molche und ſonſtiges Ungeziefer ſo buntfarbig und künſtlich eingewirkt war, daß Alles zu leben ſchien. Dieſen Teppich breitete ſie murmelnd über die Baluſtrade, ſetzte eine gläſerne Schale darauf hin, und legte in dieſe ein anderes goldfarbenes Tuch, worauf ſie einen großen ſchimmernden Globus von Kryſtall ſetzte, den ſie ſchnell mit einem weißen Silberflor überhing. Hierauf murmelte ſie unter furchtbarer Geberde mit rollenden Augen unver-

ständliche Worte, wobey sich, wie aus der Tiefe, dumpfe Seufzer vernehmen ließen, und die Krystallkugel in raschen Schwingungen ächzend, doch melodisch zu klingen begann. Der Silberflor sank bey diesen Umschwingungen, wie eine Wolke nieder, und im goldnen Licht zitterte die Kugel vor den Blicken der Hinstarrenden, bis in ihrem Mittelpuncte ein dunkles Etwas sichtbar wurde, das emporwuchs, wie aus Nebeln, und sich zu einer, vom hellsten Morgenglanz beleuchteten, anmuthigen Landschaft ausdehnte, deren Hintergrund ein hohes, altergraues Schloß, mit schönen Thürmen und blitzenden Zimmern, begränzte. Der grüne Wald, an dessen Rand ein klares Bächlein rieselnd vorüberfloß, der blumige Anger mit weidenden Kühen, und das mit fruchtbeladnen hohen Bäumen geschmückte Kornfeld, so wie das Dorf an des Schlosses Fuß, aus dessen Kirchthurm das Geläut der Frühmette erklang, war ergötzlich zu hören und anzuschaun. Nichts störte den lieblichen Frieden dieses fruchtbaren Wiesenthals, in dessen Einsamkeit der Hirt, ausgestreckt auf dem grünen Wiesenplan, unter einem Apfelbaume, von weidenden Schafen umringt, die Schallmey an die Lippen setzte, um ein Morgenlied darauf zu blasen, welches das Echo der Waldeshöhen ringsum anmuthig wiederhohlte. Kaum war der holde Eindruck dieses Friedensbildes beschwichtigend und süß

in der beyden Zuschauer Herz gedrungen, als Rosanna mit nahmenlosem Entsetzen eine ihr ganz gleiche Gestalt, im höchsten Schmuck, die Brautkrone im Haar, hervortreten sah, schön und strahlend, wie der junge Tag, doch bleicher, als der Tod, mit verweinten Augen und gerungenen Händen. Kaum hatte die Unglückliche dieß Schreckensbild ihrer selbst wahrgenommen, als ihr auch Lodovico erschien, mit emporsträubendem Haar, mit rollenden Augen, blauen Lippen, mit dem Ausdruck der höchsten Wuth. Er war wie zur Reise gekleidet. Sein dunkelgrauer Mantel mit goldnen Knöpfen fiel durch seine rasche Bewegung herab von den Schultern, und aus seinem Gürtel blitzten mehrere Pistolen und ein Dolch. Mit Ingrimm um sich schauend, Rosannen erblickend, zog Lodovico zwey Pistolen aus dem Gürtel hervor, richtete die in der Linken auf sein Herz, und zielte mit der Rechten auf Rosannens Ebenbild, das bleich und unbeweglich vor ihm stand. Johannes und Rosanna, von kalten Todesschauern durchrieselt, blickten in starrer Angst hinein in den Unglück weissagenden Krystall, bis Lodovico die Pistole, welche er Rosannen vor die Stirn gesetzt, losdrückte mit einem dumpfen Knall, wobey Johannes und Rosanna so heftig erschraken, als habe der Wetterstrahl sie berührt, und Himmel und Erde

ſeyen zermalmend auf ihre Bruſt geſunken, und Beyde, wie todt, zur Erde niederfielen.

Als Roſanna wieder die ſchönen Augen aufſchlug, ſah ſie den Morgenſchein durch die gewölbten Fenſter leuchten. Sie blickte angſtvoll um ſich her; wiederum war Johannes, der Getreue, ihr zur Seite, der ihr zurief: Gott Lob, daß Ihr noch lebt, ſonſt wäre ich hier vergangen neben Euch in meinem Leid, eilt mit mir von hinnen! O, ſchaut nicht um Euch! Doch unwillkührlich blickte Roſanna um ſich her. Schauer, furchtbarer, als die der verwichenen Nacht durchzuckten ſie; aber noch hatte ihr Entſetzen ſeinen Gipfel nicht erreicht, noch hatte ſie die Alte nicht geſehn, die entſeelt neben dem zerſchmetterten Kryſtallſpiegel lag, und deren Anblick der beſorgte Freund ihr vergebens zu entziehen ſtrebte. Ihre Sinne verwirrten ſich; kaum, daß ihr noch Kraft zu fliehen übrig blieb. Johannes folgte der Flüchtigen, die nicht eher raſten wollte, bis Ermüdung ſie zwang, ſich an dem* beblümten Rain des Kornfeldes auf dem bethauten Graſe niederzulaſſen, das im Morgenlicht lieblich funkelte, indeß in der Höhe die Lerchen ihren heitern Geſang anſtimmten. O, theure Roſanna, flehte Johannes, ſchaut das prangende Gefild, und wie alles Leben ſich um uns freut in voller Luſt! Die grünen Wogen der Kornfelder wallen, wie Muſik, im leichten Tact, die Wipfel rau-

schen freudig im Morgenwinde, und sie alle erfüllen die Chöre der jubilirenden Vöglein! Alles ruft Euch auf zur Freude und zum Dank gegen Gott, der die schöne Welt auch Euch zur Lust geschaffen! Glaubt mir, Rosanna, in dieser furchtbaren Nacht bin ich von allem sündlichen Wahn geheilt, und die Flamme meiner Liebe ist so geläutert worden, daß ich in Euch nur eine geliebte Schwester sehe, die ich hegen und beschützen will, bis in den Tod! Könnt' ich Euch, o Theure, für Euern Geliebten die Empfindungen einflössen, die mein Herz so ganz beseligen; könnt' ich Euch erwecken zu Ergebung und Demuth, zu kindlichem Hingeben in den Willen des Höchsten, da Ihr durch Seine Huld den Schrecknissen der vergangenen Nacht entronnen, die Ihr selbst durch Vorwitz aus den Untiefen der Hölle herauf beschworen! Rosanna, bedenkt Euer ganzes verworrenes und verstecktes Thun; nicht Gott, nicht Menschen kann es gefallen, und so Lodovico es recht aus Treuen mit Euch meinte, würde er nimmer suchen, Euch zu nächtlicher Weile, heimlich zu sehen! Rosanna erröthete; sie fühlte wohl, daß ihre Zusammenkünfte mit Lodovico nicht ganz aus reiner unsträflicher Zärtlichkeit hervorgegangen. Zugleich aber auch fand sie sich unerklärlich und unwiderstehlich hingezogen zu dem ritterlich edlen, herzigen Freunde, der ihr so liebevoll erklärte, er liebe sie nicht mehr. Lodovico stand

in ſeinem ganzen Seyn und Weſen tief in Schatten gegen den, der Roſanna ſtets nur mit der zarteſten Scheu der tiefſten und reinſten Innigkeit, und der liebreichſten Vorſorge behandelt hatte. Dazu war Johannes, verglichen mit Lodovico, anzuſchauen wie ein Engel des Lichtes gegen den Genius des Todes. Ein düſtres Feuer loderte in Lodovico's ſchwarzen Augen, wilde Schlangenlocken verſchatteten die gewölbte Stirn; er war bleichgelb, der feine Mund ſcharf eingeſchnitten, über die ganze Geſichtsbildung waren die Stürme der Leidenſchaften verheerend gezogen, ohne doch jede Spur von Schönheit darin vertilgt zu haben; dagegen Johannes mit hellen Farben und ſanften, blauen Augen in milder Schönheit, wie von holdem Licht ſeines Innern durchdrungen, erſchien. Roſanna erinnerte ſich, als Beyde neben einander gingen ſo mancher zarten, liebevollen Aufmerkſamkeit und Vorſorge, und ſie wurde es ſich mit einem Mahle klar bewußt, daß die lieblichſten Träume ihrer Jugend, vom Liebeſtraht der Neigung des ſanften Freundes beglänzt, immer nur von Seinem Bilde umſchwebt geweſen, und ſie konnt' nicht faſſen, wie ſie dieß nicht früher gewußt, wie es ſie nicht immer gerührt und beſeligt! Ja, bey weiterm Nachdenken kam es ihr mit einem Mahle vor, als habe ſie nur immer ſeit den Jahren, wo ſie Johannes kannte, in zwar unbewußter, doch inniger Liebe,

für ihn gelebt, und als sey das, was sie für Lodovico empfunden, bestürmt, und wie umgarnt von seiner Leidenschaft, nur Regung einer dunklen Gewalt in ihrem Innern gewesen, ganz unwerth des Nahmens Liebe! Rosanna schwieg, während sie also nachsann, doch ihre Thränen sprachen für sie; unaufhaltsam flossen sie über ihre bleichen Wangen. Indeß waren die Beyden unbemerkt an die Gartenpforte und den Steinsitz gelangt, dessen Anblick tiefbeschämende Erinnerungen in Rosannens Seele zurück rief. Johannes ahnete nichts davon; er fragte die Freundinn, nun er sie glücklich hinein geleitet, was sie beschlossen habe? Alles, was Ihr mir als gut und recht anrathen werdet, mein, über Alles theurer, mein edler Freund, flüsterte sie, indeß ihre Augen in unverhehlter Liebe strahlten. Wohl, Rosanna, entgegnete Johannes mild, so ergebt Euch in den Willen des himmlischen Vaters und des Vaters auf Erden! Dieß sprechend, verließ der Jüngling Rosannen, die ihm nachstarrte, und, kaum ihrer selbst bewußt, den Weg zurück nach ihrem Zimmer nahm, wo sie noch Manon und die Dienerinnen alle im tiefsten Schlafe fand. Niemand hatte ihre Abwesenheit wahrgenommen. Erschöpft von dem Entsetzen der Nacht sank Rosanna auf ihr Ruhebett nieder, und fand, nach langem Weinen, einen tiefen, labenden Schlummer.

Als Rosanna gegen Abend erwachte, bewegte sich Alles im gewohnten Gleise um sie her. Diese Ruhe war ihr entsetzlich, wenn sie an die Schrecknisse dachte, die ihrem Daseyn, nach der Verheissung des Krystallspiegels drohten, und auf welche der Anblick der entseelten Zauberin gleichsam ein Siegel der Beglaubigung gedrückt zu haben schien. Ihr war, als fühle sie die Kugel in der Stirn, die dort im Zauberglase auf sie losgedrückt worden, und Lodovico's Bild trat nur noch in der gräßlichsten Verzerrung, wie es ihr in der Nacht erschienen war, vor ihr inneres Auge. Eine Bothschaft vom Marquis entriß Rosannen ihren quälenden Gedanken; sie eilte hinunter. Ihr Vater verkündigte ihr; daß Morgen, im Lustschloß ihres Bräutigams, bey Meudon, ihre Vermählung gefeyert werden solle. So ganz umgewandelt war Rosannens Gemüth, daß sie, ungeachtet des Hasses, den sie gegen den aufgedrungenen Verlobten empfand, ungeachtet der geheimen Sehnsucht nach Johannes Liebe, das einzige Mittel, das sich ihr darboth, der Gewalt Lodovico's und allen seinen Ansprüchen zu entrinnen, als ein willkommenes ergriff, und dem Vater kund that, sie sey zu gehorchen bereit. Der Marquis, der so leichtes Spiel nicht erwartet, umarmte seine Tochter, und verkündete ihr, daß er, wohl vorausfehend, daß sie sich seinen Wünschen fügen werde, ihre Ausstattung auf eine wahrhaft fürst-

liche Weise besorgt habe, die ihr alsbald vorgelegt werden solle. Wirklich wurden wenige Stunden darauf ganze Lasten von Kostbarkeiten, Schmuck, künstlichen Blumen und Bändern in ihre Zimmer getragen, und hohe Kisten voll des feinsten Linnenzeugs, alles mit breiten Kanten eingefaßt, schweres Silber- und Goldgeschirr und funkelnde Krystallgeräthe, Alles prangend mit dem vereinten Wapen des verlobten Paares.

All' diese Herrlichkeiten sah die junge Braut theils gleichgültig, theils auch mit heißer Wehmuth vor sich zur Schau ausbreiten; denn in ihrem Innern klang eine wehklagende Stimme, die ihr sagte: dieser Prunk ist Staub und Asche und Alles sonst Täuschung auf Erden, außer einer schönen keuschen Liebe! Wie glücklich ist das Landmädchen in der niedrigsten Hütte mit dem Verlobten, den ihre Seele liebt!

Während sich Rosanna solchen wehmüthigen Betrachtungen überließ, hatte Manon das Brautkleid aus seiner prachtvollen, mit Perlmutter ausgelegten, Lade herausgenommen, und ließ es im Vollmondschein vor den Augen der jungen Braut funkeln. Es war von rosefarbenem, reich mit Silberranken durchwirktem Stoff, gestickt mit Perlen und mit Blumengewinden von der zartesten Arbeit eingefaßt. Rosanna erblickte es kaum, als sie sich bebend abwandte; denn in diesem Kleide hatte ihr der

Kryſtall ihr Bild gezeigt! O, Gott, Manon, rief ſie, außer ſich vor Schmerz, weißt Du denn keine Hütte, kein Thal in der einſamſten Wildniß, wohin ich mein junges Leben retten könnte? Manon erſchrak über dieſe Rede ihrer Gebietherinn; auch Roſanna erſchrak über das, was ſie geäußert, und mühſam nur gelang es ihr, ſich zu faſſen. Lodovico fleht um eine Unterredung noch, zum letzten Mahl! flüſterte Manon, das Brautkleid zurücklegend, doch mit dem höchſten Abſcheu rief Roſanna: der Entſetzliche! Nie ſeh' ich ihn wieder! Sag' ihm, ich müſſe meinem Vater gehorchen, und mich in mein Schickſal ergeben, ich wolle ihn zu vergeſſen ſuchen; auch er möge mich vergeſſen, — bey meiner Ruhe fleht' ich ihn, dieß als letztes Zeichen ſeiner redlichen Geſinnung für mich zu thun! Wenn das nur kein Unglück gibt, murmelte kopfſchüttelnd die Amme, und, wie von unſichtbarer Gewalt erhoben, mit leuchtenden Blicken rief Roſanna aus: Laß es, Manon, ich wandle auf guter Bahn, ſo ich meinem Vater gehorche; und da kann mir nichts begegnen, als was Gott will!

Jetzt kam der Marquis in ſeiner Tochter Zimmer, um ſich an ihrer Freude über ſeine überreichen Gaben zu ergötzen; ſie dankte ehrfurchtvoll und zärtlich, aber Freude heucheln konnte ſie nicht; auch verließ er ſie bald wieder, und alsbald ſchloß ſie ſich ein, um ſich aus-

zuweinen. Allzugern hätte sie Johannes gesehn, ihm das neue Schreckniß zu verkünden: das der Anblick ihres Brautanzuges ihr bereitet, und Troſt bey ihm zu ſuchen; allein Johannes hatte keine Befugniß, in Roſannens Zimmer zu kommen, und bedurfte der Einſamkeit, um ſein zerriſſenes Herz zu ſammeln und zu erheben. Denn auch ihn hatten die Schrecken der vergangenen Nacht erfaßt und gleichſam im Innerſten zerrüttet.

Die junge Morgenſonne fand die unglückliche Braut in ihren Thränen wach, und mit ſtillem Schauder ſah ſie das goldne Licht durch die Fenſter ſpielen. Früh kamen die Dienerinnen, ihr den Brautſchmuck anzulegen, ſie fanden ſie furchtbar entſtellt und bleich, und gingen zitternd an ihr Geſchäft. Bald, ſo ſtand Roſanna in vollem Schmucke da, die Krone von Juweten und blühender Myrthe im Haar, den bedeutungvollen Orangeblüthenſtrauß, der nur Bräute bey der Vermählung ſchmückt, an der linken Bruſt, ganz, wie ſie ſich im Unglück weiſſagenden Kryſtall geſehn, und eben ſo bleich, verweint und tiefgebeugt, zeigte bey hellem Morgenſchein der Wandſpiegel ihre Geſtalt. Kaum hatte ſie ſich mit nahmenloſem Entſetzen betrachtet, ſo gingen die Flügelthüren auf, und mit ihren Brüdern trat ihr Vater herein, ihr die Trauringe und ſeinen Glück- und Segenswunſch zu bringen. Johannes folgte ihm nach. So wie aber

der, ſonſt ſeiner ſelbſt ſo mächtige Jüngling die Braut erblickte, lehnt' er ſich an einem Pfeiler und rief laut: Barmherziger Gott, wende Du es, nur Du kannſt es abwenden! Nur Roſanna hatte Johannes verſtanden, deſſen Erſchütterung und Ausruf bey dem Tumulte der Zubereitungen zur nahen Fahrt nicht beachtet wurden, und deren Sinn auch nur ſie verſtehen konnte. Seine Worte fielen, wie Thau, auf ihr Herz; ſie ging auf ihn zu, reicht' ihm die Hand und ſprach: Getroſt, mein Freund, wir Alle ſtehn in Gottes Schutz! Nunmehr umarmte ſie die Übrigen nach der Reihe, beſchenkte unter ſanften Thränen und räthſelhaften Worten, die wie ein Abſchied klangen, ihr Hausgeſind, und theilte dem Hausmeiſter überſchwänglich reiche Gaben für die Armen zu. Niemand wußte ſich ihr Benehmen zu deuten, da es nicht dem einer Verlobten glich, die einen friſchen Lebensbund ſchließt, ſondern eher einer Verurtheilten, die ſich zum Tode bereitet. Als Roſanna Alles beſorgt, was eben ihr inneres Gemüth ſie drängte zu vollziehen, bat ſie Alle, ſie allein zu laſſen, und warf ſich dann auf ihre Bethbank auf die Knie, demüthigte ſich vor dem, der die Herzen durchſchaut, und beweinte ihre Fehltritte und alle Thorheit ihres ſchwachen und beſtrickten Herzens. Dicht vor ihr träute der finſtere, blutige Tod, deſſen Schrecken ihr eigner Vorwitz herbeygerufen, ſo, daß ſie ihnen bis zum

letzten Lebenshauche in den kurzen Stunden, die ihr noch zugemessen, unwiderruflich verfallen war. Indeß ihr Herz mit den furchtbarsten Vorstellungen rang, schlich Manon sich in das Zimmer ihrer Gebietherinn. Sie brachte ihr Botbschaft von Lodovico. Zwey flüchtige Rosse standen bereit an der Gartenpforte, — lautete die Kunde der Alten; durch die geheime Treppe könne Rosanna in den Garten schleichen, und, während Alle sie noch im Gebeth begriffen glaubten, und die Abfahrt und sonstige Zurüstung noch das ganze Haus in Athem erhielten, könne sie mit Lodovico unbemerkt zu einem Freunde flüchten, wo Beyde sicher wären, und verborgen blieben, bis sie, nach empfangenem priesterlichen Segen, des Vaters Verzeihung erflehten. Rührend und herzergreifend klangen Lodovico's Bitten aus dem Munde seiner Fürsprecherinn; noch ein Mahl stieg das lockende Bild des süßen Lebens vor Rosannens Seelenblick auf: sie sah Demuth und Liebe, wo sie Hohn und Wildheit gefürchtet, sie sah Sicherheit und Ruhe, wo ihr eben die mörderische Kugel gedroht; — schwankend, zagend, begann sie zu erwägen, was sie thun solle — da blickte Lodovico selbst durch eine offne Thür, geisterhaft bleich, mit eingekniffnen Lippen, rollenden Augen und gesträubtem Haar, ein Bild des Entsetzens. Fort, Verhaßter, Frevler! fort! rief, außer sich, Rosanna und sank ohne Leben in Manons Arme. In

dem Augenblicke eilten die Hausgenossen zu der Hauptthür herein, und Lodovico zog sich in furchtbarem Grimm zurück, Rache und Verderben brütend; Niemand hatte sein wahrgenommen.

Des Marquis Bemühungen brachten Rosannen wieder zu sich. Milder, als sie ihn jemahls noch gesehen, bestrebte er sich, ihr Fassung und Trost zuzusprechen. Sie bat weinend um seinen Segen; der Vater legte seine Hand auf ihr gebeugtes Haupt und segnete sie mit wankender Stimme. Gestärkt erhob sie sich. In diesem Augenblick trat auch Johannes zu ihr, hingerissen von einer Empfindung, über die er keine Herrschaft mehr hatte. Lebe wohl, Rosanna, flüsterte er ihr zu, lebe wohl, Du Inbegriff aller Holdseligkeiten, Du süße Quelle meines innern Lebens. Ich werde nichts denken als dich, bis in den Tod! Wir finden uns einst wieder, wo sich die Engel freuen.

Eine sanfte Gluth, wie Morgenschimmer des schönern Lebens, überflog bey diesen Worten Rosannens bleiches Antlitz. Fahr wohl, lispelte sie, ihm die schöne Hand reichend, fahr wohl und vergiß mein nicht; ich weiß nun wohl, ich habe auf Erden nichts geliebt, als Dich! Johannes zog ihre Hand an Lippen und Herz und eilte davon, seine heftige Bewegung zu verbergen.

Rosanna folgte nun den Brautfräulein, die sie zum Wagen führten. Voraus ritt und fuhr ihre zahlreiche Sippschaft, Musik beschloß den prachtvollen Zug; alle Vorübergehenden standen still, die von Juwelen strahlende, blasse Braut anzusehn.

Nach rascher Fahrt gelangte der Hochzeitzug in das Thal von Meudon, das lieblich im Schooß seiner grünen Waldeshügel pranget und blüht, und das ganze Bild des Krystallspiegels ging vor Rosannens Blicken auf, so, daß sie auch das Geläut vom Dorfthurm, den Schall der Herdeglocken und das Getöne der Schallmeyen vernahm. Jetzt sah Rosanna wohl ein, daß ihre letzte Stunde gekommen, und befahl, laut bethend, ihre Seele dem Herrn. Ihre Begleiterinnen überrascht von dem seltsamen Thun der Braut, hörten sie eben Amen sagen, als ein Schuß in die offenen Fenster des Wagens hereindrang, von dem Alle, wie entseelt, zurückbebten; doch hatte die Kugel nicht die Braut getroffen, sondern sie ruhte unschädlich in dem hohen Kopfputz des geschmückten Brautfräuleins, ihr zur Linken, die sich in der Angst verborgen hatte, ohne zu wissen, was sie that. Heftiger wurde nun um den Wagen her das Getümmel des Volks, und der Gäste; denn am Boden lag mit zerschmetterter Brust Lodovico, der unter Verwünschungen sein Leben aushauchte. Seine Linke hielt noch krampfhaft das Mordgewehr um-

faßt, womit er ſich den Tod gegeben; die andre Piſtole, mit welcher er zugleich nach Roſannen geſchoſſen, lag neben ihm im Graſe.

Bey dieſem ſchrecklichen Anblick erkannte Roſanna, daß ihr das Leben nur noch gefriſtet worden, um Gnade für ihre Vergehungen zu erlangen, indem ſie die ihr übrigen Tage der ſtrengſten Tugend, der Buße und den Werken chriſtlicher Milde weihte. Wohl eilte ihr Verlobter, ſie zu beruhigen, zu tröſten, ihr zu verſichern, daß er ſie für ganz unſchuldig an der Raſerey eines Verzweifelten halte, der ſich für vereitelte Hoffnungen an ihr rächen wollte, indem er ſein eignes, wüſtes Daſeyn zertrümmert — und Roſanna fühlte nur tiefer den Stachel in ihre Bruſt gedrückt, nur tiefere Beſchämung, je wärmer der von ihren Reitzen beſtrickte Bräutigam ſie losſprach. Der ſtumme Mund des Ermordeten brannte in der Erinnerung noch auf ihren Lippen, dieß blutende Herz hatte an dem Ihrigen geſchlagen, dieſe Arme, noch mit dem Mordgewehr gerüſtet, hatten ſie umſchlungen in heimlicher Luſt, und je tiefer ihre Sünde vor der Welt verſchleyert war, je lauter donnerte ihr Gewiſſen ſie ihr zu. Und nicht einmahl geliebt hatte ſie den, um welchen ſie ſo ſchwer gefehlt!

Ich bin Lodovico's Mörderinn, ſagte Roſanna ernſt und feyerlich, mein frevelhaftes Thun lenkte ſeine Hand

mir nach dem Haupt, ihm nach dem Herzen. Laßt mich im Kloſter weinen über ihn und mich; das Leben hat kein Recht mehr an mir, mein Daſeyn iſt der Buße und der Einſamkeit verfallen!

In vollem Schmucke wurde die junge Braut in das nahe Kloſter zu Montreuil geführt, wo ſie nach einigen Jahren in herzreinigenden Thränen ihr Leben beſchloß.

Die Söhne des Marquis wuchſen unter Johannes Leitung zu edlen Jünglingen heran, ſie wurden der Troſt ihres Vaters und ihres Stammes Zierde. Johannes aber ging, nach vollbrachtem Werke ihrer Erziehung, zurück nach deutſchen Landen, wo er ſein Leben den Muſen weihte, und dem Angedenken der zarten Jugendliebe getreu, in ſeinen Schriften und Liedern ihr manches Denkmahl ſetzte, zur Warnung und Belehrung der Zeit und zur Verherrlichung ſtrenger Tugend, als des himmliſchen Leitfadens durch die Labyrinthe des Lebens.

Käthentäufe.

Ich habe den Preis! Wer das Glück hat, führt die Braut heim! rief Gottschalk, und wiegte den schweren, silbernen Becher, den er zum Dank des Meisterschusses davon getragen, in der nervigten Rechten. Wie sie Augen machen wird, das schmucke Mädel! sie wird nun was auf mich halten, und nicht mehr so spröde thun, denn mein ist die Ehre des Tages! Ganz Schandau spricht heut von mir!

So redend eilte der Jägerbursch weiter, hin nach dem Kirnitzschgrund, von wo ihm durch das Dunkel des schönen Herbstabends die Flammen der Festlichkeit, und die Klänge des fröhlichen Tanzes im Freyen entgegendrangen, dergestalt hell und frohlockend, daß weitum die Felsen wiederhallten. Angeregt zur höchsten Ausgelassenheit durch Musik, Tanz und Wein hatten die Jäger die Laubhütten, welche Tages über mit Waaren und Lebensmitteln gefüllt gewesen, und im Schooß der Felsen im Kreis standen, niedergerissen und angezündet. Lustig prasselten die Tannenzweige empor, jubelnd zogen sich die Reihen der Tanzenden um die Feuer herum, in des

ren Schein der Waldſtrom hell geröthet, Felſen und Wipfel bald leuchtend, bald ſchaurig in Schlagſchatten gesenkt, mit in den Reigen hineingeriſſen und im Kreis bewegt ſchienen. Wie hüpfende Flammen tauchten die weißen Mädchengeſtalten auf aus dem Grün des Wieſenplans.

Mit hochklopfender Bruſt drängte ſich Gottſchalk durch die Maſſen, die dicht und lauſchend um den Tanzplatz ſtanden. Müllers Käthe tanzt mit dem ſchönen Rudolph! hörte Gottſchalk ſagen, und ein ſchneidender Schmerz durchzuckt' ihn, ſo, daß er in Wuth und Harm den Silberbecher platt drückte, den er trug. Ein liebes Paar, recht wie für einander geſchaffen, flüſterten einige, Gottſchalk knirrte mit den Zähnen, es wurde ihm dunkel vor Augen. Rudolph und Käthe ſahen und hörten nichts um ſich her, ſie tanzten beym lodernden Flammenſpiel, bey des Waldhorns Tönen, das die Jäger auf den Felshöhen ſpielten, ſie wußten nicht, daß Niemand ſonſt tanzte, alles nur ihnen zuſchauen wollte.

Unweit der jungen Leute ſtand Vater Johannes und Mutter Marthe, die Müllersleute von der Oſtraumühle, zu ihnen geſellte ſich der Oberförſter, Rudolphs wackrer Vater, der mit den Augen wohlgefällig auf dem jungen Paar verweilend, ſich zu Marthen wandte, und ſprach: Ein feines Bild, Euer Käthchen, fürwahr! Ja, ſie iſt brav

und wohlgethan, erwiederte Marthe, geſchmeichelt von der Freundlichkeit des Oberförſters, und ſie ſetzte hinzu: Heut tanzt ſie zum Erſtenmahl, wir möchten ſie gern nach der alten Weiſe gewöhnen, wo ſittige Jungfrauen nur an hohen Ehrentagen zum Tanze gingen; ja vormahls tanzte ein Mädchen erſt wenn ſie verlobt war, und ihr Bräutigam war der Erſte, der ſie aufführte, auch war es mehr ein Vergnügen, das Tanzen, als ein Abjagen, wie oft heut zu Tag! Freylich wohl, meinte der Oberförſter, meine Selige hatte auch mit Niemand getanzt, eh wir die Ringe gewechſelt, doch, andere Zeiten, andere Sitten! Wir wollen auch nicht darüber ſchmälen, wenn nur die Zucht im Herzen und Gott vor Augen der lieben Jugend iſt, ihr Vergnügen mag ſie haben! Und wahrlich, Eure Käthe iſt ein frommes Kind, ich habe ſie neulich geſehn, wie ſie zum Tiſch des Herrn ging, war ſie doch anzuſchauen, wie ein Engel!

Gottſchalk mußte das Alles mit anhören, der Tanz war beendet, ungeſtüm eilte der Jägerburſch auf Käthen zu, da ſie eben der Oberförſter Rudolph zu ſich gerufen, und both ihr [illegible] zum Tanz. Heute tanz ich nicht mehr, ſprach ſie, und wand ſich raſch und kurz hinweg. Freylich, höhnte Gottſchalk, ich habe nicht das feine Tuch und die echten Treſſen, die der junge Herr trägt, aber gewiſſe Leute werden ſich garſtig verrechnen! Er

ſchlug bey dieſen Worten eine ſo gellende Lache auf, daß Käthens Herz davon mit eiskaltem Schauer durchbebt ward, ihr war als ſey nun aller Wohllaut in ihr und um ſie geſtorben, ſie bebte und wurde bleich, wie ein Tuch. Gottſchalk wandte ſich ein wenig ab, kam aber wieder und fragte ſcharf und mit roher Zudringlichkeit: Hat ſich die ſchöne Jungfer eines Beſſern beſonnen? Käthe erröthete hoch vor Zorn, und rief laut: Gottſchalk, geht, ſucht Eures Gleichen zum Tanz! Alle lachten, der Verhöhnte entzog ſich ſcheu und grimmig den Blicken, und verlor ſich in den Gebüſchen. Noch blieb die fröhliche Schar beyſammen.

Käthe, von bangen Gefühlen beſtürmt, war an den Rand der Kirnitzſch gegangen, und blickte hinein, wie die Fluthen im Flammenlicht tanzten. Rudolph, der ſie nicht mit den Augen verlaſſen, kam ihr nach. Er ſah ſie in die Fluthen ſtarren, ſah ihre Thränen hell auf ihr Buſentuch herabzittern. Käthchen, Käthchen, rief er ihr zu, du weinſt hier im Stillen? O, Liebe, ich habe ſo viel mit dir zu ſprechen! Käthe erſah ihn, vernahm ihn, ſie wußte ſich nicht zu faſſen, ſie blickt' ihn an, nie hatte Liebe ſüßer durch Thränen gelächelt.

Käthchen, ſprach Rudolph, die Augenblicke ſind koſtbar, ich muß dir mein Herz ſagen, ich liebe dich,

wie meine Seele, ich denke Tag und Nacht an dich, seit vielen Jahren schon.

Du bist es, die ich im Traum umfing,
Nach der meine Seele gefleht,
Nach der mein liebend Verlangen ging,
Und immer und immer geht.

Diese Worte liegen mir Tag und Nacht im Sinn, o, liebes Käthchen, denkst du wohl an mich? Rudolph, sagte sie bebend, wenn ich dir werth bin, so schone meines guten Nahmens, sprich nicht heimlich mit mir, und geh mir nirgend hier nach. Du weißt es, Liebe bringt Neid! Sey ruhig, süßes Geschöpf, sprach Rudolph, wenn du mich liebst, ist alles gut, denn ich meine es redlich! Du sollst mein Weib werden! Sag mir nur ein Wort, das ist mir auf lange Zeit genug — schnell, denn ich höre was im Laube rascheln! Käthe flüsterte ein süßes Ja, der Jüngling zog sie an sein Herz, ein heißer Kuß, und sie entfloh, scheu, wie ein aufgejagtes Reh, denn es gemahnte sie, als funkelten sie aus dem nächsten Busch zwey dunkle Augen grimmig an, so, daß mit Einmahl alle schmerzenselige Lust des vorigen Augenblicks von diesem wilden Blick aufgezehrt war. Rudolph schwankte träumerisch das duftende Ufer der Kitnitzsch entlang nach dem Städtchen, seine Seele war trunken von der Wonne der ersten Liebe. Mit dieser himmlischen Gewalt dünkt'

es ihm ein Leichtes alles zu beſiegen, was ſich ihm entgegenſtellen könnte, denn ſein Vater war ſtolz und reich, ſeine Abſicht war dem Sohn eine Wahl zu beſtimmen, welche den Wohlſtand ſeines Hauſes auf Kind und Kindskinder weithin begründen ſollte. Der Oberförſter gehörte noch zu den Alten, die das ganze Leben in Norm und Form, gleichſam in Quadraten zu ordnen ſuchen, und denen die Heirath Geſchäft, das Weib ein Gattungsbegriff iſt, wobey bloß die Verhältniſſe, der gute Ruf und das Geld in Anſchlag kommen. So war denn ſein Sinn auf die liebliche Erdmuth, das einzige Kind des Oberförſters zu Lichtenhain geſtellt. Es war dieß ein frommes, holdes, ſittiges Mägdlein, veilchenſchön, ſtill und fleißig; im Hauſe glänzte gediegener Wohlſtand, durch Jahrhunderte hindurch ſorgſam aufgehäuft. Erdmuths Vater hatte überdem eine große Erbſchaft gethan. So würde denn zu Rudolphs Glück bey dieſer Wahl nichts gefehlt haben, wenn er Erdmuth geliebt hätte, dem Vater aber kam es im Traume nicht ein, daß man ein ſolches Mädchen nicht lieben könnte, ſo war er denn vollkommen mit ſich im Reinen über das Glück ſeines Sohnes, und da er ihn mit Oſtraumüllers Käthe tanzen ſah,, argwohnt' er nichts, denn ſo unermeßlich war überhaupt in ſeinen Augen der Abſtand zwiſchen ihm und Bürgern jener Claſſe, daß er den Argwohn gleich als lächerlich und

thöricht verworfen haben würde, wenn er in ihm aufgestiegen wäre.

Auf dem schönen Herbstabend, der dem Fest an den Kirnitsch geleuchtet, folgte der trübste Nebelmorgen, schwer und kalt, der mit einmahl alles Laub mit Todtengelb schlug, und alle munter aufgeknospten Feldblumen tödtete. Käthe wars bang und öde ums Herz, Rudolph schweifte durch den Forst und blickte von den Lichtenhayner Höhen nach der rauschenden Mühle, im tiefen Grund, wo seine Liebe wohnte. Er durfte nicht in das Haus gehen, denn er hatte kein Geschäft dorthin, und wer jener Zeit in das Haus kam, wo ein schönes Mädchen blühte, der mußte für den Freyer gelten, das durfte Rudolph nicht. Er kannte seines Vaters Absichten, und seinen unbeugsamen Sinn. Er hoffte alles von der Zukunft. Manche Liebende träumen sich einen Gott, der Alles für sie eigens nach ihren Wünschen bestellt, sie bauen sich hohe Kartenhäuser auf den Sand ihrer Hoffnungen, und wenn der leiseste Windstoß sie niederlegt, so klagen sie, die Welt sey in Trümmern geschlagen. Rudolph hatte keine Entschlossenheit seinem Vater gegenüber zu stehn, und ihm Alles zu sagen, er liebte ihn auch zu kindlich, und hing zu sehr an den Annehmlichkeiten seines gewohnten Daseyns, um in die weite Welt zu gehen, sich selbst seine Bahn zu brechen, und als

ſelbſtſtändiger Mann ſeine Wünſche zum Ziele zu bringen. So ließ er es denn dabey bewenden, zu Haus verſchloſſen umher zu wandeln, und unſtätt und flüchtig im Walde Tags über zu irren, ſeinen Ingrimm gegen Geſchick und Willenszwang im Blute des unſchuldigen Wildes zu ſtillen. Sein Unmuth, ſeine Launen thaten dem Vaterherzen weh. Vergebens forſchte er, was der Grund ſeyn könne; er brachte nichts heraus, und täglich nahm die Entfremdung zwiſchen Sohn und Vater zu. Auf ſolche Weiſe rückte der Winter heran, und jetzt gab es Tage, in denen Rudolph ſein Mädchen ſehen konnte, theils an hohen Feſttagen in der Kirche, theils bey Hochzeit- und Kindtaufſchmauſen, wo auch bisweilen getanzt wurde. An der Kirchthür ſcheinbar mit jungen Bekannten im Geſpräch verwickelt, harrte Rudolph beym Ausgang ſeines Mädchens, und wenn ſie nun kam, die Augen geſenkt, als ſollten die ſeidnen Wimpern die Schamröthe ihrer Wangen und das Klopfen ihres Herzens verhehlen, ſchlank und ſüß, wie die Lilie des Thals, wenn alles um ſie her, vom Glanz der lieblichen Erſcheinung ergriffen, flüſterte: Wie ſchön iſt ſie heut wieder! dann rief es in ihm, für dich allein iſt ſie ſo ſchön erblüht! und ſein Herz frohlockte, und alles ſüße Weh trunknen Verlangens wogte in ſeiner Bruſt. Auf die einſame Leere der Werkeltage hin nahm Käthchen Rudolphs Blick mit,

wie Sonnenlicht und Frühlingsſchein: Das Schneegefild prangte, die immer grünen Tannen auf den Felſen, wehend beym Winterwind im Tiefblau des ſonnigen Himmels rauſchten ihm geheimen Ruf der Liebe zu. Im Herzen wars Frühling in Glaube, Hoffnung, Liebe. Allgemach verging der Winter, der heitere Lenz kam wieder, es gab manchen Anlaß ſich zu ſehen, ſich ein ſüßes Wort verſtohlen zuzuflüſtern. Die Roſen blühten, und ihr Blühen ſchien nur ein Streben zu ſeyn, das ſchöne Kind im Bilde wieder leuchten zu laſſen, jede Roſe, war ihrer Schönheit Spiegel, jede ſchien von Ihr zu ſagen. Niemand gab es, der Käthchen nicht mit ſtillem Entzücken und mit Ehrfurcht betrachtete, denn ſo lieb und ſtill blühte ſie in der Verklärung von Liebeluſt und Leid, daß jedes Herz davon gerührt werden mußte. Käthchens Vater, gegen ſeine Tochter geſinnt, wie der Oberförſter gegen den Sohn, hatte ſich nicht undeutlich merken laſſen, daß ſie dem wackern Heinrich, dem Sohn des Müllers von der Puttrichmühle beſtimmt ſey, der ein ſchlanker ſchöner Burſch war, fromm, ehrlich und tüchtig, und Käthchen in der tiefſten Seele mit treuer Liebe trug. Dem Müller Johannes entging Käthchens ſtille Neigung und Rudolphs Abſicht auf ihre Liebe nicht, er konnte aber die Jäger nicht leiden, er haßte Rudolphs Vater, weil beyde mit einander bey Verhandlungen in Amtſachen oft ſcharf

an einander gerathen waren, und weil er ihn für stolz hielt, wohl mit Recht, doch wenn der Oberförster stolz war, so war der Müller hochmüthig. So sprach er dann beym ersten Anlaß mit Käthchen rauh und bestimmt, und verboth ihr, an Rudolph zu denken. Es traf sich am nähmlichen Tage, da dieß geschehen, und Käthe, wund und weh, ohne Trost und ohne Vertraute, nach Lichtenhayn von ihrer Mutter geschickt wurde, daß sie Rudolph im Wald begegnete, da eben seine Jägerburschen mit einem frisch erlegten Reh ganz beschäftigt im Kreise auf dem Fahrweg standen, so, daß sie Käthchen nicht wahrnahmen. Rudolph wagte nur flüchtig einige Worte mit ihr zu sprechen, er flehte sie bey allem Heil der Liebe an, Abends, wenn alles zur Ruh, nach der Kirnitsch zu kommen, und bezeichnete ihr den hohen Vorsprung einer Fichtenbewachsenen Steinplatte, wo er ihrer warten wollte, Käthe hatte nicht Zeit sich zu besinnen, ihr banges Herz suchte einen Rastplatz, die Liebe both ihn dar, sie verhieß zu kommen. Dann eilte sie schnell von dannen, hoffend, daß Niemand wahrgenommen, daß sie mit Rudolph gesprochen.

Der Abend kam heran, er war still, duftend und trübe; obgleich eine innere Stimme Käthe abmahnte, den Schritt zu thun, den Rudolph von ihr verlangte, sie ging, die Stunde rief, alles andere war vergessen.

Dort, wo die Kirnitſch ihre klaren Fluthen durch die beblümten Wieſen ſchlängelt, wo die Felſen kühner und gewaltiger emporſtreben, weilte ſie, Hand in Hand mit ihren Rudolph, ſelig und beklommen, ſchüchtern aufſchreckend bey jedem Laut. Hier ſah ich dich zum erſten Mahl, flüſterte Rudolph, auf das Felsſtück deutend, das, wohl vor Jahrtauſenden abgelöſt, von den hohen Steinmaſſen, die den Lauf des Waldbachs zu beyden Seiten wild und ſchön begleiten, ſich ſenkrecht über das Gewäſſer neigte. Hier bleichteſt du Leinwand, fuhr Rudolph zu ſprechen fort, und in jenen erſten Frühlingstagen kam Mancher, der hier des Weges nichts zu ſchaffen hatte, durch den Kirnitſchgrund, ſchön Käthchen bleichen zu ſehn! Ich ſah dich ja nicht vorüber kommen, entgegnete Käthe, wo warſt du denn? Dort auf den Oſtrauer-Steinen war ich, ſüß Kind, ſprach Rudolph, ich zielte nach einer Waldtaube, es war Frühmorgens im May. Wie eine friſche Roſe leuchteteſt du mir aus dem Thal entgegen, und ich wurde nicht müde dich zu betrachten, wie du hinabſtiegſt, die Krüge mit Waſſer zu füllen, bald die Leinwand netzteſt, bald ſchnell und zierlich wendeteſt, bald ſinnend und ruhend in das Waſſer ſchauteſt. Ich ließ das Gewehr ſinken, und blickte nur immer auf dich, die Waldtaube flog ihres Weges, und fliegt wohl noch heut. Wie könnt ihr nur all die harmloſen Thierchen

morden, fiel Käthe ein, die Euch nichts gethan, und ſich ſchuldlos vergnügen? Das weißt du nicht, belehrte ſie Rudolph, und niemand kann das begreifen, wie einem Jäger zu Muth iſt, wenn irgend ein Thier zum Schuß ſich biethet! wie das Zielen beſeelt, wie das Treffen erfreut! Da denkt Keiner dran, daß ein Leben mit zu Grund geht, und thäten wir's auch, was frommt's? Alles Leben lebt dem Tode! Käthchen wurde es bang bey dieſen Worten, ſie kam ſich im Augenblicke ſelbſt, wie die Waldtaube vor, und fühlte, daß ſie dem Pfeil des Geſchicks ſchußrecht ſtehe. Laß daß, ſüßes Kind, redete Rudolph ſie an, da er ſah, daß ſie in trübe Gedanken verſunken ſtand. Setz dich nieder, und ſprich mit mir von unſerer treuen Liebe. Käthe ſetzte ſich, gegen das Felsſtück gelehnt, Rudolph nahm ihr zu Füßen, tiefer am Ufer hinunter Platz, und betrachtete beym Licht des aufgehenden Mondes den grünen Raſen, wo Vergißmeinnicht und Feldnelken ſtanden. Er pflückte die Blumen, und reichte ſie ihr. Andenken, ſagte ſie, purpurne Blutstropfen, das iſt Scheiden, Liebe, Leiden und bitterer Tod! O, Rudolph, was ſoll aus mir werden, wenn du mich laſſen kannſt! Nimmer laß ich von dir! rief der Jüngling. Gott hört dich! warnte Käthe. Eben war der Mond hoch über die gewaltigen Felsmaſſen in Oſten emporgeſchwebt. Geiſterhaft glänzten in ſeinem Licht die

ſchlanken Birken auf den Höhn, hell verklärte der Strahl des Mädchens liebliche, veilchenblaue Augen, und die Fluth glich rauſchenden Flammen, wie ſie im raſchen Lauf ſich ob den Felsſtücken ſchäumend und donnernd brach. Kein Laut ſonſt war zu vernehmen in der einſamen Waldesnacht, nur trug zuweilen der friſche Oſtwind einzelne Klänge vom Brauſen der Räder bis zu dieſer unnennbar lieblichen Stelle hin. Wie ſüß war die Nacht, und wie ſchön Aug und Herz des Mädchens, daß ſo keuſch und innig liebte! Käthchen war ganz weiß gekleidet, zart bewegt, wie ein Zaubertraum ſaß ſie, von ihren goldenen Locken umwallt auf dem Felsſtück, die purpurnen und blauen Blumen in der weißen Hand, Aug und Wange leuchtend in Liebe. Sing mir ein Lied, meine Traute, flehte Rudolph ſie an, und mit gedämpfter Stimme begann Käthe ihren Geſang:

Altes Volkslied.

Ich ſtand auf hohen Bergen,
Und ſchaut in's weite Meer,
Ein Schifflein ſah ich ſchwimmen,
Darin drey Ritter wär'n.

Der jüngſte von den Dreyen,
Der in den Schifflein ſaß,
Both mir einmahl zu trinken
Kühl'n Wein in einem Glas.

Was zog er von dem Finger?
Ein güldnes Ringelein.
Sieh da, du Hübſche, du Feine,
Dieß ſoll zum Denkmahl ſeyn!

Was ſoll ich mit dem Denkmahl thun!
Ich bin ein junges Blut,
Ich bin ein armes Mädchen.
Hab weder Geld noch Gut.

Biſt du ein armes Mädchen,
Haſt weder Geld noch Gut,
So gedenk doch nur der Liebe,
Die zwiſchen uns beyden ruht!

Ich denk an keine Liebe,
Ich denk an keinen Mann,
Ich denk an Gott, den Vater,
Der mir nur helfen kann.

Ins Kloſter will ich ziehen,
Und werden eine Nonn,
Und mich der Welt entziehen,
Dort, wo man bethen kann.

Der Herr zu ſeinem Knechte ſprach:
Auf! ſattle mir mein Pferd,
Ins Kloſter wollen wir reiten,
Der Weg iſt Reitens werth!

Und als er vor das Kloſter kam,
Und ab vom Pferde ſtieg,
Da kam die ält'ſt' der Nonnen
Die in dem Kloſter ſind.

Sie hieß den Herrn willkommen:
»Willkomm'n im fremden Land,
»Woher ſeyd Ihr gekommen?
»Wer hat Euch hergeſandt?"

Die jüngſte von den Nonnen,
Mein Lieb, ſchickt her zu mir!
»Sie hat das Heil erwählet,
»Kein Mann hat Theil an ihr!"

Gebt Ihr mir nicht die Nonne,
Schwur hoch der Ritter gut,
So ſteck ich an das Kloſter,
Und hohl ſie aus der Gluth!

»Das Kloſter wollt'ſt du ſtecken an,
»Das ſchöne Gotteshaus?
»Viel lieber ſoll die Nonne
»Kommen zu dir hinaus!"

Die Nonne kam gegangen,
Ganz weiß war ſie gekleidt,
Ihr Haar war naß von Thränen,
Da ward ſein Herz ſchon weich.

Sie hieß den Herrn willkommen:
„Willkomm'n im fremden Land,
„Woher seyd Ihr gekommen!
„Wer hat Euch hergesandt?"

Sie griff nach ihrem Becher,
Both ihm ein gut Glas Wein,
Dau'rt keine Viertelstunde,
Sprang ihm sein Herz entzwey.

Mit seinem Sporn und Degen
Grub sie ein Gräbelein,
Mit ihren weißen Händchen
Legt sie ihn sanft hinein.

Mit ihren süßen Lippen
Sang sie den Todtensang,
Mit ihren zarten Armen
Zog sie den Glockenstrang.

Ein Häuschen will ich bauen
Auf mein fein Liebchens Grab,
Und will auf Gott vertrauen,
Bis kommt mein Sterbetag.

O, Käthchen, sie hätte flüchten sollen, rief Rudolph, Und Gott, und die Tugend! fiel Käthe ein, kann auch ein armes Mädchen die Zucht vergessen? ist der Tod nicht besser? Sie stockte, und weinte heiß und still. Ich ver-

ſtehe dich, ſüßes Herz, rief Rudolph aus, ſtand auf und zog ſie an ſeine Bruſt. Sieh, meine Familie, meine Verhältniſſe, nichts ſoll uns trennen, ich bin ewig dein — Müllers Käthe und du — ſchluchzte ſie, doch Rudolph unterbrach. Still, mein Käthchen, das Alles gleicht die Liebe aus, glaube mir, die Zeit wird kommen, wo ich dich vor aller Welt Augen mein nennen kann! — Und wenn dein Herz ſich umwandelt? — O, ſtille dieſe Zweifel, rief Rudolph, eh müßt ich meiner Seele Heil vergeſſen, du biſt die Seele, die in mir denkt, das Herz, das in mir ſchlägt! Käthe ſchaute ſinnend in die rieſelnde Fluth, und ſchien nicht zu hören was Rudolph ſprach. Ja, als hätte ſie ganz vergeſſen, wovon die Rede war, ſagte ſie vor ſich hin. Wie fröhlich die Blume bey Mondlicht und Windeshauch ſich auf den Fluthen wiegt. Ich möchte wohl ſo eine Blume ſeyn und fortſchwimmen auf eine Fluth von lauter Liebe, und nimmer wiſſen, wohin? Käthchen, was ſprichſt du, fragte Rudolph, du träumſt, und biſt ganz, wie verzückt in fremde Gedanken? Nicht doch, Rudolph, entgegnete ſie, mir war ſo eben, als wär ich das Herz in deiner Bruſt, das dort fortzieht auf Liebewogen, und weiß von ſich nicht mehr! Rudolph wurde unheimlich zu Muth bey des Mädchens Worten, zumahl, da die Fluthen unaufhaltſam ſchäumten und brauſten, wie von innern Sturm bewegt. Die Thurm-

glocke von Schandau tönte Mitternacht, es war Scheidens Zeit. Rudolph führte sie mit sich fort nach der Ostraumühle, die tief im Thal, bey Mondlicht mit ihrem regen Räderwerk rauschte, und von Rosenbüschen ganz umkränzt stand. Geh ein, so sprach Rudolph, Geliebte, in dein Haus, wollte Gott, ich könnte dich erst heimführen! Er küßte sie glühend, und riß sich von ihr los. Träumerisch sah sie ihm nach, wie er mit raschen Schritten in des Waldes Dunkel entwich. Sie öffnete leise die angelehnte Thür, zog die Schuhe aus, und ging die Treppe hinauf in ihr helles Kämmerlein, wo Kranz an Kranz von den Blumen hing, die der Liebste ihr bey manchem Anlaß gegeben. Von seltsamen Drang getrieben, zählte sie, indem sie die Blumen dieses Abends zum Kranze reihte, Schicksalsfragen ab, wie sie sie einst von einem Mädchen gehört, die nun eine glückliche Frau geworden, und wo die Weissagung zugetroffen:

Was wird meiner Treu zum Lohn?
Krone, oder bittrer Hohn?
Sprich ob Herz an Herzen ruht?
Oder schwillt die Jammerfluth?
Wird er ewig mein bald seyn,
Oder bricht mein Herz in Pein?
Blüht für mich Glück unermessen,
Oder Sterben und Vergessen?

Wort für Wort
Zähle fort und fort,
Dreymahl zähle Du,
Dann gib dich zur Ruh!

Hohn, Pein, Vergessen, war der Ausspruch, bang und weh wurde es Käthchen. Man soll nicht an den Schleyer des Verhängnisses rücken, man zieht sein Mißgeschick herbey. Noch nie war es Käthchen so bang um das Herz gewesen, und kein Schlummer erquickte sie diese Nacht.

Rudolph, sagte am andern Morgen der Oberförster zu seinem Sohn, schon seit geraumer Zeit ist dein Sinn verdüstert und mein Haus erscheint mir langweilig und öde. Da habe ich denn die frühre Abrede mit dem Oberförster zu Lichtenhayn wieder in Anregung gebracht, du wirst heut dort erwartet, geh hin, und bringe dein Gesuch bey dem Mädchen vor.

Vater! stammelte errötheud Rudolph, peinlich beklommen —

Erdmuth ist reich, sanft, fleißig, wohlgebildet, ihr Wandel, wie Schnee so rein; keine Heimlichkeit, sie hat noch zu keinen Mann die Augen aufgeschlagen, und nirgend ergeht ein Flüstern über ihren guten Ruf. Rudolph bebte bey diesen Worten, wie Espenlaub, der Vater fuhr mit stärker erhobener Stimme fort: Weh

der Dirne, die, aller Zucht vergeſſend, Unſchuld, Ruf und Ehre, ihr einzigſtes Gut, an ſündhafte Liebe ſetzt! Fluch jeder Verhehlung, jeder Heimlichkeit, die Schmach und Weh auf das in Ehren ergraute Haupt frommer Aeltern bringt! Wie haben ſich unſere Zeiten geändert! In meiner Jugend hätte ein Burſch dem Mädchen, das ihm zu frey in die Augen geſchaut, den Rücken gewendet! jetzt aber iſt die heilige Zucht von der Erde verſchwunden, und die Frechheit wandelt, ſchamloſen Angeſichts umher! Bube, ich ſchwör es dir, wenn du mir nicht gehorſamſt, und bringſt mir nicht das fromme Kind, die Erdmuth in mein Haus, ſo will ich jede Rückſicht über den Haufen werfen, und die freche Dirne, die nächtlicher Weile mit dir umherſtreift, ſoll büßen! Das leiſe Flüſtern über ſie ſoll zum Donner werden, der ſie niederſchmettert, dann nimm ſie zum Weibe! Das werd ich! rief Rudolph ergrimmt und entſchloſſen, doch der Greis fiel ein: Ja, thu es, und meinen Fluch nimm zur Morgengabe! Vater, rief Rudolph, und ſank ihm zu Füßen, mein Mädchen iſt fromm und keuſch: wie ein Engel des Lichts. Hat uns irgend wer beyſammen geſehn, ſo fordr' ich ihn vor Gott und Menſchen auf zu bekennen, daß wir uns in Unſchuld geſprochen. Alle Engel reiner Liebe wachten um uns her.

Ein Schritt, oder Alle zum Verderben hin, rief der

Greis, das gilt mir gleich. Ich will dir glauben, denn du bist mein Sohn, du kannst nicht lügen. Die Ehrvergessene aber, die ihren guten Nahmen nicht höher liebt, kann meine Tochter nicht werden. Liebte sie dich, so mußte sie dich um so mehr fliehen, und mußte bethen und weinen, daß Gott ihr die sündigen Gedanken vertriebe. Hättest du sie dann gleichwohl geliebt, fort und fort, und dich um sie gehärmt, und mir gesagt: Vater, dem Käthchen bricht das Herz und auch mir, gebt sie mir zum Weibe — dann — nun ja, dann hätte sich davon reden lassen. Doch so, wie die Sachen stehn, meinen Fluch in alle Ewigkeit hinaus, wenn du sie wieder sprichst, und nicht sie zu vergessen strebst!

O, ich unglücklicher Mensch, rief Rudolph aus, nur ich habe sie verlockt, die Ungeduld meiner Leidenschaft, die Furcht vor Euerm Zorn, Vater! — Auf das Alles geht ein ehrbares Mädchen nicht ein, entgegnete der Oberförster, sie sieht nur ihre Pflicht! Genug mein letztes Wort, meinen Fluch, oder Erdmuth deine Braut! Bitten sind vergebens, du kennst mich, bringst du mich auf, so mache ich die ganze Sache offenbar, und was Unglück daraus entsteht, das fällt auf dich! Trotzest du mir, so hab ich mein Gewehr zur Hand, hier dieses lebensmüde Herz, das stets für die Ehre geschlagen, durchbohrt die erste beste Kugel, indeß die Lippe

noch von Verwünſchungen überſtrömt, denn Schande überleb ich nicht.

Rudolph verſtummte, er kannte ſeinen Vater. Ehemahls Kriegsmann, dann Förſter, war ſein Leben unter Stürmen ſo feſt und ſtark geworden, was Rudolph für Vorurtheil und Menſchenſatzung hielt, war dem Vater heilig. Sein ganzes Daſeyn war von ſchützenden Kreiſen umzogen, über die er nicht hinaus konnte noch wollte. Alle Lebensanſichten ſtanden unverrückbar feſt, und für jede ſeiner Meinungen ſtand er mit Leib und Leben ein. Mit ſchnellem Rückblick auf ſein Innerſtes, auf welches beleuchtend der Blitz des Vaterzorns niederfiel, geſtand ſich Rudolph ein, daß er ſtrafbar ſey, und daß der Vater in Allem Recht habe, was von den Vorwürfen, die er der Unſchuld machte, auf den Verlocker zurück fiel. Es wurde ihm urplötzlich klar, das alles heimliche Thun Unheil und Sünde gebührt, und daß der Menſch die innerſten Beweggründe ſeines Handelns nie auf den Grund durchſchaut, ſo wie Leidenſchaft mit im Spiel iſt. Ihm gereute die Gewalt, die er angewandt, Käthchen zu umgarnen, unbekümmert warum und wie ſich der dunkle Weg, auf den er ſie hingezogen, zum Ziele lenke. Schmerzlich klagt' er ſich ſelbſt an, denn ſein ſchöneres Gefühl erwachte in dem Maße, wo die Schlacken abfielen. In aller ihrer Unſchuld und Holdſeligkeit, in ihren Thränen, ſtand

Käthchen vor Rudolphs Seele, und er jammerte ob dem Leid, das er über ihre Tage gebracht. Er mußte sie jetzt schleunig vor Allem retten, womit der Grimm seines Vaters die Schutzlose bedräute, nur dieß ward lebendig klar in ihm. Mit ihr entfliehn? Sie hinab in das Elend reißen, sie auf immer um ihren guten Nahmen, sie um ihrer Aeltern Segen bringen? Es war unmöglich, das fühlte er wohl, so blitzschnell sich Gedanken, Entschlüsse, Schmerz und Jammer in Herz und Kopf durchkreuzten. Er stand vernichtet und hülflos als urplötzlich Erdmuths Bild vor sein Inneres trat. Ihr wollt' er sich entdecken, sie selbst um Hülfe anflehen, sie war so gut, und er wußte es längst, sie war ihm geneigt. Im Augenblick, da er diesen Entschluß faßte, donnerte der Vater ihn an. Was hab ich von dir zu erwarten, und blaß werdend, antwortete Rudolph, ich gehorche! Des Alten Gesicht erheiterte sich, aber seltsamer Weise ward es Rudolph bey diesen Worten, so wie er sie ausgesprochen zu Muth, als öffne sich schnell zu seinen Füßen ein tiefer Abgrund, zwischen ihm und seinen Wünschen und Hoffnungen, sein inneres Ohr vernahm den Riß, und das Hohngelächter tückischer Gewalten. Er schauderte zusammen. Sein Vater bemerkte, daß etwas Unheimliches in ihm vorging, und dräuend rief er ihm zu: Keine

Winkelzüge! Du gehſt nach Lichtenhayn, und Gottſchalk mit dir!

O, verſchont mich Vater mit dem gräßlichen Begleiter, rief Rudolph, ganz empört. Seine Verworfenheit liegt, wie ein Stempel der Hölle auf ſeinen verzerrten Zügen, ſeinen ſchiefen Augen, ſeiner Todesbläße, er iſt ein Scheuſal, von Außen und Innen! gebt mir einen andern Begleiter, ich fleh Euch darum, bey allem, was heilig! Dieſer geht mit dir, und kein Andrer, rief der Vater, naſſen Augs blickte Rudolph gen Himmel, verneigte ſich abgewandten Geſichts, nahm die Flinte von der Wand und ging, wie im Taumel von dannen, von nun an unaufhaltſam fortgeriſſen in den Strudel ſeines Mißgeſchicks. Gottſchalk eilte ihm nach. Er erreichte ihn bald. Mit ſchlangenglatter Höflichkeit ſuchte er Rudolph zum Sprechen zu bringen. Der Unglückliche ſchwieg. Nun ſchwieg Gottſchalk auch tückiſch, als er aber an die Stelle kam, wo Käthe geſtern mit Rudolph geſeſſen, begann der Ruchloſe zu ſingen:

Es iſt nicht lang, daß's g'regnet hat,
Die Läubli tröpfle noch;
I hab a mal a Schätzl gehat,
I wollt, i hätt es noch.

Verworfener! rief Rudolph ingrimmig, und packt ihn an die Bruſt, ſo, daß er ihn gewaltig zu Boden

hinſchmetterte: Du biſt der Verräther, jetzt geſteh alles, du ſtirbſt von meiner Hand!

Erbarmen! flehte Gottſchalk, laſſen Sie mich los, ich will alles ſagen. Rudolph ließ ab von ihm, Gottſchalk raffte ſich zuſammen, und beſann ſich indeß, was er ſagen könne. Zuletzt hub er an: Ihr Herr Vater iſt Ihnen geſtern nachgeſchlichen, da er wahrnahm, daß Sie ausgegangen, ſpät am Abend. Mit dem Lied habe ich es nicht ſo böſe gemeint! Wer konnte denn denken, daß ein junger Herr, wie Sie mit dem Mädchen nicht bloß ſein Spiel hätte. Sie thut mir leid, und auch Sie! weiß der Himmel! — Er raffte ſich auf. Ich kann nicht weiter gehn, ſtöhnte er, Sie haben mich zu hart gepackt, und er ließ ſich auf das Felsſtück nieder, wo Käthe geſtern geſeſſen. Da Rudolph den Unhold ſah mit dem langen wachsbleichen Geſicht, dem ſtruppichten Haar und den verzerrten Mienen, meint er, ſein böſer Engel ſäße da, bereit ihn in den Abgrund zu ſchleudern. Eben wogte die Fluth hoch auf, da die Schleuſen geöffnet waren, ihr Rauſchen klang, wie tiefe Klagen; ein Schauer ergriff ihn, er ſtürzte weg, unbekümmert um Gottſchalk. Recht ſo, das wollt ich haben! frohlockte dieſer, und ſchlich langſam nach: bald, ſo erſah Rudolph die Mühle, ſie tauchte weiß auf aus dem blühenden Gebüſch, im Son-

nenglanz, Rudolph ſuchte Käthchen, ſie war nirgend zu ſehn.

Alſo nicht einen Blick zur Stärkung, nicht ein Zeichen des Schickſals mit auf dem ſchweren Weg? dachte Rudolph ſeufzend, und ein Rabe ſchwang ſich krächzend über das Dach. Rudolph überkam ein Schauder, er enteilte. Kaum war er vorüber, ſo trat Käthe aus der Thür hervor. Wie beſchleunigt oft ein Augenblick die Verhängniſſe, und wie furchtbar unwiſſend wirkt der Menſch ſelbſt an ſeinem Mißgeſchick! Wer kann ſagen, ein Schritt ſey zu ſpät, oder zu früh gethan, eh die Folgen erſcheinen? Alles ging anders, wenn Käthe Rudolph geſprochen, doch die ſchwarzen Flügel des Raben hatten ihn weggeſcheucht. Käthe ſah ihn noch, wie er um die Biegung der Felſen hin einlenkte, und entwich. Sie hätt' ihn rufen mögen, Scheu und Furcht hielt ſie ab, lange ſah ſie ihm träumeriſch nach, jetzt aber, da ſie nach der andern Seite umſchaute, erſchrack ſie, wie ein Wandrer, der urplötzlich eine Schlange aus dem Graſe aufſteigen ſieht. Gottſchalk trat ihr entgegen, bleich und grinſend. Er bat um ein Glas Buttermilch, weil der Tag ſo ſchwül ſey. Käthe lud ihn bebend ein in die Mühle zu treten, woſelbſt Gottſchalk die Müllerinn fand. Er begrüßte dieſe mit zudringlich anmaſſender Vertraulichkeit, und da ihm Käthe die Milch darreichte,

fragte er mit teufelisch blitzenden Augen. Lange hat das schöne Käthchen nicht getanzt, sie darf sich freuen; bald gibt es eine Hochzeit, und da schlägt sie meiner Wenigkeit gewiß den ersten Tanz nicht ab. Wer denn macht Hochzeit? fragte Marthe neugierig, Er doch nicht, Herr Gottschalk? Warum nicht? entgegnete dieser. Wenn schön Käthchen einschlägt! An Geld fehlt mir's nicht, und Heirathlust hab ich genug, nur will mich die nicht, die ich meine. Nur Geduld! Wenn erst alle schmucken Burschе weggeheirathet haben, die sich um die Schönste bemühn, so wird ein redlicher Mann vielleicht mit besserm Glück sein Wort anbringen können. Zeit bringt Rosen, warum nicht auch Käthchen? Er setzte sein Glas an, und trank es aus. Schweig er doch, rief Marthe unwillig, er weiß es lang, mein Mädchen mag ihn nicht, wie oft laßt er's sich sagen? Wer kann Neigung zwingen? Mich mag sie nicht, sagte Gottschalk trocken, sie möchte einen Andern, doch wir müssen den Ausgang abwarten! Was ist denn vorgegangen? fragte Marthe gespannt und ganz außer sich. Nichts, was nicht gut werden könnte, beruhigte er sie, denn ich habe gesagt ich stehe für Müllers Käthe ein, und auf mich halten die Leute große Stücken. Ich weiß es auch, sie ist unschuldig, aber Rudolph ist ein ehrloser Bösewicht.

Herr Gott! rief Käthe und rang die Hände, barm-

herziger Himmel, was ſoll das alles ſagen!? und ſie ſank, wie leblos auf die Bank nieder. Gottſchalk trat zu ihr, mit beſorgtem Blick, und rief: Liebes Käthchen, ſieh mein treues Herz! Alle deuten mit Fingern auf dich, alles weiß man, aber ich weiß auch Alles, du biſt ein ehrliches Mädchen, ſchlag ein, rette deinen guten Nahmen, ich nehme dich heut, wenn du willſt!

Bebend vor Wuth und leichenblaß ſtand Marthe vor Beyden. Iſts möglich, du verlornes Geſchöpf, rief ſie aus, daß man von dir Unrechtes weiß? Du in der Leute Mund? Rede jetzt, was haſt du gethan? Sag mir Alles! Mit dieſen meinen Händen erwürg ich dich! Laſſen Sie ab, gute Marthe, tröſtete Gottſchalk, Käthe iſt unſchuldig. Heut iſt Verlobung in Lichtenhayn, mein junger Herr Rudolph heirathet die reiche Erdmuth, das gibt eine prachtvolle Hochzeit! Wie leblos ſank Käthe bey dieſen Worten zu Boden. Es währte lang, eh ſie wieder zu ſich kam. Gottſchalk nahete ſich ihr wieder, da ſie noch in den Armen der Mutter lag. Der Rudolph hat ſeinem Vater zugeſchworen, daß er nur Scherz mit dir getrieben, ſprach der Böſewicht. Ich weiß es, du biſt unſchuldig, Ein'n Kuß in Ehren kann Niemand wehren! Doch die böſe Welt denkt anders. Käthe, ſey du mein, ſo kannſt du die ganze Welt auslachen, und kommſt wieder zu Ehren! Käthe riß ſich aus der Mutter Arm, er-

griff Gottſchalks Hand, und ſagte mit herzzerſchneidenden Tönen: Kannſt du mir einen Eid darauf ablegen, daß Rudolph um Erdmuth freyt? Was denn noch Eide? hohnlächelte Gottſchalk, ſoll ich dir ſchwören, daß die Sonne ſcheint? Doch ich ſchwöre dir es, ja! heut iſt Verlobung, Rudolph hat dich verſpottet, räche dich an den Buben! Er hat geſagt, du hätteſt ihn verlockt, und der Alte glaubt es, und wüthet gegen dich. Aber ſey nur mein, ſo ſoll er ſchon anders reden, wer dich dann ſchief anſieht, iſt ein Kind des Todes. Ich will dem Gerede über dich gleich ein Ende machen. Wer ſpricht über mich? Frag doch, wer nicht über dich ſpricht! Rudolph hat ſich genug gerühmt, nur beym Vater führt er eine andere Sprache, und warf alle Schuld auf dich. Er weiß es, der alte Mann hält auf Rechtſchaffenheit!

Biſt du unſchuldig, Käthe! fragte Marthe mit unterdrückter Wuth. Gewiß, Mutter, ſagte ſie gefaßt. Rudolph hat mir nie Unrechtes angeſonnen, o Gott, ich glaubte er ſey fromm und gut! Wir ſind allein geweſen zu nächtlicher Zeit, Niemand hat uns geſehn, als der helle Mond, doch hätte die ganze Welt zugegen ſeyn können, wir haben nichts begangen! So hat er's nicht vorgetragen, höhnte Gottſchalk, ich aber glaube dir allein, mein Käthchen. Du jammerſt mich, doch ſieh! hier ſchlägt ein redliches Herz! Käthe wendete ſich mit bleichem

Schauder hinweg. Du ſtehſt noch an? rief die Mutter? kannſt du dich einen Augenblick beſinnen? Haſt du noch eine Wahl? Willſt Du ehrlos leben? Lieber ſterben! ſprach Käthchen. So gib Gottſchalk die Hand, für ein verrufenes Mädchen hat dieß Haus keinen Platz; und ich warne dich! Hüthe dich vor deinem Vater!

Käthe weinte, als ſollt' ihr das Herz brechen. Gottſchalk weidete ſich an ihrem Jammer. Noch kocht es in ſeiner Bruſt, daß ſie ihn öffentlich verhöhnt, er wollte ſie in ſeiner Gewalt haben, um ſie langſam zu morden, denn Liebegluth und Rachewuth verzehrten ihn mit gleich teufliſcher Gewalt. Marthe fühlte die Thränen ihres Kindes brennend auf dem Mutterherzen, ſie wurde weich. Weine nur immer, ſagte ſie mild, Thränen ſind eine Fluth, darin die Sünde untergeht, und der beßre Menſch wieder auflebt. Weine, und reinige dein armes Herz! Flecken der Ehre kann man nicht abwaſchen, und der gute Nahme ſteht nicht wieder auf, aber das Gewiſſen kann ſich reinigen, geh nur an die rechte Quelle, denn Du haſt ſchwer gefehlt!

Ich ſoll Gottſchalk heirathen? rief Käthe erſchaudernd, ich m u ß? Siehe zu, was Du thuſt, fiel die Mutter ein, rette dich, wie du magſt! Es iſt große Liebe und Treue von dieſem Manne, daß er dein noch begehrt. Ich habe ihn immer für einen ſchlechten Menſchen gehalten.

und muß ihm das nun abbitten! Der Vater! rief plötzlich Gottschalk, denn er sah den Müller den Berg hinab kommen. Käthe zuckte zusammen, blickte hin, sah den Vater, und fuhr, wie ein Pfeil zur Stube hinaus. Sicher eilt sie in ihre Kammer, sprach Marthe, jetzt ist sie nicht im Stande dem Vater vor Augen zu kommen. Gottschalk, schweig er still, laß er mich mit dem Vater reden, und Käthen beruhigen. Mein Kind ist brav, sie wird seine Treue erkennen, und ihn lieb gewinnen. Jetzt muß sie Raum haben, sich zu erholen.

Gottschalk verhieß, was die gebeugte Mutter verlangte; jetzt trat der Müller ein, nach einem kleinen Gespräch entfernte sich der Ruchlose aus dem Hause, dessen Frieden er auf immer zerstört, und eilte Rudolph nach. Im Weggehn sah er sich noch nach der armen Taube um, in deren tiefstes Leben er seine Krallen zerfleischend eingesenkt. Er sah sie nicht mehr, aber sie war ihm gewiß. Weiden wollt er sich an ihren Reitzen, und in Martern vergehen sollte sie bey seinem Hohn. Er wußt es wohl, sie konnte ihm nimmer in Liebe zugethan seyn, und dafür sollte sie büßen bis zum letzten Hauch.

Indeß war Rudolph, wie träumend, nach Lichtenhayn in die Oberförsterwohnung angelangt. Blaß und stammelnd hatte er den Auftrag seines Vaters ausgerichtet, freudig sagten ihm die Aeltern des holdseligen

Mädchens zu. Es klemmte ihm das Herz zuſammen, es packt ihn die furchtbarſte Angſt, die mit jeder Minute ſtieg. Fort, Fort zu Ihr! rief es in ihm, er wollte fort, ſich losreißen, doch ein ſchweres Gewitter zog auf, man wollt' ihn nicht fortlaſſen, man zwang ihn mit freundlicher Gewalt zu bleiben. Eine gräßliche, dunkle Ahnung war mit all ihrem Schauer über ihn gekommen, er ſträubte ſich mächtig gegen die Bitten der Aeltern, Erdmuths ſtilles Flehn, ihre Beſorgniß um ihn, brachten ihn auf, ſtatt ihn zu rühren. Er mußte aber bleiben, und ſich Beyſpiele erzählen laſſen, wie furchtbar ein ſtarkes Wetter im Walde ſey. Endlich ergab er ſich, dumpf und machtlos in ſein Mißgeſchick. Vater und Mutter gingen nun an ihre Geſchäfte, Erdmuth blieb bey ihrer Arbeit im Wohnzimmer ſitzen, Rudolph war mit ihr allein, dumpfrollend aus der Ferne zog der Donner auf, und gewaltige Blitze durchſchnitten das Gewölk. Jetzt war der Augenblick der Entdeckung gekommen, jetzt oder nie mußt' er ſprechen! Es drückt ihm das Herz ab, als er reden ſollte, den ſtillen, ſüßen Frieden eines Mädchens ſtören, die ihn liebte, und mit dem Segen der Aeltern ſeine Braut war! So lieblich in Schönheit und ſittiger Holdſeligkeit ſaß ſie vor ihm, die Arbeit in weißen Fingern bewegend, daß er ſein Herz ſelbſt von dem Anſchauen ihrer Schönheit beklommen fühlte. Doch überwand er

alles, und unter Thränen und Seufzern gestand er unverhohlen, was geschehen, und wie er nun von Erdmuth allein noch Rettung hoffe. Sie wurde blaß, bebte heftig und blickte ihn lange schweigend an. So schaut ein Leidtragender auf die Gruft, darin sein Liebstes versenkt ist. Es war nicht mehr Rudolph, der vor ihr stand, eine fremde Gewalt hatte sich die geliebten Züge angeeignet. Es war ein gräßlicher Augenblick. Wie ein Verbrecher, der sein Urtheil erwartet, stand Rudolph vor ihr. Endlich brach sie das Schweigen. Rudolph, sagte sie mit gedämpfter Stimme, es war übel gethan hieher zu kommen, um mich zu werben. Es ist nun alles vergebens, und steht nichts mehr zu ändern. Das Jawort ist gesprochen, und den Segen der Aeltern hat der Himmel vernommen. Eine fromme Ehfrau, muß sich auch darin zu ergeben wissen, daß ihr Mann sie nicht liebt. Genug wenn er sie achtet. Ich muß mein Schicksal tragen, helft mir, Rudolph, wie ich Euch helfen will. Wenn unser Bund nicht vollzogen werden soll, so mög es seyn, ich will es Euch wünschen, aber von uns darf es nicht kommen, denn wir haben uns einander zugelobt, den Trauring gewechselt, und der Eid, der uns bindet, war kein Spiel. Gleichwohl verhieß ich Euch, daß ich mich Käthchens treu annehmen will, wie eine Schwester, ich will Morgen zu ihr, und sie aufrichten, mit Gott, daß

sie mit mir Trost suche, wo einzig Trost zu finden! Jetzt wendete sich Erdmuth ab, und weinte heiß, doch verbarg sie, so gut sie konnte, ihre Thränen. Sturm und Regengüsse, die Stimme des Donners und das Leuchten der Blitze waren ein treuer Spiegel des Jammers in Rudolphs Herzen und der Trostlosigkeit der schönen Erdmuth, die den ganzen Blüthenflor der ersten Liebe verstreut auf dem Boden liegen sah. Wohl bemerkten die Aeltern, daß Erdmuths Veilchenaugen von Thränen glänzten, doch sie hielten dieß Weinen für den Kampf der Scheu mit der Liebe, die fromme Mutter freute sich ihrer, und ihr, wie dem Vater gefiel Rudolphs schweigsame Trauer. Sie hielten sie für den Ernst, der oft bey entscheidendem Schritt auf der Lebensbahn über ein junges Herz kommt, und irdische Freude zur Seligkeit läutert.

Indeß war Käthe, bang und scheu, entsetzt von der Ankunft ihres Vaters, und so bedrängt von äußern und innerm Sturm, daß sie von sich nicht wußte, in den Wald geflüchtet. Dort sank sie ohnmächtig nieder, der Regen goß in Strömen herab, die mitleidigen Landleute, die des Weges kamen, suchten die Unglückliche wieder zu sich zu bringen, wohl kam sie zu sich, doch, was man sie auch fragen mochte, so sprach sie: „Laßt mich nur gehn, ich suche mir eine gute Täufe!“ Sie

sagte das so beweglich und sanft, daß den Anwesenden das Herz vor Wehmuth schmolz. Niemand konnte es über sich bringen, sie zu quälen, da sie mit aufgehobnen Händen und flehenden Blicken bat, ihr Ruhe zu lassen. So traf es sich auch daß Niemand der Vorübergehenden nach Schandau hinab ging, sonst wäre irgend einer in die Ostraumühle gegangen, den Aeltern zu sagen, wo ihr Käthchen sey, alle gingen hinauf, nach den umliegenden Dörfern, und das furchtbare Wetter trieb ein jedes zur Eil'.

Schon neigte sich der Tag, als Käthe mit unsichern Schritten den Berg hinab, und die Wiesen entlang dem Ufer zueilte. Sie war noch nicht weit gewandelt, als sie plötzlich stehen blieb, sie kannte die Stelle wieder, wo sie mit Rudolph in der Nacht gesessen und das Lied vom Grafen und der Nonne gesungen. Aus den Vergißmeinnicht, die regenschwer die Häupter senkten, blickten weinende Augen sie an, ihr Herzblut tropft' in den Nelken. Sie bestieg die Steinplatte, wo Rudolph sie zuerst gesehn, als sie bey Frühlingsschein dort schneeweißes Linnen begossen, sie blickte ohne Unterlaß hinab in die wogende Tiefe. Ein Schleusenband war gesprungen, unaufhaltsam hoch auf tobte die reißende Fluth, Gestein und Wogen kämpften mit einander, und wie zürnende Stimmen schallt' es aus der Tiefe herauf. Dazu hob sich heulend

der Sturm. Er zerknickte, wie Spreu die gewaltigen Tannen, welche den hohen Felsen ringsum entsprossen. Blitze zischten, wie Schlangen durch das Thal, der Donner rollte tausendfach wiederhohlt von den Felsenhöhen in fernster Ferne über Käthchens Haupt. Dazu klang es ihr immer, fort aus den Wogen: Komm mit! Du wolltest ja fortschwimmen, wie die Blume! Komm mit! du bist eine gepflückte Rose, ein Hohn der Welt; Komm! die klare Fluth wäscht dich von Makel rein! Käthe starrte gedankenlos hinunter, sie war todesmüde, und auf weiter Erde kein Herz, daran sie ruhen konnte. Immer reißender stürzte sich der Strom über das Gestein und die zischende Fluth wogte hoch auf, und benetzte des Mädchens Fuß. Die Sinne vergingen ihr, ein Schwindel ergriff sie, Blumen, die sie vorhin auf dem Berge gepflückt, warf sie in das Wasser, und stürzte sich nach, als wollte sie sie wieder haschen, kaum hatte der Strom seine Beute, als die volle Gewalt des Strudels das süße Gebild zerschmetternd gegen das Felsstück schleuderte. So blieb sie liegen, und hauchte in nahmenlosem Jammer ihr junges Leben aus. Immer wüthender hob sich der Sturm, goß der Regen herab. Niemand kam des Weges bey dem Unwetter, so blieb Käthe am Ufer liegen, und niemand wußte um sie.

Endlich legte sich das Toſen der Elemente. Schwarze

Nacht umhüllte die Thale. Oftmahls schon waren Käthchens Aeltern suchend an ihr vorübergeeilt, sie hatten sie im Wald, dann im Städtchen gesucht. Alles vergebens. Dort, wo sie lag, vermutheten sie nicht ihr armes Kind.

Im tiefen Dunkel lag die Mühle, die Räder standen still, schwere Wolken lagerten, dicht gesenkt über das Thal, als Rudolph, von Gottschalk begleitet, von Lichtenhayn zurückkehrend, dort vorüber ging. Wehmüthig und sehnsuchtvoll blickt er dahin, wo er vermeinte, daß sie athme und lebe, an der sein Leben hing. Nur langsam ging er weiter, bis zu der Stelle, die vorige Nacht so lieblich glänzte und blühte in Frühlingslicht und Liebewonne. Hier wollt' er rasten, und der Erinnerung süßes Weh einsaugen. Er wußte nicht sein Unglück, er hoffte noch. Eben drang der Mond aus Wolken hervor, und beglänzte hell den beruhigten Strom. Da lag Käthe in ihrer weißen Kleidung, die schöne Stirne blutbepeitt, am Ufer. Rudolph stürzte hin, hohlte sie hervor und wollt' ihr mit Küssen und Thränen ein neues Leben einhauchen, aber starr blieb sie in seinen Armen, das treue Herz schlug nicht mehr an dem Seinen, die süßen Augen' ob schon noch nicht geschlossen, sahn nicht seinen Jammer. Marmor war die jüngst noch liebeglühende Wange. Rudolph kniete nieder vor der Leiche, und rang mit stum-

mer Verzweiflung, Gottschalk entwich mit dumpfen Gehrul. Niemand hat ihn je wieder gesehn.

„Käthe bleicht!" rufen die Mädchen im Kirnitzschgrund, wenn sie bey Mondlicht aus Nebelsäulen ein schlankes Gebild auf den Stein irren sehn, der zum Gedächtniß des holden Mädchens Käthentäufe geheißen ist. Wer Käthen ihr Linnen bleichen sieht, sagen die Urmütter, ist unglücklich in der Liebe, drum wird Abends bey Mondschein die Stelle vermieden. Gern weilt der Reisende, der die wunderreitzenden Thale des Meißner Hochlandes durchwandelt im Schatten der säuselnden Pappeln, die bey Käthentäufe zum Gedächtniß gepflanzt sind, und von den Lippen der Führer ertönt in natürlicher Anmuth die einfache Geschichte, die hier versucht ward, niederzuschreiben, obschon kein Wort genügt, Leid in Liebe zu sagen.

Der glückliche Köhler

oder:

Lorenzo heiß ich!

Wir sind allein, Lorenzo! rief Donna Juana dem Köhler zu, der mit zum Boden gesenkten Augen, riesengroß und zitternd vor seiner Gebietherinn stand. Hört mich, fuhr sie mit funkelnden Blicken fort, ich habe ernsthaft mit Euch zu reden.

Redet, hohe Gebietherinn, entgegnete Lorenzo, mit unsicherer Stimme, wohl weiß ich nicht, womit ich Euren Zorn verdient, denn meine Kohlen sind die trefflichsten auf zehn Meilen im Gebirg, und ich diene Euch treu und redlich, so Ihr aber beschlossen habt mich Euern Unwillen empfinden zu lassen, so muß ich wohl der Schuldige seyn.

Es sind nun drey Jahre her, hub Donna Juana nach einer Pause an, daß ich hier auf meinen Witwensitz zurückgekommen bin, und es war mir lieb Euch hier zu finden, obwohl ich Euch nimmer wieder gekannt hätte. Wer hätte in dem russigen Giganten, den kleinen, muthwilligen Buben wieder gesucht, der ihr wart? Ich habe noch alle hübschen Sachen, Lorenzo, die Ihr mir damahls gebracht, Steine, Dendriten, Moose, Flechten, Muscheln,

und ſonſtige Spielereyen; Euch zum Andenken habe ich ſie aufgehoben! Ich habe auch nicht vergeſſen, daß Ihr mir das Leben gerettet! Schweigt davon, edle Frau! bat Lorenzo, doch Donna Juana mit ernſtem Blicke fiel ein: Mit Willen ruf' ich das Alles in Euer Gedächtniß zurück, Köhler, damit Ihr meine Milde und Güte gegen Euch begreift. Wärt Ihr nicht Camillos, unſers guten, alten, getreuen Köhlers Pflegekind, wärt Ihr nicht ſtets ein ſo lieber Knabe geweſen, und hätt' ich Euch nicht mein Leben zu danken, ja, wäre mein Bruder nicht in Flandern, fürwahr, Ihr kämt nicht ſo leichten Kaufes davon!

Ich bin mir keiner Schuld bewußt, edle Frau! ſprach Lorenzo, und ſeine Wangen glühten hoch durch den Ruß hervor, der ſie bedeckte. Meine Aufführung iſt tadellos, ich meide ſchlechte Gemeinſchaft, ja, ſelbſt die gute, ich lebe einſam auf meinem Weiler fort, und komme nirgend hin, als hier auf's Schloß und in die Schloßcapelle. Was aber den Umſtand betrifft, hohe Frau, daß ich Euch einmahl, wie Ihr ſagt, das Leben gerettet, ſo war das Kinderſpiel, wenn ich mich deſſen rühmen wollte, ſo müßt es noch ganz anders kommen! der Teich, in den Ihr fielt, hatte ja kaum fünf Schuh Tiefe, und fünfzig Umfang! Wollte der Himmel, das Schloß käme in Brand, oder der Fluß träte über, oder Räuberbanden überzögen

dieſe einſame Gegend, dann ſolltet Ihr was anders ſehen, denn ich fühle Kraft in dieſem Arm, ein Heer zu zerſchmettern.

Bewahre der Himmel, Lorenzo, fiel Donna Juana ein, und konnte nicht umhin, ihm lächelnd in die funkelnden, großen Augen zu blicken, das alles hat keine dringende Eil! Hört mich und beantwortet mir meine Fragen, denn dieß iſt das Letztemahl, daß ich Euch ſpreche. Es iſt bald ein Jahr her, daß ich von Tag zu Tag gezögert habe, zu thun, was ich muß, ſo ungern ich es thue. Sagt mir um Gott, was Euch ſo feſt an alle meine Schritte bannt, daß ich oftmahls nicht weiß, hab' ich bloß an Euch gedacht, oder wart Ihr im Ernſt zugegen? In der Kirche ſtarrt' Ihr mich an, wie ein Marmorbild, auf den labyrinthiſchen Waldwegen unſerer Thale und Höhen, wohin ich meinen Schritt nur wenden mag, ſteht Ihr vor mir. Tret' ich im Winter an das Fenſter, ſo ſteht Ihr auf dem Burghof. Erwach' ich aus tiefen Schlummer, ſo hör' ich Euer Lied, und Euer Spiel auf der Mandoline. Was geht in Euch vor, Lorenzo? Ich muß es wiſſen! Fragt Ihr mich das in allem Ernſt, meine Herrinn? ſprach Lorenzo. Ja, gewiß, entgegnete Juana, und ich verheiß Euch Euere Antwort ohne Zorn zu hören. Nun ſo ſchlagt mich denn auf, wie ein Buch, auf deſſen Titel ſteht: Mit Vergunſt, und leſet mir

im Herzen, erhabene Frau, entgegnete der Köhler, bedenkt nicht ich bin's, der spricht, Ihr seyd's, die mein Inneres enthüllt sehen will! Ihr wißt, daß ich, ein armes, verlassenes Kind, weinend und jammernd in einer Schlucht unweit von Toledo lag, als Camillo, Euer Köhler mich fand, und sich mein erbarmte. Er unterwies mich in seiner Handthierung, und brachte mir die Buchstaben bey, so, daß ich mein Gebethbuch lesen konnte; ich mahlte die Buchstaben nach, und so lernt ich auch ein wenig schreiben, wenig Zeit blieb mir so hab ich Schwert und Feder nicht führen gelernt, doch trieb mich immer mein Sinn zu kühnen und hohen Dingen und an Stärke nehm ich's mit Zehnen auf einmahl auf. Mehr als einmahl habe ich in unsern Bergen die gewaltige Kraft des Urochsen, Leib gegen Leib, überwunden, und Keiner im Land nimmt's mit mir auf, weder im Wettlauf, noch im Ringen, noch im Scheibenwerfen. Doch verzeiht, hohe Frau, wenn ich mich hier so vor Euch rühme, es geschieht eigentlich wohl nur, um vom Ziele meiner Rede abzuirren, denn das Schwerste kommt zuletzt! Als Ihr klein wart, da dient ich Euch, wie dem Gnadenbild dort unter den Steineichen bey unsern Weiler, dem ich jeden Morgen Blumen brachte. Als Ihr, da Ihr erst dreyzehn Jahre, vermählt mit dem edlen Mendoza von hinnen zogt, blickt ich Euch nassen Auges

nach, und dachte viel in der Folge an Euch, es war mir eben so zu Muth als sey der Mond vom Himmel fort, oder ein blumiger Wiesenstrich am Felsenabhang verwüstet. Vier Jahre waren kaum vergangen, so kommt Ihr zurück, verwitwet — oder vielmehr verwaiset, edle Frau, vergebt mir's, denn der gebückte, eisgraue, besternte, bleiche alte Herr mit den milden Augen und dem stillen, feinen Lächeln, schien eher einem Grosvater als einem Gatten gleich, er sah neben Euch aus, wie der December neben dem Julius! Er starb drey Jahre nach der Vermählung, und Ihr kommt heim in unsre Berge — Die schöne Luft, unterbrach Donna Juana, meine guten Unterhanen, meine Armen, meine Kindheit-Erinnerungen, Alles rief mich zurück, und es hatte mir in dem Geräusch der Städte nichts behagt, nichts hatte mich erfreut, außerdem lebte mir ja damahls noch mein Bruder hier. Wohl, hohe Herrinn, entgegnete Lorenzo, ich aber hatte in meinem Weiler nichts mehr von Euch erfahren. So kam ich denn eines Morgens, wie ich wöchentlich thue, hier in die Halle, mich nach dem Kohlenbedarf des Schlosses zu erkundigen, als ich ein hochschlankes, wunderschönes Frauenbild erblickte, daß ich im ersten Augenblick vermeinte noch nie gesehen zu haben, und nach einigen Minuten, angewurzelt an meiner Stelle, erkannte. Ihr wart es, edle Frau, die uns in

aufknospender Herrlichkeit verlassen, und nun aufblühend, vor uns standet. Himmel, wie wurde mir zu Muth! Ich glaube, ich würde noch heut da stehn und gaffen, wenn die Duenna nicht gerufen hätte: Um unsern lieben Jungfrauen zu Toledo, was ist das denn für ein schwarzes Riesenbild, ist's schwarzer Marmor oder schwarze Kohle? Was wird es seyn? Donna Mariquita, entgegnete ich, habt Ihr noch keinen Köhler gesehn? Lorenzo heiß ich! Lorenzo? riefst Ihr da, meine Gebietherinn, und ein sanftes Lächeln flog über Euer noch eben so weißes Antlitz, wie ein Sonnenblick. O, ich sah Euch noch zur Stunde, wie damahls. Ihr trugt die Farbe der Trauer, und blühtet daraus hervor, wie der lichte May. Ich nahm es für ein gutes Vorzeichen, daß ich Euch in meiner Farbe wieder sah. Wie taumelnd gab ich Antwort auf Eure Fragen, schwankte zum Schloß heraus, der Blitz hatte mich getroffen, in mir klangs, wie Musik, und vor meinen Augen tanzten Flammen. Da ich in das Dorf herab kam, warf ich die Holzschuh weg, und den groben, linnenen Halskragen, mit blauen Randsäumen, und vertauschte diese Tracht gegen eine anständigere, so auch ließ ich mir's angelegen seyn, ein schmuckers Wamms zu haben, und nicht wieder in pöbelhafter Nachläßigkeit auszugehen, nicht daß ich so thöricht gewesen, Euer Wohlgefallen dadurch zu erregen zu hoffen, gewiß nicht. Ich

wollte nur der ſchönen Gluth, die Euer Blick in mir entzündet, nicht ganz mehr ſo unwerth von Außen mich zeigen, denn wer edel fühlt, der ſoll auch nicht unedel ſcheinen! Ja ich hielt mich ſtrenger, und mehr als ſonſt zurück von dem Umgang mit den Dorfbewohnern, und ſtrebte in Allem nach Auszeichnung, ſo, daß ich mir deßhalb Haß und Neid genug aufgeladen. Selbſt zum Dichter machte mich die Liebe, ſtatt zu ſchlafen, ſann ich Nachts auf Lieder, Euer Bild zu verherrlichen, doch habe ich die meiſten davon wieder vergeſſen. Nur Eins noch weiß ich, das ich kürzlich dichtete, als an der Südſeite des Gebirgs im Thale Roſen mitten im Schnee erblühet waren. Da mußt ich an die Roſen denken, die auf dem Schnee Eures Angeſichts blühen, und ſo entſtand ein Lied, darf ich es Euch ſagen? Ihr dürft! antwortete Donna Juana, und Lorenzo ſprach: Zierlich und ſinnreich iſts nicht, wie die Verſe, welche die herumziehenden Sänger aus Toledo bisweilen im Dorfe zur Guitarre ſingen, wenn ein Feſt gefeyert wird. Sie ſpenden ſo viel koſtbares Material darein, daß man meinen ſollte, es wären die reichſten Leute, und haben oft nicht das liebe Brot. Ich kann nur ſchlichte Weiſen und nur einfache Worte bringen! Nehmt da die Mandoline, rief Donna Juana, und ſingt mir Euer Lied, ich habe Eure Stimme oft mit Vergnügen vernommen, wenn ſie durch

die ſtillen Nächte klang. Lorenzo gehorchte, und ſang das Lied das er gedichtet, auf eine ſelbſterfundene Weiſe, wie folgt:

Heut, als Sonne grüßt' die Thale
Mit dem rothen Liebeſchein,
Wandelt' ich beym Morgenſtrahle,
Dein gedenkend, ſtill, allein.

Roſig glänzt das Schneegefilde,
Und der blaue Himmel lacht,
Frühlingahnung lächelt milde
Durch die winterliche Pracht.

Und bey ſanfter Lüfte Koſen
Sah ich an des Hügels Rand,
Friſch und leuchtend, zarte Roſen,
Blühn aus ſchneebedecktem Land.

Rothe Roſen, welch Entzücken!
Ach! ich muß vorüber gehn!
Darf die ſchwarze Hand euch pflücken?
Nein, o nein! ſo bleibt dann ſtehn!

Wie die Seele, ſchmachtend, bange
Trauert, ruft die Lieb' ihr zu:
„Seele, folge kühn dem Drange,
„Und die Roſen pflücke Du!"

»Schwarzer Körper, weiß Gemüthe,
»Dunkle Wohnung, lichter Gast!
»Zürne nicht, du stolze Blüthe,
»Wenn die Seel' dein Bild umfaßt!"

Er schwieg und blickte zu Boden, als das Lied geendet. Wo habt Ihr das gelernt? fragte Donna Juana. Ach, hohe Frau! fragt mich nicht, wie ich zu solchen Versen gekommen bin! die Liebe fragt darum, sie ist Stimme der Seele! Sie schreibt die Lieder hinein, ohne Feder! Welche Thränen habe ich, in diesen Gebirgen irrend, vergossen! Vögel und Echo kennen meine Seufzer! Oft wollt' ich mich umbringen, nicht, weil ich Euch liebe, sondern weil ich der geringste Eurer Diener bin, und lieb Euch doch! Alle weißen Rinden der Trauerbirken am Waldbach tragen den Schmuck Eures Nahmenzuges, von meiner Hand, ob kunstlos, doch tief und dauernd eingegraben! Auf solche Weise frist ich mein Leben, zehrend an einsamen Weh. Doch, wie erkühn ich mich, Euch, hohe Frau, von meinen Thorheiten zu unterhalten? Straft mich dafür und verbannt mich, von jetzt an ist mein Urtheil gesprochen. Ich weiß es, Ihr werdet mich nicht mehr dulden, nun Ihr meine Verwegenheit kennt.

Lorenzo, ich hatte es Euch zur Pflicht gemacht, mir Auskunft zu geben, sprach Donna Juana mit sanfter

Würde, ſo iſt die Schuld dann nicht mehr ganz Euer, die Hälfte davon fällt auf mich zurück. So auch haben wir Beyde eine und dieſelbe Entſchuldigung. Mich ſpricht der Himmel, Euch die Liebe los, denn dieſe iſt Zufall, nicht Verbrechen! Es iſt unmöglich Neigung zu verdammen, doch fürcht' ich, daß die Sehnſucht in Euere Einbildung Rieſengeſtalten weckt. Vergeßt dieſe Leidenſchaft, die ſo thöricht, ſo eitel und vermeſſen iſt. Wenn ich mich auch durch die unverkennbare Gewalt der Wahrheit Euerer Gluth Euch verpflichtet fühle, ſo löſcht doch dieſe Verpflichtung das Geſetz der Ehre nicht aus! Wahrlich Eure Geſtalt, Euer Weſen, Euer Sinn bezeugen eher, daß Ihr edel geboren, als ſie Gemeines kund thun, doch da nur Liebe der Lohn der Liebe iſt, darf ich Euch nicht lohnen! Geht mit Gott, Lorenzo, und zürnt nicht mir, ſondern meinem Stand, der mir die Pflicht auflegt, Euern Anblick zu meiden.

Ich wußte es voraus, ſprach der Köhler, daß der Tag, an welchem ich Euch mein Herz offenbarte, der letzte ſeyn würde, an dem ich Euch ſehen darf. So will ich denn dieſe Gegend meiden, und hinaus in die weite Welt! doch einen Schimmer von Hoffnung, einen Traum, an den ſich meine Seele laben kann, wie ein Fieberkranker von ſüßen, kühlenden Früchten träumt, vergönnt mir, himmliſche Frau! Wie, wenn ich mich erkühnte

etwas durch mich zu werden, wenn ich Ruhm und Glück erränge? — Was soll ich Euch sagen, Lorenzo? fragte bebend Donna Juana. O, sagt ein freundlich Wort, flehte der Arme, verhöhnt mich nicht! Wollt Ihr mich verzweifelnd in die Welt stoßen. Setzt mir eine Zeit! Wenn mir das Glück lächelt, in wie viel Jahren darf ich wieder kehren? — In drey Jahren, Lorenzo! — Es gilt! und in drey Jahren bin ich ein anderer Mensch, oder todt! So fleh ich Euch denn, reicht mir zum Pfande Euerer Verheißung die schöne Hand zum Abschied. Hocherröthend reichte Donna Juana dem Köhler Lorenzo die zarte, schneeweiße Hand und sprach: Gott sey mit Euch. Lorenzo, nehmt noch diesen Ring zum Siegel meines Versprechens! Lorenzo ergriff die Hand, drückte sie an Herz und Lippen und eilte stumm von dannen, träumerisch sah die Gebietherinn ihm nach, sie wußte nicht, wie ihr geschehen.

Die dunkle Nacht war schon herangebrochen, als Lorenzo die Palläste und Häuser der uralten und herrlichen Toledo schimmern sah, allwo er diese Nacht rasten wollte, und sich am andern Tage unter den Fahnen des glorreichen Marques von Santa Cruz, Philipp des Zweyten edlen Feldherrn, zum Zuge nach Flandern, anwerben zu lassen. In die tiefsten Gebirge, welche der Tajo

durchrauſcht, war der Ruhm des herrlichen Greiſes gedrungen, und hatte des Jünglings Herz entzündet. Ungehindert ging Lorenzo durch die Feſtungthore und befand ſich, gradaus gehend, unvermuthet auf dem Platz vor dem Dom, welcher als der Aelteſte in der Chriſtenheit gerühmt wird. Hier thront die Jungfrau des Heiligthums genannt, ein Gnadenbild unbekannten Urſprungs, von welchem der alte Camillo ſeinen Pflegling vielmahl erzählt hatte. Die Sage ſchreibt den Urſprung dieſes Bildes den Engeln zu, der heilige Eugenius, Märtyrer und Patron der Stadt Toledo hatte dieß ſchöne Bild, von wunderſamer Arbeit, deſſen Material durchaus unbekannt, nach dieſem, ſeinem biſchöflichen Sitz gebracht. Oft hatte Camillo das Bild ſeinem Pflegling beſchrieben: Sitzend auf einem Thronſeſſel, das Kleid mit ſchimmernden Metall ausgeſchmückt und mit funkelndem Geſtein beſetzt. Das ſchöne Haar, auf der hohen, ernſten Stirn geſcheitelt, wallte zu beyden Seiten auf die Schultern hernieder. Die fein und ſanft gebogenen Augenbraunen überwölbten die heitern und ſprechenden Augen, der ſüße Mund ſchien huldig zu lächeln, roth, wie Rubin, und weich, wie Roſenblättchen. Ganz ſchwarz, war ſie gleichwohl lieblich. Links am Herzen ruhete das Kind, oder vielmehr des Herzens Herz, Blick in Blick und Lächeln in Lächeln verſchmelzend ſchauten Mutter und Kind einan-

der an, in heiliger Liebe und ungetrübtem Frieden. Es war unmöglich, ſagte Camilla ungerührt an dem Bild vorüber zu gehen, und wer es recht in die Seele gefaßt, in deſſen Innern müßt' es immer Tag bleiben. Dieß wunderſame Bild nun, von Jahrhundert zu Jahrhundert hinüber geerbt der Andacht frommer Chriſten, wurde zu der Zeit, wo der ſtolze Graf Julian von Septa ſeinen Herrn, Roderich, den letzten Gothenkönig verrathen, und die Araber ſich der prachtvollen Toledo bemeiſtert, von gläubigen Gothen in die Wildniß getragen, und in König Reciſundus furchtbarer Grotte in einen tiefen Brunnen verſenkt, um es vor Schmach und Entweihung zu retten. Treulich barg die Erde den himmliſchen Schatz. Als Alphons der Sechste den Mauren Toledo wieder abgenommen, wurde der Zufluchtsort des Bildes dem Erzbiſchof Bernardo offenbar, und die fromme Königinn Conſtanza begab ſich in ſeiner Begleitung nach der bezeichneten Stelle. Sie ließ Schutt und Steine wegräumen, und ein Heide, Selim mit Nahmen, ſtieg zuerſt mit einer Fackel in die unabſehbare Tiefe hinab, die ſich den Blicken der Forſchenden darboth, um ihr Geheimniß zu erkunden. Er kam voll Entzücken zurück, unter Trümmern und Schutt hatte ihm das himmliſche Licht des Bildes entgegen geſtrahlt, es war ringsum von einem ſchmalen Ring klaren, kryſtallhellen Waſſers umgeben,

übrigens war die Schlucht trocken. Während Selim verkündete, was er gesehen, und alle rathschlagten, wie das so glücklich wiedergefundene Bild hinauf zu schaffen, erhob sich in der Tiefe der Schlucht ein Brausen, wie wenn ein gewaltiger Strom seine Ufer übertritt, alles lauschte und staunte, näher und näher schallte das Brausen, Wasser strömte aus der Schlucht, erst rasch, dann gelinder, und auf sanft dahin wallender Wogen Bahn kam das Gnadenbild, aufrecht sitzend, geschwommen. Mit Dank und Wonne empfing es die erhabene Constanza und übergab es der Kirche, wo es nun unangefochten thront. Immer und immer wieder hatte Camillo dem horchenden Lorenzo diese Sage erzählen müssen, er hatte sie so lieb gewonnen, daß sie sich in all seine Jugendträume verwebt. Was Wunder, daß er nun, da er in Toledo angelangt, die Seele voll unruhiger Hoffnungen, zum immer offenen Dom eintrat, um vor dem Gnadenbild, dessen Abglanz in des Pflegevaters Worten seiner Seele, seit er denken konnte, geleuchtet, zu bethen? Beym Schimmer der ewigen Lampe, welche das ungeheure Schiff der Kirche mit sanftem Glanz erhellte und sich in den Perlen und Edelsteinen des Gewandes der Jungfrau spiegelte, fand Lorenzo das mildleuchtende Bild, und versunken in Andacht vor seinem Glanz, vergaß er auf einige Zeit aller irdischen Wünsche, und fühlte den

Sturm in seinem Innern beschwichtigt. Es hatten sich zur nähmlichen Stunde vier entschlossene Schurken an der Thür der Kirche zusammen gesellt, um einen verruchten Anschlag in das Werk zu richten. Einer dieser Elenden hatte beobachtet, daß der edle Greis, Marques de la Cruz Abends unbegleitet und verhüllt in den Dom zu gehen pflegte, um daselbst einige Zeit im Gebeth zu bleiben. Wenn noch so einfach gekleidet, ging der Marques nicht ohne den Federhut mit diamantener Agraffe aus, welcher nach der Angabe des Spähers mit zwölf Brillanten, groß, wie die Eyer, geschmückt, und wohl ein Königreich werth sey. Nur Muth! flüsterten die Böswichter einander zu. Er wird gewiß nicht ausbleiben, und die letzte Stunde der Agraffe hat geschlagen! So gingen sie denn in den Dom und stellten sich an den Platz, den sie für den günstigsten hielten, ihren Anschlag auszuführen, hinter einem starken Pfeiler, unweit des Hochaltars. Sie warteten hier nicht lange, als sie den Marques von Santa Cruz, in seinen Mantel gehüllt, in die Kirche treten, und sich dem Hochaltar nähern sahen, denn so schwach auch das Dämmerlicht der wenigen Lampen die hohen, altergrauen Wölbungen erleuchtete, glänzte doch die prachtvolle Agraffe mächtig durch die Dunkelheit. Kaum war der Marques eingetreten, so kamen die vier Vagabunden aus ihren Schlupfwinkeln

hervor, umzingelten ihn, und riefen ihn an: Herr! wir sind vier ehrenwerthe Cavaliere, die nichts zu leben haben, und beym Himmel! nie zu niederträchtigen Mitteln greifen werden, sich zu helfen, wir haben eine Bitte an Euch! Sprecht, sagte der Marques nach einem kurzen Besinnen, und einer der rohen Burschen trat näher. Einer meiner Cameraden hat sich den Schnupfen gehohlt, Excellenz! und hat keinen Hut, da bäten wir unterthänigst ihm bis Morgen den Eurigen zu borgen! Wenn das ist, Junker! sprach der Marques, so muß ich auf die Freude verzicht thun, Euch zu dienen, denn ich habe gleichfalls den Schnupfen, und kann die Nachtluft nicht vertragen. Ihr wißt, jeder ist sich selbst der Nächste.

Gebt ihn gleich, oder wir nehmen ihn! rief einer aus der Bande.

Ich danke für die Artigkeit, sprach der Marques, aber Nachts, und im Dunkeln bin ich kein Freund von Ceremonien. Sind Euer Edlen Soldaten? Nein! keiner von uns! riefen alle. Das freut mich zu hören; fuhr der Marques fort. So nehmen dieselben dann hier diese Dublonen, und machen Sie sich damit auf die Beine, eh es mich reut, sie gegeben zu haben.

Schon recht! rief der Anführer der Schelmenbande. Die Dublonen kaufen den Hut los, behalten ihn Euere Excellenz, da Sie so vernünftig sind, wir bestehen nicht mehr darauf, aber die Schnalle müssen wir haben. Jun-

kern! das hat seine Schwierigkeiten, rief der Marques, und legte die Hand an den Degen. Worauf wartet man! rief derselbe Kerl, her, ohne Umstände mit Hut, Mantel und Degen! Und die Börse, rief ein Zweyter, doch plötzlich eilte Lorenzo hinter einer Säule hervor, schwang seinen Wanderstab, und rief mit starker Stimme. Nun ich mit im Spiel bin, gehts nicht so leicht! Auf, edler Herr! getrost, Euch steht ein Ehrenmann zur Seite! Das merk ich! rief der Marques. Mensch! schrie der Anführer, mach dich fort, bedenke, daß ich dir gleich zwey Kugeln durch die Brust jage! Lorenzo lachte und rief: Gut, Freund, ziel nur gut, und laß dich nicht irren, denn wenn dein Spatzenschreck nicht losgeht, zieh ich dir die Haut ab. Der Kerl zielte, das Pistol versagte, Lorenzo aber hohlte aus, und ein gewaltiger Schlag streckte den Räuber zu Boden. Indeß hieb der Marques seinerseits auf die Uebrigen ein, welche, dem Niedergeschmetterten vom Boden hebend, ihr Heil in der Flucht suchten. Lorenzo wollte ihnen nach. Laßt sie laufen, sprach der Marques, und wenn sie aus der Welt liefen, der Galgen kömmt hinten drein. Sagt mir nur, wackrer, herzhafter Fremdling, wer ihr seyd. Euer hoher Muth verkündet ein edles Blut.

Edler Herr, entgegnete Lorenzo, ich bin ein Mann von Ehre, sonst weiß ich nichts von mir. Ueber mein

Herkommen habe ich nichts in Erfahrung bringen können, aber im Herzen ruft mir eine Stimme zu, daß ich wohl geboren bin. Wenn schon die Sterne über den Menschen hohen Ruhm durch edle Abkunft verhängen, so hat doch immer derjenige Verpflichtungen, der ihnen zu genügen weiß. Mich ruft mein Herz auf hohe Wege, und Jugend und Muth sind mein Hab und Gut! Da Ihr aber nun in Sicherheit seyd, edler Herr, vergönnt, daß ich von Euch Abschied nehme.

Verweilet noch, rief der Marques, nun erst bin ich auf Euern Nahmen recht lüstern.

Mein Nahme? und warum? entgegnete Lorenzo. Um einen Mann zu kennen, sprach der Marques, der ohne Auskunft über sein Schicksal, und ohne Angehörigen, mit nichts ausgerüstet, als mit seinem Muth, das Glück in die Schranken fordert. Lorenzo heiß ich! sprach nun der Köhler — Lorenzo? und was weiter? Nichts weiter, Herr, der Arme hat keinen Zunahmen. Glaubt, daß ich Euch hoch halte, Lorenzo, fiel der Marques ein, und nehmt deß zum Zeichen diesen Beutel, und diesen Ring tragt zu meinem Andenken, und das soll seyn ohne Widerrede! Hoch erglühte Lorenzo. Ihr lohnt mich ab, als einen Dürftigen, rief er aus. Nicht doch, fiel der Marques wieder ein, ich gedenke Euch fürder zu dienen, bleibt mit Gott, und laßt uns nicht leere Complimente

machen, wir ſehen uns bald einmahl! Jetzt geh ich mit Euch, rief Lorenzo. Bey meinem Leben, nein! rief der Marques. Ich dulde es nicht, bleibt mit Gott, mein wackerer Retter! Ich muß gehorchen entgegnete Lorenzo. Der Marques ging, und murmelte vor ſich hin: Beym Himmel, ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen! Lorenzo aber ſah ihm, wie träumend nach, er war zu Ehre und Geld gekommen, und wußte nicht, wie? Schon drang der Morgenröthe Straht durch des Domes Fenſter, verklärte das Gnadenbild, und funkelte auf den eingelegten Steinboden des Heiligthums. Auch das wunderreiche Kleinod, das der Marques an ſeines Retters Finger geſteckt, leuchtete blendend im Morgenſtrahl dem Erſtaunten entgegen. Lorenzo aber ließ ſich auf die Knie vor dem ſeligen Bilde der Jungfrau nieder, und wartete dort im heißen Dankgebeth die Stunde, wo er ſich dem Marques von Santa Cruz vorſtellen wollte, denn er wußte nicht, daß es dieſer ſelbſt war, dem er beygeſtanden, und wollte ſich ihm anbiethen, unter ſeinen ſiegreichen Banner nach Flandern zu ziehn.

Nachdem Lorenzo in einem Gaſthofe abgetreten, und dort die nothwendige Umwandlung ſeines Aeußern vorgenommen, machte er ſich in anſtändiger Kleidung, und ſelbſt nicht ohne Wohlgefallen über ſeine Geſtalt, auf den Weg zum Marques. Er kam ay dem Wachzelt vor-

über, wo der Wachtmeiſter mit einigen Soldaten auf den Raſen, auf Bänken ſaß, welche im Schatten des Zeltes würfelten und tranken. Während Lorenzo ſich annähernd, und, in ſich erwägend, ob er dieſe Leute nach den Marques fragen ſollte, unſchlüſſig ſtehen blieb, muſterten ihn die Soldaten. Sehet da, flüſterte der Wachtmeiſter, den ſchlanken Milchbart, hoch aufgeſchoſſen, wie eine Weidenruthe, und in neuer Tracht ſtolzirend. Seine Hände ſind noch nicht viel mit ſeinen Knöpfen handgemein geworden; iſt er in allen Dingen ſolch ein Neuling als in den Kleidern, ſo wär' das ein Vogel zum rupfen, und ſeht doch nur den Brillantring am Finger, alle Wetter, das muß feiner Leute Kind ſeyn! Laßt mich ihn auf das Korn nehmen! Herr Wachtmeiſter, ſprach ein alter Soldat, er hat juſt das rechte Maß für das erſte Glied der Compagnie, und iſt ſchlank, zum Umſpannen, dazu ſeht die gewölbte Bruſt, und das prachtvolle Bein, wer ihn anwerben könnte, verdiente ſich ein gutes Trinkgeld. Der Soldat trat Lorenzo entgegen. Herr! beliebts Euch im Schatten zu ſitzen? 'S iſt noch nicht recht Frühling, aber der Tag iſt heiß, die Sonne meint's ehrlich! Kommt! vertreibt Euch ein Stündchen, da liegen die Würfel! Wer das Glück hat, führt die Braut heim! Auf dieß Wort will ich es wagen, rief Lorenzo, trat herbey, ergriff die Würfel, legte einen

Dublon auf den Tiſch, und warf im Augenblick den höchſten Wurf. Mord alle Wetter! ſchrie der Wachtmeiſter; ſo viel als der Herr geſetzt, kann ich nicht zahlen, werfe der Herr noch einmahl. Lächelnd warf Lorenzo wieder, und wieder den höchſten Würf. Es geht nicht mit rechten Dingen zu, murmelten Alle, und vom Neuen warf Lorenzo, und hatte wieder den Hauptwurf getroffen. Die beyden Würfe gelten nicht, ſagt er, nur der Erſte gilt, zahlt aus, ihr Herrn! Was zahlen, es war alles nur Spaß, nun wollen wir erſt zu ſpielen anfangen, rief der Wachtmeiſter, doch Lorenzo entgegnete, nicht ſo, ich habe nicht Zeit. Gebt meinen Gewinnſt und laßt mich gehn. — Geh der Herr zur Hölle, wenn er Luſt hat, aber geben thun wir nichts, wir ſind ſpaniſche Soldaten, und wollen nichts, als nehmen. Mit dieſen Worten, einem Wink mit den Augen zu ſeinen Cameraden, entriß der Sergeant Lorenzo ſeine Börſe, ſteckte ſie ein und ſprach: Nun ſeyd Ihr mir ſicher, nun kann das Spiel erſt recht angehen! Nehmt Platz, und würfelt in des Königs Nahmen! Mein Geld her! rief Lorenzo entrüſtet. Es wird nichts draus, rief der Wachtmeiſter, wer mit uns anbindet, muß nach unſrer Pfeife tanzen! Setzt Euch und würfelt! Lorenzo ſtatt aller Antwort packte den Wachtmeiſter an die Bruſt, ſchüttelte ihn, als wärs ein Sperling und rief: Mein Geld her! In dieſem Augen-

blick kam der Marques mit seinem Adjutanten vorüber, und da er einen fremden jungen Mann mit seinen Soldaten im Handgemeng sah, gebot er Stille und wollte wissen, woher der Streit entstanden. Der Wachtmeister trat vor und sprach: Eure Excellenz sollen wissen, daß dieser Soldat sein Geld an mich im Spiel verloren, und nun nicht zahlen will. Dazu hat er mich gegen alle Subordination bey der Brust gepackt, und ich verlange Satisfaction! Kann das seyn, rief der Marques glühend vor Zorn. In meinem Wachtzelt solcher Frevel! Der Soldat gegen seinen Vorgesetzten? Wäre mir mein Degen nicht zu gut, Bursch, ich rennte dich durch und durch damit! Adjutant! laßt ihn wegführen, und ihm fünfzig aus dem Salz und Pfeffer aufzählen! Lorenzo stand ruhig, der Adjutant betrachtete ihn mit Antheil, und zögerte den raschen Befehl zu vollziehen, da er sah, daß der Verklagte bescheidenen Anstands sich zu vertheidigen vortrat. Eure Excellenz bedenken, sprach Lorenzo, mit wohlklingender Stimme, und bemeisternd seine innere Bewegung, daß man den einen und den andern Theil hören muß. So sage ich denn, daß ich hier nicht blos kein Geld verloren, sondern gewonnen, und daß mir hier von diesem Soldaten das Meinige mit Gewalt abgenommen. Mir ist ums Geld nicht zu thun, die Gewaltthat empört mich. Gut, sagte schneidend der Mar-

ques, ich habe Euch angehört, nun geht und empfangt Eure Strafe, und merkts Euch! auf das nächste Vergehen steht der Tod! Wenn Insubordination geduldet wird, stürzt alles zu Grund. Fort! Eure Excellenz erwägen, sprach Lorenzo, — Nichts! rief der Marques. Daß ich, fuhr dieser fort — Ich laß Euch niederschießen, wenn Ihr noch ein Wort sagt! rief im höchsten Zorne Santa Cruz. Der bestürzte Adjutant gab dem armen Lorenzo einen Wink, ihn nicht noch mehr zu reizen, und dieser entsetzt und überwältigt von der unvermutheten Wendung des Schicksals, das ihm nur eben so günstig schien, hob, nassen Blicks, beyde Hände gen Himmel, so, daß der Marques, der eben einen durchbohrenden Blick auf ihn heftete, seinen Ring wahrnahm. Mit urplötzlicher Verwandlung, bebend rief der Marques nun dem Bestürzten zu: Wer seyd Ihr, und wie heißt Ihr? Lorenzo heiß ich! sprach dieser, und bin kein Soldat! Ihr dürft mich nicht bestrafen, General! Ihr seyd kein Soldat? Nein, hoher Herr, aber ich wollte heute unter Eure Fahnen. Gut, Lorenzo, sagte der Marques, so tretet ein, seyd Flügelmann meiner Compagnie. Habt Ihr keinen andern Nahmen? Ich will mir den Zunahmen im Felde verdienen, mein Feldherr, rief feurig Lorenzo, innerlich staunend über die schnelle Umwandlung des Marques. Recht so, Lorenzo, nickte der treffliche Held wohlgefällig.

Ich merk es ſchon, ſetzt er hinzu, wir werden öfter zuſammen kommen. Auf Wiederſehen! Er ging nun weiter, und die Soldaten umringten Lorenzo, ihm die Hände ſchüttelnd. Hier ſind Eure Dublonen, Herr Lorenzo, rief der Wachtmeiſter, wir wollen Freunde ſeyn! Behaltet alles, rief dieſer mit funkelnden Blicken, ich bin ſo glücklich, daß ich die Welt verſchenken möchte! Jetzt tranken die Soldaten fröhlich des neuen Cameraden Geſundheit, dann eilten ſie, ihn zum Haus des Marques zu führen, wo ihm Rüſtung und Waffen verabreicht wurden, und am Morgen beym erſten Schimmer des jungen Tages brach freudig das Heer auf, und nahm den Weg nach Flandern.

Wüßt ich nur, welch ein Geiſt in unſre Köhler fährt, ſagte die Duenna eines Morgens zur ſchönen Juana, ſeht einmahl unſern neuen Köhler, den Martin an, wie er vor den Fenſter mit untergeſchlagenen Armen ab und zu geht, und ſchüchtern herauf ſieht, als wollte er etwas ſagen, und getraute ſich nicht.

Ruf ihn, ſagte Donna Juana, möglich, daß Lorenzo ein Unglück begegnet iſt, und der Köhler mir Nachricht geben möchte. Die Duenna trat zum Fenſter, und rief den ſchwarzen Burſchen herauf.

Was habt Ihr auf dem Herzen, Martin? fragte Donna Juana, kann ich Euch helfen? Gott sey Dank, entgegnete der Köhler, daß ich nichts Arges auf dem Herzen habe, sonst möcht' ich nicht hier stehen. Wir sind schwarz und der Böse ist nicht weiß, wie man glaubt, wer hat ihn aber gesehn? So viel ist gewiß, uns Köhler läßt er gern in Frieden. Mit Vergunst Euer Gnaden, ich wollt' Euch nur etwas zeigen! Hiermit nahm der Köhler eine Feldtasche herunter, die er an einem Riemen um die Schultern trug, eröffnete sie und langte mit den berußten Fingern ein Kleinod nach den Andern hervor, so, daß es Donna Juana vor den Augen vor Verwunderung trüb ward, wie alle diese Prachtstücke in des Köhlers Gewalt gekommen? Auf einem reichgefaßten Siegelring erkannte Donna Juana zuerst das uralte Wapen des Hauses Valencia, dann bewunderte sie eine Kette vom reinsten Gold mit bunten Edelsteinen, die vor mehreren hundert Jahren gefaßt seyn mochten, die großen glühenden Rubine, die ahnungvoll leuchtenden Sapphire, die köstlichsten Smaragden, wetteiferten in Glanz und Farbe mit dem goldenen Topas und dem funkelnden Amethyst, und leuchteten so frisch, wie volle Blumen im Morgenthau bey Sonnenschein. Ein kronenähnliches Stirnband von Edelsteinen aller Farben, die Palmenzweige und Blumen bildeten, blendete die Augen,

und jedes übrige Stück dieſes Schatzes entſprach der Pracht der oben genannten. Zuletzt langte der Köhler noch einige Documente hervor, und ſagte, ſie der Herrinn überreichend: Kein Menſch hätte dieſen Schatz geſucht, wo ich ihn gehoben, edle Frau, und Ihr würdet es nimmer rathen. Seht, als mich die Aelteſten im Ort wählten, um nach Lorenzo hier Köhler zu ſeyn, ſagte mir ein Graubart: Du biſt ein ehrlicher Junge, Martin, bleib es auch, und veruntreue keine Kohle, denn ſelbſt eine Kohle brennt auf der Seele, wenn ſie veruntreut iſt. Das Wort kränkte mich ſehr, und ich ſchwur, mir ſelbſt zu beweiſen, daß es nicht Noth gethan hätte, denn ich freyte ſchon längſt um Blanka, des Alkalden ſchöne Tochter, und zu Pfingſten führ ich ſie heim. Seht, da wollt' ich mir nun die Köhlerhütte auf neue Weiſe einrichten, bau'n ſich doch ſelbſt die Vögel ein neues Neſt, wenn ſie ſich paaren. Da fiel mir der alte Tiſch ein, den man nicht von der Stelle bringen kann, es iſt der Fuß ein tüchtiger Birkenſtamm auf Grund und Boden der Hütte gewachſen, und ruht eine gewaltige Steinplatte drauf. Dieſe hob ich mühſam herunter, und beſchloß den Stamm rein weg abzuhauen, und wie ich nun recht tüchtige Hiebe mit der Axt darauf führte, kam mir's ordentlich vor, als würde eine Stimme lebendig, die klagte: was zerſtückſt du mich? ſeit dieſe Hütte ſteht,

trug ich den Stein, und habe alles Leid und Freud der Bewohner mit erlebt. So kam mir Thor das klagende Stimmchen vor, es war aber nichts, und ich hieb frisch wieder drauf los. Da fiel aus dem Stamm ein wohleingefügtes Stück heraus, und alle diese schönen Sachen stürzten nach! Im ersten Augenblicke hielt ich den Schatz für mein Eigenthum, und wollte die Pergamente, so dabey lagen in die Flamme werfen, da fiel mir aber plötzlich die Kohle ein, die mir noch immer auf der Seele brannte, und ich packte alles zusammen, und machte mich auf den Weg hieher.

Ich geb Euch Geld, daß Ihr zeitlebens genug habt, und Euch ein Haus im Walde bauen könnt, rief Donna Juana, welche, indeß der Köhler von seinen Fund erzählte, die Papiere durchflogen, und nicht wußte, wohin mit der Lust und dem Bangen, das die Ueberraschung in ihr erweckt. Sucht mir Lorenzo, rief sie nach, wer ihn mir bringt, der soll die Stunde segnen; wo er ihn gefunden! Niemand weiß, wo er hingegangen, edle Frau, entgegnete der Köhler, doch, seyd getrost, er kann von hier nicht lange wegbleiben! Er ging von uns, und wir Alle gaben ihm das Geleite bis an den Riegel der Waldung, da schüttelt er uns die Hände, und sagte mit nassen Augen, lebt wohl, brave Jungens, in drey Jahren, will's Gott, sehn wir uns wieder, wo nicht, so

bethet für meine Seele, denn ich will ſterben, oder ein anderer Menſch werden! Er war ſo ſchweigſam und ſo bewegt, daß wir gar nicht wagten, ihn zu fragen, wohinaus er gedenke, und ſo ging der arme Junge fort. Wer kann ihm nun nachkommen? Es ſind gleich acht Tage, daß er fort iſt! Geht nun, winkte Juana, ich will auf Rath ſinnen. Der Köhler entfernte ſich gehorchend, und ſie blieb allein. Tauſend abenteuerliche Pläne durchkreuzten ſich in ihr. Lorenzo gehörten dieſe Koſtbarkeiten, Lorenzo war aus edlem Hauſe gebürtig, und er hatte es nicht gewußt, er war wichtiger Familienverhältniſſe wegen verhehlt, und Camillo anvertraut worden, wo er bleiben ſollte, bis ein mächtiger Anverwandter verſöhnt, oder geſtorben ſey. Dieß ging aus jenen Papieren hervor. Juana wußte um jene Familie, ſie hatte den kürzlich erſt ſtattgefundenen Todesfall, an der die Auflöſung von Lorenzos Schickſal hing, zufällig in Erfahrung gebracht. Und Lorenzo war vielleicht in den Tod gegangen, ſie ſah ihn vielleicht nie wieder! — Sie ſeufzte über die Härte des Schickſals, über die Laune des Zufalls, über ihr eigenes Herz, ſo voll Drang, Sorge und Qual. Immer tiefer verſenkte ſie ihr Gemüth in trübe Vorſtellungen, als die Glocke zur Frühmette zu läuten begann. Mit naſſem Auge dankte ſie der Mahnung, die in dieſem Ruf zur Andacht ihr klang, und eilte in die

Capelle. Da wurd' es ihr in der Friedensluft der heiligen Stätte wohl, und sie weinte sanfte Thränen, und legte ihr Herz in Gottes Vaterhand. War es doch eine große Beruhigung für sie, daß Lorenzo, aus edlem Stamme entsprossen ihr durch äußere Verhältnisse näher stand, und daß sie nun ohne Scheu seinem Andenken sich widmen, für die Zukunft hoffen durfte; daß seine stille, glühende Neigung, sein Muth, sein Geist, seine Treue und die hochherrliche Gestalt, ihr unbewußt und unwiderstehlich sie nach und nach gewonnen, daß sie ihn liebte, hatte sie sich nie selbst gestehen wollen, für Mitleiden hatte sie gehalten, was Liebe war, und hatte geglaubt, sie wollte ihn nur entfernen, als sie ihm die Zusage gemacht, die Seinige zu werden, wenn Glück und Ehre ihm zu Theil würden. Wie sehr schmerzte es sie nun, das verhängnißvolle Geheimniß nicht früher entdeckt zu haben, das Camillo sicher gewußt, und aus guten Gründen — vielleicht aus Habsucht — verschwiegen, sicher hatte ihn der Tod zu schnell überrascht, um es Lorenzo zu offenbaren. Wie traurig es aber auch war, daß Lorenzo hoffnunglos und hülflos in die Welt gegangen, sein Glück zu suchen, so war es doch herrlich, daß es sich so gefügt, daß sein Geheimniß noch entdeckt, und durch eine günstige Schickung in die Hand der Liebe gelegt worden. Dieß war der liebenden Juana ein sicher-

res Unterpfand künftigen Glücks. Indeß sich dieß im Schooß der heimathlichen Gebirge zutrug, war Lorenzo in Eilmärschen mit dem edlen Marques de la Cruz nach den Niederlanden angelangt und die Spanier hatten bereits einen der wichtigsten Puncte, die trefflich befestigte Stadt Düren belagert. Viel heldenmüthige Spanier fanden durch den Widerstand der Besatzung ihren Tod vor Dürens Mauern, am schmerzlichsten fiel dem Heer des tapfern Toledo Verlust. Im wohlgeordneten Geschwader rückte eines Morgens das feindliche Heer zum Entsatz herbey. Trompeten schmetterten laut, und die Trommel klang weithin durch die Ebene, das Feldgeschrey hallte vom Gebirge wieder. Ein zweyter Frühling schien die Erde zu begrüßen, so heiter glänzte die freudige, schöne Jugend der feindlichen Scharen im leuchtenden Waffenschmuck, in wehenden Federbüschen, Purpur und blitzenden Gold, weithin in Massen das Feld bedeckend, wie schöne Hügel, welche sich bey Abendglanz in Wolkengebilden zeigen. Der stolze Feldherr Chatelet feuerte seine Truppen zum Angriff an, freudigen und leichten Sieg verheißend. Herrlich prangte er auf hohen Roß, wie ein beseelter Fels, wie eine bewegliche Brustwehr. Bewaffnet vom Scheitel bis zur Sohle, Wetterleuchten, Sturm und Donner schien er dem Schooß einer unheilschwangern Wolke entsprungen zu seyn. Die Spanier stürmten ihm

entgegen und dicht in geschloßnen Haufen auf den Feind mit Blitzesschnelle, ungleich in der Anzahl, so wie Eins gegen Neun und im Sinn des Feindes gering geachtet, weil es so wenige waren. Doch unvermuthet gaben sie rasch eine so starke und machtvolle Ladung groben Geschützes, daß die Berge widerhallten, und die Sonne verdunkelt wurde. Vom Pulverdampf dicht eingehüllt, kämpfte der Feind, in dessen Reihen der Tod schon wüthete, und verzweiflungvoll focht Mann gegen Mann im Dunkeln, bis die Nebel sich zerstreuten, und die größte Niederlage des Feindes sichtbar wurde. Bis in die tiefe Nacht wüthete der Kampf, da machte sich vom spanischen Heere ein Theil los, um nach der Bagage zu sehen. Der Feind glaubte, die Spanier nähmen die Flucht. Sie fliehen, rief der General, drauf, Niederländer! Doch die Spanier wandten sich um, und stürzten mit solcher Gewalt auf den Feind, daß sie ihn warfen und besiegten. Bey diesem Strauß fiel Lorenzo's heldenmüthiger Hauptmann, Toledo. Als Lorenzo ihn sinken sah entflammte ihn die heftigste Wuth, wie der Todesengel, warf er sich in die feindlichen Scharen, sein Schwert verheerte sie, wie die Sichel das goldene Korn. Die Spanier folgten ihm begeistert, das Feld wurde mit Leichen bedeckt, und Lorenzo besiegte selbst den General Chatelet, und brachte im Triumph dessen Helm

und Degen zu Santa Cruz, seine Schärpe aber trug er zum Angedenken des Sieges über den niederländischen Feldherrn. Der Marques rief voll Erstaunen: Wer bist Du, Wunderbarer, der dieß vollbracht hat! Kein besserer Degen ist von Toledo nach Flandern gekommen! Zwar ist nichts Neues, daß von dort Helden erstehen, denn von Alters her sind Toledo's Söhne in Frieden und Kampf die Seele des Muthes! Wahrlich, Lorenzo, wenige enden so glorreich den Feldzug, als Du ihn beginnst! Glaube mir, ich bin dir mehr schuldig, als Du weißt! Mir genügt der Beyfall meines Feldherrn, entgegnete Lorenzo bescheiden. In diesem Augenblick kam Don Juan de Flores, der Bruder der edlen Juana de Mendoza herbey, der Lorenzo nicht kannte, und von ihm nichts wußte, als daß sich der tapfere Soldat, so hießen ihn alle, unter den Nahmen Lorenzo Flores anwerben lassen, denn es hatte ihm gedünkt, als zieme es sich, daß ein Sclave den Nahmen seiner Gebietherinn trage, und es ist überhaupt in Spanien und Portugall eine alte Sitte, daß Schützlinge hoher Familien den Nahmen derselben annehmen, jedoch, wie es sich von selbst versteht, ohne deßhalb den Adel jener Familien mit zu bekommen. Don Juan de Flores, rief Santa Cruz ihm zu, Ihr kommt eben recht in diesem Augenblick. Ihr habt die nächste Anwartschaft auf die erledigte Compagnie des Hauptmanns Pa-

Greco de Maldonado; ich gebe sie Euch, mein tapfrer Don Juan de Flores, und bitte Euch es für ein besonderes Zeichen meines Wohlwollens zu halten, daß ich Euch den heldenmüthigen Lorenzo, der Euer Landsmann, und die Palme des Tages gepflückt, zum Lieutenant beygesellе. Mit leuchtenden Augen ging Don Juan de Flores auf Lorenzo zu, umarmte ihn, und rief: Willkommen, trefflicher Kriegsmann! Wie freu' ich mich, daß Ihr aus unserer Gegend seyd, und einen Nahmen tragt, dem unsers Hauses gleich! Sagt mir, seyd Ihr mit uns verwandt? Es sollte mir herzlich lieb seyn! Ich bin nicht vom Adel, mein Hauptmann, entgegnete Lorenzo, den Nahmen Flores habe ich mir nur angeeignet, er kommt mir von weiblicher Seite her, doch hoff' ich, seinen Ruhm nicht zu mindern. Nein, fürwahr! vielmehr werdet Ihr ihm neuen Glanz verleihen, tapfrer Lorenzo, rief mit Feuer Don Juan. Glaubet mir, ich lieb Euch, und halte Euch hoch, laßt uns Freunde seyn! Unaussprechlich glücklich machten diese Worte Lorenzo, zum ersten Mahl belebte Hoffnung seinen Muth, den bis dahin oft Verzweifelung befeuert, und seine Seele dürstete nach neuen Thaten.

Folko, der Neapolitaner, Don Juan Flores und Lorenzo Flores waren's, die der Marques von Santa Cruz wenige Wochen nach der Niederlage, welche die

Brabanter erlitten, zur Beſtürmung der Citadelle von Düren befehligte, deſſen Lage und Befeſtigung bewunderungwürdig ſtark und herrlich war, und, deſſen zahlreiche Beſatzung der anrückenden Heeresmacht ſpottete, als ſie ſie an den Thürmen herannahen ſah. Die Spanier, von ihren löwenkühnen Anführern befeuert, wagten das Unmögliche, und über Leichen ging der Weg zum Ziel. Nach blutigem Widerſtand wurde die Citadelle erſtürmt, Lorenzo drang zuerſt in die Breſche, er kam zum Heere zurück, zwey Standarten in Händen, mit ſtrömenden Wunden ſank er zu den Füßen des Feldherrn nieder, bleich und bebend, ſeine Augen brachen, es war als wollte ſeine Seele aus den glorreichen Pforten entfliehen, welche die feindlichen Schwerter in ſeinen Buſen geöffnet. Wer biſt Du, junger Achilles? Wer biſt Du? rief der Marques dem Lorenzo, der vom Blut und Staub bedeckt zu ſeinen Füßen lag und ihn nicht erkannte, zu. Lorenzo! ſtöhnte dieſer, und ſchlug die matten Augenlieder auf, und ſogleich ſchloß er ſie wieder. Mein herrlicher Lorenzo! rief herbeyeilend Don Juan Flores. Er? O, wir verlieren den Beſten! rief Santa Cruz. Niemand ſey es zum Kummer geſprochen keiner wird ihn uns erſetzen! Halt! rief der Verwundete, und erhob ſich. Noch lebt Lorenzo Flores! Bald werd ich mich erhohlt haben, und dann drauf und dran, um die Worte wahr zu machen, die

mich wieder in das Leben gerufen. Welche göttliche Lebensflamme Ehre bist Du! Laßt Euch verpflegen, Hauptmann Lorenzo, laßt Euch heilen, beruhigt Euch, rief Santa Cruz, und reicht' ihm die Hand. Schon seh ich Euch auf der höchsten Stufe kriegerischer Ehre, und bey Gott! Es freut mich, daß Glück und Tapferkeit hier Hand in Hand gehn!

Lorenzo war kaum von seinen Wunden genesen, als er dem Feldherrn eine neue Ueberraschung bereitete. Er kam früh Morgens in das Lager, und trug einen belgischen Trommelschläger auf seinen Rücken herbey, mit einem Arm dessen Hände, mit dem andern dessen Füße festhaltend. So trat er in das Zelt, wo Santa Cruz mit einigen seiner vornehmsten Officiere frühstückte. Ich bringe Auskunft, sagte er, von der Macht des Feindes, und mit diesen Worten setzt' er die lebendige Auskunft, die er mühsam, doch rüstig herbeygebracht, zu den Füßen des edlen Feldherrn nieder. Nachdem die erste Bewegung der Verwunderung über das seltsame und wohlgelungene Unternehmen gestillt war, wurde der Trommelschläger über die Festung und ihre Besatzung befragt. Ist Düren wohl befestigt, Tambour? „Noch war es kein Platz so vortrefflich, Excellenz!" Ist Succurs eingerückt? „Tausend Mann!" Das ist wenig gegen uns. „Nicht doch, Excellenz, jeder Niederländer hat Muth für drey Spa-

nier, und der General iſt ein Held!" Wer iſt er? „Herr von Vik." Wahrlich ein großer General! Und was ſagt der Herr von Bellami? Sprich die Wahrheit! „Der Commandant? Je nun, er wäre geneigt Vergleiche einzugehen, aber er hat eine Gemahlinn, die ſeinen Muth ſtachelt. Sie ſelbſt führte den Ausfall an, bey welchem mich Hauptmann Lorenzo Flores gefangen nahm, ſie wurde zurückgeſchlagen, doch hat ſie Ehre gewonnen!" Ich weiß von ihr, ſie iſt ein wunderbares Weib, eine Heldenſeele im Frauenbuſen. Ohne ſie wäre Düren längſt bezwungen. Doch kehrt heim, Tambour, und ſagt den Belagerten: ſeit einem Monathe ſtünd ich nun hier, mit wechſelndem und zweifelhaftem Glücke, doch mein Leben würd ich hier zubringen, ich weiche nicht, bis ſich Düren ergeben. „Gott erhalte Eure Excellenz!" Dieß ſagend wurde der Tambour zurückgeführt, und auf den Wink des Marques blieb Lorenzo mit ihm allein. Erinnert Ihr Euch noch, mein herrlicher Lorenzo, redete Santa Cruz ihn an, einer Nacht in Dom zu Toledo? Wißt Ihr noch von einem Manne, der dort angehalten wurde, und dem Ihr zu Hülfe kamt? — Es wäre nicht nöthig geweſen, edler Feldherr, ſprach Lorenzo, denn einen tapferern Degen ſah ich nie. Er ſtand wie eine Mauer und fecht wie ein Cid. Vier oder ſechs Räuber ſtanden ihm entgegen. — Ihr ſchlugt ſie in die Flucht, Capitän!

— Ich? Glaubt mir, als ich kam, war alles schon gethan! Ich war der Fremde, Lorenzo, rief der Marques mit funkelnden Blicken, seht nun, ob ich Grund habe, Euch so zu lieben! Beharrt auf der Ehrenbahn, und wißt, ihr habt in mir einen Freund gewonnen. Lorenzo fühlte das Gewicht dieses Wortes, neue Flammen der Ehre schlugen durch sein Inneres. Er wäre gegen die Welt gestanden. Er wollte antworten, doch ein Adjutant trat herein und meldete, daß ein neuer Haufen Hülfstruppen gegen Düren anrückten, den man abschneiden müsse. Lorenzo bat um die Ehre der Erste zu seyn, der seine Soldaten gegen den Feind führte, Santa Cruz verweigerte diese Bitte, weil er den ihm so werth gewordenen Jüngling sichtlich ermattet fand, und ihm Zeit zur Erhohlung lassen wollte, nachdem er die ganze Nacht durch mit einem kleinen Trupp den Ausfall der Belagerten zurückgeschlagen. Lorenzo beseufzte die Pflicht Gehorsam leisten, und Muth und Thatkraft zügeln zu müssen, einsam schweift er auf dem Felde umher, seiner Unmuth im Freyen Luft zu machen. Er war noch nicht weit vom Lager als ein feindlicher Officier ihm entgegen sprengte, und ihm zurief: Wer seyd Ihr, Spanier? Lorenzo heiß ich! rief er aus. Schon kannt ich Euch, an der grünen Schärpe, die Ihr als Trophäe trägt, rief der feindliche Krieger. Wißt, ich bin Neffe des Ge-

nerals Chatelet, des leuchtenden Helden, den das Glück Euerm Schwert erliegen ließ. Ihr nahmt ihm Schärpe und Helm, und prunket nun mit diesen Siegeszeichen, das mich zu sehr verdrüßt. Ihr habt Unrecht, Herr Franzos, rief Lorenzo, die grüne Farbe ist kranken Augen heilsam! „Soll ein Spanier, ein aus dem Staub als Glückspilz emporgeschossener Soldat das Siegeszeichen tragen, das die Brust eines edlen Franzosen geschmückt? Beym höchsten Gott, nein, ich dulde es nicht! Mit Eurem Herzen reiß ich es weg." Ein guter Vorsatz, entgegnete trocken Lorenzo. Wie viel sind Euer? Ich allein, versetzte der Burgunder. Allein? fiel Lorenzo ein; Wohl! Auf Dir zwey andere dazu, und noch dann werden's nicht Wolken genug seyn, die Sonne zu umhüllen. Welcher spanische Hochmuth, rief der Fremde, weißt Du, daß ich Bronduc bin? Nein, ich weiß nur, daß ich Lorenzo heiße, fiel dieser ein. So komm vor Sonnenuntergang auf den grünen Wiesenplan zum Busch dort hinüber, dort erwarte ich dich. Ich komme, rief Lorenzo, hier zum Pfande meine Hand. Ich nehme sie, rief der Officier, doch kaum hatte Lorenzo seine Hand mit überkräftigen Druck gefaßt und geschüttelt, als der Franzos aufschrie, als würd' er ermordet. Was heißt das? rief Lorenzo. Wer zum Duell fordert, macht Lärm über einen Händedruck, der unter Brüdern Liebkosung seyn würde?

Der Officier ſchüttelte ſich. Du haſt mir die Seele aus dem Leibe gepreßt, rief er ergrimmt; geh, und ſchlag dich mit der Hölle, ich mag nichts von dir wiſſen! Dies ſagend ſchwann er ſich auf ſein Roß, drückt' ihm die Sporen ein, und ſuchte das Weite. Haſenfuß! rief Lorenzo ihm nach. Der Trupp von Ankömmlingen zu Hülfe der Belagerten wurde glücklich zerſprengt, und nach einigen Tagen ſchon beſchloß der Marques Sturm zu laufen. Nach dem gräßlichſten Widerſtand wurden die Belagerten entwaffnet, und Spaniens ſiegreiche Fahnen wehten von Düréns Zinnen. Bellami's unglückliche Gemahlinn war mit unter den Vertheidigern geweſen, und ſuchte den Tod im Gefecht. Santa Cruz hatte ſtrengen Befehl gegeben ihrer zu ſchonen, und ſie mußte den Sturz ihrer Hoffnungen überleben. Da nahm ſie Gift, und endete wie eine Römerinn: Ihr Nahme iſt noch unvergeſſen, und Bedauern und Achtung miſchten ſich in die Gefühle der feindlichen Krieger als ihr Schickſal kund wurde. Siegreich und feſtlich hielt der Marques ſeinen Einzug in Düren und überhäufte den glücklichen Lorenzo mit Ehren und Gunſtbezeigungen. Auch Don Juan de Flores wich nicht von ſeiner Seite. Er war dem herrlichen Jüngling glühend ergeben.

Eines Tages kam ein Eilbothe zum Marques, der, aus Madrit geſandt, Verhaltungbefehle und Gelder mit-

brachte. Lorenzo war gegenwärtig, als der Marques Philipp des Zweyten Schreiben las. Er ſah die Züge des edlen Feldherrn ſich immer höher beleben, und fühlte wohl, daß die Sendung wichtig und beglückend ſeyn müſſe. Als der Marques aufgehört zu leſen, wandte er ſich zu den zahlreichen Umſtehenden und ſprach: „Meine „Herrn! Ich habe Ihnen Allen die Zufriedenheit des Königs, „ja ſein Lob zu vermelden. Sie alle ſind höher gerückt, „Sie Alle werden ehrenvolle Andenkenszeichen des erkämpf„ten Sieges von der Huld unſers Königs, den Gott er„halte, empfangen. Hier aber ſteht ein Kriegsheld, dem „ich mein Leben ſchulde, und dem ich heute zahlen darf! „Tretet hervor, Lorenzo Flores! Ihr habt in der Kirche „zu Toledo mein Leben gerettet, Ihr habt für den Ruhm „der ſpaniſchen Waffen Euer Blut vergoſſen; Eure Bruſt „zieren glorreiche Narben, Eure Stirn iſt mit Zeichen „der Ehre durch das Eiſen des Feindes geſtämpelt. Hört „nun was Euer König von Euch ſagt:

„Was Lorenzo Flores betrifft, ſo gebt ihm den „St. Jago-Orden ohne weiter nach ſeiner Abkunft „zu fragen, denn Mir, dem König, genügt, „daß er ihn verdient.“

„Was dünkt Euch, Lorenzo? Wer war je ſo glücklich, „daß ſein Monarch für ihn einſtand? Wer hat je das rothe „Schwert umgürtet, bloß, weil er tapfer gekämpft?“ —

O, Juana! rief unwillkührlich Lorenzo aus, indem der Marques ihm das Kreuz an die Bruſt heftete, und das Schwert überreichte. Juana? wiederhohlte zugleich der Marques und Juanas Bruder, und beyde drangen nun in ihn, ſich zu entdecken. Allein mit beyden geblieben, ſagt' ihnen Lorenzo, was vorgegangen mit der höchſten Aufrichtigkeit. Flores war entzückt über dieſe Entdeckung und da eben die Lage der Angelegenheiten eine kurze Entfernung vom Heere möglich machte, vergönnte der Marques den zwey Freunden ſich nach Toledo zu begeben, um dort Lorenzo's Vermählung zu feyern, im Falle Juana ihm hold geblieben.

Es war ein anmuthiger Mayenabend, im Roſenſchein des weſtlichen Himmels brannten die blühenden Wipfel auf den Smaragden-Matten der Berge. Sterne wagten ſich ſcheu hervor, wie lauſchend, Quellen wallten rieſelnd durch das perlenbeſtreute Wieſengrün; Ahnung und Sehnen trieben Juana in das Freye, nur von ihrer getreuen Duenna begleitet, ging ſie das Thal entlang, durch deſſen beſchatteten Windungen der Hohlweg nach Toledo hin ſich ſchlängelt. Sie hatte, während Lorenzo abweſend geweſen, keine Nachricht von ihm erhalten, ihre eigene Nachforſchungen waren alle verunglückt, doch ſie blieb ihm treu, und hoffte auf ihn, in ihrer Bruſt lebte die ſtille Verheißung, welche Lieb und

Treu aufrecht hält, ob Stürme und Unwetter ſie bedräuen. An einer ſchönbeſchatteten Stelle auf dem Weg nach Toledo hatte Donna Juana eine Raſenbank errichten laſſen, um bey einem huldigen Gnadenbild zu raſten, das, aus uralten Zeiten dort, in Marmor gehauen, dem Stamme einer gewaltigen Steineiche eingefügt war. Wilde Roſen blühten am Fuße der Eiche, und ſanft ſenkte ſich von der lieblichen Stelle der Abhang des Hügels in das Quellen durchſchlängelte Thal. Hier ließ ſich Juana nieder, und blickte träumeriſch in das Weite. Sie hoffte nichts, und die ſtille Ahnung ihres Buſens blieb unter Schleyern ihr ſelbſt verborgen, ob ſie ſich gleich wunderſam bewegt fühlte, Ihres Bruders gedachte ſie aber mit tieferer Sehnſucht, als ſonſt, da war es ihr plötzlich als nähme die Abendluft Geſtalt und Züge an, in kriegeriſcher Pracht ſtand Don Juan des Flores vor ſeiner Schweſter, und lächelte ſie ſchlau und liebevoll an, bis er, ſeiner Empfindung nicht mehr mächtig, hinzu eilte und die liebliche Schweſter innig an ſeine Bruſt drückte.

Ey Juana, rief er aus, wie Du groß und ſchön geworden biſt! ſag mir, wie kommſt Du mit allen den Freyern zurecht, die ſich um die junge, reitzende Witwe, und auch wohl um ihre Schätze bewerben? Beringt, bedingt! Ich ſehe ja einen Trauring an deiner feinen

Hand. Juana erröthete. Sie hatte zum Angedenken der Abſchiedsſtunde einen goldenen Ring machen laſſen, in welchem ein L. und Tag und Jahreszahl eingegraben ſtand. Ich weiß von keinem Freyer ſagte ſie, hier leb ich, ſeit Du fort biſt in der ſtrengſten und tiefſten Einſamkeit vergraben, ich gedenk auch gar nie zu heirathen! Das wäre! lächelte Don Juan, weißt Du nicht, daß mich etwas Wichtiges herführt? Ich komme als Freywerber, und Du würdeſt mich unverſöhnlich kränken, wenn Du den Gemahl von meiner Hand ausſchlägſt. Er iſt der geachteſte im ſpaniſchen Heer, der Liebling des Feldherrn, der ſchönſte und tapferſte Krieger. Seine Heldenbruſt ſchmückt der St. Jago-Orden. Er will ſterben oder dich beſitzen, und iſt mit mir gekommen, um deine Huld zu bitten. Er thut mir viel zu viel Ehre an, rief Juana erbittert, ich verlange gar nicht ſo ausgezeichnet zu werden! Ich will meine Tage in den Frieden einer glücklichen Freyheit beſchließen. Wüßteſt Du nur, wen Du ausſchlägſt! rief der Bruder. Schweſter, beſinne Dich! Ich habe mich längſt beſonnen, entgegnete ſie, verſchone mich. Ich nehme ihn nicht. So wie deine Abneigung nur aus Eigenſinn herrührt, neckte der Bruder fort, ſo wird ſie zu beſiegen ſeyn. Es iſt nicht das erſte Mahl, daß ſolche weibliche Strenge durch den Anblick eines ſchönen, edlen Mannes beſiegt worden.

Du glaubſt es gar nicht, Schweſter, wie Liebenswürdigkeit, Ruhm, Glanz und Liebe auf ein Herz wirken, das einſam und frey iſt! Wie Wachs an der Sonne, wird deine Strenge an dem Feuer dieſer Liebe hinſchmelzen. Nimmermehr! verſetzte ſie mit ſteigender Erbitterung. Ich haſſe deinen Bewerber, ich verabſcheue ihn, ich will ihn nimmer ſehn! Jetzt ſtürzte eine hohe Geſtalt aus dem Gebüſch zu Juana's Füßen. Lorenzo heiß ich! denkt Eures Gelöbniſſes! rief er mit flehenden Blicken, und die Ueberraſchte ſank an ſeine Bruſt. Alles klärte ſich nun auf, was dunkel geweſen, alle Knoſpen des ſtillen Herzensbundes blühten im fröhlichen Licht. Lorenzo, dem durch die Documente, die Martin gefunden, ſeine edle Abkunft dargethan wurde, nahm den Nahmen und den Wapenſchild ſeiner Ahnen, und führte mit Pracht ſeine ſchöne Braut zum Altar. Dann kehrt' er nach dem Lager zurück, friſche Lorbern zu ernten, mit denen er ſiegreich heimzog. Herrliche Söhne erblühten dem Bunde reiner Liebe und ſeltener Treue.

Der Schwanengesang.

So kannst Du mich lieben, herrliches Mädchen? rief der Graf von Horst, und drückte die erröthende Amalie an sein Herz, und die gerührte Mutter gab ihren Segen.

Sie ist sehr jung, sprach die treffliche Frau, sie hat keine Weltkenntniß, wenig Ausbildung, Anlage zu Allem, ein gutes, leicht bewegtes, reines Herz. Sie ist arm geboren, einfach erzogen, sie wird sich beeifern Ihr edles Vertrauen zu rechtfertigen.

Ich bin in keiner glänzenden Lage, entgegnete Horst, ich kann ihr nichts biethen, als das Schloß meiner Väter und ein stilles Loos, ohne Glanz, ohne Weltfreuden. Doch die edle Tochter eines Helden, die deutsche Jungfrau aus altem Geschlecht wird in ihren Tugenden Ersatz finden für den Prunk der Welt, und in meiner Liebe und Treue Lohn für häusliche Tugend, den höchsten Schmuck des Weibes; sie hätte tausend Würdigere finden können, keinen, der sie liebt, wie ich! Theure Mutter! jetzt, im blühenden May, auf meinem Landgut soll die Vermählung gefeyert werden, wir laden nur die nächsten Verwandten, kein Prunk, kein Aufwand! Aber bald!

bald krönen Sie meine Wünſche! Wer balb gibt, der gibt doppelt, ſagt das ſpaniſche Sprichwort, und der Perſer ſpricht: Heut laß mich genießen, und verſchiebe kein Glück, denn wer zeigt mir den Firman des Geſchicks, der mir Gewähr leiſtet, daß ich Morgen lebe? Lächelnd ſagte die Mutter zu, die Hochzeit wurde auf dem fünfzehnten May anberaumt, die Anſtalten wurden eilig betrieben, und beym Geläut der ländlichen Kirchenglocken, beym frohen Jauchzen der Landleute, die ihren Gutsherrn liebten und verehrten, führte Graf Horſt, geſchmückt mit Zeichen der Ehre auf der benarbten Bruſt, und in dem leuchtenden Blick die Wonne der beglückten Liebe, ſein wunderſchönes, junges Weib heim in das uralte Schloß ſeiner glorreichen Ahnen.

Frau Liſe, des Grafen Amme, und ihr Sohn, der wackre Niklas, ſahen dem ſtattlichen Zuge nach. Ein leiſes Kopfſchütteln der alten Mutter, entging dem Jüngling nicht, er fragte ſie, was ſie an der ganz allerliebſten Braut auszuſetzen habe?

„Begehre nicht ein Glück zu groß,
„Und nicht ein Weib zu ſchön,
„Der Himmel möchte dir dieß Loos
„Im Zorne zugeſtehn!“

rief die Alte, und führte ihren Niklas mehr abwärts von den Zuſchauern, die ſich fröhlich dem edlen Paar nachdrängten.

Den Spruch kenn ich nicht, entgegnete Niklas, was ſoll das hier?

Unſer Graf iſt hoch in die Vierzig, ſprach Frau Liſe, lieber Gott! ich war noch ein halbes Kind als ſie ihm mir an die Bruſt gaben, mein erſter ſeliger Mann heirathete mich, da ich kaum 15 Jahre alt war. Weiß wohl, Frau Mutter, fiel Niklas ein, und Ihr wart noch nicht ſechzehn, als mein Bruder, der lange Georg zur Welt kam, Ganz recht! rief Mutter Liſe, wohlgefällig, aber ſiehſt Du, der Graf, das iſt offenbar, iſt zu alt für das ſechzehnjährige, ſchöne Kind, und ſie wird ihm nicht treu bleiben!

Mutter! rief Niklas unwillig.

Lehr mich die Mädchen kennen! fuhr Frau Liſe fort. Ich weiß es beſſer! Aber ſo ſind die Männer, beſonders heut zu Tage! Für die Reichen fürchten ſie ſich, denn ſie ſind noch koſtbarer zu unterhalten, und ſchwerer zu befriedigen als die Armen, und werfen dem Mann jeden Augenblick ihr Eingebrachtes vor. Die Armen wollen ſich wohl auch gern putzen, mein Himmel! wer putzt ſich jetzt nicht? die Bürgersfrau will es der Hofdame gleich thun, und die Moden ändern ſich alle drey Stunden! Wo ſoll der Mann alles hernehmen, was die Frau haben muß, damit die Andern ſie nicht verachten? Da macht er ſich's leicht, und bleibt ledig. Gut! nun

aber kommen die Jahre, wo die Einſamkeit drückt, wo das leere Herz ſeufzt, und da wird die Vernunft bey Seite geſchoben, und in den Tag hinein gefreyt!

Ein Laquay unterbrach das Geſpräch. Er lud die wackre Amme des Grafen, und den Milchbruder Niklas im Nahmen der jungen Gräfinn ein, auf das Schloß zu kommen, und bey dem Mahle, welches die Dienerſchaft genießen ſollte, den Vorſitz zu führen. Geſchmeichelt eilten beyde hin, und das Lächeln der huldigen Gräfinn, der freundliche Blick des glücklichen Bräutigams berauſchte die Alte dermaßen, daß ſie die Wahl ihres Milchſohnes mit feuriger Beredſamkeit pries, und von keiner Bedenklichkeit mehr etwas wiſſen wollte, denn die Vornehmen haben in den Augen der Niedern nur ſo lange Mängel, als ſie jene nicht zu beachten ſcheinen; eine einzige Bezeigung des Wohlwollens, und die gutmüthigen Thoren dichten ihnen ſo viel Tugenden an, als ſie zuvor Fehler bemerkt haben wollten.

In ihrem einfachen Morgenkleide, in einem weißgetünchten Zimmer mit Blumentöpfen an den Fenſtern, die auf den waldigen Theil des Schloßgartens hinausgingen, ſaß die junge Gräfinn an einem heitern Herbſtmorgen einſam, und mit weiblicher Arbeit beſchäftigt,

während der Graf auf der Jagd war. Auf ihren Clavier lagen Noten aufgeſchlagen, das ganze Schloß war leer und ſtill. Amalia ſann über manches nach, das ihr nicht ganz behagte. Die einſame Lebensweiſe begann ſie zu drücken, der Winter nahte, die Hoffnung in die Stadt zu kommen war zweifelhaft, die Stille um ſie her war ihr furchtbar, und die Ausſicht in die Zukunft trübe. Ihr Gemahl war wenig heiter, ein Wundgeſchoſſener kann nie wieder ganz geneſen. Oft mußte ſie Krankenwärterinn ſeyn. Zu dem lag ein Brief vor ihr, den ſie von einer Jugendfreundinn eben empfangen, mehrere Stellen des Briefes rißen ihr Wunden.

»Lindheim bethet mich an, ſchrieb Julie, er iſt die Höflichkeit und Anmuth ſelbſt. Ich darf nur meine Anweiſungen nach dem Comptoir ſchicken, ohne Frage werden ſie ſaldirt. Wie mir das vorkommt! Denke Dir: Fünf Worte: Bon pour 1000 Francs, Julie. — und das Datum, und ich habe, was ich nur immer will! Ja es verdrießt ihn, wenn ein Tag vergeht, wo ich nichts von ihm verlange! Wir haben unſre Loge in jedem Theater, jedes unſern eigenen Wagen; nach dem Theater, wie es hier Sitte iſt, Geſellſchaft; denn zur Theaterſtunde ſind die Leute höchſt läſtig, und das gefällt mir vor allem, daß man erſt um zehn Uhr zuſammen kommt. Ich laſſe Eis und Zuckerwaſſer geben, dann geb ich mei-

nem Mann einen Wink, und wir wählten uns aus den Zuſammengekommenen noch etwa zwölf Perſonen, die wir im Stillen zu bleiben bitten, denn wir ſpeiſen zu Abend um Mitternacht. Dreymahl die Woche halten wir Diner, und jeden Tag ſtehen ſechs Couverts offen, für zufälligen Beſuch. Mein Mann will nicht haben, daß ich mir mit Wirthſchaftsſachen die gute Laune verderbe. Deßhalb ſind wir bey unſerm Koch in Koſt. Er bekommt ein Gewiſſes für jede Perſon, und wir ſind aller Sorgen los. Im Grunde iſt es einerley, ob ſich ein maitre d'hotel bereichert, oder der Koch, im Gegentheil, mein Mann ſpart noch dabey den ganzen Gehalt des erſten, und braucht weniger Umſtände zu machen! Es bleibt noch mancherley, z. B. Beleuchtung, Wein, doch dafür ſorgt der Kammerdiener. Gewöhnt an Armuth, wie du weißt, wollte ich Anfangs alles ſelbſt beſorgen, da hätteſt du mein Haus ſehen ſollen! Lindheim glaubte eine Revolution würde darin ausbrechen, ich kann noch nicht ohne Schauder daran denken! Alle forderten ihren Abſchied! Lindheim war ſehr verſtimmt, er hatte Mühe ſeine Dienerſchaft zu beſchwichtigen, und alles wieder in das Gleis zu bringen, darauf ermahnte er mich ernſtlich die kleinſtädtiſchen, altväteriſchen Grillen fahren zu laſſen. Du biſt, ſagte er mir, die Gattinn eines Millionärs, doch das iſt wenig geſagt, kurz, im Lande ſind kaum

drey Männer noch so reich als ich. Du warst arm und außerordentlich schön; gut! ich habe dir meine Hand angetragen, zeige jetzt, daß du nobel denkst, und bestrebe dich ernstlich, mein Geld mit Ehren auszugeben! Ich ließ mir das nicht zweymahl sagen. Ich besuchte die Künstlerwerkstätten, und machte Bestellungen, ich lud unsere Dichter ein, ich stattete arme Mädchen aus. Kaum hatte ich das vier Wochen so getrieben, als Lindheim mir wieder Vorwürfe machte.

Ists denn noch nicht recht? fragte ich schüchtern. Die Psyche, die du bestellt hast, soll viertausend Thaler kosten, rief Lindheim, das historische Bild aus dem vierzehnten Jahrhundert soll mit fünfhundert Thaler bezahlt werden; Du hast dem jungen Allheim für sein Gedicht einen Solitair geschenkt, und willst zu Michaelis auf meinen Geburtstag fünf arme, tugendhafte Bürgermädchen ausstatten, Du richtest mich zu Grunde, ich kann deine übrigen Thorheiten nicht einmahl aufzählen!

Du hast mir ja selbst gesagt, — fiel ich ein, er ließ mich nicht ausreden.

Mein Kind, rief er, du hast keine Weltkenntniß. Du ahnest wohl, was das Rechte ist, aber die Erfahrung fehlt dir! Sieh! zuerst laß uns das Capitel von der Aufmunterung der Künste und Wissenschaften vornehmen. Künstler, Schriftsteller, Gelehrte, Dichter,

Schauſpieler, Sänger, Componiſten, Virtuoſen, das ganze Gelichter iſt höchſt zufrieden, wenn man es nicht durchaus ignorirt, und dafür ſind die Diners; wer wird für ſolche Leute Geld ausgeben? Sie jagen ja doch alles durch die Gurgel, und wenn ſie ſatt ſind, und keine Sorgen haben, geben ſie ſich keine Mühe mehr! Eine Marmorgruppe, mein Julchen, die ziemt ſich nur in Palläſten und Sammlungen, eben ſo hiſtoriſche Gemählde! Mir iſt es recht, wenn meine Wohnung nach dem neueſten und allerreichſten Geſchmack decorirt iſt, das befördert den Kunſtfleiß, und macht mehr Ehre, als alles andre! An einer Marmorgruppe, an einem Gemählde findet der und jener, ſogenannte Kenner immer noch etwas auszuſetzen, habe ich aber einen Lyoneſer Stoff zu hohen Preis an der Wand, und die reichſten Goldleiſten vom erſten Geſchmack, ſo loben mich alle, und jeder weiß den Werth zu ſchätzen! Die Wohlthätigkeit aber, mein Weibchen, die darfſt du fortſetzen, nur mache es klug! Sie muß dich keinen Heller koſten und du mußt gleichwohl edle Zwecke ausführen, ich werde dich ſchon unterrichten!

So kamen wir denn überein, die Gemählde und die Pſyche ſchleunig abzuſtellen, wöchentlich ein Künſtler- und Gelehrten-Diner zu geben, wozu aber nicht prima Sorte Wein genommen wird, und mit der Ausſtat-

tung gewiſſe Einrichtungen zu treffen, wodurch ſie ohne Unkoſten für uns zu Stande komme. Seitdem wir uns verſtändigt haben, iſt mein Mann der liebenswürdigſte Menſch, und ich bin die glücklichſte Frau!" u. ſ. w.

Julchen war der letzte Sprößling eines ſehr vornehmen Hauſes, blutarm, engelſchön, gut und rechtſchaffen. Lindheim, deſſen Ehrgeiz es war, von Allem das Schönſte zu haben, both ihr ſeine Hand, wohl erwägend, daß ihre Abkunft in ſeiner Lage für eine reiche Mitgift gelten konnte, denn ſie brachte ihn mit den erſten Häuſern des Landes in Beziehung. Alles pries Julchens Glück, und Amalie, da ſie ihren Brief geleſen, ſeufzte: Warum iſt nicht mir ſolch ein Loos gefallen? Wie herrlich, wenn nun die Nachtigall an dieſem Fenſter im einfachen Gebauer ein Papagey wäre, jene Monathroſe eine exotiſche Pflanze, die Wand, die mit Gips getüncht, ſchön mit Goldſtoff bekleidet, und die unwürdige Arbeit in meiner Hand — ſie beſſerte ein Kleid aus — o, wie gab es jetzt ſo allerliebſte Arbeiten, Goldhäkeley, Korallenſtrickerey, und was noch alles! — Nein! Ihr war kein würdiges Loos gefallen, und die Schönheit, welche nur der kleine Spiegel pries, ſie ſollte leuchten, wo ſie, allbewundert, gewiß die Reize der eitlen Julie in Schatten ſtellen müßte! Warum hatte die Mutter ſo ſchnell ihre Hand vergeben? Warum? — — — —

Ein Geräuſch ſtörte Amalie in dieſen Betrachtungen. Sporen klirrten unter ihrem Fenſter. Sie blickte hin, vermeinend ihr Gatte käme von der Jagd zurück, doch ſie erſchrak heftig, als ſie einen hohen, ſchlanken, in aller Frühlingblüthe männlicher Jugendſchöne leuchtende Jüngling durch den Wald auf das Schloß hinſchreiten ſah. Wer konnt' es ſeyn? Er war im Jagdkleide! Nachricht von ihrem Gemahl? vielleicht ein Unglück? Sie ſtaunte und zweifelte noch, als der Unbekannte ſchon in ihr Zimmer trat.

Er verneigte ſich flüchtig und ſprach: Mein ſchönes Kind, führen Sie mich zur jungen Gräfinn — oder bereiten Sie ſie erſt vor, — es möchte ſie erſchrecken. Der Graf iſt geſtürzt — — Um des Himmels Willen! mein Gatte! rief Amalie über ihren Schreck den Bothen und ſeinen Mißgriff vergeſſend.

Sie die Gräfinn? fragte höchſt überraſcht der Unbekannte. O verzeihen Sie, und entſchuldigen den Irrthum mit dem Incognito, welches die Morgentracht Ihnen lieh, mit dem Aufenthalt in dieſem Zimmer, wo ich Sie fand.

Es iſt mein Zimmer, ſprach ſie, ſtillzürnend, es iſt mein liebſter Aufenthalt, und ich fühle mich hier ſehr glücklich, ſetzte ſie raſch hinzu. Dieſe Einfachheit iſt mein Geſchmack — Doch, ſagen Sie, was iſt meinem Mann

geſchehen? Er iſt geſtürzt und verwundet, Gnädigſte, vielmehr iſt eine alte Bruſtwunde noch aus den Neunziger Jahren von Flandern her, aufgebrochen. Er wird gleich hier ſeyn.

O, Gott! rief Amalie, und in der Nähe kein geſchickter Wundarzt, und jedes Mittel zu ſeiner Pflege und Erhaltung ſchwer hier zu haben, ja faſt unmöglich!

Dieß iſt in Betracht genommen worden, fiel der Jüngling ein, und die Freunde haben beſchloſſen, er müßte nach der Stadt. Ich ſelbſt bin ſo glücklich, dazu Mittel anbiethen zu können, ein höchſt bequemer, leichter Wagen von der trefflichſten Conſtruction für den Leidenden, ein Zug von kräftigen, wohleingeübten Roſſen, ein geſchickter Kutſcher —

Und was ſagt der Graf?

Er kann nichts ſagen, Er iſt ohnmächtig — ſo wie Er ſich ein wenig erhohlt hat, nur ſchleunig fort, wo Hülfe iſt!

Unſere Lage — ſtammelte Amalie bleich und zitternd.

Schönſte Gräfinn, für Alles ſorgt die Freundſchaft, rief der Jüngling, und zog ihre Hand an ſeine Lippen. Sie blickte ihm in die Augen, ſein dunkles Auge flammte, ſein Blick ſchien ſie durchbohren zu wollen, er hielt ihre Hand feſt, und flüſterte vor ſich hin: Solch ein Engel in dieſer Wildniß! Er verſank in ihren Anblick.

Das Geräuſch der Ankommenden ſchreckte den Jüngling auf, er eilte dem noch immer ohnmächtigen Grafen, und einigen Edelleuten entgegen, die ihn bis zum Schloß begleitet hatten. Ich fliege, rief er ihnen zu, meinen Wagen zu hohlen, der Graf muß augenblicklich nach der Stadt; Amalie, wie im Traume, war mühſam zu einiger Faſſung gelangt, ſie bemühte ſich um ihren Gatten, doch konnte ſie ihn nicht aus der Ohnmacht erwecken. Einer der Nachbarn rieth ihr, ſich zur Reiſe in die Reſidenz anzuſchicken, ſie war unfähig etwas zu beſorgen, doch ihre Leute handelten für ſie, die willenlos und beſinnunglos neben der Tragbahre kniete, auf welcher ihr Gatte bewußtlos und bleich lag, ſeine Wunde war bereits verbunden. Es mochte eine halbe Stunde vergangen ſeyn, als der Unbekannte auf einem prachtvoll geſchirrten Grauſchimmel einherſprengte, ihm folgte ein Wagen mit lichtbraunen beſpannt. Alles verneigte ſich tief bey der Ankunft des ſchönen Jünglings. Hebt ihn in den Wagen, Freunde, geboth er den Umſtehenden, ſetzen Sie ſich hinein, Gräfinn, ich ſelbſt geleite Ihren Zug nach der Stadt, nur getroſt! Es wird Hülfe ſeyn! Amalie blickte ſtumm zu ihm hinauf, der Ohnmächtige wurde in das bequeme Fuhrwerk hineingebracht, und konnte ausgeſtreckt und wohlgeſtützt dort ruhen. Der Jüngling half Amalien einſteigen, ſchwang ſich wieder

auf ſein Roß, und ritt zur Rechten des Wagens langſam und beſorgt um die Führung, in einer Kaleſche folgten des Grafen Dienſtbothen, mit dem ſchleunigſt zuſammengehäuften Gepäck.

Amalie heftete beſorgte Blicke auf den Kranken, der immer bleicher wurde und zu röcheln begann.

Jeſus! das iſt der Tod, ſchrie die Arme mit dem höchſten Entſetzen. Der Wagen hielt, der Jüngling beugte ſich zu den Ohnmächtigen. Seyn Sie unbeſorgt, lächelte er, ich ſelbſt bin ein wenig Arzt, und weiß, es ſteht nichts zu fürchten. Bereits iſt ein Eilbothe nach dem erſten Operateur ausgeſandt, und ehe Sie im Gaſthof eintreffen können, wird jede Hülfe dort auf Sie warten!

Beruhigter blickte Amalie zu ihn hinauf. Doch flüſterte ſie, wer iſt der Edle, der Unbegreifliche, der, wie durch ein Zauberwort Hülfe und Rettung bringt, und von Allem Alles im Voraus erwogen?

Was ſoll mir ein Nahme? lächelte der Unbekannte: Geben Sie mir einen, holde Frau, ſo wird mein Nahme Werth für mich haben! Sehn Sie, ſchon blicken uns am Ausgang des Tannenwaldes die Thurmſpitzen der Stadt, aus dem tiefblauen Hintergrund des Gebirges entgegen. Welch ein wunderſamer Novembertag, es weht eine wahre Mayluft, und die Sonne ſcheint warm, der Himmel iſt tiefblau, wie ein italiſcher Frühlingshim-

met. Seyn Sie froh, seyn Sie muthig! Er zog ihre Hand an seine Lippen, und drückte sie an sein Herz. So lange dieß Herz schlägt, sollen Sie nicht zagen!

Der Verwundete schlug die Augen auf, sein erster Blick fiel auf den funkelnden Reiter. Sie hier! stammelte er, und wo bin ich? Auf dem Wege nach der Stadt, Sie müssen geheilt werden, die sorgsamste Pflege wird Sie herstellen, verlassen Sie sich auf Ihren Freund.

Er ist zu sich gekommen, er lebt, er wird es überstehn! jauchzte Amalie mit unverkennbarer Freude. Dankbar blickte ihr Gatte sie an, doch sein Auge schloß sich wieder. Die Stadt war nun bald erreicht. Unweit des Thores hielt der Wagen vor einem Gasthof, dessen Aeusseres Eleganz und Anstand verkündete.

Hier in der Vorstadt werden Sie ruhiger seyn, sprach der Jüngling beym Aussteigen zu Amalien; sie blieb am Wagen stehn, bis ihr Gemahl hinausgehoben war, und folgte dann an ihres unbekannten Freundes Arm langsam die Marmortreppe hinauf. Ein Zimmer, das, wohl verschattet, auf ein Gärtchen hinaus blickte, nahm den Leidenden auf, er wurde sanft auf ein Ruhebett gelagert, der Jüngling öffnete ein zweytes Zimmer, und bedeutete Amalien, daß es das Ihrige sey. Sie schaute betäubt um sich herum, oft glaubte Sie, es täusche sie ein Traum. Jetzt trat, mit Orden geschmückt,

der berühmte Arzt, der gerufen worden, in das Zimmer, ihm folgten Chirurgen, und eine Wärterinn. Mit hohem Herzklopfen neigte sich Amalie vor dem Arzte, und bat ihn mit flehenden Ton, ihren Gatten zu retten. Mit Gott, sagte der wackere Alte, doch gehen Sie in Ihr Zimmer, theuere Frau, denn so sanfte Augen verletzt der Anblick der Wunde! O, lassen Sie mich bleiben! flehte sie, doch sie mußte dem Dringen des Arztes und des schönen Jünglings gehorchen, der, anwesend zu bleiben, und ihr sogleich Nachricht zu geben verhieß. Sie warf sich in dem prachtvollen Zimmer, das ihr geöffnet worden, auf eine Ottomane, und schloß die Augen, um besser zu bedenken, was ihr geschehn. Leid und Todesweh, erwachende Liebe und Entsetzen vor dem neuerregten, nur allzuklar ihr vorschwebenden Gefühl stürmten in der jungen Brust. Nicht lange, so trat der Jüngling in das Zimmer. Sie können ruhig seyn, holde Frau, sprach er mit sanften Ton, der Geheime-Rath steht für das Leben des Grafen ein! Hier sind die Schlüssel zu Ihren Sachen, ich werde Morgen kommen, und Ihre Befehle verlangen. Er neigte sich auf ihre Hand, ein glühender Kuß auf diese, und er war fort. Jetzt wurden die Koffer heraufgetragen, und die Wärterinn trat ein, um mehrere Nothwendigkeiten zu bitten. Amalie schloß den Koffer auf, sie hob das Tuch, mit welchem das Gepäck überdeckt war, ein lauter

Schrey entſchlüpfte ihrer Bruſt, denn oben auf lag eine ſchwere grüngenetzte Börſe, aus welcher das Gold ſchimmerte, womit ſie angefüllt war. Jetzt trat Suſanna, der Gräfinn Kammermädchen ein, ſie gewahrte das Erſtaunen ihrer Gebietherinn und ſprach: Nichts darf fehlen, ich habe den Koffer ſelbſt gepackt, und aus dem Schranke des Herrn Grafen dies Gold ſorgfältig oben aufgelegt. War der Graf ſo reich, und hatte es verſchwiegen? Amalie verlor ſich in Zweifeln, doch faßte ſie ſich, ſo gut ſie konnte, und bat Suſanna der Wärterinn zu geben, was ſie verlangte. Dann eilte ſie ſelbſt zum Grafen. Er lächelte und reichte ihr die Hand. Es wird gut werden, ſagt' er freundlich, das war Hülfe von Oben! Wurd ich verſäumt, ſo war ich hin! Jetzt ſchwieg er, denn der junge Chirurg zum Haupte ſeines Lagers winkte ihm zu ſchweigen, und ſprach: Die Bruſt war nicht ungefährlich verletzt, wir haben Splitter von Knochen herausnehmen müſſen, welche vernarbt geweſen, und durch den Fall von Neuem losgemacht worden. Aber wer iſt unſer guter Engel! fragte Amalie bebend und hocherröthend den Grafen. Das weißt du nicht? rief er lebhaft, dem Wundarzt entfuhr ein Schrey, der Verwundete ſank wiederum in Ohnmacht, und als er ſich mühſam erhohlt, führte der Chirurg die Gräfinn in ihr Zimmer und bat ſie den Kranken bloß mit der Wärterinn und ihn zu

laſſen, da auch die leiſeſte Gemüthsbewegung ſchädliche Folgen für ihn haben könnte, und er in den beſten Händen ſey. Sträubend, höchſt ungern gehorchte ſie. Ihre Zimmerthür wurde hinter ihr zugemacht, ſie war ſich ſelbſt, drückenden Sorgen, und einer peinigenden Unthätigkeit überlaſſen, der lange Abend laſtete auf ihr mit Bleyesſchwere, ſie zählte die Stunden. Um acht kam der Kellner ſich ihre Befehle für das Nachteſſen zu erbitten. Ich kann nichts genießen, ſprach ſie, ich habe nur Durſt, und mich quält es, nichts zu thun zu haben. Der Kellner ging ſchweigend an eine Tapetenthür, drückte an das Schloß, ſie ſprang auf, und die Gräfinn blickte in zwey ſchön erleuchtete Zimmer; auf dem purpurnen Polſter des Divans, der die ganze Wand umfaßte, bebte das Licht der alabaſternen Lampe. In der Mitte des Zimmers ſtand ein Fortepiano, im anſtoßenden, himmelblau und weißdecorirten Cabinett eine Harfe auf dem Tiſch; vor dem Divan lagen Bücher, die neueſten Almanache funkelten aus periodiſchen Schriften hervor. Belieben die gnädige Gräfinn einzutreten, ſprach der Kellner, dieſe Zimmer haben Sie befohlen, und würden ſie früher bekommen haben, wenn ſie früher eingerichtet geweſen. Amalie blickte den Kellner erſtaunt an, der ſich entfernte, und bald mit einem ſilbernen Präſentirteller voll Gefrornem, Mandelmilch, Limonade und goldfun-

kenden Südfrüchten zurück kam, den er, sich verneigend, auf den Tisch setzte. An jedem Sopha ist die Schelle, sprach er, einmahl geschellt, so kommen Ihre Leute, zweymahl, so erscheint Ihr ergebener Diener! Er ging. Amalie vergaß, daß sie Durst gehabt, sie ging in das Cabinett, aus welchem die Kaminflamme ihr entgegen funkelte, ein süßbetäubender Duft wogte um sie her, er entströmte einem Blumentisch vor dem Sopha, der, angefüllt mit exotischen Blumen von der keckſten Farbenpracht prunkte. Kaum hatte Amalie die Fülle und Anmuth der rosigen Kamäläen, und all der übrigen duftenden Kinder des östlichen Himmels bewundert, als ein Geschwirr in einer dunklen Ecke des Cabinettes ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, sie blickte hin, in einem funkelnden Käfig wiegte sich ein Papagey, dessen Gefieder kühner noch in Farben prunkte, als die Blumenpracht um sie her. Blitzschnell zogen die Vorstellungen der Morgenstunde durch ihr Inneres. — Es ist ja alles geschehen, alles ist verwandelt um mich her, rief sie. Eine überirdische Gewalt hat den stillen Wunsch gehört und erhört — Aber, o Himmel, um welchen Preis? das Blut meines Gemahls hat fließen müssen und die Ruhe meines Herzens ist dahin, denn, wie soll ich jemahls Ihn vergessen, den Unbekannten, den Unbegreiflichen? Sie warf sich auf den Sopha hin, und schluchzte laut.

Endlich als sie sich ein wenig erhohlt, bestürmte sie das Verlangen aus der Nacht der Ungewißheit heraus zu kommen. Sie wollte wissen, wer der Unbekannte sey? Sie zog die Schelle zweymahl, der Kellner stand vor ihr, ein Mensch, dessen bescheiden, abgemessen, ernstes Gesicht sie nun erst bemerkte. Schon öffnete sie den Mund: Wer ist — — — da verstummte sie, denn, was sollte der fremde Mensch von ihr denken, wenn sie den nicht kannte, der mit ihr gekommen, der alles für sie angeordnet? Wer ist, hub sie mit schneller Geistesgegenwart wieder an, der junge Chirurg, der meinen Gemahl bewacht? Es ist der erste Gehülfe des Geheimen-Rathes, sein Neffe! Euer Gnaden unterthänigst zu dienen — Doch — der Kellner blickte um sich her — die Erfrischungen sind unberührt, Euer Gnaden sollten sich nicht so vernachlässigen! Mir ist Alles gleich! rief Amalie dumpf, ich wollte ich lebte nicht mehr, setzte sie unwillkührlich hinzu. Erschrocken über das, was sie gesagt, winkte sie dem Kellner hinweg. Er gehorchte, sie warf sich auf die Ottomane. Der Morgen fand sie in wachen Träumen.

Eine Sendung ihres Gemahls bat Amalien bey ihm zu erscheinen, er befand sich bedeutend besser, und wünschte sie zu sehen. Sie eilte hin, bey ihrer Annäherung

entfernte ſich die Wärterinn mit dem wachthabenden Chirurg.

Wären wir nur erſt wieder in unſrer Behauſung, flüſterte der Graf! Mich peinigt die fremde Umgebung. Mich peinigt dieſe Sorgfalt um mich, und die Unterthänigkeit dieſer dienenden Seelen. Wenn der Sonnenſtrahl durch die Blumen lächelt, mit denen Du mich zu meiner Feſte angebunden, liebes Weib, wenn ich deiner Wachſamkeit, deiner Vorſorge, den ſtillen Glanz der Reinlichkeit und Ordnung um mich her verdanke, dann iſt mir wohler, wie in einer goldenen Behauſung, denn alles, was mein Auge erfreut, dank ich der Liebe und Treue!

Amalie erröthete, der Leidende ſah dieß Erröthen im dichtverſchatteten Zimmer nicht, er drückte ihre weiche zarte Hand und ſprach: mir iſt ſchon wieder recht wohl!

Darfſt Du ſo viel reden? fragte Amalie.

Es thut mir wohl! äußerte der Graf, man hat Dich von mir auf einen langen Abend, auf eine Nacht getrennt, und mein Herz hat nach Dir gebangt, nun kann ich wieder zu Dir reden, nun iſt alles gut. — Er drückte innig ihre Hand.

Nur heut noch ſchone Dich, flehte Amalie. Ich will es, liebes Weib! rief der Graf, Dir zu Liebe. Haſt Du ein Buch, ſo lies mir etwas vor. In meinem Zimmer

liegen Bücher in Menge, ich habe sie noch nicht angesehn, sprach Amalie, ich will eins deren hohlen. Dieß sagend ging sie fort, und kam mit einigen Heften Zeitschriften wieder, denn sie schloß aus dem Zustand des Leidenden daß sie ihm nur leichte Geisteskost biethen müsse, um ihn ruhig zu erhalten, laut wählte sie zwischen verschiedenen Aufsätzen, als sie die Worte aussprach: Weiblichkeit und Geistesbildung der Frauen, bat der Kranke sie diesen Aufsatz zu lesen. Amalie gehorchte und begann:

»In der Beschränktheit, in der Dürftigkeit der Lage eines weiblichen Wesens liegen oft die höchsten Genüsse, aber freylich muß man den Geist kennen, mit dessen Hülfe des Lebens herrlichste Schätze zu heben sind. Genügsamkeit, Ordnungsinn, Beharrlichkeit, und das innere Leben mit Gott und dem Erlöser, Gebeth und Arbeit, das ist der Frauen schönste Aussteuer! Welche mag glücklicher seyn, die Vornehme, die in Juwelenpracht mit übereinander gethürmten Diademe, mit Fürstinnen und Königinnen wetteifert, und sich gleichwohl unerwartet durch eine andere Erscheinung noch überstrahlt sieht? oder das bescheidene, stille Weib, das ein Rosenband durch die einfachen Locken zieht, und Niemand zu gefallen wünscht, als dem Manne ihres Herzens! Einen engen Zauberkreis hält der Geist der Genügsamkeit um das

ſtille Wirken der Frauen gezogen, aber alles Süße, was Liebe, Treue, Natur und Freude biethen, zieht er hinein. Der Weltgeiſt reißt das Gemüth in ſeinen unendlichen Wirbel, er häufet Pracht auf Pracht, und das Schönſte und Reichſte kann immer noch überbothen werden, noch immer kann die Fantaſie über alles hinaus, was die Schätze der Erde biethen, und wären ſie aufgehäuft auf ein einziges Haupt, dahingegen Erde und Himmel nichts ſchöneres haben, als was Liebe und Treue ſchenken, und da die Sorgen eines beſchränkten, aber liebereichen Lebens nur ſind, was der Dorn an der Roſe."

„Warum kann ein bloßes Goldklumpen, ein Marmorblock, oder ein ungeheuerer Edelſtein des Menſchen Auge nicht erfreun er werde denn geziert und ausgebildet durch den ſinnenden Geiſt, und ihm eine Beſtimmung gegeben?"

„Warum waltet tyranniſch die Mode? Warum müſſen die Hände der Arbeiter aus allen Ländern unermüdlich ſich abmühen, warum muß Kunſtfleiß und Erfindungskraft ſich raſtlos anſtrengen, den werthloſen Stoffen, Werth durch Erfindung und Form zu geben, und ſelbſt die edelſten Stoffe durch die Form zu erheben?"

„Doch ohne Zweifel wohl, weil der Geiſt erſt der Maſſe Werth gibt, ſey ſie edel, ſey ſie ſchlicht."

„So auch iſt das mit Glücksgütern überſchüttete Da-

seyn ohne Lebenssinn, und ohne Geist und Liebe ein dürftiges Daseyn, und der Aermste ist reich durch Lebenssinn, Geist und Liebe, ja selbst durch seine Leiden, wenn er liebt."

„Eine Blume mit Hoffnung gepflegt, mit Liebe aufgezogen, abwechselnd in Sonne und Schatten gestellt, und mit frischen klaren Naß getränkt, wird dir, genügsames Kind der Dürftigkeit, leicht mehr Freuden gewähren, als der stolzen und unbeglückten Besitzerinn große Reichthümer, ihre prangenden Gärten, denn es hat ihr keine Mühe gekostet, und nur Arbeit würzt des Menschen Genüsse."

»Du gehst an den reichausgestatteten Gewölben vorüber, wo die Erfindungkraft und der Luxus Schmuck an Schmuck aufgehäuft, lockend ausstellen. Wie leicht könntest du, schönes Kind, in all diesem bunten Flitter glänzen! Wie zierlich würde dir dieß Alles stehn, wie würdest du darin prangen! Aber nein! ein schöneres Kleid ist die Tugend, und ein unschätzbares Juwel ist der gute Ruf! Glaub mir, weise jede Lockung von dir und bleibe schlicht und ehrbar, bescheiden und prunklos, es wird dir wohl gehen! Hast du das innere Glück errungen, das Aeußere kannst du entbehren. Bethe und arbeite! Sieh jenes schlanke mit tausend Reitzen begabte Geschöpf, das mit Erheben an dir vorübergeht!

Sieh die gemahlten Wangen, den ſcheuen Blick! Sie wird nicht immer erbebend und verſtohlen an der prunkloſen Sittſamkeit vorüberſchleichen, ſie iſt noch neu auf ihrer glatten Bahn. Frech wird ſie den Blick erheben, und immer höheres Roth wird ſie auf die Wangen legen, von denen die Unſchuld gewichen, denn keine ſchöne innere Bewegung mehr wird das Blut in die Wangen treiben. O, hüthe dich von ihrem Schickſal! Wer von der Tugend weicht, der weicht von ſeinem Glücke!"

Genug, meine Amalie, rief der Graf, für dich ſind dieſe Lehren nicht geſchrieben, du biſt ja in Liebe und Genügſamkeit ein glückliches Weib! Jetzt kamen die den Grafen wartenden Perſonen wieder hinein und riſſen Amalie aus ihrer Beklemmung. Die edle Zuverſicht ihres Gemahls wirkte wunderbar auf ſie, nicht nur ſchämte ſie ſich ihrer keimenden Liebe zu dem ſchönen Unbekannten, ſie hielt ſie zuletzt für einen Traum, für eine Wirkung ihrer Spannung und Erſchütterung bey dem Wechſel ſo wunderbarer Begebenheiten, als ſeit vier und zwanzig Stunden Statt gefunden hatten.

Auch an Juliens Brief — der zuerſt ihr Inneres geſtern ungünſtig aufgeregt, dachte ſie zurück, ſie fühlte nun wohl und ſah ein, daß Julie nur ein Scheinglück beſitze — Und war der Graf nun auch, viel älter als Amalie, oft ernſt und finſter, denn ſchwere Verwundun-

gen in ehrenvollen Kriegen hatten ſeine Geſundheit untergraben — ſo war er doch, das geſtand ſie ſich gern, die erſte Neigung ihres jungen Herzens, und er liebte ſie wahrhaft. Er war ſchön und edel, und ob ſein Daſeyn prunklos und abgeſchieden von der Welt, war es voll Ehre und Würde! Tief ſchämte ſie ſich, ſie zürnte ſich lebhaft — Da trat der gefährliche Jüngling in das Zimmer — ihr Herz zitterte, doch ſie bewachte ihr Auge und entſchloß ſich, ſtandhaft und würdig dem Räthſelhaften zu begegnen. Sein Benehmen war ſo anmuthig, ſo lieblich, ſo bezaubernd, daß Amalie nicht ohne Anſtrengung ihrem Vorſatz treu blieb. Ein Blick auf ihren leidenden Gatten, und die Bruſt wurde kräftig, die wohl von Außen beſtürmt, doch von Innen nicht tief erſchüttert war.

Sie haben ſehr edel an mir ſich bewieſen, rief der Kranke dem Unbekannten entgegen — Amalie erröthete hoch, denn ein inneres Etwas flüſterte ihr zu, daß von dieſem edlen Bezeigen viel auf die Rechnung des Eindrucks komme, den ſie auf ihn gemacht. Auch rief der Jüngling: Schweigen Sie davon, mein Freund, Sie thun mir nur weh! Menſchenpflicht! Seyn Sie ruhig, geneſen Sie freudig, und um nichts ſeyn Sie beſorgt! Ihr ganzes Schickſal wird ſich von nun an freundlich umgeſtalten.

Ich bin so glücklich! rief feyerlich und mit weicher Stimme der Kranke. Gott hat mir viel gegeben. Die Erinnerung an eine nicht unnütz vollbrachte Jugend — ich könnte ein Buch von meinen Feldzügen schreiben, es würde ergriffen, wie ein Roman von Walter Scott! Aber die deutschen Buchhändler honoriren nicht wie die Englischen, fiel der Jüngling dem Grafen in die Rede, und schwerlich könnten sie mit diesem Buch einer Tochter ein Heirathsgut geben, und schreiben sie wie — ja wer doch gleich? — Wie Clauren oder wie der große Britte selbst! Lächelnd entgegnete der Kranke: Weiß Gott, an ein Honorar hab ich noch nie gedacht, wenn ich mein Tagebuch von den Campagnen, die ich gemacht, durchblätterte, und meinte, ich wollt es zum Druck geben, aber glücklich bin ich auch ohne äußere Glücksgüter! Dieser Engel vom Weibe erwählte mich aus freyer Wahl in ihrem sechzehnten Lebensjahre, blühend in allen Reitzen unschuldvoller Jugend. Sie ist arm, doch sie ist es gern, sie ist fleißig, stillen Herzens, zärtlich und treu. Amaliens Auge wurde naß bey diesem Lobe ihres Gemahls, sie zog seine Hand an Herz und Lippen, kniete vor seinen Lager und ließ ihren Thränen freyen Lauf.

Lieber Freund, sagte der Jüngling mit sichtbarer Herzensbewegung, gleichwohl sind Sie sich, und der schönen Hoffnung, zu welcher der Besitz Ihrer Gattinn

Sie berechtigt, Schritte für Ihre Beförderung schuldig — Meine Beförderung, murmelte der Graf. Verdienstvolle Vaterlandsvertheidiger und ausgedrückte Citronen, das ist so ziemlich dasselbe! Nicht doch, fiel der Jüngling ein, längst war die Aufmerksamkeit auf Sie gerichtet, längst war Ihnen ein würdigers Loos bestimmt, ein Wort von mir bey meinem Großoheim gesprochen zu glücklicher Stunde, hat gestern den Ausschlag gegeben. Sobald Sie genesen sind, empfangen Sie den Ruf zu einer Reise in besondern Angelegenheiten nach B... und nach Vollziehung dieser erwartet Sie ein Gesandtschaftposten.

Auf diese Weise, ohne Nachsuchung, ohne Kriecherey, bloß aus Erinnerung an geleistete Dienste? flüsterte der Graf, reichte dann seinem mächtigen Freunde die Hand und dankte mit tiefer Rührung. Nichts mehr davon, sprach der Jüngling, neigte sich, empfahl den Umstehenden die höchste Sorgfalt für ihren Pflegbefohlenen, zog Amaliens Hand an seine Lippen, drückte einen Kuß darauf und war verschwunden. Amalie zitterte heftig, es bedurfte viel bey ihr, den neuaufgeregten Sturm zu beschwören, doch sie siegte, und nun nahm sie sich vor, den Gefährlichen zu fliehen. Sie verschloß die Zimmer, welche an das ihrige zunächst stießen und so verführerisch ausgeschmückt waren; sie floh das Zimmer ihres Gemahls,

ſo wie ſich Beſuch nahete. Gegen dieſen war ſie heiter und aufmerkſam, und ließ es ſich von nun an nicht nehmen, ihn ſelbſt zu pflegen. So genas der Kranke, und Amaliens Herz genas wenigſtens ſcheinbar von ſeinem Taumel, der ſchöne Fremde trauerte, ſie fühlte es, ſie ſah es aus manchen Zeichen, aber ſeine Liebe ſchien nicht glühender zu ſeyn als ſeine Ehrfurcht, denn nichts von ihm ſtörte ſie aus ihrer Ruh; nach wenigen Wochen athmete ſie freyer, denn ſie konnte nun mit ihrem Gemahl die Stadt verlaſſen, und zurückeilen in das Paradies häuslichen Glücks, daraus nicht Strafe noch Schuld, ſondern ein vorübergehendes Unglück ſie nur auf kurze Prüfungzeit entfernt hatte.

Als der Graf völlig geneſen war, traf er Anſtalten zu ſeiner Reiſe nach B... Er ſollte dort vermittelnd und unterſuchend in einer Erbſchaft-Angelegenheit wirken, ein erfahrner Rechtsgelehrter war ihm beygeſellt, des Grafen gerader Sinn, ſein ſcharfer Blick, ſeine Unbeſtechlichkeit, der Ruhm ſeines Lebens und Wandels ſollte hier imponiren, und zur Ausgleichung der ſich kreuzenden Antheile und Verhältniſſe dienen. Dieſe Berechnung war ſehr richtig gezogen, die Sache kam in den trefflichſten Gang, wenige Monden reichten hin ſie zu beendigen, die Roſen blühten auf, als der Graf, belobt

und beehrt mit den Zeichen der Zufriedenheit des Hofs, ſeine Rückreiſe nach dem Schloß ſeiner Väter antrat.

Es war an einem ſchönen Juniusmorgen, als Graf Horſt, früh aufgebrochen vom nächtlichen Lager nur noch drey Stationen vor ſeinem Landgut entfernt dorthin eilte, denn er wollte ſein liebes Weib wiederſehn, eh er nach der Reſidenz ging, Bericht abzuſtatten. Ein prangender Trauerzug kam ihm unter den ſchönbeſchatteten Kunſtſtraßen, unter ſanfter Muſik entgegen. Der Graf ſtutzte, Angſt und bange Ahnung durchzuckten ſein Inneres — der Zug kam näher, der Graf ließ ſich erkundigen, Julius war es, ſein erhabner, ſein theurer junger Freund, dem er Rettung des Lebens, Beförderung, Ehre und Glück dankte. Welch ein Schmerz, welche gräßliche Ueberraſchung, welche Bewillkommung vor dem Wiederſehn alles deſſen, was ihm auf Erden das Liebſte war! Wie konnte das Geſchick eine ſo blühende Jugend treffen, ſo reiche und ſüße Hoffnungen vernichten, als ſich an das Daſeyn des Edlen Julius knüpfte, der Sprößling einer erlauchten Familie, dem Fürſtenhauſe nah verwandt, Liebling des hohen Greiſes, des Familienhauptes, die Liebe und die Wonne des ganzen Landes war!

Auf des Grafen ſtürmendes Flehen wurde der Sargdeckel gelüftet, und vor ihm lag bleich und eingefallenen Angeſichts der ſchlanke, muthige, ſchöne Jüngling, im

Tode noch schön! Der Graf weinte heftig, und rief: Wäre ich an seiner Stelle gestorben! Dann ließ er seinen Wagen umwenden und folgte dem Zuge, um das Ehrengepränge des theuern Entseelten zu vermehren.

Der Graf war nun, wider seinen frühern Vorsatz in der Residenz, nachdem Julius beygesetzt worden, ging er nach dem Schlosse, dem fürstlichen Greise Bericht abzustatten, er fand ihn tiefgebeugt von dem entsetzlichen Schlag. Er konnte seine Thränen nicht zurückhalten, und der hohe Greis weinte mit dem Getreuen, und entließ ihn mit ehrenden, erfreuenden, belobenden Worten. Jetzt konnte er heim, sein Inneres war furchtbar aufgeregt, der Anblick des Entseelten hatte ihn zerrissen, denn er hatte ihn schon als Kind gekannt, ihn aufblühen sehn, und Beweise der huldvollsten und ehrendsten Gesinnung von ihm empfangen. Nichts erschüttert heftiger, als wenn der Tod die jungen, frischen Blüthen pflückt.

Amalie trat ihren Gemahl hastig entgegen, sie war todtenblaß, verweint, ihr Haar floß regellos um ihren Nacken, ihr Gewand war nachlässig geknüpft, sie war das lebendige Bild des furchtbarsten Schmerzes, und lächelte durch Thränen, als bräch ihr im Lächeln das Herz. Horst erschrak heftig, d a r a u f war er nicht gefaßt gewesen, also hatte Amalie den Todten geliebt, und der Tod enthüllte, was ihm das Leben mitleidig verschwie-

gen? Was er nie geahnt?! Ein gräßlicher Blitz erhellte ihm die Vergangenheit, was dem Arglosen nicht aufgefallen, wurde ihm jetzt klar, diese Sorgfalt, diese Freygebigkeit, diese Beförderung, diese Entfernung! Ha, diese setzte dem Verrath die Krone auf, entfernt mußte der Gatte werden, damit der Verräther freye Bahn hatte! —

O zertrümmertes Paradies des Glaubens und der Liebe! rief Horst und stieß sein Weib von sich, sinnlos warf er sich nieder, und Amalie, die ihn errieth und verstand, wurde bleicher, ihre Lippen bebten krampfhaft, sie stand vor dem Wüthenden in aller Glorie der Unschuld und sprach: Ich habe ihn nicht wieder gesehn seit wir hier zurück sind.

Zweifelhaft blickte Horst sie an, die ruhige Würde ihres Blickes siegte — aber dieser furchtbare Schmerz! und war er denn nicht selbst tief erschüttert, zerrissen und gebeugt? Aber dennoch, flüsterte ein Dämon ihm zu, dennoch trauert Sie anders als ich! nur Liebe hat solche Thräne! Arme! und wenn sie ihn geliebt, war es ein Verbrechen? Er war ja so gut, so schön, er hatte ja so hold für sie gesorgt, sie mit so zarter Achtung behandelt. Doch nein, es war wohl nicht Liebe, Mitgefühl war es, zarte Theilnahme! Er ging ihr entgegen, schloß sie an die Brust und trocknete ihre Thränen. Amalie kämpfte heftig mit ihrem Schmerz, und gewann Fassung und

Kraft. Wenige Stunden vergingen, und der alte Gang des Lebens war wieder hergestellt, das Vergangene gemahnte ihn, wie ein schwerer Traum, die Bilder seines Aufenthaltes in der benachbarten Residenz verschwebten vor den Bildern der Gegenwart, denn es fand sich Manches neu zu schaffen, und manches wieder in die frühere Ordnung zu bringen, vor Allem aber beruhigte sich sein Herz süß und freudig, als am Abend Amalie ihren Gemahl mit holdem Erröthen verkündete, daß sie sich Mutter fühle: Eine neue Welt erschloß sich vor dem Blicke des Freudetrunkenen. Vater! — Wie selig muß ein Vater seyn. Er schwamm im Entzücken, heilig schien ihm von nun an das süße Weib, und er pries den Allgütigen für sein Glück.

Amalie trauerte im Stillen fort, doch sie wachte sorgfältig über ihren Kummer, daß sie ihn dem Gatten verbarg. Eine Woche verging so, während der Graf in reger Beschäftigung, und Alles im voraus auf sein neues, nahes Glück berechnend, mit freudigem Ernst, und mit Jünglingsgluth trunkner Zärtlichkeit für sein Weib wirkte und strebte. Da kam eine Staffete mit einem Auszug aus dem Testamente des frühverblichenen Julius. — Er hatte Amalien, die verehrte und würdige Gattinn eines Edlen von Verdienst und Ehre zum Zeichen seiner unbegränzten Hochachtung und Ergebenheit einen kostbaren

Schmuck, und ein sehr ansehnliches Capital, nebst einer Menge von Büchern, Mobilien und Geräthschaften vermacht, welche zusammen die geschmackvollste Einrichtung in hoher Pracht ausmachten, und aus Julius eigenen und reichsten Umgebungen in seinen Wohn- und Prunkzimmern bestanden. Der Nachricht folgte die Erbschaft auf dem Fuße nach, wie durch Zauberey fanden sich die Betäubten von orientalischen Schimmer und Pracht in ihren schlichten Zimmern umduftet und umgeben; der Graf staunte, und ein Ungewitter von Argwohn und Zweifeln stieg auf in seinem Innern. Amalie zerfloß in Thränen, sie erkannte verschiedene der Gegenstände wieder, welche die im Gasthof für sie bereiteten Zimmer geschmückt, und deren Bild ihr Herz nur allzutreu bewahrt hatte. — Damahls lebte er noch — damahls umgab er sie sinnig zart und ehrfurchtvoll mit den holdesten Beweisen, scheuer inniger Zärtlichkeit — und nie hatte ein Wort diese Gluth verrathen, nie ein Hauch die himmlische Reinheit dieses Gefühls getrübt! Wie rührend, wie zerreissend sprach aus der Gruft die stille, hoffnunglose Liebe zu ihrem Herzen, und verkündete ihr, sein Herz sey gebrochen, weil er unglücklich geliebt! Es war zuviel! keine menschliche Kraft hätte widerstanden! Amalie warf sich nieder und überließ sich einem Schmerz, dessen Heftigkeit und Trostlosigkeit dem Zorn der auf's neu erwachenden Eifersucht des Gra-

ſen Einhalt that, er war mit brüderlicher Sorge um ſie bemüht, und tief empfindend, daß ſeine Kraft nicht ausreiche dieſe Stürme zu ſtillen, ſandte er einen Eilbothen zu Amaliens Mutter, und flehete ſie an, unverzüglich ihrem Kinde zu Hülfe zu eilen. Die kleine Stadt, in welcher die Generalinn mit ihren Kindern lebte, war nur fünfzehn Meilen von des Grafen Wohnſitz entfernt, die treue Mutter traf ſchon am folgenden Abend ein, nicht ahnend, welche Schmerzen ihrer harrten. Sie fand Amalie im heftigen Fieber, bewußtlos, und nur ſchwer und langſam genas die Arme. Kaum war ſie außer Gefahr, ſo rief die Pflicht für ihre andern Kindern die Generalinn wieder heim, und ſie reiſte ab, ohne den eigentlichen Grund der Spannung zwiſchen den Eheherrn und der Trauer Amaliens erfahren zu haben, denn es drängte ſich eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen der Enthüllung. Horſt von immer gräßlichen Zweifeln faſt bis zum Wahnſinn geriſſen, wagte nicht zu ſprechen, er fürchtete es durch Beſprechung über den Gegenſtand, den Schleyer von ſeinen eigenen Empfindungen abzuziehn; Amalie aber ſcheute nichts ſo heftig, als einen neuen Ausbruch ihres entſetzlichen Schmerzes, denn ſie war ganz zum Raube des Gefühls geworden, das ſie, als der Stillgeliebte am Leben war, ſo freudig und kräftig zu bekämpfen gewußt. Seit er dahin war, hatte ſie im

Kampf nachgelaſſen, und das leuchtende Bild in der Verklärung des Todes hatte ſich ihres ganzen Weſens bemächtigt.

Schrecklicher noch wurde ihr Zuſtand, als ſie einſt am Schreibtiſch des Entſeelten zufällig an einer verborgenen Feder drückte, ein Fach aufſprang, und ſie ihr Bild, dann das ſeinige, und ein Heft fand, darin er das Denkmahl ſeiner zarten und hoffnungloſen Liebe in rührenden Worten niedergelegt. Und ſie ſelbſt hatte er ganz errathen, ganz in der Gluth ihres ſtillen, mächtigen Gefühls durchſchaut und verſtanden, und um ſie war er geſtorben! Sie hätte das Heft nicht leſen ſollen, aber gierig ſog ſie das ſüße Gift der Worte in ihr Herz, und tränkte ihre Augen an dem treuen Abbild der geliebten Geſtalt. So bald ſie ein Geräuſch vernahm, daß ihr Störung verkündigte, eilte ſie ihr Geheimniß an einen Ort zu bergen, wo es ihr nicht bloß ſicher ſchien, ſondern, wo ſie auch ihre liebſten Sachen zu verbergen pflegte, es war ein Fach in einem Wandſchranke, das ſie früherhin einmahl zufällig entdeckt. Es mochte Ahnung geweſen ſeyn, was ſie zu dieſer, in dem Augenblick, wo es geſchah, unnütz ſcheinenden Vorſicht bewogen, denn kaum war das Heft in Sicherheit gebracht, als ihr Gemahl, finſtern Blicks, eintrat, und ihr verkündigte, daß er Befehl gegeben habe, allen den unnützen glän-

zenden Tand, der ihrer Lage nicht gezieme, und zu seltsame Vermuthungen über das eigentliche Verhältniß Julius zu ihr Anlaß geben könne, zu veräußern, und den Ertrag in das Armenhaus zu schicken. Amalie war von diesen Maßregeln gräßlich entsetzt, es war ja nicht der Glanz all der Herrlichkeiten, es war die liebevolle Absicht des Verstorbenen, die sie bestach! Sie bat, sie flehte um Abstellung dieses Befehls, um Aufschub wenigstens. Ohne deine Einwilligung kann ich nichts thun, sagte der Graf, die schönen Lockspeisen, Gift der Unschuld bleiben Dein, wenn Du sie um den Preis kaufen willst, den ich Dir vorschlage — behalte sie, und vergönne mir einen ewigen Abschied von Dir zu nehmen. Amalie erschrak heftig —

Das junge Leben, unter ihrem Herzen regte sich mahnend, sein leiser Ruf sagte ihr: Mutter! raube mir den Vater nicht! Sie stammelte: Nimm Alles hin und bleib mein, und sank in tiefer Ohnmacht nieder. Der Graf, dessen Herz schnöder Argwohn und Eifersucht auf den Dahingeschiedenen versteint hatte, rief dem Kammermädchen, ihrer Gebietherinn zu Hülfe zu kommen, und führte unaufhaltsam seinen Entschluß aus.

Amalie erwachte aus der Ohnmacht in den nun ihrer Zierde beraubten Zimmern, doch das Köstlichste, das ihr Eigenste, das rührende Denkmahl einer zwar verborgenen

und ſündlichen, doch glühenden Liebe war ihr Eigenthum geblieben. Gewiß würde ſie bey reiferm Nachdenken, und bey dem klaren Rückblick auf das Strafbare dieſer Verheimlichung dem Gatten bald Alles übergeben, und ihm ihr armes bethörtes Herz eröffnet haben, ihn um Beyſtand bittend, ſich wieder zu gewinnen, gewiß würde der Anblick ihres Kindes ſie mit ſanfter Macht zurückgeführt haben zu ihrer Pflicht, und zu ihren frühern Empfindungen, aber der Schritt des Grafen hatte ſie eingeſchüchtert, und erſchien dem verletzten und ſchwankenden Herzen unrechtmäßig, gewaltſam und empörend. Die Männer haben immer das größte Recht, und handeln ganz conſequent, indem ſie ein Herz zerreißen: die Frauen ſehen das nur niemahls ein, ſonſt zerriſſe nicht das Herz! Amalie wachte jetzt immer ſorgfältiger über den Ausbruch ihrer Empfindungen, der geheime Schaden der zu früh vernarbten Wunde wüthete ſtark im Innern, und vergiftete ihre ſtillſten und ſelbſt unberührteſten Gefühle. In dieſer Stimmung genas ſie eines Sohnes, es war drey Vierteljahr nach der Geneſung und Wiederkehr des Grafen aus der Reſidenz mit ihr. Das Kind trug auf dem blühenden Angeſicht unbeſtimmte Züge, in denen ſich nur allzubald eine theure Aehnlichkeit entwickelte, welche es Amalien zum Abgott machte, und welche den Grafen mit furchtbaren Schmerz überraſchten Wenn es möglich

wäre! — und könnt' es das nicht seyn? Der Unglückliche fing an sein Kind zu hassen, zu verabscheuen, Zweifel und Sorge verzehrten ihn, er beschwichtigte gewaltsam den Sturm seines Innern, er wollte Licht, Gewißheit, welches Licht konnte das Grab ihm geben!

Eine Bothschaft aus der Residenz entriß ihn auf kurze Zeit dieser Stimmung, er war als Gesandter nach E. berufen, und mußte sich schnell zur Abreise rüsten. Gern wäre Amalie zurückgeblieben, dort war ihr Alles fremd, hier hatte sie Julius gesehn, und ein neuer Raub an ihrem Leide wurde durch diese Trennung begangen, doch sie mußte mit fort, und es war keine Woche nach jener Bothschaft vergangen, als sie in allem Glanz ihres neuen Ranges und umgewandelten Glückszustandes in ihrem Reisewagen mit der Kammerjungfer dem Kind und dessen Amme und Wärterinn saß. Der Graf hatte seinen eigenen Wagen.

Angekommen in der fremden Residenz, eingewebt in die geselligen und rauschenden Verhältnisse des Weltlebens wurden sich Amalie und ihr Gatte einander nicht näher, sie lebte, sobald sie die lästige Bürde des Tagwerks von sich geworfen, ihrem Schmerz und der Pflege ihres Kindes, das immer holdseliger in der auffallendsten Aehnlichkeit mit dem geliebten Verstorbenen aufblühte, der Graf bekämpfte seine Eifersucht, seinen Schmerz, und

war bemüht, ſeinen Poſten und deſſen Pflichten zu genügen. Für die Dienerſchaft lag in der Entfernung des Ehepaars von einander nichts Auffallendes, in großen Häuſern iſt das nichts Seltenes, vielmehr das Gegentheil auffallend. Amalie hatte Julius Bild, und ſein Tagebuch mitgenommen, eines Tages, da ſie es betrachtend überraſcht wurde, ſchob ſie das Bild und das Heft unter Bänder und Spitzen, die auf ihrem Toilettentiſch lagen, doch nicht ſo eilig und geſchickt, daß der eintretende Graf nicht bemerkt hätte, daß ſie etwas dort verbarg. Er bemeiſterte ſein Gefühl, und ſagte Amalien, daß er gekommen ſey ihr eine Loge zu überbringen, welche er eben hohlen laſſen, da eine nach einer entlegenen Reſidenz aus Italien berufen, höchſt auserwählte Geſellſchaft von Virtuoſen eine Vorſtellung zu geben ſich bewegen laſſen, man wüßte noch nicht von welchem Stück? Amalie dankte verwirrt, in dem Augenblick erwachte in dem Nebenzimmer der Kleine, wahrſcheinlich aus einem quälenden Traum, mit Angſtgeſchrey, Amalie ſtürzte hinein und dem Grafen blieb Zeit, die Sachen aufzuheben, welche über den ſchlechtverſteckten Gegenſtänden lagen — Das Heft entdeckte er nicht, weil der Anblick von Julius Bild ſeine Sinne verwirrte.

Wüthend vor Schmerz, und mit aller Kraft nach Faſſung ringend, verdeckte er es wieder, und ſtürzte fort.

Nachdem Amalie den kleinen Carl beruhigt, trat ſie zurück in das Toilettencabinett, und war erſtaunt, ihren Gemahl nicht mehr zu finden. Doch ahnte ſie nicht, was geſchehen war, und eilte nun ſchnell ihr geheimes Beſitzthum einzuſchließen. Der Abend kam, ſie fuhr in die Oper. Othello wurde gegeben, die rührende Desdemona mit ihren Himmelstönen überraſchte die Verſammlung, nie war ein ſolcher Zauber von Wonne und Schmerzen über die Gemüther gekommen, als bey ihrem Liede:

Se 'l padre m'abandona
Da chi sperar pietà?

Amalie weinte unaufhaltſam, denn alle Herzenswunden bluten wieder, wo ſolche Töne anſchlagen; die ganze Schöpfung hat nichts Rührendes als dieſe Töne von den Lippen der Unnachahmlichen, der Einzigen, die alle Geheimniſſe der Schmerzen, alle Tiefen der Wonne, der Wehmuth und dieſen Seufzern, in dieſen Blumenhauchen der Harmonie erſchöpft. Sie hat Thränen in der Stimme, ſie iſt Nachtigall des Geſangs.

Kaum war Amalie nach der herzerſchütternden Rührung wieder etwas erhohlt, als der dritte Act begann, dieſe wehmuthdurchwehte Harmonie, dieſer echt romantiſche Hymnus den Klagen ſo großartig und genial, als innig und blumenzart, und friſch! Die entzückende

Romanze, der Gondelgeſang, das Schwertgeklirr, das Durchſchneiden des zarten Wehmuthliedes von Mord und Wuth, dann die ſo rein und innig gehaltene Preghiera, und der zürnende Laut des Donners, Othello vor der Unthat warnend, mißverſtanden von dem Unglücklichen! Desdemonas: muojo inocenta! und der großartige, raſche erſchütternde Schluß! In Amaliens Buſen tönte noch immer die Romanze wieder, ſie ließ ſie ſich bringen, ſie ſang ſie, tief in der Nacht, und konnte nicht aufhören ſie zu ſingen, es war eine mondhelle Decembernacht, das ganze Haus war ſtill, und der einſame Garten, auf welchen Amaliens Fenſter hinausgingen, leuchtete hell im Vollmondlicht. Die Luft im Zimmer war ſchwül und beklemmend, Amalie öffnete ihr Fenſter, und ging vom Neuen an das Fortepiano, die entzückenden Töne einzuüben, denn auch ihr hatte die Natur Wundertiefen der Harmonie erſchloſſen. Sie erſtaunte über ihre Geſangfertigkeit beym Einüben des himmliſchen Liedes, ihr ahnte nicht, daß ſie belauſcht wurde. Eben da ſie den erſten Vers, der nun völlig ihr klargewordenen Romanze mit hinreißendem Zauber des in melodiſchen Seufzer zerſchmelzenden Trillo ſchloß, verdunkelte ſich der mondhelle Himmel tief und ſchrecklich, ein furchtbarer Blitz durchflog das Dunkel, ein ſchwerer Donnerſchlag dröhnte, entſetzt, ſchreyend ſprang ſie auf und

ihr erſter Gedanke war, zu ihrem Kinde zu eilen, als ſie beym Umwenden ihren Gemahl erblickte, der finſter und ſchweigend mit verſchränkten Armen unbeweglich wie ein Fantom vor ihr ſtand, ſie hatte ihn ſeit dem Morgen nicht mehr geſehn. Noch ein Blitz, und noch ein Schlag, gräßlicher als der Erſte, Amalie ſtand, wie vernichtet vor der unheilbringenden Geſtalt, ſie bebte, todtenbleich, im weißen Nachtgewand, mit herabwallendem Haar. Der Sturm wüthete fort, die Kerzen verloſchen in der Zugluft, die Blitze ziſchten ſchrecklicher durch die Nacht, und zeigten die unbewegliche Geſtalt des zürnenden Gatten nur entſetzenvoller.

Er brach endlich das Schweigen. Du biſt eine Verbrecherinn, rief er dumpf und fürchterlich, deine letzte Stunde hat geſchlagen, verſöhne Dich mit Gott! Ein Dolch blitzte in ſeiner Hand, Amalie jammerte laut, ſie flehte um Erbarmen, ſie betheuerte ihre Unſchuld, ſie hätte ſo gern für ihr Kind gelebt. Vergebens, rief Horſt, Du mußt ſterben, gemeine, heuchleriſche, freche Verrätherinn! und beym Leuchten der Blitze ſenkte der Furchtbare ſeinen Dolch in das Herz der Armen. Er hatte gut und ſicher getroffen, ſie ſank hin, und rief nun noch: Sorge für deinen Sohn — ich bin unſchuldig! dann entfloh ihr junges, dem Argwohn geopfertes Leben. Das ganze Haus blieb ſtill, wie zuvor, das Ungewitter ver-

hallte nach und nach, es wurde dem Grafen bang bey der Dunkelheit und dem Schweigen um ihn her, die ihm seine Unthat vorwarfen. Amaliens letzte Worte tönten in seinem Innern wieder, er bangte und hoffte doch zugleich ihr Unrecht gethan zu haben, schon nagten die Schlangen der Reue in der Brust, welche dem Verbrechen Raum gegeben, die peinigendste Ungewißheit, der heftigste Wunsch nach Aufklärung wurde rege in ihm, er verschloß das Zimmer, zündete die Kerzen an den schwachen Flammen des Kamins an, und eilte den Schreibtisch Amaliens zu durchsuchen, um Gewißheit zu finden, fast hätt' er gewünscht, sie möchte schuldig seyn.

Das Erste, was ihm in die Hand fiel, war Julius Bild, er schleuderte es hastig auf den Boden. Darunter lag das Heft des Tagebuchs, er kannte die Hand, er las mit gieriger Hast, und jede Zeile bekräftigte ihm die Unschuld der Gemordeten. Nicht entgingen ihm die leisen Andeutungen, die wohl Argwohn erweckten, daß Julius Eindruck auf das Herz seines Weibes gemacht, doch nur siegreicher ging selbst aus diesen Andeutungen, ihre Würde und ihr standhafter Muth hervor, und mit herzdurchbohrender Reue sah er zugleich ein, daß er Julius schweres, fürchterliches Unrecht gethan, und das Angedenken des leidenschaftlichen aber edlen Jünglings geschmäht, der im Stillen geliebt, gelitten und gestorben,

und bey der unsträflichen Reinheit seiner Handlungweise sich wohl berechtigt glauben durfte, der ersten und hoffnungslosen Liebe ein Andenken zu widmen und ihr ein ehrenvolles Zeichen hochachtungvoller Freundestreue in seinem Vermächtnisse zu hinterlassen.

Der Graf las sorgfältig die Trümmer von Julius Bilde zusammen, er nahm das Tagebuch und eilte zu der Ermordeten zurück, die er unter heißen Thränen auf ein Ruhebett niederließ, und mit dem Purpurteppich bedeckte, der auf ihr Lager ausgebreitet lag. Noch einmahl schaute er in das bleiche Angesicht, noch einmahl küßte er die kalte Hand der Entseelten, dann hob er sein Kind schlafend mit sich weg, um es noch in derselben Stunde einer befreundeten, angesehenen Familie, unter dem Vorwand schneller Abreise zur Obhut zu übergeben, warf sich dann in den Wagen, und nahm den Weg nach Italien um an heiliger Stätte sein Vergehen zu büßen.

Drey Jahre waren vergangen, heiter spielte Carl auf dem Schooß seiner trefflichen Pflegemutter, nicht ahnend das Mißgeschick, das, noch von seiner Geburt über sein Daseyn eingebrochen war. Da stürzte ein bleicher Mann verwilderten Aussehens in das Zimmer, er hob den Knaben auf, und drückte ihn unter Küssen und

Wehklagen an sein Herz. Unglücklicher! rief die Baronin ihm zu, sind Sie es? Fliehen Sie! lassen Sie ab von dem unschuldigen Kinde!

O, lassen Sie mich, sprach Graf Horst, denn er war es selbst, und sanft ließ er den Kleinen nieder, gönnen Sie mir diese letzte Wonne auf Erden, denn meine Buße ist schwer! Drauf erzählte er der Staunenden seine Geschichte, er legte Julius Bild, und das Heft seines Tagebuchs in ihre Hand und sprach: Die unbefleckte Ehre der Mutter ist des Knaben schönstes Vermächtniß, dann drückt' er ihn noch einmahl an die Brust, lautschluchzend, als wollte sein Herz brechen, und enteilte. Er ward nie wieder gesehn. Man behauptet, er habe in den Bergwerken im hohen Norden sein Leben beschlossen, Andere sagten in einem Orden strenger Büßenden.

Inhalt.

Seite.

Friedrich und Marie. Novelle. 1
Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann. Novelle. 41
Minnfriede. Novelle. 97
Der Zauberſpiegel. Novelle. 173
Käthentäufe. Volksſage aus dem Meißner Hochland. 209
Der glückliche Köhler, oder: Lorenzo heiß ich! Spaniſche Novelle. 249
Das Schwanenlied. Novelle. 295

In dieſer Buchhandlung ſind noch folgende Unterhaltungsſchriften zu haben.

Preiſe in Conventions Münze.

Abende, die frohen, der Familie Wohlgemuth. 2 Thle., herausgegeben von Glatz, Unger und Guilleaume. 2 Bde. gr. 8. mit Kupf. 1823. geb. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Aehrenleſe, Sammlung von Bruchſtücken zur ältern und neuern Geſchichte, Literatur und Völkerkunde, gr. 12. 1819. cartonirt 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Antipoden, moraliſch-romantiſche Doppelerzählungen, 1818. broſch. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Blüthen und Blumen des Geiſtes und des Gefühles. Aus Kotzebues Schriften geſammelt und mit Bemerkungen begleitet von Anton Freund. Neue Ausgabe. 12. 1824. geh. 8. gr. oder 36 kr.

Caſtelli, J. F., Lebensklugheit in Haſelnüſſen. Eine Sammlung von tauſend Sprichwörtern in ein neues Gewand gehüllt. 12. Taſchenformat geb. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr. in Goldſchnitt geb. 1 Thlr. 4 gr.

Ceres, Originalien für Zerſtreuungen und Kunſtgenuß. 1. Band von Bernard, Biedenfeld, Caſtelli, Dein-

hardstein, von Gaal, Hammer, Kell, Hormayr, Zeiteles, Kuffner, Graf Mailath, Bar. Mednyansky, Müchler, Saphir, Schlechta, Weißer, Wend und dem Herausgeber Fr. Gräffer. 8. Mit 1 Kupf. 1823. geb. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Ceres, Originalien für Zerstreuung und Kunstgenuß. 2. Band von Ed. Anschütz, Arthur v. Nordstern, Bar. Auffenberg, Berling, Budick, Castelli, Deinhardstein, Bar. Feuchtersleben, Halirsch, Haug, v. Heyden, Kanne, Langer, Lembert, Leßmann, Bar. Nell, A. Pellack, M. G. Saphir, Bar. Schlechta, v. Schubert, Seidl, Ziska und dem Herausgeber Gräffer. 8. 1824. geb. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Fay, Andr., Originelle Fabeln und Aphorismen. Aus dem ungarischen übersetzt von L. Pety. 8. Mit Titelkupfer. Raab 1825. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Gerle, W. A., Die Liebesharfe. Gegensätze des Lebens und der Liebe in Erzählungen. 2. Bde. 8. 1825. gebunden 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Gräffer, Fr., historische Unterhaltungen. Kleine Denkwürdigkeiten, Anekdoten, Notizen ꝛc. aus der ältern und neuern Zeit, und Literargeschichte. 8. 1823. brosch. 1 Thlr. oder 2 fl. 48 kr.

Auch unter dem Titel:

Gräffer, Fr. Hiſtoriſche Raritäten, oder Magazin von Denkwürdigkeiten, ſeltener Actenſtücke u. ſ. w. Zweyter Theil.

Heyne, Fr. S., Geſchichte der Päpſte von Errichtung des heiligen Stuhls bis auf unſere neueſte Zeit. 8. 1822. broſch. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Kuffner, Chr., Lebensbilder 8. 1824. geb. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

— — Spaziergang im Labyrinth der Geſchichte. In Briefen an Demouſtiers Emilie. Erſter Band: Die Halle der Vorwelt. 8. 1824. gebunden 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

— — Deſſen zweyter Band: I. Die Wunder der Schöpfung. II. Die Lichtgeſtalten der heiligen Vorwelt. 8. 1825. geb. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

— — Deſſen dritter Band: Geſchichte der Hebräer. — Alt-Aſien und ſeine Reiche. — Die Stufen der menſchlichen Cultur. 8. 1826. gebunden 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Lembert, J. M., Federproben. Eine Sammlung kleiner Erzählungen und Novellen. 8. 1821. geb. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Mailáth, Graf Johann, Gedichte. 12. 1824. geb. 12 gr. oder 54 kr.

Müller Fr., Spaniſche Liebe. Ein Gedicht in 4 Geſängen. 12. 1820. geb. 12 gr. oder 54 kr.

Rell, F. M. v., Novellen. 8. 1823. geb. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — Novellen. 2ter Band. 8. 1825. geb. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Auch unter dem Titel:

— — Nachtfalter. 8. 1825. geb.

Pöck, Ignaz Freyherr v. Humoriſtiſches Luſtwäldchen. 8. 1825. geb. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Rittgräf A. S., Hiſtoriſche Denkſteine oder Schauſtücke, Glanzmomente und Curioſa aus der Welt des Lebens und Wirkens, der Minne und Dichtung, der Sitten, Künſte und Erfindungen, des Heldenthums und Schriftweſens, ſo wie andere Eigenthümlichkeiten unſerer Altvordern; inſonderheit des Mittelalters und Ritterweſens, des Legenden und Mährchenkreiſes. 2 Thle. 8. 1823. broſch. mit Titelkupfer. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl.

Wend, Joſeph, Mancherley aus dem Gebiethe der Geſchichte und Dichtung. Mit 1 Kupf. 8. 1824. br. 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl.

Stundenblumen.

Stundenblumen.

Eine Sammlung

von

Erzählungen und Novellen

von

Helmina von Chezy
geborne Freyin von Klenke.

Viertes und letztes
Bändchen.

Wien, 1827.
Bey Tendler und von Manstein.

Gedruckt bey
J. F. Seilinger.

Der Treue Leid und Sieg.

In der anmuthigen Stille eines heitern Landsitzes lebte vor Jahren in deutschen Gauen ein Ehepaar von Stand und Vermögen, dessen schönste Hoffnung und Lust ein aufblühendes Mädchen war, Minnelind geheißen, gleich als ein Engel zu schauen. Wohlbekannt mit den Gefahren der Welt und ihre Klippen scheuend für das zarte, tiefe Herz Minnelindens, hatten die Ältern beschlossen, ihre Tochter in dieser Einsamkeit zu erziehen, die sie nicht eher verlassen sollte, bis ein würdiger Eidam sich darböthe, an dessen Seite sie Schutz und Frieden fände.

Der Landsitz des Grafen von Helmhold lag am Wege, auf stolzen, waldbewachsenen Höhen, so anmuthvoll, daß der Wanderer auf dem schmalen Uferpfade und der rüstige Schiffer staunend und bewundernd an dem Fuße des mächtigen Felsens verweilten, dem die Burg mit ihren schlanken Thürmchen mit goldenen Kreuzen, zierlichen Fensterbögen und luftigen Säulenbau nur als natürliche Zierde entsprossen schien, denn der ganze Bau stieg so kühn und zugleich so senkrecht von der Felsenspitze empor, als sey er nicht ein Werk von Menschenhand, sondern von dem

des Meisters der Meister. Wie eine grüne Krone ragten die Wipfel des Lustwaldes, den die Südseite der Burg umfing, über die schöngezackten Mauern hinweg. In der luftigen Höhe nahm sich Alles so klein aus, wie zur Zierde ersonnen, und wie ein Gestirn leuchtete im südöstlichen Giebel der Burg zu stiller Abendzeit die Ampel Minnelindens aus ihrem Fenster ins Thal. Stieg man aber den gewundenen, dichtbeschatteten Burgweg hinauf, so war man überrascht, so großartige Pracht, so edle Verhältnisse anzutreffen, und vor Allem wunderbar reich und blühend breiteten sich ringsumher die weiten Gauen aus, die der Main im Schlangenlauf durcheilt, die Städtlein und stolzen Castelle, die wogenden Kornfelder, die tiefgrünen Waldungen, und die Gebirgketten in blauer Ferne, indeß in der Nähe die süßeste Waldeinsamkeit die Burg umfing.

Tief im Thale am Ufer prangte ein anderes Gebäu, der Rittersitz des Freyherrn von Auerbach, von einer großen Dorfschaft umgeben, im Schooße fruchtreicher Rebenhügel, schönbestellter Gärten und blühender Wiesen. Schwer verfeindet hatten sich die Besitzer dieses Gebieths mit dem Grafen Helmhold und seinem Hausgesinde, der Jagdgerechtigkeit wegen, und jedem war der Anblick der leuchtenden Herrlichkeit der Besitzungen des Andern dermaßen ein Dorn im Auge, daß der Haß der ganzen

Familie in der Gegend umher zum Sprichwort gewo
den war.

Der Ehe des Freyherrn von Auerbach mit der ſto
zen Mechthildis war ein Sohn entſproſſen, Bolco g
nannt, hoch und ſchlank wie die wehenden Tannen a
dem Burgwalde, kühn, wie der Fürſt der Wildniß, ſchön
wie der junge Tag. In die nur von Waffen und Jagd
vergnügen belebte Stille ſeiner Jugendtage war der Ru
der Schönheit Minnelindens, mit ſolcher Macht, in ſ
zauberiſch beſtrickenden Worten erklungen, daß Bolco di
Niegeſehene längſt ſchon in den Träumen ſeiner Nächte
erblickte, ehe ſie ihm wirklich erſchien, denn er war vor
der Verfeindung beyder Familien, als Knabe, oben auf
der Burg geweſen, und hatte dort mit Entzücken ein
Bildniß einer Ältermutter Minnelindens geſehen, deſſen
wehmüthig inniger Reiz ſein junges Herz mit wunderba-
rer Macht ergriffen. Nie zuvor hatte Bolco die Schön-
heit gekannt, in dieſem Bilde war ihm ihre höchſte Blü-
the entgegen geſtrahlt, es hatte ſich in all ſeine Gedan-
ken, in all ſeine Gefühle verwebt, und ſo wie der Ruf
ihm die Enkelinn Adelheidens von Helmhold pries, war
es ihm, als ſey das unvergeſſene Bild in das Leben ge-
treten, und als müſſe es ſchon in Liebe ſich neigen. Er
wußte nicht, wie er jemahls ſich Minnelinden nahen
könne, nur in ſtillen Nächten labte ihn der Schein der

Ampel von ihren hohen Fenſtern, zwiſchen den Blumen, die ſie zog, herniederprangend, wie der Liebe Stern. Wohl trug auch bisweilen ein günſtiger Wind einzelne Töne herab, von unnennbarer Anmuth, doch Volco wußte nicht, war es Minnelindens Stimme, war es die Nachtigall, die, grün verhangen unter den Blumen in holder Gefangenſchaft lebte.

So wie Volco's Sehnen mächtiger ſeine Bruſt beherrſchte, war er eifriger bemüht, einen Schimmer der Angebetheten zu erhaſchen. Eines Tages, wo er, ſeit der Morgenſtern aufgegangen, nach Minnelindens Fenſter geblickt, ſah er die Burg in des roſigen Morgens Licht erglühen, und einen zarten, goldenen Strahl wunderbar am Fenſter erglänzen. Es war Minnelinde, die ihrer Nachtigall friſches Waſſer gab, ihre Locken, wie aus Fäden vom reinſten Golde geſchlungen, wallten um den weißen Hals, um die blendenden Schultern hin, ihr leichtes, himmelblaues Gewand umfing knapp und zierlich den ſchlanken Leib. Mit dem Falkenauge der Liebe erſpähte Volco, wie Stirn, Nacken und Arme leuchtender Schnee, die Wangen friſche Roſen waren, und wie zart und anmuthig bewegt die ganze Huldgeſtalt. So war ihm Adelheid im Bilde von des kunſtreichen Johannes von Mapuſe Hand erſchienen, was in dieſer ſchwindelnden Höhe den Blick nicht erreichen konnte, das mahlte

die Phantaſie mit ihren leuchtendſten Farben aus, u
Minnelinde's Bild ſtand, bis in den leiſeſten Zügen au
gemahlt, vor ſeinem Auge, als ſie längſt ſchon vom Fe
ſter verſchwunden, die des Lauſchers Gegenwart nicht a
nete. Volco gab ſeine Waffenübungen, die Jagd, die Lu
die ſtolzen Roſſe zu tummeln, Alles auf, um ſich nur d
ſehnenden Liebe, die ihn ganz hingenommen, zu ergebe
Die ſchattige Eiche im Wieſenthal, von deren Steinbar
aus er Minnelindens Fenſter entdecken konnte, war ſei
einziger Aufenthalt. Doch, wie das Verlangen der Lie
in dem Maße anwächſt, als ihm mehr zugeſtanden wird
ſo konnte Volco nicht lange ſich begnügen an dem ſtille
Glücke, ſeiner Tage und Nächte Stern an Minnelinden
Fenſter ſtrahlen zu ſehen, und er ſann auf Mittel, ſic
ihr zu nahen. Ihm both ſich bey dem furchtbaren Haſſe
der die beyden Häuſer auf ewig entzweyte, kein andere
Mittel dar, als ſich der Wachſamkeit ſeiner Umgebunge
zu entziehen, und in fremdartiger Verkleidung durch
Helmhold's Forſt zu ſchweifen, wo er vielleicht Gelegen-
heit fände, Minnelinden näher zu erblicken. — Der Zu-
fall begünſtigte ſeine Wünſche. Reinhold, ſein junger Vet-
ter, kam zurück von einer Reiſe nach dem gelobten Land,
noch in ſeiner Pilgertracht, fern noch von der Heimath.
Volco both ihm gegen ſein braunes Pilgerkleid mit Mu-
ſchelhut und Stab eine Rüſtung und ein treffliches Roß.

Reinhold schlug ein, der Handel wurde heimlich gehalten, und Bolco war im Besitz eines Gegenstandes seiner heißesten Wünsche. Er schuf sich nun einen Plan, dessen Ausführung ihm zu einem dauernden Aufenthalt in Minnelindens Nähe verhelfen sollte, und ihm Wege öffnen, ihr sein Herz kund zu geben, das die verzehrendste Sehnsucht durchglühte. So bath er denn seine Ältern um Vergunst, die weltberühmte Stadt Frankfurt zu sehen, und machte sich, da ihm diese zugestanden, mit einem vertrauten Diener auf den Weg, alles andere Gefolge, welches der Stolz der reichen Ältern ihm aufbürden wollte, ablehnend, und, unbekümmert um den Ausgang, auf nichts bedacht, als wie er am schnellsten das Ziel seiner Wünsche erreichen könnte.

Kaum war Bolco mit seinem treuen Diener aus dem Umkreis der väterlichen Besitzung heraus, als er vom Rosse sich hinunter schwang und seinem Gefährten ein Gleiches zu thun geboth, der, nicht ohne Befremden, Gehorsam leistete. Träumerisch sah Bolco umher, und rief: „Gebannt in diesen Umkreis, in der Luft, welche die Schönste anweht, wie die Bewohner des Meeres in den Fluthen, wie könnt' ich je scheiden von hier, wo mein Leben wohnt. Was kümmert mich die reiche Handelsstadt, was die Welt, wo Minnelinde nicht ist? O du, mehr als mein Diener, Gefährte und Freund, theurer Benno,

höre mich, und laß dich nicht vergebens bitten! Nimm dieß, mein Roß und dieſe prachtvollen Kleider, mein Gold und Alles, was ich hienieden in dieſem Augenblick mein nenne, und gehe damit in die weite Welt. Mich aber laß meinem Geſchicke, der Macht, die mich wegführt, dem Strom, in deſſen Fluthen ich zum Ziele ſchwimmen muß, oder untergehn. Hier, dieß dunkelgraue Kleid ſoll den keimenden Roſenflor meines Liebefrühlings verdecken, wie der Flaum des jungen Vogels ſein leuchtendes Gefieder überhüllt, bis es ſich bunt und prangend entfaltet. Pilgern will ich, doch zum gelobten Land der Liebe, ein Anderer will ich werden, als Volco, doch ein Seliger, denn ich will Allem entſagen, was nicht Sie iſt! Was ſollen mir Ältern, welche die Einzige haſſen? Was ſollen mir Ländereyen, die ſie nicht beherrſcht, Reichthümer, die ich ihr nicht zu Füßen legen darf? Arm und fühllos übergeb' ich mich der allgewaltigen Liebe, der mächtigſten der Herrſcherinnen; laß ſehen, ob ſie denjenigen, der ſich ganz in ihre Hand ergibt, belohnen will!"

Mit weinenden Augen, mit inbrünſtigem Flehen bekämpfte Benno ſeines jungen Herrn Entſchluß, doch vergebens, er blieb feſt, hüllte ſich in ſeine Pilgerkleidung, rief ſich Alles in das Gedächtniß zurück, was ihm Vetter Reinhold vom gelobten Lande erzählt, färbte ſich Haar und

Antlitz mit Salben und Kräutern, und nahm Abſchied von Benno, unkenntlich wie er war, den Weg nach der Burg einſchlagend.

Als er ſich entfernt hatte, überlegte Benno, ob es nicht beſſer ſey, Volco's Ältern den raſenden Entſchluß ihres Sohnes kund zu thun? Doch Liebe zu ſeinem jungen Herrn, und der Anblick aller Koſtbarkeiten, deren er ſich entblößt, um ihn damit zu bereichern, überwog, und außerdem liebte Benno ein Mädchen aus dem Gebiethe des Grafen Helmhold; beyde hatten nur noch mit Blicken zu einander geſprochen, denn, wie feindlich auch die Helmhold'ſchen und Auerbach'ſchen Unterthanen geſchieden waren, gab es gleichwohl einen Vereinigungspunct für ſie, die Gebirgcapelle des h. Gotthard im Odenwalde, wohin das Landvolk vom Mainufer am Tage des Heiligen pilgerte und Spenden brachte. Hier vereinte Andacht und Gebeth die verfeindeten Gemüther, hier knüpfte ſchnell erblühende Liebe manches ſtille Band, das nur auf günſtige Gelegenheit harrte, um ſich kund zu thun. Benno und Röschen, des Förſters Tochter, im Walde bey Miltenberg, ſahen ſich ſeit der Kindheit jährlich nur einmahl in St. Gotthard's Bergcapelle bey Amorbach, und es bedurfte keiner Worte zwiſchen Beyden, jedes war des Andern gewiß. Neidiſch ſah wohl mancher vom Hofgeſinde,

vor Allen der arge Kunz, auf Benno's Glück, denn seine Bewerbung hatte Röschen mit Hohn zurückgewiesen.

Indeß Benno nun mit sich Rath pflog, wie er des überraschend, wie aus Wolken, ihm zugefallenen Reichthums am leichtesten froh werden könne, war der Pilger schon auf die beschatteten Höhen des Berges gelangt, wo Graf Helmhold seinen Wohnsitz hatte, und sank, ermüdet durch Eile und verstört durch die Angst, die sein Vorhaben ihm einflößte, an der Ruhe nieder, welche in jenen Zeiten jedem Wanderer als gastliche Zuflucht offen stand. Kaum hatte der Thürmer die Ankunft eines Pilgers gemeldet, als Minnelind selbst, einen Becher Weins und ein Weißbrot in Händen, die Stiegen herunter eilte, den frommen Gast zu laben. Ihr folgte die Zofe, die einen Korb mit saftigen Pfirsichen trug. »Gott gesegn' eure Ankunft hier," lispelte die fromme Minnelind, bey welchen Worten Bolco hoch erröthete, denn, wie glühend der Sehnsucht Drang' ihn zu Minnelinden gezogen, wußte er doch im innersten Herzen, daß er nicht auf schlichter Bahn zu ihr gelangt. Er nahm zitternd und schweigend die Erquickung aus der Jungfrau weißen Händen, starrte sie aber nur an, ohne den Becher an seine Lippen zu setzen, denn was er sah, überflog alle Träume, alle Ahnungen seiner Seele. Minnelind, die nicht begreifen konnte, was in dem Pilger vorging, ermunterte ihn liebreich, sich zu

laden, und fragte ihn, ob er noch weit zu wallen gedenke? Dieſe Frage verwirrte ihn ſo entſetzlich, daß er Mühe hatte, Faſſung zu behalten, doch konnt' er die Worte herausſtammeln: »Keiner weiß, wo ſein Ziel ihm geſteckt iſt!" Minnelind faßt' ihn nun ſchärfer in das Auge, ſie wendete ſich bald betroffen hinweg. Ihr war bis zu dieſem Augenblicke das Leben nur in Frieden und Klarheit erſchienen; wie ein Kind, das zum erſten Mahl eine Flamme auflodern ſieht, wandte ſie ſich von den brennenden, verzehrenden Blicken des Jünglings hinweg, der, trotz der braunen Umhüllung und des gebräunten Angeſichts in unendlicher Schönheit vor ihr ſtand. Doch unwillkührlich auch wagte ſie wieder hinzublicken, die Hoffnung begann in Bolco's Herzen zu keimen, und ſein Feuerblick ruhte nun milder auf der ſüßen Minnelind. »Wollt Ihr zu Nacht auf der Burg raſten?" fragte ſie ſchüchtern, „ſo will ich Euch meinem Vater melden."

Bolco ſtammelte: »Ich habe ein Gelübd' gethan, nie in einem Schloſſe zu übernachten. Wenn Eure Gnade mir im Walde eine Stelle vergönnte, wo ich mir könnte eine Klauſe bauen, Blumen pflegen, und zu dem ſüßen Bilde bethen, das mein Herz verehrt." — »O, Pilger!" unterbrach Minnelind freudig den Jüngling: „wie lange habe ich gewünſcht, ein frommer Klausner möchte den Wald bewohnen, denn fern von hier iſt der Ort, wo unſere

Leute und Geſinde andächtig hinwallen. Ich ſelbſt laß Euch die Zelle bauen und helfe ſie ſchmücken! Ich habe ein holdſeliges Gnadenbild, aus Stein gehauen, dieß will ich alle Morgen friſch mit Blumen kränzen, und die Landmädchen alle werden dort bethen! O, wahrlich! Ihr ſollt es nicht bereuen dieſe Waldeshöhle vor Allen erkieſ't zu haben, denn keine Schönere umkreiſ't des ſilbernen Mainſtroms vielgewundenen Lauf."

Minnelindens ſüßes Geſchwätz machte den falſchen Pilger ſo beklommen, daß er lieber gleich geflüchtet wäre, denn allzuſehr ſchämt' er ſich ſeiner Lüge vor dieſer reinen Wahrheit und Natur; doch der erſte Schritt zum Unrechten hin, iſt meiſt immer entſcheidend. Volco hatte ſich kaum erquickt, als er ſich von Minnelinden hinführen ließ zu der Stelle, die ſie vor Allen für die wohnlichſte hielt. Es war die öſtliche Kuppe des Waldberges, gegen Norden und Nordweſt hin geſchützt durch himmelhohe Buchen, die eine Mauer bildeten, ſo dicht ſtanden ſie Stamm an Stamm, verſchränkt mit Gipfel und Zweigen. Zu Füßen des Wanderers lag ein grünes Meer von Waldeswipfeln, und fernhin ſchlängelte ſich durch tiefgrüne Wieſen die leuchtende Fluth. Wie ſchön war es zur Morgenſtunde an dieſer Stelle, dem holdeſten Mädchen gegenüber! „Seyd Ihr ein Geweihter, Pilgersmann?" fragte ſie, und hocherröthend entgegnete Volco: „Nein, ich bin ein

Edler, der Einzige meines Stammes, mein Pilgerſtand iſt vorübergehend, ich werde dereinſt in das Leben zurückkehren, und zu der freudigen Waffenluſt!" „O, weh!" rief Minnelind, „es iſt ſo ſchön ganz nur Gott zu gehören. Theurer Ritter! wenn Ihr erſt eine Weile hier werdet gelebt haben, in dem ſüßen Frieden, und in der ſchönen Zelle, ſo werdet Ihr gar nicht mehr wieder hinweg wollen; da draußen in der Welt ſoll's gar zu wild hergehen!" Volco mußte lächeln, doch wieder überkam ihm tiefe Wehmuth ob ſeiner Verkappung und Verſtellung, und er ſagte recht aus Herzensgrund: „Ja, wenn ich recht bald hier ſterben könnte und Minnelindens Hand überpflanzte meine Gruft mit Roſen, und ließe ein leuchtendes Kreuz ſich erheben, das tief und weit in das Thal hinab blitzte, und dem Wanderer verkündete, wer hier ruht." — Minnelind fühlte ſich auch von Wehmuth durchdrungen, wie Volco ſo ſprach. Eine Thräne ſtahl ſich durch ihre ſeidnen, tiefdunkeln Wimpern, doch faßte ſie ſich und rief: „Nun verlaß ich Euch, Pilger, bleibt hier und laßt die Leute, die ich Euch zuſenden werde, erfahren, wie Eure Klauſe gebaut werden ſoll. Lager, Tiſch, Matte, Becher und hölzernes Geſchirr, nichts ſoll Euch ermangeln, ſeht, dort aus dem Geſtein ſpringt die reine Quelle, deren reger und voller Lauf ſich weit in das Thal hinunter ergießt, und alle Brunnen der Burg verſorgt. Hier

ſoll das Gnadenbild ſtehen, das ich Euch ſenden werde; ich ſchicke Euch Blumenſtauden mit, die ihr ſelbſt umher pflanzen mögt. O, möcht' es Euch hier recht wohl werden!"

Wie ein Verzauberter blieb Bolco an der Stelle, wo die Geliebte ihn verlaſſen, ſtehen, ſah ihr nach, dann in die rieſelnde Quelle, dann auf die Waldeswipfel in der Tiefe, alles dünkt' ihm ein Traum, was vorgegangen, und was noch kommen möchte, war ihm räthſelhaft. Wie abgeſchnitten von ſeiner ganzen Vergangenheit ſtand er, wie allein, auf weiter Erde; es war ihm, als kreiſe er, ein Irrſtern um Minnelindens Augenſtern, von ihrem Glanze ewig feſtgehalten. Ihre Huld, ihre Fürſorge war ihm unendlich ſüß und troſtreich, und nach mancher ſorgenvollen Bedenklichkeit ergab er ſich ganz der Hoffnung und der holdſeligſten Luſt des Hindenkens zu ihr. Mild glänzte die Sonne, Erdbeerdüfte hauchten aus dem Buchenwalde, vermiſcht mit den Düften der Waldroſe, die in vollen Büſchen unweit der Quelle blühte, die Amſel ſang und der Ruf des Finken ertönt' im Dickicht. So müßt' es ewig bleiben, und jeden Morgen ſollt' er ſie ſehen, die Seele all' dieſer Schönheit und Pracht! Dieß Eine überwog, beſchwichtigte Alles, und ein Paradies glänzte und blühte um ihn her, immer ſchön, immer hold!

Gegen Abend kamen die Landleute, beladen mit Bre-

tern, Stämmen und Moos, Grabſcheiten und anderm Geräth, um Volco's Klauſe zu bauen. Auch Erquickungen brachten ſie, und begrüßten ehrerbiethig und herzlich den frommen Edeljüngling, der hier in der Einſamkeit, Allen zur Erbauung, ein andächtiges Leben führen wollte. Es wurde Volco bang bey dieſem zweyten Sturm, bey der treuherzigen Zudringlichkeit der ſchmucken Dirnen, die ihn nach tauſenderley Dingen von Jeruſalem fragten, und wohl ſelbſt kaum wußten, daß es ihnen mehr um das zu thun war, was die Augen des Waldbruders ſagten, als um Alles, was ſie vom h. Grabe erfahren könnten. Da es unmöglich war, dieſen Abend die Klauſe fertig zu zimmern, breiteten die ſorglichen Landleute ein Lager von Moos, wollenen Decken und Linnen aus, im Schatten eines dichtverwachſenen Gebüſches, und zündeten daneben ein luſtiges Feuer an. Hier, vom Licht des Neumonds begrüßt, von den Düften der Waldung umfächelt, und vom Rauſchen der Quelle eingewiegt, fand Volco den Schlummer und ſüße Träume von dem Mädchen ſeiner Liebe, aus denen ihn die ſchöne Wirklichkeit riß. Denn mit der Morgenſonne erwacht' er, und kaum hatte er ſich von ſeinem Lager aufgerafft, ſo ſah er Minnelindens himmelblaues Gewand, mit goldnen Ranken durchwirkt, durch die Buchen ſchimmern. Sie erröthete, wie die ſchönſte Roſe, als ſie ihn erblickte, zwey Diener

folgten ihr, die das verheißene Gnadenbild trugen, und auf einen Stein bey der Quelle niederließen. Es stellte die heilige Jungfrau vor, der zur Seite zwey holdselige Engel in Anschauung versunken, niederknieten; auf ihren Händen hielt sie das sanftlächelnde Jesuskind zu den Engeln hinab — man konnte nichts Anmuthigeres sehen. Ein schützendes Dach, eine kunstreiche, schön gerundete Blende aus Granit gehauen, wurde über dem Gnadenbilde aufgerichtet, und eine, gleichfalls überdachte Ampel daneben aufgestellt. »Dieß Licht wird wie ein Stern durch die Waldung leuchten," sprach Minnelind, »und wer hinauf schaut aus der Tiefe, und wer auf des Thales vielverschlungenen Wegen sich unserm Gebiethe naht, der wird mit Blicken daran hangen, wie an einem Leuchtthurm in Fluthen, und sich freuen des trostreichen Lichtes!"

Volco schaute der Lieblichen wehmüthig in die Augen; sie wußt' es nicht, wie wenig Trost in seinem Innern lebte! Sie fühlte sich durch den stillen Zauber seiner Liebesgluth unwiderstehlich und unbewußt innig hingezogen. Ihre Mutter war krank und der Vater abwesend, sie weilte lange oben, da sie es durfte, und wußte selbst nicht, warum sie immer zögerte, zu scheiden, immer wiederkehrte, und je länger, je lieber verweilte.

Wer vermöcht' es, ein Bild der seligen Tage zu entwerfen, die nun folgten! Die Rosen waren längst abge-

blüht, als Minnelindens Liebe in voller Blüthe ſtand, alles hatte ſie von Bolco erfahren, und ſie zürnte ihm nicht, es hatte ja nicht anders kommen können! Nun mißfiel ihr der Schleyer, den Bolco über ſeine Abſichten decken mußte, wenn gleich die feindſelige Spannung zwiſchen ihren Ältern und den Seinen ihm zur Entſchuldigung diente; herber Zwang des Geſchicks hatte die Lüge erzeugt, doch Lüge muß in der Geburt erſtickt werden, denn ſie iſt Mutter alles irdiſchen Wehs, ſie iſt die ewige Gottesfeindinn, da Gott die Wahrheit iſt, und es gibt keine große noch kleine Lüge, alle Lüge iſt ein Ungeheuer, das die Seele tödtet, die ſich ihr ergibt! Dieß Alles fühlte Minnelind dunkel, auch wohl auf Augenblicke klar, doch ſie war beſtrickt von Bolco's glühender Leidenſchaft, unbekannt mit der Welt, jung und einſam; Bolco's Herz war im Grunde unverderbt, er wachte ſorgfältig über ſich ſelbſt und vermied jedes unbelauſchte, einſame Beyſammenſeyn, um den Ruf der Geliebten nicht zu gefährden und ihre zarte Unſchuld nicht zu verletzen. Gertraut, die Zofe Minnelindens, durfte ſie nie verlaſſen, ſie war ihr ganz ergeben und beyde Liebende hatten kein Geheimniß für ſie.

Der Sommer begann zu ſcheiden, der Buchen zartes Grün wurde ernſter, tiefblauer wölbte ſich über die Wipfel der herbſtliche Himmel, und beruhigter wallten die

bläulichen Fluthen des vielgewundenen Mainſtromes durch ihre entzückenden Ufer hin. Wie anmuthig war es in Bolco's Zelle, welche die Hand der Liebe geſchmücket! Durch die bunte Scheibenumkränzung des obern Randes der ſchönabgerundeten Fenſter leuchtete von Oſten, Süden und Weſten die Landſchaft herein, dahingegen nach der Nordſeite die tiefgrüne Waldung die Zelle umfing, aus deren Dunkel das Gnadenbild, weiß leuchtend, neben der klaren Silberfluth, die hier dem Fels entquoll, unendlich lieblich hervorſchaute, und von den Fenſtern der Zelle Bolco's aus geſehen werden konnte, in deren Innerm die ſinnreichſte Zierlichkeit herrſchte; ſie war ein Tempel und eine Tempe grünte und blühte rings umher! Ein kirres weißes Täubchen lebte in der Blumenwelt, die Minnelindens Sorge hier aufblühen ließ; alle kindlichen Freuden ſchöner Natur und unſchuldvoller Liebe walteten hier, und es war Bolco zu Muth, als ſey die Welt dicht um ihn her abgeſchloſſen im tiefen Grün, und als wären die prangenden Gefilde, die blauen Gebirge, die Städtlein und Dörfer und die ſtolzen Ritterburgen am Ufer nur ein Bild zur Luſt und Augenweide geſchaffen, ſtets ihm unbekannt und fern bleibend, wie die Geſtirne der Nacht!

Indeß war der um Bolco bekümmerte Vater nach Frankfurt gereiſ't, um Kunde von ſeinem Sohne zu erlangen; nirgends fand er eine Spur von ihm, noch von

Benno, und die höchste Angst bemächtigte sich seiner, die bis zur Verzweiflung stieg. Er wagte nicht, seiner Gemahlinn zu sagen, daß er den Sohn nicht gefunden; er entsendete reich besoldete Bothen nach allen Richtungen nah und fern, um eine Spur von Bolco oder von Benno zu entdecken, doch insgeheim, damit die Mutter nichts erführe, denn obgleich beyde Bolco'n nie eine solche Zärtlichkeit bezeigten, die der Kinder Herzen unendlich fesselt, hingen beyde an dem Sohn, und vorzüglich noch an dem Erben ihres Mannes und ihrer unermeßlichen Reichthümer. Tausend und tausendmahl verwünschte der Freyherr die Nachgiebigkeit, die er bewiesen, indem er Bolco und Benno allein ziehen lassen, und ein grausamer Verdacht gegen Benno stieg auf in seiner Seele. So kam es denn, daß er die Spur des mitverschwundenen Dieners beynah eifriger noch verfolgte, als die seines Sohnes, und voraussetzte: der Diener könne allein gefunden werden. Er selbst durchstreifte mit seinem Gefolge oft die wildesten Gegenden, und wie trostlos er von jeder vergebenen Nachforschung heimkehrte, gab er die Hoffnung nicht auf, seine Mühe werde noch einmahl belohnt werden.

So begab es sich eines Abends, daß der Freyherr, sehr ermattet nach einer mühsamen Wanderung über Waldeshöhen bey Sonnenbrand, und mit noch müderem Her-

gen, recht sehnlich nach einem Obdach umher schaute, wo er Rast finden könne, denn sein Stolz war tief gebeugt, und er hoffte keine Freude mehr auf der Welt. Indem er nun aus dem Dickicht hervor kam, gewahrt' er auf einem freyen, runden Platze im Walde ein weißes Häuschen im Abendsonnenlicht, von einem Weingeländer mit purpurnen Trauben reich umhangen; aus den grünen Blättern, welche die Fenster mit einem Netz umzogen, blickte ein rosiges Gesichtchen mit weißem Häubchen und schwarzen Locken, das die schimmernden Augensterne allzu anmuthig funkeln ließ, und aussah, wie die Freude selbst. Die Umgebungen des Häuschens kündeten die Forstwohnung an, aus dem Garten drang ein erquickender Duft von Blumen und üppigen Kräutern, und hohe Apfelbäume prangten dort mit der Fülle ihrer purpurbeladenen Zweige. Lustig tummelten sich vor den Fenstern die Hühnerhunde im Grase, doch sie verließen ihr Spiel, als sie der fremden Ankömmlinge gewahrten, und kamen, nach der sittigen Weise dieser immer frohen, immer genügsamen Genossen der Jagd, mit gesenkten Ohren wedelnd dem Fremdling entgegen, der sie freundlich zu sich rief. „Kann ich ein Obdach hier haben, schöne Dirne?" sprach der Freyherr; alsbald kam das liebliche Geschöpf heraus, zierlich gekleidet und anmuthig in Gang und Geberde, so daß das Gefolge des Freyherrn flisternd und bewun-

bernd ſie anſtaunte. „Tretet ein, edler Herr, und ſagt, was Ihr begehrt?" ſagte das Mädchen. „Das iſt ſie!" hörte der Freyherr ſeine Leute fliſtern, und fragte, raſch hingewendet, „wer?" „Benno's Auserkorne," ziſchelte der hämiſche Rothkopf kurz, und raunte ſeinem Herrn etwas in das Ohr. „So bleiben wir hier!" ſprach der Freyherr laut, und warf ſich auf der Raſenbank unter dem hohen Nußbaum vor dem Hauſe nieder. Da der Freyherr ſowohl, als ſeine Begleitung, bloß dunkle Rüſtung ohne alle Farben trug, wußte Röschen nicht, wer die Fremdlinge ſeyen; ſie entfernte ſich und kam ſchnell zurück mit jungem Moſt und Backwerk von Weizenmehl, mit Mandeln beſtreut. „Alles iſt auf unſerm Grund und Boden gewachſen, edler Herr," ſprach ſie mit holdſelig einladender Freundlichkeit; „die edelſten Früchte gedeihen hier trefflich, weil das Gebirg uns vor rauhen Stürmen ſchützt, ſeht dort am Abhang unſere Mandelbäume!" — „Biſt Du verſprochen, ſüße Kleine?" fragte der Freyherr, und zutraulich, mit vor Freude blitzenden Augen, entgegnete ſie: „Freylich wohl! Mein Bräutigam wird gleich mit dem Vater von der Jagd kommen, es iſt Benno, drüben von Auerbach's Leuten, die Herrſchaft haßt unſern guten Grafen, wie den Tod, aber wir geringen Leute ließen das Leben für einander!" „Und, wo iſt," fragte der Freyherr, ſeiner ſelbſt kaum mächtig, „Bolco, des

Knappen Benno junger Herr?" „O, der hat meinen Trauten reichlich beſchenkt, und iſt als Pilger gezogen nach dem gelobten Land, einen Eid zu löſen, den er gethan!" Indem Röschen ſo unbefangene Auskunft gab, ſah ſie nicht, wie des Alten Wange brannte, wie ſein Auge blitzte, ſeine Hand ſich ballte; ſie eilte weg, um auch ſein Gefolge zu verſorgen. „Hat er ihn gemordet und beraubt?" flüſterte der Freyherr Kunzen zu, und dieſer erwiederte: „Was ſonſt? welche jämmerliche Ausflüchte, vielleicht ein Anſchlag, angeſtiftet von Euren Feinden, vielleicht ein erkaufter Meuchelmord! oder der junge Herr ſchmachtet gefangen im Burgverließ auf der Höhe!" Es bedurfte kaum dieſer giftigen Eingebung, um den heftigen Mann voller Argwohn und Wuth auf das Höchſte zu reizen. Er ſann nach, wie er hier auf feindſeligen Boden den Förſter und all' die Seinigen gefangen nehmen, und mit ſich fortſchleppen könne; die herannahende Nacht begünſtigte den Anſchlag, den ſein böſer Knappe ihm eingab. Er theilte ſeinen Leuten leiſe Befehle aus, und ließ ſich dann mit erkünſtelter Ruhe wieder auf der Raſenbank nieder. Röschen kam zurück, reichlich ihre Gäſte zu verſorgen, ihre Wangen glühten, ſchöner belebt durch ihre geſchäftige Eile, es jammerte ihrer der Reiſigen, doch ſie mußten dem finſtern Gebiether Gehorſam leiſten. Kaum hatten ſie ſich mit dem Mahle erquickt, das ſie ihnen liebreich auf-

getragen, als ſie die Unglückliche, die nichts ahnend, mit dem Freyherrn ſprach, umringten, ihr den Mund verſtopften und ſie banden; Kunz, der vor Allen bey dieſer That ſich geſchäftig bewieſen, nahm die Ohnmächtige vor ſich hin auf ſein Roß, und eilte, begleitet von zweyen der Reiſigen mit ſeiner Beute durch den Wald nach dem Schloſſe ſeines Gebiethers zu. Der Frevler hoffte das zarte Mädchen nun ganz in ſeiner Gewalt zu haben, doch eine mächtigere Hand entriß ſie ihm. Als die Räuber nach athemloſen Jagen mit den unter ihnen zuſammenſtürzenden Roſſen im Walde, hinter der Gartenmauer des Edelhofs angelangt, und Röschen herunterhuben, lag ſie entſeelt in ihren Armen, ſie war erſtickt! Schaudernd entfernten ſich Kunzens Begleiter, er aber nahm die Todte ſchleunigſt auf vom Boden, eh' das übrige Geſind ſie bemerken konnte, trug ſie in eine dunkle unterirdiſche Kammer, legte ſie dort nieder und rief: „Du Thörinn, die durchaus nicht hat wollen am Leben bleiben, vermodere hier; warum haſt du mir den Milchbart Benno vorgezogen? Was hatteſt du dich ſo zu ſträuben? Dir ſollte ja nichts zu Leide geſchehen? Warum wollteſt du ſchreyen? Da ſiehſt du's nun, was dir dein Widerſtand geholfen?"

„Es iſt doch Schade um das ſchöne Mädchen," ſagt' er, Odem hohlend, vor ſich hin, und ein hölliſcher Gedanke flog, wie ein Blitz durch ſein Inneres, doch das

Blasen des Thürmers verkündete die Ankunft des Freyherrn und der Unmensch erschrak, wie vor dem herniederrasselnden Donner, da er von allen Seiten seinen Nahmen rufen hörte. Er eilte weg und schlug die Kammerthüre hinter sich zu, daß das ganze Gewölbe erdröhnte; bebend erschien er vor dem Freyherrn, der ihm die mörderische Weise, mit welcher er gegen Röschen verfahren, auf das heftigste vorwarf. Kunz schmiegte sich, Schlangen gleich, vor seinem zürnenden Herrn, und wußte ihn zu versöhnen. Nun erfuhr er, daß Benno, der alte Förster und seine zwey Söhne, unversehens überfallen, umzingelt und gebunden, gleichfalls anlangten, und jeder einzeln in den Kerker der Burg eingeschlossen werden sollte, wo man dann unter Martern von ihnen das Geständniß ihrer Frevelthat erpressen würde.

Furchtbar an Benno gerochen, erschauderte der Böswicht selbst vor dem Übermaß des Unglückes des armen Gefährten; doch seine Tücke siegte über die flüchtige Regung von Mitleid und Menschlichkeit, die sein Inneres durchbebt, außerdem stand nichts mehr zu ändern, und die jedem Verworfenen eigene Selbsttäuschung spiegelte ihm vor, sein Verdacht wegen Ermordung oder heimlicher Einkerkerung des jungen Freyherrn, müsse Grund haben, und die Strafe gebühre dem Verräther! Dieß eben, ist die entsetzlichste und eigenste Gewalt der verleum-

derischen und verderblichen Bosheit, daß sich jeder verstockte Lügner und Ruchlose für musterhaft hält und sich vor sich selbst vollkommen zu rechtfertigen weiß, ja daß ihm seine eignen Lügen als Wahrheit erscheinen! Wüßte die Lüge nicht ihr Werkzeug zu täuschen, so würde sie kaum schädlich seyn.

Benno, mit Ketten beladen vor den Freyherrn geführt, und Röschens Geschick noch nicht ahnend, warf sich dem Zürnenden zu Füßen und bekannte unverhehlt Alles, was geschehen, und wie so ganz unschuldig der Förster und seine Hausgenossen an Allem seyen. Der Freyherr wollte ihm nicht glauben, doch Benno beschwor ihn, Kundschafter auszusenden und im Walde nachforschen zu lassen, es würde sich die Wahrheit enthüllen. Besänftigt und durch die Hoffnung, den Sohn wieder zu finden erquickt, geboth der Freyherr mit der Folter zu warten, bis seine sogleich entsendeten Leute vom Walde zurückkämen, und die Eingekerkerten einstweilen nicht weiter zu mißhandeln. Benno und die Übrigen wurden in ihre Behältnisse zurückgeführt, jeder abgesondert, an Röschen dachte Niemand in der Verwirrung.

Als Benno in düsterer Verzweiflung und fast bewußtloser Bangigkeit in seinem dumpfigen Behältnisse, auf verfaultem Stroh hingeworfen lag, vernahm er einen tiefen ächzenden Laut durch die Stille, die ihn umgab.

Schaudernd horchte er auf, denn hier, wo gewiß manches Opfer der Gewalt und der Liſt ſein ſchmerzenvolles Leben verhaucht, konnte ein abgeſchiedener Geiſt noch um die vermoderte, unbeſtattete Hülle ſchweben. Doch, wie heftig auch Benno zitterte, er ermannte ſich wieder, und, ſo wie der Klagelaut von neuem erſchallte, bewegt' er ſich mit ſeinen Ketten nach der Stelle hin, woher er ihn vernommen. Sein ſchon an die Dunkelheit, die hier herrſchte, gewöhntes Auge, unterſchied einen weiblichen Körper; mit nahmenloſem Entſetzen wagte Benno ſich näher, das wiederhohlte Ächzen verrieth, daß das arme Opfer noch lebe und leide. Benno faßte Herz und hob, ſo gut es ihm möglich, die Hülfloſe auf, die er nach einer kleinen vergitterten Öffnung hinbrachte, welche ſich ihm an dieſer Stelle durch einen ſchwachen Schimmer kund that. Noch wußte er nicht, daß er ſein Liebſtes in Armen hielt! Sein Herz klopfte gewaltig. Röschen ſchlug die Augen auf, Benno konnte noch ihre Züge nicht unterſcheiden, doch ihre ſüße Stimme gab ihm Licht. „Biſt du es, Röschen?" fragt' er weinend; „o, ich Unſeliger, ich Verworfener habe dieß Schickſal über dich gebracht!" — „Biſt du es Benno?" liſpelte ſie; „o, dann iſt Alles gut, wir ſind beyſammen!" Nun erzählte ſie ihm mit ſchwacher Stimme, was vorgegangen, wie ſie im Krampfe regungslos gelegen, und für todt gehalten, hieher gebracht wor-

den, Benno aber bekannte ihr ſeine Schuld, und das ſanfte Mädchen verzieh ihm Alles. „Wenn ſie uns nur beyſammen laſſen, ſo will ich Alles tragen!“ rief ſie aus.

Gegen Mittag brachte ein Reiſiger dem armen Benno ſeine ſparſame Koſt, Röschen hatte ſich verborgen, ſo wie ſie die ſchweren Gitter raſſeln und die Tritte der Kommenden hörte. „O, mein Mädchen,“ ſeufzte Benno, „ein Anderes glaubt' ich mit dir zu theilen, als dieß Thränenbrot!“ Röschen tröſtete ihn ſanft.

Es war ſchon ſpät am Abend, als Benno vom Neuem weggeführt wurde, um vor dem Freyherrn zu erſcheinen. „Du haſt uns wahr berichtet,“ rief ihm dieſer entgegen, „Doch deine Treuloſigkeit hat den Tod verdient.“ Weinend ſtürzte Benno in den Staub und bath um Gnade. „Zu viel des Unheils haſt du angerichtet um Gnade zu erlangen,“ donnerte ihm der Gebiether zu. „Geh'! büße dein Verbrechen!“ In dieſem Augenblicke ſtürzte ein Reiſiger in die Halle hinein, und rief: „Edler Herr! die arme unſchuldige Dirne iſt am Leben, da wir ſie zur Erde beſtatten wollten, fanden wir ſie weinend in der dunkeln Kammer, wohin Kunz ſie verborgen hatte!“ So führt ſie her,“ geboth der Freyherr, und Benno bebte heftig, und flehte, feſt an den Boden gedrückt, um die einzige Huld, nur noch Abſchied von der Geliebten nehmen zu dürfen, bevor er den Tod erlitte. Mühſam geſtand

der Erzürnte dieſe letzte Bitte dem Armen zu. Röschen trat ein, bleich, wie der Tod, ſchön und wonnevoll anzuſehn in ihrem Leid. Sie bath nicht um Gnade, ſie fühlt' es, wie in ihr die Unſchuld gekränkt worden, ſchweigend erwartete ſie ihr Loos. „Du biſt frey, ſchöne Jungfrau," ſagte ihr, nicht ohne Milde der Freyherr, „du kannſt mit deinem Vater heimgehen," ſetzte er hinzu, „nimm Abſchied von dieſem hier für dieſe Welt, ſein Leben iſt verwirkt, in Einer Stunde iſt er dahin." Dieſe Worte wirkten wie ein Donnerſchlag auf das zerquälte Herz, ſie ſank wie zerſchmettert an den Boden und gab keinen Laut mehr von ſich. Der gefeſſelte Benno ſtürzte neben ihr mit lautem Jammer nieder, er fluchte ſeinem Vergehen, ſich ſelbſt — dem grauſamen Gebiether flucht' er nicht, dieſer aber konnte dieß Übermaß von Elend und Reue nicht anſehn, ohne ſich in den Tiefen der Seele erſchüttert zu fühlen. „Tröſte dich, Benno," ſagte er mild, „dein Leben iſt dir geſchenkt. Iſt das ſchuldloſe Kind zu retten, ſo ziehe hin mit ihr in Frieden!" Mit dieſen Worten entfernte er ſich ſchnell, beſchämt ob der eignen Rührung. Er hatte noch eine ſchwere Stunde zu überſtehen, ſein Sohn ſollte vor ihn gebracht werden, und an dieſem jungen Paare ſchon hatte er geſehen, was die Liebe vermag.

In der That hatten die Kundſchafter des Freyherrn

nicht alſobald erfahren, daß ſich ſeit der Zeit, wo Volco verſchwunden, ein Klausner auf den Waldeshöhen bey Helmbold's Schloß angeſiedelt, als ſie ihre Maßregeln ſo behuthſam und geſchickt nahmen, daß Volco überfallen und durch verſchattete Wege der Waldung in ſeines Vaters Schloß zurückgebracht werden konnte. Der Einzelne, Unbewaffnete hatte nichts gegen ſo Viele vermocht, Verzweiflung im Herzen, wurde er in die Halle gebracht, wo ihm Mechthildis, ſeine Mutter, weinend, mit offenen Armen, ſein Vater mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes entgegen kam. „Ich weiß dein ganzes Verbrechen," redete der Freyherr ihn an: „du liebſt die Tochter meines Todfeindes, um ſie haſt du uns in unendliche Trübſal gebracht, du hatteſt Gott und deine Ältern über dein ſündliches Lieben vergeſſen, urtheile ſelbſt, ob du nicht den Tod verdient?" Das Gefühl ſeiner Schuld warf Volco vor dem Vater nieder, lautſchluchzend kniete die Mutter neben dem Sohn hin und flehte um Vergebung und Gnade. Volco war ſtumm, ein Krampf zog ihm das Herz zuſammen. „Du biſt mein Einziger," ſagte der Freyherr mit dumpfer Stimme, „und deiner Mutter Thränen ſprechen für dich, ſtehe auf und ſuche meine Huld zu verdienen!" Wie vernichtet, und furchtbar durch ſeine Todesblaſſe entſtellt, gehorchte Volco, er zitterte wie ein Laub und ſchlug die Augen nieder. „Wir wollen in

ein frembes Land ziehen," sagte nach langer Stille der Vater," „du wirst deiner schnöden Liebe vergessen, und wirst durch Treue und Gehorsam uns versöhnen." Volco schwieg noch immer, er fühlte sein Leben im innersten Kern durchschnitten, er war selbst zur Verzweiflung zu elend, keines Gedankens, keiner Thräne mächtig, eine bodenlose Kluft lag die Zukunft vor seinen Blicken, ganz und auf ewig beraubt allen Trostes, aller Lust. Das leuchtende Paradies, das er verlassen, daraus er wie durch unbekannte Gewalt fortgerissen, und Minnelindens holdseliges Liebesbild dünkten ihm ein Traum der vergangenen Nacht, ein Hohnnecken tückisch feindseliger Mächte, die ihm den Himmel gezeigt, um ihn in den Abgrund zu schleudern.

Der Freyherr überließ den Unglücklichen seinem Schmerz, und rief seinen Leuten zu, das Haus zur bevorstehenden Reise zu beschicken. Mechthildis, deren Strenge den überstandenen Schmerz um ihren Sohn gemildert hatte, nahte sich dem Wiedergefundenen mit aller Innigkeit des Muttergefühls. Dieß Entgegenkommen der Mutter war seine Rettung, es löf'te den Starrkrampf seines Herzens; er fand Thränen an der Mutterbrust, und Vernunft, um sich in den Rath zu fügen, den Sturm vorübergehen zu lassen, und dem Vater zu gehorchen, dessen starren Sinn, Zeit und Bitten bewälti-

gen würden. Wie ſchmerzlich ſah er hinauf nach der Ampel von Minnelinde; noch leuchtete ſie, aber die Fackel ſeines Glücks war umgeſtürzt! Am tiefſten ſchmerzt' ihn die Angſt, welche Minnelinde um ſein Verſchwinden empfinden mußte! Kein Mittel, ihr Nachricht zu geben — doch er tröſtete ſich mit der Hoffnung, unterwegs eine mitleidige Seele zu finden, die ihm zur Bothſchaft beförderlich ſey.

Am andern Morgen ging die Reiſe vor ſich; Bolco ſelbſt erfuhr nicht das Ziel, welches der Vater zu wählen beſchloſſen; ein wohlverſorgtes Schiff fuhr die ſchönen Ufer entlang, ſtromunter, an der herrlichen Klingenburg, dem heitern Laubheim, dem ſchiffreichen Wörth, dem reizenden Aſchaffenburg vorüber, es folgte den Krümmungen des Stroms bis Frankfurt, wo der Main in voller Majeſtät dahinwallt und ſtolzer die Thürme des uralten Domes in ſeinem Spiegel aufnimmt. Noch immer hatte Bolco keine Gelegenheit gefunden, Minnelinden Kunde von ſich zu ſenden, auch hier wurde ſein Hoffen vereitelt. Doch vermeint' er vergebens, hier ſey das Ziel ſeiner Fahrt. Am andern Tag ging es weiter den Main hinunter, dann den Rhein nach der Feſtung Mainz, deren uralte Baſtionen die Fremdlinge aufnahmen. Nach kurzer Raſt fand der Freyherr Wagen und Pferde bereit, und ſchlug die Heerſtraße nach Paris ein, welches er zu

seinem Aufenthalte erwählte, hoffend, die Zerstreuungen dieser großen Stadt und die Entfernung würden Volco von seiner Liebe heilen.

Die ganze Reise über war es Volco zu Sinn, als ginge er in seine Gruft. Wie mild die Lüfte wehten, wie grün die Ufer noch prangten, wie frisch und freudig die Lust der Weinlese zu den Reisenden herüberschallte, ihm war Alles öde, alles schmerzlich, die Welt verdüstert. Wie hatte er, so lange das flüchtige Schiff auf der Fläche des Mains verweilte, mit inbrünstigem Sehnen noch die grünen Höhen und leuchtenden Zinnen der Burg in das Auge gefaßt, wo Minnelinde, ach! vielleicht in Todesschmerzen weilte! Jetzt aber, so fern von ihr, so abgeschieden, von dem fremden Volk umgeben, dessen Sitten und Weise dem reinen Jüngling mißfiel, wie furchtbar war ihm zu Muth!

Heimgekehrt war indeß Benno mit Röschen und den betrübten Ihrigen. Nach langem Flehen des liebenden Mädchens vergab der Vater dem Jüngling sein Vergehen, und seine Hochzeitfeyer war, wenn auch getrübt durch Erinnerung des überstandenen Leides, doch beseligt durch das glücklich erlangte Ziel. Wohl hätte Benno der trostlosen Minnelinde die sicherste Auskunft über Volco's Verschwinden geben können, allein er wagt' es nicht, allzu lebendig in ihm war das Gefühl des Unrechts, das

er früher gegen den Freyherrn begangen, er wollte es nicht durch ein neues Vergehen noch erhöhen und schwieg, ob er schon wußte, daß Minnelinde vor Kummer erkrankt war. Röschen aber konnte es nicht über das Herz bringen, die geliebte Herrinn so leidend zu wissen, und ihr nicht der Qualen geheimnißvollste und herbste, die Ungewißheit zu entnehmen. Sie fand Mittel, Minnelinden zu nahen; Alles sagte sie ihr, was sie wußte, nur nicht das Eine, daß Volco's Ältern mit ihm bis nach der entfernten Hauptstadt Frankreichs gezogen, denn das war Jedermann ein Geheimniß geblieben. So wie nur Minnelinde erfahren, daß Volco nicht freywillig ihr entflohen (was sie auch nie sich hatte denken können, es war ja nicht möglich!); so wie sie nur wußte, ihm sey kein Leid geschehen, so drang wieder ein Strahl des Trostes in ihre Seele, sie hoffte wieder und genas. Alles mußte Röschen ihr sagen, und ihr schauderte vor dem Übermaß der Leiden, welche die Unschuldige betroffen hatten; noch oft gestand ihr Röschen, führten schwere Träume die Bilder der überstandenen Bedrängnisse vor sie zurück, zu entsetzlicher Qual, und ihre sonst so blühenden Wangen blieben bleich seit dem Tage der Gefahr, denn der Tod war dicht an ihrem Herzen vorbeygegangen.

Volco hatte nichts von Allem erfahren, was Benno und Röschen erlitten; er konnte nicht ahnen, woher sein

Vater die Entdeckung gemacht, durch die sein ganzes himmlisches Glück in Trümmer geschlagen worden. Ältern und Sohn waren stumm gegen einander, auf allen Herzen lag Leid und Kränkung dumpf und schwer, wie Gewitterschwüle. Der Freyherr, mißtrauisch gegen jeden, der seinen bleichen, stillen Sohn mit mitleidigen Augen anschaute, hatt' ihm den rohen Kunz beygesellt, dem es auch gelang, des Jünglings Vertrauen zu gewinnen, ob schon der Stempel der innern Ruchlosigkeit unverkennbar seinen verwilderten Zügen aufgedrückt war. Er vertraute ihm ein Schreiben an Minnelinden an, welches der Böswicht treulich zu besorgen versprach. Sichtlich und schnell blühte Volco in der Hoffnung auf, um endlich seines Herzens Lechzen durch Kunde von der Geliebten gestillt zu sehn. Einige Wochen vergingen in trunkner Hoffnung, mit jeder Stunde wuchs der sehnenden Liebe Muth. Da kam ein höhnendes, giftvolles Schreiben, Minnelind unterzeichnet, in des Jünglings Hand. Sein Herz verblutete fast an den herben Worten, die, recht künstlich gestellt, jedes ein Mord an allem Glauben, aller Liebe waren. Eine Pariser Dirne hatte diesen höllischen Brief ersonnen, der in das Deutsche übertragen, von fremder, zierlicher Hand geschrieben, Volco täuschen mußte, da er Minnelindens Handschrift nicht kannte. Der Brief wirkte wie Gift auf ihn, es gab keine Wahrheit, keine Liebe

mehr, wenn Minnelinde täuschen konnte! Nichts wirkt so ertödtend auf alle reinen und guten Empfindungen eines jungen Herzens ein, als wenn das Bild der ersten Liebe, dieser Inbegriff aller Vollkommenheit, zu welchem das trunkne Auge schwindelnd hinaufschaut, von seiner Höhe herabsinkt und zerschmettert im Staube liegt. Wie wenige wenden sich in solchen Schmerzen dahin, wo das Herz der Alliebe schlägt, das immer Wahrheit, ewig Treue ist! Velco rang nach Trost, sein Herz war noch unverderben, doch, schlecht geleitet, verrätherisch umgeben, taumelt' er beym Sturz aus dem seligen Eden seiner Liebe in der Sünde Stricke, der lockenden Sünde, die dem Hoffenden einen Himmel zeigt und das Herz in der Wüste verschmachten läßt.

Francisca hieß die Dirne, welche den Brief abgefaßt, den Velco für Minnelindens Antwort auf die rührende Klage seines Herzens halten mußte. Diese Verlorne hatte den schönen Jüngling gesehen und war in der wüthendsten Leidenschaft für ihn entflammt. Sie beschwor den Elenden, der sie aufgefunden und erkauft hatte, den Brief zu schreiben, ihr den jungen Freyherrn zuzuführen; Kunz wurde dieß nicht schwer. Schon begann der Frühling, die Blüthen und Knospen der Waldungen, Baumgänge und Gärten zu erschließen, die das stolze Paris umkränzen. In einem schönen Garten in der Vor-

ſtadt St. Jacques lag das Haus, das Franciſca bewohnte, faſt am äußerſten Ende von Paris, die Seine floß an den Garten vorüber, der klein, aber trefflich beſtellt, das Gebäude umgab, die Fenſter waren von blühenden Orangenbäumen, Granatenſtauden, Oleander und hohen Roſenſtöcken umſchattet, deren Blumen und Blüthen die Kunſt vor der Zeit aus ihren Keimen entlocket. Das ganze Haus war mit ſinnreicher Pracht ausgeſchmückt, hier brachte Franciſca die ſchöne Jahreszeit zu. Sie pflegte in einem Taumel von Freuden zu leben, doch wie allen überſättigten Gemüthern, ekelten die gewohnten Genüſſe ſie an, ohne daß ſie in den edleren Genuß zu finden verſtand.

An einem ſchönen Frühlingsabend wurde Volco, wie von ungefähr, an dem Garten vorübergeführt, wo Franciſca zur Laute ſang. Entzückt von der herrlichen Stimme lauſchte er, umherſpähend nach der Geſtalt der Sängerinn. Bald ſah er ihr roſenſeidenes Gewand durch die Gebüſche ſchimmern; ſie ſaß mit dem Rücken gegen das Gartengeländer gelehnt, ihr blendendweißer Nacken war unverhüllt, die reich mit Rubinen umwundenen, runden, zarten Arme hielten die Laute, der kleine Fuß war ſichtbar, auf einem Sammetpolſter geſtützt, ſchöne Locken umwallten das Haupt, der Wuchs war ſchlank und voll, die Haltung bezaubernd. Trunken vom Anſchauen und Hören

blieb Bolco wie festgezaubert stehen; nicht lange währt' es, so legte die Schöne die Laute aus der Hand, und trat hervor im Abendsonnenscheine, leuchtend in der Fülle ihrer bestrickenden Reize. Bolco grüßte sie, die freundlich dankte — ein kurzes Gespräch, und der Jüngling stand im Garten. Francisca nahm ihn bey der Hand und führte ihn zu einem Tische, auf welchen die köstlichsten Erfrischungen und edelsten Weine in krystallenen Flaschen und Schüsseln bereit standen; sinnreich war die Tafel mit Blumen verziert. Als sich bebend vor Lust Bolco niederließ, erklang aus den Gebüschen das sanfte Spiel einer Flöte; so hold die Töne waren, hätte Bolco Einsamkeit doch lieber gesehen. Die Sonne sank und eine sanfte Dämmerung umwob die Laube, wo die Beyden saßen; Francisca hatte Bolco aus einem goldenen Kelch zugetrunken, er leerte ihn aus, und sank alsbald zu ihren Füßen nieder. „Ich habe noch nie gelebt!" rief er aus, „als bis zu diesem entzückenden Augenblick, wo die Wogen deiner Anmuth mich umwallen, wo ich empfinde, wie reich und heiter das Leben zur Freude ruft! O, mir träumt' von einem armen beschränkten Seyn, von einer unschuldvollen Liebe, die wie der Colibri vom Thaue von süßen Blicken sich nährt — wie öde, wie beschränkt war jene Lust! Welch ein Knabe und Thor bin ich gewesen! Francisca! Nimm mich hin! dein Sclave, dein Eigenthum will ich

seyn, dir auf ewig ergeben!" Francisca lächelte über den Deutschen, der Alles so ernsthaft nahm, sie stand, rascher als sie es gehofft, am Ziel ihrer Wünsche; sie bemeisterte sich ganz des Jünglings, den sie mit sinnloser Leidenschaft liebte. Der Freyherr wußte ihn geheilt von dem Schmerz um Minnelinden; er vergaß, daß das Heilmittel schlimmer war, als das Weh. Er ließ dem Sohne volle Freyheit, überschüttete ihn mit Geschenken und freute sich des gelungenen Werkes, wo er hätte weinen sollen.

Volco ergab sich nun allen Vergnügungen, welche der Reichthum ihm gewähren konnte. Mit unauflöslichem Zauber hielt ihn Francisca in ihren Banden, und beyde waren lange unzertrennlich.

Eines Tages, wo Francisca sehr verstimmt war, weil ein Diener ihr entwichen, der mehrere Kostbarkeiten mit sich genommen, wurde ein bleicher, doch ungemein schöner und sittiger Jüngling zu ihr geführt, der sich erboth, ihr zu dienen; aus Welschland gebürtig, nannt' er sich Carlo. Francisca liebte es, von schönen Gestalten umgeben zu seyn, daher war dieser junge Mensch zu ihr geführt worden. Sein in Schlangenlocken herabwallendes Haar, sein zartgebräuntes Antlitz, wo Schönheit und Lieblichkeit ihren Sitz aufgeschlagen, sein geschmeidig zierlicher Wuchs, und der schmelzend sanfte Ton seiner Stimme, vereint mit der Schüchternheit, Weh-

muth und Zartheit ſeines ganzen Weſens, machten Carlo zu einer wunderbar anziehenden und rührenden Erſcheinung, deren eigenthümlichem Zauber ſich Franciſca ſelbſt nicht zu entziehen vermochte. Carlo war, obwohl ſichtlich weich und innig, doch ſehr ernſt, ſtill und zurückgezogen, dieß war Franciſca willkommen, denn zum erſten Mahl empfand ſie, wie ſehr ihr Leben ſie in aller Reinen Augen herabwürdigen müſſe, und ſie vermied in Carlo's Gegenwart Bolco, deſſen ungeſtüme immer wachſende Leidenſchaft ihr mit Einem Mahle zur Laſt zu werden begann. Carlo blickte oft lange und ſchmerzlich bewegt nach ihr hin, es mußte Liebe ſeyn, was in den tiefblauen Augen unter den ſeidenen Wimpern leuchtete; ſie hatte ſelbſt Thränen in ſeinem Auge belauſcht, ſie ſah ihn täglich mehr ſich härmen, ſie wachte über jede ſeiner Regungen und in ihr Herz drang ein Strahl zarter Empfindung, der es läuterte; die Decke fiel von ihren Augen, ſie ſah die Dinge in ihrer wahren Geſtalt. Bolco vermochte dieſe Wandlung ihres ganzen Weſens, ihren Kaltſinn, ja zunehmenden Abſcheu nicht zu tragen. Argwohn und Eiferſucht folterten ſein Herz, doch wie ſehr er jeden Schritt, jede Bewegung zu allen Stunden zu erſpähen bemüht war, er konnte den verabſcheuten Nebenbuhler nicht entdecken; Franciſca lebte einſam und in tiefer Schwermuth hin, Bolco's Wuth über ihre Kälte

ſetzte ſie Thränen, auch wohl Trotz entgegen, und er verzweifelte vor dem Räthſel ihrer Veränderung, ihres ganzen Seyns, ſo daß auch er oft ſie verließ und Tage und Nächte in den Wäldern zubrachte, Nahrung, Troſt und Hülfe verſchmähend. Troſtlos waren ſeine Ältern, ſie ſahen nun ein, wohin es durch die Rathſchläge des verworfenen Kunz mit ihrem Sohn gekommen, und überhäuften ihn mit Vorwürfen; auch Volco verabſcheute ſeine Gegenwart; ſcheu und von Allen verſtoßen entfernte ſich der Ruchloſe eines Tages, und kam nie wieder.

Eines Abends im Erntemond, da Franciſca in der nähmlichen Laube ſaß, wo ſie Volco gefunden, und ihre Laute in ſehnſuchtsvoll ſchmelzenden Accorden erklingen ließ, kam der ſchöne Carlo den Laubgang träumeriſch entlang. Beym Anblick der Herrinn wollte er ſich entfernen, ſie geboth ihm, näher zu treten und ſich niederzulaſſen, er gehorchte mit Beben. „Carlo," ſprach ſie zitternd zu ihm, „ich kann es Dir nicht verhehlen, ich liebe Dich mit niegekannter Gluth, mein Leben und Glück hängt an Deinen Blicken!" „Ich bin nur ein armer Diener, Gebietherinn," ſtammelte der Jüngling, doch raſch fiel Franciſca ein: „Du biſt der Liebenswürdigſte aller Geſchaffnen, der Inbegriff alles Adels der Seele und des Herzens, ein Weſen, wie ich mir nie eins ſo gedacht." — „Franciſca," entgegnete Carlo ſehr ernſt,

„Du biſt der Sünde und aller Thorheit ergeben, denk' an Deine Seele und laß ab von Deinem verkehrten Leben! Nicht ein geſchaffnes Weſen iſt ſolch ein Vollkommenes, wie Du in mir zu erblicken glaubſt, aber ſchon, daß Du Dir eines ſo denkſt, kann Dich zum Heile führen. Geh, arme Bethörte, hin zur wahren Quelle, wo dein Dürſten gelöſcht werden kann. Wäre ich, was Du glaubſt, und könnteſt Du auch mich hernieder ziehen, auch meiner würdeſt Du überdrüſſig werden, wie des unglücklichen Volco, den Du mit Höllenkünſten beſtrickt, und nun verſtoßen haſt!"

Franciſca war entſetzt, den ſchüchternen Carlo ſo reden zu hören, doch ſie liebt ihn zu glühend, um ihm zu zürnen. Laut weinend ſank ſie zu ſeinen Füßen nieder.

„O Carlo, Grauſamer!" rief ſie aus, „ich fühle es ja, daß alles furchtbar wahr iſt, was ich ſonſt verlacht und verhöhnt! Es gibt eine Liebe, eine Treue, eine Tugend, einen Gott, und was in mir denket und empfindet, das iſt nicht dieß Herz, das dereinſt in Staub zerfällt, aber, ich konnte dieß Alles ſonſt nicht glauben, nicht ahnen, von zarteſter Jugend auf wurd' ich hingeriſſen zum Verderben! Carlo, verwirf nicht mein Flehen, ſchöner, holdſeliger Jüngling, Du ſollſt mich ja nicht lieben, aber leite mich! Hilf mir die Wahrheit finden, verſtoß' mich nicht, ſonſt bin ich ohne Rettung verloren!"

Mit naſſen Augen und ſanftem Bezeigen hob Carlo die Unglückliche auf, die weinte, als wolle ſie ſich auflöſen in Thränen, und bewußtlos vor Jammer und Seligkeit in ſeinen Armen lag. Die Sinne vergingen ihr, mit Schatten des Todes war ihr ſchönes Auge umwölkt. Mit gewandter Hand löſ'te Carlo die Bänder ihres Bruſtlatzes, um ihr Luft zu ſchaffen, aus ſeinen Hüllen quoll der Schwanenbuſen hervor, der fieberhaft wallte. Sanft ließ Carlo ſie auf eine Raſenbank nieder. „Verruchter!" ertönt' im ſelben Augenblick eine donnernde Stimme und mit einem leiſen Geſtöhn ſank der Jüngling, durchbohrt von Volco's Dolch, auf den Raſen nieder.

„Mörder!" rief Francisca, „nun tödte auch mich!" Ein wildes Hohngelächter war Volco's Antwort, er ſtand mit verſchränkten Armen dem Sterbenden gegenüber und ſchien ſich an ſeinen Todeszuckungen mit teufliſcher Luſt zu weiden. Francisca wollte dem Geliebten zu Hülfe kommen, wild ſchleuderte Volco ſie fort, und vergehend ſank ſie in die Knie mit gerungnen Händen. Doch plötzlich erhob ſich Carlo und ſprach mit matter Stimme: „Verirrter Volco, erkenne nun, wen Dein blinder Wahnſinn hier geopfert!" — „O, all ihr himmliſchen Mächte," rief Volco, niederſtürzend: „Du biſt's, Minnelind, Vergeßne, Verkannte, Engel des Lichtes, Du biſt's!"

Minnelind lächelte ſanft. „Dir iſt vergeben!“ lispelte ſie.

Franciſca ſah ſtarr hin auf den Boden, mit rollenden Augen, bleicher als der Tod. Kaum hatte ſie wahrgenommen, wie Bolco Minnelindens Hand mit Thränen und Küſſen bedeckte und bemüht war, das Blut zu ſtillen, das ihrer Wunde entquoll, ſo entfloh ſie wie ein Pfeil. Bolco bemerkte nicht ihr Verſchwinden, er hoffte noch, Minnelindens Wunde möge nicht tödtlich ſeyn. Als er ſie, die ihm immer ſanft, wie ein ſchon verklärter Engel, zulächelte, mühſam verbunden, rief er Franciſca's Leute und ließ beym Abenddunkel die Getreue in ſeiner Ältern Haus tragen. Hier rief er ſeine Mutter herbey, ſagt' ihr mit Eile was vorgegangen, und führte ſie zu Minnelind, die auf einem Lager in todesähnlicher Ermattung lag. Schön, unendlich rührend und anmuthig war ſie anzuſehen, der Frieden der Unſchuld verklärte ihre himmliſchen Züge. Mechthildis weinte bey ihrem Anblicke leis und ſtill; noch wußte Niemand wie ſie nach Paris und zu dem ſeltſamen Entſchluß gekommen, in dieſer Verhüllung Bolco's Schritte zu erſpähen; doch Mechthildis fühlte, daß wunderbare Liebe und Treue alles überwunden, was ihr im Wege ſtand; ſie ſah, daß Minnelinde ihr den Sohn gerettet! Nachdem ſie ſchleunig und beſonnen alles zur Hülfe angeordnet, eilte Mechthildis

zu ihrem Gemahl. Sie warf ſich weinend an ſein Herz, ſagte ihm was geſchehen und beſchwor ihn, jede Kraft aufzubiethen, um Minnelindens Ältern zu verſöhnen und dieß holde Geſchöpf glücklich zu machen, wenn ſie dem Leben wieder geſchenkt würde. Der Freyherr glaubte eine Fabel zu hören, er konnte den Zuſammenhang nicht faſſen und erbebte vor der Seltenheit und Größe des Heldenmuths der Liebe in einer ſo zarten Mädchenbruſt. Doch wie er, leiſe eintretend zu Minnelinden, ſie erblickte in all ihrer ſüßen, unendlichen Schönheit und Holdſeligkeit, da fühlt' er wohl, wie Alles ſo kommen müſſen. Reuevoll und erſchüttert ſank er vor der Holden nieder, bath ſie innig um Verzeihung, und flehte ſie, ſich und ihr Leben der Liebe zu erhalten, indem er ſeinen Starrſinn und die Künſte ſeines ſchändlichen Rathgebers als einzige Urſachen der Verderbniß ſeines Sohnes anklagte.

Minnelinde blickte dankbar gegen Himmel. Sie hatte das Werk der Treue vollendet, Volco war gerettet, Franciſca im Kloſter der Büßerinnen, der Feind ihres Vaters verſöhnt. Sie erzählte mit matter Stimme, daß Röschens Sorge ihr Volco's Aufenthalt und ſeine Gefahr entdecken helfen, daß Benno ihr, als ſie eine Wallfahrt zum Vorwand genommen, das Haus der Ältern zu verlaſſen, zur Flucht behülflich geweſen und ſie hierher geleitet, wo ſie den Entſchluß gefaßt, ſich unerkannt zu

Franciſca zu begeben, um, wo möglich, Bolco der Verführerinn Schlingen zu entziehen.

Die Thränen des unglücklichen Bolco, das Schluchzen Mechthildens unterbrachen oftmahls Minnelindens rührenden Bericht. Sie hatte ihn nun vollendet. Mit dem Lächeln der Seligen reichte ſie Bolco die ſchneeweiße, ſchon kalte Hand, liſpelte: „Aller Segen des Himmels mit dir! Tröſte meine Ältern" — dann faltete ſie die zarten Hände, blickte ſtill bethend gegen Himmel, und im Gebeth flog die ſchönſte Seele der Heimath zu.

Minnelindens irdiſche Hülle wurde in geweihter Erde unſern Paris beſtattet, ihr Herz in goldnem Kelch kam nach Deutſchland zu ihren troſtloſen Ältern zurück. Aller Haß war vertilgt, der Frieden der unſchuldvollen Liebe Minnelindens waltete nur allein in den vaterländiſchen Gauen. Bolco ging zurück in die ſtille Klauſe, die Minnelind ihm zur Wohnſtadt bereitet, hier lebte er der Andacht und Buße, der Seligkeit, der Erinnerung, der Sehnſucht nach Wiedervereinigung mit Minnelinden. Sein ſanftes Leid, ſeine tiefe Frömmigkeit, ſeine wohlthätige Milde erwarben ihm die Liebe und Bewunderung der ganzen Gegend, und dankbare Treue der Armen, die er getröſtet und dem Elend entriſſen, umkränzte mit jedem jungen Frühling mit friſchen Blüthen ſein frühes Grab.

Gloriande.

Eine Geſchichte

in zwölf Abenteuern.

Erſtes Abenteuer.

Wie die ſchöne Gloriande alle ihre Freyer abwies, daß ſie mit Schimpf von dannen zogen.

Am Fuße der ſüdlichen Pyrenäen lag vor Alters eine wohlbefeſtigte Stadt in dem fruchtbaren Gefilde, welches der Urola in unabſehbaren Windungen durchſtrömt. Hier herrſchte ein weiſer und liebreicher König, Alkuin geheißen, deſſen höchſte Lebensfreude ſein einziges Kind, die wunderherrliche Gloriande war, das ſchönſte Mädchen, das je geboren worden. Sie war hoch und ſchlank, wie die Palme, friſch, wie die Roſe, anmuthig, wie die Frühlingluft; ihre Augen glichen den Sternen, ihr goldenes Haar beſchämte die Sonne an Glanz; es wallte in ſolcher Fülle herab, daß ſie ſich ganz darin verhüllen konnte, ſo daß ſie, umleuchtet von dieſem wogenden Strahlenmeere, aus welchem das wonnige, friſche Antlitz hervor ſchaute, die Augen blendete, und keiner Pracht, keines Schmuckes bedurfte, wie ſie denn auch, wohlbewußt, welche unübertreffliche Zierde Natur ihr geſchenkt, ſtolz auf dieſe, Gold und Edelſteine für zu niedrig hielt, ſich damit zu ſchmücken.

Als nun Gloriande ihr achtzehntes Jahr erreicht, drang der König, ihr Vater, in sie, und bath sie mit großem Ernst, nicht fernerhin alle ihre Freyer so schmachvoll zurückzuweisen, wie sie bis dahin gethan, sondern unter den Königssöhnen, welche der Ruf ihrer unvergleichlichen Schönheit aus allen Landen, über die fernsten Meere herbey zog, sich um sie zu bewerben, denjenigen, der ihr der trefflichste schiene, zum Gemahl zu erkiesen. Nicht bloß der König, auch die edlen Frauen der Ritter an seinem Hof drangen in sie, indem sie ihr vorstellten, daß die Liebe süß und schön vor allen Dingen, und nichts herrlicheres und erwünschteres auf dem ganzen Erdenrunde sey, als zwey Herzen, die sich in treuer Liebe gefunden. Auf solche Reden pflegte Gloriande zu erwiedern, »daß sie nicht begreifen könne, was die ehrwürdigen Frauen meinten, noch, was irgend Liebe sey, auch nimmermehr etwas davon wissen wolle, indem sie die Schwachheit, sich dem Willen und der Herrschaft eines Mannes zu unterwerfen, für gar etwas jämmerliches halte, und kein schöneres Glück kenne, als sich frey und hoch, gleichsam schwebend über der Erde zu fühlen, recht, wie eine schöne Blume, die der Himmelthau nur berührt, und die nur nach dem Lichte sich wendet.“ Auf solche Reden pflegte dann wohl die liebreichste und anmuthigste der Frauen am Hofe des Königs Alkuin, die edle Blanka, zu er-

wiedern, daß es für Frauenſeelen ein höheres Licht gäbe, das nur aus der Nacht der Schmerzen aufginge;" aber Gloriande ſchüttelte ungläubig das ſtrahlenumwallte Haupt, und keine Vermahnung wollte bey ihr fruchten, vielmehr erfreute ſie nichts ſo ſehr, als der Triumph, die kühnſten und glänzendſten ihrer Freyer mit dem beißendſten Hohn öffentlich abzuweiſen, ſo, daß man von ihr zu ſagen pflegte, ſie ſey, wie die ſeltſame Pflanze aus fernen Oſten, welche in ſich ſelbſt Gift und Gegengift trägt, denn ihr Spott heile die tiefen Herzwunden, welche ihre göttliche Schönheit geſchlagen.

Nun aber, da Gloriande ihr achtzehntes Jahr erreicht, wurden die Ermahnungen des edlen Königs dringender, und es waren, ſo weit die Erdkunde jener grauen Tage ging, kaum noch einige Königſöhne vorhanden, welche ſich um die Prinzeſſinn bewerben konnten, und ſchon waren mehrere Monden vergangen, ohne daß ein Einziger gekommen wäre, ſich, wie die vorigen Freyer einen ſchimpflichen Abſchied zu hohlen, ſo, daß der König in großer Beſorgniß ſtand, keinen würdigen Eidam mehr zu finden, zumahl da der Ruf des höhniſchen Weſens der Prinzeſſinn ſchon ſo weit gedrungen war, als der ihrer göttlichen Reize und unübertrefflichen Vollkommenheiten.

Während der König in ſo ſchweren Beſorgniſſen

ſtand, ob jemahls ſeine Tochter einen Gemahl fände, der ihr anſtändig dünkte, wurde die ſchöne Gloriande nur immer übermüthiger und vergnügter, gleichſam als hätte ſie vermuthet, es müſſe einer der fabelhaften Götter, an welche ſie als blinde Heidinn glaubte, herabſteigen, ihr den Thron des Olympos anzutragen. Der König bekümmerte ſich mit jedem Tage ſchmerzlicher um ſein Kind, und ſeine Nächte waren ſchlaflos für Kummer. Da begab es ſich eines Tages, daß eine Geſandtſchaft aus der Provence in der Königshalle anlangte, und um Gehör beym edlen Alkuin in gebührender Ehrfurcht erſuchte, wobey ſie auch um die Vergunſt bathen, daß die ſchöne Gloriande ihre Bothſchaft mit anhören möchte. Als der König dieſen Antrag vernahm, war er ſehr froh, denn er merkte bereits, daß dieſe Geſandtſchaft keinen andern Zweck haben könne, als um die Hand der Prinzeſſinn für den Sohn des Königs von Provence, einem kriegeriſchen Helden aus Burgunderſtamme, zu erſuchen, der die letzten Römer aus Maſſalia und den übrigen Gegenden der blühenden und geſangreichen Provence weggejagt hatte. Somit eilte der König die Geſandten zu empfangen, und ließ ſeine Tochter neben ſich auf dem Throne ſitzen, ihre Bothſchaft anzuhören. Die Geſandten, Männer von hoher und trefflicher Geſtalt, mit ſchneeweißen Kleidern, Purpurmänteln, und das ehrwürdige Haupt, ſo wie die von G...

ſundheit und Muth geröthete Wange von ſilberweißen Locken umſpielt, erſchienen mit ernſter und ehrfurchtvoller Geberde, neigten ſich und brachten dem König die Geſchenke des Königs von Provence dar, die ſo reich und köſtlich waren, als man nicht leicht etwas geſehen hatte. Da nun König Alkuin die Greiſe ermahnte, ihren Antrag vorzubringen, ſprach der Älteſte unter ihnen: „Edler und gerechter König, und Du, ſonnenſtrahlende Schönheit, höret uns günſtig an. Unſer heldenmüthiger König Baudoin und der Prinz, ſein Sohn, und Erbe ſeines fluthenumſpülten Reichs, laſſen Euch in Freundſchaft und Treue ihren Gruß entbiethen, und um die Hand der ſchönen Prinzeſſinn Gloriande für den Prinzen bitten, deſſen Schönheit, Tapferkeit, Seelengröße und Trefflichkeit ihn einer ſo hohen und liebreitzenden Prinzeſſinn würdig machen." Als der Geſandte dieſe Worte geſagt, ſchwieg er, und erwartete in Ehrerbiethung die Antwort vom Throne. Da ſah Gloriande ihren Vater ſtumm und fragend an, ſie wußte ſich vor Erſtaunen und Verdruß nicht zu faſſen und konnte ſich gar nicht davon erhohlen. Endlich rief ſie aus: »O, Jupiter! welch ein Freyer muß mir das ſeyn, der Graubärte ſendet, ſtatt ſelbſt zu kommen und um Liebe zu werben! Iſt er beſſer, als die andern Königsſöhne, die ſelbſt gekommen ſind, ſich ihren Abſchied zu hohlen. Wie? oder iſt er ſo häßlich, mißge-

ſchaffen und unanſehnlich, daß er ſich nicht wagt, vor meinem Antlitz zu zeigen? Geht, ihr Greiſe, und ſagt Eurem Herrn, daß ich dieſe Sendung als Schimpf empfinde, und daß ich, ehe ich meine Hand an einen Prinzen gebe, welcher einem Häuflein Thunfiſcher befiehlt, und durch Bothſchaft um die ſchönſte Prinzeſſinn der Welt wirbt, lieber mein ſonnenflammendes Haar vom Scheitel trennte, ja, die gemeinſten Arbeiten verrichtete, vor den Thüren der Landleute mein Brot ſuchte und Gold aus ſeines Vaters Händen zum Almoſen empfinge!" Die Prinzeſſinn war ſo hochroth vor Zorn und Grimm, und ſo bewegt, daß ſie nicht mehr ſprechen konnte, ſo, daß ſich voller Furcht und Kummer die Geſandten hinwegbegaben, untereinander ſprechend, das ſey eine grauſame und herzloſe Schönheit, und ein ſolches Bezeigen müſſe einen verderblichen Krieg zwiſchen beyden Ländern entflammen, da König Baudoin und ſein heldenmüthiger Sohn dieſe Schmach nicht ungerochen laſſen könnten. Als Gloriande von dieſen Geſprächen hörte, lachte ſie laut, und bath ihren Vater nur ruhig zu ſeyn, da ein Mann, der nicht das Herz habe, ſelbſt ſeine Bewerbung zu machen, auch wohl ſchwerlich über die Pyrenäen kommen würde, um ſich zu rächen, daß ſeine Hand ausgeſchlagen worden. Mit ſolchen Gründen mußte ſich der gute König zufrieden geben; auch ſchien Gloriande nicht unrecht vor-

hergesagt zu haben, denn es kam Niemand von der Provence, den Schimpf zu rächen, auch sonst kein Freyer kam fernerhin. Die Prinzessian war sehr vergnügt über diese Ruhe, in welcher sie ihrer Lieblingsbeschäftigung, der Jagd, mit unersättlichem Vergnügen nachhing. Auf stolzem, milchweißen Roß, den isländischen Falken am Purpurseil auf der Faust, geharnischt und bewaffnet mit Jagdspieß, Pfeil und Bogen durchflog sie die Waldung, drang bis in die tiefste Einsamkeit, klomm die unwegsamsten, schroffsten Höhen hinauf, und ließ, keinen Ruf beachtend, keiner Warnung gehorchend, ihr staunendes Gefolge weit hinter sich zurück, im innern Herzen überzeugt, ihr blühendes Daseyn stünde in dem Schutz höherer Mächte.

Zweytes Abenteuer.

Wie Gloriande sich im Wald verirrte.

Eines Tages, da Gloriande in der ersten Morgenfrühe durch den Wald irrte, und auf eine frisch grünende Wiese hingelangte, die von steilen Felsenwänden ringsumgeben, und von einem rieselnden Bach durchschlängelt, in aller Anmuth des Frühlings leuchtete, verweilte sie, erwägend, daß sie noch nie zuvor auf ihren Streifereyen diesen Platz gefunden, dessen Lieblichkeit und Fri-

ſche ihr wohlbehagte. Sie ſtieg vom Roß, warf ihm den Zügel über und ließ es graſen, indeß ſie ſich unter den weißen und roſigen Blumen erging, die in überreicher Fülle den Rand des Baches ſchmückten. Die Vögel in den Blüthenbäumen ſangen hell, die junge Sonne ſtieg, noch im Purpur des Morgens ahnungvoll und lieblich hinter den Felsſpitzen hervor, und überleuchtete wonniglich die grüne Wieſe. Der Falke auf Gloriandens Hand ſchüttelte ſo ungeduldig die regen Schwingen, daß die Prinzeſſinn, ſobald ſie neugierig um ſich ſchauend, hoch in der Luft, einen fernen ſchwarzen Punct erblickt hatte, ihrem trefflichen Schützen die Kappe abnahm, und die Schnur frey ließ, ſo daß er im nächſten Augenblick ihr ſchon ſo fern war, wie der Gegenſtand, den ſie zuvor wahrgenommen, und der ſich vor dem Falken hin, ihm unerreichbar, mehr nach der Felſenhöhe zu ſchwang; im raſchen Flug folgt ihm der Falke, und zwar in ſo entſchiedener Richtung nach dem Felſen hin, daß Gloriandden keine Wahl blieb, als ihn abzurufen, oder der Richtung zu folgen, die der Falke nahm. Unbekümmert um ihr Roß und um das Ziel des Weges überhaupt folgte die Prinzeſſinn einem Pfade, der in die Waldung und von dort aus ziemlich ſteil bergauf führte. Mit jedem Schritt hoffte ſie, ihr Falke würde den Raubvogel, den er verfolgte, und der ihn nach ſich lockte, erreichen.

und ſich zurückſenken, allein er ſtieg nur immer höher und eifriger auf, und ſie mußte ihm folgen, bis ſie nach dem beſchwerlichſten Emporklimmen todesmatt und lechzend vor Durſt ſich auf einer öden, kahlen Felsplatte befand, auf welcher ein zerfallenes Gemäuer mit einem gewaltigen Thurme aus Baſalt gebaut, und mit einer hohen Wölbung ſtand, deren Öffnung weit hinab in das Gebäude in tiefes Dunkel hinabführte, aus welchem bisweilen ein Ton wie ein Seufzer hervordrang, ſo daß Gloriande bey dieſem Schall, zweifelnd, ob ihn der Luftzug oder eine menſchliche Stimme verurſache, von Bangigkeit überfallen, nicht wagte, hinabzuſteigen, wie ſehr die Neugier ſie antrieb, es zu thun. Ganz unbewohnt ſchien der uralte Bau, deſſen Epheu umrankte Trümmer in ihrer Hoheit und Kühnheit noch immer mit Stolz von ehmahliger Herrlichkeit zeigte. Tiefe Stille herrſchte au der weiten Felsplatte und im Thale, und die Prinzeſſinn fühlte ſich mehr und mehr mit jedem Augenblicke beklommen, hülflos und ſo lechzend nach Labung, daß ihr vor bitterm Leid und grimmigen Durſtes Pein helle Thränen in die Augen drangen.

Indeſſen hatte der Falk ſeinen Raub, einen kleinen Steinadler, glücklich erreicht, blutend, aber ſiegreich nach langem Kampfe kam er mit ſeiner Beute zurück. Der Adler mußte auf jenem verödeten Thurm horſten, denn

wehklagend umſchwirrte dieſe Höhe ein ähnlicher Vogel, der ſich, nicht achtend der Gefahr, welche der Falke ihm drohte, auf den Leichnam des erlegten Adlers ſchreyend niederließ, und ihn mit ſeinem Fittig überdeckte, ſo daß Gloriande das Weibchen oder die Mutter des Adlers an dieſem Bezeigen zu erkennen meinte. Eine ſeltſame Rührung kam über ſie. Der Falk wollte auf den wehklagenden Vogel ſtoßen, allein Gloriande rief ihm mit dem goldenen Pfeifchen und blendete ihn ſchnell, indem ſie, über dieſen Anblick ihres Durſt's vergeſſend, für ſich ſagte: „Wunderbar! ein ſchnödes Raubthier, und weiß von Liebe und Treue, und der Falk im Horſt vertheidigt mit Lebensgefahr, meiſt ſiegreich ſeine Brut, wenn ein kühner Schütz ſich hinauf wagt, ſie auszunehmen. Gleicher Weiſe ſah ich die Turteln einander gar ſänftiglich ſich ſchnäbeln, und höre ſie von fern einander rufen, ſo wie die Eine weggeflogen! So auch ſtirbt die Turtel ihre Jungen vertheidigend und kühner Muth entflammt das kleine Herz. Ja, ſie ſtirbt bey dem erlegten Gatten in Kummer dahin, und trinkt nicht mehr, ſie habe denn zuvor das Waſſer mit ihren Füßen getrübt. Was muß das für eine allgewaltige Empfindung ſeyn, welche den wilden blutgierigen Raubvogel ſo beſeelt, wie die girrende Taube, und das winzigſte Singvöglein, ja, das wunderkleinſte Inſekt! Iſt aber die Liebe von ſolcher Gewalt, daß ſie

ſich Alles unterwirft," ſchloß die Prinzeſſinn, „ſo bin ic
wahrlich glücklich und auserkoren, daß ich ihrer Mach
entgehe!" Indeß war die Sonne hoch geſtiegen, ſie brannt
mit unerträglicher Gewalt auf der Felsſpitze; Gloriand
war ſo ermattet, daß ſie unvermögend ſich fühlte, noc
einen Schritt zu thun. Sie glaubte in dieſer Einſamkei
keine Rettung, keine Linderung zu finden, und weint
laut, indem ſie dafür hielt, ſie müſſe hier troſtlos ver-
ſchmachten, und es ſey um ihr junges Leben gethan. Glo-
riande brachte den ganzen Tag in dieſer bejammerungswür-
digen Lage zu, ſchon dunkelte die Nacht, ihr Falke ſchlum-
merte, und jede Rettung ſchien unmöglich, als ſie von einer
andern Seite der Felsplatte her einen lieblichen Geſang,
wie von friſchen Mädchenſtimmen, der näher und näher
tönte, vernahm, ſo daß Gloriande einen Augenblick ver-
ſucht war zu glauben, eine überirdiſche Macht, die zu ih-
rer Rettung nahe, kündige ſich ihr in dieſen wehmüthig
ſüßen Tönen an. Sie ſtrengte ihre letzte Kraft an, um
auf den Ort zuzugehen, daher die Stimmen kamen;
der Fackelſchein, welcher die Nacht reizend erhellte,
diente ihr beſſer die Richtung zu zeigen. Bald, ſo nahm
ſie eines wohlgeordneten Zuges junger, hochſchlanker Mäd-
chen von trefflichem Anſehen wahr; dieſe, von der an-
dern Seite des Felſens auf breitem und ebenen Wald-
wege langſam heraufkommend, waren köſtlich geſchmückt

mit weißen Kleidern, die purpurne und himmelblaue Bänder in zierlichen Arabesken einfaßten, und mit schwarzen und purpurnen Korallengewinden, in natürlichen Zacken, dicht unter der Bruſt umgürtet. Die Ärmel ſchloſſen knapp um die bräunlichen, ſchön geformten Arme, Goldſpangen umfingen ſie, um die hochrothen Wangen, ſpielte blendend beym Fackelſchein der Glanz der köſtlichen, Gold gefaßten Perlen, den ſchlanken Leib hinab hing das, mit Gold- und Silberbändern reich durchflochtene, rabenſchwarze Haar; Hals und Buſen umfunkelten Geſchmeide von roſenfarbigen Korallenzacken, ſtolz und anmuthig prangte das Haupt dieſer Schönen über den ſtattlichen und zarten Körperbau, leuchtend mit wundergroßen ſchwarzen Augen, und mit dem Schmelz der feinſten Perlen, die durch den kleinen vollen Mund mit wunderſamer Lieblichkeit hervorſchimmerten, indeß ſie ſo trefflich im Chor ſangen; wehende Schleyer von feinem Baumwollenzeug mit Gold und Blumen durchwirkt, erhöhten wunderſam die Lieblichkeit und Pracht des Anblicks dieſes ſchönen Zuges. Aus den hohen Blicken der Jungfrauen leuchtete Stolz und Freymüthigkeit, ihre Züge waren edel gebildet, und jede ihrer Bewegungen liebreizend und anmuthsvoll. In den Händen trugen ſie Körbchen mit Früchten und Blumen, auch Krüge von rother Erde mit duftendem Wein angefüllt. Sie bemerk-

ten die Königstochter nicht, die abwärts im Schatten eines verfallenen Gemäuers ſtand, und ſchloſſen, noch immer ihren Geſang fortſetzend, einen Kreis, wobey ſie die verſchiedenen Gaben, die ſie bey ſich trugen, in einen großen Korb ausleerten, und dieſen, gepaart im Zuge, nun dicht vor die Öffnung des Gebäudes hinſetzten, wo dann Gloriande vom Chor, deſſen Geſang ſie bis dahin nicht verſtehen konnte, deutlich die Worte vernahm:

Soll denn nie dein Leiden enden?
Sollen ſtets die Seufzer tönen?
Mira, lieblichſte der Schönen,
Süße Mira, tröſte dich!
Sieh! es iſt mit Liebe-Spenden
Freyer Jungfraun Schar gekommen,
Flehen, nun den Fels erklommen:
Hohe Mira! tröſte dich!
Friſche Blüthen, Frühlingsgaben,
Früchte, reif im Sonnengolde
Bringen koſend, wir, du Holde!
Zarte Mira! tröſte dich!
Ach! ein einſam Herz zu laben
Und zu lindern ew'ge Wunden
Ward kein Balſam noch gefunden
Arme Mira! tröſte dich!

Als die Jungfrauen ihren Geſang vollendet, vernahmen ſie dicht hinter ſich einen Seufzer, ſo ſchwer und tief, daß bey der Nachtſtille ringsum der Wiederhall ihm Ant-

wort gab. Sie blickten um ſich her, und vor ihnen ſtand Gloriande mit flehend aufgehobenen Händen bleich und ſchön, hoch und herrlich, ihr goldenes Haar flatterte leuchtend im Winde um ſie her. Gloriande war ſo todesmatt, daß ſie nur unvernehmliche Laute ſtammeln konnte. Kaum hatten die Mädchen ſie bey Fackelſchein genauer betrachtet, als ſie alle mit dem Angſtſchrey: „Mira! das Geſpenſt!" dieſe ihre Körbe wegwarfen, jene ihre Fackeln, und wie ſinnlos den Felspfad hinabeilten, unbekümmert um den Klageruf der Prinzeſſinn, der ſie nur auf wenige Schritte hin erreichte.

Als Gloriande, höchſt beſtürzt und verwirrt über dieß wunderliche Bezeigen der Dirnen, die ſo feyerlich und heiter den Fels hinaufgekommen waren, noch nachdachte, gewahrte ſie der köſtlichen Früchte und duftenden Krüge mit Wein, die zurückgeblieben, und mächtig erwachte in ihr die Liebe zum Leben, ſo daß ſie, ungeachtet der Gefahr und Bedenklichkeit ihrer Lage bey dieſem wüſten Gemäuer, das einer Raubhöhle glich, und in einſamer Nacht, zu benutzen beſchloß was das gute Glück ihr gebothen, und ſich zu erquicken begann. Nie hatten ihr an ihres Vaters Tafel die köſtlichſten Früchte ſo ſüß gemundet, und kaum hatte ſie ihren brennenden Durſt geſtillt, als ſie in einen ſanften Schlummer fiel.

In ihren Träumen erblickte ſie eine hochherrliche

Frauengeſtalt, im weißen Todtenſchleyer, welchen ſie mit der ſchneeweißen Hand zurückſchlug und der Königstochter bey Mondenlicht ein Antlitz, umwallt von goldenen Locken zeigte, von deſſen himmliſcher Holdſeligkeit und entzückender Schönheit Gloriande ihren eigenen Reiz verdunkelt ſah, denn es war etwas ſchöneres als die Schönheit ſelbſt in dieſer Geſtalt, welche von allem Zauber der Wehmuth umleuchtet, vor Glorianden ſtand. Ihre Geberde war mehr warnend als dräuend, ſie deutete nach dem Eingang des verfallenen Bergſchloſſes hin, hob flehend die Hände, und verſchwand, indem ſie ſo tief und ſchmerzlich ſeufzte, daß ſich die Prinzeſſinn davon ganz betroffen und erſchüttert fühlte. denn ſie hatte noch nie etwas vom Leide erfahren, und hatte vermeint, Alles ſey bloß geſchaffen und da, um ihr zu dienen und ſie zu erfreuen.

Drittes Abenteuer.

Wie Gloriande hinab nach dem Ufer des Andajo kam.

Als Gloriande erwachte, kündete die Dämmerung bereits den jungen Tag an, das uralte Gemäuer leuchtete im tiefen Purpur des jungen Morgens. Gloriande genoß des herrlichen Anblicks, ſie erquickte ſich an den Gaben, welche die Landmädchen Abends zuvor dortgelaſſen,

und eilte dann, den Weg einſchlagend, den jene genommen, hinab, hoffend, wenn ſie zu Menſchen komme, ſo werde ſie wiederum zu ihres Vaters Hof geleitet werden, denn der Weg, den ſie geſtern, ihrem Falken folgend, hinauf genommen, meinte ſie nicht wieder zu finden; ſie nahm alſo ihren Falken und ſchickte ſich an, den wohlgebahnten Waldweg hinab zu ſteigen. Nach Verlauf einiger Stunden, welche die Anmuth des Waldes bey Frühlingmorgenſchein, der Geſang der Vögel und der Anblick ſchönen Gewildes, das friedlich ſich dort erging, ſehr erheiterte, gelangte die Prinzeſſinn an eine freye Stelle, mit Hütten bedeckt, und vor ihren Augen breitete ſich das Meer aus, in deſſen ruhiger Fluth ſich die Morgenſonne in voller Pracht ſpiegelte. Dieſer nie gekannte Anblick riß Glorianden zu einer ſolchen Bewunderung hin, daß ihre Thränen floßen und ſie die Augen nicht von dem Meer abwenden konnte. Doch ſie gedachte nun auch der Sorge ihres Vaters um ſie, und eilte nach den ſchön umpflanzten Hütten zu, um zu erfahren, wie ſie wieder zurück nach dem Strand des Urola gelangen könne, und ſich gegen Verheißung hohen Lohnes Begleitung zu verſchaffen. Ohne ſich lange zu bedenken, trat die Prinzeſſinn, mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, in die erſte Hütte ein, die ſie offen fand, woſelbſt ein hochbetagtes Mütterlein ſpinnend am Feuer ſaß. Die ſchöne Gloriande war

ſehr froh, als ſie dieß Mütterlein erblickte, ſie grüßte ſie freundlich, mit ſanften Worten, und bath ſie, ihr eine Weile hier Raſt zu gönnen, und ihr Rath zu geben, wie ſie ein gutes Roß und ſichere Begleitung nach ihres Vaters Hof ſich verſchaffen könne. Das Mütterlein nickte mit dem Haupt und rief aus: „wahrlich das dacht' ich wohl, daß ein hoher Gaſt in meine Behauſung gekommen, denn meine Augen ſind ſchwach und blöde, und ich kann Dich, edle Königstochter nicht ſehen, aber Du biſt eine Sonne von Licht und Glanz, denn meines Auges Kraft ſtärkt ſich an dem Wunderlichte, das von Dir ausſtrömt und Dich entzündend umfließt!" „Das ſind meine Haare, gute Alte," entgegnete Gloriande, „ich trage keinen andern Schmuck als dieſen." „So biſt Du der wunderherrlichen Mira gleich," fiel das Mütterlein ein, denn von dieſer geht die Sage, daß ſie ein alſo leuchtendes Haar geſchmückt, ſo daß, wer ſie nur ſah, davon geblendet, wie vom Sonnenlicht geweſen. Wenn Du auch ſonſt ihre Schönheit haſt, o, Königstochter, ſo hüthe Dich vor ihrem Schickſale, denn ſie ſeufzet noch immer auf Schloß Rios, dem Wohnſitze des ſtolzen Heldenjünglings, der ihrer göttlichen Schönheit Hohn geſprochen, und Du mußt wiſſen, Gloriande, daß Du jetzt eben nirgend anders herkommſt, als von dem Schloß, auf welchem dieß trübſelige Geſpenſt hauſet."

„Mütterlein," rief ſchmeichelnd die Königstochter, „ich bitte dich, erzähle mir von der ſchönen Mira, denn wenn auch dieſe ſo wunderprächtiges Haar hatte, ſo bin ich nicht erſtaunt, daß mich die Jungfrauen, welche ihr Opferſpenden brachten, für ſie gehalten, und mit Entſetzen den Fels hinab geflohen ſind."

„Ich kann dir wohl dieſe Geſchichte erzählen," ſprach das Mütterlein, „denn meine Kinder kommen ſobald noch nicht heim vom Fiſchfang, und Du mußt ohnedieß hier verweilen bis ſie kommen, da ich Dich nicht zu geleiten weiß."

Gloriande ließ ſich neben der Alten nieder und ſchickte ſich an, ihr zuzuhören, als ein fernes Geräuſch ihr Ohr berührte. Es war ein Jauchzen der Freude, das näher und näher drang. Nicht lange, ſo erblickte Gloriande die Jungfrauen wieder, die ſie geſtern zu Nacht geſehen, ſie geleiteten im Triumph einen hohen, herrlichen Jüngling, deſſen Schönheit, wie eine Sonne glänzte. Dieſer Jüngling trug in ſeiner Hand ein wunderſeltſames Inſtrument aus Gold und Edelſteinen gebildet, das gleich einer Spindel anzuſchauen war, und dem er mit kunſtgeübter Hand die göttlichſten Klänge entlockte. Die Tracht der freyen und edlen Söhne der Provence, ein Hut, mit der Juwelenſchnalle aufgekrempt, und mit ſeltenen, ſüßduftenden Blumen voll und dicht umkränzt, ſchmückte

das Frühling blühende Haupt, dessen reich herabwallende Schlangenlocken, seidenweich und schwarz wie die Nacht, seine Schultern umwallten. Ein Leibrock, von feiner, schneeweißer Wolle mit Purpur verbrämt, umfing den schlanken, kraftvollen Wuchs, ein Purpurmantel floß die Schultern herab. Jubelnd verkündeten die Schiffermädchen die Ankunft des göttlichen Adalwin, des Minnesängers, der durch Reutery von der Provence komme, und von hier aus gesonnen sey, den Hof des weisen und sangeskundigen König Alkuin zu besuchen. In ihrem Jubel nahmen die Jungfrauen nicht alsogleich Gloriandens wahr, doch kaum hatten sie dieselbe erblickt, als sie voll Bestürzung „Mira" ausriefen, und beynah geflüchtet wären, der Minnesänger aber beugte ein Knie und rief: „Bethörte Mädchen, die ihr nichts begreift! Nicht Mira, Gloriande steht vor euch, die unvergleichlich göttliche Schönheit, die hohe Tochter des weisen, von den Göttern geliebten Alkuin! Wie wunderſam das Verhängniß seyn möge, das die Herrliche in eure niedere Hütten so fern her bringt, sie ist es, und keine Andere, die vor euch steht, denn keine von allen, die geboren, ist ihr zu vergleichen, und wie ich sie mit trunknen Augen anstaune, so zeigten sie mir die Träume meiner Sehnsucht, denn sie zu singen, ihr mein Leben zu weihen, bin ich über das wilde Meer gekommen."

»Ja, Adalwin,« entgegnete die Königstochter mit sanftem Blick, »du hast Recht, ich bin Gloriande. Meines Falken Kühnheit hat mich weiter und weiter, höher und höher in das Gebirg hinauf gezogen, bis ich mich ganz verirrt; wie durch ein Wunder hat mich die Spende dieser Jungfrauen auf der öden Felsplatte vom Verschmachten gerettet, als ich hülflos und lechzend am Fuße des Gemäuers von Schloß Nios lag. Jetzt bin ich den Felsweg herab gekommen, die Bewohner dieser Gegend zu bitten, daß sie mich zu meinem Vater geleiten.«

Als Gloriande diese Worte gesprochen, umringten sie huldigend die Schifferjungfrauen vom Strande des mittelländischen Meeres, in dessen gesegneten Gefilden Neutern gelegen ist, und erboten sich insgesammt, sie heim zu geleiten, und mit geflügelter Eile Bothen vorauszusenden, welche ihrem königlichen Vater Kunde von ihr brächten. Als Gloriande von Belohnung sprach, verfinsterten sich alle frohen und lieblichen Gesichter dieser Jungfrauen, und sie bathen sie, für Lieb und Treue, die sie ihr gern erzeigen wollten, ihnen nicht weh zu thun, da sie, freye Mädchen vom Strande, wohlgeübt und stark zu den Werken des Meeres, genügsam und zufrieden, des Goldes von König Alkuin nicht bedürftig seyen. Gloriande, die es am Hof gewohnt war, daß sich jede Stirn, auch der Mächtigsten und Reichsten erheiterte, wenn ihr

Vater eine Gabe both, war sehr erstaunt, so hohe und stolze Gesinnungen bey den Niedern zu finden, doch sie schwieg, und nahm sich vor, künftig behuthsamer zu seyn, um nicht wieder ein edles Gemüth zu kränken. Da nun die Bothen entsendet waren, und die Maulthiere noch nicht bereit, welche die Prinzessinn und ihre Begleitung über die Pyrenäen bringen sollten, bath sie das Mütterlein nochmahls, ihr die Geschichte der Mira zu erzählen, sie willigte ein und alles setzte sich lauschend im Kreise um sie her.

Viertes Abenteuer.

Die denkwürdige Geschichte der spröden Prinzessinn Mira.

„Menschengedenken reicht nicht bis an die Zeit," hub das Mütterlein an zu erzählen, „wo die goldenstrahlende Mira, eine Tochter des Königs von Iberien lebte, doch noch immer vernimmt der Wanderer, der an Schloß Nios vorüber geht, um von dort in die blühenden Thale zu gelangen, die der Urola durchrauscht, ihr herzbewegendes Seufzen, das nie endet. Wen sollte solch ein Traum nicht zu Mitleid rühren? So bringen denn unsere Jungfrauen mit Sang und Klang der Unglückseligen fromme Gaben dar, damit sie es doch empfinde, daß ihr unendliches Leid nicht unbekannt sey, und daß sie nicht ganz

ohne Troſt verbleibe in der wilden Einöde. So haben es unſere Ur-Ur-Ältermütter gehalten, ſo werden es unſere Urenkelinnen thun, bis dermaleinſt ihre Seufzer aufhören.«

»Dieſe Mira nun war, wie du, o, Königstochter! ſchon vernommen, vor mehr als tauſend und tauſend Jahren, gleich dir, Gloriande, die Schönſte aller Geſchaffenen, Wonne und Tod den Armen, die ſie ohne Schleyer erblickten, denn es war von den Göttern beſtimmt, daß nur derjenige ſie ungeſtraft erblicken würde, den ſie liebte, weßhalb ſie auch ſo mitleidig war, ſich niemahls ohne Schleyer zu zeigen. Da nun aber die Vermeſſenheit thörichter Jünglinge auf Erden ganz unermeßlich iſt, ſo traf es ſich oft, daß ſie, in ihrem Dünkel die hohe Mira anflehten, den Schleyer herabzulaſſen, um ſich an' dem Anblick ihrer unendlichen Schönheit zu weiden, denn ſie hielten das Gerücht, daß jeder davon ſterbe, für ein Mährchen, meinten auch wohl, die Prinzeſſinn könne ſie lieben, und ſie ungeſtraft ſie anſchauen, dieſe Verwegenen drangen ſo kühn und unabläſſig in Mira, daß ſie den Schleyer von ſich warf, um ſie nur los zu werden, da ſanken ſie dann alſobald, wie vom Blitz getroffen, nieder. Da dieſe Wichte alle bis zu ihrem Abſterben der Prinzeſſinn überaus läſtig gefallen, ſo fand ſie zuletzt, daß ihnen vollkommen Recht geſchehen ſey, und ſtatt ſie zu beklagen, er-

göhte es sie, daß ihr frevelhaftes Ansinnen seinen Lohn gefunden, und sie ließ sich immer leichter dazu bewegen, den Schleyer von ihrem Antlitz sinken zu lassen. Ja ihr stolzes Herz verhärtete sich nach und nach dermaßen, daß es ihr an den Tagen, wo sie nicht etliche Todtschläge verübt, langweilig vorkam. Von allen Gewaltigen der Erde, welche Kronen trugen, von allen Königen der See, welche mit kraftvoller Hand Schiffe erobert und die Küsten beherrscht, von allen hochfreudigen Streitern, welche Drachen erlegt und Riesen vertilgt, schien kein einziger der stolzen Mira würdig, ihr Gemahl zu seyn, Schmach und Hohn wurde ihnen zu Theil, wenn sie sich um sie bewarben. Zu jener Zeit war es nicht gut in Iberien seyn, die ganze Jugend war ausgestorben, oder weit aus dem Zauberkreise geflüchtet, den ihr strahlendes Haar um Mira her, wie eine Sphäre, die alles Geschaffene zu sich hinzieht und nimmer wieder losläßt, verbreitete."

„Dieß Unwesen, o, Gloriande, konnten die Götter nicht dulden, sie sandten Stürme und Unwetter, sie empörten die Fluthen, sie ließen den Odem giftiger Lüfte über das trostlose Land hinwehen, so daß der König von Iberien Bothen nach Delphi weit über das Meer sandte, um das weltberühmte Orakel der Griechen zu befragen, wie diese Plagen vom Lande abzuwenden? Das Orakel gab zur Antwort: Dieser Jammer würde nicht enden, bis

Mira all das Weh gebüßt, das ihr Übermuth angerichtet. Sie ſollte verbannt ſeyn und die Erde durchwandeln, bis ſie den Sterblichen finde, den ſie lieben müſſe. Dieſen Spruch nun hörte Mira mit großem Gleichmuth an. Sie fügte ſich gelaſſen dem Willen der Götter, vermeinend, es wäre unmöglich, daß irgend ein Geſchaffner ihr Herz rühre. Sie vertauſchte den Königsprunk mit dem dürftigen Gewand einer Hirtinn, ſchlang ihre Sonnenhaare in einen Knoten und zog ein dichtgeſtricktes Netz darüber, wobey ſie noch ihr Haupt durch einen großen Hut ſchirmte. Einen Hirtenſtab in der Rechten, und eine Feldtaſche um die Schultern, ging ſie aus ihres Vaters Schloß und Gebieth; Niemand mit ſich führend, als ihre vielgetreue Amme. So eilte ſie raſtlos über Land und Meer, und wo ſie nur erſchien, da waltete die Allmacht ihrer Reize verheerend alles um ſie her, und die Unbarmherzige jubelte über die Unfehlbarkeit ihrer entſetzlichen Macht. Eines Tages, da Mira über eine beblümte Wieſe beym Abenddämmern ihren Weg nach einem Dorfe nahm, wo ſie zu raſten gedachte, begegnete ihr ein Jüngling von lieblichem und feinem Anſehen, ſchön gekleidet, der ſie aufmerkſam betrachtete, wie denn auch ihre Blicke nicht ganz ohne Wohlgefallen ſich auf ihn richteten. Nachdem er die Unvergleichliche eine Zeitlang angeſtaunt, rief er aus: Muß ich gleich mit Todespein des Anſchauens Wonne

büßen, ſo reut es mich dennoch nicht, dich gefunden zu haben, du Herrlichſte der Geſchaffenen. Leben iſt der Tod, den du mir gibſt. Du biſt Mira, die Königstochter, dein ſanfteres Bezeigen hat meinen Tod verzögert, und du haſt mir vergönnt, mein Auge im Himmelslicht deiner Reize zu tränken. Süß fühle ich eine verzehrende Gluth durch meine Adern rinnen. So ſtirbt der Phönix auf duftendem Blumenthron vom Morgenſtrahl entzündet. Fahre wohl, Mira! Höre mein letztes Wort! Wie der Purpur des Morgenlichts der Bothe des jungen Tages, ſo iſt die Milde, mit der du mich betrachtet, Bothinn der Liebe, der dein ſtolzes Herz bald unterliegen wird. Arme! wenn du hoffnungslos ſchmachteſt, wenn du dich in nie erfüllter Sehnſucht verzehrſt, denk an mich!" Mit dieſen Worten verhauchte der ſchöne Jüngling ſeinen letzten Seufzer, ſein brechendes Auge blieb feſt auf Mira gerichtet, Mira war ſein letztes Wort. Nicht ganz ohne Bewegung doch ohne Glauben in ſeiner Vorherkündung verließ Mira dieſen Platz, und eilte vor Einbruch der Nacht die gaſtlichen Hütten zu erreichen, deren emporſteigender Rauch im Abendroth freundlich zur Raſt und Erquickung einzuladen ſchien. Mira ſenkte ihren Schleyer über das Antlitz, und bath, von ihrer Amme geleitet, mit ſanfter Stimme um ein Nachtlager, welches ihr freudig zugeſtanden wurde. Indeß ſie beym Feuer ſaß, ſtürzte lachend und ſcherzend

eine Schar munterer Dirnen in die Hütte, welche ſich den Alten nahten, erzählend, ſie haben dem ſtolzen Nios begegnet, der vor ihnen geflüchtet, weil er durchaus kein weibliches Geſchöpf erdulden könne. Neugierig durch dieſe Worte gemacht, fragte Mira, wer denn der trotzige Jüngling ſey? worauf ihr geſagt wurde, es ſey ein Jüngling aus hohem Stamme, deſſen uralte, unbezwingliche Veſte vom Wipfel des höchſten Felſens der Pyrenäen Iberien und Gallien weit überſchaue, er ſey von einer ſolchen Schönheit und Kraft, daß ſeines Gleichen nicht geſehen worden, ſo lange die Welt ſtünde. Dieſe Worte machten Mira ſo unruhig, wie ſie noch nie geweſen. Sie konnte den Anbruch des Tages kaum erwarten, um den ſchönen Wilden zu ſehen, der noch unbeſiegt von ihr geblieben, und der dem Reiz der Frauen Hohn ſprach. Sie ließ ſich von den Landleuten den Wald zeigen, wo er ſich mit der Jagd zu vergnügen pflegte, und eilte, von ihrer treuen Amme begleitet, dorthin, um Nios zu begegnen. Herrlich durchflammte das Morgenlicht den Wald, als Mira, ſitzend unter einer gewaltigen Steineiche des ſtolzen Heldenjünglings gewahrte, der, in ſeine Löwenhaut gehüllt, die Keule auf der Schulter, den gefüllten Köcher an der Seite, einen Jagdſpieß in der Rechten, mit weithin flatternden dunklen Locken, herrlich wie der Leu des Gebirgs mit flammenden Blicken den Felspfad herabgeſchritten

kam; vor ihn her eilten seine muthigen Jagdhunde, freudig anschlagend und an ihn aufspringend, dem Wink seiner Augen gehorsam. Wie nun Mira diesen Jüngling in aller seiner kühnen und siegreichen Herrlichkeit erblickt, da fühlte sie ihre Strenge und Sprödigkeit schmelzen, wie Wachs am Sonnenstrahl, sie stand auf von ihrem dunkel verschatteten Sitz und trat ihm raschen Schrittes entgegen, er aber, da er ein Mädchen erblickte, wandte sich weg und schlug mit Blitzesschnelle einen Seitenweg ein, allwo er in wenig Minuten, raschen Laufes verschwunden war. Mira eilte ihm, seinen Nahmen rufend, athemlos nach, doch er blickte nicht hinter sich, und je eifriger sie ihn verfolgte, je eiliger er floh. Als Mira den grausamen Jüngling ganz aus dem Gesicht verloren, warf sie sich zur Erde, wie Eine, die ihrer Sinne nicht mächtig ist, und wünschte sich unter strömenden Zähren den Tod. Ja, sie würde in der Verzweiflung Hand an sich gelegt haben, wenn die Amme sie nicht mit Gewalt zurückgehalten und sie getröstet hätte, indem sie ihr vorstellte, daß sie Nios nicht angesehen, daß er aber gewiß, so wie er sie erblicken würde, von ihrer mehr als menschlichen Schönheit gerührt seyn müßte. Die Sterne verhängen es, sprach die getreue Amme, daß der Einzige, den du lieben kannst, dich ungestraft erblicken darf, so sey denn getrost und hoffe! So wie Nios dich sehen wird, so wird

ſein Herz in Liebe für dich erglühen, er iſt der ſchönſte und ſprödeſte aller Sterblichen, wie du die herrlichſte und ſtolzeſte aller Jungfrauen, ihr ſeyd recht für einander geſchaffen! Mira ſog dieſe Troſtesworte in ſich, wie die von Strahlen verſengte Blume den Thau, ſie bekam wieder Muth und Zuverſicht, und hoffte, der andere Tag würde ihrem Leide Linderung bringen. Am nächſten Morgen erſah ſie ſich eine andere Stelle des Waldes, wo Rios öfters zu jagen pflegte, wie die Landleute ihr berichtet hatten, doch der Tag verging unter fruchtloſem Harren, ſo, daß die unglückliche Prinzeſſinn ihn unter heißen Thränen und bangen Seufzern ſcheiden ſah. Wohl war es ein Wunder zu ſchauen, wie die ehemahls ſo ſtolze und ſpröde Königstochter, welche zu ihren Füßen die ſchönſten Jünglinge mit Hohnlächeln verſcheiden ſehen, nun in Sehnſucht und hoffnungsloſer Liebe Qualen verging. Sie würde vor Gram geſtorben ſeyn, wenn ihre Amme nicht ihren Muth aufgerichtet hätte. Sey getroſt, meine ſüße Mira, ſprach ſie zu ihr, weiſe Leute ſprechen, was heut' nicht war kann morgen geſchehen! Der edle Rios hat nicht geahnt noch gewußt, daß du ſeiner harreſt, er kennt deine göttliche Schönheit nicht. Laſſe dich nicht den Gram beſiegen, vielmehr denke auf Mittel, ihn zu ſtillen, und dein Ziel zu erreichen. Thu von dir dieſe Hirtinnentracht und ſchmücke dich mit ſchönem Pur-

pur und Gold, löse dein sonniges Haar aus dem dunkeln Netze, und laß es leuchten in all seiner Pracht. Morgen, sey deß gewiß, wirst du den Geliebten sehen! Diese Worte beruhigten Mira, sie folgte dem Rath ihrer treuen Gefährtinn, und am andern Morgen hätte jeder, der ihr beym Aufblühen des Purpurs der jungen Sonne begegnete, vermeint, Sie sey die Sonne, welche jenes Morgenroth verkündet, denn sie strahlte in niegesehener Schönheit, doch hatte sie den Schleyer gesenkt, denn ihr Herz war mild geworden in Liebe, und sie fühlte nun selbst tausendfach die Qualen, die sie ehemahls selbst in fremder Brust geweckt. Sie stand sinnend am Quell, der ihrer Schönheit Licht mit Glanz erfüllte, und betrachtete sich mit Wohlgefallen. In dem Augenblick kam Nios des Weges, umsprungen von seinen Doggen, den Pfeil auf den Bogen gelegt, so wie er Mira erblickte, wendete er sich und entfloh, doch sie folgte ihm unaufhaltsam und mit solcher Eile, daß es ihr gelang, ihn bey seinen wehenden Locken zu fassen, denn die Ungeduld und tobende Gluth ihrer Leidenschaft ließ sie jeder Zucht und Sitte vergessen. Nios, noch immer abgewendet, rief ihr zu: Meine Mutter hat mir erzählt, daß Jungfrauen scheu sind, und daß sich die Jünglinge Jahre lang um ihre Huld bewerben müssen, aber von einer solchen Verfolgung habe ich nirgend etwas vernommen. Was willst du

von mir, Fremde, die sich zu mir drängt? Soll ich dir Hülfe bieten? Bist du in Gefahr oder Noth? Schützen will ich dich, so du deß bedarfst, dann aber gib mir Ruh, denn ich will von keiner Jungfrau etwas wissen, und habe mir vorgenommen, mich frey zu halten von der unwürdigen Neigung, welche die Menschen Liebe nennen."

„So sprechend war Nios immer noch von Mira abgewendet, die seine braunen langen Locken in der schneeweißen Hand hielt; und ihm bebend zuhörte. Ich habe, sprach sie, nur eine Bitte an dich, die darfst du mir als einer Hülfliesen nicht versagen. Blicke mich an, dann bist du frey deines Weges zu gehen. Laß mir nur die Locken los, rief Nios, das kann ich schon thun, es ist mir lieb, das du nichts Schlimmeres im Sinne hast, laß sehen, wie du aussiehst! Jetzt ließ Mira die Locken des wilden Jünglings fahren, denn sie meinte, sie habe schon gesiegt, doch er wendete sich um, betrachtete sie vom Kopf zu Fuß, und sagte dann: Jetzt weiß ich auch wie ein Mädchen aussieht, wenn keine häßlicher ist, wie du, so sind sie alle nicht übel. Fahrewohl, Fremde, und dränge dich mir nicht wieder entgegen, das ziemt den Jungfrauen schlecht! Kaum hatte Nios diese Worte zu Mira gesprochen, die betäubt und bleich da stand, wie vom Donner gerührt, so war er entwichen, und die betrogene Königstochter sank in tiefe Ohnmacht hin, hoffend, sie

würde in dieſem Leid ihr Leben auehauchen, doch ſie kam wiederum zu ſich, um ſich aufs Neue dem wildeſten Schmerz zu überlaſſen. Nichts frommten mehr die Troſtworte der Amme, alle Hoffnung war dahin, alle Freude und Luſt war erblaßt. Jetzt wußte ſie zur Genüge, wie des Liebſten Hohn ein liebend Herz zerfleiſcht! In ihrem Kummer zerrauſte ſie ihr goldenes Haar, zerſchlug ſich die Bruſt und verunſtaltete ihr holdſeliges Angeſicht dermaßen, daß jeder ſie ungeſtraft anſehen durfte. Ihre treue Amme konnte den Jammer nicht länger mit anſehen, die Verzweiflung ihrer Prinzeſſinn brach ihr das Herz, ſie ſtarb, und Mira weinte nicht einmahl um ſie. Troſtlos und ohne Vorſatz wandte ſie ihre müden Schritte nach Schloß Nios hin, um zu den Füßen des Grauſamen ihre letzten Seufzer auszuhauchen. Kaum daß der Stolze die Prinzeſſinn heraufwandeln ſah, ſo ſchwor er dieſe Stätte nicht wieder zu betreten, bis Mira von dort entwichen, und entfloh ſo behend, daß ihm die Unglückliche nicht zu folgen vermochte. Ihm folgten ſeine Waffengenoſſen und Diener, denn es befiel ſie ein Graus, als ſie der Verſchmähten jammervolle Verzweiflung ſahen. Mehrere Tage noch ſchwankte die Verlaſſene und Verhöhnte auf den Zinnen der Burg umher, dann ſtarb ſie, und Niemand mehr wollte dieſe Stätte betreten, da ihr Geiſt hier noch in banger Sehnſucht blieb, harrend auf

Rios Wiederkehr, und in ewigen Seufzern das Leid der hoffnungslosen Liebe klagend. Noch immer vernimmt, wer sich dem Thurm naht, Mira's Seufzer aus dem längst verfallenen Schloß, und unsere Jungfrauen kommen mit jedem Mondeswechsel mit freundlichen Gaben um Mira zu trösten, die so sehr des Trostes bedarf, ob sie schon selbst kein Mitleid gefühlt."

Fünftes Abenteuer.

Wie Gloriande an ihres Vaters Hof zurück kam.

Bey diesen Worten schwieg die Alte, der Gloriande aufmerksam und sinnend zugehört hatte. »Ein Mährchen!" sprach sie zuletzt. »Der Nachtwind seufzt durch die Ritzen des hinfälligen Gemäuers und säuselt wehklagend im Gesträuch, das aus den Klüften dringt! Niemand hat jemahls etwas von dieser Königstochter erfahren, und ich glaube nicht, daß sich eine Jungfrau, selbst vom niedrigsten Stand, so tief herabwürdigen könnte!" So sprach Gloriande nicht ohne Unmuth, und würde wohl mehr hinzugesetzt haben, wenn nicht die rüstigen Jungfrauen gekommen wären, ihr zu melden, daß Alles bereit sey, sie zu dem Hof ihres Vaters zurückzugeleiten. Alsbald nahm Gloriande Abschied von der guten Alten, bestieg ihr wohlgeschirrtes Maulthier, und eilte, begleitet vom

Sänger Adalwin durch einen mäßig steilen Waldweg über das Gebirg der Heimath zu, allwo ihr königlicher Vater, ganz außer sich vor Freude die verloren geglaubte Tochter wieder zu haben, sie laut weinend in seine Arme schloß. Als die ersten wonnevollen Schmerzen dieser Wiedervereinung sich in etwas gestillt, trat Adalwin, der provencalische Sänger vor, und bezeigte die Freude, Zeuge dieses Anblicks zu seyn, in einem anmuthigen Liede, zu welchem er die goldene Spindel so beweglich und wohllautend erklingen ließ, daß selbst Gloriande an diesem Spiel ein mit Rührung vermischtes Wohlbehagen fand. Nun stellte sie auch ihrem Vater die Schifferjungfrauen von Reutery als ihre Retterinnen vor, worauf der König seinen Edelknaben etwas in das Ohr flüsterte, welche alsbald sich entfernten, und nach einer kurzen Zeit mit einer großen Anzahl von Kränzen aus goldenem Laube von der allervortrefflichsten Kunstarbeit wieder kamen, welche der König mit eigener Hand auf die schöne Stirn der Jungfrauen setzte, ihnen anempfehlend seiner und Glorianden's dabey zu gedenken. Sodann nahm König Alkuin die Älteste der Jungfrauen an der Hand und führte sie zu seiner Tafel, allwo er die Jüngste zu seiner Linken setzte, und beym Mahle den Jungfrauen allen große Ehre erwies. Der König hatte auch den Sänger an die Tafel gerufen, und dieser gab zur Antwort, ob es gleich

ſchicklicher ſey, daß der Sänger den König während des Mahles mit lieblichen Weiſen erfreue, ſo wolle er ihm dennoch gehorſam ſeyn. Dieſe Demuth gefiel dem König ſo wohl, daß er Adalwin geboth, zur Linken der ſchönen Gloriande ſeinen Platz einzunehmen. Während der Mahlzeit kamen die Chöre der Sänger mit ſilbernen und goldenen Harfen, und ſangen die Thaten der Vorzeit und das Glück der jetzigen Tage; auch prieſen ſie hoch die überirdiſche Schönheit der Prinzeſſinn: Gloriande aber neigte ſich zum Sänger Adalwin und ſagte ihm leiſe: „Wohl gefielen mir ehemahls dieſe Lieder, doch ſeit ich den Schall der goldenen Spindel und Deine ſanfttönenden Weiſen vernommen, dünkt' es mir als wenn Du die Nachtigall wärſt, und die übrigen Sänger nur gemeine Hänflinge und Finken." „Königstochter," ſprach Adalwin, „laß ſolch ein Wort nicht laut werden. Bedenke, wie ſehr das Neue gefällt, und mißtraue ſelbſt dieſem Wohlgefallen an meiner Kunſt, die für Dich den Reiz der Neuheit hat." Noch Niemand hatte ſo ernſt mit Glorianden geſprochen, ſie blickte betroffen auf den Sänger hin, dieſer aber blieb in ſeinem Gleichmuth. Da nun der König von der Tafel aufſtand, führte er ſeine Gäſte in die Gärten, deren Umfang einen großen See, mit ſchönem Gebüſch eingefaßt, in ſich ſchloß. Hier ſtanden leichte Nachen bereit, und da die Jungfrauen von Reutern ſtets

ihre Waſſerſpeere bey ſich führten, bathen ſie um Vergunſt, dem König und ſeiner Tochter das Schauſpiel eines Waſſerſtechens zu geben, als worin ſie Alle trefflich geübt ſeyen. Der König war es wohl zufrieden, ſomit theilten ſich die Jungfrauen in zwey Banden, indem die eine Schar ihre Speere mit goldenen, die zweyte mit purpurnen Fähnlein zierte. Die Luft war ſtill und heiter, und der See wie ein klarer Spiegel, dergeſtalt, daß das Waſſerſpiel mit der größten Leichtigkeit und ganz trefflich vor ſich ging. Der König, der ſo etwas noch nie geſehen, und zumahl verwundert war, wie Jungfrauen ſolchen Muth und ſolche Behendigkeit und Kraft bewieſen, theilte, hocherfreut, wie er war, noch allen den Streiterinnen Preiſe aus, den Siegerinnen aber güldene Ketten mit Schlöſſern von Smaragd, verhieß auch nach Reutery zu kommen und ein Waſſerſtechen auf dem Andajo mit anzuſchauen. Da nun die kühle Nacht herabſank, wurde den Jungfrauen eine große Halle mit Lagern von feinem Moos und wollenen Decken zur Ruheſtadt angewieſen, weil ſie mit Tagesanbruch ſchon über die Pyrenäen zurück wollten.

Sechstes Abenteuer.

Wie Gloriande den Sänger behorchte.

Von seltsamen Gedanken bewegt, trat die schöne Prinzessinn zu nächtlicher Stunde, ihre Frauen schnell entlassend, in ihr stilles Gemach. Sie überlegte wie verschieden diese Ruhestatt von dem Sturm umwehten Lager auf der öden Felsplatte von Nios sey, und was nicht ein einziger Tag alles für wundersame Veränderungen in sich fassen könnte. Der Mond blickte hell durch ihre Fenster und alles war still im Schloß, da sie noch, sinnend über die erlebten Begebenheiten, auf ihrem Lager von purpurnen Decken, das schöne Haupt auf die schneeweiße Hand gestützt, an Schlaf nicht dachte. Durch die offenen Fenster wehten die Düfte aus den Pomeranzenhainen und den Myrthenbüschen herein. Der Himmel war tiefblau und klar, und dämmernd im Mondlicht bildete die Pyrenäenkette den Hintergrund der vom Urola durchschlängelten Landschaft, auf welche Glorianden's Zimmer hinaussah. Noch niemahls war es der Prinzessinn in Sinn gekommen, zur nächtlichen Stunde die mondbeglänzte Gegend anzuschauen. Dießmahl aber konnte sie nicht rasten, sie warf ein weißes Gewand über und ging auf die Altane hinaus. Kaum hatte sie dort einige Minuten verweilt, als sie die Töne der goldenen Spindel

durch die Stille der Maynacht vernahm. Sie klangen ſo ſchmelzend, ſo entzückend, daß Gloriande, ganz hingenommen, unbewußt, wie ihr geſchah, die Altane in die Gärten hinabſtieg, und, wie das Metall vom Magnet, träumeriſch hingezogen, ſich urplötzlich in der Myrthenlaube befand, wo Adalwin am Rande eines ſanftrieſelnden Baches die ſüßeſten Weiſen ſpielte. Der Mondenſtrahl fiel auf den ſchönen Jüngling, ſo hell und lieblich, daß man vermeinte, es ſey Endymion ſelbſt, der hier, vom Geiſterkuß Dianens berührt, in göttlicher Anmuth prange. Den Athem hielt Gloriande an ſich, lauſchend, betrachtend, ſtill bebend, ſie fühlte ihr ganzes Weſen umgewandelt, geläutert und erhoben, und bald, ſo füllten ſüße Thränen ihre himmliſchen Augen, und ihr Buſen konnte das unruhige Herz nicht mehr in ſeinen Schranken halten, er hob ſich in lauten Seufzern, gleichſam als hätte ihre Bruſt keinen Raum für das neue Leben, das mächtig in ihr erwachte. Jetzt nahm Adalwin der Prinzeſſinn wahr, ſprang von ſeinem Sitz auf und eilte ihr entgegen. Er beugte ſich ehrerbiethig, den Saum ihres Gewandes zu küſſen, ſie aber reichte ihm die ſchöne Hand und ſprach in abgebrochenen Lauten: „Denke nicht gering von mir, Adalwin, weil Du mich hier ſiehſt. Ich weiß nicht wie mir geſchehen, ich gehöre mir ſelbſt nicht mehr. Gib Du mir Antwort von mir, da ich es nicht vermag. Sieh! Auf

den Wogen Deiner Töne iſt das Eis meiner Bruſt dahin gefloſſen, wie im Lenz der Schnee von den Bergen im ſanftrieſelnden Bach. Noch nimmer empfand ich ein ſo heiſſes Bangen, und noch nimmer war es mir ſo wohl um das Herz, ſage mir, Adalwin, ſo Du es vermagſt, was das für eine Empfindung ſey, die im Leid und Bangen ſüſſer iſt, als alle Freuden, die ich je gekannt?"

„Gloriande," entgegnete der Sänger, „wie verlangte jemahls wohl ein Kranker vom Kranken Auskunft über ſein Weh? Wer trug je eine Todeswunde im Herzen, und verlangte von dem, der gleichen Todespfeil im Buſen trug, Rath oder Heilung? Wenn ich Dir, der ich ſelbſt in hoffnungsloſer Qual verſchmachte, und in dieſen Tönen mein junges Leben aushauchen möchte, nun auch ſagen wollte, was Dir fehlt, o, Königstochter, was frommt' es uns Beyden?"

Gloriande hatte kaum dieſe bedeutſamen Worte mit hochklopfendem Herzen vernommen, als ſie mit allem Himmelszauber ihrer melodiſchen Stimme fragte: „So liebſt Du mich Adalwin?"

Adalwin ſeufzte, blickte zu den Sternen und rief: „Spannt mich nicht auf die Marterbank, Gloriande, wende Dich heim in Deine goldenen Prunkzimmer, und vergiß den unglücklichſten aller Geſchaffenen, deſſen herbes Loos Entſagung und früher Tod iſt."

»Nein, Adalwin,“ rief Gloriande, „bey all dieſen Sternen, die hernieder ſchauen, ſchwöre ich Dir, daß ich Dich liebe, und nimmer von Dir laſſen will.“

»Königstochter, Du ſpotteſt mein,“ entgegnete Adalwin. »Wohl magſt Du eine flüchtige Regung zarter Huld für mich empfinden, und Dich ſelbſt darüber täuſchen, doch ein anderes iſt es um dieſe, und ein anderes um die heilige Treue! Wie würde Deine Liebe den ernſten Prüfungen widerſtehen, die Noth und Elend, Harm und Widerwärtigkeit erzeugen, damit das Gold reiner Herzenstreue aus den Schlacken hervorgehe? Nächſt dem, Gloriande, fleh ich Dich an, Deinen Stand und Deine hohen Pflichten in Erwägung zu ziehen. Ich habe nichts als mein edles Blut, mein Schwert und meine Laute. Du haſt einen ehrwürdigen Vater, Dein Diadem und Dein Volk!“

Gloriande ſah bey dieſen Worten ſtumm und todtenblaß zur Erde nieder, und ſie flüſterte: „Können wir uns nicht in Ehren und Zucht im Stillen lieben?“

Adalwin blickte ſie durchdringend an; er ſchwieg lange, dann zog er ſie ſanft an ſeine Bruſt, nahm ihre Hände und ſchloß ſie an ſein Herz und ſprach feyerlich: »Weißt Du auch, ſüßeſtes Mädchen, was Liebe iſt? Haſt Du je ihr furchtbares Walten ermeſſen? Meinſt Du, ſie dulde eine Theilung, ein Verhehlen, eine Schmach, die

ihre Zartheit verletzt? Nein, Gloriande, Liebe iſt heilig, ſo ſie edler Art! Sie vernichtet alles Irdiſche um ſich her, um ſelig empor zu blühen. Kannſt Du von Dir werfen, wie ſchnöde Spreu, Dein Gold und Deine Macht, kannſt Du Deinen Vater verlaſſen und mit mir in das Elend gehen, dann will ich Dir glauben. Sprich über mein Loos aus, ſo Du das nicht vermagſt, ſo laß uns ſcheiden, und ich wandle noch in dieſer Nacht dahin, wo mich kein menſchlich Auge mehr erblickt."

Gloriande kämpfte bey dieſen Worten Adalwin's einen ſchweren Kampf mit ſich ſelbſt. Ihr war, als ob das Herz ihr brechen müßte, bald meinte ſie, daß ſie nimmer ihren lieben Vater und alle ihre Herrlichkeit verlaſſen könne, dann dachte ſie wiederum an Adalwin, wie er einſam auf öden Felſen umherirre und verſchmachte, ihre Liebloſigkeit anklagend. Zudem ſo erhellte der höher ſteigende Mond eben die Ruinen von Schloß Rios auf der Pyrenäenkette, und Gloriande gedachte an Mira's unglückſeliges Loos. Noch einmahl wagte ſie bebend zu fragen: „Und liebſt Du mich denn wirklich, ſo über Alles, wie Du ſagſt, daß Liebe ſich in edler Bruſt geſtalte?" „Ich liebe Dich," entgegnete ſanft Adalwin, „ſo, daß ich ſterben muß, wenn ich Dich nicht als Weib in meine Arme ſchließe, aber ich zöge den ſchmachvollſten Tod unter den grauſamſten Martern der Entwürdigung vor, ins-

geheim Dein Günſtling zu ſeyn. Darum, o, göttliche Gloriande, laß uns ſcheiden!"

Jetzt wollte Adalwin ſich Glorianden entreißen, allein ſie hielt ihn feſt in ihren Armen, und rief: „Ich laſſe nicht von Dir, bis in den Tod!" „So willſt Du mit mir gehen? jetzt gleich?" rief der Sänger. „Ja, komm! und wär es in den Tod!' entgegnete Gloriande. „So laß uns eilen," mahnte Adalwin, „denn ſchon dämmert der Morgen." Gloriande blickte zurück auf ihr Schloß, das bereits vom Morgenlicht geröthet, mit ſeinen weißen Säulen und goldenen Zinnen herrlich prangte. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, und ſie ſeufzte: „Fahrewohl, mein Vater, fahrewohl, meine Heimath, mich ruft die Liebe, ewig iſt Liebe, Lieb' iſt Geſchick!" da zog Adalwin die Königstochter an ſeine Bruſt, küßte ſie inniglich und ſprach: „Vergiß, was da war, Du biſt mein ſüßes, viel getreues Weib, und ſollſt es nie bereuen, daß Du Dich meiner Treue vertraut. Bedenk aber, daß nicht bloß Deine überirdiſche Schönheit, ſondern auch Dein ſonnenflammendes Haar Dich aller Augen verrathen würde." „Das ſoll es nicht!" rief Gloriande, „ich verberge es unter einer Schauben und mein Angeſicht unter dem Schleyer!" „O, Geliebte, wie wenig Kunde haſt Du von Schlaubeit der Menſchen, und von den Launen des Zufalls," rief Adalwin, „daß Du von Schau-

ben und Flor ſprichſt, gleich als ſey es Sitte für ein fußwanderndes Paar, dergleichen zu tragen! Komm zurück in Deine Zimmer, ſo wollen wir uns zu unſerer Fahrt rüſten!"

So ging denn die ſchöne Gloriande an der Hand ihres Freundes, bebend und bang, doch glücklich in glühender Liebeswonne durch den Garten. Alles ruhte noch im tiefſten Schlummer, ſomit kam die Prinzeſſinn ungeſtört den Altan hinauf, bis in ihr Schlafgemach, das bereits die Gluthen des Morgenlichts erhellten. Gloriande bedachte, daß ſie dieß Zimmer bey Mondſchein verlaſſen und nun mit den Morgenroſen geſchmückt ſehe, ſo, daß hier, wie in ihrem Herzen die keuſche Mondenleuchte der flammenden Gluth bräutlicher Wonne gewichen ſey. „Bedenke wohl, was Du thuſt," ermahnte ſie noch einmahl Adalwin. „Jetzt biſt Du ſicher in Deinen Zimmern, unbemerkt, und Alles iſt, wie zuvor." „Nicht doch," rief Gloriande, „ſo iſt es nicht, denn ich habe Dir Treue gelobt!" „Wohlan denn," fiel Adalwin ein, „ſo bring dieſer Treue, dem heiligſten Schmuck und Kleinod in der Frauen Buſen das erſte Opfer mit Deiner ſonnenflammenden Locken Pracht!"

Gloriande ſah Adalwin wehmüthig an, und lispelte bang: „Ach! dieſe Locken, welche der Götter Gunſt mir von allen Sterblichen gab, ſie, die ein goldenes Netz

um Dein Herz gewoben, ſoll ich verlieren, und ſo die Schönheit einbüßen, welche Dich rühren, feſſeln und erfreuen kann? Nein! verlange das nicht von mir, Adalwin, ich kann es nicht!" „So werden wir verrathen ſeyn," ſprach finſter vor ſich hin Adalwin, „und Du ziehſt das Vergängliche meiner Ruhe und Freude vor! Meinſt Du nicht auch, Gloriande, ſo Du es recht bedenkſt, daß Deine Eitelkeit ſich bey Deinem Einwand hinter Deiner Liebe verſteckt, und dieſe vorgeſchützt?" Gloriande erröthete doch bey dieſen Worten, und ohne Weiters griff ſie zur Schere, und trennte mühſam das reiche goldene Haar vom Scheitel, welches Adalwin an ſich nahm und es inbrünſtig küſſend in ſeinem Buſen verbarg. „Es iſt der Hauptſchmuck der Beraine, der nun als Sternbild heiliger Treue flammt," rief er beſeligt aus, „o, meine ſüße Gloriande, Dich umſtrahlt jetzt ein göttlicheres Licht als der Schein, den Dein goldenes Haar um Dich wob! Jetzt, Du mein Leben, jetzt nimm den Saft dieſer Pflanze, die ich eben vorſorglich im Garten gepflückt, und überſchleyere mit ihm dieſe Wunderpracht von Schnee und Roſengluth, dieſen Lenz der Liebe und Herrlichkeit, der auf Deinem Angeſicht thront." „Weh mir!" rief Gloriande, „wie magſt Du mich lieben, wenn ich braungelb bin, wie mißgeſchaffene Moriskin?" „Nicht doch," entgegnete Adalwin, „Dein Bild blüht in ewigem

Frühlinglicht in meinem treuen Herzen, und ſo ſtrahlend und wonniglich, wie mir die Sehnſucht Dich zeigte, eh ich Dich noch mit irdiſchen Augen erblickt, werd' ich Dich immer ſehen!" Da die ſchöne Gloriande dieß vernahm, eilte ſie getroſt ihr Antlitz mit dem braunen Saft zu färben, ſodann wählte ſie aus ihrem Schrein das dunkelſte und ſchmuckloſeſte ihrer Gewande, umhüllte die Schultern mit einem wollenen Tuch, das Haupt mit einer Schauben, und ſchickte ſich zum Fortgehen an. Plötzlich aber hielt ſie im Gehen inne und ſprach: „Wir ſollten doch einiges Gold mitnehmen, mein Adalwin, ich habe ein Sprichwort gehört, daß ein goldener Schlüſſel die ganze Welt aufſchließe, und wir müſſen ja in die weite Welt. Haſt Du Gold?" »Sänger haben keines," entgegnete Adalwin. »Und Königstöchter noch minder," ſprach Gloriande, »denn, wenn ich Gold brauchte, ſo ſchickte ich zum Schatzmeiſter, jetzt aber kann ich das nicht thun." „So komm, und ſey gutes Muthes," ſprach ſchmeichelnd Adalwin. »Es iſt Frühling, alle Früchte reifen in Feld und Flur, und der Menſch bedarf nicht viel. Ich werde Dich ſchon in Städte führen, wo ich durch meiner Hände Arbeit oder mit Saitenſpiel und ſchönen Liedern etwas gewinnen kann. Zudem, ſo lebt mir noch in der Provence meine geliebte Mutter in meiner Burg am Loirestrand. Dorthin werden wir gewiß wohlbehalten gelan-

gen, Du wirſt beſchränkt und arbeitſam, aber glücklich durch Liebe in der Burg meiner Väter leben.“ „Mit Saitenſpiel und ſchönen Liedern willſt Du Deinen Unterhalt erwerben,“ fiel Gloriande ein, „o, mein Adalwin, da wirſt Du Dich täuſchen! Ich habe es oft vernommen, daß die Menſchen zu ſagen pflegen, ein ſchöner Klang verfliege in die Luft, und viel lieber prachtvolle Stoffe, ſchöne Locken und ziervolle Tafeln kaufen, als den Sänger belohnen! Das thun die Könige nur, und auch dieſe gar ſelten, denn Viele, die in unſern Hallen ihre Lieder tönen laſſen, haben mir verſichert, daß mein Vater unter vielen Königen der Einzige wäre, der den Sänger königlich empfange und lohne.“ „Sey unbekümmert, meine Geliebte,“ ſprach hierauf Adalwin. „Noch nie verklang mein Lied an den Mauern der Hütte des Armen, ohne daß mich ein herziger Dank und ein fröhliches Mahl erquickte. Du weißt es noch nicht, daß die Reichen Reiche der Erde ſind, aber die Armen Reiche des Himmels! So folge mir denn, arm und froh, liebevoll und vertrauend. Mit uns iſt die mächtige Liebe, ſie wird uns ſchirmen!“

Siebentes Abenteuer.

Wie Gloriande mit dem Sänger in die weite Welt ging und ſein eheliches Gemahl ward.

So gingen die Beyden denn Hand in Hand bis an den Strand des Sees, der die königlichen Gärten ſchmückt. Hier bath Adalwin ſein hohes Lieb in einen der Nachen einzuſteigen, die dicht am Ufer lagen. Sie that es. Stark und gewandt führte Adalwin das Ruder, und in wenig Minuten ruhte der Nachen am äußerſten Ende des Sees, woſelbſt die Liebenden ausſtiegen, um durch eine kleine Pforte, die nur von Innen verriegelt war, in das Feld zu gelangen. Jezt, da ſie außen waren, da der entſcheidende Schritt unwiderruflich gethan, wurd' es Glorianden beklommen um das Herz, doch mit ſüßen Worten und Liebkoſungen tröſtete ſie Adalwin. Die ſchöne Welt lag vor ihr im Morgenglanze und was ſie liebte war mit ihr. Dereinſt, verhieß Adalwin, könne Gloriande die Verzeihung ihres Vaters erlangen, und ihm ſein Alter verſüßen. Sie umfaßte dieſe Hoffnung feſt und ging wohlgemuth und heitern Blickes weiter mit dem Geliebten durch Flur und Wald, bis die Sonne hoch ſtand, und der fleißige Landmann ſeine Arbeit ließ, um ſich am traulichen Herd bey einfachem Mahl zu erquicken. Wer nun aber wie Adalwin und Gloriande kein Obdach und

keinen Herd beſaß, dem war zu dieſer Zeit ſchwer zu rathen. Das bedachte Gloriande, und ſchaute verzagt um ſich her. Da nun Adalwin ſeine Prinzeſſinn in Sorgen ſah, ſprach er: „Liebe, Süße! Jetzt ſollſt Du ſehen, was meine anmuthige Kunſt vermag. Ruh' ein wenig unter dieſem Weißdorngebüſch und harre meiner. Es iſt hier kühl und ſchattig, und ich werde nicht lange verziehen!" Da Gloriande keine Wahl hatte, als ihres Geliebten Weiſung zu folgen, ließ ſie ſich nieder und zerdrückte in ihren ſchönen Augen die Thräne, die bereits zu perlen begann. Lang deuchte ihr die Zeit bis ihr Geliebter, zurück kam, und ſie hatte Friſt ſich ihren betrübten Gedanken zu überlaſſen. Was geſchehen war von dem Augenblick, wo der Mond am Himmel aufgegangen, bis zur Stunde, wo die Sonne hoch in Mittag ſtand, ſchien ihr ein wunderlicher Traum. Dem beſten Vater entwichen, ihre Hoheit und ihr Land hinter ſich gelaſſen, die leuchtende Zierde ihres Hauptes eingebüßt, und ihr himmliſch blühendes Antlitz verunſtaltet, ſie ſelbſt jedem Unfall, jeder Laune des Schickſals Preis gegeben, das war furchtbar, unbegreiflich und doch mußte ſie ſich geſtehen, daß ſie nicht dazu überredet worden, ſondern alles aus freyem Antrieb gethan. Dieſe Opfer aber, meinte Gloriande ſeyen denn doch zu groß und Adalwin hätte ſie nicht annehmen ſollen. Indeß Gloriande in ſolch trübes Nachſinnen

verloren ſaß und ſtille Thränen von den Wangen mit ihren weißen Fingern abtrocknete, ſtand Adalwin vor ihr und ſprach: „Getroſt, mein Herz und Leben, ich bringe dir Erquickung!“ Gloriande ſchaute auf, ein Blick in ſeine ſtrahlenden Augen verſöhnte ſie mit allem Kummer, den ſie erlitten, ſie nahm die Mayroſen und die ſüßen Früchte, das feine Weizenbrot und den edeln Wein, den Adalwin ihr both, mit dankbarem Lächeln, und wie nun Alles auf dem grünen Raſen, auf Platanenblättern gebreitet lag, und der Duft der Wieſen, das Geräuſch des Waldbachs und das Säuſeln des Windes in den hohen Tannenwipfeln, die Anmuth dieſes ländlichen Mahls durch den Kuß der Liebe gewürzt, noch vermehrte, da meinte Gloriande, daß ſie bey Harfenklang und dem Glanz der goldenen Halle niemahls ein ſo ſüßes Mahl gehalten, und daß die Liebe der trefflichſte Tiſchgenoß ſey, der irgend zu finden. So ſtand ſie denn wohlgemuth auf, um mit Adalwin weiter zu gehen, denn ſie war beſorgt, daß man ſie aufſuchen würde, Adalwin aber ermahnte ſie keine Furcht zu haben, da ihre frühere Abweſenheit Urſach ſeyn würde, daß man am Hofe ihres Vaters glaubte, ſie ſey wieder auf einer Streiferey. Nun wandelten Beyde durch ſchattige Olivenwaldungen fürbaß, bis die Sonne ſank und Dunkel die Thale umhüllte. Gloriande fühlte ſich ſehr ermattet und kein Dörfchen, keine Hütte, war in der Nähe

zu ſehen, nicht einmahl in der Ferne. Adalwin tröſtete ſanft ſeine Geliebte und verſicherte ihr, es würde ſich ihnen gewiß bald ein trauliches Obdach zeigen, er richtete durch ſanfte Worte den ſinkenden Muth und die bangen Lebensgeiſter der Fürſtinn auf. Als ſie nun in einen dichten Wald gekommen waren, und daſelbſt einen Fußweg eingeſchlagen, der ſchlängelnd zwiſchen Gebüſch zu einer Anhöhe führte, gewahrten ſie von fern durch die Zweige eines Lichtes, worauf ſie wohlgemuth zugingen. Es war ein Feuer aus Reiſig, das vor einer Hütte aus Birkenſtämmen auf einem Herd von Raſenſtücken auflo-derte. Beym Scheine dieſer muntern Flamme gewahrte Gloriande auf dem Giebel des Hüttchens hoch in dem dunkeln Blau der Nacht, ein weißes Kreuz. Sie fragte Adalwin um die Bedeutung dieſes Zeichens, von welchem ſie nirgend etwas vernommen, da ſie, nicht lange nach dem Tode unſers Heilands im finſtern Heidenthum lebte. Adalwin ſprach zu ihr, meine ſüße Gloriande, wiſſe, dieß Kreuz iſt der Anker des Hoffens, das Zeichen des Heils und der Erlöſung, der Port der Herzen. Blicke freudig darauf hin, und laß uns getroſt unter Seinem Schutze übernachten. Obwohl nun Gloriande ihren Freund nicht verſtand, lag doch in ſeinen Blicken und Worten eine ſo liebevolle Zuverſicht und Milde, daß ſie erheitert zum Kreuz aufſchaute, und ſprach: „So Du es liebſt, will

ich es lieben!" Indeß ſie ſo ſprach, trat ein Alter aus der Hütte, der in ſeinem langen dunkeln Gewande und in dem hellen Schein ſeiner weißen Locken und freundlichen Augen, gar ehrwürdig anzuſchauen war. Er begrüßte das junge Paar, und fragte ſie, wohin ſie ſo allein in der Nacht des Weges gedächten? »Ehrwürdiger Vater," entgegnete Adalwin, „wir bitten Dich um Obdach und Erquickung, denn wir kennen des Weges nicht, und dieß zarte Bild, iſt ſehr müde und Labung bedürftig." »So ruht denn hier," ſprach der Einſiedler und eilte in ſeine Hütte, um von ſeinem Vorrath aufzutiſchen, was er vermochte. Als ſich nun die Beyden erquickt und geſättigt, ſprach der Greis, „daß er ihnen ein Lager von Moos im Innern der Zelle bereitet habe." Da entgegnete Adalwin: »Werther Freund, dieſe, meine Braut iſt eine Heidinn, und unſerm Bund, den kein unkeuſches Wort und keine ſträfliche Regung entweiht, fehlt des Prieſters Segen." Da ſprach der Eremit, »daß er Gloriande gern taufen und ihren Ehebund mit Adalwin einſegnen wolle." Gloriande gab zur Antwort, „daß ſie keinen andern Willen habe, als den ihres Geliebten, und daß die Taufe etwas Schönes und den Göttern Wohlgefälliges ſeyn müſſe, da Adalwin ſie getauft zu ſehen wünſche." Der Eremit lächelte zu dieſen Worten und ſchickte ſich an, die Taufe zu vollziehen, in welcher Gloriande den Zunahmen

Viola erhielt, um die Demuth zu bezeichnen, zu welcher die Liebe ſie gebracht. Nach der Taufe ſprach der Eremit den Segen über das liebende Paar, wobey Gloriande ſehr freudig horchte, als er ihr ſagte: »Das Weib ſoll Vater und Mutter verlaſſen und dem Manne anhängen —" und hinzufügte: »Und er ſoll Dein Herr ſeyn!" Denn ſo ganz umgewandelt war Gloriande, daß ſie nur noch von Adalwin's Blicken abhing.

Achtes Abenteuer.

Wie Gloriande auf dem Wege viel Drangſal erlitt und ſich kümmerlich behelfen mußte.

Die Sonne ſtand hoch, als Gloriande aus ſüßen Träumen erwachte. Adalwin ſchloß ſein ſüßes Weib freudetrunken an ſein Herz. Beyde waren nun nur noch ein Leben und eine Seele, und nichts fehlte zu ihrem Glück als ein Obdach, ſie zu hegen und eine Zuflucht vor den Verfolgern, die von der Heimath aus ihre Ruhe ſtören könnten. Der gute Eremit, dem Gloriande Alles ſagte, was ihr widerfahren, ermahnte ſie treulich um der Liebe willen, jede Prüfung in Geduld und mit Ausdauer zu ertragen, und nicht zu wanken, auch wenn ſie dereinſt wieder zu Glück und Reichthum gelangen ſollte, nicht wieder hoffärtig und unbarmherzig zu ſeyn, wie ſie

ſonſt geweſen. Er both ihr ſeine Hütte zu einigen Tagen der Raſt an, in welchen er ſie noch im Chriſtenthum beſſer unterrichten wolle. Gloriande nahm dieß Anerbiethen dankbar an, auch war ſie eine gelehrige Schülerinn, denn die Liebe hatte ihr den Sinn für die göttliche Lehre erſchloſſen. So lebte ſie ungeſtört mit Adalwin in dieſer Waldeinſamkeit acht ſelige Tage, dann beſchenkte der fromme Einſiedler das junge Paar mit einigen kleinen Goldmünzen, die er beſaß und reichte ihnen überdieß Kleidungsſtücke dar, welche dazu dienen konnten, ihren wirklichen Stand beſſer vor der Welt zu verhehlen. Gloriande nahm dieſe Gaben mit dankbarem Herzen, und weinte heiße Thränen, als ſie ſcheiden mußte.

So ging dann Gloriande an ihres Gatten Seite den Felspfad hinunter nach der Gegend von Gallien weiter, um ſich der Heimath Adalwin's zu nahen. Sie erfuhr von ihm Unterwegens, daß er ein Chriſt geboren, und die ganze Gegend, die er bewohne, chriſtlich ſey. Hierüber war Gloriande außerordentlich froh, denn ſie fand ſich ſehr beſeligt und ſtark, ſeit ſie den Glauben angenommen. Doch Adalwin ſprach zu ihr: „Mein geliebtes Weib, Du haſt noch nicht die wahre Bitterkeit der Prüfung geſchmeckt, der Du Dich freywillig unterzogen, mir, einem armen Sänger hülflos durch die Lande zu folgen. O, wie wird Dein Muth ſinken, und Deine Liebe erkalten, wenn

Unglück auf uns einſtürmt!" „Nie! nimmermehr," rief Gloriande, „ich werde noch ſterbend die Stunde ſegnen, in der ich Dein eigen geworden!" Adalwin aber fuhr fort: „Sieh, Gloriande! Du wirſt Dich entſinnen, daß Du den Sohn des Königs der Provence, der um Dich werben ließ, ausgeſchlagen, und ſeine Geſandten mit Spott und Hohn zurück geſchickt. Wenn wir nun nach Maſſilia kommen, und Du ſiehſt ihn in ſeinem Glanz, den Du verſchmäht, und Du ziehſt im Staube, arm und hülfsbedürftig an ihn vorüber, wie wird Dir da zu Muth ſeyn?" Gloriande blickte Adalwin mit funkelnden Augen an, und ſprach: »Ich werde mich freuen, daß ich ſeinen Glanz und ſeine Pracht verworfen habe, um mich der Liebe und der Seligkeit in Deinen Armen zu erhalten!" „Wohl Dir, wenn dem ſo iſt," entgegnete Adalwin, »doch die Zeit wird es lehren!" Unter ſolchen Geſprächen wandelten die Beyden weiter, bis die Sonne hoch ſtand, und die Arbeiter aus dem Felde zu ihren Hütten eilten. »Geliebte," ſprach Adalwin, „ich fürchte mich hier zu ſpielen und zu ſingen, weil wir vielleicht verfolgt ſind und an ſolchen Zeichen erkannt werden möchten, ſo bitt' ich Dich dann, geh in eine Hütte, und ſprich die Einwohner um eine milde Gabe an!" Als Gloriande ſolche Worte vernahm, wurde ihr bange, doch bald deß eingedenk, daß ihr Gatte ihr Herr und Gebiether ſey, ſprach ſie

freundlich: „Das will ich gern thun, wie Du es wünſcheſt!“ Und ſie ging mit ſtillem Beben und mühſam verſchluckten Thränen in die nächſte Hütte, die offen ſtand. Hier ſaß die Familie eines Tagarbeiters bey der vollen Schüſſel mit Milch und Brot, es war der braungeleckte, ſchwarzäugigte Hausvater, der neben ſeinem friſchen und muntern Weibe ſaß, ſechs Kinder um ſie her, blühend wie die Roſen. „Gott grüß' Dich, junge Dirne,“ rief der Mann ihr entgegen, „was iſt Dein Begehr?“ Gloriande vermochte nicht zu ſprechen, da ſtand der Mann auf, nahm ſie bey der Hand und ſprach: „Ey, ſchäme Dich nicht, wenn Du arm biſt, ſo Du nur ehrlich und fromm, wird Dir Gott helfen! Komm, ſetz' Dich zu uns, und nimm vorlieb, was uns beſchert iſt. Es wird ausreichen, wenn man einen ſo ſchönen Gaſt hat, ſo ſchmeckt es noch Eins ſo gut.“ Jetzt winkte auch die Hausfrau Glorianden freundlich, zuzulangen, und ſie that es, doch fielen ihre Thränen hell in die Schüſſel. „Weine nicht, junge Dirne, oder junges Weib, was Du ſeyn magſt,“ ſprach die freundliche Hausfrau. „Sieh, wir ſind arm, und müſſen uns mühſam plagen, aber wir ſind geſund und haben uns lieb, da geht uns Alles gut von Statten. Wenn Du heut mit uns kommen willſt, den Acker ausjäten, ſo gibts Arbeit genug, und Dein Biſſen Brot und Deine Streu ſoll Dir zu Nacht nicht fehlen.“ „Ich

kann nicht," entgegnete Gloriande, „außen im Dorfe wartet mein Mann auf mich, und wir müſſen vor Nacht noch weiter." „Nun, ſo geh dann mit Gott," ſprach treuherzig die Frau, „Du gefielſt mir wohl, und ich hätte Dich gern bey meinen Kindern gehabt, und gleich ihnen gehalten, ſo es aber nicht ſeyn kann, muß ich mich darein finden!" Gloriande dankte ſtumm, und nahm Abſchied, indem ſie Allen am Tiſch die Hände reichte und drückte. Als ſie im Freyen war, ſah ſie ſich nach ihrem Adalwin um, der auch nicht lange auf ſich warten ließ. Ihn hatte ſein guter Stern in die Behauſung eines reichen Landmannes geführt, der ihn wohl bewirthet, und ſeinen Tragſack noch mit Oliven, Datteln und feinem Weizenbrot gefüllt, auch einen Krug mit Wein hatte er ihm gegeben, ſo gingen die Beyden dann weiter auf die Richtung nach Maſſilia zu, die Städte vermeidend, und nur in einzelnen Hütten und Dorfſchaften verweilend, um ſicherer zu ſeyn, daß ſie unerkannt blieben. Sie waren bereits drey Tage gewandert, als Adalwin, der einen hohen Baum zur Abendzeit beſtiegen hatte, um aus dem endloſen Gehölz, in das ſie hineingerathen, eine Richtung nach einer bewohnten Gegend zu finden, vom Baum herabfiel, und ſich ſo ſtark am Fuß beſchädigte, daß ihm das Weitergehen faſt unmöglich wurde. Adalwin war untröſtlich über dieß Mißgeſchick mitten im Walde, das ſie

ſo ſchmerzlich traf, und ſo widerwärtig hemmte, doch Gloriande blieb frohen Muthes, und war nur bedacht, ſeine Schmerzen durch Auflegung friſcher und kühlender Kräuter, deren Saft ſie auspreßte, zu lindern. Es gelang auch wirklich ihrer Sorge ſo trefflich, daß Adalwin nach wenigen Stunden im Stand war, ſeinen Weg, wiewohl nicht ohne Beſchwerde, fortzuſetzen, wo ſie dann endlich zu einer Hütte gelangten, in welcher ſie noch die Bewohner wach fanden. Dieß war ein hochbetagtes Ehepaar, das hier in der Abgeſchiedenheit lebte, und die Wandernden freundlich aufnahm, gern darbiethend, was die arme Hütte vermochte. Hier bereitete Gloriande mit eigener Hand ein Lager von Moos für Adalwin, dem ſeine Wunde von Neuem heftig ſchmerzte. Sie breitete ihren Mantel darüber, ſie ſchlug ihr feines linnenes Halstuch als Verband um die Wunde, und wie ungewohnt der Prinzeſſinn, auf deren Wink ſonſt alle Diener flogen, jede Handreichung ſeyn mußte, ſo machte ſie doch die Liebe ſinnreich in ihren Bemühungen, und ihre angeborne Anmuth gab ihr den Maßſtab, Alles wohlthuend und freundlich zu beſorgen. Ja, als am andern Morgen Adalwin erklärte, er ſey unfähig, heut weiter zu gehen, war ſie freudig bereit, ihm jede Pflege und Erleichterung zu verſchaffen, und nur beſorgt, daß ihre Wirthe ſie nicht länger unter ihrem Dache behielten. Die Alte

hörte ihre Bitte um verlängerte Gaſtfreyheit nicht unfreundlich an. „Junges Weib," ſprach ſie, „wenn Du irgend in der Welt umher gekommen biſt, ſo wirſt Du erfahren haben, daß einer dem andern nichts umſonſt zu Liebe thut, das iſt auch nicht mehr als billig, und beſonders der Arme kann nichts verſchenken. So Du nun hier raſten willſt, bis Dein Mann im Stande, weiter zu gehen, ſo verrichte mir fein und getreu die Arbeiten des Hauſes, damit ich indeß meinen Flachs hecheln kann." „In was beſtehen denn dieſe Arbeiten," fragte Gloriande ſchüchtern und ergeben, und die Alte erwiederte, „Du mußt, mein Töchterchen, früh meine Kuh melken, und ſie hier hinter dem Haus auf die Weide führen, ſodann legſt Du ihr friſche Streu unter, die Du im Walde hier in der Nähe ſammeln kannſt, dann hohlſt Du einen Korb voll Tannzapfen und ein Bund Reiſig, damit wir Feuer zum Frühſtück und zur Mittagkoſt haben. Sodann ſpalteſt Du mit einem Meſſer die dünnen Späne von Kien, ſo wir zur Lampe bedürfen, die zu Nacht unſere Hütte erhellt. Das Waſſer findeſt Du im Bache, der links am Felſenhang vorüber fließt. Wenn dieß Alles vollbracht, will ich Dir ſchon weiter ſagen, was zu thun, von meinem halbblinden Alten habe ich keine Hülfe noch Handreichung zu hoffen, Du aber biſt jung und rüſtig und würdeſt Dich gewiß ſchämen, müßig Dein Brot zu eſſen!"

Es wurde der Prinzessinn bey diesen Worten bang und weh und fast schwindlicht, weil sie deß alles nicht Bescheid wußte, doch tröstete sie sich, daß sie sich wohl befleißen würde, Alles zu verrichten, und eilte festen Muthes an ihr Geschäft. Da sie nun in den Kuhstall trat und das Hornvieh betrachtete, das brüllend und stampfend vor ihr stand, wurd' ihr entsetzlich bange, doch faßte sie ein Herz, griff nach dem Kübel, bückte sich, faßte den Euter, und zog getrost daran, hatte auch die Freude zu sehen, daß wirklich Milch in den Kübel floß. Wie sie so recht in der Arbeit war, trat die Alte in den Stall und rief: „Ich hoffe doch, daß Du den Kübel wohl ausgeschwenkt und die Euter der Kuh sauber abgewaschen, eh Du gemolken?" „Nein, liebes Weib," sprach furchtsam Gloriande, „das hab ich nicht gewußt!" „Ey, seht mir die Trägheit!" schalt die Alte, „thut, als hätte sie es nicht gewußt, was hast Du denn gelernt, wenn Du das nicht einmahl weißt? Und, wie sie zugreift, als wenn die Euter von Butter wären! Geh nur davon, ich kann so etwas gar nicht ansehen!" Beschämt schlich Gloriande sich fort, und setzte sich weinend auf die Schwelle der Hausthür. In diesen Zustand traf die Alte sie, als sie mit dem vollen Kübel zurück kam, und rief ihr begütigend zu: „Nun, laß nur gut seyn, Jugend hat nicht Tugend, sagt das Sprichwort, morgen wirst Du es bes-

ſer vernichten! Jetzt führe die Kuh auf die Weide und dann hebt mir Streu, und breite ſie aus, und dann geh zum Bach und nach Reiſig!" Gloriande gehorchte ſeufzend, ſie ging nicht ohne Beben in den Stall, doch die Kuh folgte ihr willig auf die Weide, und nun ging die Prinzeſſinn zurück nach dem Wald und las mit ihren zarten Händchen mühſam die Streu in einen Korb, welche ſie alsbald zum Stall brachte und aufſchüttete. Als ſie damit kaum fertig war, kam ihre Wirthinn und ſprach: „Hier iſt die Schaufel mein Töchterlein, die geſtrige Streu wegzuſchaufeln! Aber was ſeh ich, Du loſes junges Weib, Du haſt ja ſchon die friſche Streu aufgeſchüttet! Nun, der Himmel ſchenke mir Geduld!" Bey dieſen Worten zerfloß Gloriande in Thränen und ſprach ſchluchzend: „Aber, wie könnt ihr denn ſchmälen, ſo ich das doch nicht gewußt, ich wollt es ja freudig gethan haben." „Das nicht gewußt!" ſprach die Alte, um Gott, was haſt Du denn gelernt? Gewiß nichts als Faullenzen und dem lieben Gott den Tag abſtehlen! Geh denn nun und hohle uns Waſſer im Krug und das Reiſig nebſt den Tannzapfen!" Die unglückliche Prinzeſſinn gehorchte. Doch als ſie den ſchweren Krug gefüllt und ihn, wie ſie ihr ſchon von Landmädchen geſehen, auf den Kopf ſtellen wollte, um ihn fortzutragen, fiel er nieder und zerbrach klirrend in tauſend Scherben, auf welchen Klang

die Alte ſchnell herbeykam, und unter Händeringen ausrief: „Weh dem Tag, wo Du in meine Hütte gekommen, Du Unglückskind, daß Du mir meinen koſtbarſten Hausrath zerbrochen! Wie kannſt nun Du den Schaden erſetzen, der mir daraus erwächſt!“ Die Prinzeſſinn war in entſetzlicher Angſt, und auch voll Mitleid über den Kummer der armen Alten, da beſann ſie ſich in ihrer Noth auf das Goldſtück, das der Eremit ihr geſchenkt. Sie zog es aus der Taſche und ließ es im Morgenglanz vor den Augen der erſtaunten Alten funkeln. „Nimm das, Mütterchen,“ ſprach ſie, „und kaufe Dir einen andern Krug dafür!“ Als die Alte das blanke Goldſtück ſah, wurde ſie überaus freundlich, griff haſtig darnach und ſprach: „Ey, Du feines Bild, betrübe Dich nur nicht, und laß Deine zarten Händchen ruhen, die der Arbeit nicht gewohnt ſind, bleib bey Deinem jungen Gatten, und pflege ſein, ich will das Haus ſchon beſchicken!“ Wer war froher als die Prinzeſſinn, da ſie dieſe Worte hörte, ſie ließ ſie ſich nicht zweymahl ſagen, ſondern eilte pfeilſchnell zu Adalwin, dem ſie ihr Ungeſchick und ihre Leiden klagte, und der ihr die Thränen, die noch auf ihren Wangen perlten, rein wegküßte. Die Alte pflegte nun emſig und freundlich ihre Gäſte, und am andern Morgen nahmen ſie Abſchied von ihr, und ſchlugen einen breiten Fahrweg ein, der ſie der Richtung von Maſſilia näher brachte.

Neuntes Abenteuer.

Wie Gloriande mit Adalwin nach Massilia gelangte.

Mit manchem Ungemach hatte die Königstochter, die deſſen ungewohnt war, zu kämpfen, doch trug ſie Alles freudig um der Liebe willen, denn, wenn ſie das demuthvollſte und zärtlichſte Gemüth war, das je gelebt, ſo war Adalwin der liebreichſte und holdſeligſte Ehegemahl, der immer troſtvoll und freudig das Leid mit ihr trug, und es ihr erleichtern half. Wann Sonnengluth auf ihren Scheitel brennte, wann der Nachtwind ſie durchſchauderte, ſo fand Adalwin Hülfe in ſinnreicher Liebe Bemühn. Er hohlte mit Lebensgefahr eine Frucht vom Gipfel der Felſen, er brach Zweige ab und wehte ihr Kühlung zu, wenn die Sonne brennte, oder er nahm ſie in ſeine Arme, wenn ſie vor Froſt bebte und küßte ihr Gluth und Leben ein. So pries ſie denn ihr Elend ſüß, und ihre Mühen ſelig. Abends, wenn ſie zur Raſt zu des Landmanns Hütte gingen und um ein Nachtlager bathen, erfreuten ſie ſich der liebreichſten Aufnahme, denn auch in ihrer Verſtellung, und ihres Haares Glanz beraubt, war Gloriande ein holdſeliges Bild aller Schönheit und lieblichen Anmuth, die jemahls in einem Frauenbilde geleuchtet, und Adalwin war der ſchönſte und herrlichſte Jüngling, der noch geboren worden. Die beyden

Liebenden eilten ſo muthig fürbaß, daß ſie in wenigen Tagen die ſtolze Maſſilia erblickten, die ſich in Harfenform ſüdlich hingeneigt auf einem Hügel erhebt. Zu ihrer Rechten liegt Spanien, zu ihrer Linken Italien; Afrika und die Barbarey ſind drey Tagreiſen zu Meer von ihr entfernt. Ihr Hafen liegt zwiſchen zwey Felſen ſo geſchützt, daß der wüthendſte Sturm ſeine Ruhe nicht ſtört.

„Sieh, mein holdſeliges Weib,“ ſprach Adalwin, als Gloriande von einem Baſaltfelſen, auf welchen er ſie geführt, die Herrlichkeit der Stadt anſtaunte, „dieß iſt meine Heimath. Ihren Nahmen Maſſilia trägt ſie von ihrem Urſprung, denn, da die Phokäer hier anlangten in Willens an dieſem Strand, ſo geſegnet und anmuthreich eine Stadt zu gründen, erſahen ſie einen Fiſcher am Ufer, der, ſie erblickend, ihnen ein Schiffstau zuwarf und ihnen anempfahl, es an ein Felsſtück zu binden, damit ſie landen könnten. Sieben und vierzig Jahr vor des Heilands Geburt nahm Cäſar dieſe Stadt, jetzt beherrſcht ſie der mannliche Stamm der Burgunder, aus dem der Königsſohn entſproſſen, dem Du, meine Gloriande, mit Schimpf und Hohn Deine Hand abgeſchlagen! Sieh um Dich her und betrachte, o, Geliebte, welch ein blühendes, ſtolzes, herrliches und heldenberühmtes Reich Du von Dir gewieſen! Betrachte den Prunk des Königſchloſſes und den Flor ſeiner Gärten am Seegeſtade! Sieh

dieſe reizende Landſchaft durchwunden vom Silberlauf der raſch dahin wallenden Ströme, die mit fröhlicher Ungeduld dem Meere zueilen, ihren myrthenumbuſchten Rand ſchmücken die ziervollen Wohnungen der Großen, der Helden, der Väter des Staates, und kein Bürger der Stadt iſt ſo gering, daß er ſich nicht ſein Luſthaus im Freyen, von ſchneeweißen Mauern umzogen und herrlich umrankt von Reben, und von Roſen umblüht, erbaut! Betrachte die Granatbäume mit Früchten beladen, und im Feld unter dem Weizen aufgeſproßt, wo auch der Orangenbaum immer golden reift und ſilbern blüht! Sieh jenes Dorf, ein Paradies, von hohen, nackten, ſchroffen Felſen umgeben und geſchützt vor rauhen Winden. Du ſiehſt auf ſeiner Thurmſpitze das Kreuz von reinem Golde prangen, und die geringſte Hütte ſelbſt iſt von Baſalt erbaut. Dort, an der Südſeite ſieh den ſchönen Hügel, der von ſeiner unübertrefflich herrlichen Ausſicht der Weitumſchauende heißt! Hier fließt die Huraune, und unzählige Quellen von den Waldbergen herabſtürzend, durchrieſeln das Thal. Hier prangen die ſtolzeſten Gewächſe der fernſten Zonen, denn dieß Paradies iſt von dem Todeshauch des Miſtral durch die Felſen geſchützt, die es umgeben. Alle Umzäunungen leuchten vom Purpur der brennend rothen Granate, dieſes tiefſinnigen Sinnbilds ſchöner Liebegluth. So weit Dein himmliſches Auge um

ſich ſchauen kann, ſüße Gloriande, ſo weit beherrſcht der Vater des edeln Prinzen, den Du verſchmäht, dieß gottgeliebte Land!" „Mein Adalwin," unterbrach Gloriande die Rede ihres Geliebten, „mir thut es nicht leid um dieß ſchöne Land, noch um den Königsſohn, wie ſtolz und ſiegreich er in Schönheit prangen möge. Nur eine kleine ſtille Hütte, von Roſen und Reben umblüht, und von dem Nordwind geſchirmt im entlegenſten dieſer Thale mit Dir in Unſchuld und Frieden, und ich ſegne mein Loos!" Als Gloriande dieſe Worte geſprochen, küßte Adalwin herzinniglich ſeine Traute, und ſie ſtiegen den Baſaltfelſen hinunter, um ſich der Stadt zu nahen, wo Adalwin eine kurze Zeit verweilen mußte, bevor er nach Aix ging, in deſſen Nähe die Burg ſeiner Väter ſtand.

Als ſich das junge Paar dem Hafen nahte, begegnete ihnen ein fröhlicher Zug der Maſſilier Fiſchermädchen, ſingend und ſchäkernd. Sie trugen ſchwarze ſpaniſche Haarnetze, ihrer Stirne reines Weiß, wurde blendend durch das breite ſchwarze Band von glänzender Seide, welches das Netz auf dem Scheitel feſthielt. Ihre friſchen Wangen und brennenden ſchwarzen Augen, ihre griechiſche Geſichtsbildung, der hochſchlanke Wuchs und die Zierlichkeit ihres Ganges bekundeten dieſe wunderſchönen Dirnen als echte Abkömmlinge der Phokäer. Gloriande betrachtete ſie mit Luſt, und fand ſie in ihrer einfachen Tracht und

ihrer Anmuth noch die ſtolzgeſchmückten Schifferjungfrauen von Reutery an Schönheit und Lieblichkeit weit übertreffend. Adalwin nahte ſich dieſer vergnügten Jungfrauen Schar, und bath ſie, ihm kund zu thun, „weßhalb ſie zu früher Tageszeit ſo feyerlich und fröhlich aus der Stadt kämen?" Die Anführerinn des Zuges entgegnete ihm, »daß ſie aus dem Pallaſt des Königs kämen, um der ſchönen Prinzeſſinn Braut aus dem Morgenlande, die eben angelangt ſey, Gaben und Glückwunſch zu bringen. Da wir keine Blumen haben, als die geringen und gewöhnlichen, die unſere Gärten durchduften," ſprach die Jungfrau, »ſo haben wir unſern rechten Garten, das Meer durchwandert, wir ſind untergetaucht, wo die Korallenriffe dräuen, und haben weiße, purpurne, halbrothe und ſchwarze Zweige der Tiefe abgerungen und zu einem kunſtreichen Strauß verflochten, die reinſten und edelſten Perlen, die farbenreichſten Muſcheln, denen zur Blumen nur der Duft gebricht, die wunderartigſten Seeſterne von der überraſchendſten Bildung, wie Menſchenhand nichts hervorzubringen vermag, haben wir der Prinzeſſinn gebracht, und ſie hat uns liebreich empfangen, umhalſet und geküßt." „Iſt ſie ſchön?" fragte Adalwin, worauf die Jungfrau zur Antwort gab, „ja ſie iſt ſchön, wie die leuchtende Sonne, und milde, wie der Mond. In drey Tagen wird die Vermählung ſeyn, wir alle

ſind dazu geladen!" Mit dieſen Worten gingen die Jungfrauen freundlich grüßend, weiter, und es wurde Glorianden innerlich etwas bang, wiewohl ſie ſich nichts merken ließ. Da ſprach Adalwin zu ihr: „Du ſiehſt nun, mein ſüßes Leben, wie das Glück wandelbar iſt! Hier, wo Du thronen könnteſt, mußt Du abenteuerlich umherirren, und wo Du Huldigungen empfangen ſollteſt, wirſt Du überſehen!" Da rief Gloriande: „Ich habe ja Dich!" Doch ſie konnte die Thräne nicht zurückhalten, die ihr ins Auge drang. Adalwin aber umfing ſie ſänftiglich und that als merkte er nicht, was ſie ſo tief bewege. Er bath ſie vielmehr ihm in eine Fiſcherhütte auf dem Damme des heiligen Johannes zu folgen, wo er gute Bekannte habe, die ſie wohl aufnehmen würden. Dieß war Gloriande wohl zufrieden, und nach einer Viertelſtunde erreichten Beyde den Damm und die zierliche Hütte, die auf dem äußerſten Vorſprung des Felſens erbaut, und auf das üppigſte von hohen Roſenbäumen umfangen, das ruhige Meer, die ſchönen Inſeln und die fernen Küſten von Spanien und Italien weit überſchaute. Hier traf Gloriande ein freundliches Ehepaar an, der Mann ſchien ſein zehntes Luſtrum erreicht zu haben, die Frau aber war mehrere Jahre jünger, als er, beyde hatten ein ehrwürdiges und feines Anſehen, ſie hießen Glorianden ſehr freundlich willkommen, und bezeigten Adalwin eine ſolche

Freude, ihn wieder zu ſehen, wie eigene Ältern ſelbſt nur hätten thun können. Der Sänger begrüßte ſie ehrerbiethig, wie ein Sohn, und empfahl ihnen ſein junges Weib, daß ſie ihrer wahrnehmen möchten, wie eines leiblichen Kindes, weil ſie ſein getreues, vielholdes und liebes Weib ſey, demüthig, wie das Veilchen, und innig wie die Rebe. Hirauf erwiederten die Beyden, „daß ſie Glorianden, ihrem jungen Freund zu Liebe, alles Gute erweiſen wollten, auch ihr behülflich ſeyn, daß ſie die Feſte der Vermählung mit betrachten könne, da ſeit Menſchengedenken kein ſo prachtvolles und hochvergnügtes Beylager gefeyert worden, als die des ſchönſten und tugendreichſten Prinzen und der vollkommenſten aller Königstöchter.“ Gloriande verſicherte hoch und theuer, als ſie dieſe Worte vernahm, „daß ſie auf Feſtlichkeiten gar nicht neugierig ſey,“ doch Adalwin bath ſie, die liebreiche Achtſamkeit ihrer Wirthinn nicht von ſich zu weiſen, und da ſie noch immer abgeneigt blieb, flüſterte er ihr in das Ohr: „Gloriande, ſo Du mich recht in Treuen liebſt, mußt Du all dieſen Jubel und Prunk mit anſehen können, wie wenn es nur Seifenblaſen wären. Sieh nun zu, was Du thun willſt?“ Da ſprach Gloriande: „Mein vielgeliebter Herr und Gemahl, wenn ich Dir dadurch beweiſen kann, daß Du mir lieber biſt als Alles auf weiter Welt, ſo will ich es gern thun!“ Die Hausleute hat-

ten kein Wort von dem Allen verloren, ſie lächelten Beyde gar freundlich und ſprachen liebreiche Worte zu Glorianden, bald, ſo brachte die Magd das Mittagmahl in die Weinlaube auf der Terraſſe vor der Hütte, und Gloriande erquickte ſich an Adalwin's Seite ſo fröhlich, als wenn es keinen Königsſohn der Provence gegeben hätte, und als wäre ſie ſelbſt in der Hütte geboren.

Zehntes Abenteuer.

Wie die Edelknaben des Königs von Provence Glorianden's Geſchirr zerſchlugen.

Als ſich nun Alle erquickt, und den Tiſch verlaſſen, ſprach Adalwin zu ſeiner Gloriande: „Ich muß nun nach dem königlichen Pallaſt, mein ſüßes Lieb, dem König meine Ehrfurcht bezeigen, und ſein Herz mit Liedern erfreuen. Gehab Dich indeſſen wohl, und thu mir die Liebe, dieſen unſern Hausleuten gefällig zu ſeyn, und ihnen gehorſam, als wenn Du ihre Tochter wärſt, denn mir iſt viel daran gelegen, daß ſie Dich liebgewinnen.“ „Mein Adalwin,“ entgegnete Gloriande, „ich will mich in Allem ſo bezeigen, daß Du mit mir wohl zufrieden ſeyn ſollſt!“ Da umfing ſie Adalwin zärtlich, und ſchloß ſie an ſeine Bruſt, als wollt' er ſie nimmer wieder laſſen, auch war Gloriande verwundert zu ſehen, daß ihm

die hellen Thränen aus den Augen drangen. Sie entließ ihn indeß, ohne ihn zu fragen und sah ihm von der Terrasse nach, bis er ihr aus den Augen verschwunden war.

Da nun das Ehepaar allein mit Glorianden war, sagte ihr die Hausfrau: „Liebes Töchterlein, Du mußt wissen, daß ich einen trefflichen Handel mit Urnen, Lampen und andern nützlichen Dingen aus rother Erde, mit schwarzgemahlten Vorstellungen darauf, führe, welcher mein Vorrath in einer Halle unweit des königlichen Pallastes zierlich aufgeschichtet steht. Da ich nun diesen Nachmittag Besorgungen in Menge auf dem Schlosse habe, zur bevorstehenden Vermählungsfeyer, so bitt ich Dich, Du wollest mir, als ein getreues und verständiges Frauenbild meine Waare hüthen, und so Käufer kommen, denselben Red und Antwort geben, wie es sich gebührt." Glorianbe wurde roth und blaß bey diesen Worten, und sprach: „Ach, wertheste Frau, mit diesen Dingen habe ich nimmer umgehen lernen." „Das thut nichts," versicherte die Frau, „Du wirst Dich bald drein schicken, und ich bitte Dich, schlage mir das nicht ab, es ist mir viel daran gelegen."

Somit legte die Hausfrau Glorianden ein sauberes Netz für ihr Haupt und frische Kleidungsstücke hin, daß Glorianbe zierlich beym Kram sitzen könne, welches auch die Prinzessinn anlegte, nicht ohne von ihrem holdseligen

Angeſicht den braunen Saft abzuwaſchen, der ſie entſtellte, auch geſchah es nicht ganz aus Unachtſamkeit, daß ſie hie oder da eine goldige Locke ihres wonniglichen Haars nicht tief genug unter das Netz verſteckte. Da ſie ſich angekleidet und die Hausfrau wieder in das Gemach trat, ſchlug ſie die Hände zuſammen vor Bewunderung, über Gloriandens treffliche Schönheit und prangende Geſichtsfarbe, auf welcher der zarteſte Schmelz von Schnee und Roſengluth ſich vermählte. Gloriande ſeufzte ein wenig bey den Lobpreiſungen ihrer gaſtlichen Wirthinn, und ging dann, von ihr begleitet, auf den großen Platz vor dem Königsſchloß, der, zu ihrem Erſtaunen, menſchenleer war. „Es iſt jetzt Alles, was Augen und Füße hat, im Pallaſt," belehrte ſie die Hausfrau, „um die Braut des Königsſohns an deſſen Seite ſpeiſen zu ſehen, die lieblichſten Harmonien erklingen beym feſtlichen Mahl und tauſend Sänger laſſen den Preis ihrer unvergleichlichen Schönheit bis zu den Wolken ſteigen, doch, wie trefflich auch alle ihre Kunſt üben mögen, ſo kommt doch Adalwin nicht Einer gleich. Nie hat ein Sänger ſo kunſtreiche und herzgewinnende Weiſen erfunden, die Schönheit zu feyern!" „Adalwin ſingt bey dem Königsſchmauſe?" rief Gloriande beſtürzt, o, Himmel! wie wird es mir ergehen, wenn die Prinzeſſinn wirklich ſo ſchön iſt, wie Du ſagſt! „Ich bitte Dich, geſtehe mir offen, iſt ſie

ſo ſchön, wie ich?" Die Hausfrau ſah Glorianden verwundert an, zuckte die Achſeln, und rief: »Ey, mein Töchterlein, wie magſt Du Dich deß vermeſſen wollen, daß Du, wer Deine Ältern auch ſeyn mögen, doch nicht aus königlichem noch fürſtlichem Stamme Dich einem ſo hohen Fräulein vergleichen willſt! Du kannſt für ein ſauberes Weibchen gelten, und ich habe mich ſelbſt gefreut, Dich heut ſo klar gewaſchen zu ſehen, allein, deß magſt Du Dich in Frieden getröſten, unſrer königlichen Herrinn reichſt Du das Waſſer nicht! Ich bitte Dich auch, laß ſolche eitle Gedanken fahren, die ſich für Deinen Stand nicht geziemen, und nimm meines Krams fein in Acht! Auf den Boden der Waſen, Ampeln und Thränenkrüglein kannſt Du die Preiſe leſen, auf dieſe mußt Du etwas höher fordern, denn Käufer dingen gern, weil ſie dadurch Verſtand zu zeigen glauben, und was man nicht hoch anſchlägt, hat für ſie keinen Werth!" Dieß ſagend, wies die Frau der betäubten Gloriande ihren Sitz an und eilte im Nu von dannen.

Da ſaß nun Gloriande unter einer Säulenhalle, vor welcher Platanen- und Sycomorenbäume ſtanden, Angeſichts des Königsſchloſſes ganz allein. Sie hörte den Jubel des Schmauſes, das Geräuſch der Tritte und die Töne der Harfner und Sänger. Ihr wurde ſchwindlicht, es ſchien ihr Alles ein entſetzlicher Traum, ſie war nicht

durch Adalwin's Gegenwart gekräftigt und gehoben, ſo, daß ſie ſich ganz gebeugt und ermattet fühlte. Ihre Thränen floßen reichlich, und ſie zitterte bey jedem Geräuſch, das ihr ſchien, als wenn es Menſchenannäherung wäre. So raſch und ohne Beſinnung hatte ſie ſich bis zu dieſem Ort hinführen laſſen, daß ihr nicht einmahl eingefallen war, es könne einer der Ehrenmänner vorübergehen, welche ſie bey der Geſandtſchaft des Königs von Provence empfangen, und ſo ſehr gegen ſich aufgebracht hatte. Wenn irgend einer dieſer Bothen ſie entdeckte, ſo war Schmach und Verfolgung ihr unausbleibliches Loos. Gern wäre ſie bey dieſem Gedanken voll Entſetzen, wie ſie war, zurück in die Hütte geflüchtet, allein ſie wußte den Weg nicht; ihre Angſt ſtieg mit jeder Secunde. Plötzlich wurde es lebendiger im Schloſſe, und Gloriande vernahm deutlich, daß alles von der Tafel aufſtand und ſich nach der großen Pforte zu bewegte, wo Glorianden's Kram unter der Säulenhalle ſtand. Jetzt ſchlug ihr Herz ſo hoch, daß es ihr den Athem verſetzte, ſie blickte hin, ob ſie keinen ihrer gefürchteten Feinde entdeckte, doch Alles ſchwamm vor ihren Augen. Sie unterſchied in der Menge den König, kenntlich am goldenen Stirnband über den braunen Locken, am Purpurmantel und Zepter, und ſo verwirrt ſie auch war, mußte ſie ſich doch geſtehn, daß ſie noch nie, ihren Vater ausgenommen, einen Mann geſehn,

der ſolche Hoheit mit einem ſolchen milden Bezeigen und mit ſo leuchtender Heldenſchönheit vereine. Sie ſah nun auch die Königinn, welche das goldene Stirnband über einen ſchimmernden Schleyer trug, ſodann kam die Braut, doch auch ſie war dicht verſchleyert, ihr zur Seite ging der königliche Prinz in goldener Rüſtung mit einem römiſchen Helm, den weiße Federn hoch umwogten, ſo, daß ſie ſein Angeſicht nicht mehr ſehen konnte, es ſchien ihr aber, als wenn es ein Jüngling von hoher und ſeltener Schönheit ſey, wie denn ſein Gang und ſeine Geberde Heldenkühnheit und hohe Trefflichkeit verkündeten. Nun folgten Große und Edle, Hoffräulein und Edelknaben, reich geſchmückt im bunten Gewimmel, ſo, daß dieſer prachtvolle Anblick Gloriande auf kurze Zeit von ihrem Kummer zerſtreute. Allein noch nie hatte ſie ſich ſo ſehr erſchrocken, als in dem Augenblick, wo ſie wahrnahm, daß dieſe ganze Maſſe von Menſchen die Richtung nach der Säulenhalle einſchlug, und ohne ſie anzublicken, in ſo raſchem und gedrängtem Zug vorüberging, daß die ſchöne Gloriande Mühe hatte, ſich in dem Gedränge frey zu erhalten, indem ſie ſich an die Säulen drückte. Niemand gab Acht auf ſie, und es geſchah ihr nichts zu Leide, doch einige Edelknaben, die eben nichts beſſers zu thun hatten, und ihre Angſt wahrnahmen, beſchloſſen der niedlichen Verkäuferinn einen Streich zu ſpielen, und ſtießen

unvermerkt an den aufgethürmten Vorrath, ſo, daß Alles über einen Haufen zuſammen und in Millionen Scherben zerfiel. Da Gloriande dieß Unglück ſah, glaubte ſie der Schaden ſey ſo groß, daß er ſich nimmer erſetzen laſſe, und weinte bitterlich, ſo, daß der König von Provence, aufmerkſam gemacht durch das Geklirr der zerſchlagenen Gefäße, das Gekicher der Edelknaben, und das Weinen der Frau, ſich, nicht ohne Unwillen umwandte, fragend, „was geſchehen ſey?" Da traten die Edelknaben zitternd herfür und bekannten ſich dazu, den Schaden verübt zu haben und erſetzen zu wollen, der König aber wendete ſich zu Glorianden, die in der höchſten Angſt und Bedrängniß den Zipfel ihres Kleides vor das Geſicht hielt, und ihre heißen Thränen, ihre Scheu und Bangheit auf dieſe Weiſe zu verhehlen ſuchte. Der König, von dem ſie heut ſchon gehört, daß er gern ſchöne Augen ſähe, wenn gleich in allen Ehren, geboth ihr das Gewand vom Angeſicht zu nehmen, und ſich zu zeigen, ſie gehorchte zitternd, und der König ſprach, „ſie ſolle nicht bang ſeyn, der kleine Schaden ließe ſich erſetzen," zugleich zog er ſeinen Seckel und reichte ihr ihn hin, den ſie dann mit Erröthen und tiefer Beſchämung annehmen mußte. Der König wendete ſich nun ab von ihr, und der ganze Zug ging fürbaß. Der Mond ſtand ſchon über den Gebirgen, und Niemand ſonſt kam des Weges,

worüber auch Gloriande ſehr froh war, denn ſie war ſo von Kummer und Schmerzen erfüllt, daß ſie meinte, ihre unglückliche Geſchichte ſey ihr im Angeſicht zu leſen. Bald, ſo kam die Hausfrau, die, als ſie erfuhr, was Glorianden widerfahren, ſie mit freundlichen Worten tröſtete, und ihr ſagte, der Seckel des Königs enthalte zehnmahl, ja noch mehr, als der ganze Vorrath werth geweſen, und ſie freue ſich trefflich, auf dieſe Weiſe von den Gefäßen los gekommen zu ſeyn, die in Etrurien zu dieſer Stunde viel ſchöner und zierlicher verfertigt würden. Sie zählte eine nahmhafte Summe ab, und gab Gloriande das Übrige, welches noch zehnmahl ſo viel war, indem ſie ihr ſagte, ſie ſey reichlich bezahlt. Als Gloriande dieß vernahm, war ſie ſehr froh und fragte die Hausfrau, »ob es denn möglich ſey, mit dieſem Golde eine häusliche Einrichtung zu treffen, und zeitlebens daran genug zu haben?« Da lächelte die Frau und ſprach: »Das kommt Alles darauf an, junge Frau, wie Du es zu Rath hältſt! So Du fein ſäuberlich damit umgehſt, und ſpinnſt und webſt Dir ſelbſt Dein Gewand, und beſtellſt mit Achtſamkeit Dein Haus, magſt Du wohl zeitlebens damit auskommen.« »Spinnen habe ich nicht gelernt,« entgegnete Gloriande. »So will ich Dir zeigen, wie man damit umgeht,« ſprach die Hausfrau, »und ich wundere mich höchlich, wie ein ſo wohlgethanes junges Blut, wie Du,

nicht eine ſo nützliche Sache gelernt.“ »Ich bin von höherer Geburt, als Du wohl denkſt,“ antwortete Gloriande, doch die Frau fiel ein: „In alten Zeiten, und noch zur Stunde iſt es bey den höchſten Frauen in allen Landen Sitte. Weißt Du wohl,“ fuhr die wackere Frau zu ſprechen fort, »daß die Spindel auch in königlicher Hand eine Zierde iſt? daß ſelbſt unſere Frau Königinn in der Halle am Feuer ſitzt und die Spill dreht, und daß die berühmteſten und höchſten Frauen uralter Zeit, die in den Geſängen der Dichter leben, mit Spinnen und Weben umzugehen gewußt?“ Da erſeufzte Gloriande und ſprach: »Dieß und anders weiß ich wohl, doch ohne Frucht für mich, denn ich habe keine Mutter gehabt, die mich zu weiblichem Thun angehalten hätte.“ „Wenn das iſt, ſo biſt Du zu entſchuldigen,“ ſprach die verſtändige Frau, „und wenn Du mich zur Lehrmeiſterinn annehmen willſt, ſo werde ich gern Mutterſtelle an Dir vertreten!“ Indem dieſe Beyden ſo ſprachen, waren ſie an die Hütte gekommen, die im Mondlicht lieblich anzuſchauen war. Aus der Thür trat Adalwin ſeinem jungen Weibe entgegen, umhalſte ſie zärtlich, und ſagt' ihr, „daß er ihretwegen in tauſend Ängſten geweſen wäre,“ darauf ſetzten ſich die Vier zum Abendtiſch, und verzehrten ein ländliches Mahl unter der Weinlaube; vor ihren Blicken funkelte das weite Meer in Mondglanz, und dämmernd im leichten Duft',

noch vom Abglanz des Abendlichts die Gipfel geröthet, lagen die Berge ringsum, aus deren Schooß sich die Düfte von tausend würzreichen Kräutern erhoben, der Gesang der Fischer ertönte vom Strand, ihn beantwortete melodisch der Mädchen Chor, und bald, so fügten sich die Scharen zu fröhlichen Tänzen. Adalwin's Liebkosungen und Scherze erheiterten Gloriande so, daß sie alles Ungemachs des vergangenen Tages vergaß. Doch fragte sie ihn, „ob die junge Prinzessinn denn wirklich so überirdisch schön sey, als der Ruf sie preise?" Da lächelte Adalwin und entgegnete: »Für mich ist auf Erden nur ein Weib schön, das ist meine Gloriande. So Du nun selbst nicht etwa die Braut des Königssohnes bist, behaupte ich gegen Jedermann mit Schwert und Lanze, daß Du die Schönste auf weiter Erde bist!" Nunmehr war Gloriande ganz getröstet, und ging fröhlich zur Ruh, noch nirgend hatte ihr das Nachtlager so freundlich gedünkt, als in der anmuthigen Hütte am Strande in dem weißen Gemach, von den süßesten Düften durchweht, die der Abendwind aus den schönen, blühenden Thalen hinübertrug. Sie schlummerte sanft an ihres Gatten Busen ein, und ihre Träume waren süß, wie ihre Liebe.

Eilftes Abenteuer.

Wie Gloriande in das Königsſchloß kam, um die ſchöne Braut zu ſehen.

Andern Tags führte Adalwin ſein geliebtes Weib in der herrlichen Gegend umher, und durchirrte unter lieblichem Zweyſprach und wonniglichen Küſſen mit ihr die Thale, welche die Huraune durchſtrömt. Erſt zur Mittagſtunde kam das junge Paar zu Hauſe, wo ihre Wirthe ſie nicht ohne etwas ſauer zu ſehen empfingen. Die Hausfrau ſprach: „eine junge Gattinn müſſe keine Stunde verlieren, denn es würde ſchlimm um den Winter ſtehn, wenn der May nur Blumen brächte ſtatt der fruchttragenden Blüthen, und der Landmann nicht ſein Feld beſtellte.“ Adalwin beſorgte, ſeine Gloriande würde ſolcher Lehren bald überdrüßig ſeyn, allein dieſe neigte ſich zur Hausfrau, umhalſte ſie zärtlich, und bath ſie, ihr zu verzeihen, und ſie dieſen Nachmittag, ſo es ihr geliebe, im Spinnen zu unterweiſen.“ „Das wird ſchlimm gehen, mein holdes Töchterlein,“ ſprach dieſe kopfſchüttelnd, „und das kleinſte ſechsfüßige Thierlein wird Dich darin beſchämen, denn es lernt ſich nicht in einem Tag, doch die kleinen Spinnen fangen ſchon an, wenn ſie aus dem Ey gekrochen, dafür können ſie es auch ſo trefflich!“ So ging dann nach Tiſch die Arbeit vor ſich, und ſo ungelehrig Gloriande ſich Anfangs bewies, brachte ſie doch

einen Faden zu Stande, der, obſchon rauh und loſe, doch ein Faden war, ſie tröſtete ſich, daß ſie es ſchon beſſer lernen würde, und war ganz außer ſich vor Freude, als Adalwin beym Eintreten, wie er ſie mit der Spindel beſchäftigt ſah, ausrief: „daß die weltberühmte Helena am Rocken nicht lieblicher und ſinniger ausgeſehen haben könne, als ſeine himmliſche Gloriande.“ „Was frommt mir das,“ flüſterte die Prinzeſſinn, „ſo doch die königliche Braut des Prinzen von Provence ſchöner iſt, als ich? Wenn ich ſie doch nur einmahl ſehen könnte!“ „Das iſt ein vergeblicher Wunſch,“ rief Adalwin, und Du mußt Dich deß ſchon begeben, doch ſollte es möglich zu machen ſeyn, ſo will ich ſie Dir wohl zeigen, und Du ſelbſt wirſt einſehen, daß ſie meine göttliche Gloriande an Schönheit nicht übertrifft!“ „Alſo kommt ſie mir doch gleich?“ fragte Gloriande eiferſüchtig und zürnend im Herzen, doch Adalwin ſprach: „Und wenn ſie Dir gleich käme, ſüßes Weib, verlangſt Du mehr als meine Liebe? Legſt Du auf die Bewunderung der übrigen Welt noch Werth?“ Da ſchlug Gloriande beſchämt die Augen nieder, doch Adalwin fuhr fort: „Morgen iſt die Vermählung. Morgen kommt der würdige Greis Trophimus, Erzbiſchof von Arles, nach Maſſilia, um das hohe Paar vor dem ganzen Volke einzuſegnen. Dieſer Greis hat die heidniſchen Opfer abgeſtellt, die noch vor fünfzig Jahren hier in der Gegend

geſchlachtet wurden. Drey Jünglinge wurden alljährlich in Arles der Diana geopfert.“ „Bey uns fielen keine Menſchenopfer,“ entgegnete Gloriande, „doch bin ich fröhlich, daß ich dem blinden Heidenthum entgangen, denn es ſcheint mir freudlos und unerquicklich gegen den Glauben, der die Seelen labt.“ Adalwin drückte ſie an ſein Herz und ſprach weiter: »Morgen wechſelt die unvergleichliche Prinzeſſinn den Ring der Treue mit ihrem jungen Gemahl. Dieſem iſt das Wort Concordia eingegraben, und ſie trägt ihn am vierten Finger der linken Hand, weil von dort aus eine Ader zum Herzen geht. Eine Krone von Perlen und ein weißer Schleyer wird ſie ſchmücken, als Zeichen der Reinheit ihres Herzens. Ihr ſeidenes Gewand wird mit Gold und Edelſteinen gegürtet und mit Hermelin verbrämt ſeyn, ihre Hoheit zu bezeichnen. Ihren Pfad werden Jungfrauen mit Blumen beſtreuen und Heil und Segenruf für ſie wird bis zu den Wolken tönen. Möchteſt Du nicht an ihrer Stelle ſeyn, und dünkt Dir der Prinz nicht ein ſchöner Mann?“ »Ich bin mit meinem Looſe zufrieden,“ ſprach Gloriande, ſich an ihn ſchmiegend, „doch ſehen möcht' ich die Prinzeſſinn, die Du die Unvergleichliche nennſt?“ „Das thu ich,“ antwortete ihr Adalwin, »weil ſie große Lieb und Treue bewieſen, wie ich Dir wohl einmahl erzählen werde.“

Als nun der andere Morgen kam, beurlaubte ſich Adalwin zu früher Stunde von ſeinem holden Weibe, weil er früh auf das Schloß berufen, auch die biedern und gaſtlichen Wirthe des jungen Paares verließen das Haus, um ihre Geſchäfte auf dem Schloß zu verſehen. So war denn Gloriande allein mit ihren trüben und ſchwermüthigen Gedanken. Sie konnt' es nicht aus dem Sinn bringen, daß Adalwin ſo feurig und durchdrungen von der Braut des Königsſohnes geſprochen, und je mehr ſie dieſen Träumereyen nachhing, je mehr bemächtigten ſich Eiferſucht und Sorge ihres Gemüthes, ſo, daß ſie zuletzt keine Raſt mehr fand. Die junge Dienſtmagd ihrer Wirthinn, eine Griechinn, die öfters, ſich ein Geſchäft machend, wo die Prinzeſſinn ſaß, an Glorianden vorüber kam, und ihrer nagenden Unruhe wahrgenommen, wagte es endlich, ſie anzugehen, „ihr zu ſagen, ob ſie ihr denn in gar nichts helfen könne, ihren Kummer zu zerſtreuen?" Da ſprach Gloriande, „ſie wäre betrübt, daß ſie das Feſt nicht anſehen könne," und ſie hatte dieß kaum geſprochen, als das Mädchen fröhlich in die Hände klatſchte und verhieß, „ſie wolle ihr wohl dazu verhelfen, und mit ihr gehen, da ſie Bekanntſchaft im Schloſſe habe, und wohl Beſcheid daſelbſt wiſſe." Darauf eilte Irene, ſo hieß die junge Griechinn, fort, und kam mit fremdartigen Anzügen und einer ungeheuren Menge von Blumen her-

bey, erläuternd, „daß ſie und Gloriande griechiſche Blumenmädchen vorſtellen wollten, und auf dieſe Weiſe dicht an die Sitze kommen könnten, wo die hohe Braut zu erblicken wäre.“ Hörbar pochte Glorianden's Herz bey dieſen Worten, ſie legte mit Hülfe des Mädchens die Gewande an, welche ihr unendlich gut ſtanden, ſie waren weiß, wie der friſch gefallene Schnee mit purpurnem Rande von der feinſten Ziegenwolle, und das Mädchen wußte ſie der Prinzeſſinn ſo künſtlich in Falten zu legen und feſt zu binden, dazu Hauptbund und Schleyer ſo maleriſch zu ordnen, daß, wer die ſüße Gloriande geſehen, in ihr eine der blühendſten Bewohnerinnen der glücklichen Inſeln zu ſehen geglaubt hätte. Gleicherweiſe erſchien auch das junge Mädchen, nicht unlieblich in ihrer minder ſchönen und gewählten Tracht, und beyde traten alſo bekleidet, reich mit der Fülle der prangendſten Blumen beladen, ihren Weg nach dem Schloſſe an. Niemand wehrte ihnen den Eintritt, ſo, daß ſie glücklich bis zur königlichen Speiſehalle gelangten, wo unter goldenen Säulenbogen das neuvermählte Paar und ihr zur Seite der König und ſeine Gemahlinn, umringt von den Erſten des Staates ſaß. Im Augenblick, da Gloriande ſich der Tafel nahte, gedachte ſie der Geſandten, welche Eiferſucht und Neugier ganz aus ihrer Erinnerung verdrängt hatten, allein ob ſie ſchon ſpähend und vorſichtig

um ſich blickte, ſie nahm keines Einzigen wahr, der einem dieſer Geſandten ähnlich geſehen, und ſomit beruhigte ſie ſich wieder, und heftete ihre Augen einzig auf die wunderſchöne Braut. Wie anmuthig ihr dieſe nun auch vorkam, ſagte ihr gleichwohl eine innere beruhigende Stimme, daß ſie nicht ſo ſchön ſey, wie ſie, und ſie ließ nun ihre Blicke weiter umherſchweifen. Obwohl der Prinz ſeitwärts von ihr ſaß, ſo, daß ſie ihn nicht recht in das Auge faſſen konnte, fand ſie ihn ihrem Adalwin nicht unähnlich, ſelbſt die Züge der Königinn kamen ihr nicht unbekannt vor, und auch deren des Königs, den ſie an jenem Schreckentag nicht anzuſehen gewagt, glaubte ſie ſich dunkel zu erinnern, doch war ſie ſo verwirrt und voll Unruhe, daß dieß Alles ſich wieder in ihrer Vorſtellung verdrängte, und als ſie eine Weile betrachtend geſtanden und bedachte, daß ſie, die hier unbemerkt unter den Zuſchauern gedrängt, ſich nur ſcheu und furchtſam zeige, thronen könne, wo jene throne, war es ihr denn doch wieder ein wenig beklommen um das Herz. Sie hatte indeß keine Zeit, ſich ſolcher Gedanken ſehr hinzugeben, da der König und die übrigen von der Tafel aufſtanden und ſich eilig nach einem andern Theil des Schloſſes hinbegaben.

Zwölftes Abenteuer.

Wie Gloriande nicht wieder aus dem Schloß heraus konnte, und was ihr daſelbſt widerfuhr.

In das Gedränge der Zuſchauer wurden die beyden Blumenmädchen mit fortgeriſſen, und gelangten in eine Halle, wo ein ſchöner und feyerlicher Tanz begann. Gloriande ſah mit klopfendem Herzen zu, und mit jeder Viertelſtunde ſtieg ihre Angſt um Adalwin, den ſie weder in den Scharen der Sänger noch unter den Zuſchauern bemerkt, ſo daß ſie fürchtete, er möchte irgend ein Unglück erlitten haben. Während des Tanzes war es Nacht geworden, der König verließ plötzlich die Halle, und Gloriande wurde wieder von der wogenden Maſſe der Zuſchauer ſo fortgezogen, daß ſie ſich von ihrer Gefährtinn getrennt ſah, ohne es verhindern zu können, und ſich, ohne zu wiſſen, wie plötzlich in dunkeln Säulengängen des Königsſchloſſes ganz allein befand. Sie fühlte hier eine furchtbare Beklemmung und tödtliche Angſt, und verſuchte an allen Pforten ob nicht irgend eine dem Druck ihrer Hand weichen, und ſich öffnen werde, allein es war vergebens, und je weiter ſie in den Windungen der Gänge umherirrte, je banger wurde es ihr, und je mehr verſchwand ihre Hoffnung, einen Ausgang zu finden. Vor Allem quälte die Arme die Sorge, was aus Adalwin

geworden, und wie er um ihr Ausbleiben Angſt empfinden würde. Indeß ſie ſo zagend auf gut Glück weiter umherirrte, von Durſt und Unruhe tauſendfach gequält, vernahme ſie Tritte, deren Schall in dieſer Einſamkeit und Hülfloſigkeit ihr das Blut in den Adern zu Eis gerinnen machte, ſo daß ſie einen dumpfen Schrey ausſtieß und ſich in der Dunkelheit athemlos an einen Pfeiler lehnte, einer Ohnmacht nah. Sie bebte wie ein Espenlaub, und hielt ſich für verloren, als das unbekannte Weſen ihr näher kam, und mit leiſer Stimme ihren Nahmen flüſterte. Sie ſchwieg, entſchloſſen lieber hier zu ſterben, als ſich zu verrathen, auch würde es ihr ſchwer geworden ſeyn, einen Laut hervor zu bringen, ſo feſt hielt die Angſt ſie umgarnt. Da ſprach der Unbekannte wieder, fürchte Dich nicht, meine Gloriande, ich bin's, Dein Adalwin, und umfaßte ſie zärtlich, ſo daß ſie in dieſer Überraſchung vor Wonne und Weh zu vergehen meinte. „Komm," rief er, aus dieſem Unglücksſchloſſe, wo Du ſo viel Bedrängniß erlitten, wie mir Irene geſagt! „Er nahm ſie bey dieſen Worten ſanft bey der Hand, und führte ſie nach der Seite zu, wo Gloriande ihn hatte herbey kommen hören, doch, ob er Pforte für Pforte verſuchte, nicht eine öffnete ſich, und ob er die Stiegen hinauf, die Stiegen hinunter, einen Ausgang erforſchte, es war unmöglich einen zu finden, und überdem herrſchte Todes-

ſtille im ganzen Gebäude, gleichſam als wäre es ausgeſtorben. Da ſprach Adalwin heiterer lachend, als die Umſtände es mit ſich brachten: Hätt' ich doch nie geglaubt, nachdem wir auf Moos in dumpfigen Hütten übernachtet, dieß königliche Schloß müſſe uns jemahls ein Obdach biethen! Haben wir uns doch zu Ausgängen gedrängt bis wir alle Windungen dieſes ungeheuren Baues durchirrt, laß ſehn, ob wir nicht glücklicher ſeyn werden, wenn wir Eingang ſuchen! Dieß ſagend, drehte Adalwin an einer Thür, welche ſogleich aufſprang und beym matten Schimmer der Ampeln, die den innern Schloßhof erhellten, unterſchied Gloriande deutlich, daß ſie ſich mit Adalwin in einem der goldbekleideten Prunkzimmer des königlichen Schloſſes befände, in welchem ein herrliches Lager mit reichen Purpurdecken bereit ſtand." Um Gott," rief Gloriande, „mein Freund, was ſeh ich hier beym Ampelſchein für umherliegende Geſchmeide und köſtliche Gewande funkeln, und wie duftend und lieblich iſt's hier! Laß uns ſchnell von dannen gehn, daß wir nicht hier betroffen und beſtraft werden!" „Das werde ich wohl unterlaſſen," fiel Adalwin ihr in die Rede, „mein ſüßes Weib! Noth kennt kein Geboth, und das Schlimmſte, was mir begegnen kann, iſt, daß wir vor dem König geführt werden. Er kennt mich wohl, er wird lachen und ſagen, es war ein Minneſängerſtreich, denen muß

Alles vergeben werden!" „So ich mich aber nicht irre," fuhr Adalwin, sich umschauend fort, „so kommt der süße Duft, der dieß Prunkgemach erfüllt, minder von Blumen und Essenzen als von köstlichen Früchten und edeln Wein. Du hast schmachtend an der Tafel gestanden, wo geschwelgt wurde, meine Holde, erquicke Dich, und dann begib Dich an meiner Seite zur Ruh!" Da nun Gloriande fast verschmachtet war, gab sie gern den Gründen ihres Gatten nach, und genoß die Erfrischungen, die mitten im Gemach auf einer mit schimmerndem Tuch behangenen Tafel standen, und deren Wohlgeruch und Lieblichkeit ein schöner Blumenaufsatz in der Mitte der Tafel noch vermehrte. Während dieses in der Dämmerung des schwachen Ampelscheins, an welche sich jedoch die Blicke mehr und mehr gewöhnten, so daß sie nun Alles deutlich um sich her unterscheiden konnten, gehaltenen Mahles wurde Adalwin immer heiterer und muthwilliger, ja, ungeachtet Glorianden Bitten und Vorstellungen, zog er die goldene Spindel hervor, und ließ auf ihr, seine Stimme in sanften Liedern, die den Preis der Lieb' und Treue feyerten, begleitend, die alleranmuthigsten Weisen ertönen. Seine Heiterkeit wirkte auf Glorianden so mächtig, daß sie selbst ihre Sorge und in Bedenklichkeit ihrer Lage in diesem fremden königlichen Zimmer zu vergessen begann, und ihre süße Stimme mit der seinigen

vermählte. Als ſie ſo lieblich eine Weile geſungen, bath Adalwin ſein holdes Weib der Ruhe zu genießen, der ſie bedürftig ſey, und, wie er ſie, da eben der Mond hell aufgegangen, in ihrer ganzen Lieblichkeit vor ſich leuchten ſah, ſprach er, „daß ihm die ſchöne Griechinn, die er da vor ſich habe, ſo überaus gefiele, daß er ihretwegen der Prinzeſſinn Gloriande die Treue brechen könne.“ „Sprich nicht ſo, mein Adalwin,“ rief bey dieſen Worten Gloriande, „denn nur die Vorſtellung einer Möglichkeit, Du könnteſt je die Treue brechen, entſetzt mich, und wenn alle Mißgeſchicke über mich einſtürmen ſollten, mich könnte doch nur dieß Eine ſchrecken, daß ich jemahls Dein Herz verlöre!“ „Das befürchte nie,“ rief ſie beruhigend Adalwin, „vielmehr ſey getroſt und freudig, und ſchlummre hier auf weichem Pfühl ſo ſüß, als ſollte dieſe goldene Wölbung Dein bleibendes Obdach ſeyn, und als wären wir hier daheim!“ Die ſchöne Gloriande war ſo ermüdet vor Angſt, Umherirren, Freude und Luſt, daß ſie dieſer Weiſung folgend ſo feſt entſchlummerte, daß ſie nicht früher die Augen öffnete, bis die Strahlen des jungen Tages ſie erweckten, welche hell durch die hohen Fenſter hinein blickten.

Gloriande hatte kaum die Augen aufgeſchlagen, als ſie, in dem goldglänzenden Prunkgemach umherſchauend, und ſich dem Vergnügen des verfloſſenen Abends erinnernd,

ſchnell die Gefahren ihrer Lage überdachte, und für wichtig erſah, nun auf das ſchleunigſte dieſen Ort zu verlaſſen. Sie weckte mit einem Kuß Adalwin, der noch feſt ſchlummerte, und bath ihn, nur eilig von hier mit ihr fortzugehen, eh' ſie bemerkt würden, da nun bey hellem Tag doch alle Pforten geöffnet ſeyn würden. „Laß das, meine Gloriande," entgegnete hierauf Adalwin, „und ſage mir vor allen Dingen ob Du Dich hier nicht lieber und angenehmer befunden, ſo fern Du die ausgeſtandene Angſt nicht in Anſchlag bringſt, als in den Zellen und Hütten, wo wir übernachtet, ſeit dem traurigen Augenblicke, wo Du um mich Deine Heimath, Deinen Vater und Dein ſchönes Land verlaſſen?" Da entgegnete Gloriande: „Mein Adalwin! mit Dir iſt jede Hütte ein Pallaſt, und ſollte ich Alles, was geſchehen, noch einmahl zurückthun müſſen, ich würde es getroſt wagen!" Doch, ſüßer Freund, laß uns eilen, die Stunde drängt, ich höre Stimmen und Schritte in den Gängen, die wir geſtern durchirrt. „Fürwahr," rief beſtürzt Adalwin, »Du haſt Recht, und wir haben keinen Augenblick zu verlieren! So will ich denn meine reitzende Griechinn wiederſehen, und freue mich recht auf ſie, Deine furchtbare Nebenbuhlerinn!" »Es iſt doch entſetzlich," rief Gloriande aus, „daß Du Scherz treiben kannſt, indeß mir in Angſt die Sinne vergehen. Denn ſieh doch nur, was hier, während wir ſchliefen,

vorgegangen? Unſere Kleider ſind weggenommen, und ich ſehe nichts, als die überreichen Gewande und bedeutſamen Kleinodien, welche ich geſtern beym Ampelſchein doch nur undeutlich bemerkte." „Wahrlich," unterbrach Adalwin ſeine Geliebte, „Du haſt vollkommen Recht, allein, da wir hier nicht bleiben können, und ich einen Frauenanzug und ein Kleid für einen Mann erblicke, ſo meine ich, wir legten dieſe an!" Da entſetzte ſich Gloriande und rief: „Nimmermehr können wir das! Siehſt Du nicht die von Perlen geflochtene Brautkrone, das Purpurgewand, mit Hermelin verbrämt, den Goldgürtel mit Edelſteinen, die goldnen Spangen, die köſtlichen Sandalen, und den goldenen Trauring mit dem Bilde der Eintracht, Alles, wie Du mir beſchrieben, daß die Königsbraut es anlegte! Und wenn Du die Kleider und Koſtbarkeiten, welche Dir zur Seite liegen, recht in Augenſchein nimmſt, ſo wirſt Du finden, daß ſie nur einem Königsſohn ziemen!" Lächelnd bey dieſen Worten, ſprach Adalwin: „Wenn immer, ich will ſie tragen, und will Dir, mein holdſeliges Gemahl, behülflich ſeyn, die prachtvollen Gewande anzuthun, die Du wohl eben ſo reich und köſtlich in Deines Vaters Pallaſt zurückgelaſſen!" Somit ſprang Adalwin vom Lager auf, und bekleidete Gloriande, wie ſehr ſie ſich ſträubte, mit aller Pracht, die vor ihn ausgebreitet lag; worauf er auch behend, und

wie einer, dem die Sache nicht ungewohnt, die königlichen Gewande anthat, die seine Schönheit in höherem Glanz gezeigt haben würden, wenn das möglich gewesen wäre, da seine Schönheit durch sich selbst so siegreich prangte. Als Adalwin dieß vollbracht, umfing er seine Gloriande, und sagte: »Nun spiegle Dich in Kronenpracht in meinen Augen, holdseligste aller Frauen, und sey gewiß, wie herrlich Du mir strahlst, für mich kannst Du nie schöner seyn, als Du in dem Augenblicke warst, wo Du dein sonnenflammendes Haar vom Scheitel schnittest, und Deines Angesichts süßblühenden May unter schnödem Braun versteckteſt! So sprich denn noch einmahl, gereut es Dich nicht, was Du um mich gelitten und gethan!" »Nein," sagte bebend Gloriande, »aber ich gestehe Dir, diese Stunde ist die herbste von Allen, denn ich bin bange, wie ein aufgescheuchtes Reh. Was soll aus uns werden, so man uns hier betrifft?"

Indeß Gloriande diese Worte sprach, erklang ein Jubelruf in den Gängen draußen, und näher und näher kam ein Gewühl von Menschen, und verworrenen Freudenrufen. Gloriande schmiegte sich in fürchterlicher Angst an Adalwin's Brust, der sie schirmend umschlang, als die Pforten aufsprangen und die ganze Masse der Außenstehenden Heil und Lebehoch rufend in das Schlafgemach drang. Gloriande, welche nicht anders denken konnte,

als daß die Eindringenden glaubten, hier die Königsbraut zu finden, verging vor Kummer und Sorge, ſie drückte ihr Haupt feſt an Adalwin's Bruſt, vermeinend einer der Geſandten, die ſie ſo ſchnöde abgewieſen, werde hervortreten, und ſie verrathen, doch ſie vernahm die wohlbekannte Stimme der Hausfrau und ihres Gatten vom Hüttchen am Meeresſtrand, welche ihr zuriefen: „Nun, meine Tochter, willſt Du uns denn heut' gar nicht anſehen?" Unwillkührlich blickte Gloriande auf, und erkannte in den Perſonen, die lächelnd dicht vor ihr ſtanden, und ihr die Arme reichten, den König von der Provence und ſeine Königinn, welche keine andern waren, als das Ehepaar vom Hafen St. Johannes. Noch konnte ſie ſich in ſchwindlichtem Bangen und Erſtaunen nicht faſſen, als ein Greis zu ihr trat, dem mehrere, eben ſo in Weiß und Purpur geſchmückte Greiſe folgten, und in dem ſie mit nahmenloſen Entſetzen den Sprecher unter der Geſandtſchaft aus der Provence erkannte. Dieſer neigte ſich tief vor Glorianden, beugte ein Knie, küßte den Saum ihres Gewandes, und ſprach mit vernehmlichen Worten: „Heil unſerer Kronprinzeſſinn Gloriande, der Tochter des weiſen und glorreichen Alkuin! Du haſt die Bedingungen erfüllt, o Königstochter, unter denen Du verhießeſt, unſers Thronerben Gemahlinn zu werden! Hier reiche ich Dir in Demuth Dein ſonnenflammendes Haar,

das Du vom Scheitel getrennt, ſo wirſt Du Dich erinnern daß Du alles übrige, deſſen Du Dich vermeſſen, als da war die niedere Arbeit, und das Almoſen aus des Königs Hand zu empfangen, bis auf das Kleinſte verrichtet haſt!" Mit dieſen Worten zog der Greis ſich zurück, und Gloriande wußte noch immer nicht, ob ſie wache oder träume, da trat die vermeinte Prinzeſſinn Braut herfür, und begrüßte Glorianden als ihre Schweſter, die Tochter des Königspaares. Dann näherte ſich Trophimus, der Erzbiſchof von Arles, in welchem Gloriande auf der Stelle den Eremiten erkannte, der ihren Ehebund in der Waldzelle eingeſegnet. Der fromme Greis küßte ihre Stirn, und ſprach: „Geſegnet ſeyſt Du, hohe Königstochter! Heil Dir, daß ſich Dein Herz, wie reines Gold im Feuer bewährt!" Und wie nun Gloriande den Erzbiſchof, das Königspaar, die junge Prinzeſſinn von Provence und ihren Gemahl, der mächtig mit tiefer Rührung kämpfte, wie träumend, wechſelsweis fragend anblickte, da trat aus dem Kreis der hohe Alkuin, der ſeine Tochter mit Inbrunſt in die Arme ſchloß, und unter Thränen und Liebkoſungen ihr kund that, daß er um Alles zuvor gewußt, und Alles vorbereiten helfen, und begünſtigt habe, was zu ihrer Prüfung dienlich geweſen. Adalwin aber ſank vor Glorianden nieder, und ſprach: „Mein holdſeliges Weib! Dich wollt ich ſtrafend prüfen und beſ-

ſern, aber ich bin der Schuldige und Überwundene, denn Du haſt Alles überbothen, was Dir angeſonnen wurde, und ich ſehe mit einem von Schmerz durchbebten Entzücken, daß ich mich vor Dir beugen muß, denn Liebe in edler Frauen Bruſt iſt von göttlicher Art, und nichts auf Erden kommt ihr gleich!"

Hier endet die Geſchichte von Adalwin und von der ſchönen Gloriande.

Diana von Cibo.

Es war ein kühler Mayenabend, kein Wölkchen trübte des Himmels Rosenklarheit, der rauhe Mistral ließ seine schweren Fittiche ruhn. Im schimmernden Farbenspiele wogte das Meer dahin, die schroffe Felsinsel If glühte im Westen, wie eine dunkle Purpurrose; von blühenden Rebenhügeln, von, mit tausendfachen duftenden Kräutern bedeckten Bergeshöhen wogten Ströme des reinsten Duftes, aus den maygrünen Thalen ragten einzelne goldne Zinnen der dicht von Schatten umgebnen Bastiden hervor, während in voller Pracht der Vollmond über dem Meere schwebte.

Beym Vorwerk St. Johannes saßen vor ihren Hütten die Marseiler Fischer, Matten flechtend und Netze strickend bey Mährchen und Gesang. Die rüstigen Frauen bereiteten die Abendkost bey Feuern, die lustig am Strande emporloderten, hie und da wandelten schlanke Jünglinge an der Hand ihrer Schönen, andere der blühenden Mädchen wiegten die jüngern Geschwister auf dem Schooß, oder tanzten mit ihnen, Alles war mit Blumen geschmückt, Alles fröhlich, wie beym Feste.

„Still, Eglina ſingt!“ rief ein Fiſcher, und alle lauſchten des ſchönen Mädchens Geſang, an deren Knie ſich ihr Bruder Amurin horchend ſchmiegte.

Roſen blühn in meinem Garten,
Netze ſchimmern vor der Thür,
Muß ich meines Trauten warten
Lauſch ich hinterm Netz herfür,
Aus des Meeres grünen Wogen
Hat er ſeltnen Fang gezogen.

Silbern Fiſchlein, roſig helle
Funkelaugig, zart und fein,
Schlau bebend, wie die Forelle
Schlüpft von ſelbſt ins Netz hinein!
Fiſcher, wirds dem Fiſchlein frommen
Das ſo früh ins Netz gekommen?

Nun fiel Marin in den Geſang Eglinens ein:

Traurig blüht die Roſ' im Garten,
Wenn nicht friſch ſie Liebe pflückt.
Traurig muß das Fiſchlein warten
Bis es ſüßes Netz umſtrickt,
Fiſcher wirds und Fiſchlein frommen,
Sind allzwey ins Netz gekommen!

„Ruſtan von Berengar!“ jubelte Amurin, und ſprang einem Ritter entgegen, der, einſam am Strande luſtwandelnd ſich den Fröhlichen nahte.

Ruſtan war der lieblichſte Sänger, der herrlichſte

Dichter des dreyzehnten Jahrhunderts, ſchon ſein Anblick weckte Liebe und Luſt. Hochſchlank und zart gebaut, leuchtend im fantaſtiſchen Ritterſchmuck jener Tage, die Wangen blühend im Lenz fröhlicher Jugend, die großen, dunkeln Augen ſtrahlend in Geiſt und Anmuth, die hohe Stirn, der Thronſitz des Genius, umwallt von braunen Locken und mit friſchen Roſen umkränzt, die ſanftgebogne Naſe, der feine Mund, den Wehmuth umſchwebte, deſſen Lächeln einen Himmel aufſchloß, die Anmuth und der Adel ſeiner Haltung, Alles vereinigte ſich, um Ruſtan zu dem entzückendſten und leuchtendſten Ebenbilde der Gottheit, zu ſtempeln.

Frohlockend zog Amurin den Ritter zu dem Steinſitz an Eglinens Hüttenthür, den die Mutter mit weicher Matte umhangen. Nun ſprang der Knabe in den Garten, hohlte volle Zweige frühgereifter Mandeln und rothwangiger Pfirſiche herbey, und brachte die kleinen Hände voll Liebegaben dem angebetheten Sänger, um welchen ſich die Strandbewohner bewillkommend und erwartungsvoll verſammelt hatten, Amurin und Eglina aber ſetzten ſich zu ſeinen Füßen nieder, ihm Kränze von den Blumen zu winden, welche die Mädchen aus allen Gärten dargebracht.

„Erzähl' uns, edler Berenzar!" ſchmeichelte Amurin, „vom Eilandthale, das, nicht vom Meer umfangen, noch

von Luft, noch von Erde, ſondern von einem Gemiſch aller drey Elemente, die ſich im innigen Verein in einander kryſtalliſch verklären, leuchtend in des Hekla purpurnen Gluthen, ſo daß kein Schiffer landen, kein Vogel hineindringen kann, die Erde iſt feſt, wie an einen Knoten an die Umgürtung des Eilands gebunden, wo nur Selige wohnen; und vor Alters ſchallten der Sänger Lieder von dort hinaus in die ſtaunende Welt."

„Oder ſingt uns von den edlen Frauen Maſſilia's, die ihr langes, ſeidenes Haar abſchnitten zu Bogenſehnen für die Krieger, und ſelbſt in das Feld zogen, den Tyrannen entgegen, und die Republik befreyen halfen!" rief Eglinens ältere Schweſter.

„Nein! von Giptis erzählt," bath ſüß ſchmeichelnd Egline, „und von Peranus, dem Phokäerfürſten!"

Ruſtan lächelte dem lieblichen Mädchen Gewährung, und, nachdem ſich die Anweſenden um ihn her auf dem Raſenplatze vereinigt, begann er ſeine Erzählung.

„Peranus, der Phokäer Fürſt und Heerführer war aus dem ſteinigten, öden Lande, das ſein Volk bewohnte, ausgeſchifft, um auf neuen, ungewohnten Bahnen Abenteuer zu ſuchen, und ſeine Herrſchaft auf den Meeren auszubreiten und zu begründen."

„Vorüber rudernd an den waldbedeckten Küſten des Saliſchen Gebiethes, angelockt durch die Anmuth und

"Fruchtbarkeit der Gegend, geboth der Fürſt ſeinen Männern mit Rudern einzuhalten, und rief ihnen, die ſich um ihn her verſammelten, zu."

„Edle Phokäer, die ihr keine Blumenfluren ſonſt kennt, als die Schäume der himmelſpiegelnden Wogen, keine Reitbahn als die Meeresbahn, und keinen Pallaſt, als das ſchön gezimmerte Schiff, weilet hier, und blickt um euch her! Seht das grüne, blühende Land, athmet die ſanften Lüfte, die ſchmeichelnd und lind, wie koſender Mädchen Hand, unſre Wangen umſpielen! Wohin die Blicke nur reichen, lächelt und blüht uns Schönheit entgegen. Fruchtbare Kaſtanienwälder decken die Höhen, der Feigenbaum ſenkt die ſchweren Zweige über Melonenranken hinab, die mit goldnen Früchten den Boden decken, die Pomeranze verſchränkt die reichbeladenen Äſte mit dem Laube der Olive, die ſtachlichte Hernaſtaude, mit dem Purpur der Blumen und Früchte zugleich erprangend, bildet natürliche Hecken um die einzelnen Hütten und Gehäge, aus den Felsritzen windet ſich die Weinrebe mit ihren zierlichen Blättern. Roſen ohne Zahl decken das Gefild, ſchlanke Mandelbäume ſtehen, von Rebengehängen umwunden, vermiſcht mit düſtern Cypreſſen, auf dem Abhang der Hügel! Sollen wir ewig umhertreiben auf den wilden, rollenden Wogen, und immer nur zu kurzer, unerfreulicher Raſt

heimkehren in ein rauhes Gebieth, da die Welt uns offen ſteht, und ſchönere Auen uns winken? Auf, Phokäer! laßt uns ſehn, ob wir uns dieſe Ufer, die in weiten Strecken nur einzelne Fiſcherhütten dem Auge darbiethen, durch Überredung, oder durch die Waffen gewinnen können! Dort, am ſüdlichen Abhang, wo zwey hervorſpringende Felſen den weiten Halbkreis ſchließen, den das waldbedeckte Ufer bildet, hat die Hand der Natur den kühnſten Umriß eines Hafens, den ich je, die Wogen durchrinnend, angetroffen, gezogen. Fels an Fels thürmt ſich, ſchroff und erhaben bis in die Wolken hinauf, und ſchützt dieſen Platz ſo mächtig vor Stürmen, daß die Meeresfluthen in dieſer ſtillen Zuflucht nur als ruhiger Spiegel der lachenden Ufer unvermerkt vorübergleiten, und nur ſchmeichelnd am Ufergeſtein ſich kräuſeln. Hier laßt uns anlegen, und uns umſehn in der einſamen Waldung, auch ein Wild zur Opferung und Speiſe uns fahn, denn ſtolz und ſicher ergeht ſich der Hirſch dort auf den Höhen!"

Den Phokäern gefiel die Rede ihres Fürſten, bald nahm der Hafen ſie auf in ſeinen waldumkränzten Schooß; eben da ſie landen wollten, erſahn ſie einen Fiſcher, der, Ruder und Netz auf der rüſtigen Schulter, ſingend vorüber ging. Peranus ließ ihm das Tau zuwerfen und gebeth ihm, es um einen Pflock zu winden, der aus dem

Uferkies hervorragte. Staunend über die Schönheit und zierliche Tracht der Fremdlinge gewährte der Fiſcher, Peranus reicht' ihm eine goldne Spange, da er an das Land geſtiegen war, und befragt' ihn um die Herrſcher und Fürſten der Küſte und um die Sitten des Volkes.

Der Fiſcher ſagte den Griechen, daß Senan, König der Segobrigier, weſtwärts, in hoher Burg, von gelbem Geſtein erbaut, in mitten ſchattiger Olivenwälder throne, und er rühmte den König und die Schönheit der roſenwangigen Giptis, ſeiner Tochter, die noch unvermählt ſey. Sodann führt' er die Fremdlinge in ſeine Hütte, wo er ihnen geröſtete Seefiſche, ſüßen Wein und ſaftige Früchte im Überfluß vorſetzte; dann gingen die Griechen in den Wald, erſtiegen die Höhen, das Land zu beſchauen, und mit hurtigen Spießen das Wild zu erlegen, deſſen Sicherheit bis dahin noch nicht geſtört worden war. Eine weiße Hirſchkuh erreichte Peranus Pfeil, und die Griechen opferten Dianen, und hielten dann ein erquickendes Mahl.

Peranus beſchloß nun nach Phokäa zurückzuſchiffen, und ſein Volk zu überreden, auf immer der unwirthbaren Heimath Lebewohl zu ſagen, und ſich hier anzuſiedeln. Reichlich beſchenkt' er ſeinen ſinnigen Wirth und verhieß ihm fröhliche Wiederkehr.

Der Fiſcher aber ging andern Tages in der Frühe

zur Königsburg, ſeinen Morgenfang in die Halle zu bringen, wie er pflegte, und, noch ganz erfüllt von der Erſcheinung der Griechen, pries er dort des Phokäerfürſten göttergleiche Schönheit mit ſolchem Feuer, daß der Ruf davon zu der Königstochter gelangte, und ihr Herz mit glühendem Sehnen erfüllte. Jeden Morgen ſtieg ſie auf die ſteilen Baſaltkuppen, die weit hin das Land überſchauen, ſpähend, ob kein Schiff ſich nahe, doch ein Jahr verging und Peranus war noch nicht wieder gekehrt, der Tag aber rückte heran, wo Giptis, nach uralter Sitte einem Edeln beym feſtlichen Mahle den Becher mit Waſſer reichen ſollte, zum Zeichen, daß ſie ihn zum Gemahl erkoren.

Früh am Morgen dieſes Tages war die Königstochter voll Sehnen und Schmerz hinaufgeſtiegen auf die höchſte Spitze des ungeheuren Baſaltfelſens, der hoch über Land und Meer einſam thronte. Sie blickte, die Harfe in ihren zarten Armen, weit hinaus, bis die Sonne ſchon hoch ſtand, und ſie zur Rückkehr mahnte. Ihren Blicken zeigte ſich nichts, nur am äußerſten Rande des Horizonts gewahrte ſie noch beym Hinabſteigen emporſchimmernde Silberwölkchen, wogend, wie Schwäne durch die ſtille Luft. Seufzend ging ſie von dannen, ſich zum Feſte zu ſchmücken, welches unter dem duftenden Luftgezelt blühender Bäume unweit des Felſenquells ge-

halten werden ſollte, mit deſſen der Gottheit des Waldes geheiligter Fluth Giptis den Becher füllen mußte, um ihn ſodann dem Erkornen zu reichen. Wohlthätig ſchirmend erhob ſich der waldbedeckte Felſen, den rauhen Stürmen den Eingang in dieß ſtillblühende Wonnenthal zu verwehren.

Im weißen Gewand, mit purpurnem Gürtel, Perlengewinde um des Buſens Schnee, die blendenden Arme mit köſtlichen Spangen vom reinſten Golde umwunden, das Haar in flatternden Ringellocken herniederwallend, und den zarten Schleyer mit einem Stirnband von leuchtenden Edelſteinen befeſtigt, trat die Königstochter hin auf den grünen Plan, und banges Entzücken durchbebte die Herzen der Jünglinge, die von allen Ländern ringsum und weit über das Meer gekommen waren, ſich um ſie zu bewerben. Mancher gelobte ſich in ſeinem Herzen, unvermählt zu bleiben, dafern ihm Giptis nicht den Becher reiche.

Doch, wie die ſchlanke Lilie, ſchmachtend nach Thau, das goldgeſchmückte Haupt neigt, ſo trauerte Giptis; denn wohl gewahrte ſie die Söhne des hohen Nordens mit goldnem Gelock und ſchneeweißer Stirn, die tapfern Salier vom Ufer der Rhone, die ſtreitbaren Gothen, die ſchlauen Auſonier, die ernſten Ibernierfürſten, doch nicht die braungelockten, ſchöngegürteten Griechen, mit ſanfter

überredungsgabe und lieblicher Sitte und Geberde, wie der Fiſcher ſie beſchrieben.

Träumeriſch ſaß Giptis' auf dem ſtrahlenden Seſſel, dicht am geheiligten Quell, den goldnen Becher in Händen wiegend, bangend vor der Stunde der Entſcheidung; denn, wie ein ſchüchternes Reh flog ihr Blick von jedem der Jünglinge um ſie her, wieder zurück in ihr Herz, wo ein leuchtendes Bild der Sehnſucht wohnte, das keinem andern Bilde Raum ließ.

Da erhob ſich außerhalb des Roſen umpflanzten Bezirks, wo das Feſt gehalten wurde, ein Getümmel, und hinein trat der Fürſt der Phokäer, mit ſeinem zahlreichen Gefolge höher und ſtrahlender, als Alle, die ihn umgaben. Mit beſcheidener Sitte nahte ſich Peranus, entblößten Hauptes, dem König, auf erhabenem Sitz, die funkelnde Krone um die hohe Stirn gewunden, mit der Fülle des ſchwarzen, herabwallenden, ſchöngeringelten Haars, wie ein Himmliſcher anzuſchauen.

Als Giptis den Griechenfürſten erblickte, da erblaßte vor ſeiner Herrlichkeit das Traumbild der Sehnſucht in ihrer Bruſt, und ſie ſchloß die Augen vor dem ungewohnten Glanz, und verhüllte mit dem Schleyer die verrätheriſche Gluth ihrer Wangen.

Peranus aber ſprach zum König:

»Edler Gebiether der Segobrier, wir ſind freye Grie-

chen, ſtreitbar und ſtark, Wellen und Stürme ſind unſre Bundsgenoſſen, unſre liebſte Heimath die Fluthen, und Gefahren unſre höchſte Luſt."

„Doch unwirthbar iſt das Land unſrer Väter, zu klein, um unſrem Volk Raum zu geben zu der Zucht der Heerden und zum Anbau des Weizens. Wir ſehnen uns nach einem heitern Ruheſitz, denn die unter Kämpfen auf offnem See ergrauten Helden, wenn ſie, müde der Gefahren in Dianens geheiligtem Haine in ſchlanken Äſten ihre Waffen befeſtigen, und ihre letzten Tage in Frieden beſchließen. Wir haben die einſamen Ufer Deines Landes beſucht, und der Früchte gekoſtet, die auf dieſem, von den Göttern geliebten Boden, ohne Pflege gedeihen. Vergönne uns denn, großer König, uns eine Stadt am Meeresſtrande zu bauen, dort als Deine Bundsgenoſſen und treue Freunde zu leben; dann, wie die Sonne kein ſchöneres Land beglänzt, als das Deine, ſo auch bringt die Erde nicht kühnere Helden hervor, als die Söhne der ſteinigten Phokäa, deren Fürſt ich mich rühme. Sollte meinem Flehen ein Gott das Herz der hohen Jungfrau Giptis neigen, o, ſo gewähre ſie mir, großer König, zum Weibe, denn ich bringe die herrlichſte Morgengabe: ein ſtarkes, treues Volk, in Künſten wohlerfahren, in Waffen geſchickt, und mit reichen Schä-

hen, in trefflich gebauten Schiffen herbeyſchwimmend durch die Wogenbahn!"

Während Peranus dieſe Worte ſprach, ſah Giptis ihres Vaters Antlitz von Erſtaunen und Ernſt umwölkt, ſie bangte, daß der König gegen die Fremdlinge Argwohn faſſe, und nicht unbekannt mit der Gewalt, die ſie, ſchon durch den flehenden Blick ihrer Wunderaugen über das Herz des Vaters ausübte, hob ſie den Schleyer, trat aus dem Schatten hervor, und ſtand, den goldnen Becher in der Rechten, blühend, wie Hebe am Quell.

Kaum hatten die Griecher die Strahlende erblickt, als ſie ſich vor ihr zur Erde neigten, Peranus aber rief:

„Himmliſche, wer Du auch ſeyſt, biſt Du erſchienen, mein Geſuch bey dem Könige zu unterſtützen, o, ſo gieb ein Zeichen, daß Alle Deinen Willen verehren!"

Giptis lächelte ſüß, und das ganze Thal erglänzte in ihrer Augen wonneleuchtendem Schein. Sie neigte ſich zum ſprudelnden Quell, füllte den Becher und ſchwebte in ihrer Anmuth Peranus entgegen, dem ſie mit holdſeligem Erröthen den Becher reichte, entzücket und ſtaunend hielt er ihn in Händen, denn er kannte nicht die Bedeutung des Zeichens.

Die anweſenden Jünglinge aber riefen laut: „Heil Peranus, dem Phokäenfürſten, dem die unvergleichliche Giptis den Becher mit heiliger Fluth gereicht!"

Und der König ſtand auf von ſeinem Sitz und neigte dem Griechen ſein Zepter und ſprach: „Leere den Becher, Peranus, trinke Gewährung all deiner kühnſten Wünſche aus ſeinem geheiligten Maß. Klar und lauter, wie die Fluth, iſt die Jungfrau, welche ihn Dir dargebracht. Komm dann in mein Land mit Deinem Volk und all den Deinen, Öhl zu bauen und Weizen, und hohe Maſte zu zimmern aus des Olivenſtammes Kern, aus der himmelanſtrebenden Ceder und den Pinien der Waldung. Führe die Jungfrau heim und erzeige mit ihr ein göttergleiches Geſchlecht!"

Alſo ward Giptis Peranus Weib, und der Phokäer Stamm wurde heimiſch auf Saliſchem Boden; die Stadt, die ſchnell, wie ein Zauberwerk an den Ufern emporſtieg, nannten die Phokäer Maſſilia von dem Pflock und dem Tau, das der Fiſcher angebunden, als Peranus zuerſt, mit ſonſt von günſtigem Wind geſchwellten Segeln in den Hafen einlief, deſſen Gleichen die Welt nicht kennt.

Die erkorne Schutzgottheit der Maſſilier war Diana, und ſie heiligten ihr die tiefgrünen Waldungen, die vor Alters luſtig und friſch all dieſe Höhen überdeckten, ſo weit das Auge reicht, und den Flor und Reichthum der neuaufblühenden Anſiedelung der Phokäer ausmachten. Die ſchöne Göttinn liebte dieſe Fluren. Oft erblickte ſie

der ſteuernde Jäger in Lorbeerhainen, oft der Fiſcher in hellen, lauen Vollmondnächten am Seegeſtad. — Umwogt von meergrünen, ſterndurchſäeten Gewanden, den leuchtenden Halbmond ſchwebend über der vom goldnen Haar umwallten Stirn, den ſchlanken Leib mit flatterndem Silbergürtel umwunden, den Köcher mit gefiederten Pfeilen auf der blendendweißen Schulter und den tönenden Bogen in der Lilienhand, erſchien ſie, die ewige Jungfrau in den Strahlen ihrer keuſchen Schönheit und Huld. —

„Diana!" jubelte Amurin, und zeigte nach dem nahen Walde, wo eine göttliche Fraugeſtalt, in raſcher, anmuthvoller Wendung mit ſicherm, ſtolzen Blick den Pfeil abſchnellte, der, ſchwirrend vom Bogen ein ſchlankes Reh im Nacken traf. Meergrüne, mit Sternen durchſäete Gewande umhüllten die Herrliche, und von ihrer Stirn flammte der Halbmond im goldnen Licht, das durch die Büſche funkelte.

„Diana!" rief Berengär mit flammenden Augen, eilte ihr entgegen und neigte ſich, in tiefſter Ehrerbiethung den Saum ihres Gewandes zu küſſen. Mit himmliſchem Lächeln reichte ihm die Göttliche die weiße Hand, die er ſanft und ſchüchtern mit den Lippen berührte. Die Fiſcher ſtanden entzündet und ſtaunend umher, keiner regte zu athmen, aus Furcht, die bezaubernde Er-

ſcheinung zu verſcheuchen, die etwas übernatürliches in ſich trug, und doch auch wieder durch unnennbare Milde der Menſchheit anzugehören ſchien.

Diana winkte ihrem Gefolge, ſie übergab Bogen und Köcher, den Berengar ihr auf ihren Wink abnahm, einem zarten Edelknaben, und wendet ſich, dem Strande ſich nähernd, zu den Fiſchern.

„Liebliche, ſchlanke Mädchen, holde Knaben," ſagte ſie, „die ihr an Eure griechiſche Abkunft durch die Schönheit und das reine Ebenmaß Eurer Züge, durch die Anmuth Eurer Bewegungen und den Wohlklang der Rede erinnert, nehmt von mir zur Gabe das Wild, das mein Pfeil erlegte, und vergönnt mir einige Stunden in Eurer Mitte zu raſten. Nie ſank eine ſchönere Nacht auf dieſe Fluren hernieder. Die ganze Gegend iſt Glanz und Duft, im Gebüſche antworten ſich die Nachtigallen, und vorhin klang Geſang einer friſchen, lieblichen Stimme, wie ein Duft hinauf zu der Waldhöhe, von deren Spitze aus, ich das flüchtige Wild erſpähte. Vielleicht gönnt mir der edle Berengar, der Strahlendſte unter den Sängern, und jenes ſchlanke Bild, das ich eben erröthen ſah, die Luſt, einen Wettgeſang zu vernehmen. Weigre dich nicht, du friſche Roſe vom Seegeſtade, wohl iſt mir bekannt, daß ihr der rauſchenden Fluth ihre reinſten Takte abgelauſcht, und den Nachtigallen ihre ſchmelzend-

ſten Accorde, und daß die Lieder der Vorzeit an dieſem blumenbedeckten Strande mit jedem Frühling von friſchen Lippen wieder tönen!"

„Erhabene Jungfrau," ſprach der Greis Sylvan, „Eglinens Ältervater, welcher der ſchönen Fremdlinginn näher trat, eine weiſe Rede iſt von Euren Jugend und Schönheit blühenden Lippen erklungen. Glaubt es dieſem erbleichten Haar, das ſchon hundertmahl der Lenz mit friſchem Thau beſprüht, Wunder ſind dieſem Strande nicht fremd, und ihn bewohnt ein altes Geſchlecht! Keine unſrer Töchter wird an einem Fremdling vergeben, keiner unſrer Jünglinge führt eine Fremde heim, ſo wallt unvermiſcht das Blut der Phokäer in Herz und Adern ihrer treuen Abkömmlinge, eine unverſiegbare Quelle heitern Lebensmuthes, friſcher Thatkraft, keuſcher Liebesgluth, und entzückender Geſänge. Gefiebt es Euch, an dieſem duftvollen Strande zu verweilen, ſo ſollen unſre Weiber eine Abendkoſt bereiten, nicht unwerth ſo edlen Gaſtes, während unſre Jungfrauen und Jünglinge Euch mit Geſang und Tanz ergötzen und unſre Kinder Euch Kränze winden, denn würdig der Feyer iſt das Verweilen einer ſo himmliſchen Huldgeſtalt zwiſchen uns, die wir unſere Schätze nur in der Bruſt unſern Adel nur in der Seele tragen."

Die hohe Fremde lächelte den Greis anmuthig dan-

kend an, und wurde nun zu einem weichbemoosten Felsstück geführt, welches Amurin unter Eglinens Leitung, mit Hülfe seiner Gespielen mit frischen Rosen geschmückt. Vom Strand aus neigte sich das Felsstück luftig, wie ein Thronsitz, über die schäumende Fluth, die sich mit sanftem Gemurmel am Gestein brach. Zu Diana's Füßen setzte sich Berengar mit der Laute nieder; der Mond goß sein goldnes Licht über die beyden entzückenden Gestalten aus, und das wallende Meer zu ihren Füßen beruhigte sich, gleichsam, um ihr Spiegel zu seyn. Kaum hatte sich Diana niedergelassen, so erklang das Geläut der heimkehrenden Heerdenglöckchen, vermischt mit dem weichen Hauch der Hirtenflöten, langsam zogen sie vorüber, während der junge Hirt ein Liedchen sang:

Wann von Bergesspitzen schmilzt der Schnee,
Wann die Mandeln wieder blühn, Juchhe!
Dann mag alle seyn
Unser grüner Wein,
Grüne Reben sprießen in die Höh, Juchhe!

Zartes Lämmlein laß den dürren Klee,
Duft'ger Quendel, Thymian sprießt, Juchhe,
Sanftes, junges Gras.
Frisch im Perlennaß,
Meernarcisse blüht am blauen See, Juchhe!

Ob der Sturm mein Dach von Strohe verweh
Kümmert mich nicht mehr im Lenz, Juchhe!
Steineich' wölbt ihr Dach
Hoch zum Prunkgemach.
Drunten ich, die Vöglein in der Höh, Juchhe!

Hirtenmägdlein mit des Buſens Schnee
Fühlt den Lenz, es ſchmilzt das Eis, Juchhe!
Lenz ſtillt Winters Zorn,
Roſe wird der Dorn
Wann ich Kuß um Kuß von dir erfleh, Juchhe!

Wollenſchwer die Heerde, weiß, wie Schnee,
Lamm an Lamm ich hüpfen ſeh, Juchhe!
Alle ſollen dein,
Ich noch obendrein!
Biſt du ſpröde? Andre gibts, ſo geh! Juchhe!

Der Hirt war vorübergezogen, auf Sylvanus Wink kam Marin herbey, an ſeiner Hand Eglina, reizend anzuſchauen in dem ſpaniſchen Netz mit ſchwarzen, reich an den Schläfen herabwallenden Bandſchleifen, daß ihre, um den Scheitel zierlich gewundenen Flechten feſthielt, ohne ſie zu verbergen, das Tamburin in Händen. Sie begleitete Marins Geſang mit heitern, abwechſelnd ſchmachtend ausdruckvollem Tanz, und füllte die Zwiſchenpauſen mit dem Geſchwirr des Tamburins aus, den ſie mit unnachahmlicher Lieblichkeit, hoch über dem Haupte ſchwebend, hielt, und deſſen Glöckchen ſich dem Spiel ihrer

Bewegungen höchſt bezeichnend anſchloſſen, Marin aber ſang, indem er ſich mit der Mandoline begleitete:

Seit Wellen brauſen
Seit Reben blühn,
Seit Fiſche hauſen
Im Wogengrün
Seit Angeln blinken,
Seit Netze ſinken
In Meeresgrund
Küßt nie ein Jüngling
So ſüßen Mund!

Was ſcheut ihr Klippen!
Von Äuglein klar,
Von friſchen Lippen
Droht mehr Gefahr!
Seit Roſen blühen,
Seit Herzen glühen
Von Liebe wund
Ward nie ein Sehnen
Im Kuß geſund!

Und wenn ich zählte
Der Sterne Heer,
Und keiner fehlte,
Den Sand vom Meer,
Den Thau der Wieſe,
Doch alle dieſe
Nicht gäben kund
Mein zahllos Schmachten
Zu jeder Stund!

Auf klaren Wogen
Vertrauter Bahn
Da kommt geflogen
Der leichte Kahn,
Hoch Sterngewimmel,
Rings um uns Himmel
In Meeresgrund,
Mein' Welt und Himmel
Dein Rosenmund!

Und Eglina ſang dagegen:

Wenn die Woge ſich an Klippen bricht,
Was ſie rauſcht und murmelt weiß ich nicht,
Wenn ich Worte hör' und Blicke ſeh
Von den Worten ich kein Wort verſteh:
Wird dein Sehnen nimmerdar geſund
Thu es beſſer, als in Worten kund,
Sage mir mit ſanften Blicken an
Was ich dir nur ſtumm gewähren kann!

Ein ausdruckvoller Tanz, in welchen ſich nach und nach alle jungen Strandbewohner mit ihren Bräuten und Frauen miſchten, beſchloß das angenehme Spiel, dem Diana und Berengar mit Antheil und Vergnügen gelauſcht. Jetzt auf dem ſpiegelglatten Meere wogte, wie ein Schwan eine Gondel herbey, Gewinde von Epheu und Roſen umgaben die höheren Pfeiler, die ihr leichtes Dach trugen; auf dem runden Tiſch, der den mittelſten Pfeiler umfing, ſtand ein ländliches Mahl bereit, wohl

fähig, Fürſten damit zu bewirthen. Auserlesne Seefiſche, das goldgrüne Öhl, gepreßt aus dem Kern der friſchen Oliven, in kryſtallnem Kruge, Granatäpfel, Melonen u. a. edle Früchte ohne Zahl, ſchäumende Milch, weiße Honigſcheiben, und der Wein der köſtlichſten Reben, nebſt Weizenbrot von der ausgeſuchteſten Zartheit bedeckte die Tafel, welche zierlich geordnete Blumen ſchmückten. Diana nahm Platz neben Berengar, einige der erfahrenſten Schiffsleute übernahmen die Leitung der Gondel, Dianens Gefolge reihte ſich um die Ruderer her, Marin und andere ſangeskundige Jünglinge eilten auf das Verdeck, um die Fahrt mit Muſik zu erheitern; auf Berengar's Bitte lenkte, obwohl unwillig, Sylvanus weſtwärts nach dem ſchroffen Jſ, der düſtern Felsinſel, die zu jener Zeit mehr Wehmuth und ſanfte Schauer einflößend, als ſchrecklich und Grauſen erregend ſich den Blicken darboth, und in dieſer hellen Nacht mit ihren maygrünen Waldungen und ihrem ſtolzen, verlaſſenen Bau im Mondlicht wunderſam prangte.

„Rudert ſanfter, und laßt die Inſtrumente ſchweigen," rief Diana, als die Gondel dem Ziele der Fahrt nahte, „denn allzulieblich erklingt aus der Inſel Buchenwaldung zahlloſer Nachtigallen Geſang!" Die Fiſcher gehorchten, und nur leiſe, aber unendlich hold begleitete Wogengeflüſter und Ruderſchlag die Sänger des Haines.

denen Berengar mit Trunkenheit lauſchte. Diana's holdſeliges Antlitz, vom Monde und von innerm Entzücken verklärt, glänzte wunderbar, ihr Auge verweilte auf dem Sänger ihr zur Seite, der in ahnungvoller Entzückung, ſelig und bang, kaum zu athmen wagte.

Diana, ein Sprößling aus dem erlauchten Hauſe der Grafen von Cibo, aus Genua gebürtig, vor allen Frauen ihrer Zeit mit Schönheit, Anmuth und Tugend begabt, unſchuldvoll, wie die Blumen der Flur, den hohen Sinn göttlichen Dingen zugewandt, lebte ſeit einigen Jahren in Marſeilles ſtolzem und reizendem Gebieth, verwaist, und unumſchränkte Herrinn ihres unermeßlichen Vermögens, das in ihrer weiſen und milden Hand eine Quelle des Heils für die ganze Gegend wurde. Bis zur Anbethung verehrt von den Bewohnern, in den Liedern der Sänger gefeyert, von den Edelſten des Landes erſehnt, blieb Diana ſich immer gleich in Demuth, engelmilder Freundſeligkeit gegen hoch und gering, und in Strenge gegen Alle, die es wagten, um ihre Huld zu werben. „Es gibt nur Eine Liebe," pflegte ſie wohl zu ſagen, „ich glaub' an keine andere, und werde nie einer andern mein Herz weihen!"

Keiner der Sänger, deren Lieder in der Provence mit den Roſen um die Wette blühten, hatte Diana ſo würdig und ſtandhaft gefeyert, als Ruſtan von Beren-

gar, der Herrlichſte von Allen. Schön, wie ein Lied von Berengar! dieß war der Ausdruck, mit dem zu ſeiner Zeit in der Provence das Schöne bezeichnet wurde. An Diana's Herz war jedes Lied wie an einem Felſen verklungen, und gab es vielleicht für Berengar's himmliſche Töne einen Wiederklang, ſo war er ſo keuſch und leiſe, daß ſie ihn ſelbſt nicht vernahm. Die reine Sitte, die ehrfurchtvolle Zartheit und Scheu, mit der Berengar ſich Dianen nahte, indem ſelbſt ſeine entzückenden Lieder der zarteſten Liebe Duft nur ahnen ließen, wie die unerſchloßne Roſenknoſpe, gewannen dem Jüngling von Dianens Seite eine heitere Zuverſicht, ſie vermied ihn nicht, wie hundert Andere, weil er ſelbſt ſeinen Blicken zu gebiethen wußte, und den Frieden ihres Seyns, die Heiligkeit ihrer Gedanken nie trübte, nie verletzte.

Beyde waren einander nie ſo nah, waren nie ſo lange beyſammen geweſen, als in dieſer himmliſchen Mayennacht. Langſam, faſt unmerklich nur, ſchwebte die Gondel dem Ziele näher.

„O, verweilt!" rief plötzlich Diana wieder, „laßt die Gondel hier an dieſer Stelle in ſanften Schwingungen kreiſen, wo ſich den Blicken eine unermeßliche Ausſicht in die Felſenwelt öffnet, die im Mondlicht ſich, wie Wolkengebilde emporthürmt, und mit verklärter Lieblichkeit in der Tiefe ſpiegelt. „Edler Berengar! hier laſ-

ſet Euer Lied erklingen, mir ſüßer als der Schlag der Nachtigall, denn es entzückt nicht bloß, es erhebt die Seele! Laßt uns auf den Wogen verweilen, lieber nicht landen, mir iſt's, als müſſe die unnennbare Freudigkeit, die mich den ganzen Abend umfangen, dort in jenen Buchenſchatten enden, mir war, als riefen mir die Nachtigallen zu: Bleib fern!"

„Wunderliche Sagen gibt es vom alten Felsſchloß," murmelte Sylvan, „und oft erſchallt wilder Jubel eines Feſtgelags nächtlicher Stille von dort ſchauderhaft herüber zu uns." „Und kennt Ihr dieſe Schatten, hohes Fräulein?" entgegnete Berengar. „Wiſſet Ihr nicht, daß alle geheimnißvollſten Reize der Natur und des Frühlings ſich dort auf einen Brennpunct vereinen, zumahl in mondbeglänzter Sommernacht? Kein Traumbild der Fantaſie reicht an dieſe Wunderherrlichkeit, ich war nur einmahl als Knabe dort, und habe mich immer wieder dahin geſehnt." „Was ſaht Ihr?" fragte Diana. „Ich weiß es nicht mehr," gab der Ritter zur Antwort, „nur das weiß ich, daß mich eine tief geheimnißvolle, lockende Stimme oft dahin ruft, und in mir den tiefſten Schmerz der Sehnſucht weckt, und eine Andere gebiethet mächtig: bleibe fern! Heut aber, an Eurer Seite, Himmliſche! dieß Elyſium zu betreten, Dianens Entzückung zu belauſchen, das wäre mehr, als Seligkeit."

„Singet, mein Ritter!" liſpelte Diana und ihr Auge ruhte mit aller Süßigkeit unſchuldvoller Liebe auf ſeinem Blick, indeß eine tiefere Gluth ihre Wangen belebte. „Wie ein Blitzſtrahl durchloderte dieſer Blick den Sänger, der ganze Himmel that ſich auf. Die prangende Welt ringsum war eine Knoſpe, aus deren Kelch ſein Glück erblühte, ſie liebt mich wohl, flüſtert' es in ihm, aber ſo wonnevoll, ſo leiſe, daß er es ſich kaum zu geſtehen wagte. Seine Hand irrte auf der Laute umher, die an einem, reich mit Edelſteinen und Perlen geſticktem goldnen Bande an ſeiner Bruſt ſchwebte, er blickte in Dianens ſüße Augen, dann gen Himmel, und ſang:

Wo du nicht biſt ſind alle Wonnen ferne,
Hüllt ſich in Nacht die blühende Natur,
Wo du nicht biſt, da leuchten keine Sterne,
Wo du nicht biſt, da wohnt die Sehnſucht nur,
Wo du nicht biſt, da ſuch ich in der Ferne
Nur deiner Anmuth zarte Roſenſpur,
Ach! daß ich nimmermehr mich freuen lerne
Wo du nicht biſt!

Wo du nicht biſt leb ich dem Gram ergeben;
Der Flügel hat, ſo wie dein Licht mir blüht,
Wo du nicht biſt, da fehlt des Lebens Leben,
Die Wüſte brennt, die Quell' im Sand verglüht,
Wo du nicht biſt, da ſtirbt des Buſens Streben,
Kein ſüßer Ton der Seele mehr erblüht
Herz, Seele, Leben will von dannen ſchweben
Wo du nicht biſt!

Wo du nicht biſt? — Wie darf ich das nur ſagen?
Lebt doch in mir dein reines Engelbild,
Wo du nichſt biſt darf ich nicht ſehnend zagen,
Da ſchon dem tiefen Denken Wonn' entquillt,
Wo du nicht biſt, in meines Herzens Schlagen
Fühl ich nur dich, nur dich in Tönen mild,
Wenn Nachtigall haucht ewig ſüße Klagen,
Wo du nicht biſt!

Ein ſo unnennbar ſüßer Blick gab Antwort auf Berengar's Lied, daß er hingeriſſen von ſeiner Empfindung, ſogleich wieder in die Saiten griff, und ſang:

Wär ich dir werth, zu ſüß wär ſolch Entzücken,
Nicht tragen könnt es mein beſeligt Herz,
Ich ſtürbe hier an deinen Himmelsblicken,
Nur Wonne tödtet, nicht kann es der Schmerz,
Sprich, um mich gleich zum Himmel zu entrücken:
Du biſt mir werth!

„Land!" riefen die Ruderer, und Diana zog erſchreckt die Hand zurück, welche ſie eben nach ihrem Buſen hin bewegte, um dort eine prangende, weiße Immortelle zu entnehmen, die ſie im Walde gepflückt, und ſie dem Sänger zu reichen. ſie wurde bleich und beklommen, und ihre innere Beklemmung wuchs, indem ſie an das Land trat, von deſſen Boden ein betäubender, ſtrömender Blumenduft ſie anwehte. Gleichwohl geſtand ſie Berengar's Bitte einen Gang durch die Waldung zu, die

ſchlängelnd bis zum alt verfallnen Schloß hinaufführte, von deſſen Höhen die Ausſicht ſich groß und herrlich ausbreitet. Sie reichte Berengar den Arm, dicht an ſie ſchloß ſich ihr Gefolge, die Fiſcher blieben am Strand zurück, das Fahrzeug zu hüten.

Kaum hatte Berengar den Schlangengang betreten, als ein wunderſames Rauſchen durch die Buchenwipfel ging, und ihm war als flüſterten ſüße Töne: „Biſt Du da? Langerſehnt! komm mit!" — „O, es iſt nicht heimlich hier!" rief Diana entſetzt, doch Berengar lächelte, und fragte, „was ſie, die Fromme und Reine, an ſeiner Seite, und von ihrer Dienerſchaft begleitet, denn fürchten könne?" Mühſam nur beruhigte ſich Diana, die Schatten der Waldung wölbten ſich immer dunkler, undurchdringlicher, nur ſelten fiel ein Schimmer des Mondes durch ihre Nacht. Dianen wurd' es immer banger, ſie bebte, Berengar aber flüſterte ihr zu: „Süßeſte der Erde, dieſe laue Nacht, dieſe Düfte, dieſe ahnungvollen Klänge, Alles huldigt der ſeligen Gottheit, der Liebe, ich fühl' es, Du biſt mein, Du kannſt nicht widerſtreben! Sag mir Dein Herz, Diana, das im Stillen glüht! Lohne dieß treue, lange Schmachten, wirf Dich in die Gluthenwogen, die meine Bruſt durchſtrömen, gib Linderung und Nahrung zugleich im Flammenkuß, der mein Weſen verzehre, tödte mich, und wecke mich wie-

der, daß ich als Phönix ein neues Leben der Liebe an Deinem Buſen feyre!"

„Kommt zu Euch ſelbſt, Ritter!" ſtammelte die bebende Diana, „o Himmel! wo iſt Eure Ehrfurcht, Eure zarte Sitte geblieben? wir ſehn uns nie, nie wieder!" Sie entriß ſich ſeinem Arm, in dieſem Augenblick ſtanden beyde auf einem freyen, dicht vom Schatten himmelhoher Fichten überwölbten Platz. Ein Leuchten, nicht Mondenglanz, nicht Fackelſchein, ein grünes Feuer drang durch die Gebüſche und ſpielte wunderſam mit den Quellen, welche den blumenreichen Raſen durchſtrömten. So überraſchend war der Anblick, daß alle vor Bewunderung gefeſſelt ſtanden, und ſelbſt Diana einen Augenblick für keine andere Empfindung Raum hatte.

Die Tannenwipfel, vom Sturm durchweht, der ſich urplötzlich erhoben, flüſterten in tiefem, ahnungsvollem Rauſchen, melodiſch ſchauerlich durch die Nacht, der Waldbach, immer raſcher eilend durch das Geſtein, begleitete die ſeltſamen Klänge, die nach und nach in ſanfte klagende Wehmuth übergingen. Bey dieſen Tönen ſchwebten leichtgekleidete, zarte Geſtalten aus den Gebüſchen, geiſterhaft, doch lieblich, die ſich zum Reigen zu ordnen ſchienen. Diana erbebte heftig, ihr Gefolge ſtarrte das ſeltſame Schauſpiel an, unbeweglich und ſtumm, Berengar aber heftete ſeine Blicke nach einer Stelle hin,

wo ſich aus einer Säule von ſchimmerndem Nebelgewölke nach und nach eine Geſtalt entwickelte, die ein Inbegriff aller Anmuth, aller Reize war, und, eine goldene Schale, darüber eine leichte Flamme ſchwebte, hoch empor in ſchneeweißer Hand trug. Wie ein Gedanke zartbewegt und hold, die blendendweißen Arme frey, der ſchlanke Leib von den ſchönen Falten einer Tunika, wie von roſigem, transparentem Nebel umfloſſen, die dunklen Locken und Flechten auf griechiſche Weiſe um den Scheitel geordnet, eine Roſenknoſpe im Haar und eine an der Bruſt, reichte ſie mit dem ſüßeſten Lächeln Berengar die Schale, und rief: »Himmliſcher Sänger! Einziger, dem noch kein Sterblicher gleich geweſen, trink ewige Jugend aus Hebes funkelnder Schale!"

Berengar neigte Haupt und Lippen, wie taumelnd und lechzend dem Kelch entgegen. — „Trink nicht, Berengar!" rief Diana mit heißem Schmerz und wollte die Schale hinwegſchleudern — doch es war geſchehen! Kaum hatte der Jüngling den Becher geleert, als er die dargebothene Rechte der himmliſch blühenden Geſtalt ergriff, und mit ihr in die Schatten der Waldung verſchwand. — Schweigend, mit unterdrücktem Jammer, mit nahmenloſen Entſetzen ſah Diana, ſahen die Diener ihm nach, doch ein heftiger Sturm erhob ſich, er zerknickte, wie Spreu die Stämme der Fichten, die Inſel erbebte in ihren

Grundfeſten, wie Donnerſchläge bebten die Wogen gegen den Felſen, Regengüſſe ſtrömten hernieder, bleich und ohnmächtig wurde Diana von ihren Jungfrauen herabgetragen, kaum aber hatten Alle den Wald verlaſſen, als die Stürme ſchwiegen, und die Landſchaft im ſüßen Frieden des Mondes vor ihren Blicken erglänzte, ſtill und wonnevoll.

„Armer Berengar!" ſeufzte Diana, und ließ ſich erſchöpft und ſtillweinend auf ihrem Sitz in der Gondel nieder, die auf ihrem Wink zurück nach Marſeille ruderte. Kaum wußte ſie, was um ſie her vorging, doch hörte ſie noch den greiſen Sylvanus ſagen: „ungern ſteuert' ich hin, denn ich dachte mir, wer dort hauſet!" Diana erſchauderte, ſie weinte laut, und hörte mitten durch ihren Harm die lockenden Töne der Flöten von wildem Jubel unterbrochen, von der wüſten Felsburg herabſchallen.

Als ſie landete, ſah ſie die Immortelle an ihrer Bruſt, die ſie Berengarn reichen wollen, zerknickt im Staube liegen. Während Diana auf dem Purpurteppich ihrer Bethbank inbrünſtig um Berengar's Rettung flehte, wandelte der Beſtrickte Arm in Arm mit der furchtbaren Zauberinn Ardelis in den ſanfterleuchteten, dichtgewölbten Buchengängen der Felsinſel umher, ihrer Nymphen Chor folgte von ferne. „Ich habe Dich ſo oft gerufen, Berengar," liſpelte Ardelis, halb zürnend, halb koſend.

„Ich war die Stimme in Dir, die Dich lockte in mein Wonnenreich, wo Du von ewigem Frühling umduftet leben ſollſt, ein Gott an meiner Seite! Warum ſtilltest Du nicht mein und Dein inneres Sehnen! Sieh! ich bin Du ſelbſt, in Dir und außer Dir, was Du ſiehſt, iſt nur die Verkörperung Deines ſehnenden Denkens? Biſt Du mein? Berengar?" „Seltſamer Traum," rief der Ritter, ich kann nicht wach ſeyn, oder vorhin hat mir geträumt! „Sage mir, Du ſüßeres Ich meines Seyns, welches mein eignes Daſeyn, welches der Traum geweſen? Ich ſah, ich vergötterte ein hohes Frauenbild, rein und roſig, wie der ewige Schnee der Alpenhöhen im Morgenſcheine, ſie ſtand auf unermeßnen Höhen, ſichtbar und unerreichbar, wie die himmliſchen Sterngebilde, und mein Sehnen ſtieg nur, wie Blumenduft aus Erdenthalen zu ihr empor, da wollt ich ſie plötzlich herabziehn in meine Arme, an mein Herz, das ſchlagende Flammen der Sehnſucht zu ihr hinaufgehoben — aber zürnend entwand ſie ſich mir, ihr Blick ſchleuderte mich in die bodenloſe Nacht, ich ſtürzte und taumelte tiefer und tiefer herab — da kamſt Du, und fingſt mich auf in Roſenketten, und nahmſt mich in Deine Arme, und führteſt mich in Dein Reich! — ſprich — war es nicht ſo? oder iſt das alles ein Traum geweſen? Haſt Du je und je in mir gelebt und ich in Dir? Iſt mein früheres

Seyn ein Zuſtand des dunkeln Unbewußtſeyns geweſen, wie das des Kindes, eh' es geboren wird? Ja es muß wohl ſo ſeyn, denn nun erſt fühl ich in meinen Adern die Flammenbäche des Lebens wallen, ſie durchſchaudern mich ſüß, ſie durchglühen mich labend, und alle wollen ſie zurückſtrömen in Dein Herz!" Arderis umfing ihn feſt, taumelnd ſank er hin zu ihren Füßen, ihm vergingen die Sinne. „Schlummre!" liſpelte ſie, „ſchlummre, und erwache zu neuem Entzücken! Schönſter der Geſchaffenen, o, warum muß ich Dein Herzblut ſaugen bis Du hinwelkſt, wie die Blumen am Fels im Mittagſtrahl? Warum bin ich nicht die Roſe der Heide, die, von Dir gepflückt, an Deinem Herzen welkt? Warum nicht das Veilchen, das Dein Fuß zertritt? Wär' ich eine Hirtinn der Flur und Du weideteſt mit mir die Lämmer, wär' unſre Wohnung eine Hütte von Stroh, unſre Koſt die Milch der Herden, und unſre Labung der herbe, grüne Saft ſteinentſproßner Reben, ſpielte zur Winterszeit die Flamme des trocknen Fichtenſtamms um uns her, und beleuchtete unſre Dürftigkeit, wie reich, wie ſelig wollt' ich mit Liebe an Deinem Herzen ſeyn! Doch Du biſt mein, und nimmer Deiner werd' ich froh!"

Am Morgen, als die Sonne ſchon hoch ſtand, erwachte Berengar vor der Thür ſeines Hauſes vor der Stadt, in dem anmuthvollen Thale, das der Huveauna

ſilberne Fluthen durchrieſeln. Er befand ſich auf der Raſenbank in der Nachtviolenlaube, wo er ſtets ſo gern zu weilen pflegte. Seine Laute lag ihm zur Seite, das Leben bewegte ſich um ihn her in gewohnter Regſamkeit und Ordnung, ihm aber war alles neu und fremd, was er ſah, er wußte nicht, wer er ſey, noch was beginnen? Der furchtbare Trank hatte ſeine Sinne verwirrt, aber ein glühendes Sehnen nach Arbelis loderte verzehrend in ſeinem Innern. Er rief ihren Nahmen, ſang furchtbare Weiſen, und begleitete den Geſang mit herzzerſchneidenden Tönen der Laute; um ihn her verſammelten ſich Alle, die ihn gekannt, und weinten um ihn, er nahm deſſen nicht wahr, Diana hatte er ganz vergeſſen. Trank und Speiſe wurde ihm von ſeiner Dienerſchaft vergebens gebothen, vergebens, als die Nacht ſich nahte, ermahnten ihn weiſe Ärzte, die herbeygerufen worden, zur Ruh, ihre Heilmittel hatte er mit wüthendem Hohngelächter von ſich gewieſen, wer ihm nahte und vermahnte wurde von ihm bedräut, übrigens war er ſanft und in ſich verſunken. Zu ſeinem liebſten Freund, Fouqué von Villaret, Groſscomthur von St. Gilles wurde Bothſchaft entſendet, er war aber nach Paris zu Philipp dem Schönen geeilt, um für die unglücklichen Templer ein Fürwort einzulegen, deren Verfolgung im Entſtehen war. Troſtlos kam der treue Diener, der zu ihm geeilt war, zurück,

er fand ſeinen Herrn nicht wieder. Berengar war gegen Mitternacht nach dem Meeresſtrand gegangen, ein leichter Nachen ohne Ruderer war zu ihm hinangewogt, er war eingeſtiegen, und der Nachen hatte ſeine Richtung nach der Felsinſel If genommen, wo er den weinenden Augen des um den Strand her verſammelten Volks verſchwand.

Alle klagten um ihn, er war der ganzen Provence theuer, war der Stolz und die Luſt ſeines Landes. Unbekümmert um Alles, was ihn umgab, hingezogen von unbekannter Macht, durchſchiffte er träumend und ſehnend die Wogen, und landete in einer kleinen Bucht, die hinauf zu dem Irrgarten der tiefgrünen Waldung führte. Am Eingang kam Ardelis ihm entgegen, leuchtender, denn je in herzbeſtrickender Schönheit. „Du darfſt nicht zurück, ſüßer Freund!" liſpelte ſie, „bleibe in meinem Gebieth!" „Ich bin noch immer hier geweſen," entgegnete Berengar, „nur meine Hülle war dort, Geiſt und Seele, Herz und Leben waren bey Dir zurückgeblieben!" Ardelis führte ihn hinauf zur verödeten Burg, deren unterirdiſche Gewölbe ihr zum Prunkgemach dienten, und an Pracht und Zierde Alles übertrafen, was zuvor die Welt geſehen. Eine unnennbar ſüße Muſik ertönte, ohne daß man entdecken konnte, woher, und luſtige Chöre führten die heiterſten und anmuthigſten Rei-

gen auf, die Liebe und Trunkenheit athmeten, und die geheimſte Sehnſucht aus allen Tiefen ſeines Weſens zum Lichte riefen. Müde von der Luſt des Anſchauens, verlangte Berengar nach Einſamkeit, Ardelis winkte, und die entzückenden Chöre waren verſchwunden, die rauſchenden Symphonien verhallten, nur ahnungvolle Töne klangen noch, wie aus weiteſter Ferne herüber, und das wogende Meer rauſchte um die Brandung. Die Morgenröthe fand Berengar ſchlummernd an Ardelis Bruſt, ſie weckte ihn ſanft. Er blickte ſie düſter an. „Was iſt Dir, mein Berengar?" fragte ſie, nicht ohne Sorge. „Ich ſehne mich nach Sehnſucht!" rief er dumpf, entwand ſich ihren Armen, und enteilte in die Waldung, wo er ſich am Strand der Quelle niederwarf, und weinte, als wollte ſein Weſen ſich auflöſen in der Gluth ſeiner Thränen. So fand ihn die Nacht, doch die Stunde des Zaubers ſchlug, Ardelis ſchwebt' ihm im Mondſchein entgegen, er ſank hingegeben in die Arme, die ſich ihm öffneten. So fand ihn wieder der junge Tag, und ſo wie er die Augen aufſchlug und Ardelis erblickte, die blühender, als Aurora und Lenz ihm zur Seite ruhte, rief er ihr mit zerſchmetternden Tönen zu: „Furchtbare! gib mir Sehnſucht!" Da entfloh ſie ihm ſcheu, und überließ ihn der Gewalt des ſiegenden Lichtes, das ihn den Wonnen ihres Zaubers, nicht aber ſeiner Macht zu entwinden ver-

mochte, denn mit zu tiefer Kunſt hatte ſie die geiſter-tödtenden Säfte des Zaubertrunkes, der Berengar's Herz ihrer Liebe neigen ſollte, gemiſcht.

Arbelis war ein provencaliſches Fräulein von hohem Rang und blendender Schönheit, ihre Mutter war aus dem Morgenland, eingeweiht in allen Künſten der Zauberey, die Tochter ihr Lehrling. Berengar hatte ſtets die Schönheit, die ſo vielfach gefeyert und geprieſen wurde, gemieden, doch Arbelis liebte ihn mit verzehrender Gluth, ſo daß ſie beſchloß, jede Gewalt aufzubiethen, um den ſpröden Ritter in ihren Feſſeln zu ſehn. Sie glaubte nicht, daß die anziehende Kraft, heraufbeſchworen aus den Untiefen der Hölle, zugleich eine abſtoßende ſey, und daß aus dem innigſten Verein mit dem Gegenſtand ihres Sehnens ewige Trennung hervorgehen müſſe. Sie ahnete nicht, daß kein Zauber Liebe verhängen kann, und daß es keinen höhern Zauber gibt, als Liebe. Auch vermeinte ſie nicht, daß ſie in Berengar vermiſſen würde, was er ihr nimmer gewähren konnte, ganz hingenommen von dem Wonnegedanken, ihn liebeglühend zu ihren Füßen zu ſehn, hatte ſie den dunkeln Gewalten, welche in ihrem Innern wohnten, die ſchrecklichſten Opfer zum Lohn verheißen.

So oft die Nacht hernieder ſank, erſehnte Ruſtan die Zauberinn, ſo wie die Sonne mit ihren erſten Strah-

ten die Felshöhen grüßte, entriß er ſich gewaltſam ihren Liebeſchlingen. Während er ſo, zerriſſen von Gluth und Qualen ſein junges Leben verzehrte, und der ganzen Welt vergaß, weinte Diana um ihn allnächtlich, und ſann darauf, wie er zu retten, denn ſie wußte wohl, daß er in die Netze der Zauberinn Ardelis gefallen, deren Nahmen die Bewohner der Umgegend kaum auszuſprechen wagten, ſo furchtbar hatte ſie ihn gemacht. Wohl fühlte Diana, daß ihres Ritters plötzliche Verwegenheit im Gebieth der Felsinſel eine Wirkung böſer, ſinnberückender Gewalt geweſen, und ſie vergab ihm, und liebte ihn, mehr denn zuvor, weil Mitleid den ſchärfſten und feinſten Pfeil der Liebe, für eine keuſche Bruſt entſendet.

Oft verſuchten es die rüſtigen Fiſcher, oft die edeln Kampf- und Liebesgenoſſen Berengar's, nach der Inſel zu ſteuern, um ihn zu retten, doch Stürme, Regengüſſe und Wogen trieben immerdar ſo kecken Hohn mit den Fahrzeugen, daß jede Beſtrebung, dem Verlornen zu nahen, fruchtlos blieb.

Schon ſanken gelbe Blätter auf den Raſen nieder, ſchon perlte der Moſt in dem Keller, noch immer war Ruſtan in Ardelis Gewalt. Abwechſelnd aufbrauſend in Wuth und in Wehmuth vergehend, fleht' er vergebens die Zauberinn um Sehnſucht, ſie vermochte nicht die

lautre, ſüße Lebensflamme des Innern, die ihr Trank ausgelöſcht, wieder zu entzünden, ob ſie ſelbſt ſchon trauerte, daß nicht der ſüßbegeiſterte Sänger, der thatenkräftige, löwenkühne Ritter, der huldige Berengar zu ihren Füßen lag, ſondern nur ſeine Hülle, aus welcher das geiſtige Selbſt verflogen war, denn er war nur noch die Lüge all ſeiner Anmuth und Herrlichkeit, und die Zauberinn hatte ihr Zauber betrogen. Noch immer hoffte ſie durch tauſend Künſte die ſchöne Flamme in ſeinem Buſen wieder anzufachen, vergebens; mit jeder Morgenröthe fleht er ſie an, ihm zurück zu gewähren, was ihm genommen, was er, hinwogend auf allen Wellen irdiſcher Luſt nicht erreichen konnte. Ihr gehört' er nicht und ihr konnt' er ſich nicht entwinden, ſo ſchmachtete der Jüngling, oft ſeine Herabwürdigung fühlend, und nie Muth zum Hervorringen faſſend, ſeine ſchönen Tage dahin.

Sein Haß und ſeine Gluth thaten Ardelis ſo weh, daß ſie dieſen Zuſtand nicht länger zu tragen vermochte, und gern ihren eignen Zauber gebrochen hätte, doch es ſtand nicht in ihrer Gewalt. Da fluchte ſie der finſtern Macht, die ſie betrogen, und ſprach zürnend zu Berengar: „Sehnſucht verlangſt Du? Wohl! ſie ſey Dir gewährt! Kehre zurück in die Welt, und bleibe verbannt aus dem blühenden Reiche der Wonnen, die meine Macht

hervorruft, nie wieder wirſt Du landen können an dieſer Inſel, nie mehr erreicht dein Flehen mein Ohr, keine ſüße Nacht winkt Dich wieder in meine Roſenhaine, kein Morgenſtrahl weckt Dich in meinem Arm! bleib verſtoßen von aller Liebeluſt, bleib verbannt aus allen Gebiethen des Friedens und der Freude, verjammre Dein Daſeyn in dem Du mich ruffſt, ich ſchwöre es Dir bey der ewig furchtbaren Gewalt, die Dich mir zu eigen gegeben, ihrem wüthendſten Zorn ſey ich verfallen, wo ſich Dir jemahls wieder dieſe Arme in Liebe öffnen, Dich zu umfangen!" Der Donner rollte, tiefe Nacht umhüllte Berengar'e Augen, er wurde ſeiner ſelbſt nicht früher bewußt, bis er ſich vor der Thür ſeines Wohnhauſes unter den entblätterten Ranken der Nachtviolenlaube wieder fand, wo er ſonſt, belauſcht von Horchern ringsum, ſeine ſchönſten Lieder geſungen, neben ihm lag ſeine Laute, das goldne Band war abgeblaßt, die Stickerey der Blumen von Perlen und Juwelen herausgefallen, die Laute unbeſaitet, der Tonboden geſprengt, nicht anders war des verirrten Ritters Sinn und Leben, auch wußt' er dieß in dieſem Augenblick, doch immer noch hielt ihn der Wahnſinn im düſtern Kerker, und abwechſelnd klagend und zürnend, Nachts am Meeresſtrand umherirrend und Arbelis rufend, der er fluchte, ſo wie das erſte goldne Licht der aufgehenden Sonne in den Wogen zit-

terte, sahn ihn die Freunde, die Edeln des Landes, sah ihn Diana; er kannte Keinen, starrte alle gedankenlos an, und tausend Thränen flossen seinem Geschick. Kein süßes Lied mehr ertönte von den bleichen Lippen, die sonst überströmten von anmuthvollen Gesängen, nur Seufzer entstiegen der gepreßten Brust, verfallen war die königliche Gestalt, und erloschen das himmlische Feuer der schönsten Augensterne, die jemahls über Rosenwangen gefunkelt. Wie ehedem von seinem Liebe, so hieß es nun von seiner Trauer: betrübt wie Berengar, wenn man die herbsten Leiden bezeichnen wollte.

Dianen's Herz zernagte der Kummer, ihre Schönheit zerstörend, wie der Wurm die Rosenknospe. In ihrem Mitleid war sie sich ihrer langgehegten Liebe zu Berengar erst klar bewußt geworden. Ihn retten, und müßte sie seine Rettung mit dem Leben zahlen, dieß war das einzige Flehn ihrer gequälten Seele, dieß war ihre Thräne, ihr Gebeth. Sein irdisches Auge kannte Dianen nicht mehr, aber in mancher Stunde klang ihr Nahme von seinen Lippen. Sie hört es, und reichte ihm weinend die zarte Hand, doch er starrte sie fremd an, und eilte hinweg von ihr. Nah war der Winter, des Spätherbsts Stürme verdüsterten die Fluren, und hoffnungslose Trauer erfüllte fort und fort Dianen's Seele.

Es iſt erwacht, des Sternes Licht,
Der Hölle, Trug und Zauber bricht.
Wie ſtrahlt des Kindleins Angeſicht!

Ihr frommen Hirten, kommt herfür,
Strömt ein zur offnen Gnadenthür;
O, ſchaut das ſüße Wunder hier!

Es ruht auf holdem Mutter-Schooß
Die allerſchönſte Mayenroſ',
Ein hülflos Kind ein Gott ſo groß!

Sein Augenſtern die Welt erhellt,
In ſeinem Lächeln blüht die Welt,
Ein zartes Kind, ein ſtarker Held!

O, ſel'ge Zeit, wo dieß geſchah,
O, ſel'ges Aug, das Jeſus ſah,
O, ſüßer Heiland, wärſt Du da!

Blick nur ins innre Herz hinein,
Biſt du voll Unſchuld, fromm und rein,
So ſiehſt du ihn, ſo iſt er dein!

So lautete am feſtlichen h. Weihnachtabend das Lied der Hirtenkinder, verſammelt bey weidenden Heerden im Felde, während Stadt, Hafen und Gefild von den Flammen der Feyer erglänzten, und alle Glocken klangen. Durch alle Straßen eilten ſingende Kinder mit vergoldeten Lorbeerzweigen, Mütter, Gaben tragend, als Sinnbild der himmliſchen höchſten Gabe der Liebe.

Die reinſte Luſt waltete, Jung und Alt, im ſchönſten Schmuck ſtrömte zu den Familienfeſten, wo an dieſem Abend bey der Wonne des Gebers, bey traulichem Handſchlag, Kuß und Becherklang, Angeſichts der blumenduftenden Hauscapelle jeder Groll aus dem Herzen verfeindeter Verwandten getilgt, und in Liebe gewandelt wurde, denn ſo geboth es die ſchöne Sitte des Landes in jener fernen Vorzeit Tagen, die ſich noch bis heut im Schoß ehrwürdiger Familien erhalten.

Von ihrer Felsinſel ſchaute ſchmerzerfüllt Ardelis nach Marſeille, das im Licht, wie eine junge Roſe aus der Ferne zu ihr herüber ſchimmerte. Zu der Huveauna immergrünem Strande, wo der Gegenſtand ihrer Sehnſucht wohnte, richtete ſie den Alles erſpähenden Blick. Sanfte Abendwinde trugen die Klänge der Feyer an ihr lauſchendes Ohr. Alles freute ſich, für Ardelis gab es nicht Hoffnung, nicht Freude mehr, und ſelbſt ihre Wuth hatte in der Gnadenzeit, wo das Licht der Welt erwacht, wo die finſtern Gewalten winſelnd zurück in den Abgrund fliehn, keine Gewalt.

Es iſt erwacht, des Sternes Licht,
Das Hölle, Trug und Zauber bricht!

Dieſe Worte klangen, wie eine himmliſche Verheißung in das Thal der Huveauna hinein, wo Diana ein-

ſam, ſtill bethend heilſame Kräuter im Thau der gnadenreichen Nacht aufſuchte, um Berengar daraus einen Trank zu bereiten, der den gräßlichen Zauber zerſtöre. Wohl erfahren, wie alle edle Frauen ihrer Tage, war Diana in der Heilkunde, doch hatte ſie ſich nicht mit irdiſcher Weisheit an ein Werk wagen wollen, wobey die furchtbarſte Macht hölliſcher Künſte zu bekämpfen war, darum wollte ſie bis zur Weihnachtzeit harren, ihr frommes Vorhaben auszuführen. Während des Pflückens fielen ihre Thränen auf die Primeln und andern holden Blümchen, welche dem Frühling zuvorgeeilt waren, um die Frühlingszeit der himmliſchen Liebe zu ſchmücken. Es war ein milder Winter, ſtill der Abend, der Halbmond ſtand am Himmel, die rege Huveauna rieſelte melodiſch dahin in ſeinem Lichte, die Berge duftteten, die Natur beging ſüße Friedensfeyer, eine freudige Zuverſicht erwachte in Dianen, und ſtillte die heiße Wehmuth in ihrer Bruſt.

Schon füllten die ſeltnen und auserleſnen Kräuter und Blumen funkelnd im reinſten Thau die große kriſtallne Schale, darin Diana ſie geſammelt, heller erglänzte aus der Ferne die Stadt, hoch loderten die Feuer im Hafen empor, ein Freudenmeer wogten die Wellen dahin, von Licht erfüllt, ſo weit die Blicke nur reichten, Geſang und Muſik, vermiſcht mit dem Schall

läutender Glocken tönt aus den Dorfſchaften ringsum in die reine, helle Luft. Düſter lag Berengar's Wohnhaus, angelehnt an ernſte Felsmaſſen an der Huveauna Silberlauf, ſeine Diener trauerten, troſtlos ſaß an ſeinem Lager ſein frommer und herrlicher Freund Fouque von Villaret, der holde Sänger kennt ihn nicht, er vernahm nicht die Jubeltöne, nicht den Geſang der Hirten im Felde, er ſtarrte in den Mond hinein und ſeufzte nach Ardelis.

In dieſem Augenblick trat leuchtend durch die ſanfterhellte Mondnacht Diana hinein, ganz in weißes Gewand gekleidet, die kryſtallne Schale in der weißen Hand. Ihre Schönheit glänzte, wie von Innen heraus verklärt, gleichſam als durchleuchte ihre Seele die zarte irdiſche Hülle; ihre gen Himmel gerichteten Augen glänzten in Thränen, ihre Locken wallten aufgelöſ't um die Schultern, bis zum Teppich herab. So nahte ſie Berengar, der ſie anſtaunte, denn der reine Glanz ihrer unſchuldvollen und unendlichen Liebe begann durch alle Nebel in ſeinem Innern aufzudämmern.

„Trink, Berengar!" ſagte Diana ernſt und liebreich, „trink im Nahmen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, ohne deren Licht alle Weisheit und Erkenntniß der Erde zum Abgrund führt!" Sie näherte die Schale Berengar's Lippen, die Augen feſt auf ſie ge-

heftet, leert' er langſam den Becher. Fouqué faltete ſtillbethend die Hände, er ahnete mit hoher Freudigkeit, was hier geſchehe.

Diana nahm die Schale von Berengar's Lippen, er rief: »O großer Gott! geprieſen ſeyſt Du für Deine Huld!" Diana aber, die Schale emporhebend, ſank auf ihre Knie nieder und heftete wie in Verzuckung ihre Augen gen Himmel, ſprechen konnte ſie nicht. Indeß erhob ſich langſam Berengar von dem Lager, darauf er in voller Kleidung gelegen hatte, nahte ſich Dianen, küßte den Saum ihres Gewandes und ſprach: »O Macht der reinen Liebe, Du brichſt der Hölle Pforten, nur Du haſt mich gerettet und Deine That bürgt mir für die Vergebung aller meiner Schuld, denn Alles vergibt die Liebe!"

Indeß Berengar zu Dianens Füßen ſich dem Entzücken des wiedererwachenden Lebens und der ſelig wallenden Liebe überließ, und ſie nur durch Erröthen, Erbleichen und ſanfte Thränen Antwort gab, war ſein Freund hinausgegangen, der Dienerſchaft die Huld zu verkünden, die an dem ſchon verloren gegebnen Berengar geſchehen, glückwünſchend ſtrömte Alles herbey, die frohe Nachricht verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle durch die Felder, durch die Nachbarſchaft, nach der Stadt, Alles jubelte über des herrlichen Jünglings Rettung, Alles ſtrömte herbey ihn zu ſehen, ſegnend umfaßte Jung

und Alt die Knie ſeiner Retterinn, die ſich ſo gern dem Gewühl entzogen hätte, um in der ſtillſten Abgeſchiedenheit ihres Pallaſtes Gott zu danken. In vollem Jubel ging der Zug mit anbrechendem Morgen in die Abtey St. Victor; Diana, ſchnell geſchmückt durch die Hand ihrer Dienerinnen, die ihr reichgeſtickte Purpurgewande überwarfen und ihr Haupt mit goldenem Netz und köſtlichen Schleyer umhüllten, Berengar im leuchtendſten Waffenſchmuck, den ſein Freund ihm anlegen half. Noch bleich von den Folgen erlittener Qualen, aber mit ſüßverklärten Blicken gingen beyde Liebende neben einander, nie hatte die Welt ein ſchöneres Paar geſehen, von allen Lippen ſtrömten Segenswünſche für Beyde.

Als ſich Beyde bey dem Gang nach der Abtey gedankenvoll nach dem Meere umſahen, erblickten ſie die ſonſt ſo prangende Inſel If ganz ausgebrannt und nackt, das Felſenſchloß lag in Trümmern, Arbelis war dahin, das erkannte dankbarlich jedes Herz, denn ſtets gefährlich und unheilbringend war der Zauberinn Gewalt geweſen.

Nach der Kirche begab ſich Diana in ihren Pallaſt zurück, Berengar und Fouqué bathen um Vergunſt, ihr folgen zu dürfen, ſie geſtand ſie den Freunden ſanft neigend zu, ſie war ſehr bleich geworden und ganz verweint ihre himmliſchen Augen. In ihren Prunkzimmern fand ſie

Fürſten und Grafen und die Edeln des Landes, ſo wie die fürſtlichen Frauen und Fräulein aus der Umgegend verſammelt. Sanft, mit ernſter Trauer hieß ſie alle willkommen. Berengar ließ ſich auf ein Knie nieder und flehte ſeine Retterinn ihr Werk zu krönen, und ihm ihre Hand zu ſchenken; alle Großen und Edle beeilten ſich ſeine Bitte zu unterſtützen, doch Diana ſprach: »Berengar, das kann ich nicht, denn indem Ihr den Becher leertet, den ich unter Zagen und Trauer bereitet, Euch zur Rettung von der Hölle Banden, gelobt ich mich Gott und der heiligen Jungfrau, und als Ihr ihn getrunken, gelobt ich mich in hoher Freudigkeit im Dankgebeth von Neuem dem Herrn, es gibt nur eine Liebe, Berengar, was aber wir Sterbliche Liebe nennen, das habe ich je und je für Euch empfunden, es iſt köſtlich und klar, wie der Strom, der von den Stirnen der Gletſcher herab wallte, und ſich trübte, ſo wie er die Erde berührte. Ich will Euch meine Liebe bewahren in treuer Bruſt, bis wir uns Jenſeits wieder finden!"

Und raſch gewendet zu Fouque von Villaret, während eine bange Beklemmung Herz und Lippen der Anweſenden feſſelte, bath Diana den Großcomthur ſie durch ſeinen Segen in ihrem frommen Vorſatz zu ſtärken, zu ihrem neuen Beruf einzuweihen. Stumm und wehmüthig erfüllte Berengar's Freund ihre Bitte, Berengar blickte

gen Himmel und rang nach Troſt und Faſſung, er war bleich, wie ein Marmorbild und ſein zermalmtes Herz ſtand ſtill in ſeinem Jammer.

Diana ſtand auf, ſie nahte ſich dem Geliebten, mit einem zarten Kuß berührte ſie ſeine Stirn und ſprach mit Engelstönen: „Es wird Dir Troſt und Linderung werden, mein Bruder!" Dieſer Laut traf den Jüngling mit beſeligender Gewalt. „Schweſter meiner Seele! ſüßes Band!" rief er aus, „ja! meine Schweſter in reiner Treue, bienieden bis zum Ziele, und droben, vor Gottes Throne!"

Am Weihnachtsabend 1515, zur nähmlichen Stunde, wo Diana vor vielen Jahren dem Freunde den Heiltrank gereicht, befand er ſich in ihrem Pallaſt mit Fouqué von Villaret, und vielen der zum Feſte der Liebe vereinigten Freunde und edeln Frauen. Glanz und Jubel erfüllte die Luft, die Hauscapelle leuchtete im milden, mondähnlichen Scheine, aus dem Bogen von blühenden Orangenzweigen, Granaten und Myrthen, der ihr zum Eingang diente, hervor, in der Krippe lag das göttliche Kind, von Meiſters Händen gebildet, daneben kniete die Mutter, Joſeph blickte herab, ſein Zimmergeräth in Händen, in den Lüften ſangen Engel, es waren einige der lieblichen Knaben und Mädchen, arme, verwaiſte Kinder, an denen Diana in ihrem Pallaſte Mutterſtelle vertrat,

denen ſie ſelbſt Lehrerinn in feinen Arbeiten und edeln Künſten war.

Auf den Tiſchen glänzten unzählige Pyramiden, geformt aus blühenden Orangenbäumen, die Spitze dicht mit Blüthen und Früchten geſchmückt, um dieſe her lagen die erfreulichen Gaben, womit Dianens ſorgende Liebe die Kinder beglückte. Diana ſelbſt war von der holdſten Freudigkeit beſeelt, ein ſanftes Roſenroth erklärte ihre ſonſt bleichen Wangen, ihre ſo ernſten Blicke waren mild, der Ton ihrer Stimme war rührend und ſüß, wie nie zuvor, Berengar blickte trunken hin nach der Schönheit, die himmliſcher als je vor ſeinen Augen ſtrahlte. Um ihn her lagen die ſinnigen Gaben, von Dianens Hand, welche ſie ſelbſt dem Freunde bereitet. Hier eine neue Laute von der künſtlichſten Arbeit an einem goldenen Bande, mit weißen Immortellen geſtickt, dort eine blaue Scherpe, mit goldnen Lilien durchwunden, dort wieder ſtanden Gefäße von Alabaſter, künſtlich gearbeitet und mit zarten Sinnbildern ihrer Liebe ausgeſchmückt, aus ihrer Mündung erhoben ſich blühende Stauden in unnennbarer Pracht; wiederum erblickte Berengar in einem ganz aus zuſammengeflochtnen Moosroſenzweigen, die in voller Blüthe ſtanden, gebildeten Käfig, der aus einem Fußgeſtell von Alabaſter emporwuchs; ein ſmaragdgrünes Vogelpaar, genannt die Unzertrennlichen, das aus fer-

nen Welttheilen als unerhörtes Kleinod herüber gekommen, und hier beyſammen ſaß, Aug in Auge, auf glattem Sproß.

„Betrachtet wohl dieß Sinnbild, mein holder Bruder," flüſterte Diana ihm zu. „Dieß Vogelpaar, das ich Euch ſchenke, lebt, wie treue Liebe, Blick in Blick, und wo das Eine abhanden kommt, vertrauert das Andre ſeine übrigen Lebensſtunden, und ob einander fern, ſterben beyde im nähmlichen Augenblick!"

Berengar blickte auf die ſinnige Gabe, dann in Dianens in ſüßer Gluth leuchtendes Auge, ſie reichte ihm die Hand — „wie wird mir!" rief er plötzlich, indem er mit der ſeinigen ſeine Augen verdeckte, taumelte, in Fouqué's Arm ſank und die Augen ſchloß — er war dahin! die ſchmerzvoll um ihn her beſchäftigten Freunde bemerkten nicht, daß Diana im nähmlichen Augenblick ihre ſchönen Augen geſchloſſen und in den Armen ihrer Jungfrauen verſchieden war.

So vereinten Todesbanden,
Was im Leben Liebe ſchied.

Ein feyerliches Gebeth that den Wehklagen Inhalt, der Schmerz um die Dahingegangnen löſ'te ſich in Hoffnung und Freudigkeit auf, ihre Mildigkeit lebte über ihrer trüben Gruft fort, denn, längſt mit dem Gedan-

ken an den Tod vertraut, hatten Beyde ihre Glücksgüter frommen Stiftungen gewidmet.

Gefeyert blieb das Angedenken der edeln Diana von Cibo und ihres Geliebten Ruſtan's von Berengar bis in die ſpäteſte Zeit. Er hatte alle Kränze des Ruhms in Geſang und Waffen gepflückt, ſeine Lieder waren die Quellen, aus denen ſpäterhin mehr als einmahl Petrarca ſchöpfte, um Laura zu ſingen. In den mit Roſen bedeckten Gefilden der Provence tönen noch jezt Berengar's Lieder von zarten Lippen, und treulich hat die Geſchichte das Angedenken ſeines Ruhmes, ſeiner Liebe, ſeines Mißgeſchicks und ſeiner Rettung bewahrt.

In Deo Consilium.

Die letzte Stunde des alten Jahres ſchlug aus, Frau Hedwig, die arme Witwe, war noch wach, und begleitete mit Thränen die Glockenſchläge. „Wiederum ein Jahr vergangen,“ ſeufzte ſie, „ein Jahr der Thränen und Sorgen, und dennoch ein glückliches Jahr! Meine Dorothee war noch bey mir, mein Wilhelm wollte noch nicht von mir ſcheiden. Nun wird er gehn in die weite Welt hinaus, wo, ach wo? findet er Liebe, die Troſt im Leide gibt? Wo ein freundliches Obdach? Werde ich ihn noch wieder ſehen?“

„Noch wach, gute Mutter?“ fragte Wilhelm, zur Thür hineinblickend. „Schönes, glückliches Neujahr dann, und gutes Gedeihen!“ Unter Thränen umfing die Mutter den braven Sohn. Indem blies nach norddeutſcher Sitte der Wächter ein geiſtliches Lied vom Thurm. Es war Paul Gebhards Lied: „Befiehl du deine Wege!“ Wie himmliſche Verheißung durchklang es die wunde Mutterbruſt. Mit ſtarker Stimme ſang ſie den erſten Vers:

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der aller treuſten Pflege
Daß, der die Himmel lenkt
Der Wolken, Luft und Winden
Auf Erden zeigt die Bahn,
Der wird auch Wege finden
Da dein Fuß wandeln kann.

„Und heut mit dem erſten Tage des Jahres werde ich wandeln, gute Mutter," ſagte Wilhelm tief bewegt, „und der liebe Gott wird mich geleiten, denn ich will treu in ſeinen Wegen wandeln, und immer Dein eingedenk ſeyn, wo ich auch bin." „Jetzt biſt Du ſo blühend geſund, mein Wilhelm," ſprach die Mutter, „fortan wirſt Du viel entbehren müſſen, was Dir wohl that, Mutterſorge und Mutterpflege. —" „Mutterſegen," fiel Wilhelm ein, „an dem wird mirs nicht fehlen, und ſo geh' ich getroſt." „Sieh' Mutter, die hell geſtirnte Nacht, es iſt milde, außen windſtill und anmuthig friſch, die Felder ſind mit Schnee bedecket, und bald kommt der Morgen. Jetzt fühte ich einen rechten Muth in mir, zu ſcheiden. Jetzt Mutter laß mich gehn!" Frau Hedwig wollte nicht, Wilhelm ließ nicht ab. Sein Bündel war ſchon geſchnürt, ſein Herz war reiſefertig. Er ließ ſich den Kuß des Segens reichen, und begehrte keiner andern Koſt auf den Antritt zur weiten Reiſe. Er wan-

delte ſtark und gelaſſen fürbaß durch die noch hellen, lebhaften Straßen der ſchönen Vaterſtadt, in vielen Häuſern waren noch alle Fenſter hell. Muſik und Geſang begrüßten das neue Jahr. Hier feyerte eine glückliche Familie im reichgeſchloſſenen Kreiſe die neue Zeit, dort gab es ein wüſtes Gelag, hier brennte ein trübes Lämpchen am Sterbelager einer Armen, dort dämmerte matt und lieblich der Kerze Schein dem Glücke beſeligter Liebe. Wilhelm ging raſch weiter, die Thore wurden geöffnet, wenige Schritte und er ſtand auf offnem Feld, unüberſehbar weit offen lag vor ihm die Welt, und hinter ihm das ſtille Vaterhaus, wo ſich ſeit ſeiner Kindheit ſo viel zugetragen, das er mit angeſehen, wo er ſo früh den Vater verloren, wo die gute treue Mutter für ihn gebethet, geweinet und geruht, bis ſie ihn nun entlaſſen müſſen, um auf ſein Handwerk zu reiſen. Sein Jahrpfennig war klein, aber groß war ſein Muth, und voll Geſchicklichkeit und Empfindungskraft war der Jüngling. Aus ſeinen großen ſchwarzen Augen leuchtete Geiſt und Gemüth, ſein kräftiger Körperbau ſchien das Mißgeſchick mit Luſt in die Schranken zu fordern, die hohe Stirn blickte gebiethend und dennoch heiter aus dichten tiefbraunen Locken hervor, wer ihn ſah, mußte fühlen, daß Natur und Himmel ihn hochbegünſtigt hatten, ſein erſtes Wort zeugte von innerm Vollgehalt, un-

bewußt und ohne es zu wollen, gewann er Vertrauen und Liebe, wohin er kam.

Mit jedem Schritte weiter fühlte Wilhelm ſein Herz zuverſichtiger und ſtärker, er ging einem rühmlichen Ziele entgegen. Schnell wollte er ſich emporarbeiten, um ſeiner Mutter Sorgen recht bald zu erleichtern; daß er Kraft in ſich habe, fühlte er klar. Sein Sinn hatte immer nach dem künſtlich Schönen geſtanden, er freute ſich deſſen, und als Knabe ſchon hatte der Trieb dazu in ihm offenbaret Sein Vater, ein vielbeleſener Mann, war Bibliothekar geweſen, ſein Wiſſen trug ihm keine Früchte, wenigſtens keine goldnen, es blieb aus lauter Beſcheidenheit und aus lauter Durſt nach dem Höchſten, um ihm vergeben; während ein Schwall von After-Gelehrten Band an Band mit Oberflächlichkeiten füllte, mühte ſich der Redliche ab, das Weſen ſeines Studiums zu ergründen; nie genügte ihm, was er erforſcht, die Verzweigungen aller Elemente des Wiſſens umſtrickten ihn, wie mit einem Netze, und riſſen ihn in ihre Labyrinthe hinein. Zu gewiſſenhaft, Seichtes zu Tage zu liefern, und zu wenig von den Umſtänden begünſtigt, um den ſo mühſam Geſammelten nur Sprache und Leben zu geben, und es leuchten zu laſſen. Durch die Welt ging der Forſchende unter in ſeinen Beſtrebungen, Bruſt und Augen waren hin. er ſtarb in der Blüthe der Jahre, und

hinterließ ſeine Hedwig mit vier noch zarten Kindern. Zwey davon nahm die Erde in ihre Mutterarme, Dorothea und Wilhelm blieben der Trauernden. Das Mädchen wurde eines wackeren Mannes glückliches Weib und zog mit ihm in die Ferne, Wilhelm hatte das Drechslerhandwerk gelernt, den ihm angeborenen Fleißtrieb wendete er nicht geiſtigen Dingen zu, wie ſein guter Vater gethan, dem die Bibliothekarſtelle kurz vor ſeinem Tode zugefallen, wie zur letzten Stärkung auf den Gang zum Grabe. Wilhelm hatte den Drang zur Kunſt der Bildhauerey, der ſich in ihm mächtig offenbarte, mühſam überwunden. Das Künſtliche ſchien ihm erſprießlicher. Die Pflicht, ſeiner Mutter Sorgen zu erleichtern, drängte ihn mächtig, und er beſchloß auf alle Weiſe ſeines Faches der Erſte zu werden.

So gelangte denn Wilhelm weiter und weiter, von Ort zu Ort, überall, wo er verweilte, hinterließ er Denkmahle ſeines Fleißes und raſch beſonnener Geſchicklichkeit. Vor ſeinem geiſtigen Auge ſtand jede Maſſe, die vor ihm lag, ſogleich in Formen da, die Hand half bloß nach, doch war ſie treues Werkzeug des Gedankens. Bald konnte er ſeiner Mutter Früchte ſeines Fleißes zuwenden, Hedwig nahm ſie mit entzückter Seele, Brot aus Kindeshand, in Liebe gereicht, ſchmeckt ſüß, wie die erſte Nahrung dem Säugling, die der Schmerz und das Bewußt-

seyn noch nicht verbittert. Ein Jahr schon war Wilhelm seiner Mutter fern, ihr war die Zeit furchtbar lang geworden, doch der Himmel hatte Trost bereitet, ihre Tochter Dorothea genas eines Sohnes, der, zum Andenken des entfernten Bruders Wilhelm geheißen wurde. Zu dieser Zeit bedurfte die Tochter so sehr des Mutterauges und der Muttertreue, daß auf ihr dringendstes Anliegen Frau Hedwig sich zu der weiten Reise entschließen und zu Dorotheen kommen mußte. So schloß denn Hedwig hinter sich des Häuschens Thür, und nahm vom gewöhnten Leben trübfreudigen Abschied. Sie war noch nie aus Hildesheim gekommen, und wußte nicht, wie außerhalb die Welt aussehe; im Alter ist's schwer von Gewohnheiten scheiden; selbst von Schmerz und Entbehrungen, man hat sich hineingelebt. Dennoch erheiterte der schöne Frühling und die südliche Gegend die Reisende; sie legte hastend und sehnend die letzten zehn Meilen zurück, und erhohlte sich süß am Tochterherzen. Das junge Weibchen, sonst so rosig und wangenrund, trug nun auf dem lieben Angesicht die weißen Rosen der überstandenen Mutterleiden, und die sanften blauen Augen schwammen im Glanz der neuen Wonnen ihres stillen Lebens. Der kleine Wilhelm war wunderschön, er lächelte schon der glücklichen Großmutter zu, und blickte mit hellen Augen keck in das Licht. Jetzt war ein neues Leben

begonnen und das alte Leid lag begraben in Wien, wo sich Wilhelm in dem Augenblick aufhielt, empfing er die Freudenbothschaft, voll herzlichen Antheil siegelte er sein letztes Geld an die Mutter zum Taufpfennig für den Neffen ein; denn die Schwester war an einen arbeitsamen, unbegüterten Kattundrucker verheirathet, dieser empfand es mit jedem Jahre schwerer, daß die Maschinen eingeführt wurden, die Millionen nützliche Hände lähmen, und den Wohlstand der arbeitsamen Classe ganz vernichten. Die Freude, die der mütterliche Brief athmete, schien Wilhelmen gedämpft durch Sorge und Entbehrung, er war gleich mit Gut und Blut bereit und seufzte, daß er nicht mehr zu geben hatte. Nun aber traf es sich, daß Wilhelm wenige Tage nach Absendung seiner Baarschaft mit seinem Meister wegen ungerechten Zumuthungen, die ihm dieser machte, entzweyte und in Gottesnahmen sein Reisebündel ergriff und schnürte, um den langgehegten Vorsatz, nach Italien zu wandern, in das Werk zu richten. Vorher wollte er nach Baden und das Helenenthal sehen, davon er so viel gehört. Er nahm seinen Weg über die Mauer, über Mödling, und durch die felsige Brühl nach Heiligen-Kreuz. Es war ein herrlicher Morgen, der Waldbach rauschte hoch auf, und ließ die Sonnenlichter lustig auf seinen Wellen tanzen, die Vöglein sangen; allen Düften hatte die süße Frühlingsluft die

Schwingen gelöſ't, ſo daß ſie fröhlich umherwogten. Wilhelm auch war heut ſo fröhlich, wie der hüpfende Vogel auf blühendem Aſte, ſein ganzes Leben ſchien ihm ſo unverhohlen vor ihm aufgerollt, wie das tiefgrüne Thal mit ſeiner anmuthigen Gebirgbegränzung. Indem Wilhelm den Waldbach entlang über grüne Wieſen ſeinen Weg nach Baden verfolgte, ſah er im tiefſten Buſen des Waldes einige Hütten unter hohen Bäumen angelehnt an den Waldberg, ein luſtiges Feuer loderte im Innern und vor der Hütte war eine muntere Geſellſchaft an einem großen runden Tiſch beym Frühſtück vereinigt. Wilhelm fragte ein junges Mädchen, die den Gäſten perlende Milch in Gläſern brachte, wie weit nach Baden, und erfuhr, daß er noch über eine Stunde dorthin zu gehen habe, ſo, daß er hier eine Weile Raſt beſchloß. Er ließ ſich auf die Bank unter Roſenſtauden vor der Hütte nieder, eigentlich minder um auszuruhn, als um die Geſellſchaft ein wenig länger zu betrachten. Es war nähmlich ein wunderliebliches Kind von ungefähr zehn Jahren dabey, friſch, wie die Morgenroſe mit leuchtenden Augen und Wangen, mit hellblondem Lockenkopf und vollen ſüßen Lippen, deren Lächeln unwiderſtehlich die Seele bewegte. Schalkhaft und weich, ſanft und liebend und dennoch ſo feſt und eigenthümlich zugleich, war es das Ziel und die Loſung der Freude der Familie. Wil-

helm konnte die Augen nicht von dem Kinde abwenden, er folgte mit den Blicken allen ihren Bewegungen, die ihm, wie Muſik, vorkamen. Auch er blieb von der Geſellſchaft nicht unbemerkt; es war eine norddeutſche Familie aus dem Hollſteiniſchen; der Vater, ein reicher Kaufmann, gebrauchte das Bad. „Sieh da, ein reiſender Handwerksburſch,“ flüſterte der Knabe, des lieblichen Mädchens Bruder, der etwas ſchönen Mutter zu, aus deren feinen Zügen Geiſt und Zartheit der Gefühle ſprach. »Ein Norddeutſcher, wie Tracht und Sprache bekunden,“ ſprach die anmuthige Frau, und wohlgefällig blicket der Vater über den Tiſch weg nach Wilhelm hin, doch die Kleine griff nach ihrem Arbeitkörbchen, ſuchte emſig darin, fand endlich ein hellblitzendes Silberſtück, und bracht' es ſchnell dem Wandernden, der, unbemerkt und raſch das weiße Blüthenhändchen küſſend, das ihn beſchenkt, die Gabe zu ſich ſteckte.“

»Recht ſo, mein Minchen,“ rief der Vater, und winkte Wilhelm an den Tiſch heran. Dieſer gehorchte. Er wurde um ſeine Herkunft und den Zweck ſeines Wanderns befragt, und gab mit beſcheidenem Weſen Auskunft. Der freundliche Hollſteiner bemerkte den Stock, den Wilhelm trug, er war ſehr kunſtreich und zierlich aus Ebenholz gedrechſelt, und der große elfenbeinerne

Knopf mit Arabesken in halberhobener Arbeit um den Rand her verziert.

„Iſt das Ihr Werk, dieſe allerliebſte Erfindung?" fragte der Kaufmann, Wilhelm bejahte. „Iſt Ihnen dieß Kunſtwerk feil?" „Nicht eigentlich," ſprach Wilhelm, „denn es hat mit dieſem Stocke eine Bewandtniß." — „Und welche, junger Freund?" — „Ich ging denn, ſo oft mir in Feyerſtunden Luſt anwandelte, müßig umherzuſchlendern, oder das Bierhaus zu beſuchen, kurz, ſo oft mir mein Gewiſſen zuflüſterte, ich könne ganz was Anderes und Beſſeres thun, als was mir eben in den Sinn gekommen. So habe ich denn an dem Stock jahrelang gearbeitet, doch ohne Zeitverluſt, denn ich that es nur, wenn ich gar keine Arbeit ſonſt hatte, und habe mir manche liebe Frühſtunde dazu vom Schlaf abgekürzt."

„Brav ſo," nickte der Kaufmann wohlgefällig, „doch ich möchte Ihnen den Stock abkaufen." Wilhelm wollte Nein ſagen, doch Minchen blickte ihn bittend an. „Da haben Sie ihn, lieber Herr, und verſuchte ein heiteres Geſicht dazu zu machen. Der Kaufmann griff in ſeine Taſche, zog zwey Vierducatenſtücke heraus, und reichte ſie Wilhelm, indem er freundlich dazu ſagte: Ich bleibe Ihr Schuldner." Wilhelm blickte naſſen Auges gen Himmel, und ſagte:

Weg haſt du allerwegen
An Mitteln fehlts dir nicht.
Dein Thun iſt lauter Segen
Dein Hang iſt lauter Licht,
Dein Werk darf Niemand hindern,
Deine Arbeit darf nicht ruhn,
Wann du, was deinen Kindern
Erſprießlich iſt, willſt thun.

„O theurer Herr!" fuhr Wilhelm fort, zu dem Kaufmann gewendet, „Sie begründen mein Glück, nun kann ich getroſt wandern, nun werd' ich keinen Mangel mehr leiden, meine Arbeit nicht mehr an unbarmherzige Speculanten für einen Spottpreis verſchleudern müſſen. O liebe Mutter! warum biſt Du nicht hier? Ich habe ja doch Deinem Segen Alles allein zu danken." „Sie haben eine Mutter, junger Mann?" „Ja, und jetzt iſt ſie vergnügt bey Tochter, Schwiegerſohn und Enkelkind, und bringt ihre Zeit nicht mehr einſam zu. Ich werde ihr heute noch ſchreiben, welche Wohlthat mir der Himmel durch Ihre Hand zugewendet!" „Nicht doch, keine Wohlthat!" entgegnete der Hollſteiner den Stock betrachtend, „die Arbeit iſt das Geld werth, und mehr; ein treffliches Jagdſtück, das Basrelief und die Eichenzweige recht ſinnreich und geſchmackvoll zu Arabeske benutzt."

„Ja, theurer Herr," fiel Wilhelm ein, „ſchlecht iſt die Arbeit nicht, und ich habe überhaupt Mühe

gehabt, meinen Sinn zu bezwingen; der war der Kunst mächtig zugewandt, hätte meine Mutter Brot gehabt, so wär ich lieber ein Bildhauer als ein Drechsler geworden; doch es ging nicht, denn, wenn das Handwerk schon nach Brot gehen muß, und seinen Mann nur schwer ernährt, wie muß dem Künstler zu Muth seyn, wenn die Kunst nach Brot geht? Sehen Sie, ich habe oft meine eigene Beobachtungen angestellt, wenn ich an öffentlichen Tagen unsre herrliche Gallerie in Braunschweig besuchte, und stand nun eben vor einem recht kräftigen, lebenvollen Bild von van der Velt oder sonst einem Meister, der recht aus der tiefsten Seele geschöpft, und Leben und Wahrheit errungen; dann ging wohl irgend ein Bube vorüber, der noch nicht einmahl seine Tabelle aufzusetzen verstand, und machte den großen Weisen herunter, daß einem grün und blau vor den Augen wurde, wollt's besser wissen und konnt's nimmer thun, das that mir denn in der Seele des hohen Weisen weh, und wenn ich noch irgend Muth gehabt hätte, zur Kunst mich zu wenden, hätte das mich abgeschreckt."

„Das hätten Sie nicht nöthig gehabt," fiel der Kaufmann ein, „denn nicht alle Beschauer sind Buben, und nicht alle Buben werfen sich ungestraft dem Kenner und Kunstrichter auf. Kein tüchtiger Mensch gibt Acht auf sie, der Gelehrte, frommen und witzigen Angedenkens hat dar-

auf eine ſchöne Fabel gemacht, die ich neu auflegen und den aufgeblaſenen grünen Abſprechern zueignen möchte. Doch junger Freund, wo wollen Sie ſich hinwenden, ich möchte Sie nicht mehr aus den Augen verlieren." „Ich geh' über die Steyermark nach Italien und dann zu meiner Mutter zurück." „Nun Glück auf den Weg, und wenn Ihnen irgend ein Unfall zuſtoßen ſollte, oder wenn Sie das Hollſteiniſche bereiſen, hier iſt meine Adreſſe." Der Kaufmann zog aus ſeiner Brieftaſche eine Karte und reichte ſie Wilhelm, der ſie dankbar zu ſich nahm. Die Familie ſtand nun auf, um über des Berges Rücken den Weg nach dem eiſernen Thor hinaufzuklimmen, freundlich noch Wilhelm zum Abſchied grüßend, gingen alle; nur Minchen blieb noch zurück, nahm ein Glas voll Milch, und ein Stück Kuchen vom Tiſch, und reichte es holdlächelnd und ſchweigend Wilhelmen. Sie blickte ihn dabey mit den freudig blitzenden, tief blauen Augen durchdringend an, er dankte mit einer Verneigung. Der Athem fehlte ihm, er konnte ihr kein Wort ſagen, ſie hüpfte den Ihrigen nach. „Ein Engel," flüſterte Wilhelm für ſich hin, „wie zart und wunderbar, wie eine liebe Blume ſo friſch und herzig, ganz durchſichtig und ſchimmernd das zarte Weiß und Roth und wie reines Gold das feine Haar, und wie gut iſt ſie!" Er zog das Goldſtück aus ſeinem Buſen, und betrachtete es. In Deo consilium ſtand dar-

auf, „heißt denn das nicht: Befiehl du deine Wege,“ fragt er freudig durchſchauert, er blickte nach dem Berg hin, den die Familie erſtieg, er ſah Minchen, die ſich grüßend umſchaute. Sie leuchtete aus dem Wieſengrün, fröhlich dahingaukelnd, wie ein Engelbild hervor, die ſtreifenden Sonnenlichter erklärten abwechſelnd ihre Geſtalt, die dann wieder aus dem Helldunkel der Waldſchatten mit neuem Reiz hervorleuchtete. Endlich war der letzte Streif ihres weißen Gewandes auf der Höhe verſchwunden.“

„Dieß Goldſtück verwechsle ich nie,“ rief Wilhelm vor ſich hin. Jetzt kam die junge Frau aus der Hütte, die den Tiſch abräumte, den eben die Gäſte verlaſſen. Wilhelm ließ ſich mit ihr in ein Geſpräch ein. Es war ihm nothwendig, noch mehr von dem Engelskinde zu erfahren. Mit wem hätt' er noch von ihr ſprechen ſollen, nun er weit hinaus in die Fremde ging? Die Frau war äußerſt redſelig und gab ihm willkommene Kunde. „Schon zum dritten Mahl brauchte Herr Walter, Minchens Vater, hier in Baden die Cur, mit jedem Jahre war Minchen ſchöner und lieblicher hierher zurückgekehrt. Oft kam die Familie Walter nach der Kreinerhütte. Minchen war ein lichter Engel von Liebe und Güte. Eines armen Hausmeiſters Kind aus Baden, dem der Vater geſtorben, hatte Sie ſich angenommen, ihm Hemdchen und

Kleider genäht, es ſelbſt gepflegt und gehegt. Immer Frühſtück und Veſperbrot mit ihm getheilt, und dem kleinen Liebling ſtets das Beſte davon gegeben."

Wunderbar ſehnſüchtig hob ſich Wilhelms Herz bey dieſen Reden, ein tiefer Schmerz durchzuckte ihn in den Gedanken, daß er Minchen vielleicht nie wieder ſehe. Er mochte noch von der Stelle nicht ſcheiden, wo es ihm ſo wohl geworden, und bath die Frau, ihm zu ſagen, wie ihre Hütte ſo angenehm und zahlreich beſucht wäre, da ſie doch ſo abgelegen und dem Anſchein nach ſo dürftig ſey?

„Jetzt gehts uns gut, Dank unſerm Wohlthäter;" ſprach die Hüttnerinn, „doch damahls, achtzehnhundert, als Ihro Majeſtäten, unſer guter Kaiſer und die Kaiſerinn ſich hier im Thale ergingen, ſah es bey uns noch übel aus, die gnädige Herrſchaft waren bey dem erſten Mauthhaus, das zumahl noch aus Rammen beſtand, ausgeſtiegen, und mit ihrem Gefolge bis hierher durch das Thal gewandelt, da ſie hier anlangten, waren ſie müde, mein Mann war juſt auf dem Felde, denn unſre Nanny war noch nicht auf die Welt gekommen, ich war allein und ganz außer mir vor Erſtaunen, Schreck und Freude, unſre allergnädigſte Herrſchaft zu ſehen. Es war heiß, Ihro Majeſtät die Kaiſerinn verlangten ein Glas Milch und ließ ſich auf der Bank vor der Hütte nieder.

Ich wußte gar nicht, was ein Glas ſey, hatte noch nie eins geſehen, geſchweige denn, daß wir ſelber eines gehabt. So nahm ich denn unſern ſchönſten Topf, und brachte ihn den Herrſchaften zitternd und bebend, doch ſie nahmen ihn freundlich und tranken beyde daraus, es ſchmeckte ihnen trefflich, ſie tranken die Milch rein aus, ich traute meinen fünf Sinnen nicht, wie ich ſie auf dem elenden Sitz und ſo ungemächlich bewirthet, ſo vergnügt, und mit einem armen Weib ſo überaus gnädig ſahe! Als ihre Majeſtäten ſich ausgeruht, reichten ſie mir 30 Gulden, ich glaubte in die Erde zu ſinken, konnte es auch gar nicht aushalten, ſondern lief mit dem Gnadengeſchenk eine Stunde weit aufs Feld durch die Sonnenhitze zu meinem Mann, um ihm unſer Glück zu ſagen: Er wußte nicht vor Freude ſich zu faſſen, und beneidete mich dennoch, daß ich die Herrſchaft geſehen und geſprochen, und bewirthen dürfen. Es war uns bis dahin ſehr ſchlecht gegangen, das Gnadengeſchenk war Hülfe von Gott! Andern Tages geruhte noch Ihro Majeſtät die Kaiſerinn uns Taſſen zu ſchicken. Sie ſind auch noch wieder in unſre arme Hütte gekommen. Damahls waren die Wege ungebahnt, und hohe Bäume ſtanden hier dicht umher. Es kam auch nicht leicht Jemand des Weges, denn beſonders mühſam war es, den Bach entlang zu gehen, im Felſenabhang nach der großen Wieſe

zu. Ich hatte auch nichts als die eine Kuh, die ich mühsam mit dem Gras droben vom Berge erhielt, das ich mir selbst schneiden mußte. Nun traf es sich aber zu unserm Glück, daß eines Tages ein liebes junges Mädchen, Fräulein Henriette wurde sie genannt, mit einigen Anverwandten bis hierher nach der Krainerhütte kam, und um eine Erquickung ersuchte. Ich brachte in den Schalen von der Frau Kaiserinn meine schönste Milch herbey; sie schmeckte trefflich, und es behagte den Gästen hier in der Kühlung. sie waren mit großer Mühe bis hieher gelangt, fanden aber seit der Zeit den Weg trefflich wieder. Das liebe Mädchen, von der ich eben sprach, sah die Armseligkeit unserer Hütte mit Erbarmen, sie erkundigte sich um Alles, was uns anging, und der Himmel gab ihr ein, für unser Bestes zu sorgen. Sie brachte meiner Nanny Kleidungsstücke und Wäsche, auch Gläser und Schalen brachte sie uns mit, und führte ihre herrliche Tante, die Baronesse Fanny von Arnstein aus Wien herbey, diese hat uns dem Elend ganz entrissen, das uns zum zweyten Mahl bedrohte, seit der Zeit konnt' ich drey Kühe halten, und jetzt brüllen mir fünfe im Stall. Von ihr ist der große weiße runde Tisch hier, an dem der wackere Hollsteiner gesessen, was Sie nur hier sehn ist von ihr, und manche Wohlthat sonst hat sie uns erwiesen. Nun wurde auch durch die Gnade des

Erzherzogs Anton der Weg zu unſerer Hütte ausgehauen und geebnet, die Gäſte ſtrömten herbey, und unſer Hausſtand blühte."

„Die Baroninn aber gibt nicht mit den Händen bloß, ſie gibt mit dem Herzen und ihre ganze Freundſchaft thuts auch ſo." „Mag es der liebe Gott vergelten! Ihr ſeyd alſo recht glücklich hier?" fragte Wilhelm. „Wie ſollten wir nicht," entgegnete das junge Weib, „wir ſind geſund, haben uns lieb und arbeiten gern, und unſre Großen, Nanny und Paul, helfen uns ſchon die werthen Gäſte bedienen. Wer einmahl den Weg zur Krainerhütte gefunden, der kommt wieder her, und wer unſere Milch gekoſtet, der trinkt keine andere mehr ſo gern, als unſere hier!"

Die Sonne ſtieg höher, Wilhelm bedachte, daß er nun weiter müſſe, er ſchüttelte der Frau die Hand und ging fürbaß. Es zog ihn den Weg hinauf, den eben die liebe Familie beſtiegen, er hatte erfahren, daß er von hier aus über Markenſtein auch den Weg nach Steyermark einſchlagen könne, und hoffte vielleicht im Stillen Minchen wieder zu begegnen. Doch, da er des Weges nicht kundig war, und viel zu weit links gerathen, ſo gelangte er in eine dichte, herrliche Buchenwaldung mit himmelhohen Stämmen und gewaltigen Kronen, an einen Weg war ja nicht mehr zu denken, mühſam kam er weiter

durch ellenhohe Sträucher und über ein wahres Verhau von gefällten Stämmen, auch ging es immer bergauf und hatte ganz das Ansehen, als sey dieses Jahr wenigstens noch Niemand des Weges gekommen. Der Neumond äugelte schon durch die Wipfel, ohne daß Wilhelm einen Ausweg gefunden; immer unwegsamer und wilder wurde der Forst und kein Laut war aus der Ferne vernehmbar. Mit einem Mahl im dichtesten Gebüsch sah Wilhelm einen frischrosigen Glanz, und ein angenehmer Rosen- und Mayen- goldner Duft strömt' ihm entgegen, er klomm mühsam nach der Stelle hin, wo er Blumen entdeckt, und sahe nun, daß sie sich als vollen Kranz um ein hölzernes Kreuz wanden, das groß und hoch in dieser Wildniß aufgerichtet stand. Nur heute erst konnte das Kreuz umkränzt worden seyn, denn die Blumen schienen nur eben erst abgepflücket, und dufteten mit wunderbarer Lieblichkeit, Wilhelm fühlte sich durch diesen Anblick sehr begünstigt, wo das Kreuz stand, und wo Blumen als Denkmal trauernder Liebe es umwanden, da, meint er, müsse der Schmerz wohnen, und wer den Schmerz kannte, der hilft gern. Müde, wie er war, unfähig weiter zu gehn, und fürchtend von diesem Punct ab sich erst wahrhaft zu verirren, da er von hier auch nicht den kleinsten Pfad entdecken konnte, beschloß Wilhelm hier zu rasten, er nahm einiges Brot und etwas Obst zu sich, womit

ihn die guten Mönche in Heiligen-Kreuz verſorgt, befahl ſich Gott, und warf ſich in die weiche Streu nieder, wo er ſüß und behaglich die kurze Sommernacht durchſchlummerte: Früh, da ihn die lärmenden Jubelgeſänge der Vögel weckten, harrte er eine lange Weile, daß Jemand käme, der ihm den rechten Weg zeige. Es war von hier aus keine Ausſicht zu entdecken, obſchon ſich Wilhelm auf einer bedeutenden Anhöhe befand, die Macht der tauſendjähr'gen Buchen umfing das Auge, und hemmte jeden Blick in die Ferne. Endlich kam ſingend ein rüſtiger Jäger herbey, dem Wilhelm nicht ſobald ſeine Noth geklagt, als er ſich erbotb, ihn zum eiſernen Thor, und von da nach Markenſtein den Weg zu zeigen. Das eiſerne Thor, verſicherte der Jäger, ſey keine Stunde von hier, und ſie brauchten wenig mehr zu ſteigen. Jetzt fragte Wilhelm nach dem Kreuze, der Jäger ſah es an und rief: „Schon wieder friſche Blumen dran? Doch das nimmt mich nicht Wunder, ſo oft wir Jäger hier des Weges kommen, finden wir welche, auch im tiefſten Winter und zwar die ſchönſten, und ſo, wie wir, haben unſre Väter das Kreuz immer friſch bekränzt gefunden." „Und wer bekränzt es?" fragte Wilhelm, „das wiſſen wir nicht," entgegnete der Jäger, „und niemand hats noch entdeckt, der Weg iſt ſteil und fürchterlich, wir ſelbſt betreten ihn nur aus Pflicht, den ganzen Wald zu durch-

ſchauen, ob alles beym Rechten, wer ſich aber mit Blumen hier hinauf findet, das können wir uns gar nicht denken, und daß ſeit ſo vielen Jahren derjenige ſich die Mühe nicht verdrießen läßt, immer friſche Blumen um das Kreuz zu winden." »Hat denn noch Niemand hier abgewartet?" fragte Wilhelm, „und ausgeſpäht, wer denn hierher kommt?" »Warum nicht gar," rief der Jäger, „da hätten wir auch die Zeit! Wir ſind froh, wenn wir unſer Revier durchgeſchaut, und nach Hauſe können; Blumen ſind kein Waldfrevel, da laſſen wir ſie in Gottesnahmen ſtehn, und kümmern uns nicht darum. Lieber wär' mir's, es ſetzt mir Jemand einen guten Flaſchenkeller her! Sehn Sie nur, wie hier die Belladonna wuchert, ein ganzes Gebüſch und Mannshoch, ſie iſt jetzt noch nicht aufgeblüht, da iſt die Wurzel heilkräftig!" Somit fing der Jäger an, die Wurzeln der Giftpflanze auszugraben. Wilhelm half ihm gern, doch wundert er ſich erſtlich, daß man das Gift nicht ausrotte, zweytens, daß der Jäger von deſſen Heilkraft geſprochen. „Ausrotten?" rief der Jäger, „dazu müßten wir ein ganzes Bataillon ſeyn, die Pflanze iſt all überall ausgebreitet, und was wird es helfen, wer Böſes thun will, in deſſen Hand wird alles zu Gift." „Wenn auch," fiel Wilhelm ein, „es können dennoch Kinder die Frucht genießen." „Ho! ho!" rief der Jäger, „da kommen Sie ſchön an,

fragen Sie das kleinſte Kind aus der Gegend, es kennt die Tollkirſche und rührt ſie nicht an. Heilkräftig aber iſt die Wurzel, wer ſie nur zu brauchen weiß, und der Apotheker zahlt ſie gut. Jedes Gift iſt Arzney und der Unverſtand gebraucht es zum Tödten. Der wunderliche Kauz von einem Jäger begann Wilhelm wohl zu behagen. Doch ſchon war das eiſerne Thor erklommen. Ein freudiges Ach! entfuhr Wilhelms Bruſt, als ſich die Gebirgwelt im ahnungsvollen Tiefblau fern her ſeinem Blicke erſchloß. Der Jäger wies ruhig hinunter. »Sehn Sie, dort liegt Markenſtein, dort ſehen Sie ſich den Garten an, und dann werden Sie ſich ſchon weiter fragen, junger Herr, führ Sie Gott!" Somit enteilte der Jäger. Wilhelm ſah ihm lange nach, und noch lange verweilte er an der herrlichen Stelle. Er gewahrte hier nichts von Eiſen und nichts von einem Thor, konnte alſo gar nicht faſſen, warum dieſe Anhöhe mit der entzückenden Ausſicht ſo hieße? Köſtliche Luft umwehte ihn hier friſch, erquickend, würzig und linde, reich und tiefblau blühte zu ſeinen Füßen die Gertiome und die Alpendiſtel der großen Fadeldiſtel und der Paſſionsblume ähnlich, erſchloß all überall ihre prachtvollen Silberſterne. Alles war ſtill umher, kein Laut aus dem Dorf im Thale drang zu Wilhelm hinauf, ſüße Feyer umfing die Gegend. Einen reſen Buſch Gertionen pflückte ſich Wilhelm, dann ſtieg

er langsam hinab. Auf dem Wege gesellte sich zu ihm ein rüstiger Greis, mit weißen Haarlocken und freudig blühendem Angesicht, er ging gebücket, aber rasch einher. Wilhelm hoffte, er könne ihm von dem Kreuz im Walde Nachricht geben. „Nur von Hörensagen weiß ich davon, lieber Sohn," sagte der Greis, „doch will ich Euch gern die kleine Geschichte erzählen, die mir mein Großvater öfter erzählt, wenn er mich auf den Knien wiegte; ich war ein muthwilliger Bube, doch die Geschichte machte mich still und nachdenklich, indeß hat mir mein Großvater eingestanden, als ich bey reifern Jahren war, er wisse gleichfalls nicht, ob sie wahr sey, er habe sie nur von einem Poeten." „Sagt sie mir immer," bath Wilhelm, und der Alte besann sich noch ein Weilchen, dann sagte er: „So werde ich sie Euch denn mit kurzen Worten erzählen."

„Zur Zeit, wo die herrlichen drey Burgen, die zum Helenenthal herniederschauen, Rauheneck, Rauhenstein und Scharfeneck unzertrümmert standen, lebte am Fuß des Rauhensteins ein ehrsamer Förster, Oswald geheißen, dessen einzige Lust sein Töchterlein Ida war, der Förster war ein rauher, starriger Mann, noch aus der alten Zeit, aber segenvoll, wie eine Wetterwolke. Sein Weib war ihm gestorben, Ida, sein einziges Kind, führte die Haushaltung, sie war so tüchtig und gewandt, als zart

und ſanftmüthig; Alles gedieh zum Beſten unter ihrer Hand; der Vater gewann ſie täglich lieber und lieber, man kannte ihn gar nicht mehr; wenn er ſie anſah, war er ein andrer Menſch. Es ſchien als wolle er überhaupt milder und freundlicher gegen die ganze Welt werden, denn ſein ganzer Sinn änderte ſich zuſehends von Tag zu Tage, und wer mit ihm zu thun hatte, dankte dem Himmel dafür, denn, ob er gleich Niemanden Unrecht that: ſo hatte doch ſein unwirrſches Weſen einem Jeden weh gethan; die Freundlichkeit iſt die ſchönſte Würze einer Wohlthat und des Lebens überhaupt."

„Da nun Förſters Ida immer ſchöner aufblühte, und aller Jünglinge Augen ſehnſüchtig auf die Jungfrau ſchauten, fragte wohl Mancher den Förſter, ob er ſie nicht bald vermählen würde? Wer ihn aber einmahl das gefragt, der getraute ſich das zum zweyten Mahle gewiß nicht wieder, denn er begegnete dem zudringlichen Frager übel. Wenn er einmahl kurzweg mit finſterm Blick, nein! erwiedert, ſo ſagte er einem andern wohl: »Bringt mir einen Eidam, der ſchön ſey und jung, ihr angemeſſen, daß es nicht ausſehe, als ſey die Roſe mit einer ſchnöden Klettendiſtel zuſammengebunden, aber das nicht allein, er muß ſanft ſeyn, gut, treu, wacker, anſtändig und von den angenehmſten Sitten, reich und aus gutem Hauſe, und immer wird er noch nicht werth ſeyn,

des Mädchens Schuhriemen aufzulöſen, denn es lebt kein Mann auf der Erden, der eines ſchönen guten Weibes werth, wir alle ſind arme Sünder und nur die Frauen ſind rein.“ Dieſe Antwort war noch nicht die ſchlimmſte, die der Förſter zu geben pflegte; er ließ die Frager meiſt gar übel für ihre Einmiſchung an, ſomit hatte er bald Ruhe für zudringliche Nachfragen.“

„Ida aber, ſo einſam ſie aufgeblüht, war dem Auge der Liebe nicht entgangen. Auf dem Rauhenſtein lebte beym Edelmann ein fremder Gaſt, ein Jüngling von der herrlichſten Geſtalt und von dem lieblichſten Weſen. Seine Abkunft war unbekannt und ſein Hierſeyn ein Geheimniß. Er hatte eines Morgens, da er auf einer einzelnen Felsſpitze hinaufgeklommen, ſinnend zum Thal hinunter ſchaute, im Garten der Forſtwohnung zur Morgenzeit das himmliſche Mädchen erblickt, wie ſie im leichten Mieder, mit aufgebundenen Hemdärmeln, die goldgelben Locken mit einer Silbernadel auf dem Scheitel zuſammengeſteckt, die Gießkanne in Händen, glühend von Geſchäftigkeit und Haſt, aus dem Quelle im Forſtgarten ſchöpfte, und das feine Linnen begoß, das ſie auf dem Raſen zum Bleichen aufgeſpannt. Die blühenden Äpfelbäume regneten weißroſige Blüthenblätter auf Ida's ſchöne Locken hernieder, ihr leichter Fuß ſchien das Gras kaum zu beugen. Adalbert, der fremde

Jüngling, hatte lange ihrem Beginnen zugesehen, da war er seiner selbst nicht mehr mächtig, er klomm die Felsenwand hinunter, an deren Abhang der Garten gränzte, schwang sich rasch und behend über die Weißdornhecke, die ihn umzäunte, und stand unvermuthet vor dem Mädchen. der Förster war eben fern im Walde. Was die jungen Leute mit einander gesprochen, lieber Freund, das hat der Poet meinem Großvater nicht erzählt. Er meinte, das habe Niemand mit angehört, als die Vögel im Walde und die Quellen im Thal und die seyn zwar schwatzhaftig, aber dennoch plauderten sie nichts aus. Genug, Adalbert und Ida wurden einander hold, und in Liebe verbunden und warteten sehnlich der Zeit, wo ihrem Glücke nichts mehr im Wege stände. — Mittlerweile hatte ein Jäger aus der Umgegend, ein wüster Mensch, um Ida bey ihrem Vater angehalten, der Förster Oswald meinte, daß bey dem Jäger Heinrich, der ein trefflicher Schütz war und ein schönes Haus mit Acker und Wiesen besaß, die rauhe Schale einen gesunden süßen Kern verberge, auch war der Jäger ein schöner prachtvoller Mann, hoch gewachsen, kunstvoll und feurig, mit starkem Haar und Bart und blitzenden Augen. Er sagte also sein Kind getrost dem Heinrich zu, und noch am nähmlichen Tage kündigte er es der Tochter an, daß sie versprochen sey. Ida gab zur Antwort weder Ja noch

Nein, ſie wurde blaß, doch der Förſter meinte, das ſey jungfräuliche Angſt vor der Herrſchaft eines Mannes, und ſprach nicht weiter von der Sache. Die Tochter unterſtand ſich auch nicht, dem Vater etwas zu ſagen, noch nie hatte ſie ihm zu widerſprechen gewagt. Andern Tages, als Heinrich beym Oswald Nachfrage that, gab ihm dieſer zur Antwort, was ſich zugetragen und meinte, nun ſey die Sache gut, und ſie könnten den Hochzeittag feſtſetzen, Heinrich aber hatte Argwohn geſchöpft, er äußerte, das ſey nicht die Art eines Mädchens, auf einen willkommenen Antrag einzugehn. Der Förſter lachte ihn aus, doch Heinrich ſchüttelte den Kopf und beſchloß, auf Ida Acht zu geben. Es durchzuckte ihn wie ein Blitz mit Einem Mahl, er entſann ſich, daß er zur frühen Morgenſtunde, auch Abends ſehr oft auf den Waldwegen um den Rauhenſtein her einen vornehmen und wunderſchönen Jüngling begegnet, und immer in der Nähe des Forſtgartens. Er hatte dazumahl kein Arg dabey gehabt, jetzt aber half ihm die Eiferſucht auf die rechte Spur. Er richtete ſeine Armbruſt zum Schuß und durchſtreifte den Wald. Es verging mancher Tag, eh' er Etwas entdeckte, denn die Liebenden gebrauchten viele Vorſicht. Nachmittags, wenn Ida genau wußte, nach welcher Seite hin ihr Vater den Wald durchſtreifte, ging ſie nach einem beſtimmten Platz im Walde, auf die

Felshöhe, wo ſie Adalbert traf, und dann mit ihm eine ihres Vaters Gange entgegengeſetzte Richtung nahm, ſie war aber durch Oswald's Verkündigung ihrer Heirath ſo ſchüchtern geworden, daß ſie nicht ſich getraute, ihren Geliebten zu ſehen, noch ihm etwas zu ſagen, ſo, daß ſie ihn Tag für Tag unweit des Waſſerfalles, wo ſie ihn anzutreffen pflegte, vergeblich auf ſich warten ließ. Adalbert konnte die gräßliche Angſt um ſie nicht länger tragen, er wußte nicht, war ſie todt, war ſie krank, er durfte das Forſthaus nicht umſchleichen, um Licht zu gewinnen; er wußte ſich gar keinen Rath. So kam es denn, daß er wiederum die Gegend des Forſtgartens umkreuzte, in der Hoffnung, doch etwas von ihr zu erſpähen. Eines Morgens kam ſie ſchüchtern ſich umſchauend in den Garten, als eben Adalbert auf der Felsſpitze ſtand, von wo er ſie zuerſt geſehen. Heinrich ſtand verborgen, ſein Herz klopfte gewaltig. Er hielt den Athem an, um zu lauſchen. Er konnte von ſeinem Standpunct den Garten und die Felsſpitze überſehen. Ida weinte, ſie blickte nach der Felsſpitze hinauf, brach Roſen ab, die in voller Blüthe im Garten ſtanden, flocht einen Kranz daraus, zerriß dann den Kranz, warf ihn weinend in die Quelle, und eilte mit troſtloſer Geberde davon, indeß Adalbert die Hände rang und wie ein Verzweifelter fortſtürzte. Heinrich wußte nun genug, doch

wollt er mehr erfahren, er eilte dem Fremdling nach, der, ohne zu wiſſen, wohin, die verſchlungenſten Gänge der Waldung durcheilte. Mühſam hohlte ihn Heinrich ein. „Steht!“ rief er plötzlich dem Jüngling zu, den der gebietheriſche Ruf empörte. „Was wollt Ihr mir? was ſoll's?“ rief er drohend dem Waidmann zu, doch dieſer ſprach. „Nur gemach, junger Herr! wir haben viel mit einander zu beſprechen, folgt mir nur nach, wir wollen unſere Sache ſchon ausmachen!“ „Ich kann Jedermann Rede ſtehen,“ rief Adalbert aus, „doch wiſſen muß ich, wer Ihr ſeyd, und was Euch drängt, mir nachzufolgen?“ „Ich komme von einer Perſon, die Euch werth hält,“ flüſterte Heinrich zutraulichen Weſens. Adalbert wechſelte die Farbe, „um Gott! Sprecht, lieber Jäger,“ bath er Heinrich, doch der ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſagte: „Noch kann ich nicht reden, es möcht' uns Jemand belauſchen, kommt nur mit mir!“ Somit führte er ihn über die Schwöchat, immer mit räthſelhaften Reden ihn ſpornend und auslockend, bis er von des überraſchten und argloſen Adalbert's Herzen das ganze Geheimniß entlocket. Die Beyden waren unter dem Reden bis auf die Waldhöhe gekommen, wo Ihr übernachtet habt. Hier ſtand Heinrich plötzlich ſtill. „Wißt, Fremdling!“ ſagte er mit funkelnden Blicken zu Adalbert, „daß es nun an der Zeit iſt, Euch reinen Wein einzuſchen-

ken. Ida iſt verſprochen, auf ehrliche Werbung, einem Mann, der ſie ſich, als ſie noch ein Kind war, zur Braut auserſehen, einen Mann, der ſie haben muß, und wenn die Welt darüber zu Grunde ginge, und der Mann bin ich." Adalbert maß den Waidmann, der, wie ſein düſteres Verhängniß, vor ihm ſtand, ſagt der Poet, mit muthigen Blicken: »Sie liebt mich, ſie iſt mein, ich laſſe nicht von ihr," rief er feſt. »Was Euer? Kinderwort, Puppenſpiel!" höhnte der Waidmann. »Ganz iſt Ida mein mit Herz und Seele," entgegnete Adalbert, »und tauſend Teufel ſollen ſie mir nicht entreißen!" Heinrich wurde blaß. »Elender!" donnerte er dem Jüngling zu, ſo haſt Du ſie verführt! Das ſollſt Du büßen!" und ſinnlos drückte er den Bolzen von der Armbruſt los, in Adalberts Herz traf der Schuß, er taumelte nieder, ſtammelte: „Rein! Sie iſt rein und ſchuldlos!" Da brach ſein Auge, er war hin — „für Dich wär' ich nun wohl geborgen, Milchbart, und deſto beſſer, wenn Ida rein und ſchuldlos," murmelte Heinrich vor ſich hin, und ſchickte ſich an, dem Entſeelten eine Gruft zu graben. Er durcharbeitete die felſige Erde mit ſeinem Hirſchfänger und ſang dazu, um ſich die Arbeit zu verkürzen, die langſam ging, unterdeſſen kamen einige Jäger, die den Knall der Armbruſt vernommen, voll Neugier herbey, denn dieſe Höhe blieb gewöhnlich einſam, Heinrichs wildes

Lieb hatte ſie auf die rechte Spur gelenkt. „Was haſt Du gemacht?“ rief Rudolph dem erſchrocknen Heinrich zu. „Heiliger Gott! wer iſt die Leiche?“ Heinrich faßte ſich ſchnell: „Ein Wildſchütz, ein Waldfrevler, kein Hahn kräht darnach!“ rief er mit muthigem Trotz. Es iſt ja der edle Gaſt vom Rauhenſteiner Schloß,“ rief Friedrich, der zweyte Jäger, d e n willſt Du uns für einen Wilddieb angeben? Das ſoll Dir übel bekommen, ruchloſer Mörder! Somit packte der rüſtige Friedrich den Böſewicht, Rudolph half, und ſie führten ihn trotz ſeines gewaltigen Sträubens auf den Rauhenſtein. Hier hat er denn im Verhör Alles ausgeſagt, was eben berichtet, er wurde in Ketten geſchmiedet, bis ſein Urtheil geſprochen. Noch in derſelben Stunde erfuhr die unglückliche Ida jedes Wort. Sie warf ſich troſtlos zu des Vaters Füßen, bekannte ihm Alles, und flehte um die einzige Huld, ein Kreuz an der Stelle aufrichten laſſen zu dürfen, wo der Jüngling gefallen, und ihr zerriſſenes Herz in einer Wallfahrt zu ſtillen. Der betrübte Oswald ſagte dem armen Kinde alles zu, was ſie nur wollte. Er mußte ſie mit Rudolph und Friedrich nach der faſt unzugangbaren Stelle führen, wo ſie des Jünglings Leichnam noch fanden, ſie erwieſen ihm die letzte Pflicht frommen Gebethes, bald kam ein Trauerzug von Rauhenſtein, den Leichnam zu hohlen, um ihn in geweihter Stelle zu

beſtatten. Ida aber errichtete mit Hülfe ihres Vaters und den zwey Jägern das hölzerne Kreuz, das ihr geſehn, junger Freund; dann nahm ſie Abſchied von ihrem Vater, und ging unbegleitet auf wohlbekannten Gebirgsweg zur Pilgerſchaft nach Maria-Zell. Dort hat man ſie viele Tage inbrünſtig unter heißen Thränen bethen ſehen, es hat auch Leute gegeben, die ausgeſagt, ſie ſey von dort umgekehrt und habe wieder den Waldweg auf der Richtung nach Heiligen-Kreuz zu eingeſchlagen. Doch ſie kehrte nicht wieder, und Niemand hat ſie wieder geſehn. Indeß iſt das Kreuz noch heut zu Tage mit friſchen Blumen geſchmückt, wie die Forſtleute berichten, die theils auf Berufswegen, theils aus Neugier die unwegſame Einöde, wo es ſteht, betreten."

»Wer der Jüngling geweſen, hat Niemand erfahren, denn die Rauhenſteiner ſagten es nicht, doch muß ſeine Abkunft edel und ſein Aufenthalt auf Schloß Rauhenſtein von wichtiger Bedeutung geweſen ſeyn. Oswald aber hat ſich in Gram verzehrt, und iſt bald nach dem entſetzlichen Begebniß geſtorben. Der wilde Heinrich wurde unter Martern hingerichtet. Rudolph aber und Friedrich wurden reichlich beſchenkt, ſo hat mein Großvater erzählt," junger Freund, und der alte Mann ſagte gern dabey den Schweſtern, ſie ſollten ſich vor heimlicher Liebe hüthen und fein bey ihres Gleichen bleiben. Wer kann's

aber wiſſen, ob mit der Geſchichte nicht ganz was anders gemeint iſt? Es wiſſen ſie wenig Leute, doch, wenn man einen alten Waidmann d'rum fragt, ſo ſagt der gewöhnlich ganz kurz: „Hier ſey ein fremder junger Menſch, dem ein Jäger aus Eiferſucht nachgeſtellt, als ein Wilddieb erſchoſſen worden, ſein Mörder aber habe müſſen landflüchtig werden. Dem ſey nun wie ihm wolle, es bleibt wahr, daß immer friſche Kränze an dem Kreuze prangen."

Bey dieſen Worten hatte Wilhelm mit dem Alten Markenſtein erreicht, der Bauer nahm Abſchied von ihm, Wilhelm dankte ihm herzlich für ſeine Mittheilung. „Die Jäger müſſen ein wildes Volk ſeyn," ſprach Wilhelm, „man hört allerley von ihnen." „Es iſt kein Spaß, ein Jäger zu ſeyn," entgegnete der Alte, „und erfordert einen tüchtigen Mann. Wenn ſo ein Waidmann mit Büchſe und Hirſchfänger einem Wildſchützen trifft, der eben Frevel geübt, und will ſich nicht die Beute, noch das Gewehr gutwillig nehmen laſſen und wehrt ſich ſeiner Haut, ſo muß der Jäger des Kaiſers Recht ſchützen, und da geht's auf Leben und Tod! Trifft er den Räuber, ſo ſcharrt er ihn ruhig ein, es gibt Stellen im Forſt, wo kein Menſch ihn wieder findet. — Oft auch geht's dem Jäger übel, ich kenne ihrer, die tüchtige Narben von ſolchen Kämpfen umhertragen; es ſind auch

ſchon in frühern Zeiten welche ermordet worden, doch ſelten, Herr! Wenn es ſich trifft, daß der Jäger allein und mit ſchon leerem Gewehr hinkommt, wo ihrer ſechs, acht Waldfrevler beyſammen und er tritt unter ſie und donnert ſie an, ſo kommt eine Angſt über die Schelmen, ſie werfen weg was ſie haben, die Hauer das Holz und bringen ihre Haut in Sicherheit; zehn ſolche Spitzbuben haben nicht ſo viel Herz im Leib, als ein einziger Menſch in ſeinem Beruf. Nun führ Euch Gott, junger Freund, ich muß heim!" So ging der Alte, und Wilhelm nahm ſeinen Weg nach der Meierey, wo er ſich erquicket, und ſodann über das Gebirg nach Gutenſtein eilte, wo er die Nacht zu raſten beſchloß. Je tiefer er in das Gebirg hinein kam, je gewaltſamer wurde ſein Inneres ergriffen von der eingeträumten Herrlichkeit jener wildſchönen, wunderreichen Natur, wie im Traume durchirrt, er das ſchöne Land, überall in Steyermark fand er die herzigſte Gaſtlichkeit; raſch gelangte er über die Felſenwege nach Trieſt, wo er Arbeit fand, von dort ſchiffte er hinüber nach Venedig, er kam glücklich nach Florenz, Rom und Neapel; er hatte ſich durch Fleiß ein kleines Capital erworben, und beſaß von Walters Goldſtücken noch Eines unberührt, das andere hatt' er noch von Deutſchland aus, ſeiner Mutter geſchickt; er hatte ihr dazu alles berichtet, was ihm begegnet, ſein

Brief war ganz überfüllt von dem Bilde des wunderlieblichen Kindes, dieß süße Bild umschwebte den Wanderer überall. Jeden Morgen nahm er das Silberstück und beäugelte es überall. Es war ihm, als blickt' ihn Minchens Seele aus dem reinen Spiegel an. Er hätte es nicht um eine Handvoll Gold weggegeben. In keiner Noth wolle er es verwechseln, sagt er sich zu und hielt Wort; auf wie harte Proben ihn auch das Schicksal stellte. Er wurde in den Pontinischen Sümpfen überfallen, und überwältigt von der Mehrzahl ausgeraubt. Sein Silberstück wußte er zu retten, es war das Einzige, was ihm blieb. Von nun an war Noth seine Begleiterinn Monden hindurch, bis er glücklich in eine kleine Gränzstadt gelangte, wo er Arbeit fand. Jeden Andrang des Hungers, jeder Pein des lechzenden Durstes im Sonnenbrand auf öder Heide hatt' er glücklich widerstanden, und sein Silberstück gerettet. Es stärkte ihn dessen Anblick wunderbar, es zauberte ihm den schönen Juniusmorgen, das wunderliebliche Helenenthal mit seinen reizenden Fluthen und die Erscheinung des himmlischen Minchens selbst die Zuversicht zurück, mit der er an jenem Morgen: „Befiehl du deine Wege," gesungen.

Liebe zu einem wackern Meister hielt Wilhelm manches Jahr in dem Gränzstädtchen zurück, wo er Rettung aus der bittersten Noth, Obdach und Brot gefunden.

Des Meisters Tochter war ein sanftes, liebes, hübsches Mädchen, Wilhelm merkte wohl, wie sehr sie ihm geneigt war, er fühlte, wie der Vater einem Antrag den Weg bahnen wollte; er sah des Mädchens häusliches Treiben und Walten in Liebe, Fleiß und Zucht, und erkannte, daß sie ein vollkommenes treffliches Geschöpf sey. Doch selbst in seinem bis dicht an den Entschluß gediehenen Nachdenken stand ein unnennbares Etwas im Wege, er mußte es sich zuletzt eingestehen, daß er Sophiens Liebenswürdigkeit mit der Vernunft, und nicht mit dem Herzen anerkenne. So blieb ihm das Wort auf der Lippe festgebannt, wenn er liebend zu ihr sprechen wollte, bald wandte er sich fest ab von ihr, bald meinte er wieder durch die zarteste Brudertreue sie schadlos halten zu müssen. Dieß brachte schroffe Ungleichheit in seinem Benehmen hervor, die das arme Herz nicht zu tragen vermochte. Bald, so bemerkte Wilhelm mit Entsetzen, daß Sophie ihn härme und verzehre, und nun war seines Bleibens hier nicht mehr. Er vollendete rasch seine letzt begonnene Arbeit und nahm standhaft nicht ohne heiße Wehmuth Abschied. Ihm war zu Muth, als ging er aus dem Vaterhause, als sollte das Herz ihm brechen, er blickte nicht mehr mit der frühen Jünglings-Zuversicht in die weite Welt hinaus, sie schien ihm verödet, wiederum sollt' er der wohlthuenden Fürsorge, der schö-

nen Genüsse wohlgeordneter Häuslichkeit entbehren, und unter fremden Menschen auf unbekannten Wegen seyn. Der Athem der Liebe hatt' ihn bisher so mild umfangen, gleich wohl war es ihm bey dem Gedanken, er müsse Sophiens Zweifel tilgen, sie glücklich machen, als jagten ihn feindliche Gewalten davon.

Wilhelmens Scheidestunde war eine Stunde der Trauer für das ganze Haus, alle liebten ihn, Alles war gediehen unter seiner fleißigen Hand, er hatte sich wiederum eine Summe bey Seite gethan, womit er rüstig weiter wollte, doch traf ihn noch in N** ein Brief vom Hause, die klagende Stimme darin, wie leise sie durch die liebenden Töne des mütterlichen Herzens hindurch seufzte, traf ihn mahnend, er schickte was er irgend entbehren konnte. Sein Beutel war nun wieder so leicht, wie sein Herz, welches das Gefühl erfüllter Pflicht wie mit Engelschwingen trug. Nach mancherley Umwegen führte Wilhelm endlich sein gutes Geschick nach der Residenz D**, wo er, wie er oft erzählte, mit einem Gulden in der Tasche ankam. Hier fand er bey einem tüchtigen Meister freundliche Aufnahme; durch die sinnreichsten Erfindungen und die gediegenste Tüchtigkeit machte sich der Fleißige bald der Handlung schätzbar, ja unentbehrlich.

Eines Tages, da Wilhelm im Gewölbe einigen Reisenden die Waaren zeigte, die in den blendenden Glas-

ſchriben prangten, äußerte ein junger Mann, der eben eingetreten war: „Solch ein Kunſtwerk, wie dieß, haben Sie dennoch nicht hier,“ und er wies auf den Stock, den er trug. Wilhelm blickte hin, es war ſein Stock, der nähmliche, den er an jenem unvergeßlichen Morgen im Helenenthal dem edlen Hollſteiner verkaufte. Er beſtürmte den Fremden, ihm zu ſagen, wie dieſer Stock in ſeinem Beſitz gekommen, jener wußte ihm keine Auskunft zu geben, als daß er ihn im Hollſteiniſchen auf einer Reiſe in einer Auction ziemlich theuer erſtanden. Wilhelm erſtarrte. So mußte Herr Walter todt ſeyn, und ſein Nachlaß war veräußert worden, ſo war er in Armuth geſtorben. Wehmuth über den Wechſel des Glückes bemeiſterte ſich ſeiner, er wußte ſich vor Angſt und Unruhe nicht zu faſſen, er mußte Auskunft haben, und beſchloß eine Reiſe nach Walters Wohnſtadt, um Nachricht von dem Schickſale der Hinterlaſſenen des ſüßen Engelkindes Minchen einzuziehen. Sein Meiſter mußte ihm Urlaub geben. Er beſchleunigte ſeine Reiſe mit der nahmenloſeſten Ungeduld. Vier Jahre waren verfloſſen ſeit er Walter in der Krainerhütte begegnet, ein neues Leben hatte ſeit dieſem Augenblicke für ihn begonnen, der Beyfall, den der würdige Mann ſeiner Arbeit geſchenkt, hatte ihn wunderbar gehoben, und ſeine reiche Belohnung hatte ihn mit Zuverſicht für die Zukunft geſtärkt. Jetzt war ſein

Blick geläuterter und ſicherer, ſein Schritt feſter, ſeine Zukunft deutlicher. Er dachte ſich klarer, was ihm die ganze Zeit über im Stillen die Seele tief bewegt und erfüllt — Minchen — die er nun als aufblühende Jungfrau wieder ſehen ſollte. Er zürnte mit ſich über ſeine Neigung, doch er wußte ſie nicht zu bezwingen. Sie hatte organiſch in ihm fortgelebt, und war zum Weſen ſeines Ichs geworden. Zuletzt meint er, es könne ihm ja kein Unrecht geſchehen, daß ſie ihm ſo über Alles theuer wäre, und er könne ſie ja meiden und könne ſchweigen, aber wiſſen müſſe er, wie es dem holden Kinde ergangen.

Mit heftigem Herzklopfen ſah Wilhelm die Thürme der ſchönen Vaterſtadt Münchens im Morgenlichte ihm entgegen leuchten, die Stadt lag angenehm umgeben von Waldung, Gewäſſer und Wieſen, wie ein Juwel in grüner Faſſung da. Hohe Reinlichkeit und ſeltner Wohlſtand ſprachen aus den Gebäuden und Anlagen, nichts war da, was das Auge beleidigte, kein Dürftiger ſchlich hohlen Auges auf den Gaſſen umher.

Wilhelms erſte Frage im Gaſthofe war nach der Familie Walter, ihm wurde das Schmerzlichſte kund. Betrug und Untreue haben den Redlichen zu Grunde gerichtet, und in die Gruft geſtürzt, ſeine Gattinn war nach D** zu einer Verwandten gezogen, ſie hatte mit den Kindern im tiefſten Elend geſchmachtet, während ihr

Gatte in einer entfernten Stadt im Gefängniß geſtorben, wohin ſie ihm nicht nachfolgen dürfen; denn er wurde eines Staatsverbrechens beſchuldigt, und erlebte ſeine Rechtfertigung nicht.

Wilhelms Schmerz, ſein Erſtaunen war unbeſchreiblich, ſo war er der Auskunft, die er ſuchte, aus dem Wege gewichen, denn in D** war Minchens Mutter und wahrſcheinlich auch ſie ſelbſt! Der Umſturz ihres Glückes hatte die Kluft zugeſchüttet, die zwiſchen ihm und ihr lag, und er gab ſich ohne Rückhalt der brennenden Sehnſucht hin, die längſt unbewußt ſeine ganze Seele durchlodert, und den die Zeit nur friſche Nahrung gegeben. Er zog das treu aufgehobene Silberſtück, Minchens fromme Gabe hervor, küßte es, und rief: „Befiehl du deine Wege!“ Und ſo eilte er mit der größten Haſt nach D** zurück. Er konnte nicht ſo raſch dort anlangen, daß ihm nicht der Tod zuvorgeeilt, er fand nur noch die Gruft von Minchens Mutter, ſie ſelbſt war nicht in D**. Er wagte nicht auffallende Anfragen nach ihr zu machen, noch weniger dachte er daran, ihr nachzureiſen, falls er erführe, wo ſie ſey. Ein leiſe Stimme flüſtert ihm zu, Minchen könne nicht ewig fern von der Grabesſtätte ihrer Mutter bleiben, er wollte alſo dieß Grab nicht aus den Augen verlieren, auf den Tod pflanzte er die Hoffnungen ſeines jungen Lebens und ſchüchternen Liebens. Er hielt

um Vergunſt an, das beſcheidene Grab mit einem Gitter zu umziehen, und mit Blumen umpflanzen zu dürfen. Es wurde ihm gewährt. Manche ſchöne Frühſtunde der Sommerſonntage, und der hohen Feſttage bracht' er in Andacht an dem vergeſſenen Hügel einer Frau zu, die eine Wohlthäterinn der leidenden Menſchheit geweſen. Dort nährte er Hoffen und Sehnen in Andacht und ſüßen Träumen.

Viele Monden vergingen, ohne daß Wilhelm nur das Geringſte von Minchen oder ihren Brüdern erfuhr. Seine Lage verbeſſerte ſich mit jedem Tage. Überreich an Erfindungskraft, thätig bis in die ſpäte Nacht um ſeinen inneren Schmerz zu beſchwichtigen, und ſeltſam vom Glücke begünſtigt, konnte er bald ſeine eigne Handlung errichten, und ſah ſie mit Hülfe wackerer Lehrlinge und Geſellen raſch gedeihen. Bald, ſo kaufte er das Haus, in welchem ſein Waarenlager war, es verzinste ſich trefflich und das Gedeihen ſeiner Unternehmungen ſetzte ihn im Stand, zur Ausführung ſeines Planes zu ſchreiten, deſſen erſten Gedanken er gleich bey ſeiner Ankunft in D** gefaßt.

Hart am Fluſſe lagen die düſtern Katakomben und hohen öden Wälle, welche die Vorſage der Altvordern ſonſt meiſt ſo ſinnreich und wohlthätig, dießmahl ſo unzweckmäßig um die Stadt aufgehäuft, ein wirkliches Übel

herbeyziehend, indem dieſe Feſtungswerke die Stadt verdüſterten, und den freyen Durchzug geſunder Luft hemmten, um einem möglichen — Andrang des Feindes, aus dem Wege zu gehn. Der Landesvater hätt' ſie gern niederreißen laſſen, wenn nicht andre, dringendere Ausgaben ſeine Fürſorge in Anſpruch genommen. Hier, wo die Elbe ſich im mahleriſchen Schwung durch die majeſtätiſche Würde herab, nach dem ſanfthüglichten Gebirgsland hinzog, lieblich eingefaßt von Weinhügeln, Waldung, Dörfern und Wieſen, hier, wo die reichſte und mannigfaltigſte Ausſicht ſich den entzückten Blicken darboth, war es Wilhelms Plan, ſchöne Gebäude aufzuführen, welche die Gegend weit hin überſchauten und ſchmückten. Hier den Fluß mit einem feſten Steinwall einfaſſen, den Schiffern einen ſichern Hafen biethen, dem Handelsmann bequeme und tüchtige Plätze zu Niederlagen, den Kaufleuten einen heitern und geſchmackvollen Vereinigungsort, dem Liebhaber ſchöner Natur, dem fleißigen Beamten, der an die Stadt gefeſſelt, geſunden und anmuthigen Wohnſitz zu biethen, war Wilhelms Plan. Je nachdem der Plan in ihm reifte, bemühte er ſich, ihn zu Papier zu bringen, er wagte es endlich, ihn dem Monarchen vorzulegen, der weiſe und liebevoll, ein Muſter der Herrſcher, alles Gute mit Kraft beförderte, und eben damahls ſeit einem halben Jahrhunderte bey wach-

fender Liebe ſeines Landes, ſein edles, triebſames und treues Volk beherrſchte. Der edle Landesvater eilte, Wilhelms Plan zu berückſichtigen, ſchenkte ihm die Stelle, und gab ihm volle Freyheit, ſie nach ſeinen weit umfaſſenden Planen zu benutzen.

Wilhelm gab ſich dieſer neuen Thätigkeit ſo unbegränzt hin, daß ſelbſt das Bild ſeiner geheimen Liebe darüber in Schatten trat. Tauſend Hände wurden beflügelt, die thurmhohen Wälle ſanken ein, der Weg wurde geebnet, der Damm tief in die Fluth hinein, mit groſſen Quaderſteinen aufgemauert; und noch eh zwey Jahre vergangen, erhoben ſich im Ufer drey Gebäude, Palläſten ähnlich, zierlich und würdevoll, und ganz ihren Zwecken entſprechend. Bald, ſo ſtand auch vor den drey Gebäuden eingefaßt, und von der Elbe umzogen, ein blühender Garten da, und rings umher zogen ſich die freundlichſten Anlagen, gebahnte Wege, mit Bäumen bepflanzt über den zugeſchütteten Canal, führten nun ſchnell nach der ehemahls durch Umwege entlegnen Vorſtadt, alles Unfreundliche und Störende war beſeitigt, alles war geebnet, licht, anmuthig und blühend, und Wilhelm hatte die Freude zu ſehn, daß ſein kräftiges und raſches Wirken die edle und menſchenfreundliche Vereinigung, welche ſich ſchon früher in D** unter dem Nahmen Verſchönerungs-Comitten gebildet, befeuerte nun Ihrerſeits

auch an andern Seiten der Stadt die Hand anzulegen. Dumpfe Thore, welche den Straßen Luft und Licht genommen, ſanken nieder, die Gräben wurden gefüllt, und mit Gärten bepflanzt, ſchöne Luſthäuſer und ländliche Wohnungen entſtanden rings um, die Häuſer der Altſtadt von Wuſt und übeln Umgebungen befreyt, prangten nun freundlich mitten im Freyen, und zwiſchen dem ehemahligen Stadtgraben und den Häuſern der Vorſtädte zogen ſich breite und zierliche Laubgänge, von Gärten eingefaßt. „So ſieht doch," ſagte Wilhelm heiter, „der gute Landesvater bey den Abendſtrahlen ſeines gottgeliebten Lebens noch einen neuen Garten dicht um ſich blühn!"

Wie nun Wilhelm das Nöthigſte zur letzten Vollendung ſeines Werkes beſorgt, trieb ihn ſein Herz, Mutter und Schweſter und ſeinen trefflichen Schwager und die lieben Kleinen einzuführen in die anmuthige Wohnſtätte, das Zauberwerk ſeiner eigenen Thatkraft, denn, er liebte, ſich daran zu erinnern, und es kund zu thun; mit einem Gulden war er nach D** gekommen. Auf ſeinen Gebäuden haftete keine Schuld, und ſein Bewußtſeyn war ſo rein, als freudig. Wie oft fiel ihm das Lied ein, das in jener Neujahrsnacht der Thürmer geblaſen, als er von ſeiner Mutter ſchied! Befiehl du deine Wege! In einem armen Hüttchen hat er die Mutter verlaſſen,

in einem Pallaſt, denn dieſem glich jedes der neuen Gebäude, wollt' er ſie einführen. Er eilte nach dem Wohnſitz Dorotheens, und mahlte ſich unterwegs die Freuden des Wiederfindens mit den heiterſten Farben aus. Jetzt kam er an, doch Trauer kam ihm entgegen, der Allgütige hatte die fromme Hedwig ſchon ins die Wohnung der ewigen Freuden heimgenommen, was der gute Sohn für ſie erſtrebt, und eingerichtet, das war ihr nicht mehr nöthig, er hatte noch den ſüß herben Troſt, die Selige im Sarge zu ſehen, und ihr mildes Lächeln, ihre ſchönen Züge, die den Tod mit neuer Jugend verklärt. Wilhelm beweinte ſie heiß und ſchwer. Das heitre Zimmer, das ſie bewohnen ſollte, öſtlich und ſüdlich getragen, und Strom und Stadt überſchauend, ſo, wie die herrlichen Gebirge und die prachtvolle Brücke, und alles, was ihr dort lieb und bequem und heiter zur Umgebung dienen ſollte, das hatte ſie nun mit dem ſchmalen Sarg vertauſcht; und die arbeitſame Hand, die ſich für ihn ſo oft abgemüdet, ſie brach nun keine erquickende Frucht mehr vom Lebens-Traum.

Wilhelm veranſtaltete der geprüften Dulderinn ein ſchönes Begräbniß, dann zog er mit ſeiner trauernden Schweſter und deren guten Gatten, und mit den unbefangenen Kindern, die noch den Schmerz der Ältern nicht verſtanden, noch theilten, nach den ſchönen Wohnſitz,

den er erbaut; kaum in D** angelangt, ſo zog ihn der Schmerz um die verlorne Mutter nach dem Grabe von Minchens Mutter hin. Schmerz begehrt nur Schmerz zur Nahrung und verſchmäht jede andre Koſt.

Es war am frühen Morgen, auf den Roſen blitzte der Thau, fern her ſchon ſchimmerten Wilhelm die Blumenſtauden und Bäume hoch entgegen, mit denen er die Gruft umpflanzt. Ihr Gedeihen war ihm überraſchend und ihre Höhe ein Vorwurf. Klein hatte er ſie geſetzt, wie lange hatt' er dieſe Stelle nicht beſucht, da die Pflanzen indeß Zeit gefunden, ſo hoch zu treiben! Er eilte, von unerklärbarer Unruhe zur Haſt getrieben, dem Hügel zu. Da fand er den Todtengräber im Geſpräch mit einem ſchlanken jungen Mädchen, die im weißen Morgenkleide und großen Florentiner-Hut mit grünem Schleyer vor dem Todtengräber ſtand, und unter den Schleyer die Augen trocknete. „Sehn Sie," rief der Todtengräber bey Wilhelms Annäherung, „das iſt der Herr von dem ich ſprach," und die Fremde trat vor, ſchlug den Schleyer auf, und unter ſtrömenden Thränen rief ſie: „Was haben wir Ihnen zur Liebe gethan, daß Sie das Angedenken meiner guten Mutter ſo ehren?"

„Minchen!" rief Wilhelm überwältigt, ſich ganz vergeſſend, bebend, und ſtürzte vor ihr nieder. Sie blickte forſchend auf ihn hin, eine Erinnerung durchzuckte

ſie blitzesſchnell" — »Wär's möglich?" rief ſie aus! „ſo geht denn nichts verloren? So wird auch das Kleinſte vergolten?" „Nichts geht verloren, was Treue aufhebt," ſprach Wilhelm, zog das Silberſtück aus ſeinem Buſen, und reichte es Minchen dar, und ſetzte hinzu: „und über Alles treu iſt Gott!"

Tiefer noch als zuvor gerührt, blickte Minchen auf zu Wilhelm, es war noch der fromme Kindesblick, noch die Morgenblüthe der weißen Unſchuld, noch die herzige Lieblichkeit jener unvergeſſenen Morgenſtunde im Helenenthal. Ihre Thränen perlten heller und reiner als der Thau über den Blumenſchmelz ihres wunderlieblichen Angeſichtes hin. „Ich habe Vieles gelitten," ſprach ſie: „doch dieſe Stunde macht wieder Vieles gut." Hatten Sie mein nicht vergeſſen, Minchen? — „Nein," ſprach ſie zuſichernd, „wie hätte ich das gekonnt?"

„Kommen Sie Theure! Laſſen Sie mich Sie zu einem Platz führen, deſſen Gedeihen ich dem Muth, den Ihr Vater in meine Seele gehaucht, und Ihrem Bilde danke, das mich treu umſchwebt!" Mit ſchweſterlicher Unbefangenheit nahm Minchen, ohne viel über dieſe Worte nachzudenken, Wilhelms dargebothenen Arm. Sie mußte ihm von ihrem Schickſale erzählen. Sie war als Geſellſchafterinn mit einer überreichen ſtolzen Familie nach dem Auslande gegangen, der Frau vom Hauſe war ihr ganzes

Weſen unverſtändlich geblieben, und ſie hatte viel erdulden müſſen. Endlich hatte ſie ſich frey zu machen gewußt, und eilte nach D**, um dort an der Mutter Grabe zu weinen, und bey ihrer Verwandtinn von ihrer Hände Arbeit zu leben. Ihr Bruder hatte Dienſt in fremdem Lande genommen.

Wilhelm hörte Minchens Bericht mit einem Herzen an, das von Freude und Hoffnung bebte. Jetzt waren ſie an der Brücke, Minchen blickte auf, und ſah die drey prachtvollen Gebäude am Ufer, die ſie Abends zuvor, und von einer andern Seite der Stadt angelangt, nicht hatte wahrnehmen können. „Wie ſchön und herrlich!" rief ſie aus, „wie hat ſich D** in den wenigen Jahren verändert, alles lacht und blüht um und um. Wer hat die ſchönen Häuſer nur erbaut?" „Ich," ſagte Wilhelm mit bebender Stimme, „und Alles, was Sie rechts jenſeits der Brücke ſehn, wo die großen Gebäude anfangen, iſt mein — iſt Ihre, wenn Sie es würdigen, anzunehmen. Sehn Sie, welche Zinſen Ihre Wohlthat getragen, welch ein Paradies dem Angedenken an Sie aufgeblüht. Iſt Ihr Herz noch frey, und darf ich hoffen, geliebtes Minchen, ſo ſprechen Sie bald mein Glück aus! Dieß Herz hat, ſeit ich Sie geſehen, nur Ihrem Angedenken geglüht! Was ich bin und vermag, verdank ich nur Ihrem Engelbilde, das mich immer beſeelt und geleitet."

Im Schatten der blühenden Akazien am Ufer, die Wilhelm gepflanzt, sank Minchen an des Glücklichen Herz, und gelobte ihm Treue bis in den Tod, der Segen der verklärten Mutter ruht auf dem schönen Bunde, beyde sind unaussprechlich glücklich.

Es war in der Krainerhütte, an einem schönen Morgen, als mir ein Freund aus Norddeutschland von Minchen und Wilhelm erzählte. Er meinte, sie würden gewiß einmahl nach dem reitzenden Helenenthal kommen, um hier die Erinnerung ihres ersten Findens zu feyern.

Ich bath meinen Sohn, das Kreuz im Walde zu suchen, und er hat es auch gefunden, es war wieder mit frischen Blumen geschmücket, und Niemand wußte Auskunft zu geben, wer seit so vielen Jahren diese fromme Pflicht erfülle, den weiten unwegsamen Weg nicht scheuend, der nur mit der größten Anstrengung zurückgelegt werden kann, auch über die Sage ist es mir nicht möglich gewesen, etwas zu erfahren. Bloß ein Waidmann hat uns gesagt: Hier sey unschuldiger Weise aus Eifersucht ein Jüngling von gutem Herkommen, unter dem Vorwand, daß man ihn für einen Wilddieb hielt, heimtückisch und meuchlerisch erschossen worden, und sein Mörder sey landflüchtig worden; da nun dieß der Sage, die der alte Bauer von einem Poeten ursprünglich haben will, nicht widerspricht, so lassen wir es dahin gestellt seyn, bis

ſich beſſere Auskunft, oder eine anmuthigere Erfindung ergibt. Wenn Wilhelm hierher kommen ſollte, ſo ſucht er gewiß jene Stelle wieder auf, und ſieht ſie mit wehmüthigem Erſtaunen wieder mit Blumen geſchmücket. Dort, wo der Schmerz wohnt, hat ſich nichts verändert, Vieles aber im Helenenthal, das zu einem unermeßlichen Garten geworden. Auch in der Krainerhütte iſt nun manches anders, die junge Frau iſt alt, und Nanny nun eine junge Frau, und Wohlſtand blüht in der Hütte, und noch immer nennen die Bewohner mit Segen und Liebe die Nahmen ihrer edlen Wohlthäterinnen, doch ſetzen ſie hinzu, die gute Baroninn iſt ſchon dahin! Ja wohl iſt ſie dahin, die Unvergeßliche; deren zu frühe Gruft tauſend und tauſend Segenswünſche umſchweben, deren Herz, Seele und Leben gut, ſchön, rein und beglückend war, doch das Gute blüht, das ſie geſtiftet, und auf ihrem Hauſe ruht ihr Geiſt und ihr Segen.

Das Schachſpiel.

Der junge Sachſenheld Heinrich von Loeben, früh verwaiſet und dürſtend nach dem Ruhme hoher Thaten, war mit dem Kreuzesbanner gezogen in das heilige Land, um Chriſti Grab von der Schmach der Heiden zu befreyen. In einem Gefecht bey Paläſtina blieb er ſchwer verwundet unter den Todten liegen, und ein Trupp perſiſcher Krieger zog den Gebliebenen die goldbedeckten Rüſtungen aus und nahm ihre Koſtbarkeiten.

Es begab ſich aber, daß die Königstochter aus Perſien, dem türkiſchen Sultan zur Gemahlinn beſtimmt, mit reichem Gefolge auf ihrem Elephanten desſelben Weges daherzog und daß ihr edles Thier beym Anblick der Todten ſtill ſtand, und nicht weiter zu bringen war. Der eine Kriegsmann, der eben dem jungen Heinrich ein kleines Gemählde, in Diamanten gefaßt, vom Halſe abgelöſ't, und von ſeinem köſtlichen Fund ganz erfreut war, hob es jauchzend in die Höhe, ſo daß es im Abendſonnenſtrahl einen gar herrlichen Schein von ſich gab. Die Königstochter wollte das zierliche fremde Kleinod näher ſehen, und gab Befehl, daß es ihr gereicht würde,

welches der Perſer, in Hoffnung eines Geſchenks, freudig that. Da ſah denn die Prinzeſſinn ein wundervolles Frauenbild in einer goldnen Glorie, um ſie her blühten Lilien und Purpurnäglein in Fülle, ein Springbrunn ſpielte luſtig daneben im Grün, doch auf der Frauen Schooß ruhte ein ſüßer Knabe im Strahlenſchein, der, ein Kreuz in Händen, es ganz ernſt und gedankenvoll beſchaute, indeß aus den Wolken viel holde Köpfchen mit Regenbogen-Flügelein ſchauten, und einen vollen Kranz um Mutter und Kind ſchloſſen. Die Prinzeſſinn konnte ſich nicht ſatt ſehen an der köſtlichen kleinen Tafel, es war eine Anmuth und ein Leben darin, davon ſie nie gewußt, denn Frau und Kind, und die Flügelköpfchen hatten alle einen ſüßen Blumenglanz, und doch hätte die Prinzeſſinn weinen mögen, wenn ſie in die wehmüthigen Blicke ſchaute. Alles war ganz wunderlieblich klein auf dem Pergament, doch ſtand es lebendig da.

Wie nun die Prinzeſſinn den Kriegsmann fragen ließ, ob er das ſeltſame Kleinod ihr überlaſſen wollte, da ſagt' er: „es lege zu Ihrer Hoheit Füßen," und da ſie ihm einen köſtlichen Leibrock, zwey Armſpangen vom feinſten Golde und eine große Summe Geldes zum Dank ſandte, war der Kriegsmann ſo froh über ſein Glück, daß er ſich eines zarten Erbarmens gegen die bleich gold-

gelockte Leiche nicht erwehren konnte, der er den Schmuck geraubt. Es war ihm nähmlich, als hätte er eine leise Regung des Herzens empfunden, indem er dem erblichenen Sachſenhelden die Tafel von der Bruſt gelöſ't. Sofort zog er ſeinen wollenen Mantel aus ſeinem Gepäck, ſchlang den Leichnam hinein, legt ihn in einen Palankin des Gefolges der Prinzeſſinn und zog damit fürbaß nach Jeruſalem, wo das Beylager der Prinzeſſinn gefeyert werden ſollte.

Da begab es ſich, daß eine Bothſchaft von Jeruſalem der Prinzeſſinn entgegen kam, ihr anzuſagen, der Sultan ſey ſchwer erkrankt, und die Stadt ein unſicherer Aufenthalt, da die Heere der Kreuzesritter ſie bedrohten. Somit kehrte die Prinzeſſinn um und beſchloß eilig nach Perſien zurück zu ziehen. Der Kriegsmann aber benutzte die kurze Raſt unter Palmenbäumen, welche die Prinzeſſinn zur Nachtruhe hielt, um nach ſeinem Chriſten zu ſehen, denn er meinte, das gebe einmahl einen feinen Diener an des Schachs Hofe, der die goldlockigten, ſchlanken Jünglinge gern ſah, auch wollte er dem Sachſen dankbar ſeyn. Er hob ihn aus dem Palankin, legt ihn auf den grünen Raſen, an den Rand eines blumenduftenden Quells, zündete ein Feuer an, und wuſch des Chriſten Wunden mit warmen Wein, verband ſie dann mit heilendem Saft von Kräutern, den er bey ſich trug,

dann hieb er mit ſeinem Säbel viel von dem hohen Graſe ab, ſo, daß er eine weiche Garbe daraus binden konnte, legte das bleiche Haupt des Jünglings ſanft darauf, und flößte ihm heißen Wein in den Mund; er ſpürte wohl Athem und Leben, und wiederkehrende Wärme, und freute ſich deſſen, denn der Mond ſchien voll, und der Frieden eines ſanften, chriſtlichen Herzens ſprach aus den bleichen Zügen und verklärte die reine Stirn, doch hatte der Jüngling noch ſein Bewußtſeyn nicht wieder.

Der Perſer genoß ganz erſchöpft einiger Ruhe, da traf es ſich, daß die Königstochter mit Suleyma, ihrer liebſten Jungfrau vom Palankin ſtieg, um ſich in der Mondnacht an des Quelles Rand zu ergehn. Sie hatte das Bildchen am Halſe hängen, und beſchaute es luſtwandelnd, ſich der Schönheit desſelben erfreuend. Da ſah ſie den Sachſenritter unbeweglich und lilienbleich in den Blumen liegen, ſo mild und ſüß in dem Goldſchein der zarten Locken, daß die Königstochter vermeinte, es ſey eines der Engelein aus der Tafel, das ſo bleich und ſtill da ſchlummre. Sie konnte nicht aufhören den Jüngling zu betrachten: der Morgenſtern ging auf und der Mond ſank hinter die Felſen, ohne daß die Königstochter von ihrer Stelle gewichen wäre. Die Dämmerung ergraute, und des Morgens Purpurlichter glühten und ſpielten auf des Jünglings Wangen und Lippen. Da ſchlug

er die blauen Augen auf, und ſahe ſogleich an der ſchönen Prinzeſſinn Hals ſeine Tafel hängen, er konnte nur hinzeigen, da ſank er wieder in Ohnmacht. Der Perſer ſprang auf und kam ihm zu Hülfe, und als von ihm die Prinzeſſinn erfuhr, daß dieß liebliche Bild ein Chriſtenritter ſey, den er unter den Todten gefunden, lobte ſie des Perſers Milde, und reichte ihm einen köſtlichen Ring, indem ſie ihm anempfahl: „des Kranken zu pflegen, und ihn alsdann dem Gärtner zur Gartenarbeit auf des Schloſſes Terraſſen zu bringen.“

Wie nun die Prinzeſſinn wieder in Perſien war, kam die Nachricht, daß der Sultan geneſen ſey, doch erbittert über ihren Rückzug den Heirathsvertrag gebrochen habe. Sie erfreute ſich, daß ſie nicht vermählt werden ſollte, und ſpielte in tauſend ſanften Träumen mit ihrem Bilde, ſo, daß ihr oft Nachts ſchien, als ſenke ſich aus Wolken die milde Frau mit dem Kinde und küßte ihre Stirn. Dann ſah ſie wieder das Kreuz im Morgenglanze und dann wieder den bleichen Ritter, und all dieſe Gedanken wichen nicht von ihr.

Indeß genas bald in der warmen Luft und bey guter Pflege der junge Sachſenheld, der immer in ſeinen Fieberträumen ausrief: „er bekomme ſein Gnadenbild wieder, denn er hab' es am Buſen ſeiner Braut erblickt.“ Weil er nun deutſch ſprach, verſtand ihn Niemand, doch

lernte der junge Ritter bald Perſiſch ſprechen, weil das freundliche Weib des Perſers ſich große Mühe gab, ihrem Pflegling verſtändlich zu werden.

Da er geneſen war, beſtimmte ihn ſein Beſchützer als Gefangener zur Arbeit auf den ſchimmernden Blumenterraſſen des Pallaſts. Mit Standhaftigkeit trug er ſein Mißgeſchick, und erquickte ſich tauſendfach an dem Anblick des unermeßlichen Meeresſpiegels, der ſmaragdgrünen Berge, der Palmenwälder, und ihn ergötzte das blühende Leben der hohen Wunderblumen des Orients, ihm zur Pflege befohlen. Wenn er ſie ſo ſahe, die Blumen, wie ſie immer den Kelch dem Licht zuwandten, bis ſie, wie von Sehnſucht durchglüht, ſich entblätterten, da meint' er, die Blumen wären gefangene ſchöne Vögelein, die ſich gern zum Licht ſchwingen möchten, und nur vor Sehnſucht nach der Freyheit welkten. Wenn nun Ritter Heinrich ſeine liebe Arbeit vollbracht, nahm er eine Zither, welche ſeine Wirthinn ihm geſchenkt, und ſang ein ſüßes deutſches Lied.

Von ihren vergitterten Fenſtern vernahm die Königstochter das Lied der neuen Nachtigall, die ihre Roſen liebkoste, und lauſchte Nacht und Tag, bis ihr Herz vom Netz der Töne umfangen, nicht mehr ihr eigen war, Denn golden wehten im Nachtwind beym tiefen Glanz des Mondes des Ritters volle Locken, und ein zartes

Purpurlicht färbte die Wangen, indeß der blaue Himmel aus den ſüßen feuchten Augen ſchöner wiederſtrahlte, und die Töne von den Rubinenlippen mit den Düften der Sommernacht wogten.

Eines Morgens ließ die Königstochter ihr Frühſtück unter den Blumenſtauden bereiten, und ſetzte ſich auf den Teppich mit Suleyma, der Jungfrau. Auf Kiſſen ſaßen in einiger Entfernung, die künſtleriſchen Jungfrauen, deren anmuthiges Geſchäft es war, die Prinzeſſinn durch Geſang und Tanz zu erheitern. Doch die Prinzeſſinn liebte ſonſt keine Töne, als die des gefangenen Chriſten, und befahl, er ſollte ihr vorgeführt werden und ſie mit Liedern ergötzen, wobey ſie, nebſt ihren Jungfrauen, nach morgenländiſcher Sitte, ihren Schleyer ſenkte. Das liebe Bild, das nicht von ihrem Herzen kam, glänzte unenthüllt; und wie nun der Ritter, nachdem er mit geſenkten Blicken ein traurig Lied geſpielt, die Augen hob, da ſah er auf den Lilien des ſchönſten Buſens die Strahlen ſeines lieben Bildes, und ſank inbrünſtig weinend auf die Knie, als wäre er ſchon gerettet und heim.

Wie nun die Prinzeſſinn erfuhr, daß dieß Gemählde dem Gefangenen gehöre, löſte ſie's mit zarten Fingern, und ließ es ihm überreichen, weil es ihr nicht zieme, fremdes Eigenthum zu beſitzen. Der Ritter aber, der ſie

bey Mondenglanz ohne den Schleyer geſehen und ſie nicht vergeſſen, ließ es ihr wieder überreichen und ſie anflehen, es als ihr Eigenthum fernerhin betrachten zu wollen, doch hatte er dem Bilde zuvor noch einen herzlich ſüßen Abſchiedskuß gegeben. Die Königstochter ſah dieß Alles ſehr wohl, und wie ſie merkte, daß der holde Jüngling nicht minder verſtändig und zart, als ſchön und lieblich ſey, bath ſie ihn, noch ferner zu ſpielen, damit ſie ihn nur noch länger ſehen könnte, und indem ſie den ſchönen Hals wieder mit dem Kleinod ſchmückte, ließ ſie ein Schachſpiel bringen, um ihre Verwirrung zu verbergen.

Sie wählte die Puppen von weißen Diamanten, welche ein Wunder von Reichthum und zierlicher Kunſt waren, ihre Jungfrau aber bekam die von ſchwarzen Korallen, nicht minder künſtlich und ſinnreich, als jene. Unbekannt war Heinrich von Loeben das herrliche Spiel, und es nahm ſeine ganze Aufmerkſamkeit hin. Er ſchaute, wie die blitzenden Roſſe der Prinzeſſinn die ſchwarze Königinn einengten und ſchlugen, wie die ſchweren Thürme drohend anrückten gegen die feindliche Macht, und dann die Gewalt der Gewandtheit wieder weichen mußte. Er vertiefte ſich dergeſtalt in des Spieles Sinn, daß er des Singens vergaß, und die Prinzeſſinn, nun nicht minder hingenommen, ihren Sieg verfolgte, bis die Jung-

frau, deren König keine Rettung mehr vor ſich ſah, ihn für matt erklärte und ausrief: „immer ſiegen die weißen Puppen!“

„Deute mir einmahl den Sinn dieſes Spiels, Chriſtenritter!“ ſagte die Prinzeſſinn, und mit feiner Sitte ließ ſich der Jüngling auf ein Knie nieder. „Schöne Königstochter,“ ſagte er, „ich glaube dieſen Sinn wohl zu faſſen. Der König, der nur einen Schritt zu thun vermag und verloren iſt, wenn ihn die Andern nicht ſchützen, iſt der Menſch, entblößt von den Kräften ſeines Geiſtes und Herzens, die Königinn, ſeine Gefährtinn, thronend zu ſeiner Rechten, iſt Sophia, die Weisheit, ihr iſt jede Bahn offen und keine Gränze ihr geſetzt. Die ſchweren Thürme ſind Kraft und Gewalt, die Poſſe Scharfſinn und Gewandtheit, die Läufer ſchnelle Thatkraft, alle Gehülfen und Kräfte der Weisheit, und wenig vermögend, wo ihr höheres Walten fehlt. Die Bauern ſind die untergeordneten Mittel zu jedem Zweck, die man nach Gutdünken aufopfert oder zu erhalten ſtrebt. Ein einziger Zug verdirbt das ganze Spiel, ſo vermag im Leben eine That das ganze Leben zu trüben. Daß aber den weißen Geſtalten ſchwarze gegenüber ſtehen, das, ſchöne Fürſtinn, bedeutet die zwey Menſchen im Menſchen, den Sinn des Lichtes und den Sinn der Finſterniß, es bedeutet die zwey ewigen Gewalten: Nacht und

Tag, die um den Sieg ringen, es bedeutet die himmliſche Sophia und die teufliſche Liſt. Und ſo freut es mich ſehr, daß jene ſchöne Jungfrau ſagt, daß doch immer die weißen ſiegen.

Da lächelte die Prinzeſſinn und ſprach: „Wie ſinnreich doch ihr Chriſten ſeyd, und trefft dennoch fehl.“ Das Spiel iſt erfunden, um die Kriege der Mohren gegen die Weißen zu bedeuten; die Bauern ſind das Volk, zur Schutzwehr und Selbſtopferung ſtets gewärtig, die Thürme ſind Feſtungen, die Läufer ſind Fußvolk, die Roſſe reitende Truppen, der König iſt der Schach, und die Königinn — ja, das weiß ich nicht gleich, das wird wohl die Klugheit ſeyn, der all jene andern Kräfte unterliegen und dienen müſſen. Doch da Du ſonſt das Spiel gut gefaßt, ſage mir, ob Du Dich wohl erkühnſt, es zu ſpielen?“ „Mit Freuden!“ ſagte der Ritter. „Komm und ſpiele,“ ſprach die Fürſtinn, „und wenn Du gewinneſt, ſoll der Preis Deine Freyheit ſeyn.“

„Das iſt wohl ein holder Preis,“ ſprach Ritter Heinrich, „doch was vermag ich dagegen zu ſetzen?“ „Ich will mir,“ ſagte die Königstochter, „wenn ich gewinnen ſollte, ſchon ſelbſt etwas von Dir bedingen, das mir Freude macht.“ Somit wurden die Puppen von der Jungfrau wieder aufgeſtellt und das Spiel begann. Während des Spiels aber mußte Ritter Heinrich der ſchönen Prin-

zeſſinn erklären, was das für blumenſüße Kindlein auf dem Bilde wären, und was die hohe Frau mit dem Kinde bedeute? Wie nun Heinrich mit ſeliger Freude von der heiligen Jungfrau und dem Chriſtkindlein, von der Liebe des Heilands und dem Wunder der Erlöſung ſprach, da wurde die Prinzeſſinn ſo gerührt, und ſo nachdenklich, daß ſie ſelbſt nicht mehr wußte was ſie ſprach und zog, und daß Ritter Heinrich ihre Königinn ſchlug und das Spiel gewann.

„Du biſt frey, Ritter!" ſagte die ſchöne Prinzeſſinn leiſe, „aber Du nimmſt zwey Gefangene mit Dir fort, mein Herz und meine Seele!" Heinrich wurde purpurroth, ſenkte die Augen, bebte, und weinte. Die Prinzeſſinn winkte allen Sclavinnen ſich zu entfernen, und behielt nur ihre liebe Suleyma, dann reichte ſie Heinrich die weiße Hand, zart wie die Lilie, und mit der andern Hand zog ſie den Schleyer vom blühenden Angeſicht, das nun den Glanz der Liebe im Thau der Blicke, in der Wangen Roſen offenbarte, umfloſſen von den Hyacinthenlocken voll Duft. Da ſank Heinrich auf die Knie und ſprach: „Du liebliches Bild, willſt Du denn glauben und lieben?" „Ich glaube und liebe, und werde ewig Dein ſeyn!" ſprach die Prinzeſſinn, und geſchloſſen war der ſchöne Bund. Die treue Suleyma und der hülfreiche perſiſche Kriegsmann bereiteten alles zur Flucht,

und mit unermeßlichen Schätzen flog ein leichtes Schiff bey günſtigem Winde auf den Wellen hin, und gelangte nach Damiette, wo viele der Chriſtenritter weilten. Dort empfing in heiliger Taufe die Prinzeſſinn den Nahmen Maria, und nach der Taufe die Hand des Geliebten. Dann gingen Beyde in das Sachſenland, wo Maria als gottſelige Hausfrau Ritter Heinrichs lebte, viel Schlöſſer baute und blühender Söhne Mutter ward.

Der Kaiſer erhob die Ritter von Loeben zu Grafen, und noch heut zu Tage erzählt ihr Wappen von der Liebe Heinrich und Mariens, indem es das Schachbret, die ſchlanke, hohe Jungfrau mit wehendem Schleyer und darüber die Krone in ſich faſſet. Nicht minder ruht auf den Sprößlingen des Bundes der Jungfrau vom Orient und des deutſchen Ritterhelden der Genius blühender Poeſie und frommer Minne.

Der arme Künſtler.

In ſeinem nördlich gelegenen Zimmer ſaß der junge treffliche Künſtler Wunibald an einem ſchönen Frühlingmorgen und mahlte fleißig an einem Altarblatt für die Kirche des Dörfleins, wo er zuerſt das Licht der Welt erblickt. Es war der Jüngling ein gar frommes, treues und demuthvolles Weſen, der immer mit Seufzen vor den vollendeten Bildern ſtand, die ſeiner innern Seele entquollen, und ſich betrübte, daß ſie ihm nicht ſchöner gelungen, oft auch das Werk ſeiner fleißigen Hand im Gefühl ſeiner Unzulänglichkeit vernichtete.

Das Altarblatt hatte er aus frommer Treue für den ehrwürdigen Geiſtlichen gemacht, der ihm ſo ſchöne Lehren gegeben, und ſein Herz geſtärkt hatte für die Stürme des Lebens. Dieſen wollte er die gelungenſte Frucht ſeines Fleißes ſchicken.

Seine Lage war die ſchmerzlichſte. Er bewohnte ein Dachſtübchen in einer großen Handelsſtadt, wo Wenige um ihn wußten und ſeine Kunſt ſchätzten. Er verſtand nicht zu ſchmeicheln, und verſchmähte es auch; ſein Fleiß hieß ihn mit der Zeit geizen, und ein edler Stolz hieß ihn

die Menſchen fliehen, die ſein Talent nicht zu ſchätzen wußten, weil er prunklos und allzu ſchlicht vor ihnen erſchien, und ſich im Ganzen nicht hoch anzuſchlagen verſtand. Seine gute Mutter, eine Witwe, darbte ſchwer; ſeine Geliebte ſchmachtete am Krankenlager eines armen Vaters, dem ſie mit ihrer Hände Arbeit Erquickung ſchaffte. Durch angeſtrengten Fleiß wollte ſich Wunibald Erleichterung und Hülfe gewinnen, aber er fiel in die Hände liebloſer Speculanten, die ſeine Arbeit benutzten und ihn dürftig ablohnten, weil ſie ſeine bittere Armuth wohl kannten. Betrug und Habgier benutzten ſeine edlen aufſtrebenden Kräfte, und der Unglückliche, der im Sonnenſchein der Huld irgend eines wahren Beſchützers ſich zur höchſten Meiſterſchaft hätte emporſchwingen können, blieb in Schranken der Mittelmäßigkeit, weil er ſich das tägliche Brot verdienen und der Laune ſpeculativer Händler fröhnen mußte. Wohl fand ſich unter ſeinen Bekannten mancher beſſer Geſinnte, doch dieſer war arm, und fand er einen Reichen, der Geſchmack an ſeinen Arbeiten bewies, ſo war dieſer wiederum blind für die Dürftigkeit des beſcheidenen und zurückhaltenden Künſtlers, oder geizig, eine Eigenſchaft, die ſich oft mit dem Reichthume vereint. Ein ſolcher ſchwelgte in den Kunſtgenüſſen, welche des Jünglings Fleiß ihm darboth, und beachtete nicht ſeine Noth, blieb uneingedenk der Mittel, die der Him-

mel dem Reichen verliehen, ein Engel der ehrenvollen unverdienten Armuth zu werden.

So ſaß denn Wunibald an einem heitern Maymorgen mit dem Altarblatt beſchäftigt, zu welchem er ſeinem ſchweren Tagewerk die Stunden abſtahl, und in deſſen holden Geſtalten er alle Liebe und Kraft ſeiner glühenden, reinen Seele verſtrömte. Ein Tiſch, drey Stühle, ein Bett, eine Lade, alles ſchlicht und unanſehnlich, war ſein Hausgeräth; Brot ſein Frühſtück, Waſſer ſein Labetrunk. Der Jüngling war bleich und eingeſunken, doch eine himmliſche Kraft beſeelt' ihn bey dem Werke der Liebe und frommen Dankbarkeit.

Es ſchlug neun, ſeufzend wollte er eben das Bild wegſtellen und an ſeine Brotarbeit gehen, als Jemand an die Thüre pochte. Er öffnete, ein junger, ſchöner Mann in Trauerkleidern trat, beſcheidenen und anmuthigen Weſens in die Thür, und fragte ihn, ob er hier den Mahler Wunibald treffe? Als dieſer es bejaht, und ihm nun die Veranlaſſung ſeines Beſuches zu erklären erſuchte, ſagte er ihm, daß er bey einem vornehmen Freunde Arbeiten von ihm geſehen, und von dem Reichthum ſeiner Fantaſie, und der Zartheit ſeines blühenden Pinſels die Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches hoffe. Neugierig und ſchon gewonnen durch das herzige Benehmen des Unbekannten bath ihn der Jüngling, ſich näher zu erklären.

„Ich habe," ſagte dieſer, „vor wenigen Monathen mein Liebſtes, mein Alles, mein theures Weib verloren. Ich beſitze kein Bildniß, keinen Schattenriß, nichts, und ſehne mich darnach, ihre Züge im Bilde vor mir zu ſehen. Ich habe es unzähligemahl verſucht, ſie durch Beſchreibung den trefflichſten Künſtlern zu vergegenwärtigen, es iſt mir nie gelungen, alle ihre Darſtellungen waren nicht Sie, o, Gott, und ich vergehe in Sehnſucht, ich muß ſterben, wenn ich ihr Abbild nicht habe!"

„Das wird unendlich ſchwer ſeyn," äußerte Wunibald, „denn ich glaube nicht, daß ich Ihre Gattinn gekannt. Haben Sie ſich an keinen Künſtler wenden können, der ſie gekannt hätte?"

„Sie iſt auf dem Lande geboren und erzogen, und mit mir alsbald in fremde Gegenden gereiſ't, wo ſie auf der Heimkehr erkrankt und geſtorben," entgegnete der Fremdling, „dort waren wir nicht bekannt mit Künſtlern, und ich ſehe keine Möglichkeit, meinen Wunſch zu erfüllen, wenn es Ihnen, bey Ihrer regen, jugendlichen Fantaſie, bey Ihrem gefühlvollen Herzen nicht gelingt, das Bild im Innern aufzufaſſen, das ich, der Kunſt unkundig, Ihnen entwerfen werde."

Jetzt begann der Fremde mit aller Gluth des Schmerzes und der Liebe die Geſtalt der Früherblichenen zu ſchildern, ſo daß der junge Künſtler, in ſeine Gedanken ein-

gehend, während daß er ſprach, einige Umriſſe mit Bleyſtift entwarf, und ſie dem Trauernden zeigte. „Es iſt etwas von ihrem Selbſt," rief dieſer entzückt, „o, verfolgen Sie dieſe Spur! Bilden Sie dieſen Gedanken aus, ich werde ewig dankbar ſeyn!"

Nachdem der Fremde die Beſchreibung, die er eben gemacht, wiederhohlt, entfernte er ſich mit dem Verſprechen, andern Tages wieder zu kommen, und nachzuſehen, wie es mit der Arbeit ſtände.

Die dringende Nothwendigkeit der Eil der beſtellten Arbeit, Verzierung-Entwürfe für Gegenſtände des Luxus und der Mode, nahmen Wunibalds Zeit ſo ſehr in Anſpruch, daß er beynahe des Vorganges von Morgen vergaß. Am Abend kam der Speculant, für den er arbeitete, und zog ihm unter ſchnöden Vorwänden noch einen Theil des mühſam, und mit Aufopferung edlerer Kräfte erworbenen Lohnes ab. Nie war Wunibald muthloſer, unzufriedener mit ſeinem Schickſale geweſen. Gleichwohl ging er noch aus, um des Geldes größten Theil an die Bothenfrau für ſeine arme Mutter einzuhändigen, und einen Augenblick ſeine theure Braut zu ſehen. Er fand ſie troſtlos neben dem Lager des Vaters. Bleich und matten Blickes reichte ſie ihm die Hand. „Gut, daß Du kommſt, mein Wunibald," ſprach ſie, „das iſt Thau auf Sonnenbrand, Labung in der Wüſte! Wenn

ich Dich nur ſehe, mein' ich, ich könne im Schmerz nicht untergehen!" Wunibald umfing ſie ſanft, und ſetzte einige Erquickungen für den Kranken, die er mitgebracht, auf den Tiſch. „Mit Dir wird Gott ſeyn, lieber Sohn!" ſprach der alte Mann, „der Herr verläßt die Seinen nicht!" Jetzt zündete Marie ein Licht an, und ſtellte Mayglocken auf den Tiſch, die ſie dieſen Morgen aus dem nahen Walde gepflückt. Ihr ſanftes Angeſicht belebte ſich, ihre Wange wurde roth, ihr Auge lächelte wieder, das Glück war mit Wunibald's Anblick in ihr Herz zurückgekehrt. Es gibt nichts Seligers, als die Treue!

Geſtärkt, erquickt, wie von ſchönen Flammen durchweht, fühlte ſich Wunibald. Er genoß mit ſeiner Marie ein kleines Mahl, gewürzt vom Kuß der Liebe, ſein Blick trank den Blick ihres ſüßen Auges und das Lächeln ihres Roſenmundes, Hoffnung gaukelte den Liebenden ſüße Bilder der Zukunft vor. Es war ſpät, als er ſchied, und den langen Weg nach ſeiner einſam liegenden Wohnung antrat. Die Bewohner der Stadt kehrten nun in prachtvollen Caroſſen von Landſitzen und Spaziergängen heim, aus dem Schauſpielhaus ſtrömte die Menſchenmaſſe, die Bürger kamen aus den Wirthshäuſern, die Spaziergänger von den baumbepflanzten Wällen zurück. Iſt wohl einer unter dieſen allen, fragte ſich Wunibald, der ſo glücklich heimkehrt, als ich? Und doch! — ſeufzte er,

ſeine Lage mit all ihren Sorgen fiel centnerſchwer auf ſein Herz. Der Auftritt mit dem Fremden war ganz vergeſſen, vielleicht hätte dieſer ſeine Gedanken theils wehmüthig beſchäftigt, theils mit einem Strahl von Hoffnung erheitert, denn ein gewiſſes Etwas in Blick, Weſen und Haltung des Fremden, den er nicht einmahl nach ſeinen Nahmen gefragt, kündigte dieſen als reich und vornehm an; er war nicht unbefriedigt von dem erſten Entwurf, den der Mahler gemacht, und hatte verſprochen, ewig dankbar zu ſeyn.

Ein ſanfter Schlaf ſenkte die duftenden Fittiche auf Wunibald nieder. Bald, ſo öffneten ſich dem entfeſſelten Blick der Seele die Wundergefilde der Träume. Anfangs träumt' er unbeſtimmt, ſchwankend, verworren, doch allmählich gewannen die Geſtaltung, Klarheit und Folge. Er ſah ſich plötzlich in eine fremde Gegend verſetzt; eine reiche Landſchaft lag vor ſeinen Blicken ausgebreitet, und über dieſe der umwölkte Himmel, aus deſſen Schleyer hie und da ein einzelner Stern hervorleuchtete. Mit einem Mahl ſtand vor ihm eine weibliche Geſtalt, anfangs von dünnem Nebel umwoben, der allmählich zerfloß. Sie hielt den ſinnigen Blick der Wehmuthleuchtenden, großen, tiefblauen Augen feſt auf ihn geheftet. Ein ſanftes Lächeln ſpielte um den holden Mund; das ſchöne Oval des Angeſichts, das Ebenmaß und die

Feinheit der edeln Züge, das braune, leichtgelockte Haar, das den Nacken herabwallte, und sanft die hohe, schöne Lilienstirn umwob, die weißen Rosen im Haar, noch im Thaue schimmernd, alles rührte, fesselte, entzückte den jungen Künstler, doch war sein Entzücken mit Schauder vermischt, denn so unverwandt und vielsagend blickte die Liebliche ihn an, als wollte sie sein ganzes Herz durchschauen. Er bemerkte, daß sie ein weißes Atlaskleid trug, das am Busen mit schweren und zierlichen Brabanter-Spitzen eingefaßt war, drey Schnüren echter Perlen von der leuchtendsten Schönheit mit einem Smaragdschloß auf der linken Achsel befestigt, schmückten den Schwanenhals, und schienen mehr Glanz von ihr zu empfangen, als sie ihr verliehen. Über die ganze Gestalt war ein Zauber von Anmuth, von Lieblichkeit ausgegossen, der ihre Reize wundersam verklärte, und durchschimmernd, wie Blumenschmelz und Frühlingthau war die Schönheit der zarten Haut, der frischen und süßen Farben ihres blühenden Angesichts.

Wunibald faßte sie eben noch recht in das Auge, als er plötzlich erwachte. Es war dunkle Nacht. Wunderbar! besann er sich im Erwachen, dieß zauberhafte Traumbild, dieser Inbegriff aller Lieblichkeit hat ja, nun ich mich recht besinne, Ähnlichkeit mit der Beschreibung,

welche der trauernde Liebende, mir von der ihm durch den Tod entriſſenen Gattinn gemacht!

Wunibald ſchlummerte wieder ein, da wurden ſeinen Blicken wiederum die Wunderwelt der Träume erſchloſſen. Er ſah die Herrliche wieder. Wehmuthvoll und lieblich blickte ſie ihn an, kaum konnte er dieſen Wunderblick ertragen, wieder verſchwand der Traum, mit ihm der Schlummer, ſchon kündete ein Purpurſtreif aus der Ferne den Morgen an, doch wiederum überwältigt der Schlaf die Sinne des Jünglings. Und, von Neuem entführt in die Regionen der zauberiſchen Wunderwelt, ſieht er ſie wieder in aller Lieblichkeit, in allem Blüthenglanz ihres Seyns, und ſüßerſchrocken reißt er ſich ſelbſt aus dem Schlummer, der Morgen iſt erwacht, er geht an den Arbeitstiſch, nimmt Waſſerfarben und entwirft das ſüße Bild, das ſeine ganze Fantaſie erfüllt, mit Kraft und Treue, ſo daß ſein Traumbild noch einmahl vor ihm ſteht, und ihm mit dem Himmelsblick die Seele entzündet und das Herz mit ſüßen Schmerzen verwundet.

Es ſchlägt neun, das Bild iſt entworfen, die Schritte vor ſeiner Thüre verkünden Beſuch, der Trauernde tritt ein, ſein erſter Blick fällt auf die Arbeit, er taumelt, ſeine Sinne vergehen, er ſchwankt, und ruft entzückt, verwirrt und bleich: „Sie iſt's! wer hat ſie Ihnen gezeigt? Sie iſt's, im Brautſchmuck, ſo wie ich ſie am liebſten ſah,

mit den Perlenſchnüren, mit dem Smaragdenſchloß, mit der weißen Roſe in den Locken! So trug ſie das Haar, ſo ſchlug ſie die Augen auf, ſo lächelte ſie!"

Da durchrieſelte den Jüngling ein kalter Schauer, ſeine Lippen ſtammelten ein leiſes Gebeth, Thränen drangen aus ſeinen Augen und er reichte dem trauernden Gatten die Hand und ſprach: „Forſchen Sie nicht weiter, Ihr Herzenswunſch iſt erfüllt, laſſen Sie uns danken und ſchweigen!"

Und das ſchmerzentzückte Herz des liebenden Gatten war dankbar, er machte Wunibald glücklich, und wurde ſein treuſter Freund. Lächelnd, und mit gebrochenem Herzen ſah er das Glück, das er geſtiftet, den frommen Jüngling im Kreiſe liebender Ältern und an der Seite des holdſeligen Weibes, von liebenden Kindern umgaukelt. Sechs Jahre überlebte er die Dahingeſchiedene, er ſtarb, ihr Bild in Händen, ihren Nahmen auf den Lippen, er ſtarb, entzückt von der Hoffnung und Verheißung der Religion, die uns ein ſeliges Wiederſehn verheißt. Seinen Freund, der ihm die letzte Freude verſchafft, der ſein Herz noch theilhaft werden konnte, ſetzte er zum Erben eines großen Theils ſeines Vermögens ein. Heiß weinte Wunibald um den Getreuen, doch mächtig erhob ihn der Troſt, der dem Glauben nicht fern iſt, der das Herz aufrecht hält, wenn es verbluten will — Wiederſehn!

Florentina die Getreue.

In ſechs Abenteuern.

Erſtes Abenteuer.

Wie Herr Alexander das Kreuz nahm.

Friſch auf, friſch auf, vernehmt ihr nicht
Wie's luſtige Waldhorn mahnt,
Der kühne Waidmann Bahn ſich bricht,
Wo kein Fröhner die Straße gebahnt;
Durch Thal und Höh'n,
Durch Fluß und Seen,
Hinab, hinan
Im grünen Tann,
Wo fröhliches, lautes Halloh erklingt,
Wo dichtes Geſträuche ſich verſchlingt,
Da lebt auf der rüſtige Jägersmann.

Fernhin trug der Wiederhall die Töne der Waldhörner und des Jägerliedes, aufgeſchreckt verließ das Wild ſein Lager, und die rüſtige Schar folgte dem muntern Gelaut der Rüden immer tiefer in die grüne Nacht der hohen Buchen hinein. Die Sehne des ſtraffen Bogens erklang, und manches Reh fiel, doch immer weiter lockte die Beuteluſt den Schwarm, vor allen Herrn Alexander, der, alles Fliehende verachtend, die ſtarke Lanze ſchwang und nach würdigem Ziel umherblickte, wie denn auch

ſein Packan ſchon die Fährte eines Wolfes zu wittern ſchien, denn er ſchmiegte ſich an die Seite ſeines Gebiethers, und ging mit vorgeſtrecktem Haupt weiter, das weiße, ſcharfe Gebiß zeigend.

Im Walde verhallte nach und nach der Lärm, die Geſtalten waren längſt im wogenden Meer des grünen Laubes untergetaucht, und Florentina wandte den Blick oſtwärts, um die Morgenſonne in ihrer Pracht aufgehn zu ſehn. Indem ſie ſo, das hehre Schauſpiel anſtaunend, mit kindlicher Freude und frohem Bewußtſeyn, in ſüße Träumereyen verſank, ſchreckte ſie der gellende Ton vom Horn des Thürmers auf, der wenige Stufen über ihr ins Land hinausſpähte mit hellen Falkenaugen, und mit ſeinem Horn den Thorwart aufzumerken mahnte.

„Was gibts, Thomas?" fragte die Edelfrau.

„Seht Ihr nicht dort die beyden Reiter herankommen? Ich denke es werden Gäſte ſeyn."

Florentina ſtieg vom Thurm hinab, rief einen Diener und befahl, wenn die Gäſte kämen, ſie in den Saal zu führen, ihnen Wein zu bringen, und ſie auf die Zurückkunft des Ritters zu vertröſten. Darauf wandte ſie ſich in ihr Gemach, und ſetzte ſich mit Gertrud zur Spindel, allerhand liebliche Weiſen bey der Arbeit ſingend, wie denn ihre fröhliche Art war, und ihr reines, leichtes Herz ihr hieß.

„Aufgemacht," donnerte eine rauhe Stimme am Thor, „aufgemacht, alter Conrad, ſonſt ſoll Dich das Donnerwetter erſchlagen."

„Mach' auf, guter Conrad, das iſt Herrn Klothald's Stimme," ſprach, durch ſein kleines Fenſterchen das runde Geſicht ſteckend, Herr Theofilus, der Rechtsanwald. „Willkommen, Herr Klothald, vom heiligen Kriege, die Sonne im Morgenland hat Euch gut gebräunt. Wen habt Ihr da bey Euch?"

»Ich habe," ſprach Klothald, »meinen Vetter Euglin mitnehmen müſſen, denn Alexander war nicht von der Stelle zu bringen, und iſt noch nicht fort, da wir ſchon zurück ſind."

„Kommt in den Ritterſaal, ihr Herrn, die vollen Krüge ſtehn ſchon bereit, und bis zur Heimkunft des Ritters wollen wir uns die Zeit vertreiben; Ihr ſollt mir Eure Abenteuer erzählen, und ich berichte Euch dagegen, was ſich unterdeß hier zu Lande begeben." Mit dieſen Worten führte Theofilus die Ankömmlinge in den Saal, ſetzte ſich mit ihnen an den ſteinernen Tiſch, und wenn ſie auch nicht wegemüd geweſen wären, das Beyſpiel des rundbäuchigen Sohns der Themis hätte ſie zum Zugreifen ermuntert. Euglin und Klothald, Verwandte Alexanders, kamen eben von einem Kreuzzug zurück, und ſprachen bey der Heimfahrt zu Rauheneck vor, theils um ihren

Vetter zu beſuchen, theils um ſein Gewiſſen anzuſpornen; denn er, hatte das Gelübd gethan, die Heiden im Morgenland zu beſtehn, doch, da er keine Zeit beſtimmt, ſchob er es immer noch in die Zukunft hinaus. Wie wunderten ſich nun die ehrenfeſten Herrn, als ſie Alexanders Vermählung vernahmen. Theofilus hatte die Urkunden ausgefertigt, der Prior zu Heiligen-Kreuz hatte das Paar getraut, und der Herzog ſelbſt war auf der Hochzeit geweſen. Doch dieß Wundern ging bey Klothald bald in Fluchen über, als er vernahm, Fräulein Florentina ſey Alexanders Hausfrau geworden, denn er hatte in Willen gehabt, ſie ſelbſt bey ſeiner Heimkehr zur Ehe zu begehren. Auch Euglin zog ein finſtres Geſicht, nicht ſowohl über die Frau als über die Heirath, denn da Alexander bis in ſein fünf und dreyßigſtes Jahr nichts vom Freyen hatte wiſſen wollen, und manches reiche Fräulein ſich hatte entgehen laſſen, ſo glaubten die Anverwandten ſchon ſeine Güter als ſichres Erbe in Händen zu haben; ſeine plötzliche Vermählung zog nun der ganzen Sippſchaft einen Strich durch die Rechnung, welche ſie ohne den Wirth gemacht hatte.

Theofilus war bey dieſer Gelegenheit zwar nicht leer ausgegangen: aber nichts deſto weniger war er bereit, den Herrn, wie er wußte und konnte zu helfen. Er führte die Angelegenheiten der ganzen Umgegend, weil niemand

ihn gern gegen ſich auftreten ſah, und ſo hielt er ſich abwechſelnd in allen Burgen ringsumher auf, wie ſeine Geſchäfte oder Launen ihn führten.

Da er leicht in die Geſinnung der beyden Ritter einging, ſo kam bald eine Übereinkunft zwiſchen den Dreyen zu Stande, vermöge deren ſie Alles aufzubiethen ſich verabredeten, um Alexander zum Kreuzzug zu bewegen. Der ſchlaue Fuchs gab ihnen Regeln und Weiſungen, wie ſie ſich dabey zu verhalten hätten, und ſein wohlgenährtes Geſicht zog ſich in allerley ſelbſtgefällige Falten, als er der Ritter ſchnelles Begreifen ſeiner Lehren merkte; auch mochten mannigfache Bilder einer anmuthigen Zukunft in ihm aufſteigen.

So verging die Zeit bis zur Mittagtafel. Der Burgherr kam nicht nach Haus, und Florentina, die erfahren, daß die Ankömmlinge ihres Gatten Sippen wären, hieß ſie willkommen und aß mit ihnen. Dann ließ ſie ſie wieder in Theofilus Geſellſchaft, der ſie und ſich mit Würfeln zu unterhalten ſuchte, was ihm auch dermaßen gelang, daß alle drey überraſcht waren, als der Thürmer bey Sonnenuntergang des Burgherrn Heimkehr ankündete.

Alexander hieß freudig die Wettern willkommen, und ſetzte ſich, nachdem er erſt mit kurzen Worten ſeine Hausfrau, begrüßt hatte, mit ihnen zum Tiſch. Die Rede war natürlich von Paläſtina. Erſt begann Theofilus ihm aus

Gewiſſen zu legen, wie er ſchon vor fünf Jahren das Gelübde gethan, das ſeine Vettern ſchon rühmlich erfüllt hätten, indeß er heimgeblieben. Jetzt ſey es Zeit, denn wenn er warte, bis er vierzig oder fünfzig Jahre alt ſey, ſo könne er nicht mehr mit der jugendlichen Kraft für die Sache des Herrn ſtreiten, mit der er ſich doch dieſer Sache gewidmet, und handle demnach widerrechtlich.

Alexander lächelte über die ſpitzfindigen Rechtsgründe. Doch als der Wein die Köpfe immer mehr erhitzte, Euglin und Klothald immer lebendiger ihre ſeltſamen Abenteuer kündeten, und der preiswürdigen Kämpfe gedachten, die ſie beſtehen helfen, und als alle drey in ihn einſtürmten mit ſeltner Beredſamkeit des begeiſterten Augenblicks, da entflammte auch plötzlich Alexander, und aller Rückſichten vergeſſend, die ihn vorher abgehalten, nahm er Theoſilus rothſammetnes Käpplein, ſchnitt mit ſeinem Dolch ein Kreuz daraus und ſchwur, dasſelbe auf ſeine Schulter heftend, binnen Mondesfriſt nach Paläſtina zu ziehen, und nicht zurück zu bleiben beym großen Werk.

Frau Florentina erſchrak über die Maßen, als ſie ihres Herrn Entſchluß vernahm, doch als ein frommes Weib ergab ſie ſich in die Schickung, und bereitete mit treuer Sorgfalt alles, was zur Abreiſe nöthig.

Als nun der Abſchiedstag heran kam, küßte ſie ihren Gemahl und umfing ihn, dann gab ſie ihm ein weißes

Hemd mit einem rothen Kreuz bezeichnet, und ſprach dieſe Worte:

»Mein Herr und Gemahl, nehmt dieſes linnene Hemd, ich habe es für Euch genäht, und mit heiligem Waſſer weihen laſſen. Tragt es, und beſeht es alle Morgen, ihr werdet es ſtets rein und weiß finden wie meine Treu zu Euch. Gott ſchütze Euch in ſeinem Krieg, und führe Euch wieder heim; wo nicht, ſo lehre Er mich Ergebung.

So nahm Florentina züchtiglich Abſchied von ihrem Gemahl, und ging in ihr Kämmerlein, um ſich ſtill auszuweinen. Aber Herr Alexander ſchwang ſich auf ſein Roß und ſprengte durchs gewölbte Thor ſeiner heimathlichen Feſte, unbekümmert, ob er ſie je wieder ſehen ſollte.

Zweytes Abenteuer.

Wie Alexander gegen Genua kam, und was ihm unter Wegs begegnet.

Wohlgemuth ritt Herr Alexander durch die weiten, reichen Lande, überall gaſtlich aufgenommen, denn das rothe Kreuz war der Compaß ſeiner Richtung, und jeder hätte es für Sünde gehalten, ihn nicht zu befördern. Er hatte im Sinn, ſich gegen Venedig zu wenden, denn dort hoffte er andre Pilger zu finden, mit denen er ſich einſchiffen möchte.

Als er nun ſo im Lande Steyer in einer einſamen Waldherberge ſinnend ſaß, und alle ſeine Frömmigkeit brauchte, um nicht beym Gedanken an ſeine liebe Florentina Reue über ſeinen unbedachten Entſchluß zu empfinden, trat ein Jüngling herein, ſetzte ſich zu ihm an den Herd, und fing ein Geſpräch an. Als nun der Fremde erfahren, Alexander wolle in Venedig Geſellſchaft ſuchen, fragte er ihn, ob er nichts von der großen Rüſtung derer von Genova vernommen habe? Als Alexander dieß verneinte, fuhr jener fort:

»Ich habe mehrere Bekannte dort, an die will ich Euch weiſen, obgleich Ihr ohne das wohl willkommen wärt, denn Eure ſtattliche Geſtalt verkündet einen wackern Kriegsmann. Ich gebe Euch einen Brief an den Herrn Caffaro, der ſchon einige Bücher von den Geſchichten ſeiner Stadt geſchrieben, und nun mitziehn will gegen Paläſtina, um das aufzuzeichnen, was ſeine Mitbürger daſelbſt vollbracht, zu Gottes und ihrer Ehre, wenn er wieder wohlbehalten heimkommt, wozu er jedoch ſein Theil nicht anders als mit wackern Schwerthieben beyzutragen denkt.“

„Und warum,“ fragte der Ritter, „zieht Ihr nicht mit? Doch verzeiht die natürliche Frage, und haltet mich nicht undankbar für Euer freundliches Erbiethen, das ich von Herzen annehme.“

„Es iſt möglich," entgegnete der Jüngling, „daß wir uns wieder treffen in Paläſtina. Ich war das vorige Jahr mit dem wackern Wilhelm Embriakus, der dießmahl wieder der genueſiſche Feldherr wird, bey dem Sturm von Jeruſalem."

Alexander bath ihn zu erzählen, was er da erlebt. Der Jüngling ſprach: „Wenn Ihr ein Freund der Dichtkunſt ſeyd, ſo will ich Euch einige Reime ſagen, die dieſe Begebenheit umfaſſen."

Alexander, überraſcht und erfreut, bath ihn, die Reime zu ſagen.

Jener aber griff einige Accorde auf einer Zither, und begann mit heller, lieblicher Stimme ſein Gedicht vorzutragen, zuweilen ſeine Worte mit dem Saitenſpiel begleitend, und unterbrechend.

Horcht auf, ihr Völker alle, denn erklingen
Soll jetzt ein heilig Lied aus meinem Munde,
Von dem gelobten Lande will ich ſingen,
Vernehmt preiswürdiger Thaten hehre Kunde.
Und wenn die Töne euch zum Herzen dringen,
Ergreift die ſcharfen Waffen da zur Stunde,
Und eilt, das rothe Kreuz auf dem Gewande,
Von Heiden zu befreyn die heil'gen Lande.

Die ſtolze Flotte tanzt auf blauen Wogen,
Und trotzt, auf Gott vertrauend, der Gefahr,

Von Genova, der Hohen, hergezogen,
Bringt rüſt'ge Jugend ihre Leiber dar
Der Chriſtenheit, um's heil'ge Grab betrogen,
Zurück zu kämpfen von der Heidenſchar
Die hochgeweihten Orte, wo die Pfade
Der Seligkeit verkündete die Gnade.

Und folgſam bringt die ungeſtüme Fluth
Der Schiffe Zahl zum fernen Morgenlande,
Der Sturm verläugnet ſeinen Wankelmuth
Und bläht die weißen Segel mit Verſtande,
Und ſchon bei Jappe in des Hafens Huth
Wurzeln die ſchweren Anker tief im Sande,
Da kommt von Aſkalon auf ſchnellen Wegen
Der Heiden mächt'ge Flotte hergezogen.

Die Kunde hat der Feldherr kaum vernommen,
Iſt er mit ſchnellem Rathe auch gefaßt,
Zum Lande muß die ganze Mannſchaft kommen
Mit der Maſchinen ungeheurer Laſt,
Und wie der Flotte Alles iſt entnommen
Bis auf das Takelwerk und jeden Maſt,
Verſenkt er, daß der Heide ſie nicht habe,
Die hohlen Schiffe in dem feuchten Grabe.

Und ohne Murren zieht die Mannſchaft weiter
Auf heißen Sandes ungebahnten Pfaden,
Und ſiehe da, Gott ſchützte ſeine Streiter,
Zum Nutzen wendend den geringen Schaden;

Er lächelt unſerm Unternehmen heiter,
Und führte uns, in Fülle ſeiner Gnaden,
Zur heil'gen Stadt, wo ungewiß und bange
Der Chriſten Heer ſtand zaudernd ſchon und lange.

Die Genueſer ſchlagen neue Funken'
In den erſchlafften Herzen, neuer Muth
Durchglüht ſie; wie von jungem Weine trunken,
Drängt Mann an Mann ſich gen der Feſte Huth.
Wir küßten, auf die Kniee hingeſunken
Den Boden, wo gefloſſen Chriſti Blut,
Dann färbten wir, voll Mordwuth wie Hyänen,
Den blanken Stahl im Blut der Sarazenen.

Von Holz erbauten einen Thurm wir, ragend,
Gedeckt mit naſſen Fellen vor dem Feuer,
Geſchütze allerhand und Steine tragend,
Und manchen Helden, auserleſen, theuer,
Mit einer Brücke, auswärts niederſchlagend,
Um zu gelangen auf die Mauer freyer,
Mit dieſem Werke und mit unſern Klingen
Gedachten wir die Heiden zu bezwingen.

Als nun gekommen war der Tag zum Streit,
So ließ es das Geſchick uns herrlich glücken.
Wir warfen Fackeln auf die Mauer weit,
Ein ſcharfer Wind weht hilfreich uns im Rücken,
Vor unſerm Andrang ſich der Feind zerſtreut,
Weil ſeinen Athem Rauch und Flamm' erſticken,

Und lange Balken mit feindlicher Spitze
Sind, abgehaun, nun freundlich unſre Stütze.

Die Brücke ſchlägt hinüber auf die Mauer,
Da ſehn wir nun die leichten Bretter ſchwanken,
Doch Gottfried von Bouillon ohn' lange Dauer
Betritt zuerſt die Brücke ſonder Wanken,
(Die es von Ferne ſehn erfaſſet Schauer,
Mehr als die That erſchüttern die Gedanken,)
Euſtatius folgt dem Bruder, und dann drängen
Die Helden nach ſich auf dem Pfad, dem engen.

Die Pforte iſt alsdann bald aufgeſchlagen,
Jeruſalem den Heiden abgerungen,
Nach neun und dreyßig mühevollen Tagen,
In denen ſie der Chriſten Heer umrungen;
Und weil durch Kunſt ſo wie durch männlich Wagen
Der Genueſer wir hineingedrungen,
So ſey'n geprieſen ſie zu allen Zeiten,
Vor andern, geht die Red von dieſem Streiten.

Der Jüngling ſchrieb nun den Brief an Herrn Caſſaro, und am andern Morgen ſchieden er und Alexander mit dem herzlichen Wunſche, ſich wieder zu ſehn.

Der Ritter kam zur weitgeprieſenen Stadt Genua, ward freundlich empfangen, und gerne in die Zahl der Krieger aufgenommen. Auch ward nicht lange mehr mit der Abfahrt gezaudert, da es ſchon ſpät im Sommer war.

Der bewährte Feldherr Wilhelm Embriakus, (auch Capitemaleus geheißen), ſtieg mit achttauſend auserleſenen Streitern zu Schiff, gerüſtet zur Schlacht auf See und Land, und fröhlich nahm die Flotte Abſchied von den heimiſchen Küſten.

Drittes Abenteuer.

Wie Cäſarea mit Sturm genommen ward.

Zu Laodicea lag das Heer den Winter über ſtill, doch nicht müßig. Einzelne Schiffe liefen aus, und thaten den Sarazenen großen Schaden; am Lande aber beſchäftigten ſich die Krieger nach Weiſe der alten Römer mit Verfertigung der Sturm-Maſchinen, in denen beſonders der Feldherr erfindungsreich war, wie er vor Jeruſalem bewieſen.

Das Frühjahr kam, und brachte günſtigen Wind, da lichtete die Flotte am Palmſonntag die Anker, kam glücklich nach Joppe, und ward ehrenvoll empfangen von König Baldwin, der ſeinem ſo früh verſtorbenen Bruder im Reiche gefolgt war. Die Schiffe wurden ans Land gezogen, und die Krieger gingen mit dem König nach Jeruſalem, das Oſterfeſt zu begehn. Dort ſahen ſie, wie ſich wunderbarer Weiſe die Lampen im heiligen Grabe von ſelbſt anzündeten. Nach Oſtern badete das Heer im

Jordan, und war nun zum Feldzug bereit, von deſſen Eroberungen ein Drittheil den Genueſern zufallen ſollte.

Schnell ward Aſſur erobert, das ſchon im vorigen Jahre Gottfried beſtürmt hatte, doch vergebens, weil es ihm an Schiffen mangelte.

Nun richtete ſich der Lauf des Krieges auf Cäſarea; der Hafen ward mit einigen Schiffen geſperrt, die übrigen Völker ans Land geſetzt, um mit ehernem Gürtel die Heiden einzuſchließen. Alexander erhielt, wegen ſeines bewieſenen Muthes, den Oberbefehl über einige Fähnlein Fußvolk.

Indem nun die Chriſten ſich zum Sturm rüſteten, kamen zwey Geſandte aus der umdrängten Stadt, ein ſtattlicher Mann mit glänzendem, ſchwarzen Bart und ein Jüngling. Sie wurden in die Verſammlung der Kriegsfürſten geführt, und der ältere, Muley mit Nahmen, begann ſo zu reden:

„Wenn irgend ein andres Volk uns mit Krieg überzöge, wir würden ohne uns darob zu wundern, uns und das Unſre dem Kriegsglück anheimſtellen. Doch Ihr, die Ihr Euch Chriſten nennt, und vorgebt, der friedlichen Lehre des Nazareniſchen Propheten zu folgen, wie kommt Ihr dazu, uns mit Feuer und Schwert zu bedrohen, da wir Euch nie beleidigten? Was treibt Euch an, uns Vaterland, Gott und Leben zu rauben, und mit Gräuel-

thaten die Eingeweide des Friedens zu zerreißen, wie deſſen Syrien und Paläſtina ein blutiges Zeugniß geben? Und was ſollen wir von Euch denken, die Ihr Euch als Prieſter kleidet? Statt das Volk abzumahnen, und ihm die Lehre Eures Propheten ins Gedächtniß zu rufen, ſchwingt Ihr ſelbſt die düſtere Fackel des Zwiſtes, und lehrt Euren Untergebenen Mord und Raub. Der Rechenſchaft am Tage des Gerichtes werdet Ihr Euch nicht entziehn; doch wenn Gott, Religion, Frömmigkeit und Ehre Euch etwas gelten, ſo legt uns Eure Gründe dar."

Der Patriarch nahm darauf das Wort, und ſprach zu den Sarazenen:

„Traun, das iſt eine ganz neue und unerhörte Art von Geſandtſchaft; andre kommen wegen ihrer und ihres Vaterlandes Angelegenheiten, aber Ihr, uneigennützig und ohne an Euch ſelbſt zu denken, werdet Redner um unſres Beſten Willen. Wir danken Euch demnach für Eure ſorgfältige Wachſamkeit auf die Erfüllung unſrer Geſetze. Doch verſichre ich Euch, Ihr könnt unbeſorgt ſchlafen um unſrer Seelen Heil, denn wir haben unſre Pflichten von Lehrern gelernt, die mehr davon verſtehn als Ihr. Auch ſind wir nicht von ſo weit hergekommen, Euch des Euren zu berauben, ſondern das Unſre wieder zu nehmen, die heiligen Orte vor Entweihung zu ſchirmen, und die Kirche da herzuſtellen, von wo ihr göttliches

Licht über die Erde ausſtrömte. Auch ſchreyen die Beleidigungen, ſo Ihr unſern Brüdern zugefügt, laut um Rache zu uns, die wir Gottes Krieger ſind. Unſer Geſetz ſelbſt, nur friedlich gegen Friedfertige, ruft uns gegen Ungläubige zu den Waffen, und predigt gottentflammtes Zürnen, wie davon die heil. Schrift manches Beyſpiel aufſtellt. Was Ihr von Syrien erwähntet, diene Euch zur Warnung, und fremder Schaden mache Euch klug. Räumt Sanct Petri Stadt uns, ſeinen Erben, und geht ungekränkt von hinnen. Sonſt komme Euer Blut auf Euer eignes Haupt, und die Hartnäckigkeit ernte die verdiente Strafe."

So wurden die Geſandten ſpöttiſch entlaſſen, und brachten die Antwort heim. Einige in der Stadt wollten freyen Abzug annehmen, doch Muley und ſein Begleiter Huſſein ermunterten zur entſchloſſenſten Gegenwehr, und erhitzten die Köpfe ihrer Gegner ſo, daß das Wort Frieden in Cäſareas Mauern ausgeſprochen, den Tod bringen ſollte.

Unterdeß ermahnte der Patriarch die Chriſten in einer feurigen Rede, nach deren Beendigung der Feldherr der Genueſer im Angeſicht des Heeres den Schwur that, der erſte auf der Mauer zu ſeyn, oder zu ſterben. Der entſcheidende Tag kam. Wilhelm Embriakus, getreu ſeinem Schwur, war der erſte, der die Leiter hinanſtieg. Er

gelangte hinauf, doch unter der Laſt der Nachfolgenden brach das falſche Holz.

Allein ſtand der Held nun oben, da flehte er zu Gott, ihn nicht zu verlaſſen, und drang getroſt in den nächſten Thurm; ein einzelner Sarazen, der zurückgeblieben, fiel ihn an, mußte aber bald erliegen. Wilhelm ſtieg auf die Zinne, gewahrte, wie die Wurfgeſchütze alle Feinde verjagt hatten, und die vordere Mauer leer war. Hoch ſchwang er da das blitzende Schwert, und rief den Seinen zu mit aller Kraft ſeiner donnernden Stimme, ſchnell hinanzuſteigen, ehe der Feind zurück käme.

Nun kommen neue Leitern, ſchnell überſteigen die Chriſten die erſte Mauer, und gelangen vor das innere Bollwerk, vor dem ein mörderiſcher Kampf beginnt. Sie klimmen auch hier hinan, doch nun ſtählt Verzweiflung der Muhammedaner erſchlafften Muth, und jeder zollbreit Landes muß mit ſchwerer Arbeit errungen werden.

Herr Alexander war keiner der Letzten auf der Mauer, und hielt ſich oben wie es einem Ritter ziemte. Endlich weichen die Feinde, da ſetzt er zu haſtig in die Fliehenden. Immer vorwärts dringt er, ohne ſich umzuſehn, am Ende kann er den Arm nicht mehr zum Schlagen führen, doch muß er mit fort im Gedränge der Flüchtigen. König Baldwin läßt die Verfolger mit lautem Trompetenſchall abmahnen; Alexander hörts, aber er kann

nicht folgen, der gewaltige Strom der gedrängten Flucht reißt ihn mit fort unter den Sarazenen, die erst am Abend, angelangt bey den Ihren, bemerken, daß ſie einen Gefangnen haben und ihn frohlockend in Bande ſchlagen.

Viertes Abenteuer.

Wie es Herrn Alexander in der Sclaverey erging.

So ward der theure Mann im Siegen ein leibeigener Knecht des flüchtigen Feindes und mußte mit harter Arbeit den Ungläubigen fröhnen. Nichts ward ihm gelaſſen, als das Hemd mit dem rothen Kreuz, ſo ihm ſeine Hausfrau beym Abſchied gegeben. Ein Jahr lang vollbrachte er im Felde das ſaure Tagwerk, ſeine Haut ward beynah ſchwarz wie die eines Aethiopiers und das Fleiſch ſeines Leibes ſchrumpfte zuſammen und ward zäh, aber ſein Hemd blieb weiß wie den erſten Tag und glänzend, als käme es eben aus der duftenden Truhe Florentina's. Das fiel den Ungläubigen auf, wie der Mann im Pfluge ſtets ſein Hemd ſo rein erhielt, da er doch kein Waſſer hatte, es zu waſchen, und keine Zeit, es zu trocknen.

Die Kunde dieſes Wunders kam zu des Sultans Ohren, er ging ſelbſt auf's Feld hinaus und ſah es mit eigenen Augen. Da befahl er Alexandern aus dem Pflug

auszuſparnen und vor ihn zu bringen, daß er ihm die Urſach erkläre.

Alexander aber ſprach: „Dieſes Hemd hat mir meine liebe Hausfrau Florentina beym Abſchied gegeben, und es wird ſo lang weiß und rein bleiben, als ſie mir rechte Treu hält.“

Der Sultan forſchte weiter, von wo er her ſey?

Der Ritter erklärte ihm, wie er in dem Lande zu Öſterreich eine Burg beſitze, Rauheneck genannt, eine halbe Tagreiſe weit von Wien, zwey Stunden von Neuſtadt. Er verhieß auch, ſich mit vielem Golde zu löſen, wenn er nur Bothſchaft hinſenden könnte. Aber der Sultan wollte davon nichts hören, (denn er wußte, welchen Antheil der Ritter an Cäſareas Fall gehabt), und befahl, ihn in ſeinem Luſtgarten arbeiten zu laſſen, damit er ihn fortan ſtets vor Augen habe.

Als der betrübte Alexander nun vom Sultan war hinweggeführt worden, rief dieſer ſeine Diener Muley und Huſſein vor ſich und ſprach zu ihnen:

„Wir Kinder des Propheten müſſen unſre Frauen ſtreng bewachen und ſtets einſchließen, wenn ſie uns Treue halten ſollen. Nun habt Ihr aber wohl vernommen, wie dieſer gefangne Chriſt ſich ſeines treuen Weibes rühmte, da er doch weit über Land und Meer entfernt iſt, und ſie in keiner andern Obhut, als ihrer eignen zurückgelaſ-

ſen hat. Darum bitte ich Euch, reiſ't hin in das Land zu Öſterreich und verſucht die gerühmte Keuſchheit zu untergraben. Wenn es Euch mißlingen ſollte, ſo fürchtet Euch nicht, mir die Wahrheit zu berichten, denn ich will ſehen, ob des Hemdes vorgegebne Eigenſchaft nicht Blendwerk iſt. Bey Euren Köpfen, bringt mir nur Wahrheit."

Muley und Huſſein, nachdem ſie dieß bey Muhammed's Nahmen gelobt, traten alsbald ihre Reiſe an. Sie ſegelten nach Venedig, aber dort vertauſchten ſie ihre Tracht mit Italias knappen Gewanden, nahmen einige Wälſche in ihren Dienſt und zogen gen Öſterreich.

Fünftes Abenteuer.

Wie die beyden Ungläubigen Frau Florentina fanden, und was ſich zu Rauheneck begeben.

Als des Sultans Diener, (die der deutſchen und wälſchen Sprache durch frühern, häufigen Verkehr mit den Chriſten mächtig geworden), nach Neuſtadt, im Öſterreicher Land, kamen, fanden ſie auf einem Berg unter freyen Himmel ein artiges Mägdlein, das ſaß nah am Heerweg und ſpann. Dieſe rief ihnen zu und fragte ſie: „Edle Herrn, kommt ihr aus Paläſtina, und habt ihr nichts vernommen vom Ritter Alexander?"

„Was machſt Du denn hier?" fragte Muley.

„Ich ſpinne und frage jeden Wandrer nach meiner Frauen Gemahl. So ſitze ich ſchon länger denn ein Jahr, aber keiner weiß Kunde von ihm zu geben, und alle Abend kehr' ich heim ohne Troſt. Von dem Ertrag meines Gewebes will ich hier zu Gottes und der h. Jungfrau Ehren eine Säule baun, entweder aus Dankbarkeit, wenn meiner Frauen Herr zurückkehrt, oder zu ſeinem Angedenken, wenn er fern bleibt."

„So kannſt Du uns ja des Wegs berichten, wie wir zunächſt auf Rauheneck gelangen; und hier iſt etwas zu Deiner Säule," ſprach Huſſein.

Gertrud gab ihnen beſcheidentlich Kunde und ſie ritten fürbaß durch das gottgeſegnete Land. Sie konnten ſich nicht genug verwundern über den üppigen Reichthum der freygebigen Natur, denn ſie hatten gegen Norden Eisfelder vermuthet und waren ſchon nahe beym Arctur, wie ſie wähnten. Nach kurzem Ritt kamen ſie an den Eingang eines lieblichen Thals, das ein heller Bach durchſchlängelte, von grünen Wieſen eingefaßt. Die grade Ausſicht ſchloß ein Felſen, der, ſchräg vorgeſchoben und mit himmelanſtrebenden Fichten bekränzt, mit kühnen Trotz die Ewigkeit herauszufordern ſchien, ihn zu zerſtören, wenn ſie vermöchte. Rechts ſchaute eine Burg vom zackigen Geſtein herab keck ins Thal, recht wie ein Leu, der auf Beute lauert, zum gewalti-

gen Sprung bereit. Aber links, hochoben, erblickten ſie Rauheneck, das wie ein Adler in der Luft zu ſchweben ſchien, im Begriff, auf ſeinen Raub herab zu ſtoßen. Sie erkannten an dem ſonderbaren, dreykantigen Thurm ihrer Reiſe Ziel und richteten ihren Weg bergauf.

Als ſie nun an die Feſte gelangten und ſagten, wie ſie aus Paläſtina kämen, wurden ſie gar ehrlich empfangen, und Florentina forſchte bey ihnen nach Kunde von ihrem Eheherrn. Sie konnten ihr (wie ſie vorgaben) nichts von ihm ſagen, und die ſchöne Frau ward darob ſehr betrübt. Sie war über ihren Gemahl in großer Angſt, auch hatte ſie Grund, von ſeinen Sippen alles zu fürchten, denn Klothald hatte von ihr ſchnöde Reden empfangen ob ſeines unziemlichen Betragen, Euzlin hätte ſie gern von der Burg gehabt, und Theoſilus war der gefährlichſte, weil er ſchlauer als die andern zu Werke ging, ſo daß ſie nicht über ihn klagen konnte und doch zu klagen hatte.

Huſſein war über ihre Schönheit ſo betroffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte und von Stund an, Florentina zu lieben begann.

Muley jedoch legte ihr mit vieler Kunſt Schlingen, denn ob ſie ihm auch ſehr gefiel, hatte er doch Kaltblütigkeit und Beſonnenheit genug, vorſichtig auf ſein Ziel zuzugehn. Auch ſchien es ihm, er hätte Glück, denn

die argloſe Florentina zog ſich nicht zurück bey ſeiner Annäherung, eben weil ſie's für keine Annäherung hielt. Außerdem aber war der Morgenländer nicht an Schmachten gewöhnt, ſo wagte er einen Hauptſturm, als er ſicher zu ſeyn meinte, und ward ſchimpflich zurückgeſchlagen. Die Edelfrau ließ ihm andeuten, ſie wünſchte, daß er das Schloß verließe. Wenn er aber auf längere Gaſtfreundſchaft Anſpruch machte, wäre die Bedingung, keinen Verſuch zu wagen, ſie zu ſehn.

Die Abreiſe ward beſchloſſen. Aber Huſſein, von unendlicher Sehnſucht getrieben, bath um eine Abſchiedsunterredung. Sie ward ihm endlich geſtattet, und als er feyerlich gelobt, ſich nicht wie ſein Gefährte zu vergeſſen, entließ Florentina ihre Dienerinnen.

Nun entdeckte der junge, von Liebe faſt wahnſinnige Huſſein die Wahrheit, wer er und ſein Gefährte ſeyen, und was ſich mit Herrn Alexander begeben. Die Edelfrau ſtaunte, zweifelte — glaubte endlich und ihr Entſchluß war gefaßt.

Die Gäſte waren kaum fort von der Burg, ſo rief Frau Florentina ihren Vogt und übergab ihm die Schlüſſel, mit der Bitte, bis zu ihrer Heimkunft alles treulich zu verwalten, wie er bisher gethan in dieſem Hauſe, wo er grau geworden.

Der Vogt fragte, wo ſie hinginge? Aber ſie winkte ihm zu ſchweigen und kopfſchüttelnd entfernte ſich der Alte.

Sechstes Abenteuer.

Wie Herr Alexander befreyt ward und Florentina die Verleumder beſchämte.

Als Muley wieder mit ſeinem liebekranken Begleiter gen Venedig kam, meldete ſich bey ihnen ein Harfner, ob ſie ihn nicht mitnehmen wollten zum heiligen Grabe? Da nun der Jüngling — zart gebaut wie ein Mädchen, doch braun und nicht ſchön von Angeſicht — ſehr lieblich ſang, willfahrten ſie ſeinem Begehren und ſtiegen mit ihm zu Schiff. Auf dem Meer ſagten ſie ihm, wie er mit ihnen zum Sultan müſſe. Der Jüngling war Anfangs erſchrocken, aber bald gab er ſich drein, wurde fröhlich und verkürzte die lange Zeit der Fahrt durch vielerley Lieder und anmuthige Scherze. Wind und Wetter waren günſtig, und das Schiff lief wohlbehalten in den Hafen.

Der Sultan war ſehr erfreut über den Bericht und beſchloß ſeinen Frauen — nicht etwa mehr Freyheit zu geben, ſondern weniger zu mißtrauen. Er ließ Alexander rufen, und ſiehe da, das Hemd war noch ganz weiß.

Als der Harfner nun die Geſchichte vernahm, griff er in die Saiten und ſang folgendes Lied:

Mein Saitenſpiel erklinge
So frank und frey,
Horcht auf, was ich euch ſinge
Von Frauentreu.
Gar ſeltſam blüht auf Erden
Dieß feine Kraut,
Mag nur gefunden werden
Wo Himmelsſegen thaut.
Da blüht es und grünt es im fröhlichen May
Und beſeelt das Herz mit Entzücken,
O, wolle die Erde beglücken,
Du lieblicher Engel Frauentreu.

Es lebt im deutſchen Lande
Die Frauentreu,
Lieb' ohne Zwang und Bande
Gibt ſich da frey.
Und ewig will im Herzen
Gefangen ſeyn
Sie mit ſüßbittern Schmerzen,
Ein lichter Edelſtein.
Geprieſen die freye Liebe mir ſey,
Nur Freyheit vermag zu erglühen,
In ihrem Strahl muß erblühen
Die liebliche Roſe Frauentreu.

Dann kommt die Prüferinne
So ſtill und ernſt,

Daß du in deinem Sinne
Ergebung lernſt,
Und haſt du dann beſtanden
In echter Treu,
So biſt von harten Banden
Und aller Noth du frey.
Geprieſen in ſanften Weiſen mir ſey
Was die Bruſt belebe und erheitert,
Doch, wenn jegliche Stütze ſcheitert,
Blüht ewig das Veilchen Frauentreu.

Dem Sultan behagten des Harfners minnigliche Weiſen ungemein, ſo, daß er ihn ſich eine Gnade ausbitten hieß. Der aber bath um den Mann, deſſen Geſchichte ihm Anlaß zu dem Liede gegeben, ſo ward Alexander frey, und zog nach einigen Tagen, wo der Harfner noch den Hof mit ſeinen Liedern ergetzte, mit ihm dem Heimathland zu.

Als ſie nun gegen Öſterreich kamen, ſprach der Harfner zum Ritter, er könne ihn nicht nach Hauſe begleiten und müſſe ſich von ihm trennen. Er blieb, trotz Alexanders Bitten, bey ſeinem Entſchluß, und wollte keinen Lohn als einen Zipfel des wunderſamen Hemdes. So mußte Alexander ihn denn ziehen laſſen und eilte allein heimwärts.

Florentina empfing ihn mit großer Freude, und nachdem ſie zuſammen Gott für ſeine unermeßliche Gnade ge-

dankt, beriefen ſie ihre ganze Freundſchaft zu einem groſſen Jagdfeſt.

Euglin und Klothald blieben nicht davon, auch Theoſilus fand ſich ein. Als nun alle gerüſtet beym Morgenmahle ſaßen und Herr Alexander ſeine Abenteuer kunde gegeben, ſprach Euglin:

„Zum Danke Eurer Erzählung wollen wir Euch auch berichten, was ſich in Eurer Abweſenheit hier zugetragen.“

Nun erzählte er, wie fremde Gäſte ſich zu Rauheneck aufgehalten, und wie Florentina, als ſie geſchieden, ſogleich auch verſchwunden ſey, niemand wiſſe, wohin ſie gegangen; ſie ſey beynah ein Jahr entfernt geweſen, und erſt einen Tag vor ihres Herrn Ankunft zurückgekehrt. Euglin berief ſich auf des Burgvogts und des Geſindes Zeugniß; aber Florentina ſagte, er hätte die Wahrheit geſprochen.

Da erglühte Herr Alexander in wildem Zorn, aber ſeine Hausfrau hieß ihn ſich ein wenig gedulden und ging hinaus.

Indem ſie draußen war, beredete Theoſilus den Ritter, ſein Hemd ſey durch böſe Künſte ſo weiß erhalten worden, und Alexander gerieth in immer größere Wuth — als mit Einem Mahle der Harfner eintrat. Der Ritter fiel ihm um den Hals, nannte ihn ſeinen Retter, ſei-

nen Engel. Da trat die treue Gertrud mit einem krystallnen Becken in den Saal; der Harfner wusch sich das Gesicht, warf den Pilgermantel, die falschen braunen Locken hinweg — und Florentina stand vor ihrem Herrn ihm lächelnd den Hemdzipfel darreichend. Erstaunen fesselte Aller Zungen, aber die getreue Hausfrau löste die Räthsel. Da schlich Theoflus davon, Alexander nebst seinen Vettern fiel ihr zu Füßen, sie aber hob sie liebreich auf und hieß sie dem lustigen Waidwerk nachgehen.

Und wiederum erschallten die gellenden Hörner, das Wild erschrak ob des lange nicht gehörten Klangs und floh leichtfüßig dahin zwischen den schlanken, glänzenden Stämmen der grünbekrönten Buchen. Aber Frau Florentina schaute wieder hinab von der hohen Zinne des dreykantigen Thurms und sprach: „Wohl dem, der sich immer gleich bleibt in Liebe und Treue um uns her, denn Treue ist das einzige Glück.

Inhalt.

Seite.

Der Treue Leid und Sieg. Novelle 1

Gloriande. Eine Geſchichte in zwölf Abenteuern . 47

Diana von Cibo. Provençaliſche Sage aus dem dreyzehnten Jahrhundert 143

In Deo Consilium. Novelle. 197

Das Schachſpiel. Eine Familienſage . . . 249

Der arme Künſtler. Novelle 263

Florentina, die Getreue. Eine deutſche Sage in ſechs Abenteuern 275